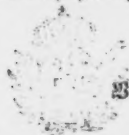


E n t w u r f

einer

Burschenschafts-Ordnung



und

V e r s u c h

einer

Begründung derselben

von

Friedrich Wilhelm Carové,

der Philosophie Professor auf der hohen Schule zu Heidelberg.

.....
Siehe, ich bin nahe der Frühling: das kühnende Wasser verzehret
Unten, das sanftere Blut, oben, der Sonne, das Eis.

Goethe.

E i s e n a c h,

bei Johann Friedrich Bräde.

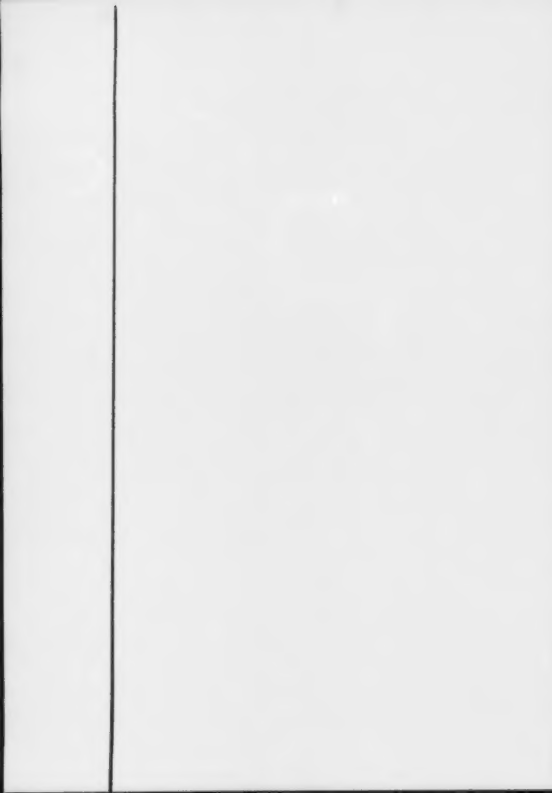
1 8 1 8

M u b e l s t a d t,
gedruckt in Dr. G. P. Zöfel's Buchdruckerei.

Meinen
deutschen Brüdern

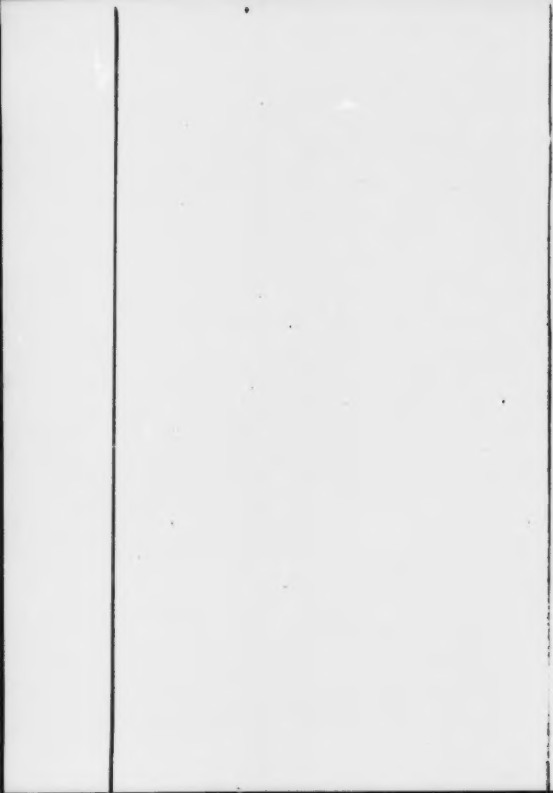
in Liebe

gewidmet.



Die neuesten Weltbegebenheiten, der Kampf um Deutschlands Unabhängigkeit, hat der deutschen Jugend auf den Universitäten ein höheres Interesse eingeflößt, als die bloße Richtung auf die unmittelbare künftige Erwerbung des Brods und auf Versorgung: sie hat auch für den Zweck, daß die deutschen Länder freie Verfassungen erhalten, zum Theil mitgeblutet, und die Hoffnung eines dereinstigen weiteren Wirkens dazu und einer Wirksamkeit im politischen Leben des Staats aus dem Schlachtfelde mitgebracht. —

Aus der Recension der Verhandlungen der
Würtemberg. Landstände in den Heidel-
bergischen Jahrbüchern der Literatur,
1817. Nr. 66. Seite 15 u. 16.



B o r w o r t.

Man könnte jeden Verfasser einen Buchhalter, und sein Werk eine Ausgabe nennen; dann wäre die Leserschaft der gebietende Herr, dem die Vorrede Rechenschaft zu geben hätte über die Veranlassung zu jener Ausgabe.

Ueber die gegenwärtige Schrift möge jene Rechenschaft in Folgendem dargelegt seyn.

Die Liebe zu meinen deutschen Brüdern gab mir die Feder zur Hand, die Liebe zur Wahrheit führte sie während der Arbeit. —

Mir eben so wenig, als jedem Anderen, konnte es in dieser Zeit entgehen, daß auf der Hochschule, wie im Volke, aus dem Wanken alles Alten ein neues Leben sich an das Tageslicht hervorringe. Daß „der Geist mit der bisherigen Welt seines Daseyns und Bestehens gebrochen habe, und im Begriffe, es in die Vergangenheit hinab zu versenken, und in der Arbeit seiner Umgestaltung stehe.“ * In solchen Zeiten des bewegtesten Gegensatzes und der vorherrschenden Ungewißheit, in welchen manches Alte im Umsinken, das Neue noch nicht fest eingerichtet ist; in welchen die Schwachen, die Augen zuhaltend, sich krampfhaft am Alten

* System der Wissenschaft von Hegel. 1r Theil, Wer. S. XIII.

festklammern, während die Berwegenen hastig und rücksichtslos alles Alte schlechthin als solches durch das Neue verdrängen wollen; — in solchen Zeiten, mehr wie in allen andern, drängen und häufen sich die Mißverständnisse, und im feindlichen Gewirre kommt vor lauter Worten keine Parthen zum Worte, und, im fortwährenden Hinstarren auf die fremden Mängel, keine zur nothwendigen Reflexion auf die eigenen. Statt daß, bey gelassener Verathung und wechselseitiger, uneingenommener Mittheilung, aus der Fülle der aufbrausenden Elemente sich eine gediegene, schöne Gestaltung friedergebend erheben sollte, — kommen, wenn die Entgegengesetzten bloß auf der Feindschaft beharren, die Elemente nicht zur Durchdringung, und wenn endlich die Kraft des Hasses in sich selbst

erstorben ist, fallen die Kämpfenden auf einander, da denn auf einer Seite ein morsches, altes Gebäude stehen bleibt, und auf der anderen ein lustiges, neues zum Vorschein kömmt. — Diese Einsicht war es, welche so viele Studirende bey ihrem Zusammen treffen auf der Wartburg beweg, die Errichtung einer Burschenzeitung zu beschließen, und dieser Beschluß war zunächst die Veranlassung der gegenwärtigen Schrift. Es schien nämlich ihrem Verfasser zweckdienlich, die Hauptgegenstände der öffentlichen Verathung in einer gewissen Folge und Ausführlichkeit anzugeben, sowohl um für die, — in jener Zeitung zerstreuten, Aufsätze, durch Beziehung auf jene Angabe, vorläufig eine äußerliche Ordnung möglich zu machen, — als um die nicht studirende, aber doch theilnehmende

Leserschaft jener Blätter mit den Hauptseiten
 des sogenannten Burschenlebens bekannt zu
 machen, deren Kenntniß ja noch kürzlich
 so vieles leere oder einseitige Gerede in Bei-
 zungen veranlaßt hat. — Da nun mit je-
 dem Tage zu hoffen und zu erwarten steht,
 daß jene angekündigten fliegenden Blätter
 der deutschen Burschen erscheinen werden, so
 glaubte der Verfasser auch mit Ausarbeitung
 dieser Schrift nicht zögern zu dürfen, und
 die Eile, mit welcher dieses geschehen, wird,
 um ihres Zweckes willen, hoffentlich manche
 Mängel derselben entschuldigen. Es hat
 nämlich diese Schrift nicht die Bestimmung,
 die Berathung über die darin betrachteten
 Gegenstände zu schließen; sondern ist viel-
 mehr gerade bestimmt, die allgemeinere Be-
 sprechung darüber erst zu eröffnen; hat aber

der Verfasser in Manchem gekrzt, dann darf er auf baldige Berichtigung hoffen, durch welche dann nicht allein der Irrthum zerstreut, sondern auch die Wahrheit erst dauernd befestigt wird. —

Und somit möge in Freundlichkeit aufgenommen werden, was in Liebe geboten wird, und was dem Streben nach Wahrheit entging, und wo es den rechten Weg verfehlt haben mag, da ergänze die Wahrheit das Mangelnde, da führe die Bruderhand den Irrenden zu Recht! —

Hribelberg, am 19. Jenner 1818.

Der Verfasser.

Inhalts = Anzeige.

Des allgemeinen Theiles.

- I. Was die Burschenschaft, geschichtlich betrachtet, sey?
- II. Wie sie dazu komme, sich eine besondere Ordnung geben zu wollen?
Nothwendigkeit einer Verbindung auf der Hochschule.
Bedeutung der gegen die Burschenschaft im Allgemeinen herrschenden Vorurtheile.
- III. Welches die Grundlagen der Burschenschafts-Ordnung seyn können?
 1. Im Allgemeinen: die Vernunft.
 2. Im Besonderen: die Uebereinstimmung der Ordnung mit den nothwendigen Zwecken der Hochschule. Diese Zwecke sind: allgemeine-menschliche, vaterländische und Staatsbürgerliche, und rein-persönliche Bildung.

3. Im Einzelnen, und zwar in Betreff:

- A. der Eigenschaften, Rechte und Verbindlichkeiten des Burschen im Allgemeinen;
- B. der Bildung der Burschenschaft;
- C. der Thätigkeit derselben als Vermittlerin und Richterin;
 - a. über Ehre, Verletzung und Herstellung derselben im Allgemeinen;
 - I. Begriff der Ehre,
 - II. Erscheinung derselben,
 - III. Wirklichkeit derselben;
 - b. Ueber dieselben Gegenstände im Besondern:
 - I. in Betreff der Ehrensachen,
 - II. — — — — — der Vergehen;
- D. der besonderen Ordnungen der Burschenschaft. --



Des besonderen Theiles.

Vorläufige Bestimmung über die Rechte eines Burschen außerhalb der Burschenschaft, deren Erwerb und Verlust. §. 1. — 9.

Burschenschaft oder Verbindung der Burschen zu einer geordneten Gemeinschaft:

I. Bildung der Burschenschaft.

- A. Allgemeine Bestimmungen. §. 9. — 20.
- B. Erwerb und Verlust der Burschenschafts-Rechte. §. 20. — 26.
- C. Wahl und Vertheilung der Ämter und Eintheilung der Klassen. §. 26.
 - 1. Wahl der Verleger. §. 27. — 36.

2. Klasseneinteilung und Vertheilung der Wächter. §. 56. — 41.
3. Wahl der Ehrenrichter. §. 41. — 46.
4. Vertheilung und Erneuerung der übrigen Aemter. §. 49. — 19.

D. Obliegenheiten der Vorsteher.

1. Als Vorsteher der Klassen. §. 49.
2. Als Mitglieder des Vorstandes. §. 50.
3. Als besondere Beamte.
 - a. Obliegenheiten des Sprechers.
 - I. Im Vorstande. §. 51.
 - II. In den allgemeinen Versammlungen. §. 52.
 - b. Obliegenheiten des ersten Schreibers. §. 53.
 - c. ————— des 2ten Schreibers. §. 54.
 - d. ————— der Ehrenrichter. alibi §. 122. II.
 - e. ————— des Rechners. §. 55 — 63.
 - f. ————— der Recht- und Zurechnender. §. 63. — 65.
 - g. ————— des Pflaers. §. 65.
 - h. ————— der Kellerndner. §. 66.
 - i. Von den, allen Vorstehern, als besonderen Beamten, gemeinamen Obliegenheiten. §. 67.
4. Als Wächter. §. 63. — 71.

II. Thätigkeit der Burschenschaft, als solcher.

A. Allgemeine Versammlungen.

1. Allgemeine Bestimmungen. §. 71. — 81.
2. Gesetzgebung. §. 81. — 85.
3. Festsetzung der Beiträge. §. 85. — 88.
4. Fällung und Aufhebung eines Urtheils. §. 88. bis 97.
5. Festsetzung der Verhältnisse nach Außen. §. 97. bis 101.

B. Klassenversammlungen. §. 101. — 103.

C. Sitzung des Vorstandes.

1. Allgemeine Bestimmungen. §. 103. — 118.

2. Besondere Verwaltungs-Angelegenheiten. §. 118.

3. Richterliche Gewalt des Vorstandes. §. 119. bis 122.

D. Ehrengericht. §. 122.

1. Allgemeine Bestimmungen in Betreff der Verleidigungen. §. 123. — 131.

2. Thätigkeit des Ehrengerichtes. §. 131. — 164.

E. Wache. §. 164.

III. Besondere Ordnungen der Burschenschaft.

A. Ordnung des gerichtlichen Verfahrens.

1. Anklage. §. 165. — 171.

2. Verladung. §. 171. — 176.

3. Beweisführung. §. 176. — 182.

4. Rechtsmittel gegen gefällte Urtheile. §. 182. bis 184.

5. Gerichtsbuch. §. 184.

B. Straf-Ordnung.

1. Allgemeine Bestimmungen. §. 185. — 188.

2. Vom Verruße. §. 188. — 190.

3. Vom Ausschusse. §. 190. — 193.

4. Entsetzung vom Ehrenamte. §. 193.

5. Verweis. §. 194. — 197.

6. Geldstrafen. §. 197.

C. Kampf-Ordnung. §. 198. — 224.

D. Fecht-Ordnung. §. 224. — 237.

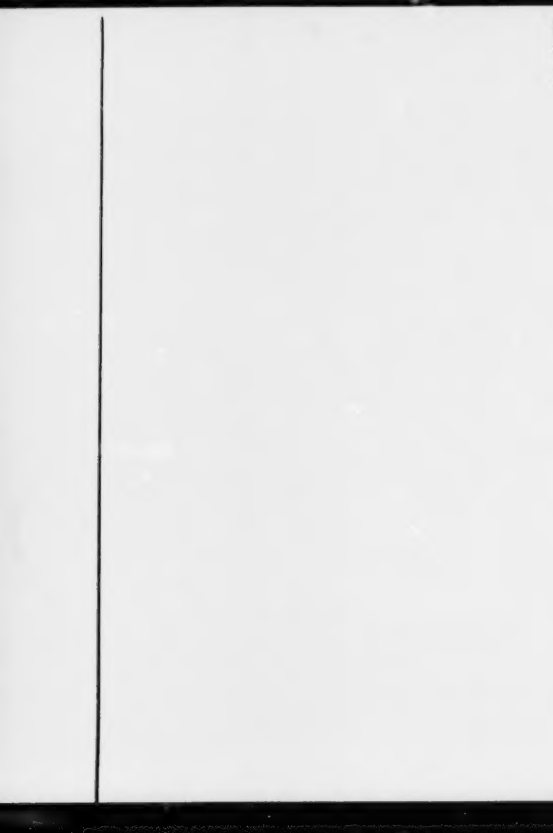
E. Feß-Ordnung. §. 237. — 251.

IV. Allgemeine Schlußbestimmung des Burschenbrauchs. §. 251.

E n t w u r f

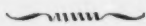
einer

Burschenschafts = Ordnung.





Entwurf einer Burschenschafts-Ordnung.



Allgemeiner Theil.

I. Was ist die Burschenschaft? und,
II. wie kommt sie dazu, sich eine besondere Ordnung geben zu wollen? —
Diese Fragen sind, weil der Gegenstand dieser Schrift Vielen fremd, Manchen selbst unerhört ist, zu beantworten, bevor erörtert werden kann, auf welche Grundlagen der Entwurf der Ordnung selbst gebaut worden ist. Jene beiden Fragen aber können nicht süglich getrennt und gehörig nur durch eine geschichtliche Darstellung der Verhältnisse der Hochschüler zu einander beantwortet werden.

I.

Schon bey Entstehung der Hochschulen, so wohl in Frankreich und Italien, als in Deutschland, hatten die Hochschüler das Bedürfniß gefühlt, sich zur Aufrechthaltung ihrer innern Ordnung, wie zur Verwahrung ihrer Rechte, in besondere Verbindungen zu gliedern, Nationen genannt, weil die Eintheilung nach den Völkern, zu denen die Lernenden gehörten, vollzogen wurde. Diesen Nationen, zum Theil auch nach Provinzen in kleinere Verbindungen vertheilt, wurden von Kaisern und Päbsten große Vorrechte zugesandt, durch welche ihre Unabhängigkeit und Autonomie gesichert, hiermit ihnen auch die freie Wahl ihrer Vorsteher gegeben war. ¹ Aber jene Eintheilung nach Völkern mußte zu Rangstreiten, die allzu großen Vorrechte zum Uebermuth, zur Zügellosigkeit führen. Die Nationen wurden in Frankreich durch Collegien, in Deutschland größtentheils durch Bursen ersetzt, in welchen die Hochschüler auf klösterliche Weise in strenger Zucht und Ord-

1. Mehrere solcher Privilegien finden sich in den zwey ersten Bänden der Compilation, welche den Titel führt: Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen u. s. w. von Meiners. Göttingen 1802 — 1805. 4 Bde.

nung gehalten werden sollten. Keine von beiden erreichte den vorgestekten Zweck. Durch das engere Zusammenleben wurden die Fleisigen von den Trägern, die Tugendsamen von den Unsittlichen verführt; jedes Collegium, jede Bursche war eine Corporation, mit der anderen in offenbarem oder heimlichem Krieg. Die Reformation brachte den meisten Bursen in Deutschland ihre Endschaft. Aus ihren Trümmern stieg der sogenannte Nationalismus und Pennalismus hervor. Es bestanden nämlich die Hochschüler darauf, daß sie sich ihre Inspectoren oder Präceptoren selbst wählen sollten. Nun wählten die Ankömmlinge meistens ihre Landsleute zu Aufsehern; diese fingen bald an, geschlossene Gesellschaften unter dem Namen von Nationen oder Landsmannschaften zu bilden, und eine unerträgliche Herrschaft über die ihnen Empfohlenen auszuüben. So waren die Hochschüler in Nationen mit eigenen Statuten, Cassen und Aemtern zerfallen, diese, die Nationen, in ältere und neue Mitglieder, jene Schoristen, diese Pennäle genannt, jene, — die unverschämtesten Tyrannen, — diese, — die niedrigsten Knechte, — getheilt. Unbedingte Unterwürfigkeit war der Letzteren höchste Pflicht; die Erlaubniß, für Beleidigungen durch einen Älteren Genugthuung fordern zu lassen, ihr einziges Recht; gleiche Tyranney zur Zeit über

Andere auszuüben — ihr Trost und ihre beste Hoffnung. — Länger als ein Jahrhundert bot dieses Unwesen allen Angriffen der höheren Behörden auf dasselbe Trost, gewiß größtentheils deshalb, weil es nur von Außen, und nicht von Innen heraus bekämpft wurde. Darum, als es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts besiegt schien, erhielt es sich, in wenig veränderter Gestalt, in den eigentlichen Landsmannschaften und in den Orden, welche letztere sich von jenen hauptsächlich darin unterschieden, daß sie Mitglieder ohne Rücksicht auf Stammgegend oder Vaterland ausnahmen. Zahlreiche Verbote und Strafgesetze ergingen zwar auf allen deutschen Hochschulen gegen beiderley Verbindungen; der Reichstag selbst, die weit eingreifenden Nachtheile derselben erkennend, verbot sie auf das schärfste durch einen Beschluß vom 2. März 1795; — weil aber sowohl diese Verfügungen, als die, nach allenthalben auf diesen Gegenstand gerichteten, akademischen Gesetze nur die alten Gebäude umstürzen wollten, ohne neue an ihre Stelle zu setzen, oder bessere aufkommen zu lassen; — weil sie an vielen Orten — als Gesetze — zu schwach gehandhabt werden, an andern zu scharf sind, um nicht selbst von den Richtern in den meisten Fällen als unanwendbar übergangen zu werden; — weil man zwar das ungezügelte sinnliche Leben auf den

Hochschulen verbannen will, ohne daß man jedoch überall die wahren Mittel ergreift, um in den Vorbereitungschulen den Sinn für das freie, geistige, allgemeine Leben zu erwecken; — weil endlich noch an mehreren Orten die Degeneration aus mißverstandnem Interesse die Nichtlernenden, aber reichen, Ordnungsstörer auf den Hochschulen dulden, und akademische Obere, welche zugleich Professoren sind, des Verlustes des Honorars wegen, oft nicht gerne Relegationen oder Concilia abentheuerlich verhängen, wo die Gesetze es befehlen *; — darum blieben bis jezt auf den mehrsten Hochschulen jener Reichstagsbeschluß, darum die akademischen Gesetze in dieser Beziehung ohne den mindesten Erfolg. Welches aber die Nachtheile dieses Mißverhältnisses waren und zum Theil noch sind, dieses bedarf hier einer näheren Erörterung, da es gerade das Ziel der Burschenschaften

2. In welchem Sinne Schelling in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (Tübing. 1803), S. 51. Folgendes sagt: „Wenn die Ausüb. der Pöbelhaftigkeit unwürdiger, den Beruf der Lehrer schändender Menschen nicht durch die Niedrigkeit des jeweiligen gemeinen Wesens selbst geduldet werden, so werden von selbst aus der Reihe der studirenden Jünglinge diejenigen verschwinden, die sich nicht anders als durch Heiße auszeichnen vermögen.“ —

ist, oder werden soll, alle diese Nachtheile zu beseitigen. —

Das Gesetz über der Comment der Landmannschaften, wie er schier auf allen Hochschulen derselbe, und auf den mehrsten noch zum Theil herrschend ist, enthält bekanntermaßen, unter anderen, auch folgende Bestimmungen:

Alle Studenten haben, nach der Zeit ihres Aufenthaltes auf Universitäten, verschiedene Rechte.

Alle Studenten sind nach Volksstämmen in Corps getheilt; deren jedes eine besondere Organisation haben kann.

Jeder honorirte Student muß sich in das Corps seines Stammes einschreiben lassen, sonst hat er weder Antheil noch Stimme bey den allgemeinen Burschenangelegenheiten. —

Jedes Corps, sey es noch so zahlreich, oder nur aus Wenigen bestehend, schickt nur einen Repräsentanten zum Convent.

Der Convent gibt Gesetze für alle Studenten und schafft sie ab; die Corps ratificiren sie per majora. Er hat Feste anzuordnen, zu theilen und Verrufe auszusprechen.

Außer den Corps werden keine Verbindungen anerkannt.

Ob der Bruch des Ehrenwortes, das dem Senat, und bey der Matriculation, gegeben wird, insamirend sey, bleibt dem Gefühl jedes Einzelnen überlassen. (Auf Einer Hochschule hat der Convent, dem Comment nach, sogar das Recht, jeden Studirenden seines gegebenen Ehrenwortes zu entbinden.)

Dumm und andere dergleichen Worte sind Beleidigungen des höchsten Grades, die absolute Forderung nach sich ziehen; nur Deprecation und die mit dem Ehrenwort verstärkte Versicherung des Beleidigers, daß er sich der ausgestoßenen Beleidigung nicht erinnere, kann das Duell abwenden. Ueber Renommagen (d. h. willkührliche Beleidigungen) hat der Repräsentanten-Convent nach Besinden zu verfügen.

Der gelinde Verruf tritt ein, wenn sich jemand weigert, den Gesetzen des Comments nachzuleben; u. s. w. Er hört auf, wenn sich der mit demselben Belegte mit zwey Burschen aus zwey verschiedenen Corps geschlagen (duellirt) hat. —

Der strenge Verruf trifft unter Andern denjenigen, der sich weigert, sich binnen vier Wochen aus dem gelinden Verruf heraus zu schlagen, — so wie den, der sein Ehrenwort einem Satisfactionsfähigen bricht. Er ist unaufhebbar und bringt Ehrlosigkeit mit. Real-Injurien sind gegen streng Verrufene erlaubt, u. s. w.

Diese und ähnliche gesetzliche Bestimmungen, Früchte des früheren halbfranzösischen (d. h. ehrfurchtelnden) und halbaltdeutschen (d. h. faustrechtlichen) Zeitgeistes, können wohl rüstige, unerschrockene Kämpfer bilden, und daß sie solche gebildet haben, kann nicht bestritten werden; aber sie können den Sinn für das Recht, welcher die Seele des staatsbürgerlichen Lebens, des Lebens in Friedenszeiten seyn muß, nicht entwickeln, und nicht zu verwundern ist, wenn in Folge solcher Geseze auf einigen Hochschulen die schreiendsten Mißbräuche eingerissen sind; daß es nämlich Sitte geworden, die neuangekommenen Studenten (die sogenannten Fische) in jeder Hinsicht als Sklaven zu behandeln; daß es zur Ehre gerechnet wird, die Nichtstudenten (die sogenannten Philister) zu betrügen (zu pressen); daß der einzige Ruhm eines Hochschülers darin gesetzt wird, ein gewandter Fechter zu seyn und viele Zweikämpfe vollzogen zu haben. Nicht zu verwundern ist endlich, wenn bis jetzt noch an so vielen Orten über die Willkühr und Härte der Obrigkeiten Klage geführt wird, da diese während ihrer Studienzeit auf den Hochschulen sich angewöhnt hatten, alle, die nicht ihresgleichen waren, verächtlich zu betrachten und zu behandeln.

Es wäre nun eben so ungerecht, jedem einzelnen Mitgliede der noch bestehenden Lands-

mannschaften die thätige Theilnahme an den geschilderten Mißbräuchen ausbürden zu wollen, als es ungerecht ist, einen jeden Franzosen deshalb zu hassen, weil ein großer Theil dieser Nation der Eitelkeit, der Selbstsucht und Viederlichkeit fröhnt. Es ist vielmehr anzuerkennen, daß selbst jene Gesetze in Vielen, die sie angenommen, den bessern deutschen Sinn nicht erspüren konnten, und daß sich diese Gesetze mehr durch die Macht der Gewohnheit, als durch freie Absichtlichkeit erhalten haben. Darum soll auch die obige Darstellung nicht Tadel über die Einzelnen ausgesprochen, sondern nur sie eingeladen haben, die veraltete Form zu durchbrechen, den freien Willen der tyrannischen Gewohnheit entgegen zu stellen, und ihrem besseren Selbst, dem deutschen, rechtlichen und freien Geiste, auch die angemessene Aeußerlichkeit zu geben, wie schon ein Theil ihrer Genossen zu thun begonnen hat. Diese nämlich, größtentheils Mitkämpfer in den deutschen Befreiungskriegen, hatten sich in der Welt umgesehen, und gefunden, daß die übrigen Stände dem Burschenstande, der bisher als der freieste gegolten, den Rang abgewonnen; daß ein höherer Begriff von Freiheit im Volke aufgegangen war, und ein rechtlicher Zustand die lauteste und mächtigste Forderung des Zeitgeistes sey. Sie auch hatten im Kampf und im Siege mit Deut-

schen aus den entferntesten Stämmen Bruderschaft geschlossen und sich mit ihnen in der Einen großen Idee der Freiheit unseres Volkes vereint und durch dieses heilige Band unauflöslich verbunden gefühlt, und konnten daher dieses selbige Gefühl bey ihrer Rückkehr auf den Hochschulen nicht aufgeben, um in die landsmannschaftlichen Verbindungen zu treten, die sich oft feindlich, gewöhnlich fremd gegenüber stehen. Sie haben endlich im Kampfe für das Vaterland und im scharf ausgebildeten Hasse des Franzosenthums einestheils die wahre, lebendige Ehre einzig und allein in Thaten und Aufopferungen für das allgemeine Beste suchen und finden gelernt; anderntheils erkannt, daß nur durch Verschönerung des geistigen Franzosenthums unser Volk wahrhaft frey würde, und daß unter den Eigenthümlichkeiten unserer Ahnen ihre Wahrheitsliebe, ihre Rechtllichkeit und ihr brüderlicher freier Sinn der Nachahmung würdiger seyen, als ihre Raussucht und Trunksucht. — Zurückgekehrt auf die Hochschulen, konnten diese jungen Sieger sich nicht in Verbindungen begeben, welche veralteten, nur durch die Gewohnheit noch getragenen Gesetzen gehorchten, während alles rings umher sich verjüngt hatte oder der Verjüngung entgegenging; sie konnten eben so wenig diese Gesetze als Regulativ ihrer Verhältnisse mit ihren Genossen anerkennen, da sie

weder diese Gesetze mitgegeben, noch auf irgend eine Weise sie angenommen hatten. Mit dieser Nichtanerkenntung aber war die Spaltung und, schon zu Folge der oben erwähnten Bestimmungen des sogenannten Comments, die Befehdung zwischen den Landsmannschaften und jenen Zurückgekehrten unvermeidlich geworden. Die Letzteren hielten sich zuerst nur freundschaftlich zusammen, und von den Neutralen oder Neuangekommenen schlossen sich ihnen mehrere und weniger an, je nachdem ihnen heller oder dunkler das Bedürfnis einer Veränderung im Bisherigen verschwebte. Kollisionen zwischen den Anhängern der Neuierung und denen des Herkommens konnten nicht ausbleiben. Sie erfolgten, und ihre Erzeugnisse waren auf den verschiedenen Hochschulen, auf denen sie Statt fanden, im Wesentlichen dieselben. Die Gesammtheit der Studirenden zerfiel in drey Theile; in die Landsmannschaften, die Neutralen und die Neuerer, die sich an den meisten Orten unter dem Namen einer Burschenschaft zu einer förmlichen Gesellschaft verbanden. Es hatten nämlich die Letzteren in Erfahrung gebracht, daß sie, als Einzelne, nicht vermöchten, ihre Unabhängigkeit gegen ganze Corporationen zu erhalten; daß die akademischen Gesetze auf keiner Hochschule zur Schlichtung der Verhältnisse der Studirenden zu einander hinreichten,

vielmehr ein Gesetz von diesen selbst aufgestellt, erhalten und vollzogen werden müsse, zu dem Allen eine geordnete Gesellschaft unter den Studirenden unentbehrlich sey. Sie waren daher, jede für sich, über eine Verfassung und eine Ordnung übereingekommen, die sie für sich an die Stelle des frühern Comments setzten, und alle ihre Genossen zur Theilnahme an demselben einluden. Die Grundlagen dieser Gesetze waren im Wesentlichen folgende:

1. Damit das neuerwachte Bewußtseyn der Volkseinheit nicht untergehe, und um mancherley Nachtheilen der Trennung in Landsmannschaften vorzubeugen, möge künftighin nur Eine Verbindung auf den Hochschulen seyn, welche alle deutsche Studirende oder (nach einem altergebrachten Namen) alle Pürsche umfasse.

2. Durch die Immatriculation erhalte jeder Studirende mit dem anderen in allem Wesentlichen gleiche Rechte; daher müßten Alle gleichen Theil an der Gesetzgebung haben, die Verwaltung durch solche, die von Allen gewählt werden, besorgt, und alle Beschlüsse von Allen genehmigt, alle Urtheile, durch welche wesentliche Rechte genommen würden, von Allen erlassen werden.

3. Daß Band deutscher Pürsche dürfe nicht ein spitziger, überreizbarer Eigendünkel, sondern

müsse von Liebe und Wahrheit gewoben seyn; es müsse daher bey vorkommenden Beleidigungen sowohl der Versuch zur Vermittlung vom rechtswegen eintreten, als auch ein, von Allen ernanntes, Ehrengericht im Namen Aller die Ehre des Einzelnen, wenn derselbe aus frechem Muthwillen oder aus Lügenhaftigkeit beleidigt worden, für unverletzt erklären dürfen. —

Jede Gesellschaft deutscher Bursche nun, die diese Grundsätze als das Bestimmende ihres Uebereinkommens anerkennt, wird, weil ihre Mitglieder nur die Rechte, die ihnen als Burschen zukommen, in Anspruch nehmen, mit Recht auch Burschenschaft genannt, und bildet mit den gleichen Gesellschaften auf den übrigen Hochschulen die allgemeine deutsche Burschenschaft, deren Glieder die einzelnen Burschenschaften, deren Seele Volkseinheit, rechtliche Freiheit, Liebe und Wahrheit sind.

II.

Man hätte nun allerdings erwarten sollen, daß diesen Verbindungen nicht blos die Duldung, sondern selbst die Unterstützung der Regierungen zu Theil geworden wäre; besonders da ihr Streben dahin geht, das Burschenleben wieder mit dem Leben im Staate und im Volke zu

versöhnen; — Allein diese Erwartung ward theils durch obwaltende Unbekanntschaft mit den Gesetzen und Verhältnissen der Vurschenschaften, theils durch mehrere noch herrschende Vorurtheile getäuscht, und diese letzteren näher zu bezeichnen, ist, um möglichen Mißverständnissen vorzuleugen, hier unumgänglich gefordert.

1. Das allgemeinste Vorurtheil möchte wohl dieses seyn, daß keine autonomische Verbindung, als den schnurgeraden, verständigen Mechanismus des Staates durchbrechend, in demselben geduldet werden dürfe. Diese Meinung, da sie einen Schein von Gültigkeit trägt, scheint auch einer ausführlicheren Widerlegung zu bedürfen.

A. Betrachtet man den Staat auf eine ganz abstracte Weise, d. h. abgesehen von einem bestimmten Lande und Volke, dann muß er als ein vernünftiger Organismus betrachtet werden, in welchem zwar alle Glieder durch den vernünftigen Willen in Einem lebendigen Zusammenhange gehalten und in sofern unter Einem gemeinsamen Gesetze stehen; in welchem jedoch auch jedem besondern Systeme, ja selbst jedem einzelnen Gliede eine eigene Thätigkeit zukommt, jedes seinem eigenthümlichen Gesetze

Gefetze folgend. Je mannigfaltiger jene Elemente, je größer die Thätigkeit jedes Einzelnen, desto vollkommener ist der Organismus, desto reicher und lebendiger ist er, desto vollendeter können die Früchte seines Lebens seyn. Aber todt ist ein solches Gebilde, wenn schlechthin nur eine Thätigkeit (die chemische) darin waltet und ein Alles bewältigender Nachspruch kein Einzelnes duldet, sondern es gänzlich als solches auszehrt und in seine Allgemeinheit begräbt. Krank hingegen ist der Staatsorganismus dann zu nennen, wenn ein Glied desselben in Absonderung und Feindschaft gegen die Uebrigen tritt, wenn es dem Alle verbindenden Gesetze dadurch gänzlich den Gehorsam auflündigt, daß es sich schlechthin als Einzelheit festsetzt und dem allgemeinen Willen den Eintritt versagt. Diesemnach wird näher derjenige Staat als krank zu bezeichnen seyn, in welchem sich Gesammtheiten dem Ganzen feindlich gegenüber zu stellen und als geheime Verbindungen sich zu vereinzeln genöthigt werden, indem man ihnen ihr Recht nicht will angedeihen lassen; das Verbot macht lüstern, das Verbotene muß sich dem Auge der Wächter entziehen, die Verbundenen müssen sich in kleine Körper vertheilen, diese aber sind der Ausartung am leichtesten unterworfen; denn das Laster und Verbrechen nistet am liebsten im Finsternen und von Wenigen be-

obachtet. Als todt, oder doch als nur mehr vegetirend, müssen näher diejenigen Staaten bezeichnet werden, in denen alle Befehle einzig und allein vom Throne ausgehen, und den einzelnen Gesamtheiten für ihren Kreis alle Wirksamkeit, alle Selbstbestimmung verweigert und benommen ist. Denn wo den Einzelnen alle Theilnahme am allgemeinen, höhern Staatsleben versagt ist, wie in den orientalischen Staaten, da versinken sie bald in jenen apathischen Traumzustand, aus welchem sie nur der Schreck des Bedürfnisses oder die Lockung der Lüste und Begierden aufwecken kann. Nicht also im gesunden Staate. In solchem wird vielmehr die mannigfaltigste Thätigkeit hervorgerufen, — nicht bloß der Arme, sondern der Geister, — damit das Ganze sich innerlich zu immer höherem Leben verarbeite. Nicht bloß das Gesez soll überall walten und das abstracte Recht, sondern dieses soll nur die Grundlage seyn für das Höhere, — die Freiheit, — für die ungestörte Aeußerung nämlich des vernünftigen Willens der Einzelnen und ihrer Eigenthümlichkeit, sofern diese das Allgemeine nicht stört. Da müssen denn allerdings Verbindungen anerkannt und befördert werden, wenn sie durch ihre Geseze mit dem Recht und der Sittlichkeit — der Staatsseele, — in lebendigem Zusammenhange stehen und durch ihre Deffentlichkeit den Staat in Stand setzen,

sie nie aus jenem Zusammenhange treten zu lassen. In diesem Sinne auch bemerkte der zu früh verstorbene Villers: „Für das Reich der todtten Natur und für den abstracten Raum, schickt sich die geometrische Einförmigkeit, das Lineal und die Wasserwaage. Aber das Leben ist keine Abstraction; überall, wo es sich zeigt, hat es seine inneren Gesetze, seine organisirende Kraft, vermöge welcher das Wesen sich frey bilden und entwickeln können muß.“²

B. Betrachtet man nun ferner den Staat in seiner Wahrheit, d. h. als einen bestimmten, wirklichen, hier also zunächst als einen deutschen Staat, dessen Einrichtung und Verfassung also immer mehr oder weniger dem besondern Volkscharakter entsprechen muß, je mehr oder weniger das Gesetz in der Wirklichkeit Anwendung finden soll oder nicht, — dann ist es den deutschen Volkscharakter gänzlich mißkennen, wenn man alle besonderen Verbindungen aus der allgemeinen Staatsverbindung verbannt will. Es haben nämlich die Deutschen von ihrer frühesten Kindheit an den Kunsttrieb gezeigt, sich, wie die Vienen, in besondere Schwärme zu theilen, und im Vienenkorbe ihres

2. Blick auf die Universitäten im protestantischen Teutßlande (Marburg 1808), S. 11.

Stammes sich einzelne Zellen, nämlich Bruderschaften, Eidgenossenschaften, Innungen u. d. gl. zu bauen und „das Bestreben, wie die Person „frey war, so ein jedes Verhältniß bis zur freien „Persönlichkeit auszubilden,“ — welches, nach Steffens Bemerkung 4, „die Künste erzeugte,“ — war wohl überhaupt der treibende Geist jenes Kunsttriebes. Aber er wurzelt auch tief im Gemüthe des sinnigen Deutschen, welches, wie sein Geist ewig nach Freiheit, so sich ewig nach Liebe und Freundschaft sehnt, und daher früher fühlen, späterhin erkennen mußte, daß „nur kräftige Eigenthümlichkeit, die sich „selbst begreift, und also scharf sich entgegen- „setzt allem Fremdartigen von außen her, — „eigentlich fähig seye tüchtiger Liebesgesinnung, „und wie schwach das Gesetz allgemein ver- „schwimmender Liebe, die nicht die feste Richtung gewonnen hat auf das Bestimmte hin.“ 5 Zugleich mit jenem Triebe, und innig verschwägert mit ihm, zeigt sich von Anfang an der Trieb nach Recht und nach besonderer Standesehre, und ist dieses als ein Hauptzug in der sittlichen Physiognomie des deutschen

4. Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. (Berlin 1817.) S. 43.
5. Abhandlungen über nordische Alterthümer, von Stahr. (Berlin 1817.) S. 170.

Volkes zu erkennen, der es geschichtlich von allen anderen Völkern unterscheidet. Dieser Trieb beruht auf dem wahrhaften Gefühle, daß der Einzelne Nichts ist, wenn er nicht in der Achtung seiner Genossen lebt; daß eine Mehrheit von Gleichen nicht Mehr ist, als ein Haufen zufällig auf einander geworfener Steine, wenn nicht Eine Ehre, ein Höheres, Heiliges, als ihre gemeinsame Seele zugleich über ihnen schwebt, alle durchdringt und sie zu einer lebendigen Gemeinschaft vereinigt; — daß also, wie die Volksehre zwar alle Stände zu einem Volke, zu einem Gliede der Menschheit, wie Kunst, Religion und Wissenschaft wieder die Völker in der wahren Menschenehre — im Göttlichen, verschmilzt, — sonach jeder Stand seine besondere Ehre haben müsse, der seine einzelnen Mitglieder von der natürlichen Selbstsucht befreit, und sie zur Liebe eines Höheren, des Allgemeinen, hinaufzieht, wo allein sie ihre Endlichkeit zerbrechen und ewig werden können; — daß zur Geburt, wie zur Erhaltung und Steigerung dieser Ehre, jeder Stand auch eine äußerliche Einrichtung, ein äußeres Band haben müsse, welches die innere Vereinigung zu offenbaren und die Idee, das Heiligthum des Standes, zum Bewußtseyn der Einzelnen zu bringen vermöge; — daß, zur Lebendigerhaltung dieses Bewußtseyns, und weil nur der darin Lebende den wah-

ren Umfang und das Wesen der besonderen Ehre erkennt, — über die Verletzungen derselben auch nur die Standesmitglieder selbst mit Recht und Einsicht urtheilen können und sollen, wie dieses Recht von den Stämmen germanischen Ursprungs früher allgemein anerkannt, noch heutiges Tages in England sich verwirklicht findet und in Deutschland nur durch das unglückliche Uebergewicht, welches das römische Recht und die päpstlichen Satzungen erhielten, so wie durch die, bis zur Souveränität gesteigerte, Macht der Herrscher verdrängt worden ist. —

Faßt man dieses Alles zusammen, sowohl was über besondere Verbindungen überhaupt, als was über sie, als nothwendige und nicht zu mißbilligende Erzeugnisse deutscher Eigenthümlichkeit, dargelegt werden, dann möchte wohl über ihre Zulässigkeit im Allgemeinen kein Zweifel mehr obwalten. Nun könnte dieses von den Gegnern zwar zugegeben, aber die Anwendung des Resultats auf die Studirenden aus dem Grunde bestritten werden, „weil die Hochschule „nur eigentlich eine Vorschule zu den verschiede-
 „denen Ständen sey, und so manche der Hoch-
 „schüler eben erst dort und oft nur spät zum
 „Bewußtseyn kämen von dem, was sie wollten
 „sowohl, als von dem, was sie sollten; daß sie
 „daher noch nicht die Rechte eines Standes in
 „Anspruch nehmen könnten.“ — Diese Ein-

wendur: aber wird sowohl durch die Geschichte beseitigt, ⁶ welche unwiderleglich darthut, daß die Hochschüler von jeher als ein eigener Stand von männiglich anerkannt worden, und sie sich von jeher als ein solcher gefühlt, oft auch gewußt haben; — als auch durch die Natur der Verhältnisse selbst; indem, wie auf niederer Stufe die Handwerker rohes, fremdes Material, so die Hochschüler auf höherer den Beruf haben, sich selbst freithätig zu verarbeiten und zu bilden; indem sie ferner, eben weil die Hochschule eine Vorschule seyn soll, schon in dieser als Selbstständige müssen vorausgesetzt werden, oder doch alle Gelegenheit haben müssen zur Selbstbestimmung zu gelangen, damit sie frey seyen und selbstständig, wenn sie

6. So bemerkt unter andern Meiners a. a. D. II. Bd. S. 129: „So natürlich man es im 12ten und 13ten Jahrhundert fand, daß zahlreiche Corporationen von Lehrern und Lernenden sich selbst richteten, oder von ihres Gleichen gerichtet wurden, eben so natürlich fand man es, daß zahlreiche Corporationen von Lehrern und Lernenden, gleich andern Gemeinheiten, zur Erhaltung guter Ordnung durch die Mehrheit der Stimmen gewisse Satzungen machten, die für alle Mitglieder derselben verbindend und deren Uebertretung mit Ausschließung oder mit Verlust gewisser Vortheile verknüpft seyen.“ —

als thätige Glieder in einen besondern Stand eintreten sollen. Dieses Bedürfniß, die Selbstständigkeit der Hochschüler vorauszusetzen, um sie in ihnen zu entwickeln, ist von Schelling⁷ angedeutet, von Fichte⁸ und Schleiermacher⁹ scharf und bestimmt ausgesprochen, und von Steffens und Vilers¹⁰ anerkannt worden. Diese ehrwürdigen Stimmen überheben mich einer weitem Erwiderung jenes Einwurfs, zumal da einige Hochschulen, auf denen man, jene Wahrheit mißkennend, die Studirenden in pedantische, klösterliche, lebentödtende Geseze einzuzwängen versucht, — durch ihren traurigen Zustand die stehende und unwiderlegbare Erwiderung desselben sind. Wo nämlich die wahrhaften Triebe in ihrer Entwicklung gehindert werden, da schlagen die Sprossen, zu Wurzeln verzweigt, in die finstere Erde, statt sich heiter in die Lüfte zu entfalten; wo die öffentlichen Vereinigungen gestört wurden, schlugen sie in geheime Verbindungen über, und die

7. Vorles. über die Meth. des akad. Stud. S. 38.

8. Ueber das Wesen der Gelehrten. (Berlin 1806.) S. 129 ff.

9. Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinne. (Berlin 1808.) S. 121 ff.

10. In den bereits angeführten Schriften.

Kleine rechtliche Forderung verweigert, wandelte sich oft in eine größere unrechtliche um. — Hiermit möchte denn wohl dem angeführten Urtheile der Unzulässigkeit autonomischer Verbindungen auf den Hochschulen zur Genüge begegnet und zugleich die Nothwendigkeit derselben im Allgemeinen dargethan seyn.

C. Aber selbst abgesehen von den beigebrachten Gründen, die, wie Alles, was sich nicht mit den Händen betasten läßt, von Manchen als nur im Gedanken wurzelnd, die Wirklichkeit nichts angehend, mögen betrachtet werden, — so läßt sich noch überdies aus der handgreiflichen Wirklichkeit jene Nothwendigkeit unverkennbar aufzeigen. Es ist nämlich ein bekannter Umstand, daß noch auf allen Hochschulen, aller, auch noch so scharfen, Gesetze ungeachtet, oft die unbedeutendsten Beleidigungen unter den Studirenden unvermeidlich den Zweikampf zur Folge haben; daß nirgend oder höchst selten die, zur Schlichtung der Strittigkeiten unter den Hochschülern vorgesezte, akademische Behörde zu diesem Behuf von denselben in Anspruch genommen wird, oft diese selbst, öffentlich ¹¹

11. Wie dieses durch nachfolgende Urkunde bewiesen wird. Ein Senatsbechluß der Freiburger Hochschule vom 3ten Juli 1817 lautet wie folgt: „Es

oder unter der Hand, ihre Unzulänglichkeit eingesteht, oder von den angebrachten Händeln keine Notiz nehmen will; es ist ferner Thatsache, daß die mehrsten Strittigkeiten bloß daher entstehen, daß auf derselben Hochschule mehrere

„sind und kühnlich Wettspiele von Intendierten und
 „vollzogenen Duellen vorgekommen, denen eine so
 „höchst unbedeutende Veranlassung zu Grunde lag,
 „daß solche gewiß, ohne zum Äußersten zu führen,
 „in Güte beseitigt werden würden, wenn besonnene
 „Freunde eines oder des andern Theils sich der
 „Sache thätig angenommen hätten. So sehr wir
 „nun eine jede bleibende Verbindung, wenn sie
 „auch bloß den Zweck haben könnte, den Duellen
 „und insbesondere den muthwilligen Händeln vor-
 „zubeugen, als gesetzwidrig und mit dem wahren
 „Wohl der Akademiker unvereinbar verwerfen müs-
 „sen, und daher auf die Beobachtung der hierüber
 „ergangenen Verordnung strenge halten werden,
 „so sehen wir uns doch auch durch jene Erfahrungen
 „veranlaßt, alle Akademiker, die etwa künftig
 „mit einem ihrer Committenten in Zwist gerathen
 „sollten, hienit dringend zu erinnern, statt der in
 „Fällen dieser Art gleich bald erfolgenden Heraus-
 „forderung, welcher zuweilen noch eine trockne und
 „eben daher ganz zweckwidrige Anfrage über die
 „Absicht zu betheiligen, vorzuziehen, die gütliche
 „Vermittlung dritter Studirenden, wo
 „möglich solcher, welche mit ihnen und ihren Geg-
 „nern in freundschaftlichen Verhältnissen stehen,
 „ernstlich zu versuchen.“ —

Kleine Verbindungen sich neben einander befinden, deren Mitglieder sich bloß des Namens der Verbindung halber befeinden, ohne sich persönlich zu kennen; es kann fernerhin nicht geläugnet werden, daß ein Zweikampf nur höchst selten zu verhindern seyn wird, wenn die schon in Zwist Gerathenen Vermittlung suchen und sich hierzu erst über Schiedsrichter vereinigen sollen; zumal es in den meisten Fällen darauf ankommt, den Beleidigten in der Achtung seiner Genossen herzustellen; dieses aber dann nicht mit Gewißheit zu erwarten steht, wenn die Schiedsrichter oder Vermittler einseitig von den Streitenden und nicht von allen Genossen gewählt sind; — es ist endlich eben so anerkannt, daß jene vielfachen Zweikämpfe um Unbedeutendheiten der wahrhaften Bestimmung der Hochschüler widerstreiten, als es gewiß ist, daß ihre Zahl sich bereits um ein sehr Merkbares auf derjenigen Hochschule (Tena) vermindert hat, auf welcher sich eine autonome allgemeine Verbindung der Studirenden unter den Augen der Regierung gebildet hat. — Werden nun alle diese Wirklichkeiten vorurtheilsfrey zusammengehalten, dann muß sich nothwendig ergeben, daß, wenn überhaupt der bisherige Kriegszustand auf den Hochschulen, der Widerspruch des Sollens und des Nichtkönnens der akademischen Obern, ihre Endschaft erreichen sollen, — daß

alsdann, schon allein zu diesem Behufe, eine allgemeine Verbindung der Studirenden auf jeder Hochschule von den Regierungen erlaubt werden muß, welche Verbindung ihre eigenen Gesetze und ihre unabhängige Verwaltung haben muß, um nicht in ihrer Wirksamkeit wieder eben so ohnmächtig zu werden, wie die akademischen Gesetze und Behörden es in Beziehung auf die Streitigkeiten unter den Studirenden sind. Denn muß, wie es das Bedürfniß auf allen Hochschulen ist, und vom akademischen Senat von Heidelberg offenherzig erklärt worden, die Verminderung der Zweikämpfe von den Hochschülern selbst bewirkt werden, dann müssen die Vermittler und Richter schon vor dem Streite erwählt seyn; — dann müssen, sowohl da jeder Studirende auf irgend eine Weise in Streit verwickelt werden kann, als auch jedem ein Urtheil über die Standesehre seines Genossen zusteht, — diese Vermittler und Richter von Allen oder möglichst Vielen gewählt werden; — um diese Wahl zu vollziehen, sind Vorsther nöthig, so wie zur Unterstützung und Erneuerung der Erwählten in ihrem Amte, zur Berufung von ihrem Spruche an die Gesamtheit, und zu denen, durch alles dieses veranlaßten, Mittheilungen und Abstimmungen; es sind ferner, um das Urtheil zu vollziehen und die Widerstrebenden in Ordnung zu halten, Strafge-

seht nöthig, allgemeine Versammlungen unentbehrlich u. s. w., — und so ist es bis zur Ueberzeugung klar, daß wenn die Gebietenden überhaupt eine Veränderung auf den Hochschulen im Ernste herbeiführen wollen, — woran zu zweifeln Hochverrath wäre, — daß sie alsdann auch sich nicht scheuen dürfen, das einzige Mittel zu ergreifen, welches sicher zum Ziele führen kann, — daß sie nämlich im Verbote der Verbindungen auf den Hochschulen eine allgemeine Verbindung der Studirenden nicht mit einbezugen mögen. —

D. Und ist es nicht verderblich und schier widersinnig, daß gerade das erste Gesetz, welches der freigelassene Jüngling befolgen soll, nämlich das akademische, ein solches ist, welches er oft nicht befolgen kann, wie a. in Betreff vorgefallener Beleidigungen, oder welches nicht zu befolgen er oft das dringendste und untadelhafte Bedürfnis fühlen muß, — wie dieses b. in Hinsicht der Verbindungen oder Bruderschaften der Fall ist? Daß aber Keines von Beiden eine willkürliche Annahme sey, wird sich aus der Darstellung der betreffenden Verhältnisse auf den Hochschulen ergeben. —

a. Je schärfer der Studirende vor dem Antritte seiner neuen Bahn in Gehorsam ge-

halten worden, um so unmäßiger wird er; sich selbst überlassen, nach schrankenloser Freiheit oder vielmehr nach willkürlicher Ungebundenheit streben; je unselbstständiger er früher war, um so heißer wird es ihn drängen, bloß auf seiner eigenen Kraft zu beruhen und dieser Selbstständigkeit recht oft und recht untrüglich bewußt zu werden. Ja auch der ungedrückte, freier gehaltene Jüngling sehnt sich, nicht bloß der Form nach, einzutreten in die Reihe freier, selbstständiger Wesen, sondern auch durch die That dieser neuen, höheren Geburt inne zu werden, und, — wie der Furchtsame im dunkeln Walde pfeift oder singt, um sich seiner selbst, seines Daseyns zu vergewissern, — so ist jenem jede nächste Gelegenheit willkommen, in welcher er in wirkliche Erfahrung bringen kann, daß er eine eigenmächtige, selbstthätige, unburchdringliche Person geworden sey. Von den wenigen papiernen Naturen, denen es genügt, nur immer von fremder Hand beschrieben, gebogen und umgewendet zu werden, kann, als von Anomalien, hier nicht die Rede seyn, sondern nur von lebenskräftigen, nach geistiger Selbstbildung strebenden Jünglingen. Diese aber strömen aus den verschiedensten Schulen und Vorbereitungen auf der Hochschule zusammen, alle mit jenem heißen oder heftigeren Drange nach Selbstständigkeit, — die mehrsten noch ungewohnt, die

eigene Selbstständigkeit in der Anerkennung der fremden zu finden, vielmehr noch mit dem wahren Begriffe der Freiheit unbekannt, und diese mit Willkühr verwechselnd. Vergnügungsorte, Spaziergänge u. d. gl. führen die Studirenden zusammen; sie wollen anerkannt seyn, ohne der Erwiederung noch zu gedenken; die geringfügigste Veranlassung genügt, um die schroffen Gegensätze in Berührung zu bringen, da denn eben so nothwendig Streit daraus entstehen muß, als Säure und Kali ohne Weiteres aufbrausen, und zwischen Stahl und Stein die Funken hervorsprühen. — Das ist nun keinem von Beiden leid oder unangenehm; vielmehr ist nur geschehen, was Beide unbewußt, oder halbwissend, gewünscht. Es ist nämlich eine Gelegenheit gegeben, in welcher jeder hofft, den Andern zur Anerkennung seiner Selbstständigkeit zu zwingen. Weil aber Beide dieses hoffen, weil keiner seinen Zweck erreichen würde, wenn er einen Dritten zur Hülfe rief, oder gar die obrigkeitliche Uebermacht in Anspruch nähme, — indem auf diese Weise seine eigene Kraft in Zweifel bliebe, — darum sind nur zwei Wege zur Schlichtung des ausgebrochenen Streites; — entweder muß *α.* körperliche Kraft und Gewandtheit (und hiermit mehr oder weniger der Zufall) oder *β.* die geistige Kraft, der

freie Willkür, das Recht, das selbstgegebene Gesetz entscheiden. —

a. Jenes Mittel bietet der Zweikampf, dessen einziges Ziel seyn kann, daß überhaupt der Streit geschlichtet, nicht wie, d. h. nicht ob er gerecht entschieden werde, und in dieser Beziehung ¹² kann der Kampf ein barbarisches Rechtsmittel genannt werden, indem die Einzelnen darin sich mehr als Massen, denn als geistige Wesen, zu einander verhalten. In der That ist es auch keine Erfindung gebildeter Völker, sondern war rohen, im Zustand der Gewaltthat lebenden, Menschen nothwendig, erhielt dann als Gottesurtheil eine höhere Bedeutung, pflanzte sich fort, theils als Spiel zwischen kraftstrotzenden Rittern, theils als Streitschlichter, und um falsche Eide zu verhüten; in den rechtlosen Zeiten des deutschen Faustrechts, wurde von dem eitelen Adel und dem, aus Profession verwegenen, gefahrliebenden, Kriegerstande beibehalten, von den schmeicheleichen, empfindlichen Franzosen bis zum Uebermaas als Bravour-Außerung gebraucht, und von den Studirenden, die gerne adelige Ritter und Kühne Krieger, und zuletzt

12. Die anderen Beziehungen können nämlich erst späterhin betrachtet werden.

guleht auch gar gerne glänzende Franzosen gewesen wären, mit Freuden aufgenommen, fortgepflanzt und als ein kostbares Vorrecht fortwährend in Anspruch genommen. —

β. Das andere Mittel aber, den Streit zu schlichten, wäre ein Ehrengericht, von den Studirenden selbst gewählt, und ein Gesetz, von ihnen selbst gegeben, nach welchem geurtheilt würde. Ein solches Gericht, von welchem sich, mehr oder weniger entwickelte, Spuren in vielen Geseßgebungen aufzeigen lassen, welches sich bey den deutschen Handwerksinnungen noch im 16ten Jahrhundert völlig eingerichtet findet, ¹³ dessen unentfalteter Keim selbst schon in dem Comment der Landsmannschaften ¹⁴ enthalten, und welches seit mehreren Jahren von den Studirenden auf der Hochschule zu Jena, so wie nach ihnen auf gleiche Weise auf mehreren anderen Hochschulen bereits eingerichtet worden ist, — beruht darauf, daß die

13. Siehe *Reier de conviciis*, part. 2. num. 129 — 260. *Idem de colleg. opif. cap. 2. num. 966.* und das Reichsgesetz aus der Reformation gutes Polizen de anno 1543. —

14. In der Bestimmung, daß der Repräsentanten-Convent über Renommagen nach Befinden zu verfügen hat.

Ehre des Einzelnen zwar in seinem Bewußtseyn, und bloß für dasselbe, unabhängig und frey ist von allem Aeußern, Wirklichkeit aber nur hat durch und in dem Geiste der Gesamtheit, deren Mitglied er ist; daß also der Wille oder Geist dieser Gesamtheit gewissermaßen die Sonne ist, deren Strahl die Ehre des Einzelnen; daß jene das Unverlehbare, sich immer Gleiche ist, und diesem, dem Einzelnen, eben sowohl das ausgestrahlte Licht entziehen, als ihm, von anderm Entzogenes, wieder zu verleihen die Macht hat; daß der Geist der Gesamtheit gleichsam die Wunderquelle ist, in welche getaucht, jede Wunde unmittelbar heilt und verschwindet. Diese Wahrheiten wurden besonders von den Germanen in ihrem noch mehr bloß natürlichen Zustande lebhaft gefühlt, und, daß sie nicht auch ihre Handlungen nach erfolgter Beleidigung bestimmten, lag wohl nur darin, daß der Rohe, Ungebildete, wenn er persönlich angegriffen ist, nicht die Freiheit und Macht des Geistes hat, von sich selbst zu abstrahiren, und den Gegenstoß durch den Gedanken an das Recht oder Gericht zurückzuhalten; sondern, als ein Elastisches, unmittelbar zurückschlägt. — Späterhin, in den vielfachen Staats- und Religionsirrungeu, — die jeden auf sich selbst, seine eigene Kraft und Meinung zurückwiesen gegen die vorwaltende Willkühr und In-

toleranz, — mußten jene Wahrheiten ganz aus dem Gefühle verschwinden, und es schien, als sollten sie selbst vernichtet werden, da in Frankreich und Deutschland der Egoismus gepredigt und endlich gar auf den Thron gehoben wurde. Doch dem Ewigen bleibt ewig sein Recht unverkümmert; es scheint nur je zuweilen zu verschwinden, um aus der eingebrochenen Nacht sich verjüngt und in reinerer Gestalt über der Asche des Endlichen zu erheben. So erwachte auch unter dem immer heftigeren Drucke der herrschenden Selbstsucht endlich wieder der Sinn für das Allgemeine, und aus dem Schaume des Hasses erstand die reine, göttliche Liebe; und wie sie die äußern Bande zerschlugen, so hat sie auch die Blinde vom Auge der Erkenntniß gerissen, und ein großer Geist hat jene, wie alle die Wahrheiten, welche früher nur noch in der dämmernden Region des Gefühles und der Meinung schwebten, in die lichte Sphäre des Begriffes, der lebendigen, reinsten Uebersetzung erhoben. In dem Begriffe nun ist die Nothwendigkeit jenes Ehrengerichtes begründet, und er wird unausbleiblich die Errichtung desselben auf allen Hochschulen bewirken, da überdies, wie bereits erwähnt worden, das Ehrengericht das einzige mögliche Mittel ist, die gewöhnlichen und häufigsten Strittigkeiten auf die angemessenste Weise zu schlichten. Es muß

nämlich der Hochschüler schon vor dem Streite seine wahre Selbstständigkeit dadurch errungen haben, daß er sowohl durch Eintritt und Aufnahme in die allgemeine Verbindung seiner Genossen den Willen der Allgemeinheit, als den höheren anerkannt, — als auch seinen eigenen Willen durch freie Anerkennung eines Gesetzes und durch Mitwahl der Ehrenrichter (welche zugleich Vermittler sind) im allgemeinen Willen erhalten, und ihm hiermit ein festes Daseyn in der Anerkennung seiner Mitgenossen gegeben habe. Ist dann ein Zwist entstanden, dann wird der Streitende denen, von ihm selbst gewählten, Vermittlern, ohne Verlust seiner Selbstständigkeit, Gehör geben können, und im Ausspruche des Ehrengerichts seinen eigenen Willen erkennen und ehren müssen, und das Recht, das im Namen der Allgemeinheit gesprochen wird, höher schätzen, als dasjenige, welches der Zufall ihm im Zweikampfe bieten könnte.¹⁵ Dieses zweite geschilderte Mittel, den Streit durch ein Ehrengericht schlichten zu lassen, stand nun aber den Studirenden bisher nicht zu Gebot; entstand

¹⁵. Ich glaube erinnern zu müssen, daß das Hiergesagte zunächst nur die Schlichtung der Strittigkeiten betrifft, welche um nichtiger Veranlassungen willen entstanden, aber unter den entstehenden bey weitem die größte Anzahl ausmachen.

daher ein Streit, dann wollten noch durften die Streitenden in dieser Beziehung den akademischen Gesetzen nicht gehorchen; — sie wollten nicht aus den oben angeführten Gründen; sie durften nicht, weil die Verachtung aller Genossen, oft selbst Mißhandlung, die unausbleibliche Folgen jenes Gehorsams gewesen wären, wie jene noch auf allen, diese noch auf einigen deutschen Hochschulen die Folge desselben ist. —

b. Nicht minder ergibt sich aus den Verhältnissen der Studirenden das Bedürfniß derselben, in Verbindungen einzutreten, und hiermit das, noch auf den mehrsten Hochschulen bestehende gesetzliche Verbot zu übertreten.

a. Es ist nämlich dem erwachenden jugendlichen Herzen eben so sehr Bedürfniß, zum lebendigsten Gefühl seiner selbst zu kommen, als der jugendliche Wille, wie früher erwähnt, zum Bewußtseyn seiner Macht, seiner Selbstständigkeit zu gelangen strebt. Wie dieser zunächst durch das Abstoßen der anderen, durch Streit, Kampf und Gefahr, zum Wissen seiner Festigkeit und Unzerstörbarkeit, man könnte sagen, seiner Ewigkeit kommt, — so geht hingegen des Herzens Trieb auf das Anziehen der anderen, und auf das Angezogen werden von denselben; so kommt das Herz nur durch Liebe

zum Selbstgefühl, und nur im andern Herzen fühlt es sich lebendig, und nicht will noch kann es ruhen in einem Herzen, sondern immer lehrt es drauß zurück, um sich von neuem ihm hinzugeben, und immer neue Freunde sucht es, um immer reicher zu werden, um gewissermaßen tausend Wurzeln zu schlagen, und sich gegen die Vergänglichkeit zu waffnen, und sich fest zu klammern gegen Sturm und Ungewitter, — um tausend Zweige zu treiben, und durch tausend duftende Blüthen das Gefühl auszusprechen, welches sich ewig im dunkeln Stamme des Herzens neu erzeugt und frisch emporquillt aus seiner unverstiegbaren Quelle. — Wie aber kann dieser nothwendige und schöne Trieb sich auf der Hochschule entfalten, wo, wie nicht zu vergessen ist, sich die Einzelne, zunächst als Fremde, selbst als Abstoßende gegen einander verhalten, — wenn nicht eine äußere Veranlassung gegeben ist, diese erste Fremdigkeit aufzuheben und so die zwey Triebe zu vermitteln? Und kann diese Veranlassung wohl auf eine andere Weise gegeben werden, als durch eine förmlich bestehende Verbindung zu irgend einem gemeinsamen Zwecke, und wäre dieser auch kein weiterer, als eine gemeinschaftliche Lustbarkeit an bestimmten Orte und zu bestimmter Zeit? — Es liebt Jeder das Bestimmte und Gewisse; und wie man jeder Tagesstunde gerne ihre seße und eigene Größ-

lung gibt, so angenehm ist es auch, am bestimmten Tage einer bestimmten Erholung entgegen zu sehen, — zu wissen, daß viele und welche daran Theil nehmen, und welche einzelne Freuden man zu erwarten hat u. s. w. — Jener Trieb zur Befreundung und dieses Bedürfniß der zuverlässigen und ins Einzelne bestimmten Erholung gründeten unlängbar die mehrsten Verbindungen unter den Studirenden, und werden sie veranlassen, besonders in Deutschland aus früher erwähnten Gründen, so lange Jünglinge, und nicht Kinder noch Greise, die Hochschulen beziehen.

β. Waren aber jene untadelhaften Zwecke auch zuerst die einzigen Grundlagen der Verbindungen, so verknüpften sich doch nothwendig gar bald noch andere Absichten damit. Es schlossen sich nämlich, — weil nur das Gefühl, oder gar nur der Zufall, und nicht der selbstbewußte Gedanke in diesen Bildungen waltete, — zunächst nur die nächsten Landsleute zusammen.¹⁶

16. Hiermit kann nicht das Gefühl getadelt werden, welches die Kinder eines Stammes (der Sachsen, Baiern u. s. w.) zusammenzieht und sie in Liebe verbindet; sondern es soll nur hiermit dieses natürliche Gefühl als ein untergeordnetes bezeichnet werden, über welchem der Gedanke des gemeinsamen deutschen Vaterlandes herrschen muß, gegen welchen

Daß Zusammen- und Anschließen Dieser war ein wechselseitiges Ausschließen der einzelnen Verbindungen, und wurde leicht und bey der mindesten Veranlassung eine wechselseitige Anfeindung, so daß, wie außerdem jeder Studirende gegen den anderen seine Selbstständigkeit zu gewinnen und zu behaupten suchte, die Landmannschaften nun in dasselbe Verhältniß gegen einander traten. Da waren denn ebenwohl stäte Reibungen unvermeidlich, und nicht mehr allein hatte jeder sich als selbstständige Person, sondern auch als diesen oder jenen Landmann zu bewähren und zu behaupten. Hieraus folgte denn mit gleicher Nothwendigkeit, daß die Landleute jeden ankommenden Landmann zu werben suchten, und dieser, wollte er nicht auf Studenten = Freuden und = Freunde Verzicht leisten, wollte er an einem allgemeinen Leben Theil nehmen, — mußte in die engere Verbindung eintreten. Jene Reibungen aber zwischen den Einzelnen sowohl, als zwischen den ganzen Verbindungen, — da kein Ehrengericht bestand, noch die akademische Behörde jemals dessen Stelle vertreten kann, — konnten nur durch Zweikämpfe geschlichtet werden, und, indem die

jenes Gefühl nur dann getadelt werden kann, wenn es sich als ein ausschließliches, als gleich oder höher denn jener Gedanke, — hervorthun will. —

Zwistigkeiten, bey so bewandten Verhältnissen, immer zahlreicher werden mußten, je mehr auch in Deutschland selbst die einzelnen Stämme in Feindschaft geriethen, — so mußte zuletzt der Fectboden das Hauptcollegium der Studirenden werden, der Zweikampf an die Tagesordnung kommen, und die Regierung, die Nachtheile der Landmannschaften vielleicht als nothwendige Folgen jeder Verbindung unter den Studirenden betrachtend, auch jede Verbindung unter denselben verbieten.

γ. Wie aber bisher der spröde Jüngling seine Einzelheit zum Theil aufgegeben, um die Allgemeinheit seiner Landsleute anzuerkennen, so lernten in letzterer Zeit die spröden Landsleute in der gemeinsamen Bedrängniß und Gefahr, im gemeinsamen Enthusiasmus gegen die fremde Unterdrückung, und im allgemein erwachten Vaterlandsgefühl, — ihre besonderen Existenzen als solche scheinbar aufgeben, um sie in der großen Landmannschaft, in der allgemeinen Putschenschaft, wahrhaft zu erhalten. Und hiermit ist zu den, bereits angedeuteten, Bedürfnissen noch ein neues hinzugekommen, dessen Befriedigung zwar gehindert und unterdrückt, welches aber nicht mehr ausgetilgt werden kann, weil es im Geiste und im Herzen wurzelt, — das Bedürfniß nämlich des deutschen Jünglings, in

der freien und frohen Zeit des Lebens auf der Hochschule, sich des Gefühls, ein Deutscher, ein Bruder aller Deutschen zu seyn, lebendig und durch die That bewußt zu werden. Dieses Bedürfniß, die sicherste und freudigste Bürgschaft einer höheren und schönern Entfaltung unseres Volkes, kann aber nur dadurch befriedigt werden, daß auch äußerlich alle Studirenden nur Eine Verbindung bilden, in welcher die innere Verschwisterung der Einzelnen unläugbar und gewissermaßen fühlbar sey. —

So möchte denn hiermit die Behauptung erhärtet seyn, daß die akademischen Geseze, welche schlechthin alle Verbindungen verbieten und sich die Schlichtung der Ehrensachen vorbehalten, einer zeitgemäßen Umwandlung bedürfen, indem sie in der ersteren Beziehung ihre Rechtfertigung verloren, in der letzteren vielleicht nie eine solche gehabt haben mögen. — Denn wie kann, bey so noch befestigtem Widerspruche, — der, wie die Studirenden selbst sehr wohl wissen, den Obern nicht unbekannt ist, — sich im Jünglinge die schuldige Achtung für das Gesez und seine Vertreter erzeugen? Wie kann ein rechtlicher Sinn, — die Grundlage alles bürgerlichen Lebens und Wirkens, — sich bilden, wenn, — wie es noch auf mehreren Hochschulen der Fall ist, — der ankommende

Studirende sein Ehrenwort auf Beobachtung von Gesetzen ablegen muß, deren mannigfaltige Verletzungen er von den Oberen wissenblich gar nicht oder nur halb bestraft, von seinen Genossen verübt und geehrt sieht? — Solche Mißverhältnisse dürfen in jetziger Zeit nicht fortbestehen, in welcher die allgemeinste Forderung ist, daß Jedem sein Recht widersfare, daß also auch den Studirenden das Nothwendige eingeräumt werde, aber vor Allem das Gesetz wieder zu Ehren komme, d. h. ein solches aufgestellt werde, welches nicht als ein Zufälliges und Gleichgültiges, sondern als ein Nothwendiges und Heiliges von männiglich anerkannt werden müsse. —

2. Es könnte nun vielleicht das Bisherige genügen, um der Verbindung, welche sich Vurthsenschaft nennt, eine rechtliche Grundlage vindizirt zu haben, und gegen den Beweis, daß eine solche Verbindung nothwendig sey, möchten beschränkte Nebenrücksichten und andere nichtige Vorurtheile nur vergeblich ankämpfen können; da diese letzteren aber noch sehr Viele beherrschen, so scheint es Pflicht, sie zu bezeichnen und näher zu beleuchten.

A. Zuerst behaupten viele: „eine Verbindung unter den Studirenden, zumahl eine all-

gemeine Verbindung derselben auf einer Hochschule beschäfigte und zerstreue die Einzelnen zu sehr, und entferne sie hiermit von ihrer eigentlichen Bestimmung." — Diesem Vorwurf wird zunächst durch eine gehörige Vertheilung der Geschäfte und den häufigen Wechsel der Aemter begegnet, schlagender aber wird er durch die Bemerkung beseitigt, daß keinem lebhaften Jünglinge die Studien für seine Thätigkeit genügen können; daß also jene Beschäftigungen mit den Verbindungs-Angelegenheiten nur an die Stelle anderer, nicht leicht so ersprißlicher, Erholungen treten; daß eine solche Zerstreung nicht zu fürchten sey, indem die Einzelnen gerade durch dieselben wahrhaft gesammelt werden, da sie sich gewöhnen, nicht bloß an sich, an den zerstreuten Einzelnen, sondern an das Wohl ihrer Genossen, an das Gedeihen der Gesamtheit zu denken; — daß es viel leichter sey, alle Stunden des Tages zur Aufhäufung der mannigfaltigsten Kenntnisse für sich selbst zu verwenden und alles Mögliche zu lernen, — als eine Viertelstunde sich selbst aufzugeben und zu lernen, mit Hintansetzung seines selbstlichen Interesses, Mühe und Arbeit dem Allgemeinen zu opfern; — daß aber gerade diese Selbstüberwindung, das Aufgeben alles besonderen Willens gegen den allgemeinen, der Hauptknoten aller Willkür, — der

schwerste Kampf, aber der Sieg auch des wahren Staatsbürgers höchste Stärke und Vollendung ist; daß also diese geistige Gymnastik nie frühe genug angefangen werden kann, und der Kranz dieses Kampfes nicht zu theuer mit einigen Kenntnissen erkauft wird, die ohne den wahren Sinn für das Allgemeine — wie Samen ohne Sonne — vertrocknen und erstorben müssen. — Es ist hierdurch gezeigt, wie die Studirenden durch die Verbindung nicht ihrer Bestimmung entfremdet, sondern ihr vielmehr am gewissesten zugeführt werden; vorausgesetzt, daß man unter derselben nicht eine einseitige Geistesbildung, sondern die, so viel als möglich, allseitige Entwicklung des Geistes versteht, worüber jedoch in der Folge noch ein Mehreres wird gesagt werden müssen. —

B. Ein anderer Tadel, der gegen die Burschenschaft gerichtet wird, läßt sich auf folgende Weise vernehmen: „daß, wie die Anaben in Allem die Jünglinge nachzuahmen strebten, und sich sehnten, solche zu scheinen, — so wollten auch die Jünglinge schon der Männer Geschäfte treiben, und also schweiften sie schon hinaus in das Gebiet der Politik, statt daß sie alle Kraft und alle Liebe einzig und allein den Mufen zuwenden sollten. — Zum Theil ist hierauf schon im Vorhergehenden geantwortet, zum andern

Theile aber möge dagegen folgendes bemerkt werden. — Wie in wissenschaftlicher Hinsicht der, Alles in Gegensätze scheidende, Verstand, — sofern bey dieser Scheidung stehen geblieben, und sie als ein Unübersteigliches angesehen wird, — zugleich der Tod der wahren Wissenschaft ist, — eben so tödtet er das Leben, wenn er als das einzig Bestimmende in demselben angenommen wird, indem er dann Alles mechanisch in Theile zerlegt, die sich, wenn nicht feindlich, doch fremd und gleichgültig gegen einander verhalten. So ist er z. B. der Vater der orientalischen Kastenabtheilungen, der occidentalischen ausschließenden Rechte des Adels auf Offizierstellen, u. d. gl., und der verschiedenen Berechtigungen der Studirenden bloß nach Maassgabe der Zeit, die sie auf Hochschulen zugebracht haben.¹⁷ Aber auch nur er, der alleingebietende Verstand, kann die Bestimmungen des werdenden Menschen streng nach den Jahren oder den Bildungsorten desselben scheiden. Die Vernunft aber, die in jedem der Theile, welche

17. Nämlich der, im früher erwähnten Comment aufgestellten, Untertheilungen der Studirenden in Fächse, Prander, Bursche, Altbursche u. s. w., jenachdem dieselben ein, zwei, drei oder vier Halbjahre studirt haben, und der damit verknüpften verschiedenen Rechte und Verbindlichkeiten.

der Verstand sich einander entgegensetzt, auch den Entgegengesetzten erkennt, und den Uebergang von einem zum andern nicht von außen her, sondern in ihnen selbst auf findet, und so allein die wahre, einzige, allumfassende, lebendige Wissenschaft möglich macht, — sie, die Vernunft, kann auch allein nur das Leben in seiner Wahrheit erkennen, und die zerstreuten Elemente zu einer lebendigen Wirklichkeit beieisen. Sie aber wird den werdenden Jüngling nicht bloß auf Sprachen-, Zahlen- und Natur- und Geschichtskunde beschränken; — sondern auch durch Selbstdenken und philosophische Vorbereitungslehre seinem Geiste die Kraft und Gelentigkeit geben zum freieren Fluge auf der Hochschule, durch allmähliche Freilassung aus den äußerlichen Schranken — seinem Charakter die möglichste Festigkeit und Selbstständigkeit gegen die mannigfachen Lockungen des ungebundenen Studentenlebens zu geben suchen. — Sie aber wird auch, im Jünglinge den künftigen Staatsbürger erkennend, nicht bloß ihn durch allgemeine philosophische Bildung ¹⁰ zum freien

10. Nur in den Kaiserlichen Universitätsgeichen, welche übrigens die Studirenden auf eine, gewiß schwere, doch fruchtbringende Weise einzwängen, — finde ich die Nothwendigkeit dieser philosophischen Bildung anerkannt, indem jedes Studirende ein Jahr selb

Menschen, und durch ein sogenanntes Prob-
 studium zum theoretischen Geschäftsmanne bil-
 den wollen; sondern ihm auch übrigen einen
 möglichst großen Spielraum zur freien Entwik-
 kelung seiner geistigen Kräfte und zur Erwei-
 terung der Theilnahme am Allgemeinen einräu-
 men. Es wird daher den Hochschülern gestattet
 werden, sowohl sich für ihre Verhältnisse zu
 einander selbst ein Gesetz zu geben, damit sie
 lernen, ihre eigene Willkühr frey durch einen
 allgemeinen Willen zu beschränken; — als über
 Verletzungen dieses Gesetzes selbst zu richten,
 damit das Recht in ihnen lebendig werde; —
 als auch so viel als möglich das Interesse an
 allem, was das Vaterland betrifft, zu erwecken,
 damit der wahre Enthusiasmus für Deutschlands
 Heil und Ehre, — der allein die einzelnen deut-
 schen Staaten gegen einander durch Liebe, wie
 das ganze Volk gegen Osten und Westen —
 durch All-Einige Kraft sichern kann, — der
 allein dem scheinbar gealterten deutschen Volke
 in den lehteren Jahren eine neue und schönere
 Jugend

ner Studienzeit den allgemeinen philosophischen
 Wissenschaften widmen muß, bevor er die Studien
 eines besondern Faches beginnen darf. Dieser
 Nothigung, welche nur scheinbar zwingt, um wahr-
 haft frey zu machen, wäre eine allgemeine Aner-
 kennung zu wünschen.

Jugend zu verhelfen geschehen, — damit dieser Enthusiasmus nicht verlösche, wie das Lebensroth auf den Wangen eines Sterbenden; sondern immer reiner und heller und allgemeiner aufblühen, und die Deutschen endlich in Wahrheit auch in Friedenszeiten zu Einem Volke mache, — wie die Römer es waren, wie die Franzosen und andere es schon längst sind, — wie aber bisher dessen Einheit nur in Kriegen — gegen die Römer, die Slaven, gegen die Heiden für das heilige Grab, wie gegen die Franzosen für die heilige Freiheit, — zum augenblicklichen Vorschein gekommen ist. — Es wird zwar Vieles von Franzosen und von französischen Deutschen von Gefahr geschwätzt, die der bestehenden Ordnung der Dinge aus dem erwachten freien Streben der deutschen Jünglinge erwachsen könne, und von der Nothwendigkeit, dieses in der Wurzel zu ersticken; allein solche Reden kann nur der Dummling oder der Feigling führen; denn fürs erste ist es noch nie einer klugsehnwollenden äußerlichen Gewalt gelungen, eine erwachte geistige Thätigkeit zu bannen oder zu vernichten, wie die Reformation beweist; fürs andere ist eine solche Thätigkeit — (hierin der freien Lust vergleichbar) — dann nimmer Verderben bringend, wenn ihre Entfaltung nicht gehemmt und ihre Kraft nicht durch Verbote in das Geheimniß gepreßt und concentrirt wird,

wie England beweist, wo alles offene und freie Reden und Schreiben noch keine gewaltsame Umwälzung hervorgerufen hat. ¹⁹ Datum mögen jene nur schwachen, um wie Fische im Sommer durch Luftsprünge ihrem engen Herzen durch erträumte Prophezeiungen wieder Lust zu machen; weise Regierungen, stark durch vernünftiges Wollen und durch das entsprechende Vertrauen des Volkes, werden der deutschen Jugend freies und vaterländisches Streben nicht fürchten; sondern nur durch die Verallgemeinerung desselben und durch die Vessentlichkeit ihrer Verbindungen es vor Ausartung und feindlicher Richtung zu bewahren suchen.

C. Erheblicher ist eine Meinung, welcher

19. Wegen diese beiden Beweise werden vielleicht Manche Spanien und Frankreich anführen, da es in jenem der Inquisition gelungen zu seyn scheint, alle geistige Freiheit zu unterdrücken; da in diesem das freie Schreiben eines Rousseau und Voltaire u. a. m. die Revolution herbeigeführt zu haben scheint. Allein jenes beweist nur, daß die Inquisition nur das freiere Streben Einzelner, nicht aber ein allgemeines Bedürfnis des Volkes selbst gegenüber gestanden; und Frankreich ist in das Reinigungseuer der Revolution nicht durch das freie Schreiben, sondern durch den Druck der Regierung selbst gefallen, welcher Druck vielmehr eben jene Schriften hervorgebracht hatte. —

besonders noch viele unter den Studirenden selbst zugethan sind, und welcher hier zu begegnen nicht unschicklich seyn möchte. Man glaubt nämlich, die näheren Befreundungen der Studirenden aus derselben Gegend Deutschlands, durch Schulen, gemeinsames Local: Interesse und Dialekt u. d. gl. geknüpft, müßten bey dem Eintritt in die Burschenschaft gänzlich aufgegeben werden; diese Bande seyen aber natürliche und dem Herzen befriedigendere, als das weite, erst neu wieder aufgefunden Band des deutschen Namens, und darum werde die Burschenschaft immer wieder in sogenannte Landsmannschaften zerfallen. Hiergegen mögen wohl folgende Bemerkungen mit vollem Rechte vorgebracht werden:

Zunächst ist es nicht, und kann auch nie werden, die Absicht einer Burschenschaft, daß ihre Mitglieder den früheren Befreundungen entsagen; oder die warme Theilnahme an den besonderen Angelegenheiten ihres Stammes verläugnen sollten, eben so wenig, als das Vaterland im Allgemeinen die Trennung vom Familien: Interesse fordern kann. Sondern die Forberung derselben geht nur dahin, daß das Band des Stammes nicht das Band des alle Stämme umfassenden Vaterlandes ausschliesse, vielmehr daß dieses nur als das Höhere anerkannt und erhalten werde. Mögen immerhin die Stammverwandten sich täglich suchen und finden; es

umschließe aber alle besondern Stämme ein Gesetz und ein Gericht; das Fußgelag umschließe alle Deutsche als einträchtige Brüder. Wohl kann man nun auch die Stammsfreundschaft eine natürlichere nennen, als die Freundschaft des Deutschen mit dem Deutschen bloß als solchem. Dann ist aber hiermit Jener noch keine Vorzüglichkeit eingeräumt. Denn in solcher Beziehung ist das Natürliche gerade das zu Verwundende, das Verwerfliche; weil es das Trennende, das Feindliche, Ungebildete ist. Am natürlichsten nämlich ist in Jensein der bloß auf sein eigenes Bedürfnis Bedachte; denn er gehorcht völlig dem Gebote der bedürftenden und begierlichen Natur. Weniger natürlich ist schon derjenige, der das Wohl seiner Familie über sein Selbstliches setzt; und noch lessrer ist der Ruf des Stammes, der sich über der Familie erhebt. Man kann sagen: schier unnatürlich ist derjenige, der, durchdrungen von der Idee des gemeinsamen Vaterlandes der verschiedenen Stämme, nicht dem besondern Wohl seines Stammes, sondern dem Vaterlande sein Leben und seine Bestrebungen weihet. Denn nicht die Natur kennt ein großes Vaterland, sondern nur der Geist weiß von ihm, nur er erfasset die Heiligkeit seines Wesens. Und doch wird keiner zu läugnen sich vermesse, daß die Stämme nur die Säulen sind, über denen sich die Himmels-

Kuppel des Vaterlandes wölbt; daß das Vaterland das Heilige und Unsterbliche ist, unter welchem die einzelnen Stämme blühen und wechseln und auferstehen. Darum muß zwar das bloß Natürliche von diesem Geistigen nicht vernichtet werden, denn die Säulen tragen die Wölbung; aber sich beschränken lassen, um in ihm seinen Bestand zu haben, um Theil zu nehmen an seiner Herrlichkeit und Ehre. Darum muß, — und weil alle Bildung des Menschen nur darauf hingeht, ihn aus der Sklaverei der Natur in den Freistaat des Geistes zu erheben, aus seiner beschränkten, endlichen Natürlichkeit den verhältnissen, ewigen Geist zu entwickeln und zu befehlen; — darum muß auch auf der Hochschule die Idee des Vaterlandes in den Einzelnen geweckt und erhalten werden; zumahl da gerade hier Alle die größte Empfänglichkeit haben, und noch nicht in das besondere Interesse ihres Stammes verwickelt und verflochten sind. Hierzu aber ist eine äußerliche Einrichtung eben so erforderlich, als eine Kirche unentbehrlich ist zur Versammlung der Gemeinde zum Gottesdienste, und als die olympischen Spiele die Griechischen Völkstämme zum Bewußtseyn ihrer Einheit brachten. Sollte daher in der Folge wieder eine Völkerschaft in Landsmannschaften zerfallen, so wäre dieses nicht sowohl ein Beweis für die Unzweckmäßigkeit dieser Einrichtung, als es vielmehr

nur das Wieder-Überhandnehmen des Stummgeistes gegen den vaterländischen Gemeinfinn zur Erschelnung brächte, gleichwie die förmliche Vernichtung der deutschen Kaiserwürde nur die längst stattgefundenene innere Auflösung des Reiches bezeichnete. Aber Solches steht eben so wenig, und vielleicht noch weniger zu erwarten, als die Trennung des deutschen Bundes, als das abermalige Verlöschen dieser heiligeren (unsichtbaren) Kaiserwürde. —

Indem nun ausführliche Rechenschaft gegeben worden ist von dem Entstehen einer allgemeinen Burschenschaft, von der Zulässigkeit, ja von der geschichtlichen und inneren Nothwendigkeit einer solchen Verbindung, ist zunächst die dritte Frage zu beantworten:

III.

„Welche Grundlagen für das Gesez oder die Ordnung dieser Verbindung anzunehmen sind?“

Die Antwort auf diese Frage kann nur aus der Vermählung dessen, was seyn soll, und dessen, was seyn kann, hervorgehen.

1. Was aber im Allgemeinen seyn soll, kann nur die reine, selbstbewusste

Vernunft bestimmen, da sie selbst das einzige,
 ewige, unverbrüchliche Gesetz ist. Sie allein
 ist das Allgemeyn Gültige, das Einzige, des-
 sen Möglichkeit den Allen vorausgesetzt werden
 kann und muß, dessen Verwirklichung Aller
 Streben, Aller Ziel seyn muß. Sie ist sowohl
 die innerste Seele der Geschichte, als das Ge-
 heimniß, nach dessen Offenbarung die Natur ein
 ewiges Sehnen und Ringen ist; da, wie in
 dieser so Metalle, wie Pflanzen und Thiere im-
 mer ausdrücklicher auf den Menschen, als ihre
 Krone hindeuten, so auch in der Geschichte die-
 ser geistigen Natur, — alle Menschen und ihre
 Werke, sowohl Mythen und Dogmen, als Gesetze
 und Verfassungen, wie alle Blumen sich der
 Sonne zuwenden, — auf die Entwicklung und
 die freie Darstellung der selbstbewußten
 Vernunft hinwirken und streben, und alle
 haben nur längere oder kürzere Zeit existirt und
 gegolten, je mehr oder weniger sie sich diesem
 Ziele genähert. Aber sie ist auch die Drifflamme
 der neuesten Zeit, — der Phönix, der aus der
 Asche der Vergangenen siegend und glorreich
 emporsteigt; und wie sie sonst nur hier und
 dort durch die dicke Bewölkung hervorbrach, so
 will sie jetzt zum hellen Tageslichte werden,
 das, wie der blaue Himmel, die ganze Erde
 umfange. Um sie, diese unsterbliche Königin,
 zur Alleinherrschaft zu erheben, haben alle Men-

schen vom Anfang an mit oder ohne Bewußtseyn gestrebt und gearbeitet; in ihrem Dienste nämlich stritten und arbeiteten die Bösen und die Bewußtlosen; als ihre freiwillige heilige Schaar lehrten Weise, kämpften begeisterte Helden, litten Märtyrer, arbeiteten Befehlshaber, und forschten die Gelehrten aller Zeiten und Völker. Sie auch in der aufzustellenden Ordnung unumschränkt walten zu lassen, ist der neuen Verbindungen höchste Aufgabe, und nur in sofern ihrem Rufe wird gehorcht und ihr Gebot wird anerkannt werden, können diese der allgemainen Anerkennung entgegen sehen; wo immer aber man noch bloßen Vorurtheilen fröhnen zu müssen glauben wird, ist die Vernunft nur zu erneuerten Angriffen genöthigt, da sie das einzige Ewige, nimmer Besiegte noch Ruhende auf Erden ist. So erkennen wir die Vernunft als die einzige springende Quelle, aus der wir, statt aus den stehenden Wässern der besiehenden Vorurtheile; zu schöpfen berufen seyn können, — und sie nun mahnet uns zur näheren Erörterung nach den besonderen Zwecken des Lebens auf der Hochschule zu fragen, für welches die Ordnung soll aufgestellt werden, und welchen Zwecken diese Ordnung in Allem entsprechen muß, da sie mehr nur die Aeußerlichkeit betrifft, deren Inneres jene Zwecke selbst sind.

2. Der Begriff der Hochschule aber umfaßt folgende wesentliche Zwecke:

- A. Reinwissenschaftliche oder allgemeinmenschliche Entwicklung, den Menschen nämlich bloß als Glied der gesammten Menschheit und im Bezug auf dieselbe gedacht.
- B. Vaterländische und staatsbürgerliche Bildung, den Menschen als Mitglied eines Volkes und eines besonderen Staates in demselben betrachtet.
- C. Persönliche Ausbildung, den Menschen bloß als Einzelnen, als bestimmte, selbstständige Persönlichkeit, als reine Beziehung auf sich selbst, betrachtet. —

A. Es ist nämlich jede Hochschule, vom höchsten Standpunkte aus gefaßt, eine Anstalt zur Bewahrung, Entwicklung und Vollendung der Wissenschaft überhaupt, d. h. des Systems oder geschlossenen Kreises alles Wahren. Dieser Kreis, wie er die Blüthe und Krone der Entwicklung der gesammten Menschheit ist, ist auch die Sphäre, welche alle, zum Bewußtseyn erwachten, Völker in ewigem Frieden umfaßt und vereint, und diesen Kreis, — welchen die Kleinern Kreise der einzelnen Wissenschaften schlingen und schließen, — zu erweitern und zu bereichern, — ist somit das höchste Ziel jedes

Menschen, und obgleich auch hier Wenige aus-
 erwählt sind, so sind doch Alle berufen, da in
 jedem Menschen die Möglichkeit des Höchsten
 und Herrlichsten ist. Der Versuch aber, welche
 unter den Berufenen der Wahl sich würdigen
 mögen, kann, wie Schleiermacher²⁰ bemerkt,
 „nur angestellt werden in der Temperatur einer
 „völligen Freiheit des Geistes, schon an und
 „für sich, vornehmlich aber unter Deutschen und
 „mit Deutschen;“ — und so zeigt sich einer-
 seits das reinwissenschaftliche Streben; Befreiung
 und Enthaltung des Geistes durch Arbeit und
 geistiges Kämpfen und Ringen, kurz, geistige
 Gymnastik, als der erste und höchste Zweck
 der Hochschule, da seine Erreichung den Forde-
 rungen der Menschheit, und, in ihr, denen des
 Volkes und des Einzelnen, entspricht. Anderseits
 zeigt sich diesem Ziele gegenüber das Bedürfnis
 eines freien Kampfsplatzes für die strebenden
 Geister; das Bedürfnis einer freisinnigen
 Ordnung für die Kämpfer, damit sie nicht durch
 elstelen Tand und nichtigen Haber die Zeit verlieren,
 die dem ernstern Kampfe zu eigen gehört. Zum
 Ziele muß vom Lehrstule herab hingedeutet und
 aufgefördert werden; dagegen müssen aber auch
 die Berufenen dieses Ziel anerkennen, auf sein

20. *Gelegentliche Vorträge über Universitäten in deut-*
schem Sinn. (Berlin 1808.) S. 110.

nen Fall die Ungebundenheit, die ihnen gestattet ist, als das Höchste betrachtend, das Mittel zum Zweck, noch über das geistige Turnen das körperliche Kämpfen, über den Enthusiasmus des Lernens und Forschens den Rausch und die sinnliche Unmäßigkeit erheben wollen. —

Vielen freilich, die, in den Schranken des Eigennuzes, der bloßen Meinung, der Empirie befangen, nur ihren zeitlichen Vorthail oder das tägliche Brod suchend, zu erdig sind und zu unbehüllich in den schweren Fesseln, um sich zu erheben in das heitere freie Reich des Gedankens, in welchem Alles blos Endliche wegschmilzt und nur das Ewige, das Wahre Bestand hat, — diesen, die in der Geschichte nur eine Reihe von Zufälligkeiten sehen, die sich überall nur an die Trümmern der zersprengten Formen stoßen und darüber jammern, ohne den lebendigen Geist wahrzunehmen, der sich immer herrlicher den zu eng gewordenen Formen entwindet, und in dessen Lichte, — wie unter dem Bogenstriche des Meisters die Sandkörner auf der Glasscheibe zur regelmäßigen Gestalt, — so die scheinbaren Zufälligkeiten sich zum heiligen Kunstwerk reihen und ordnen, — diesen mag freilich auch der, als der höchste, aufgestellte Zweck der Hochschulen als ein bloßes sogenanntes Gedankending oder Phantasma erscheinen, nach welchem zu jagen man zwar Niemand verwehren, welches aber

unmöglich der erste Zweck einer Anstalt seyn könne, die bloß brauchbare Offizianten zu formiren habe. Doch wird auch diese bloße Meinung immer mehr verschwinden, je mehr auch in den Schulen die Geschichte nach ihrem wahren Begriffe, wie er erst kürzlich rein aufgestellt worden ist,²¹ gelehrt werden wird. —

B. Ein zweiter und der Vorstellung näher liegender Zweck, der den ersten eben so wenig ausschließt, als er von demselben soll ausgeschlossen werden, ist die vaterländische und staatsbürgerliche Bildung. Dem Jünglinge nämlich, in einem bestimmten Volke und Staate geboren, ist durch die angeborene Sprache, durch die nationale Eigenthümlichkeit, durch Erziehung und die Familienverhältnisse, schon ein bestimmter Wirkungskreis angewiesen. Wie sein Volk nur dieses ist und wird durch und in der Entwicklung der gesammten Menschheit, — und er in sofern, als Mensch, die Bestimmung hat, in und für diese zu leben und zu wirken, — so ist Er, der Einzelne, nur dieser in und durch das Volk, dessen Gesammtbildung seine Wiege und sein Lehrer ist, und in sofern entspricht dem

21. Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, von D. W. F. Hegel. (Heidelberg 1817.) S. 433 — 432.

Empfangen dieser heiligen Gaben die Pflicht, sich seinem Volke und Staate zu widmen und an ihrer Erhaltung und Entwicklung nach Kräften und Möglichkeit mitzuwirken; um so mehr, da er auch, um den höchsten Zweck, die Entfaltung der Wissenschaft, zu erreichen, — in seiner, gewissermaßen angebornen, Volkssprache schon das nöthige Mittel besitzt, welches noch niemals mit Erfolg oder ohne Nachtheil verschmäht worden ist. Jene Pflicht aber zum Bewußtseyn des Jünglings zu bringen, und ihm die Mittel der Erfüllung zu bereiten und zu bieten, ist ²² nun jener zweite, oben bezeichnete Zweck der Hochschulen. Näher betrachtet ergiebt sich hieraus a. das Bedürfniß, daß alle Einrichtungen, innere sowohl als äußerliche, im Einklange stehen, um im Jünglinge, der zuerst nun aus dem Familien- in den Volkskreis heraustritt, das vaterländische Gefühl zu entwickeln, und ihm die Nothwendigkeit der Volks-Einheit, und des Lebens im Volksgeiste, — zum Bewußtseyn zu bringen; daher auch unter Anderem, wie schon früher bemerkt worden, die Nothwendigkeit, den landsmannschaftlichen Verbindungen, (die sich überall

22. „Ist:“ d. h. dem Begriffe der Hochschule nach soll jener Zweck ein Moment ihres Strebens seyn, obgleich auch hier die Wirklichkeit nie völlig die Idee erreicht.

von selbst erzeugen, und, wenn auch anfänglich nur verschieden und gesondert, doch unaussbleiblich allmählig in Entgegensetzung und Feindschaft treten müssen, und so ein stehendes Bild der inneren Volkszerrüttung sind) durch eine allgemeine Verbindung der Studirenden zuvorzukommen, in welcher es Jedem anschaulich und empfindlich werden kann und soll, daß auch in der That die von einander entferntesten deutschen Stämme, zwar im Dialekte und kleineren Besonderheiten sich unähnlich, daß aber ein großer Familiengang sie Alle vereinigt; daß sie im Wesentlichen sich Alle gleich von andern Völkern unterscheiden; nämlich im Streben nach, auf Rechtlichkeit gegründeter, Freiheit; im Streben nach der Tiefe des Geistes, nach Gründlichkeit und Vollständigkeit; im ernstesten Umfassen des Guten und Schönen aller Völker und Zeiten; im wahren speculativen Forschen und im Verachten alles Scheines und alles bloß Sinnlichen, Bedeutungslosen. — Aber es ergibt sich auch h. die Nothwendigkeit, daß jeder Studirende sich tüchtig mache zu einem, seinen besondern Anlagen entsprechenden, Staatsamte, mit welchem sich der, als höchster, bezeichnete Zweck des reinwissenschaftlichen Strebens vermählen läßt und vermählen soll. Damit nun dieser Forderung genügt werde, ist es einerseits nöthwendig, daß der Studirende zwar der größten Freiheit in der Wahl seiner Studien, um die

ihm entsprechenden erwählten zukönnen, und der äußeren Freiheit genieße, um die in jedem Amte unentbehrliche Festigkeit und Selbstständigkeit zu erwerben; daß aber auch die akademischen Würden nicht bloß fürs Geld oder durch Begünstigung, wie noch auf mehreren Hochschulen, und die Staatsämter nur nach scharfen und vielfachen Prüfungen (wie das Gesetz sie z. B. in Preußen vorschreibt,) den Würdigsten ertheilt werden, — damit hierdurch die gegenwärtige Ungebundenheit durch die zukünftige Nothwendigkeit die gerechten Schranken erhalte. — Anderntheils ist es nicht minder nothwendig, daß die Gesetze, welchen der Jüngling nun zum erstenmal auf der Hochschule untergeben wird, solche seyen, die er befolgen könne, und über deren Vollziehung scharf und unnachschüchtlch gewacht werde, damit das Gesetz nicht im Gemüthe des werdenden Staatsbürgers das, ihm eignen seyn sollende, Gepräge der Heiligkeit und Unverletzlichkeit verliere; — daß ferner die Ordnung der Verbindung, in welche der Studirende eintritt, und welche schon durch ihre Allgemeinheit vor Ausartung bewahrt ist, — daß diese Ordnung das Recht zu ihrer Grundlage nehme, und die Ehre ihrer Mitglieder auf Wahrheit gründe, statt diese allein in körperliche Stärke und Gewandtheit und in, durch diese zum Theil bedingte, Kampflust zu setzen, welche letztere, als Höchstes aufgestellt, sich nicht mit

den erwähnten Zwecken der Hochschule vertragen können; indem sie zu körperlichen Uebungen auf Kosten der geistigen nöthigen, da sie doch nur als Mittel zu den letzteren dienen sollen. — Aber als Mittel zur Wehverbarmachung und Ausrüstung des Jünglings sind sie auf keine Weise zu vernachlässigen, so wie auch das Streben nach rein wissenschaftlicher Bildung eines starken, in Uebung gehaltenen, Körpers zur Stütze bedarf. Soll der Jüngling einst die Nachtwachen des Gelehrten und des Geschäftsmannes freundlich ertragen, soll er im nöthigen Falle die Waffen zur Vertheidigung des Vaterlandes muthig ergreifen und tapfer führen, soll er nicht frühe den Mühen des Lebens unterliegend, dem Staate unmündige Kinder zurücklassen, dann muß er, schon in früheren Jahren, mit Turnübungen²³ befreundet, sie auf der Hochschule nicht unterlassen, sondern sie nach Zeit und

23. Diejenigen, welche in gedrängter und geistreicher Darstellung alle, gegen das Turnen noch im Schwange gehenden, Verurtheile schlagend widerlegt zu sehen, so wie die wesentlichen Vortheile desselben kennen zu lernen wünschen, möchten durch folgende kleine Schrift völlig befriedigt werden: — Leben und Turnen, Turnen und Leben. Ein Versuch durch höhere Veranlassung vom Professor Dr. v. Könen, Ober: Med. nat. und Reg. Rath. Berlin 1817. (Realschulbuchhdlg.)

und Gelegenheit verbinden mit den, hier zu beginnenden, Fectübungen. Diese sowohl aber als jene, als nothwendig erkannt, sehen schon eine Verbindung unter den Studirenden voraus, da einestheils sehr viele Bedürftige auf die Hochschule kommen, welche Meister in beiderley Uebungen anzunehmen außer Stande sind, theils auch die Unbedürftigen, solche Meister während der ganzen Studienzeit zu halten, leicht zu kostspielig finden möchten. Beiden Uebelständen nämlich kann nur dadurch begegnet werden, wenn sich die Studirenden zu gemeinsamen Uebungen vereinigen, in welchen zugleich die Geübtern den Ungeübten einüben, und unter sich die Uebungen fortsetzen können, und welche durch das Beyspiel und das fröhliche Zusammenseyn die Ankömmlinge zur körperlichen Gymnastik einladen, damit nicht, wie es bisher so durchgängig geschah, die Einen den Geist üben ohne den Leib, — welche Verachtung der Aeufferlichkeit nimmer ungestraft bleibt; — und die Andern den Leib üben ohne den Geist, — welche Verachtung des Lichtes und der Wahrheit in sich selbst Nacht ist und Endlichkeit und Strafe. Denn so geschah es ferner, daß diejenigen, welche dem Körper sein Recht nicht angedeihen ließen, sich eben hierdurch seiner Gewalt unterwarfen; daß sie nämlich der Willführ der körperlich Starken und Geübten ausgesetzt blieben, und, wenn gleich diese kein Recht

hatten sie zu unterdrücken, doch kein Unrecht erlitten, weil sie sich selbst bestimmt hatten, körperlich zu dienen, und so an sich selbst das erste Unrecht begangen. — So aber ist zu hoffen und muß auch geschehen, daß, wenn einerseits dem Körper wieder sein Recht, dann auch anderseits dem Geiste das Seinige wird eingeräumt werden, und dahin hätte somit die aufzustellende Ordnung zu sehen, daß gemeinsame Uebungen statt fänden, bei welchen einerseits die Geübteren die Ungeübten einüben würden, anderseits aber auch die Ungeübten nur um wichtiger Beweggründe willen sich den Uebungen entziehen dürften. — Hierdurch besonders wird, wie auch Schleiermacher ²⁴ bemerkt, der Mißbrauch, der noch mit dem Zweikampf getrieben wird, allmählig sich von selbst aufheben und nur auf diese Weise allein kann wieder der Ein- und Wohlklang vorbereitet werden, welcher das Leben der Griechen in ihrer schönsten Periode bezeichnet, und welcher, wie so viele göttliche Ideen der Platonischen Republik, bisher uns als bloßes sogenanntes Ideal, d. h. als unerreichbares, unzuverwirklichendes Traumbild vorschwebte.

C. Der dritte und letzte Hauptzweck, die reinpersönliche Entwicklung des Jünglings, ihn

²⁴. Gelegentliche Gedanken u. s. w. S. 129.

blos als Einzelnen betrachtet, besteht näher darin, daß der werdende Mann zum Gefühle seiner Persönlichkeit, seiner einzelnen Unendlichkeit, — daß er zur Erkenntniß seiner freien, göttlichen Natur gelange. Denn so lange der Mensch blos äußerer Nothwendigkeit gehorcht, sich nur weis als Dienendes fremden Geboten und fremder Willkühr, ist er noch nicht wieder geboren, noch nicht erwacht aus dem Schlafe der Gehörigkeit; — erst wenn er weiß, daß er von Allem Natürlichen, Außerlichen abstrahiren kann, mithin körperlicher Zwang seinem Willen als nichtig erscheint, erst wenn er kennt, daß alle geistige Autorität, (abgesehen von ihrem Inhalte,) als solche, keinen Werth und keine Geltung für ihn haben könne, daß vielmehr sein Wille schlechthin frei, unbezwungbar und unverlethbar sey, daß sein Geist an sich das Maas aller Dinge sey, mithin in Wahrheit Nichts Fremdes in ihn hineingebracht werden könne, sondern Alles aus ihm entwickelt werden müsse, — dann erst hat der Mensch den Begriff seiner Würde erfaßt, und nur als diese sich wissende Selbstbestimmung oder Freiheit, kann er mit Kraft und Sicherheit auch aus sich heraustreten in das allgemeine Leben, und streben und ringen nach dem wahren menschlichen Adel, der darin besteht, daß er unwandelbar das Göttliche, dessen Möglichkeit der Geist zunächst erst

ist, zur Wirklichkeit entfalte, daß der verschlossene Saame sich entwickle und ausbreite zum grünenden und blühenden und fruchtbringenden Baume. — So lange hingegen der Körper sich gegen den Geist noch als Selbstständiges oder gar Uebermächtiges behauptet, so lange der Geist sich noch bloßer Autorität unterwirft, — so lange ist der Mensch noch ein Spielball des Zufalls, und der Geist, dem Endlichen, Beschränkten noch gleiche Würde und Werth mit sich zuerkennend, selbst noch endlich und beschränkt. Der Zufall, der seinen Körper verändert oder zu vernichten droht, wird die Anstrengung des Geistes und seine Wirksamkeit bestimmen, oder hemmen; der Zufall, der ihm eine andere Autorität als eine mächtigere zeigen wird, als die bisher ihm geltende, — wird ihn eben so leicht zu dem Entgegengesetzten dessen bestimmen, zu welchem die frühere ihn bewog. Und so wird ein solcher unfreier Mensch, so wenig er für sich selbst wahrhaft ist, eben so wenig im Staate oder im Volke ein wahrhaftes Seyn gewinnen, und wie er nicht auf sich selbst fest steht, auch der Staat oder das Volk sich nicht auf ihn stützen und verlassen können. Wenn gleich daher der Zweck der reinpersönlichen Entwicklung zuletzt genannt und betrachtet ist, — in sofern nämlich die Menschheit und der Staat und das Volk höhere Individuen sind, als der Einzelne,

und in sofern also dem Wesen nach früher zu betrachten sind als dieser, da dieser erst durch jene seine wahre Bedeutung erhält, — so könnte man ihn doch der Zeit nach, als ersten betrachten, da er die nothwendige und einzige Grundlage der andern Zwecke ist. — Wie der Schwache nur durch Kraft:Anstrengung zu Kraft, und der Unvernünftige nur durch Denken zu Vernunft kommen kann, so gelangt der Jüngling nur durch Erregung seines Ehrgefühles zum Gefühl seiner Würde, und nur durch freies Leben und Erkennen der Freiheit zum Gefühl und zur Erkenntniß seiner eigenen Freiheit. Nun führen zwar verschiedene Wege zur Erreichung dieses dritten Zweckes, indem die Lehrer zur Erkenntniß zu leiten, die akademischen Geseze und Obern das freie Leben zu gewähren und zu schützen, und das Allgemeine Leben der Studirenden das Ehrgefühl in den Einzelnen zu erwecken, zu erhalten und zu steigern haben, und so betrachtet scheinen es eigentlich mehrere Zwecke zu seyn; allein in der Wahrheit ist Freiheit der einzige Zweck, und das Gefühl der allgemeinen Menschenwürde und der Selbstständigkeit durch sie bedingt, und in der That nur der Genuß derselben. Die wahre Freiheit des Einzelnen, als solchen nämlich, ist die Ungebundenheit und Unbindbarkeit des Geistes durch das Körperliche und durch Bestim-

mungen, die der Geist nicht als die Selnigen anerkennt, mag man nun jene Bestimmungen, Vorurtheile, Meinungen, oder wie immerhin nennen. Diese Freiheit, nur durch Bekämpfung und Ueberwindung der bloßen Natürllichkeit, durch reine Erkenntniß gewonnen, verleiht allein dem Jünglinge das wahre Gefühl seiner Würde und Selbstständigkeit. Denn der Freie ist durch Nichts beschränkt, als durch die Schranken, die er sich selbst setzt; er ist hiermit unendlich und auf sich selbst bestehend, und auf dieser Unendlichkeit und Selbstbestimmung allein beruht die wahre Würde des Einzelnen, als solchen. — Erregt aber wird, wie oben bemerkt, das Gefühl dieser Würde und Selbstständigkeit einestheils, indem der Studirende, so wenig als möglich, durch äußere Gesehe und Zwang beschränkt, auf sich selbst angewiesen, und so genöthigt wird, in sich selbst die Richtschnur seiner Handlungsweise zu suchen, d. h. sich selbst zu bestimmen; anderntheils, — indem der Einzelne auf der Hochschule ein allgemeines Leben vorfindet, in welches Er nur dann eintreten, sich in ihm erhalten und Bestand haben kann, wenn er sich als frey, als selbstständig bewährt; in welcher er aber auch als ein solcher Freier, als ein unendliches Selbst jedem anderen gleich geehrt, und nöthigenfalls in dem Besiz dieser Ehre geschützt und erhalten werde. — Das Bes

Dürsniß jener Freiheit, und dieser ihr entsprechenden lebendigen Ehre waren bisher auch, wenn gleich größtentheils unbewußt, die gestalteten Triebe des Lebens auf den Hochschulen, und unter den Namen Burschenfreiheit und Burschenehre befaßt; weil sie aber nur Triebe waren, und nur dunkel im Gefühle und der Vorstellung schwebten, waren sie dem Zufalle und hiermit der Ausartung unterworfen; welche letztere aber auch dahin führen mußte, daß sie von der Form der Zufälligkeit befreit, in den Gedanken erhoben und somit dauernd besessigt würden. Und dieses ist und muß seyn einer der Hauptzwecke der, bereits mit dem Namen einer Burschenschaft bezeichneten, neuen Verbindung unter den Studirenden. Und somit wären auch die besonderen Zwecke angegeben und ihre Nothwendigkeit begründet, welche die aufzustellende Ordnung jener Verbindung in Beziehung auf das Wesen der Hochschule festzuhalten und zu vollziehen streben müßte.

3. Es bliebe demnach nur noch zu erörtern, welche Grundlagen den einzelnen Hauptbestimmungen jener Ordnung zu geben wären, da die Nebenbestimmungen theils in diesen, theils in einzelnen Anmerkungen ihre Erklärung und Rechtfertigung finden können. —

A. Von den Eigenschaften, Rechten und Verbindlichkeiten des Studirenden (oder des Burschen) im Allgemeinen. —

a. Die aufzustellende Burschenordnung hat die Bestimmung, Studirende auf einer Hochschule zu einem lebendigen Ganzen ihrem freiem Willen gemäß zu vereinigen. Es ist also das Allgemeine aufzufuchen, welches, noch abgesehen von einer bestimmten Einrichtung, sie schon innerlich verbindet, oder, ihrer wahren Bestimmung gemäß, sie doch verbinden soll, — damit die Burschenordnung nur der reine und bestimmte Ausdruck des wahren Wesens der Burschenwelt sey. Es kann natürlich hierbey ebenso wenig Rücksicht auf die einzelnen Anomalien genommen werden, als, um den Begriff eines Naturdinges aufzustellen, die zufälligen Verzweigungen, Auswüchse und Unregelmäßigkeiten beachtet werden können. — Das

a. Allgemeine der Burschen ist aber folgendes:

Den Familienkreis und die Schule zum erstenmale verlassend, noch fremd dem klipp- und ränkevollen Getriebe des gesellschaftlichen und Geschäfts-Lebens, vertraut mit den herrlichsten Erscheinungen in der Geschichte, befreun-

bet mit dem Allgemeinen der Sittlichkeit, des Glaubens, der Philosophie, und so das Ideal eines Menschen im keuschen, unverletzten Gefühl bewahrend, zieht der Jüngling auf die Hochschule. Es ist somit bei allen Ankömmlingen ein reines Herz, ein edler Sinn, ein gesunder Verstand, ein vernünftiger Wille vorauszusetzen. Weil aber jenes Ideal nur noch innerlich ist, — alles Leben und alle Thätigkeit aber darauf hingeht, dem bloß Innerlichen auch eine Aeußerlichkeit, ein Daseyn zu geben, und aus diesem wieder zur Innerlichkeit zurück zu kehren, — darum ist auch in jedem Jüngling das Streben voraus zu sehen, das verborgene, bloß noch in ihm seyende, Ideal zu offenbaren oder zu verwirklichen, welches Ideal denn kein Anderes ist noch seyn kann, als die Erreichung der früher angegebenen Zwecke der Hochschule. Da nun das Streben nach diesem Ideale als die wahre Ehre des Jünglings bezeichnet werden kann, da ferner die Immatriculation das einzige angenommene Zeichen ist, durch welches ein Jüngling seinen Entschluß, nach den Zwecken der Hochschule zu ringen, kund thut, so ist hiermit jeder Immatriculirte als ehrenhafter Bursche vorauszusetzen, mithin jedem anderen Immatriculirten im Wesentlichen gleich zu achten. — So wie nun im Allgemeinen jenes Streben sich äußeren, mithin auch als das er-

scheinen will, was es ist, und weil es sich als das Erste, als die geistige Macht fühlt, der Nichts widerstehen kann, noch soll, — so muß in jedem Einzelnen die Forderung entstehen, von allen ihn Umgebenden als Ehrenhafter anerkannt zu werden, und mit dieser Forderung der Entschluß verbunden seyn, sie mit allen Kräften zu behaupten und durchzusetzen, — und da man jene Forderung und diesen Entschluß schon als eine Erfüllung jener, oben bezeichneten, Ehrenhaftigkeit betrachten kann, so ist diesernach jeder Immatriculirte auch als ein ehrenvoller Bursche voranzusetzen. —

Da aber, dem Vorhergehenden zufolge, jeder Immatriculirte sich als Ehrenvollen fühlen oder wissen kann nur im Anerkanntseyn der ihn Umgebenden, so ist er durch die Immatriculation in ein nothwendiges, wesentliches Verhältniß zu seinen Mitgenossen getreten, und dem unmittelbar hierdurch erworbenen Rechte, von den Anderen die Anerkennung seiner Ehre fordern zu können, entspricht gleich nothwendig die Verbindlichkeit auch die Ehre der Anderen anzuerkennen.

Die Ehre, in ihrem ganzen Umfange, ist daher Ein Allgemeines, welches alle Burschen, ihrem wahren Wesen nach, innerlich verbindet, und hiermit wäre eine der Hauptgrundlagen für die aufzustellende Ordnung gewonnen. —

ß. Aber die deutschen Hochschulen sind zunächst, d. h. ihrer wesentlichen Bestimmung gemäß, Hochschulen für deutsche Jünglinge; für diese zunächst ist demnach auch die Burschenordnung aufzustellen, zumal da die übrigen Nationen, indem die volle Bedeutung einer Universität, so wie das eigentliche Burschenleben, ihren höheren Schulanstalten fremd ist, nicht das Bedürfniß einer besonderen Burschenordnung zu fühlen scheinen, und ihre Jünglinge daher doch immer nur als fremde und nicht in Allem gleiche Zwecke mit dem deutschen Jünglinge habend betrachtet werden müssen.²⁵ — Diese Letzteren aber, auf die Hochschule kommend mit einem Herzen, noch unverwundet durch Täuschung und Betrug und verschmähte Hingabe, vielmehr

25. Es kann hiermit nicht die Behauptung aufgestellt seyn, als dürften Nichtdeutsche nicht Mitglieder der Burschenschaft seyn, da gerade ein Hauptzweck der Verbindung seyn muß, die Jedem Studirenden, schon als solchem, zukommende Rechte sicher zu stellen, und dieses nur dann vollkommen erreicht ist, wenn alle Studirende an der Gesetzgebung und Gesetzwollziehung Theil haben. Es soll vielmehr durch Obiges nur angegeben seyn, daß, da ohnehin die Uebersahl der Studirenden auf jeder Hochschule aus Deutschen besteht, das deutsche Element doch die Ueberhand behalten muß und behalten wird.

strebend, sich nach allen Seiten hin auszubreiten, genährt mit der geschichtlichen Einsicht in die Wahrheit und Nothwendigkeit des deutschen Brüderbundes, in seinen neuen Genossen das Streben nach gleichen Zwecken erkennend, und mit ihnen im Elemente der Freiheit und der Ehre sich zusammensindend, — diese sind, schon ihrem Wesen nach Freunde und Brüder, da die Freundschaftserklärung doch nur die Vollziehung eines Bundes ist, welchen die Geister und Herzen, sich in einander spiegelnd und erkennend, zu schließen sich sehnen und hiermit schon innerlich geschlossen haben. Und wo kann und muß dieser Liebesbund sich schneller und leichter schließen und vollziehen, als auf der Hochschule, wo noch keine Nebenrücksichten die Herzen rückwärts gehen heißen, wo noch keine besondere Absichten die Gemüther von einander abwendig machen, wo die tausend bunten Schnörkel der Convenienz und der Etiquette noch nicht den Einen einfachen Zug der Herzen und der Geister zu einander verhüllen und verbergen? Und wo kann dieser Zug reiner und feuriger seyn, als wo Wissenschaft und Kunst und Vaterland den Lichtheilen, noch ungetrübten Mittelpunkt bilden, in welchem alle Sehnsucht zusammenströmt und sich zur Liebe entzündet? — Es mag also mit vollem Rechte jeder Bursche als Freund seiner Genossen vorausgesetzt und Liebe als das an-

dere Allgemeine angenommen werden, welches, — wie das Herz durch sein Schlagen und Pulsiren alle Glieder erwärmt und vereint, alle deutschen Bursche zu einander hinzieht und sie zu Lust und Leid, zu Schutz und Trug verbindet. Dieses Allgemeine begründet nun zwar weder Rechte noch Verbindlichkeiten; denn diese finden überhaupt nur statt, wo zwei Selbstständige nur zu einander in Verhältniß stehen; wo aber, wie in der Liebe oder Freundschaft (der Freiheit in der Sphäre des Gefühls,) jeder Einzelne seine Selbstständigkeit gewissermaßen aufgibt, um im Anderen zu stehen, wo in dem Einen Gefühle beide Freunde nicht sich zu einander verhalten, sondern Eins geworden sind, — da haben die Worte Recht und Verbindlichkeit ihre Bedeutung verloren, und ein Freund ist dem Anderen nicht dieses oder jenes schuldig; sondern was er ihm als Freund *thut* oder *gibt*, das *thut* und *gibt* er sich selbst, indem er sein eigenes Bewußtseyn in dem seines Freundes hat, und er *thut* und *gibt* es nicht, weil er muß, noch als ob gegen den Freund das Thun und Geben noch in seiner Willkühr stände, sondern er *thut* und *gibt*, weil er schlecht hin nicht anders kann, weil es die zugleich freie und nothwendige Aeußerung seines eigenen Wesens, und zugleich Rückkehr zu sich selbst, und Genuß seiner Selbst im Genuße seines Freun-

des ist. — Wenn gleich also die vorausgesetzte, alle Burschen belebende, Liebe nicht Rechte noch Verbindlichkeiten begründen kann, so muß sie doch, als wesentliches Moment des Burschenlebens, bei Feststellung einer Ordnung für dasselbe im Auge behalten und vor offenkundiger Verletzung bewahrt werden. Verleht aber würde sie z. B., wenn ein bedürftiger Bursche bloß deshalb, weil er die allenfallsigen allgemeinen Beiträge nicht entrichten könnte, von der Verbindung mit den Uebrigen ausgeschlossen würde; wenn ein Bursche dem Andern auf seinen Ruf um Hülfe nicht beistünde, so wie wenn jede zwischen Genossen vorkommende Beleidigung als auf innerlichen scharfen Haß gegründet vorausgesetzt würde, da vielmehr die vorausgesetzte Freundschaft die Beleidigung, als nur aus ebenfälliger Veranlassung, aus Mißverständnis oder Ueberrellung entsprungen, anzusehen und Vermittlung und Versöhnung vorerst zu versuchen nöthigt. —

b. Indem wir diesemnach Ehre und Freundschaft als das bei allen Studirenden Vorauszusetzende gefunden haben, ergibt sich hieraus sowohl, was, dieser Voraussetzung entsprechend, als Recht und Verbindlichkeit jedes Burschen, — denselben als Einzelnen, und abgesehen von irgend einer Verbindung betrachtet, — erkannt werden muß, — als auch, welches die Verfassung so berechtigter Bursche seyn könne.

Hier zunächst von ihren Rechten ²⁶ und Verbindlichkeiten im Allgemeinen.

26. Eigentlich könnte außerhalb einer geordneten Verbindung gar nicht von Rechten und Verbindlichkeiten die Rede seyn, da außer einer Verbindung sich nur die einzelnen Selbst, als unendliche und unüberwindliche, gegen einander verhalten, oder vielmehr in keiner Beziehung zu einander stehen, die ein Recht begründen könnte. Die freien Wesen nämlich bloß in ihrer Einzelheit betrachtet, und abgesehen von den moralischen Pflichten, von denen hier nicht die Rede seyn kann, — beziehen sich bloß auf sich selbst, und jeder, als unendliche Selbstbestimmung, erkennt nur das Verhältniß zu anderen an, zu welchem er sich selbst bestimmte. Fordert also ein Einzelner Etwas von einem Anderen, so kann dieser eben sowohl diese Forderung zu einem Befehl für sich machen, als er, sich bloß auf sich beziehend, sie auch abstoßen kann. Im letzten Falle stehen sich zwei gleiche gegenüber, und im Angriffsfall kann nur der Zufall des körperlichen Ubergewichts entscheiden. — Von diesem Zustande der äußeren Gewalt, in welchem die Einzelnen Wutse, als solche, sich, dem Begriffe nach, befinden, wird hier abgesehen, weil seit jeher auf jeder Hochschule neben den Einzelnen eine oder mehrere Verbindungen bestehen, die eine Art von Rechtszustand unter ihnen erhalten, und welche als diese Rechtshalter von den Einzelnen stillschweigend anerkannt werden; weil also auf diese Weise sich ein Volk kommen gebildet, welches die Stelle eines Befehls vertrat.

Da nun Ehre und Liebe, in ihrem vollen Sinne genommen, als der geistige Kern jedes Menschen angesehen werden müssen, in Bezug auf welchen alles Uebrige als unwesentlich erscheint, so sind alle Burschen, da in jedem dieser Kern ganz und rein vorausgesetzt werden muß, im Wesentlichen gleich; und da Recht die nothwendige Beziehung freier Wesen auf einander ist, so folgt hieraus, α. daß „jeder Bursche, als solcher, mit dem anderen „gleiche Rechte, hiermit auch gleiche „Verbindlichkeiten habe.“ — Da aber ferner die Ehre jedes Einzelnen, als solchen, einestheils darin besteht, daß er frey und selbstständig sey, — da diese Ehre die Unendlichkeit und Heiligkeit seiner Persönlichkeit ausmacht, aber nur in der Wechselbeziehung der Einzelnen ihre Wirklichkeit erhält, so folgt hieraus: β. „daß jeder Bursche das Recht, „von seinen Genossen in seiner Freyheit und Selbstständigkeit anerkannt „zu werden, so wie die Verbindlichkeit „hat, dieselben auf gleiche Weise anzuerkennen.“ Es hat daher ein Jeder das Recht, seine Besonderheit oder Eigenthümlichkeit so weit zu äußern, als nicht das Allgemeine, das Recht der Anderen, dadurch beschränkt oder verletzt wird; es kann ferner Keiner zu irgend einer positiven Handlung gezwungen werden, wenn

Wenn nicht schon von einer Seite ein solcher Zwang gegen andere, indem er das Recht desselben verleiht, vorangeht.

Da anderntheils die Ehre des Studirenden darin besteht, nicht nur frey und selbstständig, sondern auch ein Vernünftiger, ein Gebildeter, ein Deutscher, ein Sittlicher, und Nüchtern zu seyn, und diese Ehre, als Allgemeines, unverlethbar und heilig ist, „so hat jeder Studirende, da diese Würde in jedem vorausgesetzt werden muß, „das Recht, von seinen Genossen „in dieser Ehre anerkannt zu werden, „und die Verblindlichkeit, sie gleichfalls „weise darin anzuerkennen.“ Er hat daher das Recht zu fordern, daß dasjenige, was er auf seine Ehre versichert, bis zum unzweifelhaften Beweise des Gegentheils für wahr gelte; indem ja das Wesen der Ehre, in seiner Allgemeinheit gefaßt, die Wahrheit selbst ist, und hiermit der Auf: Ehre: Versicherung, wenn er löge, sich selbst verneinte und vernichtete, welches nur der Böse oder der Verrückte thut. — Jeder Studirende hat ferner aus dem nämlichen Grunde das Recht, in die Verbindung einzutreten, welche seine Genossen zur Erhaltung jener Freiheit und Ehre geschlossen haben mögen, da eine Verweigerung dieses Eintrittes

seine Theilnahme an diesem Allgemeinen in Zweifel setzte, und hiermit sein Recht auf Anerkennung desselben verlegte. —

Da nun ferner die Ehre, in ihrem wahren Umfange, nämlich, sowohl die Einzelheit — in der Selbstständigkeit, als die Allgemeinheit in der Vernünftigkeit, Sittlichkeit, Rechtlichkeit und Volksthümlichkeit — enthaltend — ein Heiliges und Unverletzbares ist, so hat auch *J.* jeder Bursche, dessen Ehre zu verletzen ein Mitgenosse versucht hat, das Recht zu fordern, daß dieser Angriff, als ein nichtiger, aufgehoben werde, und zwar, da er in keiner Verbindung steht, durch die seine Forderung verwirklicht werden könnte, — so kann seine Forderung nur an den Beleidiger selbst gerichtet werden. Da kommen denn, wenn dieser die Zurücknahme der Beleidigung verweigert, mehrere, nothwendig zu unterscheidende, Fälle zum Vorschein, so wie, wenn der Beleidigte, die Beleidigung als eine unendliche betrachtend, nicht bloß Zurücknahme, sondern auch Genugthuung begehrt. — Weil jedoch die Darstellung der sich hierbey ergebenden verschiedenen Fälle untrennbar ist von der Betrachtung der dem Ehrengerichte anzuweisenden Thätigkeit, so muß hiermit auf diese weiterhin anzustellende

Erörterung verwiesen werden. — Ergeben aber wird sich aus derselben die Nothwendigkeit der Einzelnen, sich zu einer geordneten Verbindung zusammen zu schließen, wie dieses auch im Vorhergehenden schon angedeutet worden.

c. Nachdem nun angegeben, welche (Quasi-) Rechte und Verbindlichkeiten der Bursche, als Einzelter, seinem Wesen nach haben muß, und daher auch demselben von einer neben ihm bestehenden Verbindung als unveräußerliche und unantastbare garantirt werden müssen, — und wodurch dieselben erworben werden, — ist noch zu betrachten, wodurch dieselben verloren gehen.

Im Allgemeinen wird ein Recht nur vom freien Willen besessen, und da dieser eine unüberwindliche Macht ist, so kann derselbe das Recht, welches er besitzt, nur durch sich selbst, durch seinen eignen Entschluß verlieren. Näher beruhen aber hier die besessenen Rechte auf der Voraussetzung, daß der Wille des Burschen sich selbst der Ehre und Liebe gemäß bestimme. Handelt daher der Bursche derselben nicht gemäß, dann hat er seinen Willen kund gegeben, nicht als ehrenvoll, noch als Freund vorausgesetzt zu werden, und seinem Willen gemäß werden ihm dann die Rechte entzogen, die er nur unter jener Voraussetzung besaß. Forderte er

aber den Göttergenuss dieser Rechte, dann würde er sich damit als einen in sich festgewordenen Widerspruch, d. h. als einen Verrückten bezeugen; — denn einerseits hätte er Ehre und Liebe durch seine Handlung als ein Nichts, als ein Nichtiges für sich erklärt, andererseits verlangte er, daß das Nichts ihm doch noch Früchte tragen sollte; durch jenes hätte er für sich ein Gesetz ausgesprochen, durch dieses hingegen erklärte er, daß er selbst ihm nicht folgen wollte. — Es muß daher vorerst seine Handlung, sein Gesetz durch eine spätere Handlung wieder aufgehoben seyn, bevor er den Folgen jener sich entziehen kann. —

Weil aber, wenn nur Einzelne unverbunden nebñ einander stehen, die Handlung eines Burschen nur vom Einzelnen beurtheilt wird, womit Irrthum und Willkür eintreten können, und es daher zufällig wird, ob über seine Handlung gerecht geurtheilt wird, — da ferner das Recht seyn soll, es aber eben so zufällig ist, ob das Urtheil des Einzelnen über die Handlung eines Anderen, wenn gleich es gerecht ist, anerkannt werde von den Uebrigen, und im Nichtanerkennungsalle der Geurtheilte im unrechtmäßigen Besitze von Rechten bleibt, — so zeigt sich in beiden Beziehungen die Nothwendigkeit, daß die Einzelnen sich verbinden, um dem Rechte

Wirklichkeit zu geben und es hiermit über die Zufälligkeit zu erheben. Es ist also auch hierdurch der nothwendige Uebergang zum folgenden gegeben. —

B. Von der Vereinigung der Jurschen zu einer geordneten Gemeinschaft, — oder von der Bildung einer Jurschenschaft.

Daß nun die Nothwendigkeit der Verbindung aller Einzelnen Jurschen auf einer Hochschule zu einer einzigen Jurschenschaft aus der näheren Betrachtung der besondern Verhältnisse derselben unbestreitbar hervorgehe, möchte nach vorurtheilsfreier Prüfung von Männern gegeben werden. Welche Verfassung aber eine solche Verbindung überhaupt sich geben müsse?, — diese Frage ist theils a. schon durch das Bisherige, theils b. durch die wirklich schon bestehenden Jurschenschaften beantwortet, theils sind c. hierbey auch äußerliche Rücksichten zu nehmen.

a. Aus dem Vorhergehenden nämlich ist es klar geworden, daß erstens alle Einzelne in Beziehung auf ihre akademischen Lebensverhältnisse als einander gleich voranzusehen sind,

baher, indem sie in dieser Hinsicht gleiche Rechte haben, auch gleichen Antheil an der Verwirklichung des Rechtes, d. h. an der gemeinsamen Gewährung und Sicherung der einzelnen Rechte (an der formellen Freiheit) haben müssen; daß zweitens, zur Erfüllung der nur erst vorausgesetzten Ehre, oder vielmehr zur Lebendigmachung der bloß noch inneren, und gleichsam noch todtten, Ehre des Einzelnen, derselbe nicht bloß für sich und bloß im ruhigen Besiz seiner Rechte dahinleben, sondern auch thätigen Antheil nehmen soll an der Erhaltung und Beschützung der Rechte seiner Genossen, an dem gemeinsamen Leben und Streben derselben; daß also, indem die Verbindung nicht bloß zum Zwecke hat, die Rechte der Einzelnen vor Verletzung zu bewahren, sondern auch Selbstzweck ist, d. h. zum Zwecke hat, ein gemeinsames Leben, einen Gemeinsinn, ein lebendiges Ganze zu gestalten, — daß also die Thätigkeit eines jeden Mitgliedes so viel als möglich angeregt und für das Ganze in Anspruch genommen werden muß; — es ist drittens aus dem Vorhergehenden klar geworden, daß, indem ein Hauptzweck der Hochschulen, wie der zu bildenden Burschenschaften seyn soll, den werdenden Mann zur Selbstständigkeit und zum Gefühl und Bewußtseyn derselben kommen zu lassen, — es unbedingt nothwendig ist, ihm keine Ge-

legenheit der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit zu entziehen; — es ist endlich auch bereits angedeutet, daß der Einzelne nur das Urtheil der Gesamtheit seiner Genossen, in welcher er selbst mit seinem reinen Willen ist, als die, von ihm verlangte, unbeschränkte Selbstständigkeit nicht verlegend anerkennen, und seinen Eigensinn darunter beugen kann.

Damit nun alle diese Forderungen erfüllt werden, kann die Vurschenschaft sich nur eine rein-demokratische Verfassung geben, d. h. eine solche, nach welcher die gleiche Thätigkeit aller Einzelnen sich nur auf sie selbst, als auf Glieder eines Ganzen, eines Allgemeinen Wesens bezieht, — nach welcher also die allgemeine Bestimmung des Ganzen nur die Einheit ist der gleichen Bestimmungen Aller Einzelnen. Nach dieser Verfassung wird daher jeder Einzelne gleichen Theil an der Gesetzgebung und der Vollziehung der Gesetze haben, und in den Fällen, in welchen die unmittelbare Vollziehung nicht von Allen Einzelnen ausgehen kann, durch gleiche Theilnahme an der Wahl der Vollzieher mittelbar jeder selbst das Gesetz vollziehen.

Die Ausführung dieser Grundlage in die einzelnen Bestimmungen ist, wie diese selbst, in

der vorhergehenden Erörterung der Verhältnisse, der Zwecke und des Wesens der Studirenden begründet, und bedarf daher hier keiner weiteren Auseinandersetzung.

b. Da aber die aufzustellende Ordnung nicht bloß ein frommer Wunsch, oder ein unausführbares Kunststück seyn soll, sondern bestimmt ist, verwirklicht zu werden, darum muß auch die Frage aufgestellt werden, in wiefern die Wirklichkeit derselben entgegen kommt? Und da ist es als eine der freudreichsten Erscheinungen dieser Jahre zu betrachten, daß in keiner der Ordnungen der bereits bestehenden Burschenschaften das Streben nach Vernünftigkeit; d. h. nach wahrer Ehre, nach Freiheit und Recht und Volksthümlichkeit zu verkennen ist, und es ist des Verfassers Stolz, im Vorhergehenden, so wie in dem nachfolgenden Entwurf nicht sowohl neue Gedanken und eigene Erfindungen niedergelegt, als vielmehr den Geist der Wirklichkeit dargestellt und im Entwurfe größtentheils Bestimmungen aus den verschiedenen Ordnungen selbst entlehnt zu haben. —

c. Der Gegenwart also wäre nun allerdings die angegebene Verfassung angemessen; aber auch der nothwendigen Zukunft soll sie zuversichtlich entgegensehen können: Von dieser

Setze her jedoch scheint derselben ihr Untergang
 zu drohen. Keine der bestehenden Burschen-
 schaften nämlich hat bisher noch über 300 Mit-
 glieder umfaßt, und für diese Anzahl war aller-
 dings jene rein demokratische Verfassung passend
 und anwendbar. Die Burschenschaft aber hat
 selbst die Bestimmung, zur Zeit alle Studirende
 auf derselben Hochschule in sich zu schließen,
 und deren befinden sich auf mehreren Hochschu-
 len über 1000. Da ist es aber in die Augen
 springend, daß der Verwirklichung einer rein-
 demokratischen Verfassung sich große Hindernisse
 entgegensetzen werden; ich erwähne nur die
 Schwierigkeiten in Betreff der erforderlichen
 Vertretlichkeiten, ferner bey den Wahlen so vieler
 unentbehrlichen Vorsteher durch Alle, bey den
 Abstimmungen, den Zusammenberufungen, bey
 der Schlichtung der Strittigkeiten durch das
 Ehrengericht, u. s. w. — Allein fürs Erste
 kann eine Verfassung, weil sie in künftigen Zei-
 ten einmal unbrauchbar werden muß, eben so
 wenig bloß aus diesem Grunde für die Gegen-
 wart verworfen werden, als wenig man eine
 alte Verfassung, weil sie sonst einmal zweckmäßig
 war, bloß wegen dieses ehemaligen Vorzuges
 für die veränderte Gegenwart in Anspruch neh-
 men kann. Fürs Andere, wenn auch in dem
 förmlichen Abänderungen nothwendig wer-
 den mögen, so doch gewiß nicht in den Grund-

lagen desselben, indem diese Grundlagen selbst wieder auf dem Geiste beruhen, der alle Formen erschafft und, selbst unverändert, sie auch den Aeußerlichkeiten gemäß umwandeln kann; ich meine den Geist, der auf verschiedenen Standpunkten als Recht, als Sittlichkeit, als Volksthümlichkeit, als Freiheit sich offenbart. — Werden erst die einzelnen Burschenschaften sich von ihren kleinen Anfängen aus so verbreitet haben, daß sie den größeren Theil der Studierenden auf der Hochschule in sich schließen, dann wird sich auch jener Geist so eingewohnt haben, daß in dem jetzt Bestehenden gefahrlos vielleicht folgende Veränderungen werden Statt finden können: Findet sich nämlich die Burschenschaft auf einer Hochschule beim Beginne eines Halbjahres so angewachsen, daß alle Mitglieder sich nicht mehr in einer schicklichen Vertiklichkeit versammeln können, daß die Classen zu groß, oder der Vorsteher zu viele werden müßten, daß ein Ehrengericht nicht mehr ausreichen würde, u. s. w., dann muß der eine Staat in einen Bund von Staaten übergehen; am Anfange jedes halben Jahres versammeln sich dann alle Burschenschaftsmitglieder auf einem freien Plage, und theilen sich für dieses halbe Jahr durch das Loos in gleichzählige besondere Burschenschaften, die dann während dieser Zeit für die laufenden Geschäfte und gewöhnlichen Zustbarkeiten jedes

ihren besondern Haushalt führen mag, die aber sowohl an den Haupt-Volks-Festen, — an den Tagen von Leipzig und Belle-Alliance, als am Neujahrstage, am Stiftungstage der Burschenschaft u. s. w. sich zur gemeinsamen Feier vereinigen, — im Uebrigen aber auch durch einen allgemeinen Burschenbrauch in dauernder und wesentlicher Einheit bleiben, so wie dadurch, daß die sämmtlichen Vorsteher der einzelnen Burschenschaften eine Versammlung bilden, welche in öffentlichen Sitzungen einertheils als Amphitryonen: Gericht die Verhandlungen über Verurtheilung eines Burschen zu führen und das Urtheil zu fällen, andernteils die Berathungen über Abschaffung eines alten, oder Einführung eines neuen Gesetzes zu pflegen und zu beschließen hat, welches Urtheil und welches Gesetz durch einfache Stimmenmehrheit sämmtlicher Burschen angenommen oder verworfen wird. Hiermit ist nur im Allgemeinen angedeutet, wie, um bey dem Drange der äußern Umstände nicht das Ganze wieder in Trümmern zusammensinken zu lassen, die, allerdings schönere, rein: demokratische, Verfassung beschränkt werden könnte, ohne das Beste der Burschenschaft, die Gemeinsamkeit aller Bursche, aufzugeben. Diefemnach könnte der aufzustellende Entwurf, der zunächst nur auf eine Burschenschaft von nicht über 300 Mitgliedern berechnet ist, auch

auf Gültigkeit für die Zukunft Anspruch machen; da zwar für die Festsetzung der Verhältnisse der einzelnen Burschenschaften auf einer Hochschule zu einander noch weitere Bestimmungen in der Folge erfordert würden, in der Ordnung der einzelnen Burschenschaft aber wenigstens zu verändern seyn möchte. —

Dieses aber mag hier über die Bildung der Burschenschaft im Allgemeinen genügen, da die einzelnen Bestimmungen derselben im Entwurfe sich als nothwendige Folgerungen der aufgestellten allgemeinen Grundsätze erweisen werden. Einer besonderen, zusammenhängenden und bis in Einzelne gehenden Erörterung aber bedürfen die Bestimmungen über die Thätigkeit der Burschenschaft als Schlichterin der Ehrensachen und als Richter in über Vergehen eines Mitgliedes gegen Ehre und Recht, — da über den ersteren Gegenstand die Meinungen noch so sehr getheilt, und der letztere mit demselben so eng verknüpft ist.

C. Von der Thätigkeit der Burschenschaft als Vermittlerin und als Richterin. —

Schleiermacher,²⁷ nachdem er den Zweikampf als eines der großen und wesentlichsten Uebel,

²⁷ In der angef. Schrift, S. 126 — 129.

welche die Studentenfreiheit beglücken. bezeichnet hat, erklärt denselben für eine höchst natürliche und unvermeidliche Erscheinung, und zwar aus folgenden Gründen, welche ich zur schnelleren Uebersicht, und als Resultat der Erfahrungen eines vielverehrten Mannes über den vorliegenden Gegenstand, mit seinen eigenen Worten beifügen zu müssen glaube: „Diejenigen,“ sagt er, „welche die Wissenschaft suchen, und in noch „nichts anderes versunken sind, sind dem Staate „mehr als sonst irgend ein Einzelner fremd, „und können nicht gewohnt seyn, einander aus „dem Gesichtspunkte des Bürgers zu betrach- „ten. Auch in dieser Hinsicht sind sie damit beschäftigt, „ihrer Person die höchste Würde zu verschaffen „und sich innerlich durch Erkenntniß über alle „Andere zu erheben, müssen sie, hinzugenommen „das Feuer der Jugend, am reizbarsten seyn „gegen Kränkungen, die ihrer Person widersch- „ren, und können weniger als Andere in Ehren- „sachen Recht und Genugthuung vom Gesch- „nehmen, da diese fast überall Erörterungen vor- „schreibt, welche das reizbare Gefühl aufs Neue „empören — oder Abstufungen in der äußeren „Würde, und dem gemäß auch Verschiedenheiten „in der Zurechnung und Strafe der Verleidi- „gungen annimmt, welche sie sich nicht können „gefallen lassen. Dazu kommt, daß, so wie in „den Augen der der Wissenschaft Befähigten

„ihre Person den höchsten Werth hat, sie auf
 „der andern Seite noch durch keine besondere
 „Verbindung verpflichtet sind; ihrer zu schonen,
 „und daß also für das höchste Gut auch der
 „höchste Preis geboten und gewagt wird. Es
 „liegt zu Tage, daß die Sühne für persönliche
 „Beleidigungen die Ausgabe ist, welche der
 „Staat noch am wenigsten zu lösen weiß, und
 „in allen Ständen offenbaret sich die Neigung
 „sich selbst zu helfen. Aus dem Gesagten er-
 „hellte nun wohl, daß, so lange es noch irgend
 „einen Stand gibt, bey welchem der Zweikampf
 „die übliche Form dieser Selbsthülfe ist, gewiß
 „auch auf der Universität keine andere wird ge-
 „bräuchlich seyn, und daß in Zukunft wie bis-
 „her alle Anstalten ihn abzuschaffen vergeblich
 „seyn werden, bis etwa auf einem ande-
 „ren Wege die Gesetzgebung und das
 „herrschende Ehrgefühl einander nä-
 „her gekommen sind.“ So sprach Schleiers-
 macher im Jahre 1808, und vermuthete wohl
 nicht, daß der Weg, das herrschende Ehrgefühl
 mit der Gesetzgebung zu versöhnen, sobald würde
 gefunden. Gefunden aber ist er in dem Ehrens-
 gericht, welches, wie bereits bemerkt, seit eini-
 gen Jahren auf mehreren Hochschulen eingeführt
 worden ist, und daß er wirklich in ihm gefun-
 den sey, soll durch die Darlegung des Wesens
 der Ehre, der Verletzung und der Her-

stellung derselben, so wie durch die Betrachtung der laufenden Vorstellungen über Ehre, Beleidigung und Genugthuung, und kann nur durch dieselben dargethan werden. —

Worin nun das Wesen der Ehre bestehe, darauf werde zuerst geantwortet, um einen Maassstab für die hierüber noch gangbaren Vorstellungen zu gewinnen.

I.

Ehre, allgemein oder in ihrem reinen Begriffe gefaßt, ist die Auerkenntniß des wahren Werthes eines selbstbewußten freien Wesens durch ein demselben gleiches Wesen, mit anderen Worten: wenn ein freies selbstbewußtes Wesen dasjenige wirklich ist, was es seinem Begriffe nach ist und seyn soll, oder wenn es seiner Bestimmung gemäß ist, — und in diesem seinem wahren Seyn, welches allein sein wahrer Werth ist, — von einem gleich freien Wesen, als würdig, anerkannt wird, — dann ist diese Anerkennung für den Würdigen dasjenige geistige Eigenthum, welches Ehre genannt werden kann. Es ist aber wahre Ehre Erstens: ein Verhältniß, eine Wechselbeziehung, von wahren Werthe einerseits und von Anerkennung desselben anderseits. Denn wenn der Werth nicht anerkannt

ist; dann ist sein Seyn nur für den Würdigen; und nur innerlich und darum mangelhaft; weil nur die Einthg des Innerlichen und Aeußerlichen das Wahre ist, indem das Innerliche nur in soweit lebendig ist, als es sich offenbart, als es sich eine Aeußerlichkeit gibt, und aus ihr zu sich selbst zurückkehrt, und so sich gewissermaßen selbst erzeugt, und dadurch ewig wird und ist. Ist aber anderseits zwar Anerkennung eines Werthes, dieser Werth jedoch nur ein geglaubter und nicht auch in Wahrheit im Anderen, dann ist die stattfindende Beziehung nur ein, nothwendig vergänglichlicher Schein, die Ehre selbst ist dann nicht, sondern es ist nur ihr Schein. Wie jener bloß innerliche Werth nur die Möglichkeit der Ehre, nur ein verborgener, schlafender Keim; so ist diese Anerkennung nur ein Gespenst ohne Mark und Bein. Tausende von Menschen jedoch halten jenen Keim für das Wahre und Höchste, denjenigen ähnlich, die den in sich verschlossenen Stein als Gottes Bild verehren; Tausende auch jagen nach jenem nichtigen Schatten, — denjenigen vergleichbar, welche das bloß Aeußerliche, das ewig nur verschwindende Körperliche, für das einzige Reelle halten. —

Es findet nun zweitens das bezeichnete Wechsel-Verhältniß, oder die Erkenntniß, welche wir wahre Ehre nennen, nur zwischen selbst:

selbstbewußten freien gleichen Wesen
 statt. Zwischen Selbstbewußten nur; denn
 einerseits kann nur derjenige, dessen Thätig-
 keit nicht bloß nach außen, sondern, oscillirend,
 auch in sich selbst zurück geht, und so, in der
 Beziehung auf Anderes zugleich sich auf sich be-
 zieht, nur dieser kann etwas besitzen, kann sich
 ein geistiges Daseyn geben, ohne sich selbst in
 diesem Daseyn zu verlieren. Der seiner selbst
 nicht Bewußte besizet sich selbst nicht, sondern
 wird nur von Anderen, seyen diese nun natür-
 liche oder geistige Mächte, besessen; es findet
 somit zwischen ihm und Anderen kein eigent-
 liches Wechselverhältniß statt, indem er sich
 nicht auf die Anderen bezieht, noch die Anderen
 sich auf ihn beziehen und in Verhältniß mit
 ihm treten, in welchem er als ein sich = auf = sich =
 Beziehendes anerkannt wäre; sondern die An-
 deren erkennen ihn als ein Selbstloses, als
 ein Ding, und erkennen sich hiermit als die
 Macht über denselben, und durch dies Erkennen
 ist er als ein Nichtiges für das Selbstbewußt-
 seyn gesetzt und das Verhältniß zwischen
 beiden aufgehoben. Ueberdies, da, wie gesagt,
 der seiner selbst nicht Bewußte, sich selbst nicht
 besizt, da er sich nicht selbst sich gegenüberstellen
 und wieder zurücknehmen kann, worin doch allein
 der Besiz seiner selbst besteht, — so kann er
 auch eigentlich keinen Werth haben, da sein

Werth nur Er selbst, das Haben aber die Beziehung des Habenden auf das Gehabte ist, hiermit wenn er Werth hätte, er sich auf sich selbst bezöge, dessen eben der seiner selbst nicht Bewußte unfähig ist. Dieser vielmehr ist, was er ist, nur für Andere; er ist nur, was er ist, er hat aber nicht, was er ist. Andererseits kann nur der Selbstbewußte anerkennen; denn nur dieser, der sich selbst weiß, sich also im Beziehen auf Anderes noch als dieses Selbst erhält, kann in Wechselverhältniß mit Anderen treten und, nur indem er sich als einzelnes Selbst immer von neuem weiß und erzeugt, kann dieses Wechselverhältniß zu einem Bleibenden und nicht bloß Verschwindenden werden. Zudem ist ja Erkennen und Anerkennen nicht ein wesentlich Verschiedenes vom Selbstbewußtseyn, da es nur die aus der Selbstheit sich nach Anderen richtende Thätigkeit des Wissens ist, und beide Richtungen, die sich innernde und die sich äußernde, eben so in Einem und untrennbar sind, als der anziehende und der abstoßende Pol des Magnets. Es findet ferner auch nur zwischen freien Wesen das Verhältniß der Ehre Statt; frey aber ist nur das Wesen zu nennen, welches durch keine Gewalt sich von Erfüllung seiner wahren Bestimmung abhalten lassen will, und daher selbst die Macht ist, zur Erhaltung dieser Selbstbestimmung alles andere

auszugeben. Nur dieses Wesen ist frey, und nur der Freie kann Ehre haben und Ehre geben. Denn einerseits kann der Unfreie Nichts wahrhaft haben, sondern was er zu haben wähnt, ist nicht sein, vielmehr demjenigen, in dessen Macht er selbst ist; da er sich selbst nicht hat, so kann er auch nicht die Anerkennung dieses Selbstes haben; er ist nicht Er, nicht Person; sondern nur Es, nur ein Ding; oder wenn er von sich selbst zwar weiß, aber doch sich von Einem, seiner wahren Bestimmung Fremden bestimmen läßt, ein Gehöriger oder ein Böser, hiermit seiner Bestimmung selbst Widersprechender, seinen Werth selbst Verläugnender. — Anderseits kann der Unfreie auch keinen Werth anerkennen, da er selbst keinen hat; erkannte er wahrhaft den Werth des Andern, dann müßte er sich selbst frey machen; indem die Bestimmung aller selbstbewußten Wesen ein und dieselbe, und das Erkennen nur das Wiederfinden seines eigenen Wesens im Erkannten ist. Wenn aber des Erkennens ungeachtet der Unfreie sich bestimmte unfrey zu bleiben, dann wäre einerseits der Unfreie schlecht, andernteils die Anerkennniß eine zufällige, nichtige, indem es von der Macht, welcher der Unfreie dient, abhinge, ihn zur Nichtanerkennung zu zwingen. —

Es kann endlich der Würdige nur beim Gleichen anerkannt werden, d. h. von demjenigen, der gleich ihm seiner wahren Bestimmung gemäß seyn will, und gemäß ist, so weit er es seyn kann; denn, wie schon im Vorhergehenden bemerkt worden ist, kann im Andern nur dieses erkannt und anerkannt werden, was der Erkennende seinem Wesen nach, oder an sich schon selbst ist; das Erkennen nämlich ist eine Einung des Wesens und der Wirklichkeit, und geeinet kann nur werden, was nicht schlechthin verschieden ist; wie denn das Wesen und die Wirklichkeit nicht schlechthin, sondern nur der Form nach, verschieden sind, indem das Wesen die an sich sendende Wirklichkeit, diese aber das gegenwärtige Wesen ist. So kann also der Werth eines Wesens nur von Gleichen erkannt werden, und daß in diesem Erkennen zwar die Einung vollzogen, zugleich aber das Erkannte selbst noch als ein Besonderes²³ für sich bleibt und hierdurch das Wechselverhältniß als Verhältniß fortbesteht, dieses ist durch den Ausdruck An-erkennen bezeichnet. —

23. Ueberhaupt ist im Verhältniß, welches Ehre heißt, die Besonderheit das Vorherrschende; die Ehre ist zwar die Einung des Herrschens und des Ehrens, aber in derselben ist die Einung der zwei Wesen nur einseitig vollzogen. Erst wenn

Es ist hiermit drittens die Ehre, nach ihren verschiedenen Beziehungen betrachtet, ein Unendliches, ein Unverlegbares und Heiliges.

Im Allgemeinen betrachtet ist nämlich die Ehre ein Unendliches, indem sie ein in sich Beschlossenes, ein in sich zurückkehrender Kreis, die Anerkennung eines Ewigen, der wahren Würde einer Person, durch ein Ewiges, den freien, selbstbewußten Willen, — hiermit eine unendliche Gleichung ist.

Aber in Beziehung auf den Anerkennenden betrachtet ist die Ehre ein Unverlegbares; denn wenn eine Person in Wahrheit würdig ist, dann steht es gar nicht in der Willkür einer anderen Person, diese Würde nicht zu erkennen, indem sie, als Vernünftiges, sie nothwendig erkennen muß, — noch kann sie die erkannte Würde nicht anerkennen, denn hiermit folgte sie einer anderen Bestimmung, als ihrer eigenen,

der Wehrte auch den Ehrenden ehrt, erst im wechselseitigen Anerkennen verliert das Verhältniß seine Einseitigkeit, geht aber hiermit unmittelbar über in die Einheit des vollzogenen Wechselerkennens, welche man schicklich Liebe nennen könnte, wenn hiermit nicht vorzugsweise die aus dem Wechselgeföhle hervorgegangene Einheit bezeichnet würde. —

die sie das erkannte auch anerkennen heißt, — und wäre daher unfrey und sich selbst widersprechend.

In Beziehung endlich auf den Geehrten selbst ist die Ehre ein Heiliges; denn sie ist die Spiegelung seines reinen Wesens in einem gleichen reinen Wesen, — das Seyn in sich und zugleich das gleiche Seyn in Anderen, — somit eine Erscheinung des Göttlichen Lebens selbst, welches, auf der Stufe des Verhältnisses festgehalten, Gottes-Verehrung genannt wird. Heilig ist daher die Ehre als das dem wahren Werthe, oder dem Göttlichen, der Person angemessene Daseyn desselben; indem nämlich die Würde der Person aus ihrer bloßen Innerlichkeit durch das Anerkennen des anderen Wesens ins Daseyn tritt, ist die Würde zugleich auch nicht in einem Anderen, sondern im gleichen Wesen, daher bey sich selbst, und so, da die Form, die sie erhalten, dasselbe mit dem Inhalte ist, dieser mit sich selbst zusammengegangen, und für sich selbst geworden. —

II.

Es ist hiermit der Begriff der Ehre in seiner reinen Allgemeinheit dargelegt, wie er nämlich im Reiche des Gedankens ist. Aber er steigt auch in die Erscheinung hinab, um sich zu verwirklichen, und wenn er sich einerseits in

ewiger Ungetrübtheit im Gedanken erhält, so wird doch anderseits seine Darstellung in der gegenständlichen äußern Welt durch die Willkühr und den Zufall, welche in diesem Anderen des Gedankens auch ihr Spiel treiben, vielfach getrübt und verzerrt. Der Gedanke selbst aber muß nicht einerseits stehen bleiben, sondern muß die Ehre in ihrem Daseyn in der Außerlichkeit begleiten, und diese letztere so bestimmen, daß alle Trübungen und Verzerrungen sich als nichtige und bloß verschwindende zeigen müssen, wodurch denn der reine Begriff sich mit seiner geläuterten Außerlichkeit zur wahren Wirklichkeit zusammenschließt. —

1. Die Ehre gibt sich aber Daseyn durch die besonderen Individuen, und zwar, um hier gleich von Bestimmten zu reden, — durch Studierende.

Nun haben wir allerdings im Früheren als nothwendig erkannt, die Studirenden alle als frey, als gleich ehrenhaft und ehrenvoll voranzusehen; wir haben erkannt, daß jeder Immatriculirte schon als solcher das Recht hat, von seinen Genossen in jenen Eigenschaften anerkannt zu werden, wenn nicht zugleich auch sowohl die Moral die Pflicht auslegte, in jedem Menschen die volle Vernünftigkeit voranzusehen und ihn darnach zu behandeln, als auch das Staats-

gesetz, welchem der Studirende untergeben ist, geböte, die Freiheit des Mitbürgers auf keine Weise zu beschränken oder zu verletzen. Allein einestheils ist es hier auch eben so zufällig, ob der Studirende in Wahrheit ehrenvoll sey, als es leicht in die Willkühr des Anderen kommen kann, den Berechtigten in seinem Rechte nicht anzuerkennen. Anderntheils liegt im Begriffe des Verhältnisses der einzelnen Studirenden zu einander selbst, man könnte sagen, die Nothwendigkeit der Verletzung desselben; denn es beruht einerseits vorerst noch auf bloßer Voraussetzung, anderseits auf einer Anerkennung, die vorerst nur im Nichtverletzen, nicht aber in einer positiven Anerkennung besteht, — und so kann man sagen, daß dieses Verhältniß nur erst eine Möglichkeit, aber noch keine Wirklichkeit ist. Diese Mangelhaftigkeit desselben spricht sich dadurch aus, daß der Eine das bloß Vorausgesetzte nicht anerkennt, und daß der Andere eine positive Anerkennung hervorgerufen will.

So kann also die Ehre im Allgemeinen auf zwey Weisen verletzt werden; einmal, wenn der, als ehrenhaft Vorausgesetzte durch seine eigene Handlung die Voraussetzung erschüttert; das andre mal, wenn die noch unerschütterte Voraussetzung von einem Anderen nicht anerkannt wird.

2. Weil nun aber die Ehre an und für sich ein Ewiges und Unverleghares ist, darunt muß jede scheinbare Verletzung derselben aufgehoben werden.

A. Dieß kann im ersten Falle nur dadurch geschehen, daß derjenige, der seine Ehre durch eine Handlung verletzt hat, durch Erleidung einer Strafe diese Handlung selbst als nichtig und unrecht darstellt, und sich somit gereinigt über dieselbe erhebt. Die Verhängung dieser Strafe erfordert ein Gericht, und zwar, da nur die Gleichen den richtigsten Maaßstab für die Verletzung der Ehre besitzen, ein Gericht von Gleichen; die Bestimmung der Strafe selbst fordert ein Gesetz und die gerechte Vollziehung, da die Strafe für das Vergehen gegen die Ehre auch nur in einer verhältnißmäßigen Nichtanerkennung von Seiten der Genossen bestehen kann, auch eine Gemeinschaft derselben. Es geht hieraus hervor, daß, damit von dieser Seite die Ehre als ein Heiliges und Ewiges sich erhalte, die Studirenden eine geordnete, sittliche Verbindung schließen müssen. --

B. Nicht minder aber wird aus der Betrachtung der anderen Verletzungsweise sich ergeben, daß die wahre Ehre nur in einer solchen Gemeinsamkeit zur Wirklichkeit gelangen könne. --

A. Stehen nämlich die Studirenden als Einzelne neben einander, d. h. ohne für ihre Ehrenverhältnisse eine Macht über sich zu erkennen,²⁹ und beleidigt Einer den Andern, dann ist dieser nicht allein befugt, den Angriff abzuwehren, sondern es hält ihn zunächst auch nichts ab, sich selbst Genugthuung zu nehmen, d. h. das Gefühl seiner selbst durch einen gleichen Widerstoß wieder herzustellen, und da Jener willkürlich ein Unendliches angegriffen, durch seine Handlung aber, als die eines vernünftigen Wesens, ein Gesetz aufgestellt hat, — so kann dieser das Gesetz auf den Gesetzgeber selbst anwenden, und eben so willkürlich den unendlichen Angriff durch einen unendlichen, beliebig verstärkten, Widerschlag erwidern. Da aber durch diesen Widerschlag, welcher Rache genannt wird, Jener eben wieder unendlich verletzt wird, und ihm daher die gleiche Befugniß gegeben ist, so sände hiermit ein Hin- und Hergehen der Beleidigung bis ins Unendliche fort Statt, wie es in kaum entwichener Zeit der größten Rohheit auf einigen Hochschulen so weit als möglich im Herkommen

29. Es ist schon früher bemerkt worden, warum hier die vom Staate angeordnete Obrigkeit stets unwirksam war und bleiben wird, und daher hier nicht in Betracht gezogen werden kann.

dargestellt war.³⁰ Rächte sich aber der zuerst Beleidigte nur durch eine unverstärkte Erwiderung der Beleidigung, und der Beleidiger ließe es hierauf beruhen, oder rächte der zuerst Beleidigte sich gar nicht, — dann wäre hiermit die Feindschaft nothwendig zu einer unendlichen und ewigen geworden. —

2. Da aber schon das Gefühl sich sowohl gegen das obige Hin- und Herwerfen der Beleidigung bis ins Unendliche fort, als gegen die unendliche Feindschaft empört (indem diese letztere, zwischen solchen, die doch im Allgemeinen gleichen Lebenszwecken folgen, entstanden, als nur auf vorübergehendem Mißverständniß beruhend, vorauszusetzen sind, daher vernünftigerweise zum wenigsten eine Vermittlung versucht werden muß), so haben diese Mißstände, die in jedem geflohenen Zustande eintreten müssen, seit alten Zeiten her³¹ das Bedürfnis des

30. Es wurde nämlich das Schimpfwort, dummer Junge, mit einer Ohrfeige, diese wieder durch Spucken ins Gesicht, dieses mit der Hockreitsche und so noch durch einige empörende Stufen weiter erwidert. —

31. Daß bei den Griechen und Römern keine Zweikämpfe zur Schlichtung der Ehrenstreitigkeiten statt fanden, kommt wohl daher, daß sie dem

Zweikampfes erzeugt, dessen innere wesentliche Bedeutung die ist: daß der entstandene unendliche Widerspruch überhaupt gelöst werde, — und daß man hierzu nicht geradehin das Loos, oder die Würfel geworfen hat, liegt einestheils darin, daß man zwar Schlichtung, aber auch noch Rache, suchte, andernteils lag es wohl auch unbewußt darin, daß der Mensch, dessen höchste Würde im Zustande der Natur oder der Gewalt allein in der Selbstbestimmung besteht, — diese Würde bis auf das Äußerste zu behaupten strebt, im Kampfe aber diese Selbstbestimmung noch immer einigen Theil behält neben dem Zufall, der im Loose nur allein mehr waltet. Es ist nun allerdings richtig, daß der Zweikampf, in sofern er schon eine Bekämpfung und Bändigung des ersten, unmittelbaren, natürlichen Rachetriebes voraussetzt, als eine Erhebung über den Zustand

Orient, unserer Wiege, näher, auch noch auf kindlichere Weise ins Allgemeine, ins Staats-Leben versenkt, noch nicht durch Christus als Einzelne für mündig erklärt, noch nicht zum Gefühle der Unendlichkeit, der Freiheit und Würde des Einzelnen gekommen waren, vielmehr die dem Einzelnen zugesetzte Beleidigung ihn nur als ein endliches Glied des unendlichen Staates traf, daher auch durch den Spruch des Gerichtes im Namen des Staates wieder aufgehoben wurde.

der Willkür betrachtet werden muß, und, indem er ein offener Krieg unter verabredeten gleichen äußerlichen Bedingungen ist, kann man seinen germanischen Ursprung nicht verkennen, da die rechtliche Gesinnung den germanischen Völkern so eigen zu seyn scheint, daß sie von jeher selbst dem Unrecht eine rechtliche Form zu geben suchten.³² Es ist überdies anzuerkennen, sowohl daß der Zweikampf in jenen älteren Zeiten des Faustrechts, in denen keine sittliche Ordnung, kein Gericht festen Fuß gewinnen konnte, nothwendig, als daß er damals, wo körperliche Rüstigkeit noch gleichet vertheilt und Waffenübung noch die Hauptbeschäftigung der Männer war, sein Erfolg auch der Gerechtigkeit mehr entsprechen konnte, indem, bey jener gleichen Kraft und Gewandtheit der Kämpfer, der Muth und die Energie, welche Recht und Glaube verleihen, leichter überwiegen konnte. — Dieses bleibt jedoch eine dem Zweikampf selbst äußerliche Rücksicht, so wie jene oben erwähnte augenblickliche Bändigung des Rachetriebes ihn zwar in Zeiten der Barbarey wünschenswerth machen, bey gebildeten Völkern aber auf keine Weise rechtfertigen kann. Denn, wenn gleich die Bedingungen des Kampfes für beide Kämpfer

32. Wie unter andern auch der Gottessegen und die Feindgerichte bewirken.

gleichgestellt, und beide in den Kampf eingewilligt, und ihm so den Schein eines rechtlichen Vertrages gegeben haben, so ist doch eines: theils die Rechtlichkeit desselben auch nur ein Schein, und anderntheils Zweikampf an und für sich seinem Zwecke nicht entsprechend, wie sich aus folgendem ergeben wird.

a. Es ist nämlich Rechtlichkeit jenes Vertrages nur ein Schein; fürs erste: weil die Vertrageliegenden in Folge des vorangegangenen Streites nicht als freie Willen voraussetzen sind, indem der Beleidiger, durch Groß oder Haß oder sonstige Leidenschaft bestimmt, als Unfreier zu betrachten ist, der Beleidigte aber bey der Empörung des Selbstgefühls und der noch unbefriedigten Rache eben so wenig als frey vorausgesetzt werden kann. Fürs andere, weil der Vertrag selbst in mehreren Hinsichten ein schändlicher und unsittlicher Vertrag (*pactum turpe*) wäre. Denn 1^o wird durch denselben des Beleidigten Selbststrafe, welche als eine ungemessene, und dem Zufall anheim gestellte Strafe, als Trübung des reinen Willens, als Knechtschaft des freien Geistes unter den blinden natürlichen Trieb, schlechthin vom rechtlichen und sittlichen Menschen aufgegeben werden muß, — unter der Verhüllung der rechtlichen Formen eingeschwärzt, indem die Fälle,

in welchen der kämpfende Beleidigte die edle Versicherung thut, sich nicht rächen zu wollen, nur Zufälle sind, und selbst solchem Edelmuthe nicht sonderlich zu trauen ist. Es wird 2^o um eines besonderen selbstischen Interesses willen, das Höhere der Familie und des Staates in Gefahr gebracht, also, um eine kleinere Verletzung zu heilen, eine größere möglich gemacht. Denn um im Angriff auf Leib und Leben des Beleidigers das gekränkte Selbstgefühl wieder herzustellen, wird das eigene und des Beleidigers Leben, und hiermit das Eigenthum des Volkes, des Staates und der Familie, ohne deren Einwilligung auf das Spiel gesetzt. Es ist nämlich anerkennen, daß der Einzelne, wie er in Wahrheit nur ist durch sein Volk und den Staat und die Familie, und nur in denselben wahren Bestand gewinnt und vollständige Aeußerung seines Wesens, so auch der Beziehung auf diese höheren Individuen sich nicht willkürlich ent schlagen darf, eben so wenig als die Pflanze sich dem Erdboden oder gar der Sonne entziehen kann. Nur Volk und Staat sind Herren des Lebens des Einzelnen, und nur sie können in besondern Fällen das nothwendige und heilige Band lösen, welches den Einzelnen an sie knüpft. 33

33. Freilich ist in neueren Zeiten das Gefühl dieses heiligen Bandes im Recre des Eigennuges schier

Wenn dieser daher eigenmächtig und für selbstliche Zwecke sein oder ein anderes Leben in Gefahr bringt, dann verachtet er die Heiligkeit jener höheren und ewigen Beziehungen, und wenn er diese Verachtung nun gar zum Gegenstande einer Verabredung macht, dann ist, wenn die Rache in der ersten Aufwallung — roh, ein solcher Vertrag mit allem Zug schände zu nennen. — Daß hiet von dem Zweikampf an und für sich, und nicht von Denjenigen die Rede ist, die ihn vollziehen, brauchte kaum erinnert zu werden, da es wohl bekannt seyn muß, daß bey weitem die meisten Streitenden den Zweikampf, nur mechanisch

völlig ertränkt, und es ist dieses, wie so manches andere Herrliche aus alter Griechen- und Römer-Zeit, untergegangen und mußte untergehen, weil es noch nicht aus der Zufälligkeit und Endlichkeit des Gesühles in die Nothwendigkeit und Ewigkeit des Gedankens sich erhoben hatte. Aber das neunzehnte Jahrhundert scheint ein Jahrhundert der Auferstehung und des jüngsten Gerichtes zu seyn, in welchem alles nur scheinbar Tote aufersteht und das nur scheinbar Lebendige gerichtet wird; und da wird unter den Auferstehenden die Hochachtung des Volks- und Staats-Lebens auch nicht fehlen, bieweil ein großer Geist, in welchem sich die alte und die neue Vergangenheit zu einer herrlicheren Gegenwart vermählt, schon den Ruf der Erweckung-angestimmt hat. —

nisch dem Herkommen fröhnenb, ohne weitere Erkenntniß der Handlung selbst, vollziehen. Gerechtfertigt sind sie zwar hierdurch nicht, da der Mensch nur in sofern Mensch ist, als er weiß und erkennt, was und warum er etwas thut; aber schändlich handelt auch eben nur der Wissende und Erkennende, der um endlicher Zwecke willen gegen das Ewige der Erkenntniß handelt. Abzulegen hingegen ist jene Scheu vor der reinen Erkenntniß, welche zumal in gegenwärtiger Zeit, die nach dem ewigen Lichte der Idee auf unzähligen Wegen mit Anstrengung ringt, sich dieser gegenüber beinahe epidemisch, wie die Wasserscheu, verbreitet, ihre Eitelkeit unter dem Namen von subjectiver Ueberzeugung, von Gefühl des Einzelnen, von eigener Ansicht u. d. gl. verbirgt, ihre Schlassheit und Armseligkeit aber bald mit der Löwenhaut der Bravour, bald mit dem Schleier der Demuth, bald mit dem Schilde des Glaubens und eines frommlenden Eifers zu bedecken und zu beschützen sucht. Und zwar ist dies letztere Schild das allerbreiteste, und die Erkenntnißscheuen glauben sich hinter ihm am sichersten; so sie aber sowohl aus der Bibel, ³⁴ als aus dem Geiste selbst die Wahrheiten nicht auslöschen können, „Gott schuf den Menschen

34. 1. Mos. 1, 27. und 1. Ep. Joh. 4, 1. und eben-
dasselbst 5, 6.

„ihm zum Bilde,“ und „prüfet die Geister, ob sie von Gott sind,“ und „der Geist ist, der da zeuget, daß Geist Wahrheit ist,“ — so werden sie nicht hindern können, daß ihr Schild als ein Schatten, und sie, die Scheuen, selbst als Schwache erkannt werden, — die aus Furcht vor Verblendung die Augen gar nicht öffnen, oder, gleich den Matrosen des Columbus, die neue Welt für ein Erträumtes haltend, verzweifelnd zurückkehren wollen zur alten, sicheren, aber zu eng gewordenen Heimath. —

b. Doch selbst zurückkehrend von diesem Absprunge, — zu welchem ich mich dadurch veranlaßt fand, daß von Manchen der Zweikampf auch zu dem Unantastbaren gerechnet und alle Untersuchung über dessen Wesen verboten wird, — wende ich mich in der Untersuchung weiter zur Erörterung der oben aufgestellten Behauptung, „daß der Zweikampf dem, in ihn nothwendig zu legenden Zwecke nicht entspreche,“ und da im Allgemeinen der Zweck des Zweikampfs kein anderer seyn kann, als der, die stattgefundenen Beleidigung aufzuheben, wie der Strafe Zweck ist, das Verbrechen aufzuheben, so wäre diesemnach fürs erste zu sehen, was der Zweikampf an und für sich darstelle, was in dieser Handlung enthalten sey, fürs andere, was eine Beleidigung und was

in ihr aufzuheben sey, um dann aus beidem schließen zu können, in wie fern das Mittel dem Zwecke entspreche. —

Es könnten nun Manche versucht seyn, gleich vorab die ganze Erörterung für überflüssig zu erklären, indem ja gerade in der Wirklichkeit die Zweikämpfe den Ehrensittigkeiten immer ein Ende machen, und es daher klar sey, daß das Mittel seinem Zwecke entspreche. Diesen aber wäre mit der Frage zu begegnen: ob, weil so viele Christen so lange sich ihrer Sünden durch erkaufte Ablasszettel entledigten, oder sie doch aufzuheben wähten, ob darum dieß Mittel dem Zwecke entspreche, und die Zerstörung jenes Wahnes überflüssig gewesen sey? Und diese Frage allein wird sie schon aus dem hinterlistigen Vertrauen und Stützen auf die Wirklichkeit aufstören, und sie der Ueberzeugung entgegenführen, daß nicht die bloße Erfahrung und Gewohnheit des Menschen Handlungen bestimmen dürfe, sondern allein die sich selbst ewig gleiche und klare Vernunft, die, als das innerste Wesen aller Dinge, auch allein das wahre Urtheil über dieselben zu sprechen vermöge, und allein den Willen des Menschen auf die angemessenste Weise mit der Wirklichkeit zusammen schließen könne. —

Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, wagt sich der Verfasser in das dunkle Gebiet

des bezeichneten Gegenstandes, weniger in der Hoffnung, volles Licht über denselben verbreiten zu können, als im Wunsche denselben von der Höhe des blinden Glaubens herabzureißen, und in der, über ihn von neuem eröffneten, Untersuchung von Anderen belehrt zu werden. —

a. Die erste Frage wäre nun, was der Zweikampf darstelle? Er stellt einen Kampf unter verabredeten Formen dar, in den jeder der beiden Kämpfer mit der Absicht tritt, seinen Gegner zu verwunden oder zu tödten, der nach erfolgter Verwundung des Geforderten, oder wenn der Forderer zwar verwundet ist, aber noch kämpfen kann, nach Belieben desselben bis zur zweiten Verwundung, oder nach einer gewissen Anzahl vollzogener Kampfgänge damit endet, daß der Forderer (der Beleidigte) erklärt, Genugthuung zu haben, — und in welchem es hauptsächlich von der körperlichen Gewandtheit und Stärke, sehr viel vom Zufalle, am wenigsten vom Muth und vom Gefühle oder von der Ueberzeugung des Rechts oder Unrechts abhängt, ob Beide, ob keiner oder ob nur einer der Gegner verwundet oder getödtet worden. — Durch diese Handlung nun soll eine Beleidigung aufgehoben werden. Es ist also zweitens zu untersuchen, was eine

solche sey und in wiefern jener Zweck erreicht werden kann? —

β. Gewöhnlich wird unter Beleidigung jede wissendlich einem Anderen bezeugte Geringschätzung verstanden, und um eine jede solche der Zweikampf vollzogen. Es liegt aber im Begriffe der Ehre, daß nicht jede bezeugte Geringschätzung eine Ehrenverletzung oder Beleidigung sey. Da nämlich, wie früher dargethan worden, Ehre die Anerkennung der wahren Würde einer Person ist, so ist Beleidigung nur da vorhanden, wo an der wirklichen Würde einer Person gezweifelt, oder wo dieselbe schlecht hin nicht anerkannt wird. Beruht daher eine bezeugte Geringschätzung auf einer beweisbar unwürdigen Handlung oder Aeußerung einer Person, dann ist keine Ehre verletzt, sondern der Geringschätzende hat nur das Urtheil ausgesprochen, welches der Andere schon über sich selbst gefällt hatte; es ist diesem hiermit kein Unrecht, sondern vielmehr volles Recht widerfahren, es ist ihm kein Eigenthum geraubt, sondern nur der Schein von Ehre, den er unrechtmäßig besessen, entzogen worden. Es ist da Nichts weiter aufzuheben, da die bezeugte Geringschätzung die gerechte Strafe, mithin schon ein Aufheben der unwürdigen Handlung ist. — Ob nun aber jene Geringschätzung gegründet,

mithin die Strafe gerecht sey, — dieß, sagen Manche, sey die Frage, die durch den Zweikampf entschieden werden soll. Da aber Stärke, Gewandtheit und Zufall in demselben das Entscheidende sind, so ergibt sich hieraus die Nichtigkeit jenes Zweckes. Allein in der That liegt auch ein Anderes diesem Einwande zum Grunde; es soll nämlich vielmehr durch den Zweikampf jener Frage ausgewichen werden, indem die Kämpfenden lieber scheinen als seyn wollen; der Geringschätzende will sich nicht in Erörterung einlassen, in der Furcht, des Arthums überwiesen zu werden, der Andere will lieber kämpfen oder sich rächen, als in seinem Unwerthe oder Werthe offenbar zu werden. Zugleich herrscht hierbey noch das Vorurtheil, aus der Faustrechtszeit und vom Soldatenstand herübergeerbt, als sey die bloße Verachtung der Gefahr das Höchste des Menschen, und als sey der, unerschrocken Leib und Leben in Gefahr Setzende, hiermit schon von allem übrigen Mangel gereinigt. Es kommt diese Vorstellung aus einer Zeit, welche gerade deshalb so finster und unglücklich war, weil jeder Ritter nur auf sich allein, nur auf eigener Stärke beruhen, gewissermaßen ein sich selbst genügender Kaiser seyn wollte, und dieser böse Geist des Abfalls und der eiteln Besonderung jedes allgemeine sittliche Leben in der Wurzel zerschnitt; — sie kommt

zugleich von einem Stande, der bisher im allgemeinen nur durch Geld und äußeren Schimmer und Zwang geworden, ein Spielzeug in der Willkühr der Herrscher, bestimmt, bald gegen Blutsverwandte, bald gegen unbekannte, entfernte, schuldlose Völker zu kämpfen, — die blinde, zwecklose Verwegenheit zu seinem Höhn erheben mußte, — und in welchem Stande, wie der Fürst für seine besonderen Interessen die Völker zur Schlachtbank schickte, so auch der Söldling für seinen besonderen Ehrenpepanz mit seinem Bruder sowohl, als mit einem Weltfremden in den Zweikampf trat. Nun es aber im deutschen Lande und in seiner Wehrmannschaft besser zu werden beginnt, so kann auch jenes Vorurtheil nicht ferner bestehen, sondern es muß als solches, mithin als verwerflich erkannt werden. Da nämlich im Menschen nur das Vernünftige, das nach wahren Zwecken mit Bewußtseyn Gewollte, zu ehren ist, so kann der wahre, zu ehrende Muth nicht darin bestehen, zwecklos oder zur Befriedigung so nichtiger Zwecke, als Rache und Eitelkeit sind, sich Gefahren auszusetzen, sondern allein in der freudigen Hingabe für die Wahrheit selbst, für Vaterland und Familie. Was gewöhnlich Muth genannt wird, hat gar keinen Werth; denn es stützt sich einerseits auf das Bewußtseyn der Körperstärke oder auf Unbekanntheit mit der

Gefahr, und ist anderseits nur Offenbarung einer dürftigen Eitelkeit; und diesen Muth zu haben oder nicht zu haben, steht gar nicht in der Macht des Menschen; vielmehr kann der Vernünftige die Energie seines Willens nur darin legen, was er als der Vernunft nach nothwendig, als zweckmäßig erkennt. Denn der Wille will immer nur sich selbst; ist er daher noch bloß natürlicher Wille, dann ist ihm die Befriedigung der blinden Triebe das Höchste; hat er hingegen die Vernunft als sein eigenstes Wesen erkannt, dann kann er nur mehr das Vernünftige wollen, und dann kann er nur dann muthig seyn, wenn das Vernünftige zu verwirklichen ist. So ergibt sich denn, daß Verachtung der Gefahr nur dann ehrenvoll ist, wenn ihr ein vernünftiges Wollen zum Grunde liegt, daß sie also in jedem anderen Falle den Unwürdigen nicht wieder zu Ehren bringen, daß mithin der bloße Zweikampf eine verdiente Geringschätzung nicht zu einer unverdienten umwandeln könne. —

Es wäre nun also weiter zu untersuchen, ob eine ungerechte Geringschätzung, welche allein eine Beleidigung zu nennen ist, durch den Zweikampf aufgehoben werden könne, und da jede Beleidigung zugleich mehrere Veränderungen hervorbringt, so wäre der Inhalt derselben vorläufig näher zu bestimmen. — Sie sind aber folgende:

xx. Im Beleidigten wird 1^o. das ruhige Selbstgefühl, der Genuß des mit dem Inneren übereinstimmenden Daseyns gestört, 2^o. das Recht unendlich oder nur im Einzelnen verletzt, indem der ganze Umfang seiner Ehre oder ein Theil desselben bey Einem oder Mehreren verneint und ihm so sein Eigenthum gekränkt wird.

xx. Im Beleidiger ist er selbst verletzt, indem, 1^o. wenn er absichtlich den Anderen beleidigte, sowohl ein Unrecht als ein Böses in ihm gesetzt ist, und 2^o. wenn er aus Mißverständniß oder ohne Besinnung beleidigte, ein Widerspruch in ihm befestigt ist, da seine Handlung nicht seinem wahrhaften Willen entspricht, sein Inneres entgegengesetzt ist dem Daseyn, welches doch als der Ausdruck seines Innern gilt. —

yy. In den dritten Personen ist 1^o. die richtige Vorstellung vom Beleidigten als eine irrige gesetzt, indem die nothwendige Voraussetzung, als sey er ehrenhaft, durch eine positive Handlung erschüttert ist, so wie die unrichtige Vorstellung vom Beleidiger als eine richtige gesetzt; indem der Unrechtlche oder Böse noch so lange als rechtlich und gut vorausgesetzt bleibt, als der Grund seiner Handlung nicht offenbar

geworden ist. Es ist also in den Dritten in jeder Hinsicht ihr Recht auf Wahrheit verletzt; und 2^o ist durch die Handlung des Beleidigers das Recht des ungestörten Besizes der Ehre als ein Nichtiges dargestellt. In wiefern nun diese Veränderungen durch den Zweikampf aufgehoben werden können, werde in derselben Folge erörtert.

Zu 22, 1^o: Das gestörte Selbstgefühl kann auf zweierley Weisen wiederhergestellt werden; a. dadurch, daß der Beleidigte, dem bloß natürlichen Triebe folgend, den durch eine positive Handlung bewirkten Druck durch einen gleichen Gegenstoß als nichtig setzt, und durch diese Elasticität sein Gefühl als Unverletzbares zu bewahren sucht. Dieses kann allerdings durch den Zweikampf bewerkstelligt werden. Aber da es durchaus nicht vom Beleidigten abhängt, den Widerstoß im Zweikampf zu messen, und er es also dem Zufall anheim stellt, ob er durch Tödtung oder Verstümmelung des Beleidigers sein Selbstgefühl nicht noch tiefer verletzt, als bereits geschehen, so zeigt sich hierin die Unangemessenheit dieser Herstellungsweise. Doch muß hier gegeben werden, daß, wenn der Beleidiger durch thätliche Verunglimpfung oder durch niederträchtige Schimpfworte den Beleidigten im ersten Fall als ein Unselbstständiges, Unpersön-

Nichts, im letzteren Fall als ein Ding oder schlechtthin Etwas gesetzt hat, — jene Unangemessenheit nicht statt findet, indem die Tödtung zwar eine unendliche Verletzung ist, aber eben sowohl eine solche Beleidigung schlechtthin als eine unendliche betrachtet werden kann. Da aber durch den Tod des Beleidigers die Herstellung des verletzten Rechtes, welche nur durch Urtheil und Strafe geschehen kann, unmöglich wird, das Recht aber, als Allgemeines, ein Höheres ist, als das Gefühl des Einzelnen; da ferner die persönliche Rache zwar nicht ungerecht seyn kann, immer aber unsittlich ist, so zeigt sich auch selbst in diesem Falle der Zweikampf als unzulässig. — obgleich bey den Wenigsten, also schwer Beleidigten, die Kraft vorauszusetzen ist, das empörte Gefühl durch die Erkenntniß jener Unzulässigkeit zu bezähmen. Soll dieses doch seyn, dann müssen Dritte ins Mittel treten, aber der Beleidigte sich schon vor der Beleidigung bestimmt haben. b. Die andere Weise aber, das Selbstgefühl herzustellen, beruht auf der Allmacht des Willens. Dieser nämlich, wenn er sich als unendliche Selbstbestimmung erfasset hat, kann jede Bestimmung, jede Ungleichheit, die von außen, das heißt von einem Andern, als er selbst ist, in ihn gesetzt wird, in Beziehung auf sich selbst vernichten; er kann jede scheinbar ihm angethane Gewalt durch seine

schlechtthin freie, unbezwingbare Bewegung in sich selbst — von sich ausscheiden, und durch seinen einfachen Beschluß sich in seiner Unverletzbarkeit herstellen. So ist es in die Macht jedes Menschen gegeben, eine ihm widerfahrne Beleidigung als von seinem undurchdringlichen Selbst abspringend, als seine Besonderheit nicht störend, zu bestimmen, und in ihr nur eine Rechtsverletzung wahrzunehmen, die aber eben nicht vom Einzelnen Willen, sondern nur vom Allgemeinen Willen aufgehoben werden kann und soll. — Diese Befriedigung des Selbstgefühls ist die einzige des freien und edeln Menschen würdige, der nicht eitel sich als ein Besonderes, sondern nur als einen Allen gleichen, durch welchen Recht und Sittlichkeit wirklich werden sollen, — weiß und gewußt werden will. Diesem also braucht die Veränderung, welche die Beleidigung in sein Selbstgefühl gesetzt hat, nicht durch den Zweikampf aufgehoben zu werden, da sie ohne Weiteres durch die freie Bestimmung des Willens zu nichts geworden ist.

Zu αα, 2^o. Ein anderes ist es mit der Verletzung des Rechtes im Beleidigten. Die Anerkennung seiner Würde nämlich ist sein heiliges Eigenthum, welches er dem Rechte nach nur durch sich selbst, durch seinen eigenen Willen, durch seine freiwillige That verlieren kann;

da er aber dieses Eigenthum nicht in sich selbst trägt, sondern es in der Vorstellung Anderer beruht, so kann der Beleidigte den Angriff nicht durch seinen bloßen Willen vernichten; vielmehr muß er seinen Willen, den Angriff als einen nichtigen zu zeigen, äußern, damit durch diese Äußerung sein Eigenthum in der Vorstellung der Anderen wieder hergestellt werde. — Denn obgleich der Beleidigte vor der Beleidigung als ehrenhaft vorausgesetzt werden muß, so ist doch durch diese die Voraussetzung erschüttert und in Zweifel gesetzt, und wenn der Beleidigte nicht sein Eigenthum verlieren will, muß er den Zweifel abwehren, indem ja auch der Beleidiger als ehrenhaft vorauszusetzen ist, und die Dritten daher im Zweifel bestätigt werden, wenn der Eigenthümer selbst sich nicht gegen die Voraussetzung auslehnt. Da sind nun auch zwei Weisen, den Angriff selbst wieder anzugreifen, und das Eigenthum wieder herzustellen, nämlich: a. indem der Beleidigte zum Zeichen, daß er jenes Eigenthum, — die Ehre, — als ein Heiliges, als sein Höchstes, als sein Selbst weiß, — sein Leben dafür einsetzt, und durch den Zweikampf sowohl den Dritten, als besonders dem Beleidiger zu beweisen sucht, daß er in Wahrheit ehrenhaft sey. Diese Weise beliebt Vielen, und besonders denjenigen, welche sich im dämmernden Dufte des Romanenritterthums

berauscht, und sich darin zugleich einen heißen Helbendurst angetrunken haben. Es gefällt diese Weise besonders deshalb, weil die Herstellung des eignen Rechtes zugleich eine Krastädhierung ist, welche sich in der Vorstellung so schön zu einer ritterlichen Bekämpfung des Unrechts umstempeln läßt. Es ist dann dem Kämpfenden nicht sowohl darum zu thun, daß das Recht sey, als vielmehr darum, daß er als Verfechter desselben erscheine. Diese freundliche Zugabe ist es besonders, die nebst den dunkeln Vorstellungen von Recht und dem Mangel eines auf Gesetze gegründeten Gemein-Wesens den Zweikampf in so hohen und ausgebreiteten Credit gebracht, und so lange darin erhalten hat. Da aber einestheils, wie die Erfahrung vielfältig beweist, auch der Unehrenhaste in den Zweikampf tritt, und zwar um so begierlicher, als er nur diesen Weg, zu einiger Ehre zu gelangen, kennt, der Kampf also kein Kriterium, kein untrügliches Merkmal, für die wirkliche Ehre ist, noch seyn kann; — da andernteils in den Fällen, von denen hier gesprochen wird, der Beleidiger, als ohne hinreichenden Grund beleidigend, immer Unrecht hat, mithin dem Besgriffe nach sein Leben nicht dafür einsetzen kann, (womit sich also der Zweikampf in sich selbst auflöst); da endlich bei dieser Weise der Herstellung dem Angeklagten, nämlich dem Beleid-

higten, selbst der Beweis aufgeladen würde, so ergibt sich auch hier die Unangemessenheit des Mittels zum Zwecke. Immer lebendiger muß diese nun gefühlt werden, und nur sie im Auge haltend ziehen Manche, über das Urtheil ihrer Genossen sich hinaussetzend, sich ganz in sich zurück, und verzichten so, um ihr Eigenthum nicht auf eine unangemessene Weise vertheidigen zu müssen, gänzlich auf dasselbe, indem sie ihre Ehre den Genossen gleichsam auf Gnade oder Ungnade überlassen. Es leuchtet ein, daß eine solche Vereinzelung nur eine noch größere Unangemessenheit ist, indem der Zweikampf doch noch den Schein eines allgemeinen Wesens, das Gerippe des Rechts bestehen läßt, diese hingegen, jeden Einzelnen streng in sich verschließend, ihn scheinbar zum selbstgenügenden, alldulenden Gotte, in der That aber zum selbstsüchtigen, allverachtenden Teufel macht. Beide Uebelstände mußten in einer Zeit der Erweckung und Erhebung, wie die seit einigen Jahren begonnene ist, zur Auffindung der anderen Weise der Rechtsherstellung führen, von welcher nun die Rede seyn soll. Es besteht diese h. darin, daß die, durch einen Einzelnen, verletzte Ehre durch die Gesammtheit wieder hergestellt werde, — und gegründet ist sie auf Folgendes: Ist der nothwendig als ehrenhaft Vorausgesetzt von einem Andern mit Unrecht in seiner Ehre an-

gegriffen, dann darf er zwar den Angriff nicht dulden, — er bekennt hierdurch stillschweigend, daß ihm Recht widerfahren sey, — aber der Angriff kann ihm auch nicht den Beweis der Rechtmäßigkeit seines Besizes ausladen, eben weil er schon als rechtmäßiger Besizer der Ehre vorausgesetzt seyn muß; er ist daher nur verpflichtet, das ihm widerfahrne Unrecht der Gesamtheit der Dritten (nämlich seiner Genossen) als solches anzuzeigen, und da diese Gesamtheit alle diejenigen umfaßt, deren Anerkennung sein Eigenthum ausmacht (den Beleidiger nicht ausgenommen); da ferner im Einzelnen alle Uebrigen, denen ja das gleiche Recht mit ihm zukommt, verlegt sind, so hat die Gesamtheit einestheils die Macht, die scheinbar verletzte Ehre für unverletzt zu erklären, andernteils die Pflicht, den Beleidiger im Namen Aller zur Ehreklärung gegen den Beleidigten anzuhalten. — Diese Herstellungsweise des Rechtes nun ist nur durch den Zusammentritt der Einzelnen zu Einer Gesamtheit und durch Errichtung eines Ehrengerichtes möglich, wird aber von Jedem als nothwendig erkannt werden, dessen Geist, nicht durch Eitelkeit und Selbstsucht getrübt, nur das Rechte will, und zwar das reine Recht. — Aber durch die Beleidigung ist nicht nur der Beleidigte, sondern auch der Beleidiger selbst verletzt, und wie dieses aufzuheben, ist nun zu betrachten. —

§ 11. 16. Derjenige, der einen Anderen absichtlich und ohne Grund geringschätzt, begreift in Beziehung auf das Recht, welches man das äußere Gesetz nennen könnte, ein Unrecht, in Beziehung auf das Gewissen oder das innere Gesetz, eine böse Handlung, und verkehrt, da jeder Mensch seinem wahren Wesen nach das Recht und das Gute selbst ist, durch jene Beleidigung auch sich selbst, indem die erscheinende That das innere, ewige Wesen verneint. Dieser Zustand des Widerspruchs oder der Krankheit muß aufgehoben werden, oder hebt sich vielmehr von selbst auf, da von den beiden Elementen dieses Widerspruchs das Eine das Ewige ist, das andere, eben als Widersprechendes gegen dieses, nothwendig das Richtige seyn muß, und weil das Innerliche, Ewige selbst das Zerstörende jeder ihm unangemessenen Aeußerlichkeit ist. Da aber die dem ewigen Soll unangemessene Erscheinung hier eine Handlung ist, die als That eines vernünftigen Wesens ein ewiges Bestehen zu haben scheint, so kann der Widerspruch oder die Selbstverletzung nicht anders aufgehoben werden, als indem einestheils das auf den Anderen gerichtete Unrecht sich unmittelbar umgewendet, und, auf seinen eigenen Ursprung gerichtet, sich selbst verzehrt, — und indem andernteils die böse Gesinnung vom freien Willen selbst

als böß und hiermit als nichtig erklärt wird. Jenes, nämlich die Selbstvernichtung des Unrechts, ist, wie früher dargethan, getrübt in der Rache, rein hingegen in der Strafe dargestellt; — dieses aber, die Selbstvernichtung des Bösen, in der Reue und der im Aeußeren derselben entsprechenden Abbitte oder sogenannten Deprecation enthalten. — Viele möchten hier behaupten, der Zweikampf enthalte eben sowohl Strafe und Abbitte, indem der Beleidiger einestheils in Lebens- oder Leibes-Gefahr trete, anderntheils der Herausforderung des Beleidigten Folge leistend, ihn als ebenbürtig mit sich anerkenne und hiermit thätige Abbitte leiste. Da aber die Gefahr nur dann eine Strafe ist, wenn sie als ein Uebel von Kämpfenden betrachtet wird, sie aber bekanntlich sehr Vielen ein Erwünschtes, Vielen ein Gleichgültiges ist, — da mit der Gefahr des Beleidigers unmittelbar auch die des Beleidigten gegeben ist, — da der Zweikampf ferner ebensowohl das Beharren auf der ausgestoßenen Beleidigung und das Verfechten derselben ausdrücken kann, als das Gegentheil desselben, — so fällt dadurch jene Behauptung in sich selbst zusammen. —

Noch greller springt die Unzweckmäßigkeit des Zweikampfs in die Augen, wenn

ββ, 2^o. die ungegründete Geringschätzung nicht auf böser Absicht beruht, sondern a. durch

Mißverständniß oder b. durch die Besinnungslosigkeit des Beleidigers veranlaßt ist. Im ersten Falle ist in den Beleidiger durch seine Handlung nur der Schein eines Unrechts und Bösen gesetzt, der aber durch den Zweikampf gerade als etwas Wirkliches betrachtet und somit befestigt wird; denn indem er den Zweikampf zur Folge hat, wird er durch denselben nicht als ein schlechthin Nichtiges aufgelöst, sondern als ein Wirkliches vielmehr nur durchschnitten, statt daß er durch bloße Erörterung, durch einfache Aufdeckung der Wirklichkeit in sein Nichts zurückgeworfen werden sollte. Der Zweikampf um eines Mißverständnisses willen ist ein Kampf für ein Gespenst, eine offenbare dramatisirte Lüge, indem der Beleidiger gegen einen Andern kämpft, als er vor sich zu haben glaubt, der Beleidigte eben so gegen einen solchen, der nur in seiner Meinung, nicht aber in Wahrheit ungerecht und böse ist. Solche, sowohl lächerliche, als bedauernswürdige Kämpfe finden aber deshalb so häufig Statt, einerseits weil die Gelegenheit zur Erörterung so selten gegeben und die Nothwendigkeit derselben so wenig anerkannt ist, und anderentheils, weil selbst, wenn auch die Möglichkeit derselben vorhanden ist, doch die falsche Scham und der Stolz auf sogenannte strenge Consequenz von Seiten des Beleidigers dieselben verhindern.

Es ist nämlich tief in die Brust eingegraben und die innerste Wurzel des Bewußtseyns, daß Jeder, seinem wahren Wesen gemäß, reines Wissen und wissendes Wollen seyn soll, so wie daß die einzig wahre Würde auf die Angemessenheit der Handlungen mit diesem Innern beruht. So weiß denn Jeder dunkler oder heller, daß er erst vom Unwerth des Anderen gewiß seyn soll, ehe er ihn geringschätze; beleidigt er ihn also auf bloße Vermuthung oder Meinung, so will er doch, einseltig nur auf sich und nur auf den Schein jener Würde blickend, lieber angesehen werden, als habe er den Werth des Anderen gewußt und ihn beleidigen wollen, denn daß er gehandelt habe ohne zu wissen, was er in Wahrheit thue; er will lieber verstellen, auch was er nicht wahrhaft gewollt hat, als den Namen tragen, Etwas gewollt zu haben, von dessen Grund er nicht wußte. Diese sogenannte Consequenz, in welcher einerseits die schöne Anerkenntniß liegt, daß jeder Mensch nur wissend wollen sollte, ist anderseits eine häßliche Heuchelei, indem die Lüge, das Böse, nur um des bloßen Scheines des Guten willen gewollt wird; sie ist die Verläugnung der Wahrheit, — des Ewigen, — um des besondern Vortheils, des nichtigen Scheines willen. Eine Tochter der unredlichsten Selbstsucht, sollte sie blutig dem ehrlichen wahrheitsliebenden Deutschen

durchaus fremd seyn, und wenn sie sich mit anderen Unwesen aus der Fremde, zur Zeit, da die Wächter schliefen, allmählig eingeschlichen hat, dann sollte sie nun, da der Tag wieder angebrochen ist, aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen und über die Gränze gestäubt werden. — Dann erst werden jene sinnlosen Kämpfe nicht mehr Statt finden, und allgemein wird die Nothwendigkeit eines Ehrengerichtes anerkannt werden, welches die ernstlichen Mißverständnisse zu lösen und der Wahrheit ihr Recht zu geben haben wird. —

Dieselbe falsche Consequenz (hier füglich statt Folgerechtigkeit beizubehalten) wird zuweilen auch im anderen Falle (ßß. 2^o h.) gesucht, wenn nämlich der Beleidiger im Zustande der Trunkenheit die Beleidigung ausgefloßen hat, so wie jener Starrheit gegenüber oft die erbärmlichste Parität Statt findet; daß nämlich der Beleidiger sich sattfam gereinigt zu haben wähnt, wenn er erklärt, in sinnlosem Zustand gewesen zu seyn. — In der That ist zwar in diesem Falle im Beleidiger kein schlechthin Böses, so wie dem bloß verständigen Scheine nach, selbst kein begangenes Unrecht aufzuheben, da der Besinnungslose, in diesem Zustande betrachtet, einem Dinge gleichgeworden, welches nicht Unrecht thun, sondern nur nach nothwendigen Gesetzen und Zufall Veränderungen her-

vorbringen kann. Da dieser Zustand selbst aber ein Erzeugniß der Selbstbestimmung des Beleidigers, zum wenigsten als solches voranzusetzen, ist, und in der Trunkenheit, wie jeder wissen kann und soll, die Möglichkeit alles Unrechtes liegt, so bleibt die, in diesem Zustande geduldet, ungegründete Geringschätzung ein Unrecht auch in Beziehung auf den Beleidiger, welches nach den früheren Erörterungen nur durch Strafe in ihm kann aufgehoben werden. Daß bey Bestimmung der Strafe jedoch nothwendig auf die Veranlassung der Trunkenheit Rücksicht zu nehmen ist, leuchtet denjenigen ein, die wissen, daß bey außerordentlichen Gelegenheiten das Maas oft schwer zu bewahren ist, daß aber Manche auf manchen Hochschulen sich oft mit Vorsatz zu diesem Zustande erniedrigen.

Wie wenig endlich yy. der Zweikampf vermöge, die durch die Beleidigung in Bezug auf Dritte gefachte Veränderungen aufzuheben, geht theils aus dem Bisherigen hervor, theils liegt es offenbar zu Tage, daß nämlich 1^o die unrichtigen Vorstellungen, welche die Dritten sich nach der Beleidigung vom Beleidigten, wie vom Beleidiger, machen müssen, nicht durch den Zweikampf berichtigt werden können, weil durch denselben auf keine Weise über Grund oder Ungrund der Beleidigung entschieden wird, vielmehr, wie

Bereits erwähnt ist, die Herausforderung und der Kampf von Seiten des Beleidigten noch eher gegen denselben beweisen könnten, da der seines Werthes Gewisse leichter eine solche Verkräftigung verschmähen dürfte. Und so ist es auch in der Wirklichkeit. Es soll durch den Zweikampf nicht die Vorstellung der Dritten von der Ehre der Kämpfer berichtigt werden; sondern diese wollen beide nur beweisen, daß sie muthig, d. h. nach der häufig herrschenden Vorstellung, — durchaus ehrenvolle Bursche seyen, abgesehen von ihrem übrigen, d. h. wahren Werthe. — So besteht — gerade unter denen, welchen zunächst nichts anderes, als die Erforschung der Wahrheit obliegt, welche einzig in diesem Elemente leben sollten, und könnten, weil sie noch durch keine Verhältnisse an sogenannte Convenienz (oder die Pflicht zu scheinen) gebunden sind, — ein Gebrauch, — der Zweikampf, — welcher seiner wahrhaften, nämlich der uralten, Bestimmung nach, ein Gottesurtheil, ein Offenbarer der Wahrheit, seyn sollte, — nun aber vielmehr zum Gegentheile bestimmt ist, nämlich der Frage über Grund oder Ungrund der Beleidigung auszuweichen, und Werth und Unwerth der beiden Theile mit dem glänzenden Mantel des Muthes zu bedecken! — Nicht minder ist es offenbar, daß 77, 2^o. das Recht des ungestörten Besizes der

Ehre, welches im Beleidigten, und — weil alle Genossen in dieser Beziehung gleich sind, und nur Eines bilden, — auch in den Dritten verletzt ist, — durch den Zweikampf nicht hergestellt werden kann. Denn weil dieses Recht durch eine Handlung als ein Nichtiges dargestellt ist, so kann der Widerspruch dieser fortbestehenden Handlung gegen das Recht nur dadurch gelöst werden, daß die Handlung selbst als nichtig offenbart wird. Daß dieses aber nur durch Urtheil und Strafe, nicht aber durch den Zweikampf bewirkt werden kann, ist schon im Vorhergehenden zur Genüge dargethan. —

Hiermit wäre auch die Frage über die Zweckmäßigkeit des Zweikampfs erledigt, und um nun zu einem allgemeinen Schlusse über die Ehrenverhältnisse berechtigt zu seyn, scheint es nur noch nöthig, die gewonnenen Resultate näher zusammen zu halten, um sie übersehen zu können und darin zu erkennen, was durch sie alle gefordert wird. —

Diese Resultate sind aber folgende:

I.

Daß der Begriff der wahren Ehre seyn; die Anerkennung des wahren Werthes eines selbstbewußten freien Wesens durch ein demselben gleiches Wesen; daß

II.

dieser Begriff als noch bloß im Gedanken seynd, in die Erscheinung treten müsse, um zur Wirklichkeit zu gelangen; daß aber hiermit nothwendig verknüpft sey

1^o. die Möglichkeit der Verletzung, welche

2^o. aufgehoben werden müsse, und zwar:

A. Das Vergehen durch Urtheil und Strafe, und

B. die Beleidigung nicht

a. durch Rache, welche bloß unter Willden nothwendig, noch

b. durch Zweikampf; denn dieser sey

a. formell, als Vertrag betrachtet, unrechtlich und schädlich;

b. materiell betrachtet, unzweckmäßig, indem

a. im Zweikampf, seiner Natur nach, der Zufall das Vorherrschende, und er seine Bestimmung (die, durch die Beleidigung gesetzte, Veränderungen aufzuheben) nicht erfüllen könne, da

ß. in der Beleidigung verletzt sey: in der begründeten Geringschätzung gar Nichts, in der ungegründeten aber:

22. Im Beleidigten: das Selbstgefühl, welches nur auf unsittliche Weise durch Rache, aber der Würde des Menschen gemäß allein durch die Allmacht des Willens ergänzt werde; und das Recht, welches nur durch unpartheiisches Urtheil Dritter hergestellt werde;
23. Im Beleidiger: das Recht und das Gewissen über die Wahrheit, wenn die Beleidigung auf Mißverständnis beruhe; jene aber nur durch Strafe, diese nur durch Erörterung aufgehoben werden;
27. In den Dritten die Wahrheit und das Recht, welche ihre Herstellung eben so nur auf die im Vorhergehenden angegebene Weise finden können. Aus diesen Resultaten aber ergibt sich folgender Schluß: daß, da
7. der Zweikampf seinem nothwendigen Zwecke in Wahrheit nicht entspreche; da er also
- c. weder formell noch materiell zu rechtfertigen, mithin:
- c. ein Drittes statt Rache und Zweikampf zu suchen sey, durch welches
- C. sowohl Beleidigung als Vergehen aufgehoben und dadurch

3^o. jede Verletzung schlecht hin nur ein Verschwindendes und Nichtiges werde, wodurch allein

III.

die wahre Ehre zur Wirklichkeit komme. Dieses gesuchte Dritte kann aber kein Anderes seyn, als ein Gericht, das, wie schon früher erwähnt, eine Gemeinsamkeit aller derjenigen erfordert, welche auf die wahre Ehre ihres Standes Anspruch machen; zur Beurtheilung der Vergehen, welche das Gemeinwesen verletzen, aus jener ganzen Gemeinde zur Schlichtung der besonderen Strittigkeiten (der Ehrensachen), nur bestehen kann aus solchen, welche von der Gemeinde aus ihrer eigenen Mitte gewählt worden; welches letztere endlich jede nicht unmittelbar ausgeglichene Beleidigung zu untersuchen und dann zu entscheiden hat über ihren Grund oder Ungrund, über Recht oder Unrecht beider Theile, so wie über Genugthuung oder Strafe. Nur durch dieses kann die Scheinsucht und die, zur Sitte gewordene, Lüge verdrängt, und Wahrheit und Recht wieder lebendiger und einheimischer werden sowohl unter den Studirenden, als durch diese, welche den größten Theil des gebildeten Standes auszumachen berufen sind, und da der ungebildete Stand sich in Allem durch diesen bestimmen läßt, künftig auch im ganzen Volke. Und hier zeigt

es sich recht offenbar, wie nothwendig es sey, die Sitte seines Volkes nicht schlechtthin als ein Heiliges voraussetzen, noch sie blindlings zur Grundlage einer gesetzlichen Ordnung zu nehmen; daß diese vielmehr schlechtthin nur die Vernunft als ihre letzte Instanz anerkennen müsse, welche nur dann eine Sitte ehret, wenn sie sich vor ihr gerechtfertigt hat; auf die unvernünftige Sitte aber nur vorübergehend Rücksicht nimmt, um sie aufzuheben, oder, wenn höhere und ausgebreitetere Forderungen der Vernunft die augenblickliche Anerkennung derselben nothwendig machen. Nur die ganz oberflächliche Affenliebe verabgöttert ohne Unterschied die Tug- und Nacht: Sitten, Sitten und Unsitten des Volkes und steift und stüzt sich krampfhast auf das vieldeutige und vielausgebeutete Wort Volksthümlichkeit, größtentheils jedoch nur aus schlaffer Vorliebe für die selbsteigene Nachtseite und Unsitte. Was in der Fortentwicklung des Volkes ein nothwendiger Durchgangspunkt gewesen und als solcher zu rechtfertigen war, wird von jener, am Bestehenden festklebenden, Mattigkeit als ein ewiger Hal- tungspunkt und Standpunkt betrachtet, oder im äußersten Falle dessen Umwertung der Vor- setzung oder der ganzen Masse des Volkes über- lassen, unbedenkend, daß die ganze Masse doch wieder nur aus lauter solchen Einzelnen bestehe

und der Anfäng both immer von solchen Einzelnen ausgehen müsse. — Daß dieses besonders auch bey dem Zweikampfe der Fall sey, mag hier noch mit einigen Worten berührt werden. Es heißt nämlich: derselbe sey nun einmal herkömmlich im Volke, und es müsse dieser Sitte Folge geleistet werden, „weil der Einzelne unter der öffentlichen Meinung des Volkes stehe.“ — Herkömmlich ist allerdings noch der Zweikampf im Volke, wie ja der Glaube an Gespenster und Hexen es auch noch ist, und wie die Blutrache es war, an deren Stelle zum Theil eben der Zweikampf getreten ist. Daß aber dieser Ausgleichungssitte deshalb Folge zu leisten sey, weil der Einzelne des Volkes Meinung Unterthan seyn müsse, ist aus zwei Gründen unrichtig, erstens: weil gerade der größte Theil des Volkes diese Sitte schlechtweg für Mißbrauch und Vorurtheil erklärt, der ungebildete Haufe von den vollzogenen Zweikämpfen aber gar keine Notiz nimmt, der gebildetste Theil hingegen, der nicht bloß nach dem Schein, sondern nach der Wahrheit urtheilt, den Einzelnen nicht nach dem schätzt, was er bloß für seine Selbstheit, sondern nach dem, was er für das Allgemeine, für Vaterland und Staat thut. Zum andern, weil selbst, wenn das Volk überhaupt sich in seiner Meinung durch Vollziehung oder Unterlassung des Zwei-

Kampfes bestimmen ließe, diese bloße Meinung schlechtthin keine Macht seyn kann, noch seyn soll, über den Einzelnen, der das Wahre und das Rechte will; da vielmehr die Wahrheit und das Recht die ewige Macht ist über sein Volk, wie über alle Völker. Die Meinung des Volkes ist gerade jene fata Morgana, welche nur ein verkehrter, beweglicher, verschwindender Schein ist, der dem Dürstenden in der Wüste den Labetrunk immer nur verspricht, ohne ihn jemahls zu gewähren, und die Großen der Weltgeschichte waren es nur dadurch, daß sie, jenes Dunstbild als das erkennend, was es ist, unversendet, den geraden und rechten Weg verfolgten.

„Was scheint, ist für den Augenblick geboren;

„Das Rechte bleibt der Nachwelt unversoren.“

Soll der Einzelne nun zwar nicht der Meinung des Volkes unterthänig seyn, so kann hiermit nicht behauptet seyn, daß er sich gar nicht um sein Volk zu kümmern habe; vielmehr liegt darin, daß er es zu hoch achten solle, um es mit bloßem Schein zu speisen, daß er ihm lieber in Wahrheit Etwas seyn, als in seiner Meinung nur Etwas scheinen wolle; daß er endlich den Wahn seines Volkes, den er durch seine Handlung als ein Gültiges anerkennen würde, gerade vielmehr als ein nur

Vorübergehendes und Nichtiges, und so sein Volk als ein schlechthin nach Vernunft strebendes, wahrhaft lebendiges und großes voraussetze und behaupte. — So soll ferner Keiner eine Geringschätzung niederträchtig dulden, wenn er sie nicht verdient; denn dadurch würde er bezeugen, daß Wahrheit und Recht ihm gleichgültig seyen; sondern seinem Volke ist er schuldig, diesen ungerechten Angriff nicht als gegen ihn, sondern als gegen die Wahrheit gerichtet, als nichtig zu zeigen. Und darum, als sich noch kein anderes Mittel hierzu vorfand, war der Zweikampf, als Versuch, die Nichtigkeit des Angriffes zu zeigen, zu entschuldigen; nun aber, da als vollgenügendes Mittel das Urtheil der Gleichen im Ehrengericht aufgefunden, und der Zweikampf als schlechthin ungenügend erkannt worden, kann dieser weiterhin nicht mehr seine vorübergegangene und nur nothgedrungene Gültigkeit behaupten. —

Wird nun gleich bereits von Vielen gegeben, daß der Zweikampf Nichts über die wahre Ehre entscheiden könne, so wird er doch noch als Ausöhnungsmittel in Schutz genommen, und dieses ausschließlich zu seiner Bestimmung gemacht. So wird die Behauptung aufgestellt, 35

35. Handbuch der praktischen Philosophie, von J. F. Fries. (Heidelberg 1818.) 11 Th. 11 B. S. 337.

„der Zweikampf könne nur da gebilligt werden,
 „wo er zur aufrichtigen Ausöhnung zwischen
 „Zweien durch Versehen entzweiten führt, die
 „sich friedlicher nicht zu verständigen wußten.“
 Fürs erste aber liegt die Ausöhnung nicht im
 Wesen des Zweikampfs, sondern ist ein demselben
 Aeußerliches und ein durchaus Zufälliges,“

35. Daß gesagt ist, die Ausöhnung sey ein dem
 Zweikampf Aeußerliches und durchaus Zu-
 fälliges, geht aus der früheren Betrachtung
 dessen, was der Zweikampf an und für sich dar-
 stellt, und dessen, was er dem Wesen der Beleidig-
 ung nach darstellen soll, hervor. — Eben weil
 der Zweikampf ein bloßes Aeußerliches, die Aus-
 söhnung aber ein schlechtthin Innertliches ist, stehen
 beide in keiner nothwendigen Beziehung. Das
 Wesentliche, was durch den Zweikampf herzustellen
 ist, bleibt in jedem Falle das äußerliche Daseyn
 meiner Ehre, welches durch die Handlung des An-
 deren unverkennbar verletzt ist. Daß dieser Her-
 stellung zuweilen auch die innerliche Ausöhnung
 folgt, ist ein so Nebensächliches, Zufälliges und
 Aeußerliches, als die Besserung des Verbrechers
 in Beziehung auf die Strafe, durch welche wesent-
 lich nur die Rechtsverletzung aufgehoben werden soll.
 Dieses ist auch in den überall hergebrachten Nor-
 men des Zweikampfs ausgesprochen, nach welchen
 der Status desselben dadurch bedingt ist, daß der
 Herausforderer (der Beleidigte) „Genugthuung
 nimmt,“ welches wohl nicht aussagen soll, daß
 er und der Beleidigte sich wechselseitig aus-
 söhnen;

welche überdies, wie die Erfahrung selbst bezeugt, bey den mehren Zweikämpfen nur formell, d. h. nur scheinbar erfolgt, — daher bey Beurtheilung derselben auf keine Weise in Betracht kommen kann, am wenigsten bey philosophischer Erörterung dieses Gegenstandes, welche sich an das halten muß, was in der Sache selbst liegt, ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was sich zufällig damit verknüpfen kann. Eben so muß ferner gefragt werden, warum zur Billigung des Zweikampfes die aufrichtige Ausöhnung gefordert wird? da, wenn von Recht die Rede ist, die Aufrichtigkeit einer Gesinnung gar nicht in Betracht kommt, indem sie vom Auge der Gerechtigkeit nicht mit Zuverlässigkeit

schönnen; sondern daß der Verleumdete für seine Person seine Rache befriedigt und das äußere Daseyn der Ehre wieder hergestellt fühle. Dieß ist um so mehr der Fall, da der Zweikampf gewöhnlich nur zwischen Fremden oder nur oberflächlich Bekannten Statt findet, zwischen welchen also kein näheres Verhältniß, sondern nur das Recht herzustellen ist; ja man könnte sagen, daß gerade die Ausöhnung nicht durch den Zweikampf bewirkt werden könne, da der Verleumdete den nicht achten noch lieben könne, der ein begangenes Unrecht noch mit den Waffen verteidigt, und es so bey dem Dritten noch in Zweifel läßt, ob er nicht mit Recht und Fug beleidigt habe. —

wahrgenommen werden kann; wenn aber von Moralität oder ethischen Pflichten hier die Rede seyn soll, — die Ausöhnung ohne Zweikampf Statt finden müßte, auf keinen Fall die Moralität dieser Handlung von dem Zufalle abhängig gemacht werden dürfte, ob wirklich die aufrichtige Ausöhnung zwischen beiden darauf erfolgte. Fürs Andere ist wohl der Zweikampf gerade dann am unzweckmäßigsten, wenn die Entzweiung auf Versen beruht; da in diesem Falle nur das Mißverständniß aufzuheben ist, von dessen Lösung durch mündliche Erörterung die Entzweiten, wenn sie nicht durch Nachsicht taub sind, sich nur durch falsche Schaam können abhalten lassen. Wußten sie sich aber nicht auf friedliche Weise zu verständigen, wo doch durch den Gedankenwechsel das Einverständniß der Gemüther oder ihre gänzliche Divergenz zum Vorschein kommen muß, und allein kommen kann, und welche Verständigung als schlechthin möglich vorausgesetzt werden muß, wenn die Beleidigung bloß auf Versen beruht; — wie kann dann eine aufrichtige Ausöhnung vom Wechsel der Schwerdschläge erwartet werden, durch welche wohl das Zornfeuer entladen, gewiß aber nicht das Gemüth wieder wahrhaft versöhnt werden kann, welches der geistigen Berührung verschlossen geblieben war. Sind die Gesinnungen der Entzweiten aber so entgegengesetzt, daß keine friedliche Verständi-

gung möglich, dann wird ihre Ausöhnung nach dem Zweikampf doch nur eine Lüge seyn, ein Schein, der bey der nächsten Gelegenheit wieder zerfliehet; — die Lüge aber kann nie Zweck seyn, wenn gleich sie, wie die Verstellung von Ausöhnung, das Engeltsgewand der Liebe trüge. Solche Ausöhnungen überhaupt, wie sie dem Zweikampfe folgen, nehmen sich zwar recht gut auf dem Theater aus, und bey einem Volke, — das, wie die Franzosen, einen vorzüglichen Werth auf Aeußerlichkeiten legt, und in welchem die Gebildeten schier ihr ganzes Lebenlang schauspielten, — mag sich diese Sitte lange in Credit erhalten; den Deutschen aber, die darauf stolz thun, in Allem nur nach dem inneren wahrhaften Gehalte zu fragen, und offen und ehrlich zu seyn, — ziemen solche Spielereien nicht, da sie sich unumwunden sagen sollen, was sie entzweit, und sich nicht erst durch Schwerdtthieße nöthigen lassen sollen, das Recht des Anderen einzugesehen. — Nun aber meinen Viele, der wahre innere Gehalt des Zweikampfes sey nicht in der Ausöhnung, noch im Rechte zu suchen, sondern bestehe darin, daß durch denselben jene Muthigkeit und Rüstigkeit unter den Burschen erhalten werde, die allein das Vaterland in Zeiten der Noth erretten könne. Abgesehen davon, daß dieses auch wieder nur so eine Rücksicht ist, die am Rücken der Sache selbst vorbeistreift, ohne sie in der That zu be-

rühren, und daß auch hier ein unrechtes Mittel
 durch einen guten Zweck geheiligt werden soll,
 wird hier nur dies bemerkt gemacht, sowohl
 daß der Zweikampf nicht jene geforderte Muthig-
 keit erregt, als daß der vorgesezte Zweck auf an-
 deren geraderen Wegen erreicht werden kann und
 soll. Zum Ersten nämlich bleibt durch die Sitte
 des Zweikampfs, dessen Wesen gemäß, Jeder nur
 bey dem Natürlichen stehen, sich dem selbstlichen
 Triebe nach Genugthuung zu überlassen, sich selbst
 über Alles zu erheben, und das Allgemeine, —
 nämlich das Recht, zu verschmähen; da vielmehr
 die wahre Tapferkeit fürs Vaterland nur dadurch
 möglich ist, daß der Einzelne sich unbedingt dem
 Allgemeinen hingiebt und auf alle Selbstlichkeit
 verzichtet. Zum Anderen führt zum achten Muth
 nur die lebendige Erkenntniß, daß die Hingabe
 in die Gefahr durch eine heilige Nothwendigkeit
 geboten sey; diese Erkenntniß aber wird nur in
 der Erforschung der vaterländischen, sowohl ge-
 schichtlichen als staatlichen, Verhältnisse gewon-
 nen, und daß es zur Rüstigkeit eben nicht des
 Zweikampfs bedürfe, beweisen uns die Griechen,
 die in gymnastischen Uebungen und Spielen ihre
 Körper zur Ausdauer in allen Beschwerlichkeiten
 stählten, und ohne für die Privatehre gezwun-
 gen zu kämpfen, doch mit den Myriaden von
 Persern fertig wurden, und „wie das Geseh
 es befohl,“ zu Thermopylä zu sterben mußten.

— Hiermit möge denn die Betrachtung der Natur des Zweikampfs, welche wegen der Vielschichtigkeit der, noch über denselben bestehenden, Meinungen, kaum ausführlich genug erörtert werden kann, geschlossen seyn, und als Ergebniß derselben festgestellt werden, daß der Zweikampf weder an und für sich zu rechtfertigen, noch, von seinen Rückseiten betrachtet, auf irgend eine Weise zu billigen, — wohl aber dort zu verzeihen ja oft unvermeidlich ist, wo sich Einzelne, bloß als Einzelne, gegen einander überstehen, ohne eine geordnete Gemeinschaft zu bilden, durch welche allein eine rechtliche Herstellung der Ehre möglich, und in welcher der Zweikampf nicht allein überflüssig, sondern selbst ungerecht wird, indem er, als Selbsthülfe, die Gerechtigkeit, die erste Grundlage des allgemeinen Wesens, verletzt. Daß jedoch der eben bezeichnete Zustand, in welchem sich Einzelne schlecht hin als Einzelne gegenüber stehen, auf den mehrsten Hochschulen, selbst wo sich schon Burschenschaften gebildet haben, noch Statt findet, und noch so lange Statt finden wird, bis die vielerley willkühelichen Vorstellungen und zufälligen, oder auf Vorurtheilen beruhenden, Meinungen von Ehre gegen Einen auf Wahrheit und Recht gegründeten Begriff derselben allgemeiner vertauscht seyn werden, und bis auf jeder Hochschule alle Studierende nur mehr Eine geordnete Gemeinschaft

Wissen, — ist einleuchtend, und hiermit zugleich, daß, wenn auch die Burschenschaft den Zweikampf unter ihren Mitgliedern nicht dulden kann, sie doch gegenwärtig noch von ihm Notiz nehmen muß, da er noch Statt finden kann zwischen einem ihrer Mitglieder und einem Nichtmitgliede derselben. —

3. Bundschuß, — da im Vorhergehenden die Grundsätze über Ehre, Verletzung und Herstellung derselben im Allgemeinen dargelegt sind, und es dem Verfasser vergönnt seyn mag, in Betreff desselben, was hier noch insbesondere über die Burschenehre zu sagen wäre, sich auf die bereits von ihm versuchte Darstellung des Wesens derselben³⁷ zu beziehen, — ist zu untersuchen und näher aus einander zu sehen, auf welche Weise jene Grundsätze auf die bestehende Wirklichkeit anzuwendend seyen; und zwar in Beziehung 1^o auf die sogenannten Ehrensachen und deren Schlichtung, und 2^o auf Vergehen und deren Bestrafung. —

1^o Zu einer Ehrensache wurde bisher unter den Studirenden mehrentheils jede auch unbes

37. In der am 19ten October 1817 auf der Wartburg gehaltenen Rede (gedruckt bey Bäcker in Eisenach), S. 8 bis 14.

bedeutendste Mißthelligkeit erhoben. Wie der Begriff von wahrer deutscher Volksehre, so wie der von wahrhaft sittlichem, öffentlichen Leben, selbst noch schlummerten, oder doch nur in wenigen großen Gemüthern lebendig aufgingen: so auf der Hochschule (der *μικροπολίτις*, dem Kleinstaate, in welchem sich das Volksleben immer gleichsam silhouettirt,) der Begriff von wahrer Burschenehre und Burschenfreiheit. Einerseits war der Willkühr ihr durchaus freies, oder vielmehr freches, Spiel gestattet; Jeder konnte beleidigen so oft und wie er wollte (denn nirgends erhielt die Bestimmung des Comments, welche dem Convent die Entscheidung über Renommage vorbehielt, ihre genügende Anwendung), und jeder konnte sich durch was er immer wollte beleidigt fühlen. Gegenüber stand die eiserne Nothwendigkeit; und wenn über die Verletzung der Ehre Jeder gleichsam dem Zufall preisgegeben war, dann fand in der Weise der Herstellung derselben durchaus keine Wahl Statt, sondern der Zweikampf war von den Gewalthabern unbedingt und ausschließlich als Rettungsmittel vorgeschrieben, und zwar so zwingend, daß jeder, der dieses Mittel verschmähte, man kann sagen, vogelfrey erklärt wurde. Dieser Zustand der Verkehrung erreichte darin seine Spitze, daß der Zweck über dem Mittel vergessen, dieses zum Zweck erhoben, der Zweikampf nicht mehr bloß

als unvermelbliches Ehrenrettungsmittel betrachtet, sondern als willkommene, ehrenbringende, alleinehrende That um ihrer selbst willen gesucht wurde; es wurde größtentheils nicht mehr gekämpft, um die Beleidigung aufzuheben, sondern beleidigt, um sich des darauf erfolgten Kampfes rühmen zu können. Auf manchen Hochschulen dauert dieser Zustand noch fort, und würde wohl durch die Macht der Gewohnheit sich noch lange, vielleicht auf Allen, erhalten haben, wenn nicht die begeisterten Freiwilligen vom Schlachtfelde der Befreiung zurückgeströmt wären unter die Studirenden, und mitgebracht hätten eine höhere lebendige Vorstellung von gediegener Ehre, welche sie selbst erworben, und von rechtlicher Freiheit, von welcher sie so viele Stimmen kräftig sprechen gehört hatten. Diese Blüthen, welche nach dem harten Winter der Unterjochung an allen Ecken und Enden hervorgesprungen waren, sollten nicht alle, taub oder zerdrückt, fruchtlos herabfallen. Auf den Hochschulen gedeihen in der Jugendgluth Blüthen, die anderwärts erstarren. Die Burschenschaft war die angesehene Frucht. Die Hauptgründer derselben, nämlich jene zurücklehrenden Krieger, konnten sich nicht mehr durch jene Unbedeutendheit verletzt fühlen; denn ihr Kriegezug, ihr frohes Ertragen aller Gefahren für das Vaterland, ihre Wunden waren ihr eiserneß, unangreifbares Eigenthum; die scheinbaren

Angriffe prellten ab von diesem Edelsteine. Sie konnten noch weniger eine Ehre suchen wollen in dem, was sie gründlich hassen gelernt, — der willkührlichen Beeinträchtigung Anderer, oder in der bloß äußerlichen Uebermacht, die sie eben durch die höhere Macht des Enthusiasmus bezwungen hatten. So ward das Ehrengericht: — Aber nur kurze Zeit bleiben noch jene Erneuerer des Burschenlebens auf den Hochschulen, und wenn ihre reineren Vorstellungen von Ehre und Freiheit nicht lebendig erhalten werden durch die Drückungen der Burschenschaft, wenn die Ueberlieferung nicht befestigt wird durch die Schrift und den Burschenbrauch, wie auch die faustritterlichen Vorstellungen festgehalten waren durch den Comment: dann wird die kaum gereifte Frucht vermodern, ohne durch Saamen sich auf die Zukunft zu vererben. Es ist daher nothwendig, daß der Burschenbrauch durch möglichst genaue Bestimmungen das wesentlichste der Zufälligkeit enthebe, und zwar in Betreff a. der Beleidigungen; für sich betrachtet, b. der Vermittlung und c. der Schlichtung derselben.

a. Nach dem sogenannten Comment, und dem damit verknüpften Herkommen, pflegt der sich auf irgend eine Weise beleidigt Glaubende entweder den Beleidiger durch nähere Bekannte, um seine Absicht befragen (coraminiren) zu

lassen, oder denselben einen dummen Jungen zu schimpfen, oder ihn gleich herausfordern zu lassen. Erklärt im ersten Falle Jener, „beleidigen gewollt zu haben,“ dann muß ohne weiteres derselbe zum Zweikampf gefordert werden. Im zweiten Falle muß der dumme Junge selbst den Schimpfenden herausfordern. Weiß man nun, wie verschiedenartig die entstehenden Strittigkeiten sind; und auf welche Weise gewöhnlich examinirt wird, nämlich auf eine nicht zum Frieden stimmende, betrachtet man, wie auf diese Weise der Friedlichste, niemand Verletzende, gezwungen werden kann, der Laune und Willkühr eines Anderen zu lieb mit demselben in den Kampf zu treten; ³⁸ — betrachtet man anderseits,

38. Es mag hier erinnert werden, daß zwar der Zweikampf, bloß als Kampf betrachtet, bekanntermaßen Nichts ist, wovon man viel Aufhebens machen dürfte, da einerseits die mehrentheils keine oder nur unbedeutende Verwundungen zur Folge haben; da anderntheils selbst die Nichtachtung der Gefahr als etwas Edles und Kräftiges betrachtet werden kann; daß aber, wie er früher betrachtet, als das, was er seyn soll, als Aufhebung einer Ehrenverletzung, — sich schlechthin als unstatthaft und unzumuthig verwiesen, — so hier betrachtet, als das, was er seyn kann, — als Handlung, wozu ein Feind, ohne sein Verschulden, wie ohne unvernünftigen Zweck, gezwungen wird, eben so schlechthin verwerflich seyn muß.

Wie unangemessen es ist, daß dem Beleidiger dadurch, daß der Andere ihn gegenbeleidigt, der Weg der Aussöhnung ganz abgeschnitten wird, und daß er denjenigen, den er vielleicht auch nicht beleidigen wollte, doch herausfordern muß; — dann zeigt sich die Nothwendigkeit, über diese Punkte andere Bestimmungen zu fassen. Zuerst sind jetzt noch die mehrsten Beleidigungen nichts Anderes, als unbesonnene, oder muthwillige, oder freche Rechtsverletzungen, solche nämlich, wo ein Bursche von irgend einem Anderen, ihm ganz Fremden, oder nur dem äußern nach Bekannten, in irgend einem Rechte willkürlich verletzt wird, sey es auf Spaziergängen, bei Lustbarkeiten oder dergl. Der Beleidiger will hier nur seinen Uebermuth ähneln, will durch die Aufspitzung seiner Gestalt nur zum handgreiflichen Gefühle seines eignen Persönchens gelangen, oder will, wenn er schon weitere Progressen in diesem Hon-ton gemacht hat, sich nur das unschuldige Freudchen gewähren, den Anderen, — der wegen irgend einem Umstand, sey es selbst nur wegen seiner körperlichen Unrüstigkeit, ihm zu mißfallen das Unglück hat, — zum Kampfe nöthigen, um sich in dessen Ungeübtheit, Verlegenheit, oder Vernachlässigung — die eigene Gewandtheit, Unerfahrenheit und Kraft zur lebendigen Anschauung zu bringen. In allen solchen Fällen ist in der That

der Beleidiger selbst der an seiner Ehre, der Beleidigte mehr nur der an seinem Rechte Verletzte; — diesen geschmähtig zwingen wollen, sich selbst sein Recht durch den Kampf wieder herzustellen, ist Unsinn; vielmehr, da in ihm das Recht, das Allen Gemeine, verletzt ist, muß die Gemeinsamkeit Aller sowohl den Beleidiger in Beziehung auf den Beleidigten nöthigen, seine That aufzuheben, als das Recht Aller durch seine Bestrafung wieder herstellen. — Nächst jener Art Beleidigungen beruhen wieder die meisten nur auf augenblicklichen Mißverständnissen oder unrichtigen Voraussetzungen, bey welchen also nur der Schein einer Ehrenverletzung zu zerstören, nur Vermittlung erforderlich ist. Manche Strittigkeiten endlich beruhen auf durchaus entgegengesetzten Ansichten, Meinungen, sogenannten subjectiven Ueberzeugungen, u. d. gl. mehr, bey denen so Vermittlung, wie Entscheidung durchaus Nichts fruchten, und nur die oft sehr langwierige Berichtigung der Meinungen des Einen oder des Anderen, oder oft Beider, den innerlichen Streit aufheben könnte. Hier kann dann nur die Frage seyn, ob die Form der Aeußerung, welche der Andere als Beleidigung aufnimmt, dem Leben und den Zwecken der Studierenden angemessen ist oder zuwider. — Alle diese durchaus verschiedenartige Fälle nun unter der einen Rubrik von Ehrensachen zusammenzufassen,

und bei allen auf gleiche Weise zu verfahren, ist offenbar unstatthaft. Doch ist hier zunächst noch zu fragen, wodurch der Streit, als solcher geschlossen und als Beleidigung vor der Hand fixirt werden könne. Bisher wurde sie, wie bereits erwähnt, durch Anfrage (Coramatio) oder dadurch, daß der Beleidiger ein dummer Junge genannt wurde, abgeschlossen; — in jener lag der Mangel, daß die Anfragenden gewöhnlich besondere Freunde des Beleidigten und damit partheilich oder leidenschaftlich waren; mit diesem hingegen war die Unangemessenheit verbunden, daß eine zweite Beleidigung angefügt wurde, ehe noch die erstere aufgehoben war. Nun scheint es jedoch nothwendig, daß ein begonnener Streit sobald als möglich geschlossen werde, damit die Streitenden nicht, im Streite sich allmählig erhitend und immer leidenschaftlicher werdend, endlich zur blinden Rache greifen, oder zu Aeußerungen verleitet werden, die der Würde des Standes Hohn sprechen. In dieser Beziehung ist es zweckmäßig, den Ruhigeren, Besonnenen den Weg der Anfrage durch dritte Parthei-lose zu eröffnen, den Hestigeren aber, die ihre brausende Natürlichkeit noch nicht bezwingen gelernt, ein Wort zu bieten, durch welches sie dem empörten Gefühle Luft geben und den Streit damit vor der Hand abschließen können, und zu diesem Zwecke scheint das bisher gebräuchliche

Wort „dumm“ in richtigem Sinne gewählt worden zu seyn. Eine theils nämlich, da der allgemeinste Zweck des Universitätslebens geistige Entwicklung, Dummheit aber derselben schwer empfänglich, mithin der Dummheit auf der Hochschule ein lebender Widerspruch ist, — kann dies Wort als der empfindlichste Schlag für den Studirenden betrachtet werden. Andern theils ist dadurch angedeutet, daß von Schlechtigkeit und Bösigkeit unter den Burschen schlechthin keine Rede seyn könne, sondern ein zugefügtes Unrecht, als nur auf Irrthum oder Unwissenheit beruhend, qualificirt werde. Deshalb mag dieses Wort auch fortan in seiner Eigenschaft zu bestätigen seyn, jedoch nicht mit der bisherigen Zugabe, daß dadurch der Dummgenannte zur Aufhebung dieses Wortes durch den Zweikampf genöthigt sey; sondern nur also, daß der zuerst sich verleht Fühlende durch dieses Wort bezeuge, daß er die ihm angethane Geringschätzung nicht verdienne, und durch dieselbe, wie Recht ist, dem Beleidigten die Pflicht auflade, sich wegen der ersten Beleidigung zu rechtfertigen; da denn, wenn die Rechtfertigung gelingt, das darüber vom Beleidigten gefällte Urtheil (das „dumm“) von selbst zusammenfallen muß. — Daß mit der Annahme dieses Beleidigungswortes (κατ' ἐλαχίστον) alle anderen sogenannten Schimpfworte schlechthin verbannt seyn müssen, wird Jedem einleuchten; so wie daß,

wenn der Verbote ungerachtet, solche gebraucht würden, der Schimpfsende, als hierdurch den ganzen Stand herabwürdigend, schlechthin auch von der Gesamtheit zur Rücknahme zu zwingen sey. Denn ein solches Schimpfswort könnte nur auf der völligen Unwürdigkeit des damit Bezeichneten beruhen; über diese zu urtheilen aber kann nicht dem Einzelnen, leicht sich Irrenden und Bersangenen, sondern nur der Gesamtheit, nach vorhergegangener strenger Untersuchung gestattet seyn, worauf der Unwürdige ausgeschlossen und hiermit der Stand in seiner Reinheit erhalten wird. —

b. Daß nun mit der, dem Ruhigeren gestatteten, Anfrage durch Dritte der Versuch zur Vermittlung verbunden, so wie, daß selbst, wenn der Streit durch das Beleidigungswort geschlossen scheint, doch vorab noch Vermittlung versucht werden müsse, ist sowohl der überall erstrebenden Wahrheit, als der, bei allen Burschen voraussetzenden ursprünglichen brüderlichen Gesinnung gemäß. — Es ist aber sowohl bereits bemerkt, daß mit der Wahl der Vermittler nicht gewartet werden darf, bis der Streit schon entstanden; da in diesem Falle über die Wahl kein friedliches Uebereinkommen zu erwarten steht; — als es klar ist, daß nur auf den Erfolg der Vermittlung zu hoffen ist, wenn die Vermittler

das Zutrauen ihrer Genossen besitzen. In jeder Hinsicht zeigt sich daher die Nothwendigkeit der Wahl bleibender Vermittler durch alle Burschen, und so lange diese noch nicht einig sind, zum wenigsten durch alle Mitglieder der Burschenschaft. Ob dann der Streit bestehe zwischen zwei B. Mitgliedern, oder zwischen einem solchen und einem studirenden Nichtmitgliede, kann in Betreff der immer zu versuchenden Vermittlung keinen Unterschied begründen, da das Verhältniß der Mitglieder der zu jenen Nichtmitgliedern zwar nicht das der Innigkeit und der engeren Vertraulichkeit seyn kann, beide aber doch immer nebst der Ehre auch die Brüderlichkeit als das sie verbindende Allgemeine anerkennen müssen.

c. Gelingt die Vermittlung nicht, dann ist eine Entscheidung erforderlich, damit die Wahrheit an Tag komme, und das Recht geschehe. Daß der Zweikampf hierzu nicht geeignet sey, ist im Vorhergehenden dargethan, und zugleich bewiesen, daß eine Beleidigung oder Ehrenverletzung, welcher Art sie immer seyn möge, nur durch ein Urtheil und zwar durch ein *judicium parium* aufgehoben werden könne. Wäre nun die Gemeinde nur aus Wenigen bestehend, wären die Zwistigkeiten selten, dann könnte auch das Urtheil durch die Gesamtheit gefällt werden, weil Recht und Ehre Gemeingüter sind, daher dem Begriffe nach

Jedem

Jedem von Allen ein gleicher Theil an der
 Verwaltung derselben zukömmt. Die Burschen-
 schaften aber sind zu zahlreich, die Zwiste zu
 häufig, als daß die Entscheidung durch Alle
 möglich sey. Zum Anderen erfordert selbst die
 Natur jener Strittigkeiten eine Mäßigung jener
 allgemeinen Forderung. Theils nämlich ist in
 den meisten Fällen erst zu ergründen, ob das
 Recht und die Ehre wahrhaft verletzt seyen, und
 bis dahin Schonung der Betheiligten strengste
 Pflicht; theils die Verletzung oft der Art, daß
 die Aufhebung derselben nur Wenigen bekannt
 zu werden braucht. Ferner ist Eile unbedingt
 gefordert; da es als ein krankhafter Zustand der
 Gemeinde zu betrachten ist, wenn ein unaufge-
 löster Zweifel und Feindschaft zwischen Mitglie-
 dern derselben besteht. Endlich kömmt es hier,
 wie in den meisten Fällen, nicht sowohl darauf
 an, daß Alle richten, als darauf, daß Alle
 wissen, daß gerichtet wird, und zwar
 durch diejenigen, welche sie selbst für die Gerech-
 testen und Einsichtsvollsten halten. Da nun
 schon die Vermittler sowohl dieses Zutrauen be-
 sitzen, als auch schon mit den näheren Umstän-
 den des betreffenden Vorfalls sich bekannt zu
 machen suchen mußten, so bilden diese unstrittig
 auch am süglichsten das Ehrengericht. — Da
 entsteht aber bey näherer Bestimmung der Ge-

richtsbarkeit desselben vor Allem die Frage, in wiefern es über einen Streit zu urtheilen befugt sey, welcher mit einem B. Mitglied und einem studirenden Nichtmitgliede entstanden ist. Da einerseits es früher erwiesen worden, daß die Ehre und das Recht unter den Burschen nur in einer geordneten Gemeinschaft zu ihrem vollen Daseyn gelangen können, daß es diesemnach als Pflicht jedes Einzelnen Burschen zu betrachten ist, in diese Eine Gemeinde einzutreten, so ist mit Zug hieraus zu schließen, daß der Eingetretene nicht darunter leiden darf, daß ein Anderer nicht eingetreten ist. Entsteht daher ein Streit zwischen solchen zweien, dann kann das Gemeindeglied zu Nichts mehr oder Anderem verpflichtet seyn und werden, als er verpflichtet wäre, wenn der Streit zwischen zwey B. Mitgliedern selbst Statt gefunden hätte. — Da andererseits eine solche Gemeinde nur das Recht und die wahre Ehre will, und diese ihr höher stehen, als ihre einzelnen Mitglieder selbst, da, wie erwähnt, die Ehre das Lebens-Element aller Burschen ist, so muß es auch dem verletzten Nichtmitgliede durchaus frey stehen, Recht zu nehmen bey jenem Ehrengerichte. Aus beidem aber ergiebt sich die Lösung der oben aufgeworfenen Frage: erkennt nämlich das Nichtmitglied die Gerichtsbarkeit des Ehrengerichtes

an,³⁹ dann ist für diesen Fall aller weiterer Unterschied aufgehoben, und der Verletzte erhält sein Recht. Wird dieselbe aber nicht von ihm anerkannt, dann ist das B. Mitglied befugt, sich an dem Ausspruche des Ehrengerichts genügen zu lassen, indem in Beziehung auf die Burschenschaft die verletzte Ehre durch jenen Ausspruch im Namen der Gesamtheit wieder ergänzt (in integrum restituit) ist. Es kann aber dem B. Mitgliede daran gelegen seyn, auch in der Vorstellung der Nichtmitglieder als ehrenhaft gelten zu wollen, und da bey diesen der Zweikampf noch als einziges Ehrenrettungsmittel angesehen wird, kann er dieses ergreifen wollen. Daß hier dann von Seiten der Burschenschaft nicht allein keine Verhinderung Statt finden kann, sondern sie ihr zweikämpfendes Mitglied selbst noch schützend begleiten muß, — gründet das Erste sich darauf, daß die Burschenschaft nur in sofern Sittenrichterin über den Einzelnen seyn darf, als dadurch Rechte der Einzelnen verletzt, oder die Würde des Stans

89. Manche werden einwenden, daß die Nichtmitglieder dieß Recht nicht anerkennen könnten, da sie nicht Theil an der Wahl der Richter hatten. Dieß ist aber ihre eigene Schuld, da sie nur in die Gemeinschaft einzutreten brauchten, um jenen Antheil zu erhalten.

des besetzt wird; wie das Andere durch die Liebe geboten ist, welche die Gemeinde an den Einzelnen, wie diesen an jene zu knüpfen, vorgelegt werden muß. — Dieselben Bestimmungen treten in dem Falle ein, wenn ein B. Mitglied im Streite mit einem B. Mitgliede, auf der Selbsthülfe durch den Zweikampf beharrt, die Entscheidung des Ehrengerichtes verschmähen sollte. Diese Nichtachtung des allgemeinen Willens nämlich schießt ihn von Rechtswegen aus der Gemeinde aus, und macht ihn zu einem Nichtmitgliede, über welches derselben kein Recht weiter zusteht. —

Zunächst wäre nun die Gerichtsbarkeit des Ehrengerichtes in Beziehung auf die B. Mitglieder selbst zu bestimmen; da jedoch der besondere Theil das Wesentlichste aus dieser Erörterung selbst wieder aufnehmen müßte, so wird zur Vermeidung dieser Wiederholung auf ihn verwiesen, und das Erforderliche dort in Anmerkungen beigelegt werden.

2^o. Es kann sich aber aus den Verhandlungen vor dem Ehrengerichte ergeben, oder auch auf andere Weise in Frage gestellt werden, daß eines der B. Mitglieder heilige Rechte bößlich angetastet oder seine Ehre auf andere Weise selbst verletzt habe, welches beides von

der Gemeinde, — durch welche ja so Recht wie Ehre stets in ihrem Recht und ihrer Ehre erhalten werden sollen, — aufzuheben ist, und, wie früher angegeben worden, nur aufgehoben werden kann durch Urtheil und Strafe; — es kann endlich auch der Fall eintreten, daß die Entscheidung des Ehrengerichtes dem Betreffenden ungenügend oder unangemessen scheine. — In allen diesen Fällen, da in den ersteren das Gemeinwesen selbst verletzt ist, und da im letzteren die Tüchtigkeit oder Gerechtigkeit der, von der Gesamtheit gewählten, Richter in Frage gestellt ist, — kann auch nur die Gesamtheit entscheiden. Die Entscheidung aber setzt genaue Untersuchungen voraus; diese müssen und können ihrer Natur nach nur Wenigen aufgetragen seyn; die Vorsteher der Burschenschaft, — die Ehrenrichter im Betheiligungsfalle nicht mit einbegriffen, — durch das schon in sie gesetzte Vertrauen ausgezeichnet, sind füglich mit jenen Vorbereitungen zu beauftragen. So wird die Gesamtheit in Stand gesetzt, ein Urtheil fällen zu können, und da dieses dann von der Mehrheit der Genossen nach freier, öffentlicher Verhandlung ausgeht, müssen die Beleidigten die Befriedigung hegen, daß nicht Parteilichkeit, sondern Gerechtigkeit über sie gewaltet habe. —

Mag das Vorhergehende über die Thätigkeit der Burschenschaft als Vermittlerin, Schlichterin und Richterin genügen; so wäre nun noch die Frage zu erörtern, welcher Art die zu verhängenden Strafen seyn sollen und können. Ob nämlich die Burschenschaft berechtigt sey, Strafen zu verhängen, kann aus zwey Gründen nicht in Zweifel gezogen werden. Fürs erste, in Beziehung auf den Einzelnen, wird am B. Mitgliede in der Bestrafung nur sein eigener vernünftiger Wille vollzogen; denn jeder Eintretende, mit den Gesetzen gehörig bekannt gemacht, hat diese für seine Burschenverhältnisse zum Voraus als seine eigenen, vernünftigen Entschlüsse anerkannt, und hierdurch seine Vernünftigkeit vor dem Zufalle gesichert und befestigt, indem er in einem Augenblicke der ruhigen Besonnenheit mit freiem Willen die Gesamtheit bevollmächtigt, seine allensfallige unangemessene Handlungen durch Urtheil und Strafe zu vernichten und so ihn gleichsam zu reinigen und in seiner Integrität und Vernünftigkeit wieder herzustellen. Die Burschenschaft hat also vermöge dieses, sowohl der Form nach rechtlichen, als dem Inhalte nach vernünftigen, Vertrages das Recht, ihre Mitglieder dem Burschenbrauch gemäß zu bestrafen. Fürs andere, in Beziehung auf das Allgemeine, auf die Gesamtheit selbst, — die, als eigentliche Schöpferin,

und als unwandelbare Erhalterin der Ehre und des Rechts, schlechthin höher steht als der Einzelne, der als solcher weder Ehre noch Recht zum vollen und sicheren Daseyn bringen kann, — zeigt es sich sowohl Pflicht als Recht derselben zu seyn, keine Verletzung des Rechts und der Ehre zu dulden, sondern die innere Nichtigkeit eines solchen Angriffes ohne Säumniß zum Vorschein zu bringen und hiermit die eigene Unverletzlichkeit und Würde zu offenbaren. — Ja, selbst noch abgesehen von einem besonderen Vereine, sind die Burschen zur Bestrafung ihrer Genossen in gewissen Fällen berechtigt. Jeder Ankömmling erhält nämlich stillschweigend durch die Immatriculation von der Gesellschaft, in welche er eintritt, Rechte, die er vorher nicht besessen, — die früher angegebenen allgemeinen Burschenrechte. Stillschweigend übernimmt Er dagegen auch die entsprechenden Verbindlichkeiten und zwar besonders diejenige: „durch Heiligung der Rechte und der Ehre seiner Genossen die eigene Ehre unbesiegt zu erhalten.“ Der Nichtanerkennung dieser Verbindlichkeit von einer Seite entspricht dann nothwendig die Nichtanerkennung seiner Rechte von der anderen Seite, welche süglich auch Strafe genannt werden kann. In Wahrheit aber beruhen, wie auch bereits erwähnt worden, die allgemeinen Burschenrechte auf der Voraussetzung, daß der Im-

matriculirte ehrenhaft und ehrenvoll sey. Erschüttert oder vernichtet er diese, dann müssen auch jene wegfallen, und der Burschenbrauch und der Verein haben nur mehr den Zweck, nicht sowohl eine Strafe zu verhängen, welche der Fehlende vielmehr selbst über sich verhängt als einestheils die Bestrafung dem Zufall zu entreißen und andernteils die Größe der Strafe der Größe des Vergehens angemessen, d. h. sie gerecht zu machen. — Hiermit ist denn zugleich ausgesprochen, welcher Art die zu verhängenden Strafen seyn sollen und können. Sie sollen nämlich im Allgemeinen nur die in der Handlung selbst liegenden, gleichsam noch eingewirkelten, Folgen zum Vorschein bringen, und so die Wichtigkeit der Handlung zeigen; widerspricht diese daher der Voraussetzung, unter welcher die Allgemeinen Burschenrechte besessen werden, dann sind diese, — widerspricht sie aber nur den besonderen Bestimmungen des Burschenbrauchs, dann sind die Burschenschaftsrechte verhältnismäßig zu beschränken oder zu entziehen. — Wer die Ehre verletzt, dem ist diese, wer das Vertrauen verletzt, dem ist dieses, als ein solches, worauf er keinen Werth setzt, zu entziehen. Erwähnt kann hier noch werden, obgleich es sich von selbst verstehen sollte,⁴⁰ daß

40. Es ist nur gesagt „sollte,“ da der Comment auf mehreren, vielleicht auf allen Hochschulen die

die Burschenschaft, — welche, als erst im Staate möglich, und in Bezug auf ihn im nämlichen Verhältniß, wie der einzelne Bursche zu ihr selbst, stehend, denselben als das Höhere über sich erkennen muß, — dem einzelnen Burschen keine Rechte entziehen kann, welche ihm durch den Staat vernünftigerweise gesichert sind, um ihm nur durch denselben können entzogen werden, als da ist das Recht der persönlichen Sicherheit. Hat sich ein Bursche durch eine Handlung des Rechtes auf dieselbe unwürdig gezeigt, dann ist dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, d. h. die Bestrafung desselben ist dem geeigneten Richter zu überlassen. Eben so ist auch, kann man sagen, Gott zu geben, was Gottes ist; die Rüge nämlich der Unmoralität eines Burschen, sofern mit derselben nicht eine Rechtsverletzung oder eine öffentliche Herabwürdigung des Burschenstandes verknüpft ist, ist dem innerlichen Richter zu überlassen, der ohnehin schärfer sieht, und unausbleiblicher urtheilt, und sicherer und gerechter straft, als die äußerlichen Richter, die erst vom Aeußeren auf das Innere schließen müssen, es vermöchten. —

Wie nun die Natur der verhängbaren Strafen, — einerseits auf das Recht, das

Bestimmung enthielte, daß gegen den mit dem Verurtheilten Bestrafen ständige Beleidigungen erlaubt seyen.

Allgemeine, schlechtthin Unabänderliche, Zeitlose, andererseits auf die That, die ebenfalls ein festes Stehendes ist, sich beziehend, — auch fest und unabänderlich durch die Vergehen selbst bestimmt und bedingt ist, indem aus der Betrachtung der letzteren sich nothwendig jene ergeben müssen, und die Strafe in sofern als das Selbsturtheil des Vergehens bezeichnet werden kann; — so ist die Dauer der Strafe, als einerseits auf die endliche Zeit und hiermit auf das besondere ungewisse Gutdünken, andererseits auf den Einzelnen, nothwendig sich verändernden Strafbaren sich beziehend, — bedingt durch die Besonderheit des zu Bestrafenden, wie der Richter selbst. Da aber hier sowohl die Richter durch das Band der brüderlichen Gesinnung an den Fehrenden geknüpft sind, als dieser, wie alle seine Genossen gerade auf der Hochschule beinahe ausschließlich in der Bestimmung lebt, den Geist von allen bloß natürlichen Fesseln und nichtigen Schranken zu befreien, und zum reinsten Erkennen und hiermit zur völligen Selbstreinigung zu gelangen, — so leuchtet ein, daß nicht das strenge, bloß verständige Recht, sondern die milde Billigkeit, ja man kann selbst sagen, das vernünftige Recht die Dauer der Strafe bestimmen muß. Es muß daher sowohl die Dauer gesetzlich so beschränkt seyn, als möglich, als auch das Gesetz selbst

aussprechen, daß jede Strafe, wenn gleich durch Urtheil der Gesamtheit schon ausgesprochen, und zum Theil vollzogen, doch noch weiter beschränkt werden kann, wenn der Bestrafte sich erweisbar wieder seinen Genossen in Würde gleichgestellt hat. —

Die Rechtfertigung der einzelnen Bestimmungen des besondern Theiles muß auch über diesen Gegenstand einzelnen Anmerkungen zu denselben überlassen bleiben, um hier noch einiges Allgemeine über die Festsetzung der übrigen Verhältnisse der Burschenschaft zu bemerken.

D. Besondere Ordnungen der Burschenschaft.

Ueber die Gerichts- und Strafordnung ist bereits im Vorhergehenden das Nöthigste angegeben; es ist aber zugleich dort bemerkt, warum die Burschenschaft noch nicht gänzlich vom Zweikampf absehen könne. Zwischen B. Mitgliedern nämlich und Nichtmitgliedern kann derselbe oft unvermeidlich scheinen, theils wenn das Nichtmitglied die Thätigkeit des Ehrengerichtes nicht anerkennt, theils wenn das B. Mitglied sein Ansehen in der Meinung derjenigen Nichtmitglieder erhalten will, welche den Zweikampf für eine Ehrenprobe halten. Daß hier die akademische Behörde nicht als Mittelglied betrachtet

werden könne, liegt einestheils darin, daß allgemein angenommen wird, die Mitglieder dieser Behörde, schon weit über die Jugendlichkeit hinausgerückt, müßten den Sinn für die feinen Unterschiede in Beleidigungsfällen verloren haben, wie ja bekannterweise vom höheren Alter Vieles für Spielerey und Länderey erklärt wird, was die lebensfrohe Jugend noch für vollen und baaren Ernst ausgiebt. Anderntheils mag es auch darin liegen, daß mit der Entscheidung jener Behörde sich immer ein äußerlicher Zwang vergesellschaften kann, welcher der Ehre, — die nur in der Freiheit wurzelt, und nur im freieren Elemente der Meinung, Vorstellung, Ueberzeugung u. s. w. Bestand halten kann, — nothwendig wideru und sie zurückstoßen muß. Aus diesen und anderen im Früheren beigebrachten Gründen wird der Zweikampf gleichsam als Nothlüge wohl dort nicht völlig zu verbannen seyn, wo nicht alle Studirende zugleich Mitglieder Eines und desselben geordneten Vereines sind. Da aber der Zweikampf hier nur die Bedeutung und Bestimmung haben kann, den Zwiespalt überhaupt zu beendigen, den zufällig oder von einer Seite willkührlich angefangenen Streit durch einen, von beiden Seiten freiwillig eingegangenen Streit wieder aufzuheben, da eben, weil das äußerliche Resultat des Kampfes durchaus vom Zufalle abhängig

und es immer unentschieden ist und bleibt, wer von Beiden straffällig ist, die Tödtung oder Verflümmelung des Einen oder des Anderen daher nicht Zweck seyn kann; — da es endlich hier nur darauf ankommen kann, daß Beide, indem sie unter gleichen Bedingungen freiwillig mit einander kämpfen, sich wieder einander gleichsetzen und wechselseitig als solche anerkennen, dieses aber dann nicht Statt finden könnte, wenn einer von Beiden getödtet würde; — so hat sich in richtigem Sinne das Herkommen auf mehreren Hochschulen dahin bestimmt, daß bey dem Zweikampfe sowohl die ungefährlichste Waffe, das gerade Schwerdt (der sogenannte Hieber) gebraucht, als durch Kampfhelfer (Sekundanten) und eine gewisse Bekleidung der Kämpfer die ernstere Gefahr so viel als möglich beschränkt, und dem unglücklichen Zufall nur ein kleiner Spielraum gelassen wird. ⁴¹ Dieses

41. Allerdings wird eben durch diese Bestimmungen der Zweikampf zu einem mehr nur ernstern Spiele, und Viele, in der dunkeln Ahndung der Nichtigkeit des Zweikampfes überhaupt, glaubten ihm mehr Bedeutung geben zu können, wenn sie ihn gefährlicher machten; hierdurch kann aber sein Erfolg nicht den Händen des Zufalls entrissen, die Schlichtungsweise also nicht zur gerechten werden; vielmehr wird hierdurch der Zweikampf, der sonst eine oft verzeihliche Nothlüge, ein Uebel ist, zum Bösen, man kann sagen, zum Verbrechen.

Herkommen muß nun von der Burschenschaft dadurch vor Ausartung bewahrt werden, daß sie dasselbe ausdrücklich feststellt, und als Gesamtheit über dessen Beobachtung in allen Fällen wacht, in welchen eines ihrer Mitglieder einen Zweikampf mit einem Nichtmitgliede unternimmt. —

Ist nun gleich voranzusehen, daß durch die innere heller aufwachende brüderliche Gesinnung unter den deutschen Burschen, — durch das immer allgemeiner werdende Einverständniß darüber, daß die wahrhafte Ehre auch nur auf Wahrheit und Tüchtigkeit gegründet seyn könne, — endlich durch die sich mehr und mehr ausdehnende Gemeinsamkeit aller Burschen auf einer Hochschule, — der Zweikampf immer seltener Statt finden wird, so sollen doch darum die Waffenübungen nicht aufhören, vielmehr erst damit in ihre wahre Würde eingesetzt werden. Bis jetzt nämlich wurden sie zum großen Theil nur zur Sicherung gegen Anmaßung, oder gar zur Rüstung der Willkühr und Anmaßung selbst, getrieben; und war gleich der erstere Zweck ein nothwendiger, so war er doch ein sehr beschränkter, da er nur auf die eigene Person ging; der zuletzt angegebene Zweck aber machte die Waffenübungen schier verächtlich, da ohnehin, wenn nicht die wahre Bestimmung des

Univerſitätsleben ganz aufgegeben werden ſollte,
 die Virtuofität jener Klopfflechter, welche den
 ganzen Tag, man kann ſagen, verſechten, nicht
 erreicht werden konnte. — Wird aber der Zwei-
 kampf vermeidlich, hiermit bey den Waffenübun-
 gen keine beſondere Rückſicht mehr auf denſelben
 zu nehmen ſeyn, dann werden dieſe nur mehr
 die höhere Beſtimmung haben, den deutſchen
 Jüngling zur Wehrmannſchaft vorzubereiten,
 und die untergeordnete Beſtimmung, den-
 ſelben zu den geiſtigen Arbeiten und Anſtren-
 gungen zu kräftigen, und gegen Siechheit zu
 waffnen. In die Vergangenheit eingeſtarrte,
 oder in das Eisfeld des Verſtandes einge-
 ſtorbene Menſchen mögen zwar einwenden, der
 Student ſolle bey der Feder, wie der Schufter
 bey dem Leiſſen bleiben, der Mann der Feder
 habe für den Frieden, der Herr Soldat aber
 für den Krieg zu ſorgen; — und allerdings
 hatte dieß vor noch nicht langer Zeit ſeine Rich-
 tigkeit, als die Kriege größtentheils nur für die
 beſonderen Interereſſen der Potentaten geführt
 wurden, wobei dann nur die Militairkaſſe zuzu-
 ſchlagen, alles übrige Volk aber, außer dem
 Zahlen der Kriegsſteuern, nur das leere, froſtige
 Zuſchauen hatte. Wenn aber nicht alle Zeichen
 trügen, dann ſangen die Völker, und beſonders
 das deutſche, an, ihre wahre Beſtimmung zu er-
 faſſen, zu erkennen, daß ſie mit ihrem Haupte

(dem Herscher) nur ein lebendiges, von einem Willen (dem vernünftigen) durchdrungenes Ganze ausmachen sollen; daß wie die Arme am Leibe sowohl zur Arbeit, als zur Abwehr, so auch im Staate Alle Einzelnen zu Beiden bestimmt sind, da auch überdies dem schier familien- und vermögenslosen, ungebildeten Söldling kein wahrhaftes Interesse für die Vertheidigung eines Volkes, dem er beinahe ganz entfremdet ist, anzumuthen sey; — ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, dann werden, unbedeutende Grenzstrittigkeiten ausgenommen, keine andere mehr, als wahrhafte Volkskriege vom deutschen Volke geführt werden, solche nämlich, wo seine Existenz oder die eines seiner Stämme, oder wo wesentliche Interessen des Ganzen gefährdet sind; und da haben die letzteren Jahre gelehret, was durch freie Wehrmänner, und was nicht durch Söldner erreicht werden kann. ⁴² Darum ist es

42. Was die, vom Gefühle ihrer selbst beseuerten und bewegten, Völker vermögen, haben Spanien, zum Theil auch Rußland, und endlich auch Deutschland bewiesen. Was die ausgebildete Söldnerschaft nicht vermag, hat Napoleons Sturz gezeigt. — Wie in manchen Burthen-Gesellschaften die Trinkenden sich immer mehr überbieten, derjenige aber, der endlich die größte Virtuosität erreicht zu haben und nun auf die ertrunkenen Lebecern stolz seyn zu können wähnt, — nun, sich damit brüsten, selbst

jezt Pflicht jedes deutschen Jünglings, sich zum rüstigen Waffennanne zu bilden, obre sich darit durch den augenblicklich bestehenden Frieden lähmen zu lassen, vielmehr eingedenk des Spruches: „Wachet und betet, denn ihr wißt nicht, zu welcher Stunde der Dieb kommen mag.“ Darum mag es auch der Burschenschaft erlaubt seyn, die Einsicht der Zweckmäßigkeit der Waffenübungen bey den Eintretenden vorauszusetzen, und jedes ihrer Mitglieder, besondere billige Ausnahmen abgerechnet, zu der Theilnahme an der Wehrbarmachung, sey es durch Fecht-, sey es

selbst bey den Uebrigen Abscheu erregt und von ihnen ausgestoßen wird, — so (wenn Grekes mit Kleinem zu vergleichen erlaubt wäre), könnte man sagen, haben sich in den letzteren Zeiten die Staaten mit immer größeren Armeen überboten, bis die Meisterschaft, welche sich Napoleon unbestreitbar erwerben, und die nothwendig aus solcher Präminenz entspringende Furcht desselben alle Einzelnen gegen ihn verbunden und in Harnisch gebracht, und seinen Ausstoß bewirkt haben. Sein Heer, das prächtigste und gewandteste, das noch die Welt jemals sah, und andere Heere sind gesunken; die Wölker stehen aufrecht. Das Verschwinden der französischen Kaisermacht aber stellt die Selbstvernichtung des bisherigen Staatsbewaffnungssystems dar, des Systemes nämlich, die Sicherheit des Staates auf möglichst große stehende Heere gründen zu wollen.

durch Turn- oder andere noch einzuführende Uebungen, zu verpflichten. Daß übrigens in den, für diese Uebungen, aufzustellenden Ordnungen sowohl später Rückblick auf die Hauptzwecke der Hochschule genommen, als die Freiheit der Einzelnen so wenig als möglich beschränkt werde, wo es nicht auf das Wohl des Ganzen ankommt, hätte kaum dieser Erwähnung bedurft, wenn nicht die Erfahrung zu Tag gäbe, wie leicht auch hierin das rechte Maas übertreten wird, und wie jede Disciplin der menschlichen Thätigkeit, sey es auch eine ganz im Aeußerlichen rankende, zuerst emporkommend, durch den Reiz der Neuheit blendend, — durch anfänglich verdientes Lob übermüthig wird, und bald allen anderen Disciplinen den Vorrang streitig zu machen sucht, und eben darum, sich selbst übernehmend, von anderen dagegen auch unter ihren Werth herabgesetzt wird. Solches war unter anderen früher mit den Fecht-, wie später mit den Turnübungen der Fall. Nicht mehr als Erholung von den geistlichen Arbeiten, was sie doch auf der Hochschule in Beziehung auf die Hauptzwecke derselben allein seyn sollten, sondern als Geschäft werden sie von Manchem betrieben, dessen Vernachlässigung schier mehr gerügt wird, als die der Studien; — weil durch jenes, heißt es, vorzugsweise das ächte, alte, kräftige Deutschthum

wieder erweckt würde, zu welchem dann diese sich nur als Zugabe, gleichsam wie Knochen zum eingekauften Fleische, verhielten! —

Wie bei der Fecht- und Turnordnung, so sind, und noch mehr, bei Aufstellung der Festordnung, gleiche Rücksichten zu nehmen; denn auch hier sind die Abwege eben so leicht, als sie noch häufig sind. Die Rede ist hier nämlich besonders von den Lustgelagen der Burschen, den sogenannten Commersen. Daß solche gemeinsame Erholungen öfters Statt finden müssen, bedürfte bloß für eigentliche Philister einer Rechtfertigung, d. h. für solche, die bloß in ihrer eigenen vermeinten Vortrefflichkeit, in der Flasche Wein und höchstens in einer aller gemeinsten Zeitung den einzigen Vorn alles Vergnügens und aller Lust zu besitzen wähnen. Dem wahren Burschen hingegen lacht das Herz nur unter seinen Brüdern, und es schlägt nur um so lebendiger und feuriger, je Mehrere ihrer beisammen sind; denn Er, dessen Geist noch ungestört zum Geiste, dessen Herz noch unverletzt zum Herzen hinstrebt, er weiß oder fühlt, daß gleiches Streben und Drängen ihn mit allen seinen Genossen innerlich verschwifert, und das frohe Verußtseyn dieses stillen Bundes wird um so reicher, die Fülle des Herzensgenusses um so gediegener, je Mehrere sich zu

einem und demselben Zwecke versammelt haben. Und wenn sie versammelt sind, dann will der innerliche unsichtbare Bund sich offenbaren, sich ein äußerliches Daseyn geben und gleichsam sich verkörpern. Es will sich die Gesamtheit als Eines und in allen Einzelnen, es will jeder Einzelne sich in der Gesamtheit, und sich selbst, als Einzelnen, fühlen, und nur durch Gesang und Wein kann All' dieses Wollen bethätigt werden. Im Lied sind alle Stimmen verschmolzen zu einem Klang, und in ihm spricht sich die Gesamtheit als Ein Geist und Ein Herz aus, wie jeder Einzelne sich darin als die Gesamtheit fühlt. Im Becher Weines hingegen schlürft jeder Einzelne das Gefühl seiner selbst, und als freudige Lebensglut, als weckender Lebensstrahl strömt die Gesamtheit in die Gemüther der Einzelnen. — Ist gleich nun aber der innerliche Bund auf sich selbst bestehend und unveränderlich schön, so ist doch seine Erscheinung, weil er dieser fremden Mittel bedarf, dem Zufall und der Veränderung unterworfen, und hier ist, wo die Ordnung bestimmend und vorsorgend eingreifen muß. Fürs Erste nämlich ist es zufällig, wie jeder Einzelne singen mag, und ob der Gesang der Uebrigen nicht durch Einzelne gestört wird. Nun soll doch der Gesang der Ausdruck des inneren schönen Bundes seyn; es rechtfertigt sich daher,

sowohl bey jedem Liebe Vorsänger zu bestimm-
 men, — welche zugleich darüber zu wachen ha-
 ben, daß die Einzelnen gewisse Grenzen im
 Singen beobachten, und daß sie die allgemeine
 Ordnung nicht willkürlich stören; als auch
 durch aufzulegende Strafen den Vorsängern die
 Mittel zu geben, ihre Warnungen nachdrücklich
 zu machen. — Fürs Andere hört bey dem
 Einen früher, bey dem Anderen später, der
 Wein auf, seine gefällige und eigentliche Be-
 stimmung zu erfüllen, und, wie er zuerst den
 Körper dem Geiste recht durchgängig und freund-
 lich machte, und alle Einzelnen in Heiterkeit
 verband, so unterwirft er darauf den Geist dem
 Körper, raubt dem Einzelnen das Selbstgefühl
 und bereitet das Versallen oder die Zertrümme-
 rung des Ganzen. Nun kann hier freilich, eben
 weil es nicht auf das Maas des Weines, son-
 dern auf die Kraft des Trinkenden ankommt,
 diesem nicht eine bestimmte Grenze gesetzt wer-
 den; wohl aber kann die Gesammtheit sich da-
 durch sichern, daß sie den Umaßigen zum Vor-
 aus für die Folgen der Umaßigkeit verantwort-
 lich erklärt, und daß sie die Veranlassungen zum
 Ueberschreiten des Maases so viel als thunlich
 vermeidet. Hier höre ich viele Stimmen sich
 erheben, die sich etwa so vernehmen lassen: es
 sey ein guter alter Brauch, daß ein Bursche
 dem andern bey dem Gelage einen oder meh-

zere Becher vortrinken, und daß ein Vorsänger einem der Mitsänger einige Becher als Strafe, für Störung des Gesanges, oder nach eigenem Belieben auslegen könne; das erste befördere die Fröhlichkeit, das andere diene zur Erhaltung der Ordnung, und darum müsse man keine Neuerungen machen wollen. — Hierüber wäre denn zuerst zu bemerken, daß in dieser Zeit, in welcher sich Alles der Verjüngung entgegenbrängt, das Alte zwar nicht blindlings verworfen, aber, wenn es nur als Altes sich geltend machen will, nicht höher als ein abgetragenes Kleid geachtet, — wenn es aber noch außerdem Etwas werth zu seyn vorgiebt, dann gleich einer abgegriffenen Münze, zuerst an dem Probiersteine der Vernunft zu untersuchen ist bevor es mit der neuen Präge versehen, wieder als baares Geld in Umlauf gesetzt werden könne. Näher aber wäre der Umstand zu bemerken, daß jener gute alte Brauch gerade zu dem Gegentheil dessen führt, was als seine Bestimmung angegeben wird. Das Vortrinken nämlich hat, wie die Erfahrung beweist, dazu geführt, daß nicht mehr vorgetrunken wurde, um fröhlich zu werden und fröhlich zu machen; sondern damit der stärkere Trinker sich an der Unfähigkeit des Schwächern weiden wollte, und daß Dieser, weil er auch stark scheinen wollte, darum bald, statt

fröhlich, — betrunken wurde. Und so steigerte sich dieser löbliche Brauch bald zu einem, für Jenen herabwürdigenden, für Diesen lastigen, und für beide verderblichen, Zwange; da denn mehrere Duzende Flaschen an einem Abend zu leeren für eine beneidenswerthe und zu erstrebende Fertigkeit und Kraft gehalten wurde, und die bezweckte Fröhlichkeit in ein, zuerst lärmendes, dann wildes, und zuletzt wüthes, Bachasnal umschlug. Eben so zweckwidrig erwies sich der andere Brauch; denn einerseits reizte gerade die Strafe des Trinkens zur Störung der Ordnung; zum Anderen wurden sowohl hierdurch, als durch die von den Vorsängern, besonders den Neulingen, willkürlich aufgelegten Strafen gar bald viele der Sänger in einen Zustand versetzt, in welchem sie weder Ordnung noch Strafe mehr achten konnten. — Und somit wäre jenen Einwendungen zur Genüge, vielleicht schon zu weitläufig, geantwortet. Ueberhaupt aber kann hier noch die Frage aufgestellt werden, ob denn die Jugend immer dieselbe bleibe, und ob daher, worin sie vor hundert Jahren ihre Freude ausschließlich fand, sie es auch jetzt noch eben so ausschließlich, und auf dieselbe Weise, darin finden müsse? Es ist dies aber auf die nämliche Weise zu beantworten, als die Frage, ob die Burschen jetzt eine

Anderer Ehre haben, als vor hundert Jahren, und wesentlich mit dieser verknüpft. — Sonst war die Vorstellung von Ehre verschieden, je nachdem die Studirenden zu einer Verbindung, oder nicht zu ihr, gehörten; die letzteren suchten ihre Ehre nur in der Vereinzelung, nämlich in sich Selbst, — und somit in einem Elemente, wo nicht mehr von Ehre, d. h. von Anerkennung in der Vorstellung Anderer, die Rede seyn kann. Die Ersteren hingegen suchten sie überhaupt einerseits in der schroffen Unverletzlichkeit der eigenen, wahren, oder eingebildeten Vortrefflichkeit, anderseits in der scharfen und strengen Bewahrung der Stammesbesonderheiten und in der festen Anhänglichkeit an dieselben; endlich größtentheils in der Offenbarung einer heldenmäßigen und unverwundlichen körperlichen Kräftigkeit. Diese, das Innere beherrschende und durchwohnende, Vorstellung bestimmte dann auch die Freuden der Studirenden, indem nämlich man überhaupt Freude als den Genuß, welcher aus der Uebereinstimmung des Aeußeren mit irgend einer inneren Bestimmung, mit irgend einer für wahr gehaltenen Vorstellung entspringt, bezeichnen kann, und im Aeußerlichen nothwendig dasjenige erstrebt wird, welches jene Uebereinstimmung zu gewähren vermöge. So suchten und fanden denn die Letzteren, —

da die sich Vereinzelnden hier nicht weiter in Betracht kommen können, — ihre Freuden nur in dem, was ihnen zur äußer... Anschauung diejenigen Vorstellungen brachte, welche die innere Zerrissenheit und Zerrüttung des Vaterlandes, die damals noch allgemeiner herrschenden Vorurtheile u. s. w. nothwendig in ihnen erzeugt hatten. So also fanden sie unter anderen bey Gelagen ihre Freude darin, bloß mit den nächsten Stammverwandten zusammen zu kommen, und, weil das Zusammenkommen mit diesen, durch Gewohnheit und Dialekt mit ihnen schon unmittelbar Verbundenen, nur eine gleichsam unthätige Freude war, und das Gefühl nicht durch erregte Thätigkeit reizte, — darum mußten noch äußerliche Unterschiede gemacht werden, nämlich nach der Zeit des Aufenthaltes auf der Hochschule, um hierdurch jene ruhende Freude zu beleben; — so ferner fanden sie bey den Gelagen ihre Freude im Wettkampfe der Trinksähigkeit, und der Gesang entsprach dieser inneren Einheit in der bloß natürlichen Kraft; der Gesang war stark, ohne auf Schönheit Anspruch zu machen. Daß dieses Alles zu seiner Zeit nicht wohl anders seyn konnte, ist zuzugeben; daß es aber jetzt auch anders seyn müsse, ist mit noch größerer Gewißheit zu behaupten; denn wie Deutschland innerlich gesund

zu werden beginnt, wie seine gesammte Bildung, und hiermit seine Ehre, eine höhere Stufe erstiegen hat, wie dieß durch Vermittlung der Eltern und der Erzieher auch die Jugend erheben muß, so gewinnt diese hierdurch nothwendig auch eine höhere Vorstellung von Ehre, und wird dieser gemäß auch ihre Freuden in Anderem suchen, als die Jugend vor hundert Jahren. Und diesem lebendigen Zusammenhange nachspürend, kann man sagen, daß der neue deutsche Fürsten- und Volks-Bund eben so nothwendig die Burschenschaft hervorrief, als die Veseindung oder Gleichgültigkeit der deutschen Stämme gegen einander die Landsmannschaften erzeugte; und, ins Einzelne gehend, ist mit Recht zu behaupten, daß, wie sonst die Jugend ihre Lust in der natürlichen Kräftigkeit, im ungehinderten Schalten der Willkühr und in der Stammbekannschaft fand, — so jetzt die Freude in der geistigen Kräftigkeit, im Wollen des Rechtes, der vernünftigen Freiheit, und im Gefühle der Einigkeit der gesammten deutschen Jugend gesucht werden müsse. —

Und somit wäre der Kreis des eigentlichen Burschenlebens, so weit es Gegenstand einer

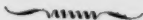
allgemein einzuführenden Ordnung seyn kann, durchwandelt und die allgemeinen Betrachtungen über dasselbe zu schließen. In wiefern diese erschöpfend und die folgenden besonderen Bestimmungen denselben entsprechend seyen, ist dem gerechten Urtheile, nicht aber dem zufälligen Vorurtheile * anheim gestellt.

* Noch weniger einer so flachen, atomistischen, hochbunkelnden und bußpredigenden Konsequenzmacherei, welche Menschenhaß und Reue im literarischen Wochenblatt Nr. 7. 1813 ausdrückt, und welche noch dazu blöde genug ist, zu sagen, „so weit sie die Menschengeschichte kenne, habe „sich die Vernunft seit 3000 Jahren nicht um „ein Härger entwickelt,“ — und welche schönhe genug ist, einen offenkaren Druckfehler in einer vom Verfasser dieses gehaltenen Rede zu ignoriren, um nur dem edeln Herzen schimpfend Lust zu machen. In jener Rede nämlich heißt es: „noch „sen die religiöse Wiedergeburt unseres Volkes „nicht vollzogen, obgleich viele Stimmen schon „den Sieg des Unendlichen über das Beschränkte „des freien Gedankens, über die gefesselte Meinung weissagend verkünden.“ Da muß man nämlich beschränkter seyn, als der Herr Kritiker im Nr. 7. es nach seinen in Deutschland nunmehr gewürdigten, und, nach seinem elernen Zeugniß, bey rohen Völkern in andern Welttheilen bewunderten Verdiensten, vorausgesetzt werden kann,

— um nicht zu gemahren, daß das Lemma nach
 — Gedankens — versetzt ist, und nach — Beschränkte — gehört.

Das Vorurtheil ist doch noch Etwas,
 wenn gleich nur Schein; die bezeichnete Konfes-
 quenzmacheren aber ist das schlechthin Eere, wel-
 ches bey dem Scheine anfängt und im Nichts
 aufhört.

Entwurf einer Burschenschafts-Ordnung.



Besonderer Theil.

Vorläufige Bestimmungen über die allgemeinen * Burschenrechte, deren Erwerb und Verlust. —

§. 1.

Jeder, der durch Immatriculation das akademische Bürgerrecht erworben hat, ist Bursche.

§. 2.

Jeder Bursche hat mit den anderen gleiche Rechte; der längere oder kürzere Aufenthalt

* d. h. noch abgesehen von einer geordneten Verbindung derselben.

auf der Hochschule begründet in dieser Beziehung keinen Unterschied.

§. 3.

Die allgemeinen Burschenrechte sind I. das Recht auf Burschenfreiheit, II. auf Burschenehre und III. auf Burschenhülfe.

§. 4.

Burschenfreiheit ist im Allgemeinen das Recht, 1^o seine Besonderheit, oder Eigenthümlichkeit so weit ungestört zu äußern, als nicht das Allgemeine, oder die Rechte der Andern dadurch verletzt werden; 2^o auf keine Weise zu irgend einer positiven Handlung genöthigt werden zu können, wenn sie nicht als Strafe einer Rechtsverletzung gefordert werden kann.

§. 5.

Burschenehre giebt im Allgemeinen das Recht, als ehrenhaft, d. h. als wissenschaftlich gebildet, vaterländisch gesinnt, sittlich, rechtlich und Freund seiner Genossen, so wie als ehrenfest, d. h. als diese Ehre kräftig und unerschütterlich wollend, vorausgesetzt, und in allen Verhältnissen dieser Voraussetzung gemäß behandelt zu werden, so lange dieselbe nicht durch Handlung und darauf erfolgtes Urtheil erschüttert ist.

§. 6.

Die Burschenschaft enthält besonders folgende Rechte:

1°. Das Recht, gleichen Theil an den allgemeinen Angelegenheiten der Burschen zu nehmen;

2°. das Recht, zu fordern, daß das auf ihre Versicherte bis zum schlagenden Beweise des Gegentheils schlechthin für wahr gelte;

3°. das Recht, für jede Beleidigung auf die unter den Burschen herrschend: Weise Genugthuung zu fordern und zu geben. ²

§. 7.

Das Recht auf Burschenhülfe ist die Befugniß, seine Genossen, sowohl einzeln, als

1. Es ist hier zu erinnern, daß diese vorläufigen acht Paragraphen sich nur auf den Zustand beziehen, in welchem die Burschen sich, als Einzelne, neben einander befinden, und für welchen die angeführten Rechte gleichsam garantirt sind. In der Burschenschaft selbst werden zwar einige dieser Rechte scheinbar beschränkt; fürs Erste aber ist dies der eigene Entschluß des Eintretenden; fürs Andere sind die Beschränkungen nicht sowohl Rechte-, als vielmehr nur Willkürs-Beschränkungen, oder, in Wahrheit zu sagen, nicht Schranken, sondern nothwendige Bedingungen zur Verwirklichung des Rechtes und des höheren Lebens. —

in Gesamtheit, 1^o zur Erhaltung der in §. 4, 5. u. 6. angeführten Rechte, und 2^o zum Beistand in Bedrängnissen in Anspruch zu nehmen.

§. 8.

Die allgemeinen Burschenrechte gehen verloren: durch den Verlust des akademischen Bürgerrechts. Sie werden beschränkt, wenn der Berechtete, erwiesen, durch Äußerungen; Handlungen oder Unterlassungen der Verletzung der Ehrenhaftigkeit und Ehrensichtigkeit, unter welcher allein ihm die Burschenrechte von den Genossen stillschweigend ertheilt sind, selbst widersprochen hat.

Verbindung der Burschen zu einer geordneten Gemeinschaft.



1.

Bildung der Burschenschaft.

A. Allgemeine Bestimmungen.

§. 9.

Die geordnete Gemeinschaft derseligen Burschen, welche sich zur Erhaltung der allgemeinen Burscherechte (§. 3.), zur Verwirklichung der Freiheit, der Ehre und der Brüderlichkeit, so wie zur Gestaltung und Steigerung des volksthümlichen, kräftigen und freudigen Lebens unter den Hochschülern, verbinden, — nennt sich die Burschenschaft, und ihr Uebereinkommen — den Burschenbrauch.

§. 10.

Den nothwendigen Zwecken der Burschenschaft gemäß, soll nur eine solche Verbindung auf jeder Hochschule bestehen.

§. 11.

Alle einzelne Burschenschaften der deutschen Hochschulen bilden vereinigt die allgemeine deutsche Burschenschaft.

§. 12.

Sowohl die gesetzgebende, als die richterliche, als die vollziehende Gewalt gehören der gesammten Burschenschaft an, und jedes Mitglied hat von Rechtswegen gleichen Antheil an denselben.

§. 13.

Nur die richterliche und vollziehende Gewalt dürfen durch Bevollmächtigung einzelnen Mitgliedern für bestimmte Fälle und auf bestimmte Zeit übertragen werden.

§. 14.

Die Uebertragung der Gewalten darf nur durch Wahl Statt finden, bey welcher jedes Mitglied das Recht hat, sowohl zu wählen, als gewählt zu werden.¹

1. Es wird hier eingewendet, daß die Neu: Angekommen sowohl zu wenige ihrer Genossen kennen, um angemessen zu wählen, als mit den neuen Verhältnissen zu unbekannt sind, um sätlich zu erwählt werden zu können. Gegen Beides aber ist überlegend, daß die mindeste unter den Burschen gesetzlich besessene Ungleichheit zuerst zu wichtigen Reflexen und allmächtig zu Anmaßlichkeit der Aelteren und zur Veringschätzung der Neuangelcom-

§. 15.

Zur leichteren Vollziehung der Wahlen, so wie der Abstimmungen, besondert sich die Burschenschaft in gleichzählige, durch das Loos zu bildende, Abtheilungen, welche Klassen genannt werden, und deren nicht weniger als 15 seyn dürfen. —

§. 16.

Jede Klasse hat einen Vorsteher; die versammelten Vorsteher bilden den Vorstand der Burschenschaft.

§. 17.

Jeder Vorsteher hat überdieß noch eines der folgenden Burschenschaftsämter zu übernehmen, welche, wenn die Burschenschaft aus fünfzehn Klassen besteht, so zu vertheilen sind, daß ein Sprecher, ein erster und ein zweiter Schreiber, fünf Ehrenrichter, ein Rechner, drey Bechtordner, ein Turnordner,

menen führt. Daß ferner die Nachtheile, die aus der Gleichheit entspringen sollen, nur scheinbar sind, da dem gewöhnlichen Gange nach die Neugekommenen höchstens nur ein Viertel der gesammten Studirenden bilden, mithin die Stimmen der Erfahrenen sowohl bei der Wahl, als bei den Verhandlungen immer bei weitem das Uebergewicht behalten. Endlich gilt auch hier das Sprüchwort: *labricando fabii firmus*.

der zugleich Pfleger, und zwei Hefordner
sehen. —

§. 18.

Die bey der neuen Vorſteherwahl abtre-
tenden Vorſteher ſind einzeln in jeder Klaſſe
dem neuen Vorſteher als Wächter, und zu-
ſammen dem neuen Vorſtand als Wache gegen-
geordnet.

§. 19.

Soweit die Gewalten nicht übertragen ſind,
bringt die Burschenschaft dieſelben in allge-
meinen und in Klaſſen: Verſammlun-
gen zur Erſcheinung. —

B. Erwerb und Verluſt der Burschen- ſchaftsrechte.

§. 20.

Jeder Bursche³ hat das Recht, die Auf-
nahme in die Burschenschaft zu verlangen (§. 6.),

3. Einige Burschenschaften wollen zwar nur Chriſt-
lichen deutſchen Burschen das volle Burschen-
ſchaftsrecht ſchenken, und ſowohl fremde Chriſten
als einheimiſche Juden ausſchließen. Hier iſt
aber zu fragen, ob die dadurch bewirkte Erzei-
gung der Volksthümlichkeit und des wechſelſeitigen
Vertrauens nicht dadurch überboten wird, ſowohl
daß die Ausſcheidung die, Jedem durch Immatricu-

wenn er nicht selbst seine Ehre in Zweifel gestellt hat, oder schon einmal aus der Burschenschaft freiwillig ausgetreten ist (z. B. §§. 142. 157.), in welchen Fällen er nur durch einen Beschluß der Burschenschaft, gemäß §. 78., kann aufgenommen werden.

§. 21.

Der Bursche, der einzutreten wünscht, hat den Sprecher davon in Kenntniß zu setzen, worauf dieser ihm den Burschenbrand zur Durchsicht mittheilt, seinen Namen aber der Burschenschaft durch Anschlag an den, auf dem Rechtsboden und dem Gelaghaufe derselben befindlichen Tafeln bekannt machen läßt.

culation zu erwerben, Burschenrechte auf eine, den Deutschen nicht eigene, unästhetische Weise schmälert, als daß durch dieselbe die Burschenschaft sich selbst eine Partien gegenüberstellt, die mit ihr in kein Rechtsverhältniß treten kann, da ihr das vorzüglichste Recht, das der Vertretung, durch welches alle Uebrigen erst ihre Werdung erhalten, vorenthalten wird? Es ist auch hier nicht aus den Augen zu verlieren, daß, wie der Mensch erst seine Schulden bezahlen soll, ehe er Almosen spendet, so auch die Burschenschaft erst das Recht sichern muß, ehe sie sich weitere Zwecke ausfüllen kann, und es müßte zugleich zu bedenken seyn, ob die schönste Seite der deutschen Volksthumlichkeit nicht eben sey, das Recht auch in den Fremden zu ehren?

§. 22.

Erfolgt binnen acht Tagen keine, auf §. 20. gegründete Einsprache, dann vollzieht der Sprecher die Ausnahme, indem er den Aufzunehmenden durch folgende Worte sich verpflichten läßt:

„Ich verspreche auf mein Ehrenwort, den,
 „mir zur Durchsicht gegebenen, und von
 „mir reiflichst durchgesehenen Burschenschafts:
 „Geschen, so lange ich Mitglied der Burschenschaft seyn werde, nie absichtlich zu:
 „wider zu handeln.“

§. 23.

Der Name des Ausgenommenen wird in der nächsten allgemeinen Versammlung vom Sprecher bekannt gemacht.

§. 24.

Werden hingegen vor Ablauf der acht Tage gegründete Einwendungen gegen die Aufnahme vorgebracht, dann werden diese dem Aufzunehmenden vom Sprecher mitgetheilt, und ihm anheimgestellt, ob er auf der Ausnahme bestehen, oder sein Begehren aufheben wolle. Wählt er das Erste, dann ist hiermit eine förmliche Rechtsverhandlung zwischen ihm und dem Ankläger begonnen, welche vor dem Vorstande geführt wird. Das Ergebniß derselben trägt ein aus der Mitte des Vorstandes Gewählter der versammelten Burschenschaft vor, die dann durch Stimmen-Mehrheit über Auf- oder Nichtaufnahme ent-

scheidet. Vor der Entscheidung jedoch kann der in Anklage gestellte seine Vertheidigung der Burschenschaft vortragen. —

§. 25.

Die Burschenschaftsrechte gehen verloren:

1°. Durch den Verlust oder die Beschränkung der allgemeinen Burschenrechte nach §. 8.;

2°. Durch die, in Worten oder durch schriftliche Handlungen ausgedrückte Erklärung, nicht mehr Mitglied der Burschenschaft seyn zu wollen (siehe u. a. §. 142. und 157.);

3°. Durch ein Urtheil der Burschenschaft. —

C. Besetzung der Aemter und Klassenvertheilung.

§. 26.

Die Wahl der Vorsteher, die Vertheilung der Aemter, so wie die Eintheilung der Burschenschaft in Klassen wird, den hiernach folgenden Bestimmungen gemäß, von Viertel zu Viertelsjahr in allgemeinen Versammlungen vollzogen.

1. Vorsteherwahl.

§. 27.

In Vorstehern können nicht gewählt werden nur:

1^o die abtretenden Vorsteher; 4

2^o diejenigen, welche nicht mehr während der ganzen Dauer des Vorsteher-Amtes auf der Hochschule bleiben werden.

Die Letzteren müssen ihre Unwählbarkeit 14 Tage vor der Wahl dem Vorstande anzeigen.

§. 28.

Das Vorsteheramt dürfen ablehnen nur:

1^o die sich zum Examen vorbereiten;

2^o die schon dreimal Vorsteher waren;

doch muß in beiden Fällen der Wählbare seinem Ablehnungsgrund 14 Tage vor der Wahlhandlung dem Vorstande anzeigen.

§. 29.

Der Vorstand läßt die Verzeichnisse der nach §. 27. Unwählbaren, und der nach §. 28. Ausgenommenen, so wie das Verzeichniß der übrigen Burschenschafts-Mitglieder anfertigen und 8 Tage vor der Wahlhandlung an den dazu geeigneten Tafeln bekannt machen.

4. Es kann oft schwierig scheinen, in demselben hohen Jahre zweimal 15 tüchtige Vorsteher zu finden; allein es muß hierdurch sowohl der Gewohnheit des Vorstehens und damit leicht sich verbindenden Annehmung verkehrt, als die Thätigkeit für das allgemeine Beste so vielen als möglich gestattet werden.

§. 30.

Zur Vollziehung der Wahl verzeichnet jedes Burschenschafts-Mitglied die Namen derjenigen, die er des Vorsteher-Amtes würdig hält, in alphabetischer Ordnung auf einen Zettel, schließt ihn und schreibt seinen eigenen Namen auf die Rückseite desselben.

§. 31.

Mehr Namen, als Vorsteher zu wählen sind, darf der Zettel nicht enthalten; wohl aber weniger, wenn der Wählende nicht so viele, seiner Ueberzeugung nach, Würdige, Wählbare kennt. 2

5. Gegen diese letztere Bestimmung wird von Vielen eingewendet, daß hierdurch die Gewissenhaften nur wenige, die Gleichgültigen aber die volle Zahl aufschreiben würden, wodurch die Stimmenmehrheit oft auf Untaugliche fallen könnte. Hiergegen ist zu bemerken, 1^o daß dieser Einwand auf der nie aufzuhaltenden Voraussetzung beruhe, daß der größte Theil der Burschen ungewissenhaft sey; 2^o daß die Wahl zu einer leeren Höflichkeit wird, wenn das Gesetz selbst die Zahl über das Gewicht zu erheben scheint; daß endlich, wenn eine bestimmte Zahl gewählt werden muß, die Neuangekommenen sich zur Ausfüllung des Wahlzettels an Aeltere wenden, wodurch die Wahl eben so sehr ihre Bedeutung und Würde verliert, als einzelnen Aelteren dadurch die Gelegenheit in die Hand gegeben ist, sich mehrere Stimmen zu gewinnen, als ihnen dem Rechte nach zukämen. —

§. 32.

Vier Tage vor der allgemeinen Versammlung übergiebt jedes B. Mitglied dem Vorsteher seiner Klasse den Wahlzettel. Wer vor Ablauf der, zur Eröffnung der Zettel bestimmten Zeit (§. 33.) denselben einzureichen versäumt, verliert für diese Wahl sein Stimmrecht.

§. 33.

Am Tage vor der allgemeinen Versammlung kommen die Vorsteher zusammen und überreichen die Wahlzettel dem Sprecher, der sie in Gegenwart jedes überreichenden Vorstehers dem ersten Schreiber zum Anzeichnen vorsagt, selbst aber die Wählenden zur nachherigen Vergleichung aufschreibt, und die Zettel nach vorgenommener Vergleichung vernichtet.

§. 34.

Am folgenden Tage macht der Sprecher die Namen der 15 durch Stimmenmehrheit gewählten neuen Vorsteher in der allgemeinen Versammlung bekannt, so wie die 5 Namen derjenigen, welche nach jenen die meisten Stimmen erhalten haben, und hierdurch berufen sind, die Stelle der, im Laufe des Vierteljahres verhandelnden oder austretenden Vorsteher zu versehen. --

§. 35.

Hierauf legen die zeitherigen Vorsteher vor der Versammlung ihr Amt in die Hände der

Neuerwählten, und dieß auf die folgende Weise: Der bisherige Sprecher ruft die neuen Vorsteher zusammen, macht sie mit den gegenwärtigen Verhältnissen der Burschenschaft, so wie mit dem Allgemeinen ihrer Obliegenheiten bekannt, überreicht dem neuen Vorsteher, welcher die meisten Stimmen erhalten, den Burschenbrauch, und nimmt dagegen von sämmtlichen neuen Vorstehern das Ehrenwort auf pfllichtgetreue Erfüllung ihres Amtes. —

2. Klasseneintheilung und Vertheilung der Wächter.

§. 36.

Die bisherigen Klassen treten nun zusammen, und der bisherige erste Schreiber geht von einer Klasse zur anderen mit einem Hut, in welchem sich so viele Loose vorfinden, als B. Mitglieder (die 15 vorigen und 15 neuerwählten Vorsteher nicht mit eingerechnet) sind. Unter den Loosen sind gleich viele mit den Zahlen 1, 2. u. s. w. bis 15. bezeichnet, so daß jeder Ziehende aus der gezogenen Nummer gleich ersieht, zu welcher Klasse er gehört.

§. 37.

Vertauschungen der Nummern dürfen unter Strafe des Verweises nicht Statt finden. *

6. Eine solche Vertauschung scheint Manchem zu unbedeutend, um eine Rüge zu verdienen. In Wahr-

§. 38.

Sind alle Loose gezogen, oder die übriggebliebenen für die abwesenden Mitglieder aufgehoben, dann lesen 1^o die neuen Vorsteher darum, welcher Klasse Jeder derselben zu Theil werde; 2^o die alten Vorsteher darum, in welche Klasse jeder als Wächter eintrete,

§. 39.

Wird einer der bisherigen Vorsteher nicht mehr während des ganzen Vierteljahres auf der Hochschule bleiben, dann wählt die Klasse aus ihrer Mitte einen anderen Wächter.

§. 40.

Die neuen Vorsteher rufen hierauf jeder die ihm durch das Loos angewiesene Klasse zusammen und verzeichnet sich die Namen und Wohnungen der Mitglieder derselben. —

3. Wahl der Ehrenrichter.

§. 41.

Zugleich mit den Namen sammelt jeder Vorsteher in seiner Klasse die Stimmzettel, auf

heit aber ist Nichts unbedeutend, was die Durbung des Gemeinwesens sichert. Ist diese einmal überschritten, dann setzt nur der Zufall mehr die Grenze, und schon die Erfahrung hat bewiesen, daß durch solche beliebige Vertauschungen die Klassen sich wieder der Landmannschaftlichen Form zu nähern suchten.

welchen jeder fünf Namen der neuen Vorsteher, die derselbe zu Ehrenrichtern erwählt wünscht, verzeichnet hat.

§. 42.

Nun treten die Vorsteher zusammen, eröffnen die Wahlzettel, und verzeichnen die Stimmen, deren Mehrzahl die fünf Ehrenrichter bestimmt. Die fünf, welche nach diesen die meisten Stimmen erhalten haben, sind in Verbindungsfällen die Stellvertreter derselben.

§. 43.

Jeder Vorsteher ist verpflichtet, die Würde eines Ehrenrichters anzunehmen, wenn er nicht gewichtige Ablehnungsgründe beibringt, über deren Zulässigkeit der Vorstand durch Stimmenmehrheit entscheidet, von welcher Entscheidung jedoch dem Vorsteher Berufung auf die allgemeine Versammlung gestattet ist.

§. 44.

Die fünf Ehrenrichter wählen unter sich einen Vorsteher und einen Schreiber.

§. 45.

Nach Verlauf jedes Monats wird die Wahl der Ehrenrichter in besonderen Klassenversammlungen erneuert, von welcher die bisherigen bezeugt sind, sich für diesen zweiten Monat von der Wahl ausnehmen zu lassen. Diese Ausnahme ist jedoch nicht zulässig, wenn jener zweite Monat in die Ferien fällt, und die anderen

Vorsteher während dieser Zeit abwesend seyn werden.

4. Vertheilung und Erneuerung der übrigen Aemter.

§. 46.

Nachdem die Wahl der Ehrenrichter in der vierteljährigen allgemeinen Versammlung vollzogen ist, vertheilen die sämtlichen Vorsteher die übrigen, §. 17. verzeichneten Aemter durch Stimmenmehrheit unter sich, und bezeichnen auf gleiche Weise denjenigen Vorsteher, welcher die Stelle des Sprechers in allen Verhinderungsfällen zu vertreten hat.

§. 47.

Die vollzogene Vertheilung der Aemter wird noch in derselben Versammlung der Burschenschaft durch den neu erwählten Sprecher mitgetheilt.

§. 48.

Am Ende jedes Monates versammelt sich der Vorstand, um, nachdem gemäß §. 45. die fünf Ehrenrichter neu gewählt worden, ebenfalls die übrigen Aemter von neuem durch Stimmenmehrheit unter sich zu vertheilen, wobei jedoch jeder Vorsteher in seinem bisherigen besonderen Amte bestätigt werden kann. —

D. Obliegenheiten der Vorsteher.

1. Als Vorsteher der Klassen.

§. 49.

In Beziehung auf die Klassen hat jeder der 15 Vorsteher gleiche Obliegenheiten, nämlich:

1°. Die Mitglieder seiner Klasse zu den außerordentlichen allgemeinen, und zu den besonderen oder Klassen - Versammlungen zu berufen;

2°. In den letzteren die allgemeinen Angelegenheiten vorzutragen; die Meinungen der Einzelnen, indem bey den Jüngeren angefangen wird, zu erfragen, und, nach gehöriger Besprechung, die Stimmen einzusammeln, sie mit seiner zuleztgegebenen aufzuzeichnen, und dem Vorstande vorzulegen; während dieser Verhandlung aber die Ordnung in der Klasse zu erhalten;

3°. Die Geldbeiträge der Einzelnen, so wie die Geldstrafen für Versäumniß der Fechtübungen, einzufordern und dem Rechner zu überliefern;

4°. Die Vorschläge, Anfragen u. s. w. anzunehmen und dem Vorstande vorzulegen;

5°. Gemäß §. 228. auf einer Liste zu bezeichnen, wie oft und in welcher Stunde jedes Mitglied seiner Klasse den Fechtübungen beizuwohnen will.

2. Als Mitglieder des Vorstandes.

§. 50.

Dem Vorstande (§. 16.) liegt im Allgemeinen ob:

1^o Den Gesammtwillen der Burschenschaft aufzunehmen;

2^o Dessen Vollziehung zu bewerkstelligen;

3^o Ueber Beobachtung des Burschenbrau-
ches zu wachen;

4^o Die Verletzungen desselben, so wie allgemeine Angelegenheiten der Burschenschaft, zur Kenntniß derselben zu bringen;

5^o Die Verhandlungen der allgemeinen An-
gelegenheiten zu leiten und in den geeigneten
Fällen Beschlüsse zu fassen und Urtheile zu er-
lassen;

6^o Ueber alle Verhandlungen und Unter-
suchungen, in welchen die Ehre eines Burschen
in Frage steht, das strengste Geheimniß zu
beobachten und zwar bis zur Entscheidung, wenn
diese gegen denselben ausfällt, aber ganz und
gar, wenn der erhobene Zweifel ungegründet
befunden wird.

3. Als besondere Beamte.

a. Des Sprechers.

§. 51.

1. Im Vorstande liegt dem Sprecher ob:

- 1°. Den Vorstand zusammen zu berufen;
- 2°. Die Sitzung zu eröffnen; die zu verhandelnden Gegenstände vorzutragen; die Berathung zu leiten; die Stimmen zu sammeln, wöbey er seine Stimme zuletzt gibt; den gefassten Beschluß auszusprechen und ins Verhandlungsbuch eintragen zu lassen; in den Fällen, wo die Unterschriften sämtlicher Vorsteher nicht nöthig sind, im Namen des Vorstandes zu unterzeichnen; die Ordnung während der Sitzung zu halten, und diese zu schließen;

3°. Die Beschlüsse und Urtheile des Vorstandes in den geeigneten Fällen vermittelst Anschlages an den schwarzen Tafeln zur Kenntniß der Burschenschaft bringen zu lassen.

§. 52.

II. In den allgemeinen Versammlungen der Burschenschaft liegt dem Sprecher ob:

- 1°. Die Berufung der Burschenschaft auf die §. 66. 3°. festgesetzte Weise bewerkstelligen zu lassen;

2°. Die Verhandlungen eine Viertelstunde nach der zur Zusammenkunft anberaumten Zeit zu eröffnen;

3°. Dasjenige, was von Seiten des Vorstandes Gegenstand der allgemeinen Verhandlung, Berathung oder Ueberlegung seyn kann, vorzutragen;

4°. Die Ordnung während der Verhandlung zu handhaben, und zwar besonders darauf zu achten, daß immer nur Einer das Wort führe;

5°. Ueber hinlänglich besprochene Gegenstände die Vorsteher in den einzelnen Klassen abstimmen zu lassen;

6°. Die Stimmen durch den ersten Schreiber aufzeichnen zu lassen, und sowohl alle bejahende, als verneinende, als bedingungsweise gegebene, jede besonders zusammenzuzählen, und so auszumitteln, zu welcher Meinung die Mehrheit sämmtlicher Mitglieder sich neigt;

7°. Das Ergebniß der Abstimmung bekannt zu machen, und

8°. Die Verhandlungen zu schließen. —

b. Des ersten Schreibers.

§. 53.

Dem ersten Schreiber liegt ob:

1°. Die Abfassung aller schriftlichen Arbeiten, welche sich bloß auf die inneren Verhältnisse der Burschenschaft beziehen, namentlich so:

Wohl das Verhandlungsbuch in den Sitzungen des Vorstandes und in den allgemeinen Versammlungen der Burschenschaft, so wie das Verzeichniß alles Geräthes der Burschenschaft zu führen, als auch in der Woche nach der vierteljährigen Klassenvertheilung aus den Angaben der Vorsteher ein alphabetisches Namenverzeichniß sammtlicher B. Mitglieder zu fertigen;

2^o. Zu allen Sitzungen und Verhandlungen den Burschenbrauch mitzubringen.

c. Des zweiten Schreibers.

§. 54.

Dem zweiten Schreiber liegt ob:

1^o. Die von Nichtmitgliedern der Burschenschaft an diese gerichtete Schriften anzunehmen, sie, jedoch nur unter Zuziehung des Sprechers, zu eröffnen, und ihren Inhalt dem versammelten Vorstande vorzutragen, bis dahin beide zur Verschweigung desselben verpflichtet sind;

2^o. Die an Nichtmitglieder zu erlassenden Schreiben abzufassen, dem Vorstande zur vorläufigen Prüfung vorzulegen; und, nachdem sie durch die Burschenschaft genehmigt worden, dieselben auszufertigen;

3^o. Das Siegel und Archiv der Burschenschaft zu bewahren, und aus diesem ohne schrift-

liche Erlaubniß des Sprechers keine Urkunde wegzuleihen;

4° Die Geschichte der Burschenschaft zu schreiben.

d. Der Ehrenrichter.

(Die Obliegenheiten der Ehrenrichter sind im Abschnitte: von der richterlichen Gewalt, bestimmt.)

e. Des Rechners.

§. 55.

Zur Deckung der Kosten, welche die Burschenschaft, als solche, zu bestreiten hat, wird eine gemeinsame Kasse gebildet:

- 1° durch regelmäßige und außerordentliche Beiträge der B. Mitglieder;
- 2° durch die Strafgebühren (§. 197.);
- 3° durch Geschenke.

§. 56.

Der über die Kasse, als Rechner, zur Verwaltung erwählte Vorsteher hat folgende Obliegenheiten:

- 1° Ueber Einnahme, wie Ausgabe, ein übersichtliches Verzeichniß zu führen;
- 2° Die Vorsteher zur Entrichtung der Beiträge ihrer Klasse (§. 49. 3°) aufzufordern und über das Entrichtete zu bescheinigen;

3°. Jedem Ausgabeposten die gehörige Quittung beizulegen;

4°. Die durch den Burschenbrauch oder sonstigen allgemeinen Beschluß der Burschenschaft bestimmte Ausgaben, wie z. B. die Miethe des Fectbodens, zur gehörigen Zeit, alle sonstigen Ausgaben aber nicht ohne besondere schriftliche Weisung des Vorstandes zu verrichten;

5°. Mit dem Schlusse jedes Monats dem Vorstande Rechnung abzulegen;

6°. Für jeden, aus eigener Nachlässigkeit, der Kasse erwachsenen Schaden aus eigenen Mitteln zu haften;

7°. Die Kassengelder auf keine andere, als die eben 4° angegebene Weise zu verwenden.

§. 57.

(Zu §. 56. 2°.) Die B. Mitglieder, welche ihren Beitrag 14 Tage nach der, durch ihren Vorsteher an sie gemachten, Anforderung, nicht entrichtet haben, sind ein Drittheil desselben als Strafgeß zu zahlen verpflichtet; — erhalten, wenn sie auf die nun wiederholte Anforderung noch säumen, nach Verlauf der zweiten 14 Tage vor dem Vorstande einen Verweis, und werden bey fortwährender Säumniß nach Verlauf von abermals 14 Tagen der Burschenschaft zur Verstrafung, gemäß §. 191. II. 5°, angezeigt.

§. 58.

Unbemittelte, welche Befreiung von den Beiträgen wünschen, haben ihrem Vorsteher davon Anzeige zu machen, und denselben auf Ehrenwort ihres Unvermögens zu versichern; worauf dieser ihre Namen auf dem Verzeichniß der Beitragspflichtigen vom Rechner auslöschen läßt, und sowohl selbst, als auch der Rechner, auf des Unbemittelten Verlangen, zum Verschweigen des Namens desselben verpflichtet sind.

§. 59.

(Zu §. 56. 5^r.) Die Beurtheilung der eingereichten Rechnung wird von zwei, aus der Mitte des Vorstandes gewählten, Nachrechtern, welche zugleich den Kassenbestand nachzuzählen haben, vorgenommen.

§. 60.

Die Nachrechner haben das Ergebniß ihrer Prüfung dem Vorstande vorzulegen, und zwar unverweilt, wenn sie eine Veruntreuung oder bedeutende Unrichtigkeit auffinden sollten.

§. 61.

Der Vorstand hat die richtig befundene Rechnung durch seine Unterschrift zu bewahrheiten, die aufgefundenen Unrichtigkeiten aber nach Befinden selbst zu rügen oder der Einschenschaft zur Bestrafung anzuzeigen.

§. 62.

In der vierteljährigen allgemeinen Versammlung ist der Burschenschaft ein Auszug aus den monatlichen Eingaben des Rechners vom Verstande vorzulegen.

I. Der Fecht- oder Turn-Ordner.

§. 63.

Die Burschenschaft miethet einen Fechtboden und errichtet einen Turnplatz, welche allen B. Mitgliedern gemeinsam sind.

§. 64.

Drei Vorsteher führen, als Fechtordner, ein Vorsteher, als Turnordner, die Aufsicht, jene über den Fechtboden, dieser über die Turn-Anstalt. Die ihnen gemeinsamen Obliegenheiten sind:

1^o. Persönlich, oder durch einen, aus den schon Geübten, für jeden einzelnen Verhinderungsfall von ihm zu ernennenden, Stellvertreter, den gemeinsamen Uebungen (§. 224.) beizuwohnen;

2^o. Auf die Befolgung der aufgestellten Ordnungen zu halten und aufmerksam zu machen;

3^o. Zu bestimmen, wann die in den betreffenden Ordnungen festgesetzten Geldstrafen (mit Ausnahme der im §. 228. bezeichneten) eintreten sollen, sie zu erheben und am Ende jedes Monats dem Rechner einzureichen;

4°. Für den Gewahrsam und die Erhaltung der Geräthschaften zu sorgen.

g. Des Pflegers,

§. 65.

Dem Turnordner, der zugleich Pfleger ist, liegt als solchen ob:

1°. Für nothleidende Burschen freiwillige Beiträge zu sammeln;

2°. Den kranken Mitgliedern der Burschenschaft Wächter zuzuschicken, und für die aufmerksamste Verpflegung derselben brüderlich zu sorgen, —

h. Der Festordner.

§. 66.

Den zwey zu Festordnern erwählten Vorstehern liegt ob:

1°. Dafür zu sorgen, daß die Pflichten der Gastfreundschaft gegen durchreisende Mitglieder anderer Burschenschaften, wenn deren Erfüllung nicht von näheren Freunden derselben übernommen worden, — gelebt werden;

2°. Zu allen Feierlichkeiten und Festgelagen der Burschenschaft die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, die bey denselben etwa vorkommenden Unordnungen zu schlichten, oder nöthigenfalls den Vorstand zur unverzüglichen Schlichtung zusammen zu rufen, sofern ihnen

bey Ausübung ihres Amtes nicht Folge geleistet würde; und das Schmuck- und Festgeräthe in Gewährungsam zu halten;

3^o. Bey den allgemeinen Versammlungen die gehörigen Einrichtungen im Versammlungssaale zu treffen, so wie die Anschläge an den Tafeln, welche sich auf dem Pechboden und sonstigen allgemeinen Versammlungsorten befinden, zu besorgen.

i. Allen Vorstehern, als besonderen Beamten, gemeinsame Obliegenheiten.

§. 67.

Jedem Vorsteher, als Verwalter eines besonderen Amtes, liegt ob:

1^o. In den regelmäßigen Sitzungen des Vorstandes über seine Geschäftsführung zu berichten, die Mängel und Schäden der ihm anvertrauten Bestände anzuzeigen, und die nöthigen Vorschläge zu Ausbesserung und Vervollständigung derselben zu machen;

2^o. Ohne ausdrückliche Zustimmung des Vorstandes keine Bestellungen oder Auslagen für das ihm anvertraute Geräthe zu machen; die Rechnungen der, vom Vorstande genehmigten, Ausgaben dem Rechner zur Vorrichtung zuzuweisen;

3^o Bei'm Schlusse der Geschäftsführung seinen Nachfolger in das Amt einzuführen und ihm die Bestände gegen einen Schein zu übergeben;

4^o Die erhaltene Bescheinigung dem Vorstande vorzulegen, welcher sie mit dem im Archiv vorfindlichen Verzeichnisse (§. 53. 1^o) vergleicht, den Vorsteher seiner Verantwortlichkeit entbindet, oder nöthigenfalls ihn zum Ersatze anhält.

4. Als Wächter.

§. 68.

Den einzelnen Wächtern der Burschenschaft (§. 18.) liegt ob:

1^o Ueber die Amtsführung des Vorstandes, so wie der einzelnen Vorsteher, ein wachsames Auge zu halten, und die hierbei etwa wahrgenommenen Verletzungen des Burschenbrauchs, oder sonstige rügbare Nachlässigkeiten oder Vergehen den versammelten Wächtern anzuzeigen, namentlich: wenn Gegenstände in den Klassen-Versammlungen zur Abstimmung vorgebracht werden, welche, einer allgemeinen Besprechung bedürftend, noch gar nicht in einer allgemeinen Versammlung (§. 75.) besprochen, oder welche, nach stattgefundener Besprechung in derselben verworfen worden sind;

2^o Die Klagen der einzelnen Mitglieder gegen den Vorstand oder einen einzelnen Vorsteher der Wache vorzulegen;

3°. In beiden Fällen die Verurteilung der übrigen Wächter zu besorgen.

§. 69.

Der Wache, oder den versammelten Wächtern, liegt ob:

1°. Die von den einzelnen Wächtern gemachten Anzeigen, so wie die von sonstigen Mitgliedern gegen den Vorstand oder einzelne Vorsteher vorgebrachte Klagen zu untersuchen, und wenn sie sich als gegründet erwiesen haben, die Angeklagten nach Befund der Sache mit dem Verweis zu strafen, oder der Burschenschaft zur Verurteilung anzuzeigen (siehe auch §§. 138. 140. 156. 226. u. 233.);

2°. Wenn die Anzeige oder Klage sich ungegründet befunden, so wie, wenn sie nur einen Verweis zur Folge hatte, den Gegenstand der Untersuchung auf Verlangen der Betheiligten zu verschweigen;

3°. Die gemäß §. 62. vom Vorstande der Burschenschaft vierteljährig vorzulegende Rechnung mit den Quittungen zu vergleichen, und das Ergebniß der Vergleichung der Burschenschaft bekannt zu machen. —

§. 70.

Die Obliegenheiten des Vorstehers und Schreibers der Wache, welche für jeden Fall besonders erwählt werden, sind dieselben mit

benen des Sprechers §. 51. 2^o und 52, und
benen des ersten Schreibers §. 53.

II.

Thätigkeit der Burschenschaft, als solcher.

A. Allgemeine Versammlung,

1. Allgemeine Bestimmungen. *

§. 71.

In jedem Halbjahre werden regelmäßig
zwei allgemeine Versammlungen der Burschen-
schaft, die erste — 14 Tage nach Eröffnung
der Vorlesungen, die zweite — 3 Monate nach
der ersten gehalten.

§. 72.

Außer diesen kann in bringenden Fällen
durch einen Beschluß des Vorstandes, oder der
Wächter, selbst auf Einladung eines einzelnen
B. Mitgliedes eine allgemeine Versammlung zu-

7. Die Obliegenheiten des Sprechers und der Vor-
steher in Bezug auf die allgemeinen Versamm-
lungen siehe in §§. 49. 2^o; 52.; 53.; 66. 3^o.

sammengerufen werden; doch ist diese vorzugsweise Samstags Abends zu halten.

§. 73.

In allen Fällen, in denen die Versammlung nicht noch am Tage der Berufung gehalten werden muß, geschieht diese 3 Tage vorher durch einen Anschlag auf den schwarzen Tafeln, gemäß §. 66. 3°. Im angegebenen Falle aber liegt die Berufung den Vorstehern ob. (§. 49. 1°)

§. 74.

Jedes B. Mitglied muß entweder der allgemeinen Versammlung selbst beiwohnen, oder seine Stimme einem anderen übertragen, widrigenfalls derselbe, als den Beschluß der Mehrheit der zur Versammlung gekommenen anerkennend betrachtet wird. Doch kann er gegen die Wirkungen des Beschlusses in Bezug auf sich vor dem Vorstande Einspruch thun, wenn er beweist, daß er am Selbstkommen und Stimmübertrag ohne seine Schuld verhindert, oder im besonderen Falle von seinem Vorsteher nicht berufen worden sey, welcher letztere dann vom Vorstande deshalb einen Verweis erhält.

§. 75.

Ist die einfache Mehrheit der B. Mitglieder gegenwärtig, dann ist die Versammlung als allgemeine Burschenschafts-Versammlung zu betrachten. Erst nachdem der Sprecher sich dieser Mehrheit vergewissert hat, darf er die

Versammlung eröffnen, welches letztere dadurch geschieht, daß er die V. Mitglieder zuerst „zur Stelle“ ruft, hierauf „Stille“ gebietet, und wenn diese erfolgt ist, kurz den Zweck der Versammlung angibt.

§. 76.

Ist auf diese Weise die Versammlung eröffnet, dann wird der fragliche Gegenstand laut vorgetragen, und es liegt hierbei besonders dem Sprecher ob, den Vortragenden zu lauterer oder langsamer Rede aufzufordern.

§. 77.

Nach Beendigung des Vortrages steht es jedem V. Mitgliede frei, vom Sprecher das Wort zu verlangen, und seine Bemerkungen über das Vorgetragene der Versammlung mitzutheilen. Doch kommt hierbei dem Sprecher das Recht zu, den Vortragenden zu warnen, sowohl wenn er vom fraglichen Gegenstand zu weit abschweift, als wenn er bereits Gesagtes nur wiederholt; in welchem letzteren Falle der Sprecher zugleich der Versammlung anzutragen hat, zur Abstimmung zu schreiten.

§. 78.

Die einfache Stimmenmehrheit der selbstgegebenen und übertragenen Stimmen entscheidet über die vom Sprecher oder Vortragenden aufgestellten Fragen. Doch sind zwei Drittheile dieser Stimmen erforderlich:

1^o. Zur Annahme oder zur gänzlichen Verwerfung eines neuen Gesetzes, so wie zur Abschaffung oder Veränderung einer bereits dem Burschenbrauch einverleibten Bestimmung;

2^o. Um einen Burschen in Verruf zu erklären, und um einen ausgesprochenen Verruf wieder aufzuheben;

3^o. In denen §. 78. bezeichneten Fällen. --

§. 79.

Erreicht in den §. 78. 1^o u. 2^o. angegebenen Fällen die Stimmenmehrheit nicht die erforderlichen zwey Dritttheile, dann muß, wenn der Gegenstand eine gesetzliche Bestimmung oder die Aufhebung eines Verrufes betrifft, derselbe in der nächsten Versammlung noch einmal zur Verathung und Abstimmung vorgetragen werden; wenn er aber die Verhängung des Verrufes betrifft, dann hat es bey der Losprechung sein Verbleiben.

§. 80.

Ueber die §. 78. 1^o u. 2^o. bezeichneten Gegenstände kann in den Ferien nicht abgestimmt werden; sonstige Beschlüsse der allgemeinen Versammlung in den Ferien gelten provisorisch, müssen aber nach denselben der Burschenschaft von Neuem zur Genehmigung vorgetragen werden.

§. 81.

Alle Gegenstände, welche einer Erörterung und Besprechung bedürfen, müssen in den allgemeinen Versammlungen verhandelt werden.

2. Gesetzgebung.

§. 82.

Jedes B. Mitglied ist befugt, Vorschläge zu neuen Gesetzen, oder zu Abänderung oder Abschaffung der Bestehenden, zu machen.

§. 83.

Der Vorschlag muß, schriftlich abgefaßt, dem Vorsitzenden der Klasse eingereicht werden, welcher ihn dem Vorstande mittheilt und ihn sodann zum wenigsten 8 Tage vor der zu haltenden allgemeinen Versammlung zur vorläufigen Prüfung der Burschenschaft an die schwarzen Tafeln heften läßt.

§. 84.

In der allgemeinen Versammlung hat der Vorschlagende das Recht des ersten Vortrages.

3. Festsetzung der Beiträge.

§. 85.

In den regelmäßigen allgemeinen Versammlungen (§. 71.) setzt die Burschenschaft die von den

3. Nur wo alle Gründe für und gegen von Allen vernommen werden, kann die allgemeine Meinung zur möglichsten Uebereinstimmung gelangen.

den Einzelnen zu entrichtenden ordentlichen Beiträge für die nächsten drey Monate fest, nachdem der Bedarf derselben vom Vorstande berechnet, aufgestellt und der Burschenschaft bekannt gemacht worden. —

§. 86.

Ergiebt sich jedoch aus der, gemäß §. 56. 5^o. dem Vorstande eingereichten monatlichen Rechnung, daß der Bestand der Kasse nebst den, im nächsten Monat einzukommenden, ordentlichen Beiträgen nicht zur Deckung der nothwendigen Ausgaben hinreicht, dann ist der Vorstand berechtigt, den erforderlichen Bedarf, als außerordentlichen Beitrag, festzusetzen, und auf die Klassen auszuschreiben, ohne hierzu der allgemeinen Zustimmung zu bedürfen, jedoch mit der Verpflichtung, am Ende des Vierteljahres (gemäß §. 62) Rechnung darüber abzulegen. —

§. 87.

Wird eine ungewöhnliche Ausgabe in Vorschlag gebracht, dann muß zuerst durch Abstimmung entschieden werden, ob dieselbe zum Bestehen, oder zur Erhaltung des Ansehens, der Burschenschaft, als solcher, erforderlich sey. Im Bejahungsalle sind, wenn der Vorschlag (gemäß §. 78.) angenommen ist, auch die gegen die Ausgabe Stimmenden zahlungspflichtig; im Verneinungsalle aber sind sie es nicht; doch bleibt alsdann der Beitrag der Zustimmungden

von der Burschenschaftsklasse gesondert und wird diesen besonders verrechnet.

4. Fällung und Aufhebung eines Urtheils.

§. 88.

Der gehörig zusammenberufenen Burschenschaft steht ausschließlich das Recht zu:

1°. Die Strafe des Verrufes, des Ausschlusses, und Amtentsetzung zu verhängen;

2°. Ein vom Vorstande, Ehrengerichte, oder den Wächtern gefälltes Urtheil, gegen welches Berufung auf die Burschenschaft Statt gefunden hat, aufzuheben oder zu bestätigen oder zu verändern;

3°. Eine, durch früheres Urtheil verhängte, Strafe wieder aufzuheben.

§. 89.

Sind die Untersuchungen über einen Fall, in welchem eine der §. 88. 1°. angegebenen Strafen verhängt werden könnte, vom Vorstande gehörig eingeleitet, dann wird ein Mitglied desselben von ihm beauftragt, der versammelten Burschenschaft Bericht darüber zu erstatten.

§. 90.

Der beauftragte Vorsteher trägt den Inhalt der Anklage, die Antworten des Angeklagten, und die Beweismittel vollständig, und ohne

Beifügung seiner eigenen Meinung, vor, worauf der Sprecher die Hauptpunkte angiebt, auf deren Erörterung und Entscheidung es ankomme. —

§. 91.

Dem Angeklagten ist es nunmehr freigestellt, seine Rechtfertigung persönlich oder durch einen Beauftragten aus der Burschenschaft vorzutragen, so wie auf die, gegen dieselben vorgebrachten Bemerkungen zu erwiedern.

§. 92.

Werden von keiner Seite mehr neue Gründe für oder gegen vorgebracht, dann schließt der Sprecher die Verhandlung, stellt unter Zuziehung des 1ten und 2ten Schreibers die zu entscheidenden Fragen auf, macht sie bekannt und läßt die Klassen zur Abstimmung schreiten.

§. 93.

Ankläger, Vertheidiger, Zeugen oder sonstige Betheiligte stimmen nicht mit, sondern deren Anzahl wird bey Berechnung der Stimmen von der Zahl der B. Mitglieder abgezogen.

§. 94.

Der Sprecher macht das Ergebniß der Abstimmung bekannt, verliest die sich auf den fraglichen Fall beziehenden Bestimmungen des Burschenbrauchs, und spricht das Urtheil aus, welches in das Verhandlungs-Buch eingetragen und von sämmtlichen Vorstehern unterzeichnet wird. —

§. 95.

Die sechs vorhergehenden §§. (89. — 95.) finden auch in dem Falle ihre Anwendung, als die Burschenschaft über Grund oder Ungrund einer Berufung auf dieselbe zu urtheilen hat. —

§. 96.

Jedes Mitglied kann auf oder ohne Ersuchen des Bestraften den Antrag zur Aufhebung des Strafurtheils machen, über welchen die allgemeine Versammlung gemäß §. 78. und 79. abstimmt. —

5. Festsetzung der Verhältnisse nach Außen.

§. 97.

Nur der gehörig berufenen Burschenschaft steht das Recht zu:

1°. Verträge mit Burschenvereinen anderer Hochschulen zu schließen;

2°. Das Verhältniß zu bestimmen, in welchem die Burschenschaft zu Mitgliedern von Burschenverbindungen, welche sich neben ihr auf derselben Hochschule vorfinden, oder bilden möchten, stehen soll;

3°. Im Falle die Burschenschaft, als solche, oder einzelne B. Mitglieder von Nichtmitgliedern derselben angegriffen werden, die Weise der Wiedervergeltung zu bestimmen.

§. 98.

Zu §. 97. 1^o. Die Burschenschaft schließt nur mit solchen Burschenvereinen Verträge, welche im Wesentlichen mit ihr dieselbe Verfassung haben, und zwar erst nachdem der Vorstand diese geprüft und ein Gutachten darüber in der allgemeinen Versammlung vorgetragen hat.

§. 99.

Die Burschenschaft kann keine Verbindung von Studirenden, welche sich neben ihr auf derselben Hochschule bilden möchte, als Burschen-Verein anerkennen. 9

§. 100.

Zu §. 97. 3^o. Bevor die Wiedervergeltung eintreten kann, ist das angeklagte Nichtmitglied einzuladen, sich vor dem Verstande zu rechtfertigen; worauf dieser der versammelten Burschenschaft berichtet, ob und warum das Nichtmitglied sich zu rechtfertigen geweigert, oder welche Rechtfertigung dasselbe vorgebracht hat. 10

9. Durch eine solche Anerkennung würde die Burschenschaft sich selbst widersprechen. Da diese nämlich den Zweck haben muß, alle Studirende unter einem Gesetze zu vereinigen, damit Frieden und Ordnung möglich, Ehre und Freiheit und Recht wirklich werden, — so kann sie eine stattfindende Trennung nicht durch Anerkennung beseitigen wollen.

10. Es versteht sich, daß die Wiedervergeltung nicht sowohl darin bestehen kann, den Angriff zu erwies

B. Klassen-Versammlung.

§. 101.

Klassenversammlungen können gehalten werden:

1^o Zur sicheren und schnellen Bekanntmachung solcher Gegenstände, über welche keine Abstimmung Statt findet, oder über welche in der nächsten allgemeinen Versammlung verhandelt werden soll;

2^o Zur Abstimmung über Gegenstände, welche in der allgemeinen Versammlung (§. 75.) schon vorgetragen und verhandelt, aber noch nicht durch Abstimmung erledigt sind, — oder welche keiner allgemeinen Besprechung und Berathung bedürfen.

§. 102.

Die Mitglieder jeder Klasse haben unter sich über eine Geldstrafe übereinzukommen, welche der, nicht zur anberaumten Zeit, und der, ohne sich entschuldigt zu haben, gar nicht Kommennde dem Vorsteher und dieser dem Rechner

bern, als vielmehr die nothwendigen Folgen des darin enthaltenen Unrechtes festzusetzen; wie z. B. der Betrüger nicht wieder betrogen, sondern ihm nur das Vertrauen und die Achtung bis zur merklichen Besserung desselben, oder auf gewisse Zeit, entzogen werden soll. —

zu überliefern hat. Uebrigens findet der §. 74. auch hier seine Anwendung.

(Die Obliegenheiten der Vorsteher in der Klassenversammlung s. §. 49.)

C. Sitzung des Vorstandes.

1. Allgemeine Bestimmungen.

§. 103.

Zur Erledigung der laufenden Geschäfte hält der Vorstand von 14 zu 14 Tagen zu einer, bey Uebernahme der Ausführung, verabredeten Stunde eine Sitzung, zu welcher es von Seiten des Sprechers keiner besonderen Berufung bedarf.

§. 104.

Genügen die ordentlichen Sitzungen nicht, dann hat der Sprecher, so wie in sonstigen dringenden Fällen jedes B. Mitglied das Recht, den Vorstand zusammen zu berufen.

§. 105.

Damit eine Zusammenkunft der Vorsteher als Vorstand's-Versammlung gelte, müssen sämtliche Vorsteher gehödig berufen und wenigstens zwey Dritttheile derselben gegenwärtig seyn.

§. 106.

Während der Ferien genügen zur Fassung provisorischer Beschlüsse, oder zur Wahrnehmung

unaufschiebbarer Geschäfte, daß fünf Vorsteher versammelt seien, in deren Ermangelung die Stellvertreter derselben, im äußersten Falle auch die Wächter eintreten können. —

§. 107.

Das Strafgehd für Verspätung oder Versäumnis haben die Vorsteher in ihrer ersten Sitzung zu verabreden und im betreffenden Falle dem Rechner einzuhandeln.

§. 108.

Ein Vorsteher, welcher verhindert ist, der Sitzung beizuwohnen, muß dieses einem anderen Vorsteher, oder schriftlich dem Sprecher, anzeigen, und die Wichtigkeit der Verhinderung in der nächsten Sitzung auf Verlangen der anderen Vorsteher mit dem Ehrenworte bekräftigen.

§. 109.

Für den verhinderten Sprecher tritt sein Stellvertreter (§. 46.), für den ersten Schreiber der zweite Schreiber ein.

§. 110.

Uebertragung der Stimme findet, wenn ein Mitglied des Vorstandes verhindert ist, nicht Statt.

§. 111.

Muß ein Vorsteher vor dem Schlusse des amtlichen Vierteljahres sein Amt niederlegen, dann rückt einer der fünf Stellvertreter ein;

doch wird, wenn der abgehende Vorsleher Sprecher, oder dessen Stellvertreter, oder einer der beiden Schreiber war, eine neue Wahl desselben im Vorstande vorgenommen.

§. 112.

Bei den vorzunehmenden Wahlen wird geheim und schriftlich abgestimmt; bei Stimmengleichheit entscheidet das Loos.

§. 113.

Jeder Bursche hat das Recht, selbst in der Sitzung des Vorstandes zu erscheinen, um dasjenige vorzutragen, was der Berathung oder Entscheidung desselben angehört; doch muß zur Vermeidung der Unordnung und Störung der Sprecher zuvor davon benachrichtigt werden.

§. 114.

In den Verhandlungen entscheidet die einfache Mehrheit der Stimmen; bei Gleichheit derselben geht die Meinung, welcher der Sprecher beigetreten ist, vor.

§. 115.

Vor dem Schlusse jeder Sitzung wird der Eintrag ins Verhandlungsbuch vom ersten Schreiber verlesen, und nach dessen Genehmigung von diesem und dem Sprecher unterzeichnet.

§. 116.

Die schriftlichen Arbeiten, welche der zweite Schreiber im Namen der Burschenschaft anzufertigen hat, und von dieser, oder zu Folge

ihrer Bevollmächtigung, vom Vorstande genehmigt worden sind, müssen von sämmtlichen Vorstehern unter der ausdrücklichen Formel: „im Namen der Burschenschaft,“ unterzeichnet werden.

§. 117.

Eine Beleidigung, die zwischen den Vorstehern während der Sitzung vorkommen sollte, muß sogleich zurückgenommen, der Beleidiger, der die Zurücknahme verweigern würde, vom Vorstande in derselben Sitzung seines Amtes provisorisch entsetzt, und der Vorfall der Burschenschaft zur Entscheidung angezeigt werden.

(Die Obliegenheiten des Sprechers im Vorstand s. §. 51.)

2. Besondere Verwaltungs- Angelegenheiten.

§. 118.

Der Vorstand ist berechtigt, über folgende Gegenstände Beschlüsse ohne weitere Genehmigung der Burschenschaft zu fassen:

1^o Ueber Ankauf und Ausbesserung der unentbehrlichen Geräthe, und namentlich der Schreibmaterialien, des Burschenschaftssiegels, des Archiv- und des Kassen-Schalters, und des Festschmuckes;

2^o Ueber Aufertigung von Abschriften, wel-

che nicht von den Schreibern besorgt werden könnten;

3^o. Ueber Miethe des Fechtbodens, Turnplatzes und eines Versammlungsortes, über deren Lage jedoch die Burschenschaft in allgemeiner Versammlung entscheidet;

4^o. Ueber die bey Festlichkeiten zu beobachtende Ordnung und die Wahl der dabey zu versehenen Ehrenämter, das der Ehrenträger ausgenommen. (§. 238.)

3. Richterliche Gewalt des Vorstandes.

§. 119.

Dem Vorstand ist die richterliche Gewalt übertragen:

In allen Fällen, in welchen die Strafe des Verweises auf die erwiesene Handlung oder Unterlassung gesetzt ist, die im Burschenbrauch ausdrücklich ausgenommenen Fälle jedoch nicht mit einbegriffen.

§. 120.

Zur Fällung eines Urtheils ist eine Stimmenmehrheit von zwey Drittheilen der beizigenden Vörsicher erforderlich; erreicht die Stimmenmehrheit nicht diese Anzahl, dann sind noch die fünf Stellvertreter zuzuziehen, wo dann die einfache Stimmenmehrheit entscheidet.

§. 121.

In allen Fällen, welche nicht im §. 119. befaßt sind, und in welchen nicht schon das Ehrengericht oder die Wache die vollständige Vorbereitung (Instruction) zum Urtheil getroffen, liegt diese dem Vorstande ob, worüber die Ordnung des gerichtlichen Verfahrens das Nöthige verfügt.

D. Ehrengericht.

§. 122.

Das Ehrengericht ist der Verein der fünf Vorsitzer, welcher Kraft der Wahl (§. 41. bis 46.) der Burschenschaft bey vorfallenden Beleidigungen oder sogenannten Ehrensachen, in welchen einer der Betheiligten oder beide B. Mitglieder sind, die Pflicht, die Vermittlung zu versuchen, und das Recht hat, ein die B. Mitglieder bindendes Urtheil zu fällen.

1. Allgemeine Bestimmungen in Betreff der Beleidigungen.

§. 123.

Eine Beleidigung ist, wenn ein ehrenwerther Bursche einem anderen ehrenwerthen eine Geringschätzung auf irgend eine Art zu erkennen giebt. Werden jedoch dritte, deren Ehre ein Bursche, heiliger oder zarter Verhältnisse wegen, als seine eigene, zu vertheidigen die an-

erkannte Pflicht hat, beleidigt, dann ist diese Beleidigung, als ihm selbst zugefügt, zu betrachten. -

§. 124.

Der durch ein Urtheil der Burschenschaft als nichtehrenwerth Bezeichnete kann nicht beleidigen, noch beleidigt werden, "sondern nur ein Recht verletzen, und im Recht verletzt werden, welches beides nicht vor das Ehrengericht, sondern vor den gesammten Vorstand zu bringen und zu untersuchen ist.

§. 125.

Zweifelt der Geringsgeschätzte, ob der Andere ihm wesentlich die Geringschätzung zeigt, und will diesen nicht selbst darüber zur Rede stellen, dann darf die Anfrage nur durch Vermittlung des Ehrengerichtes geschehen. (§. 139.)

§. 126.

Der zuerst sich beleidigt Glaubende darf

1. Das erste nicht, weil die Ehre eines Burschen, wenn gleich sie nur noch erst vorausgesetzt ist, nicht angegriffen fern kann durch einen solchen, der in Beziehung auf sich die Voraussetzung der Ehrenhaftigkeit gerthet hat, mithin Nichts übrig behalten hat, womit er die Ehre des Anderen wahrhaft verletzen und anstreifen könnte. Das Andere nicht, weil, wo keine Ehre vorhanden, auch keine angegriffen seyn kann. -

die ihm bezeugte Geringschätzung nicht durch eine gleiche oder größere selbstbeliebige Geringschätzung erwidern ¹² (§. 163. 7^o.) sondern muß entweder den Vorfall selbst dem Ehrengerichte anzeigen, oder dadurch, daß er den Anderen für „dumm“ erklärt, den begonnenen Streit für den Augenblick enden, und hiermit zugleich Jenem die Nöthigung auslegen, den Vorfall selbst dem Ehrengerichte anzuzeigen. Im ersten Falle wird der Anzeigende als Beleidigter, im letzteren Falle aber der Dummgenannte in den Gesetz-Bestimmungen als der Beleidigte betrachtet.

§. 127.

In beiden, §. 126. bezeichneten Fällen muß (§. 188. 5^o.) die Anzeige an das Ehrengericht binnen zwey Tagen geschehen, welcher Zeitraum, wenn beide Betheiligte auf der Hochschule anwesend, vom Tage der Beleidigung, wenn sie

12. So lange nämlich entweder die erste Geringschätzung nicht durch das Urtheil partheilosser Dritter für gerechtfertigt oder ungerechtfertigt erklärt werden ist, oder der zuerst Beleidigte nicht durch das erlaubte „dumm,“ die Geringschätzung vor der Hand von sich abgewandt hat, steht die Ehre des Geringschätzten in Zweifel, und hiermit ist ihm auch bis zur Entscheidung die Abtheilung den Anderen zu beleidigen, entnommen. (Siehe Anmerk. 11.)

abwesend sind, vom Tage der Ankunft des zuletzt Zurückgekommenen, anfängt. —

§. 128.

Nach Verlauf der gesetzlichen Frist (§. 127.), — Entschuldigungen, über deren Wichtigkeit das Ehrengericht entscheidet, abgerechnet, — hat sowohl der zuerst Beleidigte, als der Dummgenannte das Recht verloren, des betreffenden Verfalls halber gegen den Anderen Klage vor dem Ehrengericht zu führen. —

§. 129.

Derjenige, welchem eine unverkennbare Geringschätzung widerfahren ist, oder der Dummgenannte, welcher die vorgeschriebene Anzeige zu machen versäumt, kann von jedem ehrenwerthen Burschen binnen Monatsfrist, vom Tage der Beleidigung an, dem Vorstande zur Untersuchung und von diesem der Burschenschaft zur Bestrafung nach §. 163. 7^c, angezeigt werden. Ist während dieser Zeit keine Untersuchung veranlaßt worden, dann ist die Beleidigung als verloschen zu betrachten.

§. 130.

Als *Renommage*¹³ zu betrachten ist:

1. Jede schlechthin willkürliche, d. h. von Seiten des Beleidigten mit seinem Wissen und

13. Dieses Wort, welches deutsch nur schwach mit *Windbeutel* oder *Nahmsüchtelei* zu über-

Willen nicht veranlasste, Beleidigung, und namentlich wird folgendes, als solche angesehen:

1^o Die Wiederholung dessen, was ein Anderer sich verboten hatte, sofern diesem das Recht zukam, sich solches zu verbitten;

2^o Die Besignahme eines Vortheils, den ein Anderer schon belegt (d. h. in Anspruch genommen) hatte;

3^o Alles Stoßen, Treten u. s. w. das nicht abgebeten wird;

4^o Alle Beleidigung auf eine abgebetene.

II. Ist als Renommage zu betrachten: Jede Beleidigung von Einem gegen Mehrere zugleich, so wie von Mehreren zugleich gegen Einen. —

2. Thätigkeit des Ehrengerichtes.

§. 131.

Die allgemeinen Obliegenheiten des Vorsitzers im Ehrengerichte sind dieselben, wie die des Sprechers im Vorlande, welche im §. 51. 2^o und 3^o angegeben sind.

§. 132.

Dem Schreiber des Ehrengerichtes liegt ob:
Die

sehen wäre, man auch deshalb unüberlegt bleiben, weil die Renommage, als bloß auf den Stein, auf falsche Ehre ruhend, ihrer Natur nach ein Fremdling in deutschen Landen seyn sollte.

Die Verhandlungen summarisch in das Gerichtsbuch einzutragen, dasselbe vor dem Schlusse der Sitzung von allen Ehrenrichtern unterzeichnen zu lassen, dasselbe in Gewahrsam zu halten, und wenn es gänzlich beschrieben ist, in das Archiv niederzulegen. --

§. 133.

Zur Fassung eines Beschlusses ist einfache Stimmenmehrheit, zur Fällung eines Urtheils aber eine Mehrheit von vier Stimmen erforderlich. Können die Ehrenrichter sich nicht zu dieser Mehrheit vereinigen, dann wird, unter Zuziehung zweier Stellvertreter, nochmals berathen, wo alsdann die einfache Mehrheit entscheidet. --

§. 134.

Der Ehrenrichter, welchem die Anzeige einer vorgefallenen Beleidigung gemacht worden ist, hat die Obliegenheit:

- 1°. Sich genau nach den einzelnen Umständen der Beleidigung zu erkundigen;
- 2°. Den vier anderen Ehrenrichtern Ort und Zeit der Zusammenkunft anzuberaumen;
- 3°. Nöthigenfalls einen der Streitenden oder Beide vorzuladen. (§. 191. II. 6.)

§. 135.

(Zu §. 134. 1°) Jedes Burschenschafts-Mitglied ist verpflichtet, die an dasselbe, von einem Ehrenrichter in Bezug auf eine vorge-

fallene Beleidigung, gerichtliche Fragen der Wahrheit gemäß und ohne Verschweigung der ihm etwa nachtheiligen Umstände zu beantworten. (§. 191. II. 7.)

§. 136.

(Zu §. 134. 2^o.) Der Ehrenrichter, welchem die Anzeige geschehen, darf mit der Zusammenberufung des Ehrengerichtes in keinem Falle über 24 Stunden, und, wenn Gefahr bey dem Verzuge ist, gar nicht zögern. Er ist deshalb der Burschenschaft verantwortlich, welche nach Befinden straft.

§. 137.

Die Ehrenrichter müssen sämmtlich gegenwärtig seyn, bevor die Sitzung eröffnet werden könne; während der Ferien jedoch ist die Gegenwart von drey derselben hinreichend, deren Stelle selbst im Nothfalle andere Vorsteher vertreten können.

§. 138.

Ist einer der Ehrenrichter entschuldigt, oder bleibt ohne Entschuldigung eine Viertelstunde über die anberaumte Zeit aus, dann muß einer der fünf Stellvertreter zugerufen werden; über die Wichtigkeit der Verhinderung aber kann das Ehrengericht diesem das Ehrenwort zuschieben. Kann er dieses nicht abgeben, oder hat er sich gar nicht entschuldigt, dann ist den Wächtern davon Anzeige zu machen.

§. 139.

Sind fünf Ehrenrichter versammelt, dann eröffnet der Vorsitzer die Verhandlung, und der Ehrenrichter, welchen die Anzeige des Vorfalles gemacht worden, berichtet über denselben, worauf einem oder mehreren Mitgliedern des Ehrengerichtes, oder nöthigenfalls einem oder mehreren anderen B. Mitgliedern, der Versuch zur gütlichen Ausgleichung der Betheiligten aufzutragen ist. —

§. 140.

Wird ein Vermittler von einem der beiden Entzweiten, oder einer von diesen von einem Vermittler während, oder in der Ausführung des Vermittlungsversuches beleidigt, dann ist unzerzüglich den Wächtern Anzeige davon zu machen, welche den Vorfall untersuchen und der versammelten Burschenschaft zur Entscheidung vorzulegen haben. (§. 191. I. 3^o.)

§. 141.

Gelingt die Ausgleichung, dann sind die Ehrenrichter zur strengen Verschwiegenheit über den Vorfall verpflichtet, es sey denn, daß beide Theile sie ausdrücklich von dieser Pflicht entbinden. —

§. 142.

Ist der Beleidiger bereit, die Beleidigung zurückzunehmen, — dann muß der Be-

leidigte sich hieran genügen lassen, oder aus der Burschenschaft austreten; es sey denn

1°. Wenn er die Beleidigung für Anom-
mage erklärt, in welchem Falle er auf die Ent-
scheidung des Ehrengerichtes und die Bestrafung
des Beleidigers antragen kann; oder

2°. Wenn er sich über die Weise der Zu-
rücknahme der Beleidigung mit dem Beleidiger
nicht vereinigen kann, worüber alsdann das
Ehrengericht zu entscheiden hat; — oder

3°. Wenn der Beleidiger die Beleidigung
auf die Weise zurücknimmt, daß er erklärt,
„sich derselben nicht erinnern zu können, da er
„betrunken gewesen sey;“ — in welchem Falle
der Beleidiger sowohl jene Erklärung in Frage
stellen, als auch bloß auf den Verweis wegen
der Beleidigung in jenem Zustande antragen
kann. —

§. 143.

In den drey im vorhergehenden §. ange-
gebenen Fällen, so wie, wenn der Beleidiger
die Beleidigung nicht zurücknehmen will, mithin
die gütliche Ausgleichung nicht Statt finden
kann, — wird das Ehrengericht von den Ver-
mittlern wieder zusammenberufen und die Be-
theiligten werden vorgeladen.

§. 144.

Das Ehrengericht hat nach den Umständen
zu entscheiden, ob beide Theile zugleich, oder

einer nach dem anderen vor ihm erscheinen sollen.

§. 145.

Die Betheiligten müssen alle, den fraglichen Gegenstand betreffenden, und in nothwendiger Beziehung mit demselben stehenden, Fragen der Ehrenrichter beantworten, und zwar nachdem sie auf die Wahrhaftigkeit der Beantwortung ihr Ehrenwort abgegeben haben.

§. 146.

Ist die Erörterung des Gegenstandes beendet, dann treten die Ehrenrichter ab und haben zu entscheiden:

I. Ueber die Beleidigung und zwar:

1°. Ob überhaupt eine solche vorhanden sey, nach den Bestimmungen der §§. 123. 124.;

2°. Ob die Aeußerung, durch welche der Beleidigte seine Ehre verletzt hält, ihrem Inhalte nach gegründet oder ungegründet sey;

3°. Ob die Beleidigung der Form nach, als dem freien Burschen ziemend, zu betrachten sey;

4°. Ob die ungegründete Aeußerung von Seiten des Beleidigers auf Mißverständnis oder Irrthum beruhe, oder durch den Beleidigten veranlaßt oder als Renommance (nach §. 130.) zu betrachten sey.

II. Ueber die Weise der Aufhebung der Beleidigung, und zwar:

1°. In Beziehung auf den Beleidigten und Dritte, um die Beleidigung Wissende, über die, so zu nennende, Ehren = Genug = thuung, nämlich darüber, wo man, und mit welchen Worten, die Beleidigung zurückgenommen oder abgebeten werden muß, sofern die Entzweiten, nach erfolgter Entscheidung über die Beleidigung, selbst sich nicht darüber vereinigen können;

2°. In Beziehung auf das Recht, über die, dem Burschenbrauch gemäß, dem Beleidiger allenfalls aufzulegende Strafe, dieses jedoch mit Berücksichtigung des §. 88: 1°.

§. 147.

Bei der, im vorhergehenden §. dem Ehrengericht im Allgemeinen aufgetragenen Pflicht, jede unvermittelte Beleidigung zu schlichten, ist demselben zugleich die möglichste Schonung des Zartgefühls der Entzweiten zur Pflicht gemacht, so wie die Beobachtung der im Folgenden enthaltenen näheren Bestimmungen. ¹⁴

14. Diese Bestimmungen können den Gegenstand nicht erschöpfen, und können es nicht wollen. Dem Urtheile von fünf Burschen, welchen die Gesamtheit durch die Wahl ihr Vertrauen bewiesen hat, bleibt mit Zug das Mehrste überlassen.

§. 148.

Beruhet die Aeußerung des Beleidigers, ihrem Inhalte nach, auf einer strafbaren Handlung des Beleidigten, dann sind zwey Fälle zu unterscheiden: 1^o. Wenn über die Handlung schon ein Urtheil der Pürschenschaft Statt gefunden hat, dann ist der Beleidigte als durch die Strafe gereinigt zu betrachten, und der Beleidiger zu dieser Auerkenntniß anzuhalten und nach Befinden mit dem Verweis zu strafen. — 2^o. Ist noch kein Urtheil über die Handlung vorhanden, dann ist der Beleidiger zur Anklage derselben binnen drey Tagen, oder zum Widerruf anzuhalten.

§. 149.

Ueber die Frage: „ob die dem Inhalte nach „nichtbeleidigende Aeußerung durch Ton oder „Gehörde beleidigend gewesen sey,“ kann nur der Beleidigte (jedoch gemäß §. 145.) entscheiden; erklärt der Beleidiger dagegen, daß er nicht habe beleidigen wollen, dann muß diese Erklärung dem Beleidigten genügen.

§. 150.

Als ungeziemend ist namentlich: 1^o. jedes Schelt- und Schimpfswort; 2^o. jedes über die ganze Persönlichkeit aburtheilende, geringschätzende Beiwort zu betrachten. 15. Bei-

15. Schimpf- und Scheltworte, die dem Pöbel, der außer den Fäusten keine andere Waffen besitzt, als

derley Aeußerungen müssen in allen Fällen abgeleget werden, und von dem Inhalte derselben und den begleitenden Umständen (siehe u. a. §. 191. I. 2^o.) hängt es ab, ob das Ehrengericht nur auf Verweis bey dem Vorstande, oder auf schärfere Bestrafung bey der Burschenschaft anzutragen für nothwendig erachtet.

§. 151.

Ergiebt sich, daß die beleidigende Aeußerung auf Mißverständniß oder Irrthum von Seiten des Beleidigers beruhte, dann ist derselbe nur zur deshalbigen Erklärung gegen den Beleidigten verpflichtet; doch hat der letztere, wenn die Beleidigung in Gegenwart Dritter

Herzenerleichterungen verzeihlich sind, entgegen zu setzen einen Stand, der mit vernünftigen Bedenken und Gründen zu kämpfen berufen ist. Die im §. bezeichneten Beiräthe aber streifen an Reue, in dem sowohl der Beweis derselben unmöglich ist, als es die größte Eitelkeit und Annahme kund giebt, wenn ein zur Selbstbildung Berufener über die ganze Persönlichkeit seines Gegenstandes zu urtheilen sich vermißt. Ueberdies ist ein solches Urtheil nothwendig immer eine Lüge, da es das sich stets entwickelnde, nach unendlich vielen Seiten gerichtete, alles Herrlichen empfängliche Wesen eines Menschen zu einem Stehenden und Einseitigen, und das schlechthin Unendliche zu einem schlechthin Beschränkten, herabsetzt.

vorgefallen ist, das Recht zu verlangen, daß jene Erklärung denselben mitgetheilt werde.

§. 152.

Ist die Beleidigung durch zweideutige Reden, oder auf sonstige Weise durch den Beleidigten selbst veranlaßt worden, dann hat das Ehrengericht zu entscheiden, 1^o ob in der Veranlassung eine Absicht, den Anderen zur Beleidigung zu reizen, oder ihn zu verlegen, zu erkennen ist (dies jedoch mit Berücksichtigung des §. 149.), und 2^o in wiefern die darauf erfolgte Beleidigung gerechtfertigt wird.

Ist eine solche Absicht darin nicht zu erkennen, dann muß die darauf gefolgte Beleidigung zurückgenommen werden; ist sie hingegen darin nicht zu verkennen, dann muß die Veranlassung vom Beleidigten durch die geeignete Erklärung aufgehoben, sodann auch die darauf gefolgte Beleidigung zurückgenommen werden. —

§. 153.

Ist eine Beleidigung als Renommage erwiesen, dann muß der Beleidiger dieselbe abhitten, ¹⁶ und vom Ehrengerichte dem Vor-

16. Die Abbitte wird Manchem zu streng scheinen.

Sie ist aber schlechtthin gerecht und deshalb nothwendig; denn der Uebermuth, welcher sich in der Renommage ein Daseyn gegeben hat, kann nur durch Demüthigung aufgehoben werden.

staude angezeigt werden, welcher das Strafgesetz (§§. 191. l. 4^{te} und 194.) in Anwendung zu bringen hat. —

§. 154.

Für die Abbitte kann das Ehrengericht keine andere Worte vorschreiben als folgende: „Der Beleidiger bitte dem Anderen die ihm zugesügte Beleidigung ab.“

§. 155.

Sowohl die Abbitte, als alle sonstigen gegenseitig Statt findende Erklärungen, dürfen nur denjenigen bekannt gemacht werden, welche sie nach Uebereinkunft der Betheiligten, oder nach dem Ausspruche des Ehrengerichtes erfahren sollen.

§. 156.

Hält eine der Partheien sich durch das Urtheil des Ehrengerichtes beeinträchtigt, dann hat dasselbe in allen Fällen das Recht, sich auf das Urtheil der gesamten Burschenschaft zu berufen. Doch muß dieser Einspruch unmittelbar, nachdem der Vorsitzer das Urtheil ausgesprochen hat, eingelegt, und vom Schreiber in das Verhandlungsbuch eingetragen werden. Die Vorbereitung zur Urtheilsfällung der Burschenschaft zu treffen, liegt den Wächtern ob.

§. 157.

Wenn einer der Betheiligten dem zweiten Urtheil der Burschenschaft, oder dem ersten des

Ehrengerichtes, ohne gegen dieses sich auf die Burschenschaft zu berufen, Folge zu leisten weigert, dann ist diese Weigerung ins Verhandlungsbuch einzutragen, der sich Weigernde als aus der Burschenschaft ausgetreten zu betrachten, und im letzteren Falle durch den Vorstand der Burschenschaft Anzeige davon zu machen, welche nach den Umständen des treffenden Verfalls den geschärften Ausschluss über ihn verhängt. (§. 191.)

§. 158.

In Beziehung auf die Gegenparthen des, nach §. 157. Ausgetretenen behält das Urtheil seine volle Kraft; die dem Ausgetretenen darin auferlegte Erklärung ist in Beziehung auf Jenen als vollzogen zu betrachten, und das Urtheil auf sein Verlangen der Burschenschaft bekannt zu machen,

§. 159.

Ist dem Urtheil zu Folge der Austretende der Renommee oder einer sonstigen Verletzung des Rechtes eines B. Mitgliedes überwiesen, dann muß, wenn das in seinem Recht verletzte B. Mitglied darauf anträgt, der Vorsitzer des Ehrengerichtes eine allgemeine Versammlung der Burschenschaft berufen lassen, in welcher über die Weise der Bestrafung des Ausgetretenen zu berathen ist. —

§. 160.

Ist ein A. Mitglied von einem studirenden Nichtmitgliede beleidigt worden, oder dieses von jenem, dann liegt dem Ehrengerichte ob, in allen Fällen seine vermittelnde Thätigkeit zu äußern.¹⁷ Deshalb ist das Kampfgeräthe der strengsten Gewahrsam desselben, und zwar zunächst der des Vorsizers,¹⁷ anvertraut, und jedes B. Mitglied, unter Strafe des Ausschlusses (§. 192. a.) verpflichtet, jeden, mit einem studirenden Nichtmitgliede zu vollziehenden Zweikampf dem Ehrengerichte anzuzeigen. —

§. 161.

Gelingt die Vermittlung des, zwischen dem B. Mitgliede und dem Nichtmitgliede, entstandenen Zwistes nicht, dann kann, wenn das B. Mitglied der Beleidigte ist, die Beleidigung in Beziehung auf die Burschenschaft nur durch ein Urtheil des Ehrengerichtes aufgehoben werden, zu dessen Fällung 1^o. der Beleidiger vorzuladen ist, und 2^o. wenn er nicht erscheint, die durch das Ehrenwort bekräftigte Aussage des Beleidigten als genügend zu betrachten ist.

§. 162.

Will ein B. Mitglied mit einem nach §. 142. oder 157. Ausgetretenen, oder mit einem sen-

¹⁷. Dessen Obliegenheiten in dieser Beziehung sind §. 87. angegeben.

fligen studirenden Nichtmitglieder, nachdem die Vermittlung vergeblich versucht worden, in Zweikampf treten, dann muß das Ehrengericht demselben das Kampfgeräthe verabsolgen lassen, und einen Schiedszeugen (s. §. 201.) erwählen, der über die Befolgung der Kampfordnung zu wachen, und die allenfallsigen Uebertretungen derselben dem Vorstande anzuzeigen hat. —

§. 163:

Außer denen in den vorhergehenden §§. bezeichneten Fällen übt das Ehrengericht noch richterliche Gewalt, indem es zur Abbitte oder zur unbedingten Zurücknahme derjenigen Beleidigungen verurtheilt, welche Statt gefunden:

1^o von einem B. Mitgliede gegen einen Vorsitzer während irgend einer Amtshandlung desselben, den §. 140 angegebenen Fall ausgenommen; (siehe auch §. 194. 1^o)

2^o gegen die durch §§. 199. und 202. für unverletzbar erklärten Personen;

3^o von einem Ehrenrichter gegen den anderen während der Sitzung;

4^o von einer Mehrheit verschiedener B. Mitglieder gegen eine andere solche Mehrheit, namentlich von einer Klasse gegen eine andere, von Stammverwandten gegen andere u. s. w.;

5^o von einer Mehrheit als solcher, gegen einen einzelnen; oder von einem Einzelnen gegen eine Mehrheit, als solche;

6^o von einem Nichtbeleidigten gegen den Beleidiger eines Anderen, als diesen Beleidiger;

7^o von einem Beleidigten gegen den Beleidiger desselben, bevor die erste Beleidigung aufgehoben ist. (§. 126.)

In den, 1^o und 2^o bezeichneten Fällen muß schlechthin Abbitte Statt finden.

E. Wache.

§. 164.

Die Wache, deren Gerichtsbarkeit in den §§. 69. 138. 140. und 156. festgesetzt ist, faßt ihre Entscheidungen nach einfacher Stimmen-Mehrheit. Das gerichtliche Verfahren derselben ist durch dieselbe Ordnung, wie das des Vorstandes, bestimmt. —

III.

Besondere Ordnungen der Wurf- senschaft.

A. Ordnung des gerichtlichen Verfahrens.

1. Anklage.

§. 165.

Nur nachdem ein Ankläger aufgetreten ist, verfährt die richterliche Behörde von Amtswegen zur Erörterung der Anklage.

§. 166.

Die Befugniß anzuklagen kommt nur zu:

I. Einem B. Mitgliede, ^{1^o} und zwar nur:

1^o. wenn ein Bursche die Würde des Standes öffentlich verletzt hat;

2^o. wenn den Bestimmungen des Burschensbrauchs zuwider gehandelt worden ist;

II. Einem in Verruf Erklärten, wenn derselbe in einem unverletzlichen Rechte gekränkt worden ist. Dieser kann jedoch nur auf die Bestrafung des Verletzenden antragen.

§. 167.

Wer eine Anklage zu erheben hat, meldet sich deshalb, dem Gegenstande derselben gemäß, entweder bey einem der Vorsteher, welcher ihn auf die nächste Sitzung des Vorstandes vorbescheidet, nöthigenfalls jedoch sogleich eine

13. Es könnte scheinen, als müsse dieses Recht auch Nichtmitgliedern eingeräumt seyn, oder als sey mittelbar alles Unrecht gegen dieselben hierdurch erlaubt. Allein da für die Nichtstudirenden bereits eine zureichende Behörde besteht, und die studirenden Nichtmitglieder eigenwillig auf die Wohlfahrt des Burschenordnes verzichten, indem Keinem der Eintritt in die Burschenschaft verwehrt wird, — so ist hiermit die obige Beschränkung gerechtfertigt.

Sitzung ansagt; oder bey einem der Wächter, welcher die übrigen Wächter zusammenruft. —

§. 168.

Der Ankläger trägt seine Anklage in der Sitzung vor, muß jedoch anhebst die Hauptpunkte derselben schriftlich eingeben, und wenigstens den Verdachtsgrund erweisen, widrigenfalls die Anklage als Verläumdung (187.) zu bestrafen ist.

§. 169.

Ist einer der Richter in der Anklage als Zeuge oder sonstig Betheiligter genannt, oder ist er selbst Ankläger, dann darf er für den betreffenden Fall an den Sitzungen nicht als Richter Theil nehmen.

§. 170.

Erkennt das Gericht eine angebrachte Klage für an sich unzulässig, für durchaus ungegründet, oder für, auf gesetzliche Weise, unbegründbar, dann kann es dieselbe ohne Weiteres abweisen; doch findet von diesem Abweisungsurtheil Berufung auf die Berufungsschenschaft Statt. —

2. Vorladung.

§. 171.

Ist die Anklage nicht vom Gerichte abgewiesen worden (§. 170.), dann müssen der Angeklagte und nöthigenfalls die Zeugen vorgeladen werden.

§. 172.

§. 172.

Erscheinen die Vorgeladenen nicht, dann wird die Vorladung wiederholt, und wenn dieser keine Folge geleistet wird, daß nicht erscheinende B. Mitglied der Burschenschaft zur Verurtheilung (§. 191. II. 6^{te}) angezeigt, ohne daß jedoch das Nichterscheinen eines Vorgeladenen als Beweis gegen denselben anzunehmen sey.

§. 173.

An Nichtmitglieder der Burschenschaft kann die Vorladung nur in der Weise einer Einladung ergehen; nöthigenfalls kann selbst das Gericht eines seiner Mitglieder an dieselben absenden, um sie über den fraglichen Vorfall zu vernehmen. —

§. 174.

Ob der fragliche Gegenstand dem Vorgeladenen noch vor seinem Erscheinen vor dem Gerichte bekannt zu machen sey, hat dieses jedesmal nach den Umständen zu entscheiden.

§. 175.

Der Ankläger sowohl als der Angeklagte müssen persönlich erscheinen; ist einer derselben erweisbar am Selbstkommen verhindert, dann muß die Verhandlung verschoben werden, oder, wenn dieß nicht süglich geschehen kann, der Verhinderte ein B. Mitglied schriftlich oder mündlich über die Weise ihn zu vertreten beauftragen.

3. Beweisführung.

§. 176.

Als Beweismittel gelten Geständniß; Urkunden; was vor dem Gerichte, als solchem, geschehen; und Zeugen.

§. 177.

Ueber den Werth und die Gültigkeit der zwey ersten Beweismittel entscheidet das Gericht; das dritte genannte aber ist als vollgültig anzunehmen.

§. 178.

In Betreff der Zeugen finden folgende nähere Bestimmungen Statt:

- 1^o. Jeder Bursche, wenn er nicht in Veruruf ist, muß als Zeuge angenommen werden;
- 2^o. Der Vorstand entscheidet über die Zulässigkeit eines Nichtburschen als Zeugen, so wie über die gegen Zeugen überhaupt vorgebrachten Einwendungen.

§. 179.

Die Aussagen sind von den Nichtburschen auf allgemeingeltende Weise, von Burschen durch das Ehrenwort zu bekräftigen.

§. 180.

In Betreff des Ehrenwortes ist hier überhaupt Folgendes festgesetzt:

Das Ehrenwort jedes, nicht in Veruruf stehenden Burschen, sey es vor dem Senate oder sonstiger Staatsbehörde, sey es einem Burschen

oder Nichtburschen gegeben, ist als heilig und unverbrüchlich zu betrachten. (§. 188.)

§. 181.

In Beziehung auf das gerichtliche Verfahren treten jedoch folgende nähere Bestimmungen über das Ehrenwort ein:

1°. Der Ankläger kann, wenn die Anklage die Ehre eines Burschen in Zweifel setzt, durch sein abzulegendes Ehrenwort allein keinen Beweis führen, es sey denn, daß dasselbe ihm vom Beklagten zugeschoben worden, oder daß ein Vorsteher über etwas Klage führt, was er selbst in dem ihm anvertrauten Geschäftskreise wahrgenommen hat.

2°. Ein vor dem Gerichte unaufgefordert abgelegtes Ehrenwort ist vom Vorsteher in jedem Falle als schlechthin nicht gegeben zu erklären.

3°. Ist für eine Behauptung schon einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, dann ist es dem Ermessen des Gerichtes überlassen, einem der Betheiligten, wenn er Bursche ist, das Ehrenwort über den fraglichen Gegenstand abzunehmen. —

4°. Verweigertes Ehrenwort, wenn dasselbe von Richteramtswegen geschnädig gefordert worden, gilt als Beweis gegen den Verweigernden. —

5°. Bei allen Beschuldigungen der Verletzung des Ehrenwortes sind der Entscheidung

der Burschenschaft immer folgende Fragen gesondert vorzulegen: 1^o. Ob das gegebene Ehrenwort in der That in der Folge gebrochen, oder ob das auf Ehre Versicherte schon im Augenblicke der Versicherung unwahr gewesen sey? 2^o. Ob im ersten Falle das Ehrenwort wirklich gebrochen, oder ob im zweiten Falle es wirklich falsch gegeben worden sey. —

4. Rechtsmittel gegen gefällte Urtheile.

§. 182.

Gegen jedes erste Urtheil findet das Rechtsmittel der Berufung Statt, und zwar:

1^o. Auf die gesammte Burschenschaft gegen die vom Ehrengericht, Vorstand oder den Wächtern gefällten Urtheile zur Wiederholung der ganzen Untersuchung;

2^o. Gegen die von der gesammten Burschenschaft gefällten Urtheile auf sie selbst zur nochmaligen Prüfung der Untersuchung. —

§. 183.

Die Berufung muß, den §. 156. angegebenen Fall ausgenommen, binnen drei Tagen, vom Tage an gerechnet, an welchem das Urtheil dem Betheiligten bekannt gemacht worden, bey dem Sprecher der Burschenschaft eingelegt werden. —

5. Gerichtsbuch.

§. 184.

Die Unkosten der, bey den gerichtlichen Verhandlungen geführten, Gerichtsbücher und sonstiger dabey etwa veranlaßten Schreibereien, werden aus der Burschenschaftskasse bestritten. Die Bestimmungen des §. 67. finden hierbey ihre Anwendung.

B. Straf-Ordnung.

1. Allgemeine Bestimmungen.

§. 185.

Die Strafen, welche die Burschenschaft, nach vorhergegangener gesetzmäßiger Untersuchung über ihre Mitglieder verhängen kann, sind:

1^o. Der Berruf, durch welchen folgende Rechte benommen werden:

- a. das Recht des Umgangs mit den B. Mitgliedern;
- b. das Recht der Theilnahme an den allgemeinen Burschenangelegenheiten;
- c. das Recht der unbedingten Glaubwürdigkeit des auf Ehre Versicherten;
- d. das Recht, Ehrengenugthnung auf die im Burschenbrauch vorgeschriebene, oder auf die herkömmliche Weise, zu fordern;
- e. die dem Burschenschaftsmitglied, als solchem, zustehenden Rechte.

Die Dauer dieser Strafe ist in jedem einzelnen Falle von der Burschenschaft selbst zu bestimmen. —

2^o. Der Ausschluß, und zwar:

- a. der geschärste; durch welchen das Recht des Umgangs mit den B. Mitgliedern und die dem B. Mitglied, als solchem, zustehenden Rechte; und
- b. der ungeschärste; durch welchen bloß die letztgenannten Rechte benommen werden.

Die Dauer des Ausschlusses ist in allen Fällen, in denen der Burschenbrauch dieselbe nicht festgesetzt hat, von der Burschenschaft nach Maßgabe der Umstände zu bestimmen.

3^o. Die Amtentsetzung; durch welche das, einem B. Mitgliede von der Burschenschaft aufgetragene Amt demselben entnommen wird.

4^o. Der Verweis; durch welchen eine Handlung, Unterlassung, oder Aeußerung eines B. Mitgliedes; in dessen Gegenwart vom Vorstande oder den Wächtern mündlich gerügt wird.

5^o. Geldstrafen, welche von der Burschenschaft vorläufig festgesetzt, oder von Einzelnen Mitgliedern derselben für sich verabredet sind. —

§. 186.

Bei allen Straf-Urtheilen müssen bei Bestimmung der Dauer der Strafe, nicht aber bei

der Strafart selbst, sowohl die Milderungs-, als die Schärfungsgründe berücksichtigt werden.

§. 187.

Jede Verläumdung zieht, wenn nicht Abbitte dafür Statt findet, die Strafe nach sich, welche auf der schuldgegebenen Thatfache haftet.

2. Vom Verruf.

§. 188.

Die Strafe des Verrufs trifft überhaupt den, welcher sich als ehrlos erwiesen; namentlich denjenigen:

1^o. Der Etwas diebischer Weise entwendet, oder zu entwenden versucht, oder welcher, ihm von der Burschenschaft anvertraute, Gelder oder Geräthe veruntreuet hat;

2^o. Der einen Meineid begeht, oder wesentlich ein falsches Zeugniß oder Ehrenwort ablegt, oder ein gegebenes Ehrenwort bricht; ¹⁹

3^o. Der in einer öffentlichen Verhandlung Etwas absichtlich falsch niederschreibt, oder mit Stimmzetteln Unterschleif treibt;

19. Es versteht sich, daß wenn äußerliche Umstände, die der Willensmacht des durch Ehrenwort Gebundenen nicht unterworfen sind, die Erfüllung des Wortes verhindern, das Ehrenwort alsdann nicht als vom Verpflichteten gebrochen zu betrachten ist. —

4° Der einem Burschen thätliche Beleidigungen nach ruhig überlegtem und gefaßtem Entschlusse zußügt oder androht;

5° Der eine, seine Ehre in Zweifel setzende Beleidigung nicht gemäß §. 126. u. 127. von sich abwendet;

6° Der im Zweikampfe vorsätzlich slicht.

§. 189.

Verletzt der Verrufene ein M. Mitglied auf irgend eine Weise, dann muß der gewöhnlichen Staatsbehörde Anzeige davon gemacht werden.

§. 190.

Ist die, durch das Urtheil der Burschenschaft etwa festgesetzte Dauer des Verrufes verfloßen, dann muß der Verurtheilte, wenn er wieder in die Burschenschaft treten will, sich von neuem, gemäß §. 21. f., in Versuchlag bringen lassen, ohne daß hierbey die bestrafte Handlung seiner Wieder-Aufnahme entgegen gesetzt werden könnte. —

3. Vom Ausschuß.

§. 191.

Der geschärteste Ausschuß trifft überhaupt denjenigen, der wissentlich einer Bestimmung des

20. Die gerechte Beurtheilung eines solchen Vergehens hängt zu sehr von den besonderen Umständen ab, als daß hierüber nähere Bestimmungen angegeben werden könnten.

Burschenbrouchß zuwider gehandelt, oder einem Beschluß der Burschenschaft oder des Vorstandes Folge zu leisten sich weigert, sofern er durch jenes Zuwiderhandeln oder diese Weigerung, die Gesammtheit oder ein einzelnes M. Mitglied wesentlich verletzt, oder die Aufhebung der Verletzung dadurch mit Wissen verhindert wird, (§. 157.) — (besondete im Burschenbrauch vorgesehene Fälle ausgenommen);

Namentlich trifft er denjenigen

I. Auf sechs Monate:

1°. Der einen Burschen in der ersten Hülfe des begonnenen Streites thätliche Beleidigungen zufügt oder androht;

2°. Der gegen einen Burschen ein Schimpfwort ausflößt, welches denselben als eine Sache bezeichnet;

3°. Der einen Vermittler beleidigt (§. 140.);

4°. Der zum dritten Mal vom Ehrengerichte der Renommage, oder der Beleidigung im Zustande der Trunkenheit, überwiesen worden.

II. Auf einen Monat:

1°. Der vor dem vorgeschriebenen Ausruf (§. 194. 5°) im Zweikampfe aushaut;

2°. Der nach zweimaligem Verweis vom Umgange mit einem Verrufenen oder geschärft Ausgeschlossenen nicht abläßt;

3° Der das, ihm anvertraute, Vorsteher-Amt ohne zureichenden Grund aufgibt;

4° Der auf den Nothruf eines Burschen demselben nicht zu Hülfe eilt;

5° Der die, der Burschenschaftskasse schul-digen Beiträge oder Strafgeelder nach zweymaliger Mahnung nicht entrichtet;

6° Das B. Mitglied, welches nach zweimaliger Vorladung oder Aufforderung vor dem Vorstande, dem Ehrengerichte, den Wächtern, oder der allgemeinen Versammlung zu erscheinen sich weigert (§. 172.);

7° Der dem §. 135. zuwider handelt.

§. 192. a.

Der ungeschärfte Ausschluss trifft überhaupt denjenigen, welcher einer Bestimmung des Burschenbrauchs oder einem Beschlusse der Burschenschaft, die vorgesehenen Fälle ausgenommen, zuwider handelt, oder dieselben nicht anerkennt; namentlich in den Fällen, welche in den §§. 160. 172. und 216. angegeben sind.

§. 192. b.

Ist die festgesetzte Zeit des Ausschlusses vorüber, dann hat der Ausgeschlossene, der wieder die Burschenschaftsrechte in Anspruch nehmen will, dieses nur dem Sprecher zu erklären, der seinen Wiedereintritt der Burschenschaft auf die gewöhnliche Weise bekannt macht. Geschieht

jene Erklärung aber nicht binnen 14 Tagen, vom letzten Tage des Ausschlusses an gerechnet, dann bedarf es einer neuen Aufnahme.

4. Amt : Entsetzung. .

§. 193.

Die Amtsentsetzung kann als Folge von Fehlern oder Nachlässigkeiten, welche sich ein Vorsteher in Bezug auf das ihm anvertraute Amt zu Schulden kommen läßt, — muß aber namentlich in allen Fällen, in welchen ein Amtsführer die ihm, vom Burschenbrauch (§. 50. 6^o. §. 54. 1^o. §. 58. §. 69. 2^o. §. 141. und 155.) auferlegte Verschwiegenheit verletzt haben sollte, — so wie in dem §. 117. vorgesehenen Falle, — versügt werden.

5. Verweis.

§. 194.

Der Verweis findet überhaupt in den Fällen Statt, in denen ein B. Mitglied offenbar nur aus Unbesonnenheit und Unachtsamkeit der bestehenden Ordnung zuwider gehandelt hat; als solche strafbare Aeußerungen des Leichtsinns müssen namentlich betrachtet werden:

1^o Die in den §§. 37. 57. 61. 74. 148. 163. 1^o. 206. und 235. bezeichneten Geschwrigkeiten;

2^o Jede Renommage, wenn das B. Mitglied nicht schon zweimal wegen derselben mit

dem Verweis bestraft worden, und wenn die damit verübte Beleidigung nicht mit einer schweren Strafe belegt ist;

3^o Eine in der Trunkenheit verübte Beleidigung, wenn dieselbe nicht schon zweimal erwiesen worden;

4^o Wenn ohne Noth: „Bursche heraus,“ gerufen wird;

5^o Der Umgang mit einem Verurtheilten oder geschärft Ausgeschlossenen, wenn der Vorstand noch nicht zum zweiten Mal deshalb den Verweis ertheilt hat.

§. 195.

Dem Ermessen des betreffenden Gerichtes ist es überlassen, ob der Verweis in voller Sitzung oder durch zwei Beauftragte desselben ertheilt werden soll.

§. 196.

Der Verweis wird im Namen der Burschenschaft ausgesprochen, weshalb in der Weise der Ertheilung desselben die Würde der Gesamtheit von den Ertheilenden immer in besonderem Betracht gehalten werden muß.

6. Geldstrafen.

§. 197.

Die Geldstrafen treten nur in den Fällen, welche ausdrücklich im Burschenbrauch bezeichnet sind, ein; sie dürfen nie anders als zum Vertheil der Burschenschaftskasse erhoben werden. —

C. Zweikampf : Ordnung.

§. 193.

Wenn ein Mitglied der Burschenschaft mit einem aus derselben Ausgetretenen oder sonstigem studirenden Nichtmitgliede, nachdem die Vermittlung durch das Ehrengericht nicht gelungen ist (§. 162.), in den Zweikampf treten will, dann müssen, in Beziehung auf denselben, die Bestimmungen der hier nachfolgenden Ordnung beobachtet werden. ²¹

21. Es scheint allerdings, als sey eine solche Ordnung ihrem Gegenstande widersprechend; da eintheils die Nöthigkeiten des Zweikampfs doch nothwendig von beiden Kämpfern verabredet, oder doch beiden genehm seyn sollen, es aber zufällig sey, ob die hier festgesetzten den Nichtmitgliedern der Burschenschaft belieben; andererseits, wie im Allgemeinen Thelle bemerkt worden, ein Kampfertrug als Schande bezeichnet, die Burschenschaft jedoch durch jene aufzustellende Kampfordnung denselben zu billigen scheine. — Allein gegen das Erste ist zu bemerken: daß die Mitglieder einer Gesamtheit sich mit allem Euz über Formen verabreden können, unter welchen allein sie gegen Fremde in Verhältniß treten wollen, und daß, wenn die Formen schon vor dem Streit den Nichtmitgliedern bekannt gemacht sind, diesen ja die Einsprache bei der Gesamtheit nicht versagt seyn kann; da denn die Mehrzahl der Stimmen, damit überhaupt entschieden werde, über jene For-

§. 199.

Ist der Beleidiger nicht unmittelbar nach der Beleidigung gefordert worden, dann kann die Forderung später nur mehr in den 24 Stunden nach dem fehlgeschlagenen Vermittlungsversuch, und zwar nur durch einen Dritten vorgenommen werden. Diesen Auftrag kann jeder ehrenwerthe Bursche von derselben Hochschule übernehmen, und dieser ist in Bezug auf die Forderung als unverletzliche Person zu betrachten. — (§. 163. 2^e.)

men bestimmen wird. — Gegen das Andere aber ist zu bemerken, — daß, da die Burschenschaft nicht in der Luft schwebt, noch Isolatoren für dieselbe erfunden sind, sie auf das außer ihr noch Bestehende Rücksicht nehmen muß, wo denn, da, wie hier, Wille unüberwindlich dem Willen ohne drittes Vermittelndes gegenüber steht, es nicht darauf ankommt, daß ein Wille streng nur das Formell-Nöthliche wolle, sondern daß zwischen zwei Uebeln das Kleinste gewählt werde, wie dies namentlich hier der Fall ist. Denn nicht steht es in der Macht der Burschenschaft, den Zweikampf mit Nichtmilitairen zu verhindern: sie hat daher nur die Wahl, entweder den Zufall, die Wille-Lüthe, die Leidenschaft u. s. w., so wie ein leicht ankommendes Herkommen im Zweikampfe ungehört schalten zu lassen, oder ein unvermeidliches Uebel durch Vorsichtsmaßregeln zu beschränken, — etwa: die Knospcken einzukimpfen, um die edlen Platten abzuwehren. —

§. 200.

Ist die Forderung angenommen, dann muß der Zweikampf binnen zwei Tagen, vom Tage des fehlgeschlagenen Vermittlungsversuches an gerechnet vollzogen werden, ausgenommen:

1^o. Wenn die Betheiligten eine andere Zeit verabredet haben;

2^o. Wenn einer der Betheiligten eine Verhinderung beweist, oder noch kein halbes Jahr Bursche ist, oder noch kein halbes Jahr auf der Hochschule, auf welcher der Zweikampf auf den Hieb gebräuchlich ist; in den zwey letzteren Fällen müssen fünf Wochen zum Hauerlernen zugestanden werden; — (vgl. §. 231.)

3^o. Wenn einer der Betheiligten mehrere Zweikämpfe zu gleicher Zeit zu beendigen hätte, in welchem Falle ihm für jeden derselben 8 Tage, unaufhebbare Verhinderungen ausgenommen, angerechnet werden.

§. 201.

Jeder der Betheiligten muß sich einen Beistehrer (Secundanten) und einen Kampfzeugen wählen; doch darf zu jenen und diesen, so wie zum Schiedszeugen, welchen das Ehrengericht ernennt (§. 162.), nur ein ehrenwerther Bursche von derselben Hochschule, der schon ein halbes Jahr Bursche ist, beauftragt werden.

§. 202.

Die Beisitzer und Zeugen sind auf ihre Ehre zur Beobachtung und Aufrechthaltung der Kampfordnung, daher zur schärfsten Aufmerksamkeit auf den Kampf, so wie zur unpartheiischen Mittheilung der darüber gemachten Beobachtungen, wenn sie befragt werden, verpflichtet; während ihren Verrichtungen aber als unverletzbar anzusehen. — (§. 163. 2^o)

§. 203.

Der Geforderte bestellt den Arzt, ohne welchen kein Zweikampf Statt finden darf; bestimmt Ort und Stunde des Zweikampfs; darf aber, ohne Zustimmung des Gegners, keinen, weiter als zwei Stunden von der Hochschule entfernten, Ort zu demselben wählen; — und muß durch seinen Beisitzer die Bestimmung des Orts und der Stunde wenigstens einen Tag vor dem Zweikampfe dem Beisitzer des Beleidigten (nämlich des Forderers) anzeigen lassen.

§. 204.

Außer den genannten Theilnehmern des Zweikampfs, darf jeder Kämpfer selbst nur einen Zuschauer mitbringen; alle Uebrigen, die sich zubrängen, müssen von den Beisitzern entfernt werden.

§. 205.

§. 205.

Außer den zwey Kämpfern dürfen keine der Gegenwärtigen unter einander einen Zweikampf vorhaben.

§. 206.

In der Stadt ist Jeder nur eine Viertelstunde, außerhalb derselben nur eine Stunde auf den Gegner zu warten verpflichtet. War derselbe verhindert, dann wird eine andere Zeit festgesetzt; eben so, wenn keine rechtliche Verhinderung ihn abhielt; doch erhält im letzteren Falle das B. Mitglied vom Vorstande einen Verweis.

§. 207.

Gekämpft darf nur werden auf den Hieb mit gewöhnlichen Schlägern, deren Klingen nur zwischen 32 und 33 Zoll nürnbergischer Werkmaas lang seyn dürfen.

§. 208.

Für die richtige Zurückerlieferung des Kampfgeräthes an das Ehrengericht ist der Beisitzer des B. Mitgliedes verantwortlich.

§. 209.

Die Beisitzer haben für die gehörige Bekleidung der Kämpfer zu sorgen, diese gegenseitig zu untersuchen und darauf zu bestehen, daß:

1^o Der Kopf mit gewöhnlichem Filzhut bedeckt,

2^o. der Hals mit Tüchern beliebig verwahrt,

3^o. das Hemd am rechten Arm bis zur Hälfte des Oberarms aufgestreift, und der Unterarm bis zwei Finger breit über dem Ellenbogen-Gelenke mit seidenen Tüchern verbunden,

4^o. der Oberleib ohne Hosenträger, mit nichts als dem Feinwandhemde, der Unterleib bis unter den Brustknochen mit der Leibbinde, bedeckt sey.

§. 210.

Der Stand der Kämpfer muß in Betreff des Lichtes und des Bodens, überhaupt an Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten gleich seyn. Wo dies nicht thunlich ist, hat der zuerst Kommende das Recht, sich eine Stelle zu wählen; doch muß kein großer Ungleichheit nach jedem Gang gewechselt werden.

§. 211.

Die Kampf-Grenze (die Mensur) wird bestimmt durch einen starken Ausfall des Weislers des Geforderten nach der Brust des anderen Weislers.

§. 212.

Auf die linke Seite des Kämpfers stellt sich sein Weisler, und der des Forderers (des Beszibigten) legt sich mit dem Rapier über die Klinge des Geforderten so vor, daß das

Einhauen gehindert wird. Hauen die Kämpfer links, dann stehen die Beisitzer auf der rechten Seite.

§. 213.

Die Auslage der Kämpfer ist ihrem Gutdünken überlassen, so wie die Art des Hauens und des Abwendens. Doch ist das Stechen schlechthin verboten (s. §. 188. 6^o); als solches aber kann nicht betrachtet werden weder das Verhalten oder die Auslage in Secunden-Parade, noch das Aufrennen des Gegners.

§. 214.

Sind die Kämpfer bereit, dann ist Folgendes zu beobachten:

1^o. Der Beisitzer des Beleidigten fordert zum Auslegen auf mit den Worten: „Legt aus!“

2^o. Der Beisitzer des Beleidigers zum Klingenbinden mit: „Bindet die Klingen!“

3^o. Der Beisitzer des Beleidigten ruft endlich: „Los!“ und bey diesem Ruf tritt jeder Beisitzer hinter den Kämpfer, mit dem Korb des Kappiers auf dessen Schullern, die Spitze senkrecht.

§. 215.

Mit dem Ausruf darf jeder hauen, doch darf bey dem ersten Hieb nicht eingesprungen werden. Der Gang, bey welchem dies geschieht,

ist für nichtig zu erklären. Der auf diese Weise Einspringende erhält das erste Mal einen Verweis vom Beisitzer des Gegners. Geschieht es zum anderen Mal, dann hat dieser das Recht, den Kampf aufzuhalten und dem Vorstand zur Bestrafung desselben Anzeige davon zu machen, so wie, wenn einer der Beisitzer nach vorhergegangener Warnung zum zweiten Male einen Hieb auffängt.

§. 216.

Wird ein Kämpfer von seinem Gegner, ohne unmittelbare körperliche Berührung, hinter die Kampfgrenze zurück getrieben, so daß der Gegner auf dieselbe zu stehen kommt, dann ist der Kampf beendet und jenen trifft die Strafe des §. 192. a.

§. 217.

Mehr als 12 Gänge dürfen nicht gemacht werden; nach 6 Gängen kann Genugthuung genommen werden.

§. 218.

Wird der Geforderte verwundet, dann muß Genugthuung genommen werden; wenn aber der Forderer, dann kann dieser noch die fehlenden Gänge bis zu 12 weiter schlagen; es sey denn, daß der Arzt erklärt, daß der Verwundete nicht weiter kämpfen darf. Durch eine zweite Verwundung des Forderers ist der Kampf aber jedesmal beendet.

§. 219.

Als Verwundung wird jede Hiebwunde über der Hüfte, welche klappt und blutet, wenn sie auf dem Kampfsplatze dafür erklärt ist, betrachtet. In streitigen Fällen entscheidet Mehrheit der Stimmen, welche die zwey Kampf- und der eine Schiedszeuge hierüber abzugeben haben. Ob eine Wunde Hieb oder Stich sey, entscheidet im Zweifel der Arzt.

§. 220.

Nach jedem Gang untersuchen die Beisitzer den Gegner; doch darf dieß nur auf dem Kampfsplatze selbst geschehen.

§. 221.

Gründe zum Haltrufen der Beisitzer sind:

- 1°. Wenn ein Hieb den Gegner getroffen hat;
- 2°. Wenn eine Klinge abspringt oder krumm wird;
- 3°. Wenn etwas am Schläger zerbricht;
- 4°. Wenn ein Kämpfer sich in den Boden festhaut oder beim Ausfall hinstürzt;
- 5°. Wenn etwas im Anzuge des Kämpfers in Unordnung geräth;
- 6°. Wenn einer der Kämpfer sichtbar müde wird.

Nicht aber darf der Helfer Halt rufen zum bloßen Nachtheil seines Gegners.

§. 222.

Fällt ein Verstoß gegen die Kampfordnung vor, so ist es Pflicht der Zeugen, hierauf aufmerksam zu machen, nöthigenfalls die Fortsetzung des Kampfes bis zur Entscheidung des Vorstandes zu hindern.

§. 223.

Bei Zweikämpfen mit Nichtstudirenden bleibt die nähere Einrichtung der Verabredung überlassen.

D. Fecht-Ordnung. 22

§. 224.

Im Anfange jedes Halbjahres werden in Klassenversammlungen drey Stunden für jeden der sechs Werkstage zu gemeinsamen Fechtübungen, und eine Geldstrafe für die Ordnungswidrigkeiten und Versäumnisse ausgemittelt. (§. 64. 1^o.)

§. 225.

Jedes B. Mitglied ist verbunden, an diesen

22. Die Aufstellung einer Ordnung für das Turnen oder sonstige Übung kann deshalb der Verabredung der einzelnen B. Mitglieder überlassen bleiben, weil künftighin die Ankömmlinge auf den hohen Schulen wohl zum größten Theil schon geübte Turner seyn werden, die Waffenübungen — aber sogleich erst auf den Hochschulen beginnen können.

Übungen Theil zu nehmen, und zwar im ersten Halbjahre des Studiums auf einer Hochschule viermal wöchentlich, späterhin zum wenigsten zweimal.

§. 226.

Ueber die Tristigkeit der Gründe, den Fechtlübungen gar nicht, oder weniger oft, als im vorhergehenden §. vorgeschrieben ist, beizuwohnen, entscheiden die drey Fechtordner, von deren Ausspruch jedoch Berufung auf die Wächter gestattet ist.

§. 227.

Als zureichender Grund, die Fechtlübungen weniger oft zu besuchen, muß das Unterrichts nehmen bey einem Fechtmeister angenommen werden; doch muß in diesem Falle die gemeinsame Fechtlübung einmal wöchentlich besucht werden.

§. 228.

Jedes B. Mitglied ist verbunden:

1^o Eine der, nach §. 224. festgesetzten, Stunden, in welcher es den Fechtboden, gemäß §§. 225. 226. 227. besuchen will, seinem Vorsteher zu bezeichnen:

2^o Zum Zeichen, daß er in dieser Stunde sich gelübt habe, am Ende derselben vom gegenwärtigen Fechtordner eine, von demselben bezeichnete Karte zu fordern;

3°. Wenn er verhindert ist, dem Fechtorbner den Verhinderungsgrund mitzutheilen; und wenn dieser von demselben zureichend befunden wird, eine Karte von ihm zu fordern;

4°. Am Ende jedes Monats seinem Vorsteher die erforderliche Zahl Karten, und, in deren Ermangelung, die festgesetzten Geldstrafen einzuhandigen. (§. 5. 64.)

§. 229.

Jedes B. Mitglied kann auch in einer anderen, von ihm nicht erwählten, Uebungsstunde sich auf dem Fechtboden üben; doch dürfen diejenigen, welche diese Stunde für ihre vorgeschriebenen Uebungen bezeichnet haben, in denselben nicht von ihm gehindert werden.

§. 230.

Die jedem B. Mitgliede zugehörigen Fechteräthschaffen, namentlich das Kappier, der Handschuh und der Hut, müssen, wenn derselbe sie auf dem Fechtboden aufbewahren will, mit seinem Namen bezeichnet und mit einem Hängeschloß befestigt seyn.

§. 231.

Hat ein B. Mitglied im ersten halben Jahre seines Aufenthaltes auf der Hochschule keinen Bekannten unter den übrigen B. Mitgliedern; der ihn im Fechten unterrichten könnte; dann haben die Fechtorbner ihm einen der geübtesten

zum Einüben zuzuweisen, welcher bey dem Unterricht folgende Ordnung zu beobachten hat:

In der ersten und zweiten Woche übt er den Anfänger in einfachen Hieben und Paraden; in der dritten in Finten und Paraden dagegen; in der vierten in doppelten Finten und Appellhieben; in der fünften in Appellhieben mit Finten, Durchgehen, Vor- und Nachhauen. —

§. 232.

Bei den sonstigen Fechtübungen haben die Fechtorbner darauf zu achten:

1^o. Daß die Fechtenden mit dem Fechthute bedeckt seyen;

2^o. Daß schulgerecht gehauen werde;

3^o. Daß Fechtende, welche in Affect gegen einander gerathen sollten, ihre Uebungen für den Augenblick unterbrechen; —

4^o. Daß in jeder der besuchtesten Stunden einige Gänge mit Beistehern gemacht werden.

§. 233.

Den Fechtorbner ist in Allem, was die Fechtübungen und die Ordnung auf dem Fechtboden betrifft, Folge zu leisten. Die Widerspenstigen können von denselben mit der, gemäß §. 224, verabredeten Geldstrafe belegt, nöthigenfalls dem Vorstande zur schärferen Bestra-

sung angezeigt werden. Von der Belegung mit einer Geldstrafe findet jedoch Berufung auf die Richter Statt.

§. 234.

Die Fechterordner haben unter sich eine Uebereinkunft zu treffen, damit in jeder der täglichen drei gemeinsamen Übungsstunden einer derselben gegenwärtig sey.

§. 235.

Ist weder ein Fechterordner, noch ein von ihm ernannter Stellvertreter, in der ihm angewiesenen Stunde gegenwärtig, dann hat jedes B. Mitglied das Recht, bey den Wächtern auf einen Verweis desselben anzutragen. —

§. 236.

Die Fechterordner haben sich aus den §. 40. 5^o. den Klassenvorstehern vorgeschriebenen Listen ein alphabetisches Verzeichniß aller derjenigen zu fertigen, welche den Fechtübungen beywohnen wollen, und dabey zu bemerken, wie oft und in welcher Stunde jeder derselben kommen muß. Dieses Verzeichniß wird auf dem Fechtboden angeheftet. —

F. Fest-Ordnung.

§. 237.

Damit ein Fest, als von der Burschenschaft gehalten, betrachtet werden könne, muß mehr-

als die Hälfte ihrer Mitglieder die Feier desselben beschlossen haben.

§. 238.

Die Anordnung der Festlichkeiten ist im Allgemeinen den Festordnern, nach Rücksprache mit dem Vorstand, überlassen.

§. 239.

Die Anführer der Züge werden von gesammtem Vorstande, die Ehrenträger ²³ von der Burschenschaft gewählt.

§. 240.

Jedes B. Mitglied kann zu einer Ehrenstelle bey einer Burschenschaftsfestlichkeit erwählt werden.

§. 241.

Von 14 zu 14 Tagen wird Samstags Abends ein gewöhnliches, nach den vierteljährigen allgemeinen Versammlungen aber (§. 71.) ein feierliches Lustgelag der Burschenschaft gehalten.

§. 242.

Das gewöhnliche Lustgelag wird um 7 Uhr Abends mit Vorträgen über die allgemeinen Angelegenheiten der Burschenschaft oder mit nothwendigen Mittheilungen an dieselbe eröffnet; doch kann in demselben kein Gesetzworschlag zur

²³ Diejenigen nämlich, welche im Namen der Burschenschaft eine Anrede zu halten haben.

Abstimmung gebracht werden, wenn derselbe nicht 8 Tage vorher auf die geeignete Weise (§. 83.) bekannt gemacht, und demselben die Berufung zur allgemeinen Versammlung beigefügt war, oder wenn diese Berufung nicht am nämlichen Tage Statt gefunden hatte. —

§. 243.

Eine Stunde nach Eröffnung des Lustgelags beginnt der Gesang, und zwar damit, daß die Festordner ein lautes „zur Kunde“ ausrufen, auf welchen Ruf alle Anwesenden sich um die Tische herum lagern müssen.

§. 244.

Zu Vorstehern bey dem Gesang sind vorzugsweise die geübtesten Sänger von den Festordnern zu erwählen; doch kann jeder Bursche sich für ein Lied zum Vorsingen bei denselben melden, die denen, welche sich zuerst gemeldet haben, den Vorzug einzuräumen haben.

§. 245.

Sind die Vorsänger an ihren Stellen, dann gebieten sie Schweigen und eröffnen den Gesang. Erst nach dem von ihnen gegebenen Zeichen dürfen die andern Gegenwärtigen mit einstimmen, so wie übrigens, so lange der Gesang dauert, keiner der Anwesenden weder sprechen, noch von seiner Stelle aufstehen, noch auf sonstige Weise die Ordnung stören darf.

§. 246.

Derjenige, welcher den Gesang auf irgend eine Weise stört, wird zum ersten und zum zweiten Male von den Vorsängern oder den Festordnern deshalb gerügt; wer aber an demselben Abende zum dritten Male die Ordnung stört, muß auf seine Kosten seinem Nachbar zur Rechten und seinem Nachbar zur Linken, jedem von Beiden, einen Becher des, bey den Lustgelagen gebräuchlichen, Getränkes kommen lassen, und dieses jedesmal wiederholen, als et noch an demselben Abende die Ordnung stören sollte.

§. 247.

Ob die Ordnung gestört worden sey, ist vom nächsten Vorsänger zu entscheiden, von dessen Entscheidung jedoch Berufung auf die bey, dem Angeschuldigten gegenüber Sitzenden gestattet ist. Als Störung kann auch betrachtet werden, wenn nicht gesungen, sondern geschrien wird.

§. 248.

Erst nachdem die Vorsänger das Lied beendet, die etwaigen Verweise ertheilt und die Strafen auferlegt haben, dürfen dieselben die Erlaubniß zum Aufstehen geben.

§. 249.

Jedem B. Mitgliede steht es frey, ob und wie lange er dem Lustgelage beywohnen, und

welchen Gast er mitbringen will. Auch kann er auf keine Weise zum Trinken genöthigt werden.

§. 250.

Das Feierkleid der B. Mitglieder besteht in einem schwarzen deutschen Rock, schwarzen langen Beinkleidern, Stiefeln und schwarzem Barett mit einer gleichen Feder. Die Vorsteher tragen überdieß eine Binde über der rechten Schulter, welche, wie alles sonstige Schmuckgeräthe der Burschenschaft, scharlachroth und schwarz gestreift ist, zum Zeichen, daß der deutsche Bursche zum Frohsinn und der feurigen Jugendglut, den Ernst und die Würde des Mannes gefellen möge.

Allgemeine Schlußbestimmung des
Burschenbrauchs.

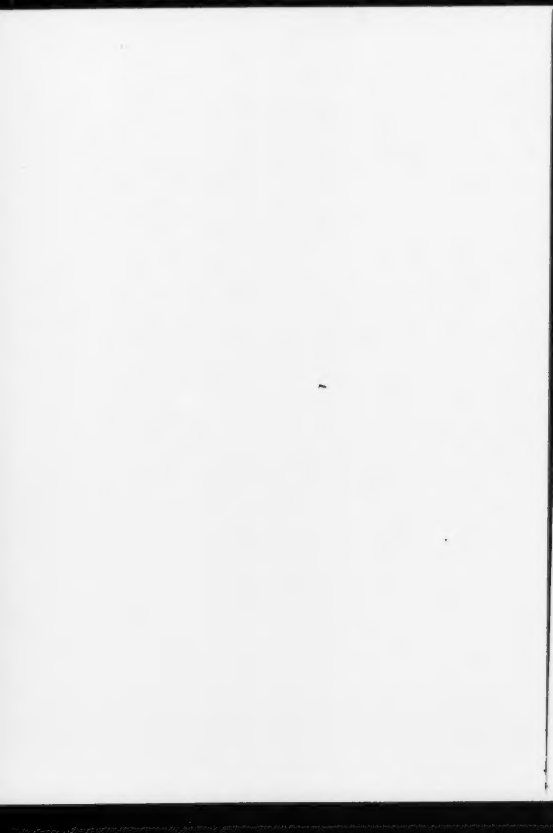
§. 251.

Alle Herkommen und Uebereinkommen, durch welche bisher die Burschenverhältnisse bestimmt und nicht durch gegenwärtigen Burschenbrauch angenommen worden sind, sind für die Burschenschaft als aufgehoben betrachtet.

Folgendes ist vor dem Lesen zu berichtigen:

Seite 6, Zeile 20 von unten, statt nach lies noch

- 34. — 11 — oben, statt andern lies Andern
- 37. — 1 — — zwischen wollten und noch ist wer
der einzuschalten.
- — — 3 — — ist nicht voranzutreiben.
- — — 13 — — nach beschriebene gehört ein Komma.
- 38. — 3 — — statt einem Heß C i n e m
- 49. — 6 — — — aufflaumen I. aufflamme
- 55. — 13 — — nach Geschichte gehört ein Komma
und Querschnitt.
- 68. — 12 — — H. Enthaltung I. Entfaltung
- 67. — 13 — — — kennt — erkennt
- 71. — 4 — — — gestallten — gestaltenden
- 78. — 17 — — — ebenbürtiger — nebenbürtiger
- 81. — 1 — — — einer — seiner
- 102. — 1 — — — erkannte — Erkannte
- 110. — 6 — — vor Awellamys fehlt der
- — — 8 — — nach nämlich — die
- 114. — 19 — — nach dem fällt das Komma weg.
- 124. — 15 — — H. gleichen I. Gleichen
- 132. — 6 — — — die — der
- 139. — 11 — — nach Gemeinde fehlt ein Komma.
- — — 16 — — statt letztere lies Gericht
- 140. — 17 — — — vielaußgedeutete — viel-
ausgedeutete
- 154. — 4 — unten, — jene — jede
- 153. — 1 — — — coraminiren — coraminiren
- 154. — 10 — oben, — coraminirt — coraminirt
- — — 3 — unten, — unvernünftigen — ver-
nünftigen
- 169. — 7 — oben, — um — und
- 174. — 9 — — — innere — immer
- 226. — 9 — — vor Amtentsetzung fehlt der
- 245. — 6 — — statt wo man, lies wo, wann,
- 265. — 12 — — — einen — einem
- 268. — 4 — — — schweren — schwereren



Neorama.

von

Friedrich Wilhelm Carové.

Erste Sammlung.



Neorama.



von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Erster Theil.



Leipzig, 1898.

Verlag von Otto Wigand.

B e i t r ä g e

zur

Litteratur, Philosophie

und

Geschichte.

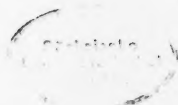
von

Friedrich Wilhelm Carové.



Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.



Inhaltsverzeichnis.

Zur Litteratur.

Seite

1. Frühlingshoffnungen	3
2. Parival	8
3. Hamlet	21
4. Knebel	33
5. Litteraturbriefe an eine Freundin	45
Fr. Müllert	54
Saints-Beuve	68
Bettina	73
Weltpost	83
Eusepold Scherer's Lauenbrevier	89
6. Rückblick auf die schöne Litteratur des Jahres 1835	97
7. Kritische Studien	105

Zur Philosophie.

1. Bruno	122
2. Leibniz	138
3. Swedenborg	143
4. Friedrich von Schlegel	172
5. Karl Christian Friedrich Krause	178
6. Dörstlin	195
7. Zur Philosophie der Geschichte	205

In r e s u m m e.

	Seite
1. Die germanischen Völker	224
2. Der Übergang zum christlichen Leben	229
3. Der Kampf auf die letzten Seiten des alten Rechts	257
4. Übergang vom Mittelalter auf die neuere Zeit	272
5. Deutschland	280
6. Die constitutionelle Monarchie	294
7. Staat und Geschichte der Gegenwart	301

NEORAMA.

Erster Theil.

Beiträge

zur

Litteratur, Philosophie

und

Geschichte

von

Friedrich Wilhelm Carové.



Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1838.

0253.



1.

Zur Literatur.



1.

Poesie.

1.

Frühlingshoffnungen.

Ein neuer Frühling begann für Europa, und durch Europa für die Menschheit, als vor vierhundert Jahren die Buchdruckerkunst erfunden wurde. Sofort folgten Entdeckungen und Erfindungen rasch aufeinander. Die classische Welt, das alte und neue Testament, Ost- und Westindien tauchten aus dichter Nebel auf; Zwingli und Luther eröffneten die Reformation des kirchlichen, Copernikus die des wissenschaftlichen Sonnensystems.

So konnte man das Jahrhundert — etwa von 1436 bis 1535 — als den Frühling einer neuen Zeit begrüßen.

Aber auch diese neue Zeit wurde alt und endigte, — nach harten Kämpfen, mit durchgreifender Zerrissenheit und Verfallung, — um vor ungefähr hundert Jahren — ein Phönix — als neueste Zeit — aus ihrer eigenen Asche zu erstehen.

Und wieder drängten sich nun die mannigfaltigsten und großartigsten Entdeckungen und Erfindungen. Was drei Jahrhunderte zuvor die Buchdruckerkunst, das wurde nun die reißend sich ausbreitende Publi- cistat. Die älteste orientalische Literatur, die besonderen heiligen Schriften aller Zeiten und Völker, und vor allem die allgemeine heilige Schrift in allen Reichen — der Natur, der Kunst, der Wissenschaft und der gesammten Weltgeschichte — wurden entdeckt, erforscht, verglichen, gesichert und geordnet; Harvey und Halley entdeckten den Umlauf des Blutes und der Kometen, Nedmer fand eine neue, — Washington und La Fayette eröffneten die Reformation der politischen Welt.

Und noch immer ist diese neueste Frühlingszeit nicht abgelaufen; denn noch immer hören wir uralte Eisbeden zerpringen, gehoben durch

die Nacht aufquellender Lebensströme; — noch umdonnern und Lamenten, herabgestürzt von den gewaltigen Strahlen der aufsteigenden Sonne; — noch brechen täglich niegesehene Blüten, überraschend vor unsern Augen auf, und inmitten der allgemeinen Auferstehung ertönen neue, wunderbare Lieder fröhlichen Glaubens, überschwellender Liebe und heiliger, hochbegeisterter Hoffnung!

Was aber diese Frühlingszeit von jeder früheren unterscheidet, das ist der überschwängliche Geist, der in ihr waltet, der nicht mehr blos auf eines einzelnen Menschen Haupt oder über eine kleine Schaar von Auserwählten sich herabsenkt, der nicht mehr eines einzelnen Volkes oder einer besondern Kirche Frühling hervocruft. Wie der Sonne Licht die ganze Erde umfluthet, wie zahlloser Gestirne Glanz in aller Menschen Auge strahlt, so ist jetzt ein Geist unendlicher Liebe und allumfassender, aufdurchdringender Wahrheit aufgegangen, der uns den Frühling der ganzen Menschheit verkündigt, der alle Völker der weiten Erde zu einem einzigen großen Friedensfeste ladet. Nicht soll mehr ein Volk in fürchterlicher Anechtschaft schwachen, während seine Ueberwinder den Frühling ihres Lebens feiern. Nicht soll die eigenthümliche Glaubensweise auf ewig den einen Theil des Menschengeschlechtes in den Abgrund stürzen, damit der andere sich ewig seiner eigenen Rettung freue! Erwacht ist in der Menschheit die Erinnerung ihres gemeinsamen, göttlichen Ursprungs; erwacht ist das begeisternde Gefühl ihrer allgemeinen Verbrüderung, die beseligende Zuversicht ihrer gemeinsamen, göttlichen Bestimmung.

Humanität ist das Wort Gottes, das im vorigen Jahrhundert aus gewaltig erregtem Bedürfnis des Friedens mit einem Male in dem haidernden, zerrissenen Europa laut geworden, um von diesem Herde der Bildung aus — als frohe, — ja als die fröhligste Vorstufe — über die ganze Erde verbreitet zu werden. Die Wege, — welche stolze Eroberungslust, gieriger Handelsgeist, beschränkter Fanatismus in alle Welttheile gebahnt, — sie stehen nun offen für rein menschliches Wohlwollen, für allversöhnende Wahrheit, für den Triumphzug allbeglückender Schönheit und Liebe!

Einem uralten Nothos zufolge war Harmonia, die Tochter des gewaltigen Kriegsgottes und der Aphrodite, und Weltordnung ihr Name für den denkenden Menschen, den die bildende Kunst niederknien ließ vor der siebenfältigen Leiter, dem Symbole des göttlichen Einklanges der Sphären. Was hier die Poesie im Bilde dargestellt, das sagte späterhin ein frommer Glaube in die Vorstellung von der Einigung des

Göttlichen und Menschlichen, von der Veröhnung, als der herrlichsten Offenbarung göttlichen Wesens und von der überschwänglichen Freude der Himmlischen über die Rückkehr des verlorenen Sohnes; — er sagte es in die erhabenste aller Weissagungen: daß Gott Alles in Allem sein werde! — Was aber Poesie einst grabt, was der Glaube geschaut, das erkennt nun die Wissenschaft als das Wesen, als die Seele, als den Prüffstein der Wahrheit und im allbeherrschenden Befehl der Harmonia hat sie das heilige Wort des großen Weltäthfels gefunden.

Begriffert von diesem göttlichen Worte hat sie die räthselhaften Bahnen der Gestirne entwirrt, und in den wunderlichen Gestaltungen der mütterlichen Erde eine harmonische Ordnung entdeckt. Gekräftigt durch diese Erkenntniß hat sie von neuem sich zurückgewendet auf die gesammte Vergangenheit und die zahllosen Werke und Thaten der Menschen, und nun auch hier den großen Canon harmonischer Fortschreitungen wahrzunehmen angefangen. Was aber der Wissenschaft in Natur und Geschichte als Gesetz ihres Lebens sich offenbart hat, dies ist jetzt zugleich die eigentliche Seele des Dichtens und Trachtens — und Harmonisirung des gesammten Daseins und Wirkens die höchste Aufgabe, das höchste Ziel aller wahrhaft künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Bestrebungen geworden.

Eben damit ist das höchste Streben dieser Zeit — überhaupt genommen — ein religiöses, indem es auf das wesentliche Band in allem Dasein und Wirken hingerichtet ist. Die Wissenschaft will es als allgemeine Wahrheit erkennen, die Kunst es als Schönheit zur Anschauung bringen; die Eitelkeit will es als das allgemeine Rechte und Gute verwirklichen, die Religion selbst aber in Allem, im Wahren, Schönen, Rechten und Guten den Allgegenwärtigen, Allwaltenden, Alleinigen erkennen, verehren und lieben.

Dies ist der Geist, von welchem Vernunft, Phantasie und Wille ihrer Weiße zu empfangen haben, um in heiligem Rande mit voller Bewissenheit die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen, und es genügt, daß wir das Bewußtsein dieses Zieles und Strebens gewonnen, um mit heiliger Zuversicht der allmählichen Verwirklichung dieses Ideales entgegen zu sehen.

Wir wollen uns daher auch nicht durch heftige Stürme und gewaltiges Schneegestöber, irren lassen, die im Beginne dieses Frühlings — zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche — das erste Grün und die ersten Blüthen bedrohen. Wir wollen uns nicht ängsten, wenn auf kalten Wegen und Stegen noch das dürre Laub des vorigen Jahres zu

unsern Füßen rauscht und Rodergerüche aus aufgethanen Sümpfen uns umgeben. Die Sonne steigt, die Frühlingstüfte wehen, und im Verborgenen webt Verjüngung. Alles strebt dem lichten Tage zu; Alles sehnt sich nach Mittheilung, nach Austausch, nach Gemeinschaft. Wie der Glocke Schall die ganze Gemeinde zu froher Zeit ruft, wie der Sonne Licht auf den Flügeln der Liebe zu den bedürftigen Wandelfternen eilt, so tönt jetzt das befreite Wort in weite Zuhörerkreise, so dringt jetzt das Licht der Wahrheit und des Wohlwollens mit immer beschleunigter Geschwindigkeit zu den eiferntesten Völkern. Und jeder, dessen Stirne von den Strahlen der aufgehenden Sonne berührt, dessen Herz von dem Liebesdrange des neuen Frühlings ergriffen ist, — er möchte Allen seine Gedanken, seine Gefühle mittheilen, weil er im Geiste ahnet, weil er im tiefsten Herzen empfindet, daß nur dasjenige das Wahre, das Rechte, das Schöne und Gute sein kann, dem Alle zustimmen, dem Alle freudig hulldigen müssen, weil Alle dadurch befriedet, erhoben, beseligt werden. Darum ist auch die Freiheit des Wortes die Gewährschaft einer herrlichen Zukunft, weil sie ausgeht von dem heiligen Vertrauen auf die Macht, auf die Unverbrüchlichkeit der göttlichen Wahrheit. Nur der tode Krystall scheut das lebendige Licht; aber alles Leben gedeiht nur an den Strahlen der Sonne. So verdirbt sich nur Selbstsucht und Lüge; aber die Liebe kennt keine Furcht, die Wahrheit fürchtet weder Widerspruch, noch der Sonne andurchdringendes Licht. Warum auch sollten Wahrheit und Liebe sich fürchten? Die Liebe will ja nichts nehmen, sondern nur geben, nur versöhnen, nur befriedigen. Einem jeden läßt sie das Seine, und tilgt nur die Eigensucht, die ihn ausschließt von beglückender Gemeinschaft. Die Wahrheit aber, die allvereinende, ist nur der Gedanke der Liebe, der göttliche Weltplan selbst, der nicht der göttliche wider, wenn er unbefiegbarem Widerspruche begegnen könnte! Und gerade dies ist die höchste Freude des Daseins und Wirkens, daß der Mensch jenen Weltplan immer klarer zu erkennen, an dem erkannten in Freiheit mitzuwirken berufen ist, und daß er sich unsterblich weiß, weil seine Sehnsucht, sein Streben unendlich sind, wie sein göttlicher Beruf.

Wenn dann auch in der großen Epitale der menschheitlichen Entwicklung am Schluß jedes Umlaufs das Bestien des Tages uns entschwinden zu wollen scheint, wenn finstere Wolken die heitere Aussicht in die fernbesitzte Unendlichkeit auf eine Weile trüben oder hemmen — nur um so herrlicher steigt bald wieder die Sonne empor, die Wolken sinken befruchtend zur Erde nieder, und wie ein Phönix erhebt sich aus der Asche der Zweifel und der Besorgniß — der beseligende Glaube an Gott und an Freiheit und Tugend und Unsterblichkeit.

Und wenn dann, wie jetzt, die Muse der Geschichte und das Gedächtniß solcher Auferstehung bewahret, wenn sie, wie eine liebende Mutter, in der längsten Nacht, in dem tiefsten Winter und dem immergrünen Baum des Lebens mit den freundlichen Lichtern des Glaubens, mit den heißen Gaben der Liebe schmückt, — dann kann auch selbst in Nacht und Winter die Freude am Leben und die süße Hoffnung eines künftigen Frühlings nicht mehr erlöschen, und wir schauen mit heiterem Vertrauen dem neuen Weltjahre entgegen, voll der süßen Gewißheit, daß jede Zukunft und nur neue, herrlichere Wunder der göttlichen Weisheit und Liebe offenbaren werde! —

Parcival.

(Leben und Dichten Wolfram's von Eschenbach. Herausgegeben von Sant-Marte. Erster Band. Parcival.

Auch unter dem besondern Titel:

Parcival, Mittergedicht von Wolfram von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt von Sant-Marte. Magdeburg, Verlag der Creutz'schen Buchhandlung. 1836. 8.).

Unstreitig besteht das Höchste des Mittelalters vorzüglich in dem durch Liebe und Treue sich vermittelnden Gegensatz von Natur und Gnade, von heidnischer, durch Kampfesmuth bedingter Selbstverherrlichung und christlicher, durch Selbstopferung bedingter Gottseligkeit. So sind persönliche Begehrtheit und Kampfeslust, Frauendienst und Treue gegen den zeitlichen Herrn, zudöckst aber Frömmigkeit und Ringen nach göttlicher Gnadenerweisung — die Elemente der romantischen Poesie, deren Erzeugnisse sich zunächst dadurch von einander unterscheiden, daß entweder eines dieser Elemente darin vorherrscht, oder sie sich einander mehr oder minder die Schwere halten. Wie nun in den Nibelungen und der Karolingischen Sage die nordische Heldenhaftigkeit, in Tristan und Lancelot die Frauenliebe, in den Leherbüchern auf Maria und die Heiligen die Andacht als vorherrschend erscheinen, so finden diese Elemente in den großen Dichtungen sich innig verschmelzen, welche der Artur- und der Gralsage ihre Entstehung verdanken, und ganz vorzüglich in jener Trilogie, die uns in Iliad, Parcival und Lohengrin aufbewahrt ist. Unter diesen letzteren möchte dann gerade Parcival als das Gedicht auszuzeichnen sein, in welchem Liebe und Treue, Naturkraft und geheimnißvolle göttliche Gnade zu gleichmäßigster Verherrlichung gelangt sind.

Die Trilogie aber, als deren Kern und Krone wir *Parcival* ansehen, ist noch dadurch besonders merkwürdig, daß in ihr mit den angegebenen drei Elementen noch jenes vierte vielfältig verschmolzen, welches sich das ganze Mittelalter hindurch — bis auf die neuere Zeit im Gegensatz gegen das kirchliche Christenthum behauptet hat, eben weil dieses, sich selbst unbewußt, theilweise in demselben wurzelt. Es ist dies kein anderes — als jenes Zauberwesen des Heidenthums, in welchem geheimnißvolle Mächte in das menschliche Leben eingreifen, und in die mannigfaltigsten Conflictte gerathen mit den himmlischen Wesen und der Freiheit und Selbstherrlichkeit des Menschen. —

Näher faßte das Mittelalter die gesammte Weltanschauung als ein einzig grandioses Drama auf, welches, von der Gottheit ausgehend, mit der Schöpfung der Engel, der Natur und des Menschen beginnend, durch den Abfall Luzifer's und seiner Schaaren, durch den Sündenfall der ersten Menschen und die Störung der Naturoordnung zu immer contrastvolleren Verwicklungen hinführt, aber durch Menschwerdung, Opfertod und Auferstehung des Sohnes Gottes zur Peripetie gelangt, und — von dem nun zwischen Christus und Satan hervorgetretenen Gegensatz aus, — der Entscheidung entgegengeht, indem erst die Uebermacht der abgefallenen Engel durch Christus gebrochen wird, dann die Sünde des Menschen durch Gnade und Freiheit bekämpft und künftighin auch die Natur durch völlige Ausseidung des Infernalischen zur ursprünglichen Herrlichkeit von der Gottheit zurückgeführt werden soll.

In dieser Weltanschauung war natürlich Christus das eigentliche Herz des Universum's und in der heiligen Geschichte des Gottmenschen sein zugleich freier und notwendiger Opfertod der geheimnißvolle Born des ewigen Leben. Aus diesem Borne zu schöpfen, unmittelbar Theil zu nehmen an dem Opfer, — sowohl an dessen Darbringung als an dem Dargebrachten selbst, — wurde deshalb der glühendste Wunsch der Gläubigen, und Selbstopferung (Askese) und Theilnahme am Heilopfer (Communion) die Epistole und Diastole des christlichen Lebens.

Nur auf diese Weise eröffnet sich uns das Verständliche für die mysteriöse Dichtung vom heiligen Gral *), welche den Mittelpunkt des heroisch-religiösen Epos *Parcival*'s bildet.

Dieser Gral ist nämlich, worauf schon Höfres im Vorworte zum Lehengrein hingedeutet, ursprünglich jener Weltbecher der altindischen und altperssischen Religionen, welcher den Naturgott als Opfer in sich faßt; er ist, wie es im *Parcival* heißt, jene Schale von Edelstein,

*) Vielleicht abzuleiten von *sang réal* oder *royal*, dem Stamme des Heilandes, welcher der Becher entspricht.

„Wunderkräftig, klar und rein,
Mit Rosen Lapis Crillir.
Durch ihn verbrannt der Peinir
Zu Asche sich; doch diese schafft
Ihm Leben wieder, so daß empor
Aus ihr er steigt mit neuer Kraft,
Und schöner als er war zuvor“ *).

Es ist aber auch der Becher, den Christus den Jüngern zum Abend-
mahl gereicht, und in welchen Joseph von Arimathia das Blut aus der
Seite des Heilandes aufgefacht hat.

„Auf Erden ließen zurück ihn Schaaren,
Die, als von Sünden sie getrinnt,
Zu den Sternen wieder sich aufgeföhren“ **).

Es waren dies die Engelschaaren, die theilnahmslos beim Kampfe
Lucifers gegen Gott geblieben, zur Erde hinab verwiesen worden, des Be-
lles zu pflegen ***).

„Nachmals hat sich ein Bund vereinigt
Von Getauften keusch und rein,
Des heiligen Geistes Hüter zu sein.
Unschuldig ist, und hochgeehrt,
Wer zu dem Gradstuf wird begehrt“ †).

Er selbst, der Geal, erbaute sich einen wundervollen Tempel auf
Montsalvas in Salvatierra (Aragoien), wo, „gesendet von des Höchsten
Hand,“ am heiligen Charfreitag

„eine glänzend weiße Taube schwingt
Vom Himmel sich herab und bringt
Eine Tafel weiß und klein,
Legt sie hin auf den heiligen Stein,
Und schwingt sich himmelan dann wieder“ ††).

Diese Hostie gibt dem Edelsteine die Kraft, daß er „als Trank und
Speise darzugeben“ vermag, was irgend nur „die ritterliche Brüderschaft,“
der Tempelritzen, die zum Dienste des Geales bestellt ist, wünschen
mag, und daß

„dem Menschen kann kein Leid geschehn
Am Tag, da er den Stein gesehn,
Und eine Woche nach der Zeit
Nicht er vom Tode noch befreit.
Wer täglich ihn erblicken kann,

*) Parcival, Ep. 326.

**) Ibid. Ep. 314.

***.) Ibid. Ep. 326.

†) Ibid. Ep. 314.

††) Ibid. Ep. 325 (besser Platte wohl statt Tafel — Hostie?).

Dem, sei es Jungfrau oder Mann,
 Bleibt unverändert Hieb und Haut,
 Die in schönster Blüthe sie ward geklaut,
 Und die zum Grabschick sind gewandt,
 Von Todsünden bleiben sie befreit“ *).

Auf ihm auch ist jedesmal in lichter Schrift zu lesen, wer zu seiner
 Gut und wer zum Königthume über die ganze Hüterschaft erhoben, so wie,
 was sonst in seinem Dienste geschehen soll.

Der erste König aber, den er sich erwähnt, war Titurzel, — einer
 Chronik zufolge, — abstammend von Titurison und Eizabel, eines Kö-
 nigs von Arragienien Tochter. Ihm war zunächst sein Sohn, mit Na-
 men Trimuret, und dann Amfortas, des letzteren ältester Sohn, ge-
 folgt, dessen Schwester Hergelide mit Gamuret, einem Abkömmling
 von Mazadan und einer Fee, den Helden unseres Gedichtes erzeugte.
 Indessen hatte Amfortas nach anderer Minne gestrebt, als das Geseß des
 Grales ihm gestattet **), und war erkrankt —

„auf Idenheuer in Lichedgrin
 Und Licheduff“ —

von einem heidnischen Fürsten, der den Gral erobern wollte, mit vergif-
 tetem Pfeile verwundet worden ***). Von dieser Wunde konnte er
 jedoch, wie auf dem Grale selbst geschrieben stand, nur dadurch geheilt
 werden,

„wenn ein Ritter, des Ortes unbekannt,
 Hinkomm' und frage nach dem Wunde,
 Das dort er reich entfaltet sehe,
 Doch ohne daß es Jemand wage
 Ihn aufzufordern zu der Frage.“

Wie nun Amfortas schwerer Strafe verfallen, weil er „nach untei-
 ner Minne“ geworden (Ep. 327), und, wie er selbst gesteht, der „Hof-
 fact“ nicht fern gelieben und nach Reichtum gestrebt (Ep. 366),
 so ist es Percival, — eigentlich wohl Parsch-fal, was im Arabi-
 schen „der Reine, Aeme, Dumme“ oder Einfältige (im
 besseren Sinne des Wortes) bedeutet, — welcher dem Leidenden Heilung
 zu bringen, aber auch an dessen Stelle des Grales König zu werden erho-
 ben ist, und das Gedicht, welches seinen Namen trägt, ist nichts Anderes,
 als die Lebensgeschichte dieses Gralkönigs, — von seiner Geburt an bis
 zur Vollbringung seines Erlösungswerkes.

Nach etwas weitläufiger Erzählung von Gamurets Kampf-

*) Percival, Ep. 324 und 326.

**) Vergl. ebd. Ep. 327.

***) Ebd. Ep. 332.

und Liebes-Abentheuern, führt der Dichter diesen Helden nach Sarvoleis in Spanien, wo er im Turniere Herzgeleiden, die Königin von Balleis, sich zur Gemadin erkämpfte. Weil er aber, von neuem auf ritterliche Abenteuer ausgezogen, den Tod findet, will Herzgeleide ihr einziges Kind, Parcival, vom Ritterleben entfernt halten, und erzieht ihn in der Wüste von Soltane. Als er indeß zufällig von Artus Kunde empfangen, zieht er, ein unschuldiger Jüngling, hinaus, verwickelt durch seine kindliche Einfalt sich in mancherlei Abenteuer, wird Ritter an Artus Hofe, und erwiebt sich durch seinen Heldennuth die Hand der holden Konduiramur. Nun treibt es ihn, seine Mutter wieder zu sehen; auf dem Wege zu ihr trifft er aber in der Wildniß den kranken König Amfortas, der ihn zum Besuche nach Montsalvas ladet. Obgleich ihm jedoch hier reichlich Veranlassung gegeben wird, jene Frage zu stellen, von welcher des Königs Heilung abhängt, unterläßt er es dennoch, in seiner Einfalt der Lebensregel des weisen Gurnemanz gedenkend, „nicht zuviel zu fragen.“ Wie zur Strafe dafür wird er von Montsalvas ausgeschlossen und in manche Fälschheit verwickelt. Da er sich aber bekennt, „nach des Meisters Lehren“ gethan zu haben, so verläßt er durch sein Mißgeschick in Zweifel an Gott und der Vorsehung, und ruft aus:

„Woh, was ist Gott?

— Der Quell seiner Macht ist aufgeflossen!

Treu dient' ich ihm mit Arm und Beinen,

Doch seine Gnade lehnt mit Schmerzen.

Nun will ich auf den Dicksch ihm sagen:

Hat er Hoß, den will ich tragen.“ (Ep. 129).

Dennoch strebt er unablässig, den Heal wieder zu finden, und in jener verhängnißvollen Frage, von der ihm Kunde geworden, ihr Recht zu thun.

Eingeflechten werden jetzt — allerdings zu lange ablenkend von dem Helden des Gedichtes — die Abenteuer Gawain's, eines tapfern Ritters von des Artus Tafelrunde*). Parcival aber trifft in einem großen Wald auf einen weisen Hüter, der ihm vorwirft, daß er selbst an heiligem Tage — es war gerade Charfreitag — bewaffnet auf Abenteuer herumschweife. Parcival erwidert ihm hierauf:

*) Nur sehr äußerlicher Weise kann er als Repräsentant des weltlichen Ritterthums Parcival, als einem Repräsentanten des geistlichen Ritterthums entgegengesetzt werden, da der Heal selbst, nach dem Parcival so eifrig sucht, fast nur irdische Genüsse und Vorzüge gewährt.

„Wie die Tage sind benannt,
 Das ist mir alles unbekannt.
 Ich diene einem, der heißt Gott,
 In dem ich mit fester Treu' mich drängte,
 Bevor so lächerlichen Spott
 Seine Gunst über mich verhängte: . . .“

Jetzt „nennte er den nur mit Haffe, — der seine Gnaden ihm versagt,
 und ihn mit Sorgen hat beladen!“ (Ep. 309 u. 310).

Hiermit sind wir an den Wendepunkt im Leben Parcial's gelangt;
 denn kaum hat er den Wüßenden verlassen, so gedenkt er, einsam da-
 hincitend — „zum ersten Male — seines Schöpfers,“

„Wie der gewaltig, der das All
 Der Welt durch seine Kraft vollbracht. (Ep. 311).
 Ich — rufe er — Gottes Kraft so hehr,
 Daß Mensch, Gethier und Erd' und Meer
 Sie essen, was, so will auch ich
 Ihm hohen Preis nicht vorzuthalten.
 Auf denn mein Koth und zeige dich,
 Ob Gottes Kräfte in dir wohnen.“ (Ep. 313).

Sofort läßt er dem Koth die Jagel ledig, und bald hat es ihn nach „Zon-
 taene la Salvage“ getragen, wo der „keusche Levezent,“ seiner
 Mutter und des Amfortas Bruder „mit Hasten und Rastren“ rings,

„sich seinem Gotte ganz zu weihen,
 Und daß, den Teufel zu bezwingen,
 Seiner Keuschheit mag gelingen.“ (Ep. 317).

Hier erhält auch Parcial endlich Belehrung über den Gral
 (Ep. 313), nachdem er Levezent seinen sündigen Zweifel an Gottes
 Gerechtigkeit bekant und dieser ihn belehrt:

„Daß immer tren der Mensch soll bleiben
 Mit Dünkel dem, der Hülfe groß,
 Und den zu helfen nie verdreß,
 Bei jedem Leidenherleid;“
 Der sich sogar „so gnadenreich erwiesen,
 Daß seine edle hohe Art
 Um uns zum Menschenbilde ward.“ (Ep. 319).

Doch fügt Levezent auch die Warnung bei, Parciala möge nicht
 „in Einsalt wähnen,“ den Gral je einmal

„zu erringen; denn der heilige Gral
 Bleibt jedem immerdar verloren,
 Den nicht der Himmel selbst erkoren
 Zu seinem Dienst.“ (Ep. 314).

Nachdem nun Parcial auf seines Theim's Reden sich Gott mit ganzem

Herzen wieder zugewendet, scheidet er in Hoffnung, vor Allem den Gral und dann auch sein liebes Weib, Konduiramur, wiederzufinden.

Von neuem wird indeß Gawan's Geschichte wieder aufgenommen, und erst nachdem uns dessen Abenteuer mit der übermüthigen Traurleuse und dem bösen Zauberer Klinchor (des Virgilius von Neapolis Reffen) erzählt, und auch Artus mit seiner Tafelrunde in diese Wälder verflochten, führt der Dichter — nach überlanger Aus Schweifung — wieder den gralsuchenden Percival herbei, und meint:

„Du des Liebes Wendepunkt sind wir gekommen.“ (Sp. 473).

In der That aber naht dasselbe schon dem Schlusse. Gawan's Abenteuer enden friedlich mit verisachem Vermählungsfeße; Percival aber, gemahnt durch

„der Liebe Mäch rings überall
In sein geliebtes süßes Weib“

bricht in die Klage aus:

„Wie rastlos nach dem Gral ich ringe,
So wirft der Kummer seine Schlinge
Mir stets um's Haupt, und Sehnsucht zehrt
In meinem Mark. . .“ (Sp. 506).

Doch faßt er sich wieder und bricht die Kette versuchender Gedanken mit den Worten ab:

„Das Mäch liebt Freud' über die zu verhängen,
Die nach vergänglich' Lust sich drängen!
Freud' all diesen Schaaren mag Gott reichen!
Ich muß von diesen Freuden weichen.“

Drauf wappnet er sich,

— „daß er erldte
Durch neue Noth die alten Nothe,“ (Sp. 508),

verläßt die Liebbeglückten in Artus Lager, trifft alsbald auf einen kampfgelüfteten Ritter, über welchen er durch Gebetes Kraft die Oberhand behält, und durch glückliche Zügung vom letzten Streiche abgehalten, im Begner seinen heidnischen Halbbruder Zeierfiß erkennt, den er dann jubelnd in Artus Lager führt.

Hiermit ist seiner Prüfungen Kette abgelassen, und wie bis jetzt sein Herz

— „nicht konnten schwärzen
Unreinheit, Zagheit, Banketmuth,“ (Sp. 510),

so wird ihm nun der höchste Lohn zu Theil. Auf feierlicher Tafelrunde, die Artus ihm zu Ehren hält, kommt Botschaft von Montsalvas, und Kundie la Sorcière verkündet ihm:

„Weht ihr des hohen Theiles,
 Du Krone menschlichen Heiles!
 Die Inschrift ist gelesen jetzt,
 Die zum Herrn des Graus dich eingeseht.
 Konduitramme, dein süß Gemacht,
 Und Escherangrin soll, dein Sohn,
 Mit dir verbleiben bei dem Graul,
 Und dein Weib theilen deinen Thron.“ (Ep. 538).

Sofort zieht Percival mit Heiresif nach Montsalvas, wo noch Amfortas der Genesung harret, — steht, fest vertrauend hier mit brünstigem Gebet drei Stunden lang,

„zur heiligen Dreieinigkeit,
 — — — daß sich des Armen
 Der Überdummer mög' erdarmen!“

tritt dann „mit gläubigem Sinne“ zum König hin,

Und fragt: „Oheim, was quälet dich?“
 Und, siehe! mit Glanz füllt sich die Halle —
 Und Amfortas — ist genesen. (Ep. 547 f.).

Nun huldigen Alle dem jungen, frommen Helden als des heil. Grales auserkornem Hüter und als „Herrn und König von Terre de Salvas“ (Ep. 548). Er aber eilt alsbald seiner Gemahlin Konduitramur entgegen, die, als sie Kunde von seiner Erwählung zum Könige empfangen, mit ihren beiden Söhnen sich auf den Weg zu ihm begeben. Zuvor jedoch geht Percival zur Klause Trevregent's, der nun zu ihm die inhaltschweren Worte spricht:

„Geheimnißreich wirkt Gottes Hand; —
 — Gott ist Mensch; sein Vater das Wort;
 Gott ist Vater und Sohn zugleich;
 Sein Geist ist großer Hülfe reich!
 Ein größeres Wunder geschah noch nie —
 Als das, da von euch sein Gesicht
 Gott abgewandt in Zorn und Jekt
 Seine ewige Trinität
 In Euch' euch wieder eingeseht
 Durch euer gläubiges Gebet. . .“
 „Es thut mir leid, daß ihr vergebens
 So viele Jahre eures Lebens,
 Geld forschend nach dem Graul geritten;
 Denn nie wird er durch Kampf erlitten“*).

Entlassen mit des frommen Oheims Segen, trifft nun Percival sein Ehegemahl auf dem Plimigol, wo auf dem Schnee drei lichte

* Ep. 549, 550.

Blutstropfen ihm seiner Liebe Wirth einfließen verzaubert. Vereinigt ziehen sie dann ein auf Montsalvas; Heiterkeit empfängt die Taufe, vermählt sich mit Urepanse de Joie, der kruschen Pflegerin und Königin des Grales *), und zieht mit ihr zurück ins Heidenland, das Christenthum dort zu verbreiten. Amfortas aber dient

„... „feci der Schmerzen
... mit kruschem Herzen
Dem Grale ferner, und manchen Streit
Noch steht er zu seiner Herrlichkeit.“ (Sp. 569).

Wohl berichtet dann die Aventüre noch in gedrängter Kürze, wie Lohengrin, vom Gral der Fürstin von Brabant zum Gemahl erkoren, nach wenigen Jahren glücklicher Ehe wieder nach Montsalvas zurück gelehet, weil die Fürstin sich nicht enthalten konnte, eine ihr verbotene Frage an ihn zu stellen; besser aber hat, — wie Wolfram von Eschenbach uns bemerkt, — der Provenzale, Krot, dem er die Sage entliehen, damit geschlossen:

„Die Herzlebens Sohn zum Gral,
Nachdem Amfortas ihn verloren,
Ward, wie's verordnet ward, erkoren.“ (Sp. 579).

Die Gralsage selbst aber, deren Blüthe uns in Parzival erhalten, hat weder in Krot's Gedicht ihren Ursprung, noch findet sie in diesem oder im Lohengrin ihren eigentlichen Schluß.

Wolfram von Eschenbach selbst erzählte (wahrscheinlich Krot hier folgend), daß Alexander **), ein Heide, von Mutter Seite von Salomon, aus altem Israelitengeschlecht herflammend,

„weit älter, als bis zum Schluß uns ward
Die heilige Taufe im Geseht,
Wider des Teufels orte Art
Und der Hölle Feuer,“ (Sp. 313),

zuerst Bescheid gab „von des Grales Heiligkeit und Wunden,“ als er „in den Sternen einmal gelesen, und geheimnißvolle Kunde von ihm gefunden“ (Sp. 314). So weist also das Gedicht in dieser Stelle, — wie sonst auch durch viele arabische Namen, auf den Orient zurück, aus dem der heilige Becher selbst nach Montsalvas gekommen. Erinnerung kann hier nun an die merkwürdige Thatsache werden, daß gegen Ende des 11. Jahrhunderts (im Jahre 1070) ein anderer Jude, Simeon Seth, kaiserlicher Beamter am Hofe von Byzanz, der den Orient bereist, eine fabelhafte Geschichte von Alexander aus dem Persischen in's

*) Sp. 164 und 167.

**) Von Herodot, zum Lohengrin S. VI, aus „Felek danach“ — Plin: metakundiger — abgeleitet.

Griechische übertragen, aus dem sie früher in's Arabische, dann in's Persische übersetzt worden war, und daß demnach wieder ein Jude, der sich hatte taufen lassen, Seth's griechische Uebersetzung in das Lateinische übersetzt, aus dem bald darauf der Stoff in französische Gedichte überging. —

Die Gralsage aber war, wie aus vielen altfranzösischen, heilannischen und deutschen Gedichten und Romanen zu sehen, im Mittelalter sehr verbreitet, und es verdient bemerkt zu werden, daß nächst den Psalmen, die 1457 zu Mainz, und nach Virgil, Lucan, Horaz, Ovid und Tibull, die in den zwei folgenden Jahrhunderten zu Rom zum ersten Male in Druck erschienen, von größeren deutschen Dichtungen Titurcel und Parcial die ersten waren, die durch Gutenberg's unsterbliche Erfindung in einen größeren Lesekreis eingeführt worden. Hand in Hand erschienen sie im Jahr 1477 zu Mainz, — nach Anderen zu Straßburg — zum ersten Male in Druck.

Werkwürdig ist aber auch, daß, wie einer anderweitigen Sage zufolge der Gral schon früh (etwa um das erste Jahrhundert?) der in Verberben versunkenen Christenheit wieder entzündet, und nach dem Orient, und zwar nach Indien, zurückgebracht worden, wo dann Titurcel mehr als 500 Jahre alt gestorben, — eben so die Gralgedichte, als die Christenheit durch die Reformation in den unchristlichen Hader versunken, fast mit einem Male aus dem Gedächtniß des Abendlandes verschwunden, da bis auf die neueste Zeit keine Ausgabe davon erschienen und selbst die ersten Abdrücke bis auf vielleicht nur fünf bis sechs sich verloren haben.

Erst seitdem der Geist durch entschiedenes Ungenügen mit dem Ueberkommenen, zugleich hinaus auf die idealische Zukunft, und auf die Vergangenheit zurückgetrieben worden, sind auch Titurcel, Parcial und Lohengrin wieder von den Todten aufgeweckt, und der h. Gral aus seiner Verborgenheit wieder an das Licht gebracht worden. Doch ist Titurcel noch gar nicht, Lohengrin erst 1813 nach sehr fehlervollen Abschriften von Göttes, nur Parcial, nachdem Müller einen sehr mangelhaften Abdruck besorgt, vor wenigen Jahren (1833) von Lachmann mit einsichtsvoller Kritik — durch den Druck wieder veröffentlicht worden.

Hiermit sind indeß diese Dichtungen nur erst wieder einem kleinen Kreise von Lesern zugänglich gemacht, da sie nicht ohne vorläufiges Studium der mittelalterlichen deutschen Sprache (Vollstäm dichte seinen

Parcival im Jahr 1205) verstanden werden können, welches jedem Freund — und jeder Freundin der Poesie und ihrer Geschichte zuzumuthen uns weder billig noch verständig zu sein dünkt. Vielmehr sind wir zum Voraus zahlreicher Zustimmung gewiß, wenn wir das Unternehmen des Herrn San-Marte als ein sehr zeitgemäßes und achtungswerthes bezeichnen, der seit einer langen Reihe von Jahren die wenigen einem ernstern Lebensberufe abzumüßigenden Erholungsstunden der Uebersetzung des Parcival in das Neudeutsche, wie aus dem Werke selbst hervortruchtet, mit Liebe und ausdauerndem Fleiße gewidmet.

Wie leicht sich die Uebersetzung liest und wie einfach sie, dem Tone der alten deutschen Sängers angemessen, durchgängig gehalten, konnten unsere Leser schon aus den von uns angeführten Stellen entnehmen. Von der Schwierigkeit einer solchen Uebersetzung werden sie sich aber zur Genüge überzeugen, wenn sie auch nur die acht ersten Zeilen des Originals, die wir hier anführen wollen, durchlesen.

Is Zweifel hergen nachgeburt
Das muß der seilen werden sur,
Geschmecht und gezieret
Is, wo so varietet —
In eines verzagten mannes mut,
Also Agelaster vorbe thut,
Der mag darnach wesen gail,
Wann an im sein beide tail
Des Himels und der Hellen *).

Verderben wird der Seele kund,
Mohnt Zweifel in des Herzens Grund.
Wenn unsät dies Mann's Gedanken
Zwischen Treu und Untreu wanken,
Geziert ist und geschmückt sein Preis, —
Er gleicht der Eiser, schwarz und weiß.
Und doch kann ihm noch werden Heil,
Denn beide haben an ihm Theil,
Edl' und Himmel . . .

Es ist hier der Ort nicht, auf eine Kritik des Einzelnen einzugehen, die allerdings manches zu erinnern finden würde, wie z. B. in obiger Stelle gleich die erste Zeile sich zu weit vom Texte entfernt, und in der

*) Da uns Eschmann's kritische Ausgabe nicht zur Hand, so führen wir obige Stelle aus der ersten Ausgabe von 1477 an.

dritten das Beiwort *edel* ein nicht passender Zusatz ist, wie dann auch die schlichte Redeweise mitunter durch moderne Wortbildungen gestört wird, z. B. Hochgewinn (Sp. 14), Frauenfreundschaftsband (15), Tharenrang (17), Bisionair (313) u. s. w.

Im Ganzen genommen zeugt die Uebersetzung von sorgfältigem Studium des Originals und von nicht geringer Gewandtheit in Behandlung der Sprache. Auch die ausführliche Einleitung, in welcher Herr San-Marte sich über Wolfram von Eschenbach und sein Zeitalter, über den Gegenstand der Dichtung, Lebensweisen, Ritterthum, Adel, Hierarchy, Christenthum und Heidenthum vorbereitet, so wie die Anmerkungen zu einzelnen Stellen des Textes, sind fleißig gearbeitet und fördern das Verständniß des Gedichtes. Doch werden gewiß manche Leser mit uns bedauern, daß Herr San-Marte sich durch allzugroße Bescheidenheit hat abhalten lassen, die Gralsage in ihrem Zusammenhange darzulegen und durch eine ausführliche Analyse und Beurtheilung des von ihm übertragenen Gedichtes den Lesern den Genuß desselben zu erleichtern, da nicht Jedem gerade Gelegenheit geboten ist, die Schriften von Lachmann, Rosenkranz und Gervinus, auf welche er verweist, sofort zu Rathe zu ziehen. Um so mehr müssen wir wünschen, daß Zeit und Umstände es ihm recht bald gestatten mögen, einen zweiten Band nachfolgen zu lassen, in welchem er nicht nur die Uebersetzung der kritischen Gedichte Wolfram's, dessen Fragment vom Titucel, den h. Wilhelm von Orange in angemessenem Auszuge und eine möglichst vollständige Biographie des Dichters, sondern auch eine kritische Untersuchung über die Sagen vom h. Gral und den Priesterkönig Johannes, nebst einem Auszuge aus dem jüngern Titucel und einer Uebersetzung des Wartburgkrieges zu liefern verspricht.

Möge Herr San-Marte zur Herausgabe dieses zweiten Bandes recht bald durch wohlverdientes Entgegenkommen des deutschen Publikums veranlaßt werden, welchem in dem vorliegenden Gedichte ein eben so unterhaltendes als vielfach belehrendes Werk dargeboten ist. Finden auch in ihm, wie in fast allen größeren altdutschen Gedichten, sich mehrere Partien, welche durch eine fast geschwäbige Breite ermüden, so bietet es doch auch so viel Licht Poesisches, die Charaktere sind so kräftig durchgeführt, das Ganze ist überhaupt ein so reicher und treuer Spiegel des mittelalterlichen höheren Ritterthums, seiner eigenthümlichen Religiosität und Gesittung, so wie der wunderbaren, durchaus naiven Verschmelzung von heidnischen und christlichen, germanischen und französischen Elementen, welche jene Zeit so recht eigentlich zum Mittelalter stem-

petz, — daß nicht leicht Jemand dieses Werk ohne lebhaft empfundenen Dank gegen denjenigen aus der Hand legen wird, der mit so seltener Liebe und Beharrlichkeit sich der nicht geringen Mühe unterzogen, es dem gebildeten Publikum leicht zugänglich zu machen.

Aber auch die Verlagshandlung verdient unseren Dank dafür, daß sie in einer Zeit, welche fast nur von Blättern lebt, sich zum Verlage dieses dem *M o d e g e s c h m a c k e* schwerlich zusagenden Buches entschlossen, und durch schönes Papier und eben so gefälligen als correcten Druck dem Leser so freundlich entgegengekommen ist.

H a m l e t.

Wenn gleich ein jegliches von Shakspeare's Werken auf eigenthümliche Weise die Meisterschaft dieses Dichters bewährt, so ist doch frühe schon Hamlet von der lebendigsten Theilnahme begleitet, mit der feurigsten Bewunderung gekrönt worden. In wie weit dies mit Recht geschehen, könnte nur aus einer sorgfältigen und ausföhrlichen vergleichenden Uebersicht aller Werke Shakspeare's hervorgehen. Daß aber Hamlet — an und für sich als eine durchaus gediegene, sinnvolle, aus allen Tiefen der menschlichen Gefühle geschöpfte, von der ewigen Flamme des Rechtes und der Sittlichkeit durchdrungene und verklärte Dichtung — dem Herrlichsten, was jemals dem Menschen ans Licht zu bringen vergönnt worden, an die Seite gestellt zu werden verdiene, dies kann auch der vereinzeltten Betrachtung dieses Kunstwerks nicht entgehen. Wenn wir aber mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen, mit ganzem Geiste hingerissen wurden zu seliger Bewunderung, wenn wir uns, im Tiefsten ergriffen, auf das Schmerzlichst - süßeste gerührt fanden durch das Herrliche, was uns zur Anschauung gebracht wurde, — wenn aus innigster Wahlverwandtschaft wir uns ganz in das Idealische versenkt, und aus der zeitlichen Primath uns in die ewige wie verloren hatten, — vergessend des Besinnens und Bedenkens auf uns selbst, — wie des Athmens bei dem Anblicke überraschender Schönheit, — dann erfasst doch bald sich wieder der Geist in uns, um sich in seiner Freiheit zu behaupten. Wir schauen uns selbst an, wir denken nach über unser Entzücken, und die Vernunft zieht gleichsam unsere Einzelheit zur Rechenschaft über ihr vereinzelttes Glück. Sie will wissen, warum wir uns so ganz dem Gefühle überlassen haben, — und das Herz stimmt ihr bei; denn es möchte nicht allein genossen haben, es möchte Alle in dieselbe Zeitigkeit einföhren, und darum sucht es sich selbst klar zu werden, damit es auch Andern dieselbe

Klarheit mittheilen könne. Da überläßt es sich der schauenden Vernunft, und was diese gesehen, faßt der bestimmende Verstand in Worte, und das Herz spricht es aus — zu anderen Herzen — für andere Geister. —

Hat aber die genießende Seele das Kunstwerk in seiner lebendigen Ganzheit, in seiner innigen Schönheit gleichsam überzeitlich aufgenommen, so muß der Geist, der seine Anschauungen mittheilen will, — um in der Hülle zu Worte zu kommen, — die Hülle sondern, und Eines nach dem Andern ergreifen und aussprechen, und die erste Senderung, die ihm möglich wird, ist die Unterscheidung des Geistes des Kunstwerkes von dessen Beilebung, oder auch der inneren Organisation von ihrer äußeren Gestalt. Da aber die innere schöne Seele es ist, welche die schöne Gestalt erzeugt, so verdient auch dieses Innere die erste Hauptberücksichtigung. —

Wenden wir uns daher zuerst zu dem eigentlichen Inhalte jenes Schauspiels hin, dann befragen wir der allgemeinsten Frage: „Wodurch sich die Hauptgrundlage desselben rechtfertigt?“ —

Der Bruder ist vom Bruder erschlagen, — um blutschänderischer Gelüste willen! Die gräulichste Schandthat, die, wie der erste Brudermord, um Rache gen Himmel schreit!

Aber die That ist nicht offenbar; der Thäter ist König, von welchem allein die Gewalt zu richten, und das Gericht zu vollstrecken ausgeht. Und dennoch soll schon hier auch die verborgenste Unthat zu Tag kommen, das erwiesene Verbrechen gerichtet, die beleidigte Majestät des Rechtes versöhnt, die Gerechtigkeit heilig gehalten werden; das Recht — des Herrn Wille — soll geschehen, wie im Himmel, also auch auf Erden! Für Gefinnungen und Absichten ist der innere Richter bestellt; aber wenn die Absicht That geworden, wenn die That in das Bewußtsein Anderer eingetreten ist, dann ist in die ewig forttönende Symphonie der Welterscheinung eine Dissonanz erklingen, welche zur Auflösung auffodert, und die Menschheit hat ein heilig unverjährbar Recht, das Recht selbst als heilig anzuschauen. Nur die Sonne soll ewig scheinen, aber keine trübe Wolke darf sich zwischen ihr und der Erde verhalten, wenn auch ihr Aufsteigen nicht verhindert werden kann. — Also — kein Verbrechen soll ungerichtet, soll unbestraft bleiben, so wahr als Gott auch auf Erden gegenwärtig, so wahr als die Menschheit ewig vor Gott steht. Und darum soll es keine Art offenbaren Verbrechens geben, für welche nicht auch ein offenes Gericht bestünde, und keine Person darf unverleglich sein, von dem Augenblicke an, wo sie selbst das Gesetz der allgemeinen Unverleglichkeit der Personen gebrochen. So lange aber das Rechte noch nicht so vollständig besteuert ist, so lange herrscht es nur in der

unvollkommenen Gestalt der allgemeinen Remeſis, oder der einzelnen Rache, und, wenn bei solcher unvollständigen Einrichtung des öffentlichen Wesens eine Gräueltthat geschieht, für welche kein öffentliches Gericht bestellt ist, dann kann nicht gefragt werden, wer darf die Rache übernehmen — denn Rache als solche ist immer der Form nach unrechtlich — sondern wer wird, wer muß der natürlichen Nothwendigkeit zufolge die Rache nehmen am Verlehten? — Die Antwort kommt vom Herzen. Das Blut schreit um Rache; der nächste Bluteverwandte muß den Schrei im eignen schlagenden Herzen schmerzlich empfinden. Er ist ja ein lebendiges Glied der verletzten Familie, und er ist es diesem höheren Individuum schuldig, es in seiner Unverletzlichkeit zu behaupten, und es hat aufgehört, als unverletzt zu erscheinen, so lange noch nicht die Verletzung ihren Urheber, und in ihm sich selbst vernichtet hat. Ist der Vater gemordet, so ist der Sohn das Haupt der Familie geworden, und wie sein Herz in Dankbarkeit den Vater heilig halten muß, so ist er auch im Gewissen verpflichtet, die Heiligkeit der Familie durch Bestrafung des Mörders zu bewahren. Darum, weil in jenen alten Zeiten der König nur erst Souverain geworden, aber noch nicht innerhalb der allgemeinen Souveranität des Gesetzes wieder seinen Richter gefunden, — darum ist Hamlet zum Rächer seines Vater berufen.

Alein, wie der Richter, so soll auch der Rächer seiner Sache gewiß sein, auf daß die Rache nicht als ein zweites Verbrechen zur Verleitung komme. Ehe gestraft wird, muß der Sträfling der Schuld überführt, muß der Richter überzeugt sein, und an der Ausführlichkeit, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, mit welcher die Ueberführung des Angeeschuldigten, und die Ueberzeugung der Richter und des Volkes betrieben wird, ist die Bildungsstufe des Gemeinwesens, und die Feinfühligkeit und die Stützung des Richters — oder Rächers zu erkennen.

Daß das Recht sein und gelten müsse, wird von jedem Gewissen gefühlt, wird auch von halber Bildung erkannt; denn das Recht ist ja das Ausschüßende, Aushaltende. Aber was das Rechte sei in jedem Falle, dies ist oft dem Gebildeten schwer zu finden. Und dennoch wird das Recht, wie jede Idee, nur durch völlig entsprechende Ausführung wirklich, nur durch Verwirklichung, Anerkennung und Bewußtsein darüber — ein Reich des Rechtes. — Daß also ein Brudermord bestraft werden müsse, ist jedem gewiß; — daß der einzige Sohn des Erschlagenen die Blutrache zu vollstrecken habe, wo kein Gericht da ist, die Gerechtigkeit zu handhaben, dessen war auch Hamlet von Anfang an gewiß, und diese Gewißheit ist seitdem das verborgene Triebrad seines Sinnes und Treibens. Ob aber das Ungeheuerste wirklich geschehen, ob wirklich der

Bruder den Bruder gemeuchelt. — dies weiß er nicht, dies muß seine reine große Seele bezweifeln, bis es klarer als der Tag für ihn geworden, daß es wirklich so gewesen.

Alein das Verbrechen liegt tief verbergen, und auch nur einen Verdacht zu zeigen, oder gar Nachforschungen anzustellen, wäre gegen das sittliche Hartgefühl, wie gegen die äußerliche Klugheit. Da muß dem Richter und Rächer die allwaltende Gerechtigkeit selbst zu Hülf kommen, welche von Anfang an jeden Verbrecher unabänderlich seinem Richter, seinem Urtheile überliefert. Jeder Verbrecher überliefert sich selbst dem Gericht: — sei es, indem er dem mahnenden Gewissen Gehör giebt, und seine Schuld durch freiwilliges Bekenntniß von sich abzuladen anfängt; — sei es, indem er sich gegen das jährende Gewissen aus zeitlicher Furcht oder falscher Scham versteckt, und nur durch die ängstlichen Anstrengungen, das Unbekannte zu verbergen und immer und Allen verbergen zu halten, zuerst Verdacht erregt, dann, die Nachforschungen zu unterdrücken, endlich die Verdenkenden selbst zur ewigen Ruhe zu bringen trachtet. Der böse Baum trägt böse Früchte, und an dem Früchten ist der Baum zu erkennen. — So Claudius der König von Dänemark. —

Als kindliche Verbrechen Hamlets für seinen unglücklichen Vater, Pflichtsücht, die am Urheber seiner That verübte Schandthat zu rächen, rechtliche Gewissenhaftigkeit, nur den unläugbar Schuldigen zu treffen, — und anderseits die allmähliche widerwillige Selbstoffenbarung des Schuldigen, — dies sind die Hauptmomente der großen Gerichtshandlung, welche Shakspeare, als ein Organ der höhern Geschichte, uns vor Augen gestellt hat. Hiermit ist der allgemeine Inhalt dieses Trauerspielles, als ein nothwendiger, gerechtfertigter, aber zugleich die Nothwendigkeit, oder doch Zulässigkeit der Trauer dargethan, welche letztere dann noch auf dem tieferen Grunde beruht, daß die Innigkeit der näheren Blutsverwandtschaft nur durch Zerreißung der entfernteren bewahrt werden kann. Denn — wie dringend auch das Rechtsgefühl den Sohn zur Rächung der Ermordung seines Vaters treiben muß, — der Mörder ist des Vaters Bruder! Je tiefer anderseits sein Rechtsgefühl, um so weniger darf er sich an dieser Abnung genügen lassen, noch an der Aufforderung zur Rache durch des Vaters Geist, — denn der böse Dämon könnte sich in ein nächtlich Scheinbild trügerisch verhalten; — nicht an der Verlegenheit des königlichen Mörders bei der dramatischen Darstellung seines Verbrechens, — denn diese kann auch andere Veranlassung haben; — nicht am Eingeständniß der Königin selbst, — denn erst

vor zweier Zeugen Mund besteht die Wahrheit; — nicht an der wiederholten Aufforderung des Geistes. Und so auch mahnte ihn vergeblich noch zur Rache die tiefe Nüchternung des Schauspielers bei Recitation von Priamus Ermordung. Erst als er des Königs verrätherischen Brief gelesen, der ihn selbst einem Meuchelstode widmete, — vermag der Zug des Fortinbras mit 20,000 Mann, um ein klein Stück Land in Polen zu erobern, ihn zum Entschluß (wenn auch noch nicht zur That) zu härten.

Wahrhaft groß sein heißt
Nicht ohne großen Gegenstand sich regen;
Doch einen Strohhalbm selber groß verschleiten,
Wenn Ehre auf dem Spiel. Wie keh' denn ich,
Dem seines Vaters Mord, der Mutter Schande,
Antriebe der Vernunft und des Gebüths,
Den nichts erweckt? — —
— — O von Stund an frachtet
Noch Blut Gedanken, oder seid verachtet!

Und nun selbst jögert er, bis ihm Laertes sterbend die Giftmischerel des Königs entdeckt, durch welche — die auf Hamlet zielte — die Königin, seine Mutter, und Laertes zugleich mit hingerafft werden.

Das Maß des Verruchten war voll, und — erst jetzt; denn alle Mordanschläge nach des Deubers Mord waren nur notwendige Folgen dieser ersten That; — und nun fällt der König, eben so unvorbereitet wie sein Bruder, von der Deaenspiße, die er selbst vergiftet hatte, — wie Hamlet es ahnend ausspricht:

Der Spaß ist, wenn mit seinem eignen Pulver
Der Feuerwerker aufsteigt;

und Horatio es zuletzt noch bezeichnet:

Plane, die verschleht zurückgefallen
Auf der Erfinder Haupt.

Unmittelbar mit dieser Katastrophe ist das Schicksal der mitschuldigen Königin verknüpft. War Hamlet gegen den Theim berechtigt, warum vollzog er nicht auch die Rache an der Mutter, die sich zur schwärzesten Treulosigkeit verführen lassen? — Weil Nichts seine eigne Voraussetzung zerstoren kann, ohne sich selbst zu vernichten; Selbstvernichtung aber ein Ungebanke ist; — weil die Mutter den Sohn unter dem Herzen getragen, und mit Schmerzen geboren hat, und die Heiligkeit dieses Bandes durch keine noch so heilige Verpflichtung überboten werden kann. Dies wird denn auch selbst von dem noch unverfähten Geiste des Ermordeten anerkannt und eingeschärft:

Hast du Natur in dir, so laß' es nicht;
 Doch wie du immer diese That betreibst,
 Reflect' dein Herz nicht; dein Gemüth erkenne
 Nichts gegen deine Mutter; überlaß sie
 Dem Himmel, und den Dornen, die im Busen
 Ihr Stechend wohnen. —

Und als Hamlet in den Vorwürfen, die er gegen seine Mutter richtet, in Leidenschaft zu gerathen Gefahr läuft, erscheint der Geist zum andern Male, zwar um „den abgestumpften Voratz — gegen den König — zu schärfen“, aber auch ihn mahnend:

Doch schau! Entsetzen liegt auf deiner Mutter,
 Treitt zwischen sie und ihre Beel' in Kampf —
 Im Schwachen wirkt die Einbildung am Stärksten:
 Sprich mit ihr, Hamlet! —

So spricht denn Hamlet mit ihr, — zwar mit aller brennenden Entrüstung über die That, aber doch zugleich als Sohn, — wie er es selbst ihr ausspricht: —

Zur Grausamkeit zwingt bloße Liebe mich. —

Wie nun Hamlet so das Gift des tiefsten Schmerzes für die Mutter, — so trinkt die Mutter das Gift, das für ihn der König gemischt hatte, und hat mütterlich Erbarmen mit dem Sohne, als er mit Laertes kämpft. — Und wer kann sich des bittersten Mitleids erwehren, als die Königin — ersterbend — dem Sohne zuruft: „O lieber Hamlet! Der Trank, der Trank! — Ich bin vergiftet.“ — Hat doch der König durch Biges Lauber, durch Verräthergaben — die Königin verführt; — und „Schwachheit — dein Name ist ja — Weib!“ — Mit ihrem Tode, — scheinbar zufällig — aber unmittelbar durch die verbergenden Mordtücken des Königs herbeigeführt, ist das vorausgesezte Verbrechen schon auf dessen Urheber zurückgefallen, und wie dieser seinen Lohn dahin hat, indem er seinen Endzweck so fürchterlich vereitelt sieht, und der Mord gleichsam sich selbst gerochen, so vollziehe nun Hamlet das letzte Urtheil. — Für den König war das Innewerden der eignen Nichtigkeit die letzte Frucht seiner That; für die getränkte Menschheit muß die Nichtigkeit auch an ihm selbst dargestellt werden:

Ihm geschieht sein Recht:

Es ist Gift von seiner Hand gemischt.

•

Wie aber, wenn ein Vaternörder gerichtet wird, nicht nur die vollführende Hand abgeschlagen und der mitwissende Kopf des Lebens beraubt, sondern auch der schwache Leib, der jene nur getragen, eine Beute des Todes wird, — so fällt Polonius. Zwar ist er ein gutmüthiger Vater,

ein kluger Mann in allen Beziehungen des täglichen Lebens, ein pünktlicher Diener seines Herrn; — aber eben so wohl ist er weitfernd in den höheren Regionen des Geistes und des Gefühls und schwachfüßig bei Beurtheilung ungewöhnlicher Menschen; — er ist stumpfer, sittlicher Empfindung und durchdrungen von behaglicher Selbstgefälligkeit über die Schärfe seines blos formellen Verstandes. Was ihm widerfährt, ist nur die nothwendige Folge solches Daseins. Als er zum ersten Male gelauscht, war es noch seine Tochter, auf deren Unterredung mit Hamlet er horchte, — und so mochte er mit heiler Haut davon kommen. Als er aber, aus eignen Antriebe, sich in's Gehör der Unterredung zwischen Mutter und Sohn hingestellt, — als er in gemeiner Dienstfertigkeit zu nahe an den Rand des gährenden Feuerberges tritt, um vorwiegend hinabzuschauen in die heilige Heimlichkeit des natürlich innigsten Vertrauens, da fällt er — ein schuldiges Opfer seines Dienstfeuers, — und mehr konnte er nicht verlangen, als im Sterben für den König gehalten, und todt von einem Königssohne fortgetragen zu werden:

Der Rathsherr da

Ist jetzt sehr still, geheim und ernst fürwahr,
Der sonst ein schelmischer alter Schwärmer war.

Des Rathsherrn würdiger Sohn ist Laertes; ein quämbüchiger Bruder, ein anhänglicher Sohn, ein kluger Mensch; — denn wie die Regeln, die Polonius seinem Sohne zur Reiseaussteuer giebt, den Gegenstand erschöpfen, so spricht Laertes höchst scharfsichtig über Hamlets Verhältniß zu Ophelia:

Was Hamlet angeht, und sein Liebesgelande,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts;
Ein Reizchen in der Jugend der Natur,
Fröhlichkeit, nicht beständig — süß, nicht dauernd,
Nur Duft und Labfal eines Augenblicks:
Nichts weiter.

Darauf ihm freilich Ophelia in ihrer heimlichen Unschuld die tiefbedachte Frage entgegensetzt: — „Weiter nichts?“ — Laertes aber, wie sein Vater, nur das Endliche schauend, antwortet:

Nur dafür halt es.

Denn die Natur, aufstrebend, nimmt nicht blos
An Groß' und Schönen zu; wie dieser Tempel wächst,
So wird der laure Dienst von Geist' und Geist
Auch weit mit ihm. Er liebt dich jetzt vielleicht;
Kein Arg und kein Betrug bestedt bis jetzt
Die Tugend seines Willens; doch beschäule,
Bei seinem Rang gehört sein Will' ihm nicht —

und so noch weiter die irdische Seite des Verhältnisses richtig darstellend und wohlmeinend Warnungen damit verknüpfend. — Aber zugleich hat Laertes nicht mehr und nicht feineres Rechtsgefühl, als er eben von seinem Vater überkommen konnte. Bloss auf Gerüchte und Meinung stürmt er Rache fordernd zum König, da ihm doch nicht gleiche Berechtigung dazu, wie dem Königssohne, zusteht; dann, von dem Vorfalle unterrichtet, geht er auf die heimtückischen Vorschläge des Königs — ohne Widerrede ein, läßt bei Opheliens Bestattung seinen Gram, voll Empfindung, tönen und, unempfindlich bei Hamlets liebevoller Ehrenerklärung, meuchelt er den arglosen, — damit aber, wie Recht ist, sich selbst erliegend:

Meine Knecht
Hat sich auf mich gewendet! —

So scheidet er, erst im Tode zum Rechtsgefühl erwachend, aber hierdurch und durch die Bitte:

Laß uns Verzeihung wechseln, edler Hamlet!
Mein Tod und meines Vaters komm' nicht über dich,
Noch deiner über mich! —

sich selbst mit der beleidigten Welt versöhnend. Er war kein böser Mensch, aber auch nicht edel, sondern ein Mitleidling von Besonnenheit und Leidenschaftlichkeit, von Gutmeinung und Schlechtigkeit, — der noch weniger Theilnahme erregen würde, wenn die Liebe Opheliens ihn nicht schmückte, — wie man im dunkeln Walde oft einen unbedeutenden Baumstamm durch den abendrothen Schimmer der untergehenden Sonne beleuchtet sieht. —

•

Ophelia, ihr, die ein schuldlos Opfer fiel der irdischen Nothwendigkeit, weinen wir nach, ihr zollen wir willig die Thränen, die der erste Anblick ihrer lieblichen Unschuld und ihres unverschuldeten Falles dem unmittelbaren Gefühle auspreßt. Erst auf höheren Standpunkt uns erhebend betrachten wir ruhig ihres Schicksals Räthsel. Ihre Mutter war wohl auch früh dahinergangen, zu tief und rein empfindend, um nicht vom steten Kampfe des Herzens mit der zweideutigen — und für sie wohl zweischneidigen Wirklichkeit gebeugt — geknickt zu werden. Ophelia konnte nur eine mit ihr gleichfühlende Mutter haben, da sich des Vaters Eigenheit ganz auf den Sohn vererbt hatte, — hindeutend auf die innere Fremdsamkeit der Ehegatten. Ophelia war nur Liebe; — nicht jene Liebe moderner Dichtlinge, welche, sich allen sittlichen Beziehungen widersetzend, nur eine verkappte Selbstsucht ist, ein blindes Gähren empfindsam aufgeregter Leidenschaft, — sondern die wahre, ganze, innige

Liebe, welche, in dem Himmel wurzelnd, zum Himmel wieder aufsteht, und in die klare Gefühlsquelle Sonne, Mond und Sterne scheinen läßt, — keinem Strahle von eben, sei er nun warnend, oder auch nur leuchtend, sich verschließend. So nimmt Ophelia des Bruders Rath in Demuth und in Schwesterlicher Ergebung auf, — dem eigenen Gefühle nur die leise Frage — „Weiter Nichts!“ — erlaubend; — dann frei und wahr dem Vater ihre Liebe zu Hamlet eröffnend, und, als er ihr den Umgang mit dem Königssohne verbietet, die kindliche Liebe nicht nur durch das Versprechen: „Ich will gehorchen, Herr!“ — sondern auch durch dessen treue Erfüllung beweisend: — „Bestet Herr, nur, wie ihr mir befehlt, wies ich die Briefe ab, und weiagete ihm den Zutritt.“ — Doch als sie fürchten muß, daß ihr Verschmähen den Geliebten zum Wahnsinn geführt, — als sie sein wirres Reden und Thun im Schauspiel wahrzunehmen, da preßt ihr ein unendlicher Schmerz die Klage aus, — nicht so sehr über ihren als über des Geliebten Unstern:

O welch ein edler Geist ist hier zerbrochen!
 Des Hofmanns Auge, des Gelehrten Junge,
 Des Kriegers Arm, des Staates Klum' und Hoffnung,
 Der Sitte Spiegel und der Bildung Muster,
 Das Werkziel der Betrachter: ganz, ganz hin!
 Und ich, der Frau'n elendeste und ärmste,
 Die seiner Schwüre Donig sog, ich sehe
 Die edle, hochgebiethende Vernunft
 Mithodnend wie verstimmt Glocken jech;
 Dies hohe Bild, die Jägi blä'nder Jugend,
 Durch Schwärmerei zerrüttet: weh mir, weh mir!
 Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.

Aber noch vermag sie den Schmerz zu tragen, denn ihr Vater lebt, und Hamlet kann wieder zu sich selbst kommen; er ist noch in ihrer Nähe. — Als aber der Vater ermordet, — Bruder in der Fremde, — der Geliebte entfernt, — da wird sie vom Schmerze überwältigt; sie kann ihn nicht mehr ertragen, denn sie selbst — ihr Herz — ist entwurzelt; sie hat nun keine Stütze mehr, denn auf sich selbst vermag ihr Herz ja nicht zu ruhen! Sie ist nur Liebe, aber Liebe muß lieben; das Herz muß haben, was es liebt; was aber Ophelia liebte, das stellte sich geistlich, in schreckbarer Unerkennbarkeit und doch in geahnetem Widerstreite ihr nun dar; und doch kann sie die Unfasslichen nicht lassen, sie kann, von einem zu dem andern eilend, sich selbst nicht mehr erfassen, sie kann nicht Rache nehmen für den Vater, und doch ist er ermordet; — sie kann den edlen Geist, der, liebend und wiedergeliebt, sie zuerst sich selbst gegeben, indem er der Unendlichkeit Gefühl in ihr erweckt, — sie kann ihn nicht ver-

gessen, noch als zu einem Verklärten zu ihm hinauf schauen! Da kann ihr Herz nicht brechen, denn es wird noch mit Geisterhand hier festgehalten, aber ihr Geist, der nur dem liebenden Herzen zu gehorchen gelernt hat, wird in den Widerstreit der Gefühle hinein und hinabgezogen, und muß ihm dienen. Das Selbst, das allein dem geistigen Leben Einigkeit verleiht, war zertheilt, zerstückt; es ruhte bei dem Bilde des Vaters im Grabe, und schwebte um seinen unverföhnten Schatten; — es begleitete den Liebsten in der Ferne, und rief den Bruder aus ihr zurück. Das schöne Gemüth ist ganz auf sich, und wie die Aeolsharfe bald leise und sanft, bald tiefschmerzlich und herzerzerrnend tönt, je nachdem der Hauch der Lüfte sie bald zart, bald heftig berührt, nicht selbst der Töne Meister, — so hören wir Ophelien singen, bald von der Liebe, bald von dem Wahnsinne ihres Liebsten angetrieben, bald wieder von dem Todessehner aus dem Grabe des greisen Vaters erschüttert! — Doch:

Schmerz und Trauer, Leid, die Hölle selbst,
Macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit.

Und wie sie nun zu einer selbstlosen Blume geworden, so können aus ihr nur die zarten Laute unschuldiger Volkslieder, ihr Leben wird ein Spiel mit Blumen, ihr Tod ein schmerzloses Verklingen alter Erinnerungen. Sie scheidet, ehe noch das Schreckliche vollendet, denn sie hatte dieses zu erfahren nicht verschuldet.

Schuld an Opheliens Tod trug auch Hamlet; — und weil, um einen Abgeschiedenen zu rächen, er selbst sich Unrecht gegen Lebende aufgeladen, weil er das treue, liebevolle, reine Herz Opheliens so tief verletzt, weil er in rascher Leidenschaft Polonius gemordet — (Hamlet selbst erkennt es an: „Ich bin sehr bekümmert, Freund Horatio, daß mit Laertes ich mich selbst vergaß; denn in dem Bilde seiner Sache sah ich der meinen Gegenstück“), darum darf ihn Laertes tödten, und er muß sterben, weil er des Erdenlebens schönste Blume selbst gebrochen. — Er stirbt, nachdem er den selbstgewählten Zweck seines Daseins vollbracht, nachdem er das Gericht vollzogen, das „Antriebe der Vernunft und des Gefühls“ zu vollziehen ihn getrieben. Doch stirbt er nicht ganz; ihn überlebt seine Selbstaufopferung in der That, und der Widerschein seines besseren Selbst lebt in Horatio fort, um seine That der Welt zu deuten.

Selbstaufopferung war aber Hamlets That; denn er liebte Ophelien unendlich:

Zweifle an der Sonne Klarheit,
 Zweifle an der Sterne Licht,
 Zweifl' ob lügen kann die Wahrheit,
 Nur an meiner Liebe nicht!

So schrieb er ihr — nicht aus Wahnsinn; — denn an ihrem Grabe be-
 theuert er dasselbe:

Ich lieb' Ophelien; vierzig tausend Brüder
 Mit ihrem ganzen Raß von Liebe hätten
 Nicht meine Eumm' erreicht.

Ihn aber, den wohlmeinenden, treuhelfenden und warnenden, eben
 so besonnenen als innigen *Horatio* hatte Hamlet, — seit seine Seele
 „Herrin war von ihrer Wahl und Menschen unterschied“, — sich ausser-
 lehren, — denn er war als litt er nichts, indem er alles litt:

Ein Mann, der Stolz' und Gaben vom Geschick
 Mit gleichem Dank genommen und gesegnet.

Und darum hatte Hamlet ihn in seinem Herzensgrunde gehegt, ja in des
 Herzens Herzen, und *Horatio* war ihm treu bis in den Tod geblieben und:

Verdankte noch sich von der Seligkeit,
 Und athmet noch in dieser herben Welt voll Müh',

nur um dem Freunde die letzten Liebesdienste zu erweisen, und einfach und
 gebiegen, wie er selbst, ist auch der Abschied, den er vom unglücklichen
 Freunde nimmt:

Da bricht ein edles Herz. — Gute Nacht, mein Järs!
 Und Engelscharen fangen dich zur Ruh! —

Somit war Allen denn ihr Recht geschehen, und auf daß die Welt
 es auch erfahre, hatte *Horatio* den heißen Drang, in jenem großen Schiff-
 bruche, was ihm das Theuerste auf der Welt war, zu begleiten, überwun-
 den. Mit Recht, da ja die Welt die große heilige Mutter ist, von wel-
 cher wir ohnehin stets als Schuldner scheiden; welcher wir, als der sicht-
 baren Stellvertreterin Gottes, Rechenschaft zu geben verpflichtet sind. —
 In allen Verkettungen, und auf die mannichfaltigste Weise hatte sich aber
 bewährt, — was Hamlet, tiefeinschauend in das Räthsel der Erscheinung,
 vorübergehend ausgesprochen:

Daß eine Gottheit unser Zwecke formt,
 Wie wir sie auch entwerfen.

Und weil denn kein Mißklang unaufgelöst bleibt, sondern ein Jegli-
 ches sein nothwendiges Ziel erreicht, das Verberchen selbst seine eigene

Verstrafung bereißt, das Edle sich im Kampfe mit sich selbst und mit dem Bösen bezeuget und bewährt, und die Unschuld, wo zu schweres Leiden ihr bevorsteht, demselben durch unsichtbare Wahrung zur gehörigen Zeit entrückt wird, — darum scheidet das Gemüth von solchem Trauerspiele zwar ernst, doch in den heiligsten Forderungen versöhnt mit der Welterscheinung, in welcher zwar das Böse zugelassen ist, doch schließlich stets — nicht nur sich selbst vernichtet, sondern auch die Guten mit des Sieges Palmen krönt.

In diesem aber, wie in allen seinen dramatischen Werken hat Shakespeare meisterhaft den allgemeinen Begriff des Schauspiels verwickelt, welchen er (*Hamlet* A. 3, S. 2) bestimmt, indem er sagt, der Zweck desselben sei: „der Natur gleichsam den Spiegel vorzubalten: der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Ausdruck seiner Gestalt zu zeigen.“

Knebel.

(K. v. Knebel's litterarischer Nachlaß und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt. Bd. I. LXIII. und 264. mit Knebel's Autogr. Bd. II. 561. Bd. III. 502. 8. Leipzig 1835, 1836.)

Memento mori!

Wenn gegenwärtig, wo auf dem europäischen Büchermarkte jährlich gewiß mehr als 12,000 neue Werke erscheinen, und die Anschaffungen um so schwieriger werden, je mehr Interesse an den geistigen Productionen aller Zeiten und Völker wir gewinnen, — wenn jetzt uns der litterarische Nachlaß und Briefwechsel eines Mannes in nahe an neunzig Bogen dargeboten wird, und Litteratoren, wie Varnhagen von Ense und Th. Mundt, sich als Herausgeber nennen, dann dürfte man wohl voraussetzen, daß das Dargebotene in jeder Beziehung den Forderungen der gebildeten Welt entspreche. Wir bedauern, gestehen zu müssen, daß wir in dem vorliegenden Werke in mehreren Hinsichten unsere Vorannahme nicht völlig gerechtfertigt finden.

Knebel war kein productiver Geist. Seine Bedeutsamkeit beschränkt sich darauf, daß er mit den bedeutendsten Litteratoren seiner Zeit in freundschaftlichem Verkehre gestanden, daß er von den Gedichten des Propertius und Lucretius eine treffliche deutsche Uebersetzung geliefert, und daß die Bildung und Tendenz einer Zeit sich in ihm spiegelt, welche als Uebergang anzusehen ist von einer beschränkten, vorurtheilvollen Entwicklungsstufe deutscher Nation zu freier und schöpferischer Universalität.

Die Hrsg. Herausgeber haben uns in dieser dreifachen Beziehung theils zu wenig, theils zu viel geboten. Das, dem Nachlasse vorangeschickte Leben K's von Mundt faßt denselben durchgängig nur als „an-

empfindende, vermittelnde, geistig anschmiegsame Natur“ auf, und selbst hierbei wird u. a. sein Verhältniß zu Göthe nur mit wenigen Worten berührt, wie auch unter den Briefen sich keiner weder von diesem, noch von Schiller mitgetheilt findet. K's Uebersetzungen werden nur flüchtig besprochen, — seine religiöse Individualität und sein Verhältniß zur Entwicklung des Zeitgeistes gar nicht nach Gebühr gewürdigt. Briefwechsel und Nachlaß hingegen enthalten gar manches sehr Unbedeutende, was höchstens nur zu dem negativen Beweise beizutragen geeignet ist, daß Knebel weder Dichter, noch Philosoph, noch überhaupt ein genialer Geist gewesen, und daß auch die bedeutendsten Männer, wie Herder u. Amd. gelegentlich — völlig unbedeutende Briefe schreiben können. Welchen Antheil Waruhagen an der Herausgabe gehabt, hat uns zu entdecken nicht gelingen wollen. Im Ganzen genommen, vermissen wir in der Biographie K's die gehörige Verarbeitung der vorhandenen Materialien, und finden die letzteren nicht hinlänglich gesichtet. Nichts desto weniger bleiben die vorliegenden Mittheilungen, — wenn auch eine etwas kostspielige, so doch immerhin eine dankenswerthe Gabe, und wir halten durch die ausgesprochenen Rügen uns für doppelt verpflichtet, unsere Leser auf eine litterar-historisch mehrfach interessante Persönlichkeit aufmerksam zu machen, welche uns erst durch gegenwärtige Schrift vollständig zu würdigen die Mittel geboten sind. — Wir werden daher zuerst eine Skizze von K's Lebensereignissen entwerfen, und dann seine geschichtliche Bedeutung anschaulich zu machen versuchen.

Karl Ludwig von Knebel, am 30. Nov. 1744 auf dem Schlosse Wallerstein im Lettingenschen, wo sein Vater als fürstlicher Kanzler in Diensten stand, geboren, wurde „mit aller strengen und orthodoxen Sorgfalt herangebildet,“ aber von seinem „aus Princip tyrannischen Vater“ hart gehalten. Vorzüglich im Lateinischen eingeübt, und vertraut gemacht mit den Schriften des alten und neuen Bundes, wurde er zugleich „in allen körperlichen Übungen unterwiesen.“ Von Natur zur Frömmigkeit geneigt, gab er gern bei den sonntäglichen Hausandachten den Vorleser ab. Im 14. bis 15. Jahre durch Spalding's Schrift „Ueber die Bestimmung des Menschen“ zur Reflexion erregt, fand er sich demnächst ganz besonders zu Young's Nachgedanken hingezogen. Diese und der Frühling von Kleist wurden die Lieblingschriften des sinnigen Knaben, und als eine leidenschaftliche Liebe zu einer nahen Verwandten in ihm erwachte, versuchte er, dieser zu Gefallen, Idyllen in Gessner's Manier zu schreiben. Aber das Stück lächelte seiner er-

sten Neigung nicht, und nun schloß er sich näher dem frommen Dichter U. an, der damals als Justizsecretair in Ansbach lebte, wo Knebel's Eltern seit 1757 ihre Wohnung genommenen.

Zur Universität gereift, wählte er zwar das theologische Studium, ließ sich jedoch durch seine Eltern bestimmen, sich der Jurisprudenz zu widmen. Er zog im Herbst 1761 nach Halle, geriet hier aber in ein „hinschlenderndes Leben“ und fortwährende Geldverlegenheit, die ihn bestimmte, schon nach Ablauf des ersten Jahres sich nach Potsdam zu seinem jüngeren Bruder, der Leibpage Friedrich's d. G. war, zu begeben, wo er als Fähndrich in das Regiment des Prinzen von Preußen eintrat. Hier wurde er mit einigen poetisirenden Offizieren bekannt, die „gewissermaßen eine Kamler'sche Schule bildeten,“ und zugleich, wie es damals unter den jungen Offizieren Mode geworden, „erdentliche Bündnisse zur gegenseitigen Aufrechthaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit“ errichtet hatten. Knebel machte sich nun „ein besonderes Geschäft daraus, alle sog. Freidenker unter seinen Kameraden zu belehren.“ Uebrigens „beschäftigte er sich, nach wie vor ohne bestimmteren Plan, mit seinen poetischen Launen und Entwürfen, je nachdem ihn tägliches Behagen oder Unbehagen dazu hin- oder abzog.“ Besonders mit Kamler „geriet er in eine freundschaftliche Beziehung,“ auf dessen Anregung er das im Jahr 1767 geschriebene Gedicht „die Wollust“ dem Göttinger Musenalmanach bestimmte. Dies und ein Prolog und Epilog für das Privattheater des Kronprinzen von Preußen — sind die einzigen literarischen Arbeiten, welche uns aus den zehn Jahren aufbewahrt, die er als Fähndrich zu Potsdam verlebte.

Des einkörmigen Waffendienstes müde, nahm er 1773 seinen Abschied, und reiste, — um Wieland kennen zu lernen, — nach Weimar, vom Kronprinzen an die Herzogin Amalie empfohlen. Hier wurde er im folgenden Jahre Instructor des Prinzen Konstantin, und reiste dann mit diesem und dem Erbprinzen Karl August nach Frankreich. Bei der Durchreise durch Frankfurt a. M. war es, wo Knebel dem Erbprinzen den damaligen Dr. Göthe zuerst vorstellte, der im Herbst 1775, bald nachdem die Prinzen wieder nach Weimar zurückgekehrt, auf des Herzogs Einladung zum Besuche dahin kam. „Wie ein Stern,“ schreibt Knebel, „der sich eine Zeitlang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Mentirung an, und Viele liebten sich darnach. Er hatte noch von dem Geiste und den Sitten seines Romans an sich, und dieses zog an. Sonderlich den jungen Herzog.“ ... Nicht ganz ein Jahr darnach kam auch Herder nach Weimar, zu dessen Herbeitu-

fung Göthe Gelegenheit gegeben hatte. Knebel aber brachte nun mit seinem Schlinge, dem Prinzen Constantin, drei Jahre in Tüfing, worauf er, als dieser auf Reisen ging, pensionirt wurde. Noch einige Zeit verweilte er in Weimar, reiste dann (1780) nach der Schweiz, besuchte Lavater, Bodmer, Gessner, Tobler und mehrere andere schweizer. Notabilitäten, hielt sich, nach seiner Rückkehr, 1781 in Jena, 1782 in Ansbach auf, wollte hier in Civilbilden ste treten, zog aber, als Herzog Karl August ihm — eben so verständig als wohlwollend, — davon abrieth, wieder nach Weimar, wo er, „meist zurückgezogen von der größern Welt, im traulichen Umgange mit Herder und Göthe, in freundschaftlichem Verhältnisse mit Karl August und in den Abendkreisen der Herzogin Amalie mehrere sehr glückliche Jahre verlebte.“

Besonders zu Herder fühlte er sich hingezogen, und dieser war es, von dem er sich nun bestimmen ließ, das große philosophische Lehrgedicht des Lucrez zu übersetzen. Göthe'n moralisirte er. Am vertrautesten verkehrte er mit dem Herzoge Karl August. Von Zeit zu Zeit vertauschte er den Aufenthalt in Weimar mit Jena und Ansbach, um mit den dortigen Verwandten einige Monate zu verleben. „In besonders zärtlichem Verhältnisse stand er zu seiner Schwester Henriette, mit der er in allen Lagen und Entfernungen des Lebens einen beständigen Briefwechsel und ein inniges Vertrauen unterhielt.“

Erst im Jahre 1798 verheirathete er sich mit einem Fräulein v. Rudorf, die einige Zeit Kammerfräulein am Wiener Hofe gewesen; einzelne Andeutungen lassen jedoch vermuthen, daß er hierbei nicht vom Glück begünstigt worden. In demselben Jahre erschien seine, nur durch Voß übertroffene Uebersetzung des Properz, von welcher er, schon früher unter anderen poetischen Beiträgen, bereits Proben in den von Wieland, Herder u. A. herausgegebenen Zeitschriften hatte abdrucken lassen.

Zu Jmenau, wohin er gleich nach seiner Verheirathung seinen Wohnsitz verlegte, blieb er bis 1805, wo er nach Jena zog, um hier im „Paradies,“ — dies war der Name seines Gartenhauses, — seine Tage im zahlreichen Kreise seiner Freunde zu beschließen. Hier übersetzte er vieles aus Plato, Pindar, Horaz, Apulejus, Ossian, Machiavelli, Cervantes, Byron und vielen Andern, was jedoch meistens so wenig ausgearbeitet ist, daß es für den Abdruck ungeeignet schien. Hier sammelte er seine Gedichte, die er 1815 herausgab, und beendigte seine Uebersetzung des Lucrez, die zum ersten Male 1821 und in zweiter Auflage verbessert 1831 erschien. Im Jahre 1826 gab er seine Lebensblüthen und 1829 eine Bearbeitung von Alfieri's Saul heraus, welche schon früher in Weimar zu

Aufführung gekommen. Fortwährend aber war seine Wohnung der Versammlungsort „der ganzen classischen deutschen Litteratur; denn stets sprachten von nah und fern Besuche ein, um den lebenswürdigen Kreis zu ehren.“ Dabei verging kaum ein Tag, an dem er nicht etwas dichtete, übersehte oder Auszüge aus Gelesenem niederschrieb, jedoch meistens ohne andern Zweck, als den seiner eigenen Befriedigung, seines Zeitvertreibes und seiner Laune. Auch nahm er bis in seine spätesten Lebensjahre hinein regen Antheil an der Zeit, besonders in politischer Hinsicht.

Er verschied am 23. Februar 1834 Vormittags, mit dem verhaltenen Gliedenschlage der zehnten Stunde, in seinem neunzigsten Jahre. — „Sein Leichenbegängniß war eine erhebende Trauerfeier für die ganze Stadt. . .“ „Das schneeweisse Gesicht, dessen kräftige und klare Züge immer die biederherzigste und treueste Gesinnung verrathen hatten, schien wie aus carterischem Marmor gebildet.“

Dies die Lebensskizze des Mannes, aus dessen Nachlaß und Briefwechsel uns eine Auswahl poetischer und prosaischer Versuche und Briefe dargeboten sind, in denen die deutschen litterarischen Notabilitäten eines halben Jahrhunderts als mit einem Freunde verkehrten.

Erwägt man, daß Anebel die zehn schönsten Jugendjahre als preussischer Jähndreich, dann einige Jahre als Erzieher und die ganze übrige Lebenszeit ohne bestimmten Beruf verlebte, muß man zugestehen, daß seine eigenen litterarischen Productionen in keiner Hinsicht bedeutend sind, überhaupt kein originelles Talent verrathen, — dann läßt sich das vertrauliche Verhältniß, in welchem er mit so hochgestellten Männern gestanden, nur aus seiner besondern Anschmiegbarkeit und aus einer persönlichen Liebenswürdigkeit erklären, welche ihren Zauber auf die verschiedenartigsten Naturen ausübte.

Wirklich ergiebt sich aus den vorliegenden Mittheilungen, daß ein inniges, treues Wohlwollen den Kern seiner Natur bildete, wie er denn alle, die irgendwie in nähere Beziehung zu ihm kamen, durch Werben der mannichfaltigsten Art zu erfreuen suchte. Wie lebhaft er daher auch bis in sein höchstes Alter von der Schönheit und Pracht der Natur ergriffen wurde, so schrieb er doch selbst im Anblicke der majestätischen Schweizeralpen: „Was ist alles dieses Spectakel, dieser Aufwand der Natur, — gegen den einen Gedanken, — gegen den Gedanken der Liebe, unsers innigen Selbsts, unsers Seelenverhältnisses mit uns, mit der Welt, mit den Unseigen? Und aller Schauder, alle Macht dieser Riesenzoothen, gegen einen Abend der stillen Freundschaft, eine

Stunde der Vertraulichkeit! Wie bald ermüdet Alles! Nur was das Herz giebt, ermüdet nie (III. 127)!" So lesen wir noch an einer andern Stelle: „Ja, wir möchten es wohl wagen, zu behaupten: die Liebe gründet und erschöpft unsere ganze Natur! — Jede Fähigkeit im Menschen hängt von dem Zuflusse dieser begeisterten Kraft ab. . . Sie ist die Vollenderin alles Thuns. Nur in der Liebe erhält sich Geist und Gestalt, und was von ihrem Wesen übrig bleibt, umschimmert noch das Ältere. Sie wickelt in jedem guten und gedeihlichen Geschäfte des Lebens, sie unterhält den Denker und Schriftsteller, und blühet in dem Geiste des Dichters und Künstlers. Liebe erwecket Reiz, wie Reiz Liebe. Tugend und Tapferkeit erwachet und bewahret sich durch dieselbe in der Drang, und jeder Funke des Edlen und Vortrefflichen entzündet sich aus ihr (III. 142 f.).“ So endlich läßt er sich von einem „der hohen Geister des Himmels“ sagen, „was sich bei Gründung dieses Erdballes zugetragen, und er sagte so (und der ewige Nachhall hallt durch meine Ohren): — „„Es sollte eine Welt erbaut werden, die aus purer Liebe bestünde. Schon gatterten sich alle Elemente, die vorher im Streite lagen, zusammen. Ihr Zwist wurde nur ein Liebeszwist, der immer neue Gestalten hervorbrachte. So ward das Ganze gleichsam zusammen gebacken zu einem Teig, wo nur streitende Liebe und suchende Liebe der Keim zu steter neuer Entwicklung sein sollte. So entstand eure Welt; und es ward beschloffen, daß kein Geschöpf in sich allein ein vollkommenes Maß der Glückseligkeit erfüllen sollte, sondern alle in allen, und jedes in dem andern; worin die Massen der Glückseligkeit dieser Erde zu einem schönen Ganzen heranwuchsen, und ein reifendes Gewächs künftighin noch zu einem glückseligern Stande der Wärme und des Lichtes könnte herangebracht werden (III. 193 f.).““

Aus diesem Kerne seines Wesens entwickelten sich ebenmohl die leitenden Ideen seines Lebens, wie dieselben aus den verschiedensten Epochen desselben sich in seinem Nachlasse angedeutet finden. So schrieb er 1788: „Das Dasein der menschlichen Natur, ja der Erde selbst, ist wahrscheinlich nur ein geringer Vergleichungspunkt, der in größere Harmonieen des Alles eingreift (III. 215).“ Wir leben in einem Ganzen. . . Alle unsere Pflichten gründen sich auf den gefühlten inneren Zusammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen zu einer wesentlichen Vollkommenheit. . . So genießt sich selbst der bessere Mensch und so wird sein Selbstgenuß allgemeines Glück und Vollkommenheit (III. 221).“ Dann im Jahre 1793: „Wir fühlen Harmonie, die große Reicherin und Auflösung einzelner Uebel.“ Durch „die Empfindungen hiervon — lernt sich das Gemüth immer mehr und mehr an das große Ganze

anschließen, — um nur einen Willen mit ihm zu haben, ein System der Ausführbarkeit zu erkennen, die Reihe und Folge der Dinge, wie sie möglich sind (III. 321).“ „Die Möglichkeit des Glückes nimmt nur in dem Grade zu, als der Mensch geschickt gemacht wird, die Verbindungen des Ganzen zu übersehen, die einzelnen Theile desselben mit demselben in Harmonie zu bringen; nichts für zu klein hält, nichts für zu groß (III. 327).“ Und noch im Jahre 1824: „Den höchsten Punkt menschlichen Wissens und menschlicher Intelligenz, so wie geistigen Vermögens möchte ich wohl darein setzen, wenn sich der Mensch mit den übrigen Kräften der Natur in vollkommenes Gleichgewicht setzen kann. . .“ „Die tiefgeordnete Ursache und Verbindung der Dinge, — dies, was in der Natur, und vorzüglich im Geiste und Leben des Menschen erscheint, nennen wir das Göttliche — das Unausprechliche (III. 429 f.).“

Aus dem vorherrschenden Wohlwollen, aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse, sich mit der ihn umgebenden Welt und diese mit sich zu harmonisiren, erklären sich nun auch Knebel's Thätigkeit und Bestrebungen in den verschiedenartigen Lebensverhältnissen, die er durchwandert. Immer und überall ist er offen für die Einflüsse und Einwirkungen von außen her, die er sich anzueignen sucht, um dann wieder das Empfangene seinen Umgebungen mitzutheilen. Als Knabe nimmt er die kirchlichen Uebersieferungen in sich auf, und liebt es, den Seinigen aus der h. Schrift vorzulesen. Als Jüngling poetisirt er mit der Kammer'schen Schule und sucht die Freidenker zu belehren. In Weimar aber wird er selbst zur Freidenkerlei der dortigen Schöngelster belehrt, und aus dem orthodoxen Protestanten wird ein Verehrer des großen Ein- und Aus (ὁ ἐν καὶ παῖς III. 431), wird ein Evangelist des antiken Naturalismus, ein sorglicher Pfleger actualen, harmonischen Lebensgenusses. Natur wird ihm zur „Grundlage von Allem, was ist,“ auf dessen Spitze „die Blume des Menschengenusses blüht. . . Der Mensch — Haupt, Auge, Verstand und Sprache der Natur — Schlussstein des Gewölbtes. . .“ — „Wie im Menschen, schreibt er nun, herrscht ein Gesetz auch in der Natur — und das Ganze verbindet sich, in ewiger Wechselwirkung, zu einem grenzenlosen All, von dem die feinsten Theile auch auf die niedrigsten wirken.“ — „Der Mensch ist nur ein Schaum, auf dem unendlichen Meere der Zeit durch Zufall entstanden. Des All's muß er sich im Geiste bemächtigen, er muß inne werden, daß dasselbe nur durch beständige Umtauschung und Verwechselung der Formen und Gestalten besteht und bestehen kann. Diese Seifenblasen auf dem Meere ewiger Zeit — sie kommen und gehen — sie gehen und vergehen — das Meer bleibt. . .“ — „Die Natur (aber) lehrt den Menschen, daß Glück die Frucht seiner

Erkenntnisse sein müsse, da sie zwar Alles zum glücklichen Genuße bestimmt habe, ihm aber sich vorzüglich die Blüthe davon nur durch Bereinigung zubereiten lasse (1793 und 1825, III. 333 f. 431 f.).“

Die Aufgabe für die letztere besteht dann hauptsächlich darin, „die äußere Welt mit der inneren, nach Maßgabe ihrer Stimmung und Richtung, zur Uebereinstimmung zu bringen, um in uns ein vollkommenes Ganze zu machen (III. 178).“ „Das Höchste aber, was der Mensch in seinem geistigen Leben erlangen kann, ist ohne Zweifel die Ruhe der Seele,“ die wir erlangen „durch Bändigung unserer Leidenschaften, Hoffnungen und Wünsche.“ Erstes Nothwendigstes hierzu ist, „sich einen wahren Begriff von der Bestimmung seines Lebens zu machen (III. 406 f.).“ Zu welchem Begriffe von dieser Bestimmung nun Knebel gekommen, darüber spricht er sich aus in einem Aufsatze „von sich selbst, an sich selbst“ überschrieben, in welchem er, „seinem achtzigsten Jahre nahe stehend,“ „die Summe“ seines Lebens überschaut. Hier lesen wir: „Schau umher, den weiten Umkreis der Dinge. Alles lebt, und lebt sein Leben für sich; dir aber ist es gegeben, sie in eigner Kraft zusammen zu fassen, durch sie zu leben, und sie zu genießen. In die vereinigen sich die Strahlen vertheilter Lebensgenüsse, und du bist die eigene Welt, in der Welt. . . Der Mensch ist vergänglich, wie alles Andere. Ein kurzer Zeitraum ist nur seinem Dasein vergönnt. Aber dieser kurze Zeitraum, wie herrlich ist er nicht erfüllt, und verstatet ihm eine Nachfolge von gleich edeln Gestalten. Sei mir gegrüßt, du liebliche Hinficht auf Berg, Wald und Thal! Dein Anblick erweckt das Gefühl von etwas Göttlichem in mir. Ist es nicht ein unnennbares Gefühl, nur einen Augenblick ein Gott zu sein — und Jahre lang hab' ich schon deine Süßigkeiten genossen (III. 424 f.).“

•

Diese Weltanschauung ist keine andere als die Epikurische, welche immer und überall zur Vorherrschaft gelangt, wo das weltliche Gemeinwesen in Auflösung übergeht, und die religiöse Ueberlieferung, oder genauer die traditionelle, positive Religion der raisonnirenden Kritik verfällt. Der Einzelne wird sich dann Mittelpunkt der Welt; dem Aberglauben stellt die Selbstgewißheit, dem phantastischen Jenseits die Gegenwart in ihrer bloßen Wirklichkeit sich entgegen, und mit dem Wahne schwindet vorübergehend auch mehr oder weniger der vernunftgemäße Glaube zusammen. So eröffnen Empedokles, Demokrit und Aëliipp dieses Stadium der Auflösung in Griechenland, und der eu-

dämonistische Epikur war ein Zeitgenosse des Euhemeros, der in den griechischen Göttern nur historische Menschlichkeiten erkennen mochte. Ebenso bezeichnen Ennius, des Euhemeros Uebersetzer, und Lucret, der das Gedicht des Empedokles über die Natur nachahmte, den Zerfall der römischen Republik und das Erlischen ihrer priesterthümlichen Tradition. Wie nun im Mittelalter die Kirche mit ihrer Hierarchie das höchste Gemeinwesen, welches in dieser Beziehung an die Stelle des antiken Volksstaates getreten, so tritt auch mit der Spaltung, mit dem Absterben derselben der naturalistische Eudämonismus wieder hervor, und die allmähliche Ausbreitung des letzteren ist der fortlaufende Erweis der zunehmenden Auflösung der ersteren und ihrer positiven Uebersieferung. Wir erinnern hier zu unserem Zwecke nur an die Wiederaufersichung des Lucret'schen Gedichtes, welches in Italien von 1473 bis 1515 vier Mal, in Frankreich von 1564 bis 1662 drei Mal, — in Deutschland vor 1770 nur ein Mal, 1583, zu Frankfurt a. M., aber in England von 1695 bis 1717 drei Mal, in Holland ein Mal 1725, dann in Deutschland wieder 1776 bis 1831 fünf Mal und eben so oftmal von 1796 bis 1813 in England in der Ursprache gedruckt, und in die Landessprache zum ersten Mal übersetzt erschien: in England 1682, in Italien 1717, in Frankreich 1768 und in Deutschland 1821 von Knebel. Nicht zu übersehen ist hierbei, daß Knebel die Anregung zu dieser Uebersetzung schon in den vier Jahren von Herder empfangen, der noch 1799 ihm den Wunsch geäußert, er möchte „in seiner Weise Lucret, Sänger der uns gegebenen Natur offenbarung“ werden (II. 279)! Daß aber für die Weltanschauung des deutschen Uebersetzers ähnlich Zustände eingetreten waren, wie diejenigen, unter welchen Empedokles und Lucret gedichtet, ist u. a. noch aus zwei Briefen zu ersehen, die er in den Jahren 1802 und 1803 geschrieben. In dem einen an Caroline von Herder heißt es: „In welch' erbärmlichem Zustande ist denn bei uns die Religion, die sogar vom gemeinen Manne verachtet wird! Man wird diesen nächstens mit Stockschlägen in die Kirche bringen müssen“ (II. 378)! In dem andern an Herder: „Bei der objecten Platttheit der politischen Einrichtungen muß das Gefühl von etwas Höherem in dem größten Theile des Menschengeschlechtes erhalten werden. Wo ein Vaterland ist, mag meinetwegen dieses die Religion sein; aber wo der Mensch den Geist von der Erde nicht holen kann, wo soll er ihn sonst herholen“ (II. 369)?

So ist es namentlich die Uebersetzung des Lucret, durch welche Knebel sich eine Stelle in der allgemeinen Kulturgeschichte erworben, die ihm um so weniger abgesprochen werden kann, als der Epikurä-

ismus in seiner schönsten, modernen Fassung sich auch in seinem Leben in eigenthümlicher Vollenbung dargestellt hat.

Wie aber die Zeit, in der er gelebt, selbst den Uebergang bildet von der völligen Auflösung der mittelalterlichen Weltgestalt zu jener neuen Weltverfassung, die sich aus den Lebensprincipien der Freiheit, der Humanität und der Universalreligion organisch zu entwickeln beginnt, so bewährt A. auch darin sich als ein denkwürdiges Epochenbild seiner Umgebungen, daß der Geist dieser Uebergangszeit den bornirten Naturalismus desselben nicht selten als lichte Ahnung, als Wunsch und Hoffnung, ja sogar als schmerzliche Klage durchdringt.

Er, der in seiner antiken Selbstbeschränkung und Gemüthseruhe sich eines göttlichen Seins erfreut, und die Bestimmung des Lebens als eines auf das irdische Dasein beschränkten Genießens, klar erkannt zu haben glaubte, — er bricht doch in die Klage aus, „sein Leben sei bloßes Stückwerk; er sei unzufrieden mit sich selbst; der Augenblick scheine ihm nicht wichtig genug; er warte auf das Bessere“ (LV.)! Im J. 1812 schreibt er sogar in sein Tagebuch: „Das Traurigste meiner Erfahrung ist, daß ich nun fühle, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunkte ihres Daseins kommen kann, noch kommen darf... Unser Wissen besteht immer im Einzelnen; der Weiseste — ist sogar genöthigt, sich über das Leben zu täuschen“ (LVIII.)

Aber nicht nur das Ungenügende des naturalistisch-sensualistischen Eudämonismus kommt ihm zum Bewußtsein, „weil diese Philosophie auf einen Egoismus hinauslaufe, der nicht in der wahren Bestimmung des Menschen liege“ (III. 414), sondern auch das geistig Positive leuchtet morgenröthlich in seiner Seele auf, welches die wesentliche Grundlage einer höheren Weltanschauung bildet. So lesen wir zwar in einem Aufsatze vom J. 1788: Der Mensch ist nur „eine aufschwellende farbenauflösende Seifenblase, die der allgemeine Wind des Schicksals wieder hinwegtreibt“ (III. 192); in einer anderen Abhandlung von demselben Jahre aber: „Das Menschengeschlecht ist in der That noch in seiner Kindheit;“ aber „die Wahrheit hat Hoffnung, auf der Erde ihr Recht, ihr Licht und ihre Wärme zu erhalten;“ und „wie läge denn im Menschen dieser unaufhaltsame Trieb nach Wahrheit, der, wo er einmal richtig gefühlt wird, Leben und Tod besiegt, selbst wo er wirkungslos verkannt wird, als ein Heiligthum in unserer Brust getragen, unter Schmach, Pein und Verdäniß unser Leben nährt, wie hinge der mit den übrigen Gesetzen der Natur zusammen, wenn er nicht irgendwo auf eine allgemeine Wahrheit deutete, auf ein Reich derselben, das noch unter den Menschen zu errichten steht, und wozu, als zu einem

Bäume der Glückseligkeit, die frühertreibenden Sprossen nur als Hülfblätter dienen, die Frucht und den Reichtum des Ganzen vollblühender zu machen" (III. 203 f.). Und wieder in demselben Jahre: „Kein Mensch ist so roh erzeugt, daß sich nicht Gefühle an ihm wahrnehmen lassen, die keinen Bezug auf irgend ein persönliches Interesse haben" (217)! Und 1793: „Der freie Gedanke, dieser göttliche Funke, das: „Ich will," fliehet es nicht von oben herab und zeugt von etwas, das dem Menschen, getrennt von aller andern Natur, eigen ist" (III. 320)! Und im Jahre 1825: „Der Mensch hat Gefühle, die über sein gegenwärtiges Sein hinausreichen" (III. 434). —

Während er dann noch 1788 die Worte niederschreiben konnte: „Wäre der Wahn von einem Gotte dem menschlichen Geschlechte nicht so bequem, — das Menschengeschichte würde sich schon lange zu reinen Ideen der Wahrheit haben herausarbeiten müssen" (III. 231), so versichert er uns doch späterhin: „Ein Gedanke ist mir diesen Morgen (am 5. Mai 1813) beim Aufstehen gar mächtig durch die Seele gegangen, daß nämlich die Guten fast immer Ursache finden, sich des Lebens zu erfreuen; es waltet doch ein guter Geist über uns" (III. 399), und 1828: „Man sage, was man will, — aber ein Geist schwebt in diesem Universum, der sich jedem nach seiner Art bekannt macht, der ihn erkennen kann oder will" (441). Noch bestimmter dann 1830: „Wenn wir Gott in allen seinen Werken lieben und bewundern müssen, so ist es ohne Zweifel nicht minder in dem, was wir die moralische Ordnung der Welt nennen möchten. . . Was die Alten Schicksal nannten" (was K. selbst nicht selten so benannte) „liegt zum Theil darin verborgen. Es ist die geheime Gottesregierung, wenn ich sie so benennen darf." . . „Ein Geist beherrscht das Ganze. — Dieser ist der wahre schaffende Geist." — Ja er findet es sogar „unbegreiflich, wie denkende Menschen an dem Dasein eines unendlichen Wesens, das diesen Weltraum erfüllt, noch zweifeln können" (III. 444 ff.). Im folgenden Jahre schreibt er sogar: „Gott kann keinen bestimmten Raum erfüllen; er ist und umfaßt das Ganze" (449)! Die letzten Zeilen endlich, die er am letzten Tage des Jahres 1833, wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben, bezeugen, daß er mit dem Glauben an ein göttliches Walten im menschlichen Leben geschieden. „Die Hand eines bestimmten Schicksals, — schrieb er, — so verborgen sie auch wirken mag, zeigt sich auch genau, sie mag nun durch äußere Wirkung oder innere Regung bewegt sein; ja, widersprechende Gründe bewegen sie oftmals in ihrer Richtung. So verweilt der Lauf ist, so zeigt sich doch immer Grund und Richtung durch" (III. 452).

Indem wir hiermit andeuten versucht haben, wie Knebel in drei Lebensstadien, — man könnte vielleicht jedem derselben dreißig Jahre vindiciren, — jedes Mal ein treuer Spiegel seiner Zeit gewesen, erst eines zum Moralisieren sich hinneigenden Protestantismus, dann eines nach vollem Selbstgenügen trachtenden antiken Naturalismus, zuletzt einer aus Natur und Freiheit wieder erstehenden religiösen Tendenz, — hoffen wir, sowohl die historische Bedeutsamkeit dieses Mannes als den Hauptwerth der vorliegenden Sammlung bemerklich gemacht zu haben. — Knebel war weder Poet, noch Philosoph; aber er war eine lebenswürdige Persönlichkeit, mit offenem Sinne für das Schöne, von Natur ungemein wohlwollend, sein ganzes Leben hindurch strebend nach Erkenntniß und Verbreitung allvollendender Wahrheit. Für Mittheilung seines Nachlasses und Reisetagebuchs verdienen die Herausgeber, für schöne Ausstattung des Mitgetheilten verdient der Verleger unseren aufrichtigen Dank. —

5.

Litteraturbriefe an eine Freundin.

1.

(Einführung.)

Sie wünschen, liebe Freundin! ich möge von Zeit zu Zeit Ihnen Kunde geben von den Schreibern, die ich in Ruhe- oder Feierstunden zur Hand nehme, um meinen von Krübeln und Nacharaben ermüdeten Geist zu erfrischen oder, wie man zu sagen pflegt, abzuspannen. Und Sie wünschen selbsterlei Mittheilungen, weil Sie wissen, wie von ganzem Herzen ich dazu bereit bin, und wie es meine größte Freude ist, Ihre Wünsche zu erfüllen. Sie wünschen es aber auch, weil Sie wissen, daß Sie hierdurch meinen Ruhestunden jenen Reiz verleihen, den das Gedenken an freie Lieben so magisch über unsere Einsamkeit verbreitet, wie wenn in stiller Abendstunde der sanfte Glanz des Mondes unsere Umgebungen mild erheitert und bald Erinnerungen an schöne längstverflossene Stunden weckt, bald süße Hoffnungssträume von künftigen, seligen Tagen an uns vorüberschweben läßt.

Ja, meine — liebe Freundin! will ich Ihnen über Alles schreiben, was ich in jenen Stunden lese, und ich freue mich nun erst recht auf diese Ruhezeit, weil ich jetzt jedes Schöne und Anmuthige, dem ich im Lesen begegne, doppelt und dreifach in dem Gedanken genieße, daß ich eine Blume oder doch einige wohlriechende grüne Blätter gefunden, die mir auf Ihrem Weg zu streuen, oder in einen bunten Strauß gebunden auf Ihre Arbeitstische hinanzustellen vergönnt ist.

Aber es ist schon eine uralte Klage, daß es keine Rosen giebt ohne Dornen, und sowohl der viertheilige Wagen der Aepcis (*aconitum*, char de Vemon), als der prächtige Fingerhut (*digitalis*) bergen tödtliches Gift.

Wie nun der Eifer der Rose uns oft verassen macht, daß wir auch der Königin der Blumen nur mit Vorsicht nahen dürfen, und wir es auch je-
nen anderen Blumen nicht ansehen, daß sie mit so süßen Gedanken um-
gehen, so mag es mir wohl bezaubern, daß ich angezogen durch schöne Na-
men, oder verlockt durch den süßen Duft, den einzelne angepriesene Zie-
len verbreiten, — mit Schwestern zur Erholung wähle, deren Dornen mich
verwunden, deren Odem mir Herz- oder Kopfweh bereitet. Soll ich
dann nicht allzulange schweigen, dann müssen Sie mir wohl gestatten,
auch solcher Schwestern zu gedenken — und meinen heiteren, freudigen
Mittheilungen so Klagen, wie Warnungen und Rügen zuzugesellen.

Geben Sie sich aber nicht der Versuchung hin, als würden auch
meine Briefe in jene eitle, herzlose Nüchternheit verfallen, die leider nur zu
sehr an der Tagesordnung ist. Denn — freilich gleichen manche Recen-
senten zu sehr den Spinnen, die, selbst nur die giftigen Dünste ihrer Um-
gebung einsaugend, die Schriftsteller mit schimmernden Fäden umspinnen,
um von ihrem Marke sich zu nähren. Auch die Spinnen sind zwar
Gottesgeschöpfe — und die fleißige, heuigsammelnde Biene durchdringt
mit kräftigem Flügel das trügerische Gespinnst; aber wir wollen doch lie-
ber mit den Bienen auch aus giftigen Blumen Honig sammeln, als mit
den Spinnen die unschuldigen Ephemeriden tödten. — So sollen Sie mich
stets bereit finden, das Gute und Schöne überall dankbar anzuerkennen,
wo es mir immer bezaubern mag, wie rauh und schwer auch die Schale sei,
die den süßen Kern umgiebt. — Der scharfe, strenge Luftzug der Kritik
ist wohl unentbehrlich, um die Atmosphäre zu reinigen, und gerechtfertigt
ist der Witz, der den Dünkel und die Anmaßung trifft; — aber die
Nähe des Allerhöchsten selbst thut sich nur kund durch das liebe Gesäusel
der Lüfte, deren Odem die Gefunden erheitert, die Schwachen stärkt und
selbst den verglimmenden Docht wieder hell ausleuchten läßt.

Auch bin ich schon zum voraus Ihrer Zustimmung gewiß, wenn
ich gestehe, daß ich nur demjenigen eine Befugniß zum Tadel zuschreibe,
der sich bereit zeigt, zu leben, was nur irgend an dem Gestalteten zu loben
ist. Tadel thut weh, wenn er nicht aus gutem Herzen kommt, und sel-
ten bessert Strafe, wenn nicht die Hand der Liebe in ihr erkennbar ist.
Aber die Liebe erinnert den Lebenden an das Wahre, das in ihm lebt,
den Lebenden an das Gute, das er vollbracht hat oder doch vollbringen
konnte. So wird nur durch Wohlwollen und Wohlthun das Recht zum
Tadeln und Wohlthun erworben, oder vielmehr der weithuende Stachel
des Tadelns durch die bewiesene Wohlmeinung gebrochen.

Darum wünschte ich auch, daß in Deutschland, wie dies in Frank-
reich geschieht, mehr und immer mehr für Frauen geschrieben würde;

denn ich meine, das harte, tiefe und darum auch unschöne Wort müsse dem Manne auf der Zunge erbleiben, wenn er weiß, daß er zu einem Kreise lieblicher und lieberlicher Zuhörerinnen spricht. In jedem weiblichen Herzen aber flammt oder glimmt doch schon das göttliche Feuer der Mutterliebe, die sich immer und überall des Leidenden, des Bedürftigen annimmt und, wo sie nicht selbst helfen kann, ein gutes Wort für ihn einlegt, und wo auch dies nicht gelattet, zum wenigsten durch einen Blick des Mitleidens sein Loos zu mildern sucht. —

— Die Mutterliebe ist jene heilige Macht, welche, wie ein Lichtstrahl die harte Rinde des Herzens durchdringend, den in das Tiefinnerste zurückgebrängten Liebesfunken wieder ansacht, der dann die Wangen des strengen Richters mit heiliger Schamröthe färbt und seinen Ausspruch, der nur strafen wollte, in freundlich besternde Ermahnung wandelt. Das ist der Oberub, der nicht mit flammendem Schwerte den Eingang in das Paradies verwehrt, sondern mit liebeleuchtendem Blicke vor dem Austritte aus demselben warnt und mit geheimem Zauber in dem Manne den Sehn der Mutter erweckt, unter deren Herzen er zueht, unter deren selbstvergeßender Pflege er erwachsen. . . Ja, daß ich es nur geschehe, wenn mir der Geist der Frauen fast nur als Widerhall des männlichen Geistes, so erscheint mir jede wahre Liebe des Mannes fast nur als Nachklang der weiblichen Liebe, deren Ursprung und Vollendung die reine, gottentflammte Mutterliebe ist. Der geistige Lichtstrahl aber und die entgegenwallende Liebeswonne vermählen und vereinigen sich — und erzeugen die unvergängliche Blüthe des schönen und seligen Lebens! — Wohl heimat der Mann herrliche Werke hervor und vollbringt bewunderungswürdige Thaten; aber nur den Frauen ist es wahrhaft zu bewundern ursprünglich gegeben. Bewundern ist sich selbst vergessen, sich selbst verlieren in dem Vollkommenen, das uns als ein Aepferlein entgegentritt, und nur, wer wahrhaft lieben kann, kann auch wahrhaft bewundern. Wahrhaft lieben aber, mit ganzem Herzen, aus ganzer Seele lieben, ist der Frauen eigenthümliches Leben, und Schwester-, Gatten- und Mutterliebe sind die drei Stufen dieses Lebens, die drei Weihen, durch welche sie, erst Lehrlinge geworden, dann auch zur Gesellen- und Meisterschaft im heiligen Oeden der Liebe sich erheben. Und auf jeder Stufe behüten und nähren sie das heilige Feuer, welches alles Werdens Ursprung ist, und nur mit Aufhebung der wahren Weiblichkeit überschreiten sie die geheiligte Schwelle seines Tempels. Mag man jenes Feuer nun Isis, Vesta, die große Mutter oder Natur und Sophia oder Gottes Weisheit nennen, immer ist es jene göttliche Liebe, welche sich ganz in die geliebten Wesen versenkt, welche

jedes Wesen in seiner Eigenthümlichkeit hegt und pflegt, welche es an seine Unvollkommenheit nur erinnert, um ihm zu seiner Vervollkommenung hülfreich beizustehen, — diese Liebe ist es, deren Sacramente die Frauen verwalten, — in deren Mysterien der Mann nur durch ihre Priesterinnen eingeweiht wird, mag diese nun als seine Mutter, sein Weib oder seine schwefelische Freundin — oder, wenn die Sterne ihm über Alles gütig sind, in jeder dieser drei Gestalten — ihn begrüßen!

So sind also die Frauen die Priesterinnen der Liebe auf Erden, und ich erkläre mir hieraus, warum schon ihr bloßes Erscheinen besänftigend, begütigend und bestiebend wirkt. Ihr eigenstes Wesen ist Hingebung, und darum auch sind sie schön; denn weibliche Schönheit ist nichts anderes als sichtbar gewordene Hingebung, als Offenbarung der Liebe, als Aeußerung der Güte, welche den Anschauernden mit Lieblichkeit und Wonne überschütten möchte. Sie ist ein völliges Sich-Hingeben, ein Sich-Anschmiegen, ein Befestigen-Wollen, eben wie der Haß auch kältilich und abstoßend ist. Wie aber die Nacht mit ihren Schrecken vor dem erfreuenden Tageslichte entflucht, wie der Böse sich vor dem leuchtenden Blicke der Unschuld verbiegt, so verstummt auch die gehässige Rede vor dem Antlitze der Liebe, und das Häßliche verhält sich von Scham ergriffen bei Erscheinung des Schönen.

Darum, — und hiermit lassen Sie mich für heute schließen, — darum wünschte ich, daß auch in Deutschland immer mehr und mehr für Frauen geschrieben würde, und es sollte mich innig freuen, wenn diese Zeilen, — nachdem sie sich vor ihrer freundlichen Gebieterin verneigt und von ihr, als dem einzigen — von dem Schreiber derselben als berechtigt anerkannten, Censor das Imprimatur erhalten, — zur Verwirklichung jenes Wunsches ein Scherlein beitragen könnten. —

2.

(Fr. Kückert.)

Soll ich es für einen bloßen Zufall halten, daß der erste Name, den ich Ihnen zu nennen habe, der Name eines Dichters ersten Rangs ist? Oder muß ich es nicht als eine freundliche Fügung erkennen, daß Ihr Wunsch und seine Gabe sich gerade bei mir begegnet? Würde ich doch, auch wenn Sie Ihren Wunsch verschwiegen, es nicht haben lassen können, Ihnen mit der frohen Botschaft entgegen zu eilen, daß es unserm

durchlauchtigen Freimund Raimar. — so heisst er im Paradiese der Poesie, aber Friedrich Rückert in der prosaischen Welt, — dass es diesem Dichterkürken gefallen hat, uns mit einer Sammlung von Gedichten zu beschenken, die er seit einer Reihe von Jahren hier und dorthin gestreut hatte. So sind nun, — um von dem Herrlichen mit seinen eigenen Worten *) zu sprechen :

„Die tausend Liebesfunken im Haur
Sind in der Sonne Feuerbild geschwunden,
Und der zerstreute Glanz der Blumenflur
Ist in der Rose Strahlenfranz verbunden.“

Gewiss sind wenige Blüten dieses Kranzes Ihnen unbekannt geblieben : denn der Sinn für das Schöne ist wie die Wünschelruthe in der Hand eines frommen Sonntagskindes, welchem auch die unter taubem Hirslein versteckten lebendigen Quellen nicht verborgen bleiben, und alles Schöne wird durch Wahlverwandtschaft zu einander hingezogen. Aber wie „die Liebe eine ewige Wiederholung ist,“ so werden wir auch des Schönen, in welchem die Liebe sich stets von neuem offenbart, niemals müde, und wir heuchen mit immer gleichem Entzücken dem Liebe der Nachtigall, obgleich sie nur dieselbe Liebesklage wiederholt, die wir schon in so manchem Frühlinge vernommen. Und wenn wir überwältigt von ihrem schmerzlichen süßen Gesange in tiefster Seele das Unausprechliche ahnen, das der liebende Sänger völlig auszusprechen vergeblich eint und darum immer tiefer, immer schmerzlicher klagt, — dann freuet es uns, und wir athmen wieder leichter auf, wenn wir einen Freund gewahren, der, herrchend, wie wir, — wie wir von dem schmelzenden Liebe ergriffen, — gleichen Schmerz und gleiche Lust mit uns empfindet. Und sähen wir keinen solchen Freund in unserer Nähe, wie würden erst dann solchen Genusses wahrhaft freub werden, unser tiefbewegtes Herz würde erst dann zur Ruhe kommen, wenn, was wir mit dem nicht gegenwärtigen nicht theilen konnten, wir dem entfernten — so gut wir es vermöchten, mitgetheilt hätten.

So mögen denn auch Sie, meine liebe Freundin, mir vergönnen, mit Ihnen von den Liedern unseres Freimund's, und von der Freude zu sprechen, die ich bei ihrem wiederholten Durchlesen empfunden, wenngleich Sie wohl schon die meisten jener Lieder kennen und auch die Gefühle Ihnen nicht unbekannt sind, die sie als Wiederhall in meinem Innern hervorgerufen.

Der allem aber lassen Sie mich unseren Sänger wiederholt als ei-

*) S. 133 der „Gesammelten Gedichte“ (Erlangen, Verlag von Karl Heyder. 1834. 436 S.)

nen Dichtersfürsten begrüßen, denn einer Krone ist würdig, und schon wirklich trägt dessen Haupt die Krone, der in der That mit mächtiger Hand ein ganzes Land beherrscht und der den Scepter führt, um — so weit er reicht, nur Fried' und Freude zu verbreiten. Er ist ein Fürst, ob Keiner auch sich huldigend und dankbar vor ihm neigte. Er ist ein Fürst, weil Macht und Güte ihm zur Seite stehen, weil von den Göttern Kraft und Liebe zum Herrschen und Beglücken ihm verliehen. Er ist ein Fürst, weil er das Herrlichste und Beste vereint in seinem Innern trägt, das zerstreut in den Herzen seiner Untertanen lebt.

Ist aber die Poesie ein Reich, sind Gedanken, Bilder und Gefühle dieses Reiches Schatz und Fluxen, ist Sprache das gemünzte Geld, durch welches der Schatz der Krone in Aller Hände kommt, ist dann unser Freimund Raimar nicht mit Recht ein Fürst jenes Reiches zu nennen?

Oder wer hegt edlere, erhabnere Gedanken als Er? Wem strömen reichlicher die treffendsten und schönsten Bilder zu? Wem steht eine größere Fülle der lieblichsten und überraschendsten Gleichnisse zu Gebote? Wer bewegt sich freier auf der ganzen Himmelsleiter der Gefühle, aufsteigend von den kindlichsten, naivsten, fast kindisch spielenden — bisempor zu der erhabensten, göttlichsten — ich möchte sagen — gotttrunkenen Begeisterung! Wessen Mund hat Lieb' und Freiheit herrlicher besungen, wer herrscht freier über seine Sprache, wer endlich ist des Reimes und des Wohlklangs Meister — wie unser Freimund Raimar?

Wenn aber schon der ein Fürst zu nennen, der auch nur eine kleine Strecke Landes wahrhaft fürstlich beherrscht, wie viel mehr derjenige, dessen Scepter alle Berge und Ströme überreicht, in dessen Reich die Sonne niemals untergeht, weil es vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen hin sich ausbreitet? Ein solcher Fürst aber ist unser Sänger, und seine Werke sind die unbestreitbaren und unvergänglichen Ueakunden seines Abels und seines Herrscherthumes.

Rückert's Werke geben Jedem, der Augen hat, zu sehen, und Ohren, um zu hören, es deutlich zu erkennen, daß derjenige, der sie hervorgebracht, wie ein wahrhafter Fürst — ein Herz hat für alle Herzen und einen Geist für alle Geister. Eindringend in jedes Volkes Eigenthümlichkeit, sich hineinfühlend in seine Gefühlsweise, seine Sinnes- und Bildungsart, weiß er auf seiner Leiter die mannichfaltigsten Tonwerkzeuge nachzuahmen, die verschiedenartigsten Stimmen und Gesangsweisen nachzubilden.

Eich freundlich herablassend zum einspibigen, beschränkten Chinesen, preißt er mit ihm die düstige Pfirsichblüthe und den Schimmer des

Mondes und weicht uns in seinem Schilling in die ganze arme Seligkeit jenes fast kindisch gewordenen, greisen Volkes ein.

Dann entfaltet er in der rührenden Geschichte von Nata und Damajanti das wunderbar künstliche Gewebe altindischer Sprache und Dichtung und bewährt durch eine schön-gelungene Nachbildung ihrer reich in einander verschlungenen Worte die uralte Verwandtschaft der beiden großartigsten, gemüthvollsten Völker der Erde.

Wenn nun auch der Völker- und Bildungsstrom vom Himalaya herab sich in drei getheilt nach Westen hin verbreitet, so verläßt unser Sänger doch keine dieser Strömungen. In lieblichen Ghafelen stimmt er persische Minnelieder an und besingt mit Nisami Iskander's Heldenthaten. Aber er preist auch den Wein und berauscht sich in andachtvollem Entzücken mit Hafiz, — und versenkt sich hemmensingend mit Dschelal- ed- din- el- rumi, Al- Mahmud und Mewlana Dschami in das allerschaffende, alldurchdringende, allumarmende göttliche Liebesmeer, in welchem nichts nah noch fern, nichts groß, nichts klein, nicht Ich und Du mehr ist. . .

Aber wie die so fromme als liebeiche Leech aus dem Aether, in den sie jubelnd und gottverherrlichend aufgestiegen, ihre auf der Erde im blühenden Weizenfeld zurückgelassenen Lieben nicht vergißt, sondern rückkehrend — mit anmuthiger Geschwätzigkeit ihnen die heißen Sommerstunden verkürzt, — so entleigt auch unser Sänger den Höhen geheimnissvoller Begeisterung und wiederholt dem begnügten, allergastfreundlichsten Araber bald seines Volkes alte Lieder*), bald Hariri's unermüdlche und nie ermüdende Makamen. Doch läßt er auch von diesen üppig fortrankenden Blumengewinden sich nicht verstricken und zurückhalten, sondern erhebt sich bald wieder mit Ruten- ebbi über die reichgeschmückte Erde in das sonnige Blau des Himmels und athmet Lichte und Aether, um mit gestärkten Schwingen noch kühneren Flug zu wagen.

Denn auch mit Abraham will er weiter nach Westen vordringen und sucht mit ihm einen höheren Gott als Brahma. Und er vernimmt Jehovah's Donnerstimme auf Sinai und sinkt anbetend nieder vor dem, der da war und da ist und da sein wird. Aber glücklicher als Moses, erreicht er das gelobte Land und ergießt seinen Dank in feierlichen Psalmen, läßt mit Salomon hoher Weisheit Sprüche**)

*) Die Hamäsa.

**) G. u. o. die „angereichten Perlen“ in den gesom. Söhnen.

vernehmen und verkündigt dann mit den Propheten *) dem oft vergeblich gewarnten Volke Jehovah's großen Zorn, aber auch sein noch größeres Erbarmen.

So hat unser Sänger, wie Krishna, alle Mufen des Orients an sein liebgeglühendes Herz gezogen, und drei duftige Kränze östlicher Rosen, die er auf Kama's Altar niedergelegt, bezeugen der Nachwelt, daß seine Liebe nicht unerwidert geblieben.

Aber wie er selbst es und sagt **):

„Die Lieb ist höher als was Du liebst;
Und wie sie Die irdisch erscheine,
Und was Du ihr da für Namen giebst,
Sie selbst ist himmlisch nur Eine.“

Darum vermochte auch keine der östlichen Mufen ihn bleibend zu fesseln, und als er auf seiner Wallfahrt nach jener himmlisch Einen bis an das Mittelmeer gelangt war und an Phöniziens Ufer die leuchtenden Spuren Europa's entdeckt, der Tochter des Phönix, die eines Gottes Liebe nach dem Abendlande entführt hatte, da trieb die Sehnsucht ihn, ihr zu folgen, an, und gesangliebende Delphine trugen ihn — einen zweiten Acton — an Hellas ewig heitere Gestade.

Und freundlich grüßend trat dem Rosenbekränzten Aurora ***) entgegen in des jugendlichen Welttheiles Namen, dessen Morgenroth eben über Griechenland an'surgangen war. Denn von ferne schon hatte sie aus seinen Augen jene reine, Orphische Begeisterung angeleruchtet, welche, in allen Herrlichkeiten der Natur den verborgenen Gott und seine alldurchwaltende Liebe erkennend, durch lieberwiedernde, tiefergreifende Hymnen selbst Räume und Zeiten rühret und mit sich fortreißt in rhytmischer Bewegung. Der Sänger aber erkannte in Aurora die Eine wieder, die im fernsten Osten als Tochter des Himmels und der Erde ihm erschienen war, dann als Wiedergeborene aus Brahma's und Wajra's Einigung, und zuletzt als Tritogeneia aus des Sonnengottes und der heiligen Nacht Vermählung. In Hellas nun hieß sie Hyperion's und Theia's Tochter; — aber in Wahrheit war Hyperion der geistigen Sonne Gott — Apollon, und Theia — die göttliche der Meerennacht entfliegene Aphrodite, und somit Aurora: des Gesanges und der Schönheit erste Blüthe, des Lichtes Rose und der Rose Licht, des Schönen Seele und der Seele Schönheit, der Geist der Sichtbarkeit und die

*) D. hebr. Prophet., übersezt von Fr. Müllert. 1ste Lieferung 1831.

**) Gesam. Ged. S. 272.

***) E. die griechischen Tageszeiten in den ges. Ged. S. 11.

Siebarkeit des Geistes. Eben so ist unser Sänger kein anderer als jener Königssohn Tithon, dessen Umarmung die Göttin an jedem Morgen theilt, um ihres Geliebten Lebensweg mit immer frischen Rosen zu bestreuen.

Sie werden mich nun wohl fragen, liebe Freundin! welche Lieder ich Ihnen als singende Zeugen dafür anführen kann, daß auch das schöne Griechenland zu unseres Dichtersfürsten Reich gehöre? Doch nein, Sie fragen mich nicht; denn Ihr Auge ist zu hell und klar, und zu geübt ist Ihr Scharfblick, um auch in neuen, fremden Formen den alten griechischen Geist zu verkennen, den unser Sänger eben so wie anderer Völker Geist sich angeeignet. Aber athmet des Erpheus Muse nicht in Freimund's Hymnen? Ist nicht Ixion in den geharnischten Sonnetten auferstanden? Lebt nicht der heitere Sinn Anakreon's in so manchen zum Vollgenuß der Gegenwart einladenden Gesängen? Hat uns nicht der Dichter in Urania, Aklaja und so manchen anderen Blumensträuschen eine zweite, reiche Anthologie dargeboten, und ist in jenen zwei Dramen, zu welchen das dritte zwar geschrieben, aber leider! noch nicht erschienen ist, — der von glühender Vaterlandsliebe geschürte und — ich möchte sagen — erbitterte Wig des Triophanes zu verkennen? Meines Bedünkens, theure Freundin! verhält es sich mit diesen Gedichten wie mit Niobe's unselbstlicher Iphigenia. Weder Sophokles noch Euripides konnten zu ihrer Zeit sie dichten; aber wenn Sophokles im deutschen Aethen wieder auferstanden wäre, würde er die blühende Jungfrau als seine rechtmäßige Tochter anerkannt haben.

So ist Freimund Raimar ein deutscher Grieche, wie er ein abendländischer Orientale ist. So auch hat er sich den Geist des Mittelalters angeeignet, ist Minnesänger in Deutschland, erzählte in Frankreich die wunderbare Geschichte von Flor und Blanche, reiste in Italien mit Petrarca. Ariost und Tasso haben in seine Hand den Zauberstab gelegt, mit welchem sie die Sprache in Musik, den Gesang in ein blühendes, duftiges, leicht hinflatterndes Gewand ihrer phantastischen Gestalten verwandelt. Und wie ein wahrhaft königlicher Herr bei seiner Umreise jedes Volk seines viel-sprachigen Reiches in seiner eigenen Sprache begrüßt, so spricht auch unser Dichtersfürst in der Provence in Ritornellen und Tenzonen, und in Spanien in Sirventes und affonirenden Romanzen.

Haben wir aber den königlichen Sänger, der, wie Dionysos: Dithyrambis mit Halm und Rebe, so — mit Poesie und Liebe sielreich die Welt

durchzogen, auf seiner friedlichen Eroberungstreife vom gelben Strome im äußersten Osten über den Himalaya und Kaukasus und Sinai bis auf den Clomp und von hier nach kurzer Rast durch ganz Europa hin bis zu den Säulen des Herkules begleitet, dann wird er uns auch gestatten, in seiner eignen Heimath, in unserm deutschen Lande, — wo er seine Hofhaltung bleibend aufgeschlagen, ihn zu besuchen, und in dem Kreise der Seinigen, denen er sich im höchsten Glanze, wie in traulichster Natürlichkeit zeigt, als ein Angehöriger zu verweilen.

3.

(R ä d e r .)

In meinem letzten Briefe, liebe Freundin! habe ich Ihnen fast nur die Namen der Länder und Völker genannt, welche zu dem Reiche unseres Dichtersürsten gehören. Ich bin hierbei von China ausgegangen und habe Sie über Griechenland bis nach Iberien geführt, um von dort aus in des Dichters Heimath zu längerem Verweilen einzukehren. Es wäre aber, — das sehe ich erst jetzt und zu spät ein, vielleicht besser gewesen, wenn ich einen fast entgegengesetzten Weg eingeschlagen; — wenn ich nämlich Ihnen anschaulich zu machen gesucht hätte, wie unser *Friede* m und, von seiner Heimath ausgehend, erst das ganze *Abendlund* in Besitz genommen, dann nach *Asien* übergesetzt und hier, von seiner poetischen Wunschelruth geleitet, bis an das ferne *China* vorgedrungen, um, wie aus Allem zu schließen, von diesem uralten Lande aus den von so vielen vergeblich gesuchten Weg zu erkunden, der nach der *neuesten Welt* hinüber, und durch diese nach der Heimath zurückführen könne. Denn, um Ihnen dies vorläufig und im Vertrauen zu sagen, — unser Dichter strebt eigentlich nach der dreifachen Krone, welche ihm den ganzen *Erdbreis*, mit Allem, was in und über ihm ist, geistig unterthan mache und ihm die Kraft und das Recht gebe, allen Nationen, die da sind und waren und sein werden, seinen poetischen Segen zu ertheilen.

Hätte ich nun den eben zuvor angedeuteten Weg eingeschlagen, dann würde ich Sie zunächst an die liebliche *Amarellis* *) erinnert haben, mit welcher unser Dichter schon im Jahre 1812 seine poetische Lauf-

*) *Amarellis*. Ein ländliches Gedicht, geschrieben 1812 von Fr. Möderk. (Frankfurt a. M. 1835.)

bahn als Kronprinz, — denn damals lebte Götche noch, — eröffnet.
Sofort war dann der kinderfreundlichen Mährchen zu gedenken, die er
im folgenden Jahre „seinem Schwesterlein zum Christtage geschrieben“).
An diese reihten sich seine deutschen Gedichte**), in denen er,
— den engeren Liebeskreisen entwachsen, — sein Volk beklagend,
preisend und ermutigend, das tiefste Mitgefühl für seines Vaterlandes
Schmach, Elend, Sieg und Ruhm in kräftiger Rede kund gethan. Zu
zeigen war demnachst, wie in den folgenden Jahren —

„Ein Quell gedrängter Lieder
Sich ununterbrochen neu gebat, —“

wie der Dichter immer größere Lauberkreise um sich her beschrieb, wie er
bald als Schwan im milden Scheine des Mondes auf dem wunderreifeen
See der Liebe dahinsuhr, die Flügel von unendlicher Sehnsucht geschweilt,
— bald als Adler mit uetkräftigem Flügelschlage zur Sonne sich auf-
schwang, wovon sowohl „Flor und Blankflor,“ als „Edel-
stein und Perle“***), „der Kranz der Zeit“ †) und noch
so vieles Andere uns das Gedächtniß aufbewahrt haben.

Aus diesem Kranze der Zeit aber war besonders der Bau der
Welten ††) in Erinnerung zu bringen; denn in diesem Gedichte, —
wie in der Zeit, zu deren schöneren Kranzblüthen es gehört, — ergoß sich
schon ein Erdben, welches die engen Vaterlandsgrenzen weit überreichte.
Im Grunde nämlich war es das Streben, die gesammte Weltge-
schichte zum Weltgedicht zu verklären. Zur Erscheinung aber
kam damals nur ein poetischer — Torso; — zwar auch so ein stolzer
Bau wie der kölnische Dom, der aber nicht in einer versöhnenden, lieb-
einigen Kuppel sich vollenden konnte, weil seine Fundamente, wie die des
Vaticans, mit unverföhntem Bruderblut †††) verkleidet waren. Cain,
Romulus und Judas und zu unterst der von Anfang Arge — rüt-
telten, von des Baumeister Laß gebrochen, doch nicht getödtet, — immer
von neuem an den prächtigen Säulen, und da auch der Dichter — noch
unbedacht — auf diesen Grund seinen Weltbau gestützt, so mußte er ihn
unvollendet — der Verwitterung Preis geben.

Nun wäre aber weiterhin anzudeuten gewesen, wie wohl das Un-

*) S. 406 ff. der gesam. Ged.

**) Deutsche Gedichte v. Freimund Raimar. 1814.

***) S. ges. Ged. S. 129 ff. (1817.)

†) Stuttg. u. Tübing. 1817.

††) S. 372 — 381.

†††) S. Kranz der Zeit. Th. II. S. 275.

genügen mit jenem Baue, der fast nur aus mosaïsch - christlich - germanischen Materialien aufgerichtet war, und der Schmerz, ihn unvollendet lassen zu müssen, unseren Dichter — wie sein Volk — über das gesammte Abendland hinaus nach dem Orient geführt, um sich „Bausteine zu einem Pantheon *) aufzulesen, dessen Lichtgedanke, wie ein Silberblick der tiefaufgetragten Zeit entstieg, zur Gestaltung und Ausföhrung des vertrauteren Umgangs mit allen Göttern der Menschheit bedurfte.

Nachdem ich dann erzählt, wie der erlauchte Reisende in den poetischen Paradiesen des Morgenlandes einer emsigen Biene gleich herumgeschwärmt, hätte ich ihn meiner lieben Freundin auch zeigen müssen, wie er mit dem Honig von tausend Blumen, aber auch — mit dem goldenen Wachs für die Zelle einer Königin zurückgekehrt; — wie er in ein und demselben Jahre die Welt in die Geheimnisse der orientalischen Blumenwelt einzuföhren angefangen **), in welchem er selbst von derjenigen, in deren Namenszuge er

„Liebe, Unschuld, Inbrunst, Sitte, Ehre ***)“

schön verbunden fand, — in die heiligsten Geheimnisse innigster Herzeinigung eingeweiht worden. Ich müßte Sie an jenen einzigen Liebeserzählung †) erinnern, von welchem der Dichter selbst so schön, wie treffend sagt:

„Hier sind zwei in Liebesthust
Eins und thun's einander kund;
Ich empfind' aus ihrer Brust,
Und sie spricht durch meinen Mund ††).“

Ich müßte Ihnen aber auch das Bild derjenigen vorführen, um deren reine Schläfe unser Dichtersfürst das fürstendräutliche Diadem gewunden, und die er selbst uns entschleiert vor Augen stellt, wenn er in trunkenen Begeisterung ausruft:

„Welche Helldenkbarkeit der Liebe,
Welche Stille muthigen Entschlusses,
Welche himmlisch irdenschwung'nen Triebe,
Welche Gottbegünstigung des Ertragens!

*) E. die gesam. Ged. S. 3 — 139.

**) Deßliche Rosen. 1821.

***) Fünfter Strauß, Blüthchen XXXVIII, in den ges. Ged. S. 387.

†) Fünfter Strauß, Blüthchen XXXVIII, in den ges. Ged. S. 199 — 406.

††) Ebend. S. 403.

Welche dich : Erhebung, dich : Ernied'ring,
 dich : Entlaftung, völl'ge Hin : sich : gebung,
 Tiefste ganze innige Erweich'ung,
 Seelenaustrausch, Ineinanderlebung*)."

Und —

„Diese Hark Gottes, die
 Dies mein Herz mit sich versöhnet,
 Ihm mit ew'ger Liebe
 Liebe — Liebe — Liebe thnet!

Dieses Pfalter, das allein
 Vorbild sei für Freimund's Lier,
 Alle Welt zu laden ein
 Zu der ew'gen Liebesfeier**)."

Eben nun aus dieser freudigen Verehrung der Geliebten würden Sie dann auch die schöne Klage verstanden haben, welche der Seligverlebendete inmitten des Liebesfrühlings uns in dem Ausrufe vernehmen läßt :

„Ach, was frommen diese Lieder,
 Die so kurz und flüchtig sind?
 Immer, daß es ende wieder,
 Fürcht' ich schon, wie eins beginnt.

Kost ein großes mich beginnen,
 Einen ew'gen Zauberbann,
 Der nie nicht här' eh' zerinnen,
 Bis mein Leben d'rin zerann***)."

Dieses fürstliche Vergnügen mit den Liedern, in denen er nur die Doppelseitigkeit des Einen zu sich selbst gekommenen Herzens feierte, — dieser Schmerz und diese Sehnsucht nach „einem ew'gen Zauberbann,“ sie waren es, welche unseren Freimund nun wieder zu neuen Wanderungen antrieben, von denen er nach und nach alle jene poetischen Kleinodien zurückgebracht, deren ich in meinem vorigen Briefe gedacht habe.

So hätte ich Ihnen, theure Freundin! unseren Dichtersfürsten zeigen sollen, wie er zuerst als Jüngling von spielender Liebe zu seiner Amantess ergriffen, dann aus Liebe zu seinem Vaterlande in Harnisch gerathen und gegen die Lieblosigkeit des fremden Tyrannen und seiner Eiteliten mit liebeglühendem Hasse gekämpft; wie er aber, nachdem seines Volkes entzweite Brüder, durch Veröhnung erstarkt, sich einen glorreichen Frieden erkämpft, nur aus Liebe zu ihnen in das Morgenland gezogen

*) Liebesfrühl. Dritter Strauß. 59tes Lied. (Hef. Ged. S. 305.)

**) Abend. 30tes Lied. (S. 283.)

***) Abend. 24tes Lied. (S. 271.)

gen; — wie er alle Perlen und Edelsteine, die er aus jenes Ophir's Schachten im Schweiße seines Angesichts gewonnen, mit fürstlicher Freigebigkeit ausgetheilt; wie er dann, als seinen Beruf erkennend, Gottes

— „Liebesevangelium
 Zu predigen der Welt, —
 — zu seines Lebens Lohn“
 Die Liebe seiner ew'gen Braut empfangen,
 „Und Kraft dadurch, im heil'gen Ton
 Nun erst einherzugieh'n“^{*)};

wie er nun aus Liebe zu Braut und Volk und zu der göttlichen, all-
 durchwaltenden Liebe selbst, und ausgerüstet mit ihres heiligen
 Geistes Kraft — von neuem in die Fremde gezogen und, den mühseligen
 Weg durch die Wüsten und Dornen der Sprachforschung nicht scheuend,
 aus allen Fundgruben des Orients die kostbarsten Bausteine zu einem
 künftigen Pantheon zusammen getragen, das er in seinem Vater-
 lande und für dasselbe erbauen möchte zugleich zur Freude der Menschheit
 und zur Verherrlichung des allerhöchsten, allliebenden Gottes. . . .

Doch, wenn ich Ihnen, meine gütige Freundin, nun offen und
 reumüthig gestanden, was ich Alles hätte thun sollen, dann nehmen Sie
 wohl mit gewohnter Nachsicht dies Geständniß als einen Beweis meines
 guten Willens an, — womit ich — freundlicher Gewährung dieser
 ersten Bitte versichert, gleich eine zweite verbinde, — den guten Willen,
 an den Sie glauben wollen, nun auch für die That selbst gesten zu
 lassen.

So viel indessen hoffe ich selbst in diesen flüchtigen Umrissen ange-
 deutet zu haben, daß Sie kein Bedenken tragen werden, unseren Frei-
 mund Raimar künftighin als einen jener seltenen Dichtersürsten sei-
 end zu begrüßen, welchen von gütiger Vorsehung zugleich Leier und
 Harfe verliehen, jene zur Erquickung und Erfrischung, wie diese zur Er-
 bauung und Versöhnung der Menschen, aber beide auch zu Lob und
 Preis des allmächtigen und allgütigen Gottes. Darum hoffe ich, wer-
 den Sie es natürlich finden, daß ich mich nicht so leicht von diesem gott-
 begeisterten Sänger der Schönheit und Liebe trennen kann, und es gerne
 sehen, wenn ich ihm auch noch meinen nächsten Brief widme.

^{*)} Liebesfrühl. Dritter Strauß, 56. Lied. (Bes. Ged.
 E. 303).

4.

(R ü c k s i c h t.)

Des Menschen Signes ist sein Wollen, doch Gott giebt das
Gediehen und Vollbringen, oder — wie unser Freimund sagt:

„Das Korn von mir, von Gott den Ergen!“ *)

Beim Wollen aber ist zu beachten, daß und was und wie man
will. So wird das Maß der Achtung, die wir einem Menschen
zollen, bestimmt durch die Größe des Gedankens, der ihm vorge-
schwebt, die Innigkeit, mit der er ihn ergriffen, und die Treue,
mit der er an seiner Verwirklichung gearbeitet.

Nun habe ich Ihnen zwar, liebe Freundin, in meinen zwei
letzten Briefen schon anzudeuten versucht, welches, meines Bedün-
kens, der Gedanke ist, der alle anderen Gedanken unseres Dichters
fürsten beherrscht, der gleichsam der edelste Edelstein der Krone ist, die
seine Schläfe ziert. Doch hoffe ich auf Ihre beifällige Zustimmung,
wenn ich jene Andeutungen noch etwas reichlicher auszuführen mir
erlaube.

Der Bau der Welten ist meines Wissens das erste Ge-
dicht, welches dem Hauptstreben unseres Sängers sein Dasein ver-
dankt. Wenn es nun auch unvollendet geblieben und bleiben mußte,
weil der Dichter, damals noch von einem untergeordneten, ich möchte
sagen mittelalterlichen — Standpunkte ausgehend, den unbe-
dingten Zwiespalt nicht überwinden konnte, den er als völlig gültig
voraussetzt, so sehen wir doch auch hier schon den Gedanken unwill-
kürlich — und noch ein Fremdling — hervortreten, der demnächst sich
als des Dichters eigenthümlichster Genius bewährt hat.

Nachdem nämlich über das alte Heidenthum die Klage laut ge-
worden:

Wie „durch's vermirrte Zeugestrüd
Des Störterdunsteswimmels
Drang plötzlich kaum ein heller Blitz
Zum wahren Gott des Himmels,
Der über all den Göttern saß,
Vor denen ihn die Welt vergaß;“

*) Parabel 4, in den gef. Ged. B. 71.

fügt der Dichter, sich selbst so schön untreu werdend, die versöhnenden Worte von diesem wahren Gott des Himmels hinzu:

„Er ließ dem blinden Menschenkind
Das Spiel mit seinen Wibern,
Die, auch wo sie ein Herrbild find,
Doch seine Größe schildern;
Er schloß vor dem verwirrten Eher
Der Götternamen nicht sein Ebr,
Weil alle Namensscharen
Doch eins in seinem waren.“

Dann sagt er von Griechenlands Götterthume:

„Da war aus all' dem Moberdust
Hermwörmer Heidenthume
Gewachsen auf in Himmelsluft
Die allerschönste Blume;
Zwar blühte nur aus irdischem Grund,
Doch die des Höchsten Preis gab kund
Mit ihrem blüh'nden Kerne,
So laut als seine Sterne“ *).

Das, liebe Freundin, war doch wohl das Morgenroth jenes göttlichen Gedankens, welcher demnächst als lichte Sonne im Bewußtsein unseres Dichters aufgegangen, als sich das geistige Licht des Orients mit der Liebesglut der christlichen Braut in seinem Herzen vermählte. So sagt er zu sich selbst in seinem Liebesfrühlinge:

„Anderes Geschäft der Welt
Hast nicht zu vollbringen,
Als die Liebe, die Dich schwellt,
Freudig auszusingen.
Wenn Du Deine Braut geschmückt,
Dein Gefühl ergossen,
Hast Du auch die Welt entzückt
Und Dein Werk beschlossen“ **).

Seine Braut aber schmückt er mit Perlen, von welchen ich hier nur auf folgende hinweisen will:

„Die Liebe saß im Mittelpunkt
Und blickte rings ins Ferne;
Und wo von ihr ein Blick hinsunk,
Erblüh'n am Himmel Sterne.
Hier ist ein neuer Strahl ersprüht,
Und dort erlischt ein Schimmer.

*) E. Kronj der Zeit. 1817. S. 295, 296.

**) Ges. Ged. S. 304.

Der Kranz der Welt ist unverblüht,
Die Liebe blüht noch immer“^{*)}).

Gott aber dankt er, daß er ihm „das laute freie Saitenspiel“ verliehen, sein

„Liebesevangelium zu predigen der Welt,“

und ruft dann festig aus:

„Ich sing' in Deiner Gnade Klang,
Hörcht, wie die Saiten thut!
Die Liebe hat im Sternenkranz
Gott mit der Welt versöhnt“^{**)}.

Auf die'se Versöhnung nun, die er im Momente der Begeisterung als schon vollbracht verkündigt, ist fortan all' sein Dichten und Trachten gerichtet. So giebt er in einem anderen Frühlinge und dem versöhnten den Rath:

„Was Du lieben kannst, mit Lieb' umfasse Du's,
Und was Du nicht lieben kannst, o, lasse Du's.
Ueberlasse Du es dem, der alles liebt,
Was er schuf, und was er liebt, nicht hasse Du's“^{***)}.

So weißt er in der „Ermuthigung zur Uebersetzung der Hamäsa †):

„Dann erst der Menschheit Glieder, die zerstreuten,
Gesammelt sind aus europäischer Herz,
Wird sein ein neues Paradies gewonnen,
So gut es blühen kann unterm Strahl der Sonnen;“ —

Und jedes seiner folgenden Werke läßt diesen Gedanken immer klarer hervortreten und bewähret immer von neuem des Dichters Absicht und seine Treue in deren Vollführung. So sagt er noch in seinem jüngst uns mitgetheilten Vorspiele zum Schi-King:

„Er fühle, daß der Geist des Herrn,
Der redet in verschied'nen Zungen,
Hat Völker, Zeiten, nah und fern,
Durchhaucht, durchleuchtet und durchdrungen,“

und wünscht, daß die Welt erkennen möge:

— — — — — Weltpoesie,
Allein sei Weltversöhnung“ ††).

*) Gesamm. Ged. S. 244.

**) Abend. S. 303.

***) Frühlingsgedanke (Strophe 5), im Trautnantschenbuche von 1825. S. 257.

†) Ges. Ged. S. 48.

††) Schi-King (1833) S. 5 u. 6.

Fragen Sie mich aber, meine wißbegierige Freundin, was dann unser Sänger unter Weltpoesie versteht, und was er in ihrem Dienste zu vollbringen wünsche, — dann mögen statt meiner einige Stellen eines Gedichtes antworten, worin der Dichter u. a. von sich selbst sagt:

„Gegen Nacht und Finsterniß in Kampfesranken
Führ' ich eine Schar von leuchtenden Gedanken.“

„Kommt und heist den Himmel auf der Erde stiften,
Heist den Tod mir tödten und das Gift entgiften.“

„Jeden Baum des Lebens soll mein Hauch belüften,
Und die Schläng' am Stamme soll mein Arm verschmettern.“

„Morgenswinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.“

„Ihr Bewohner Dschinnistan, Peris und Dschinnen,
Baut mir hier ein Wunderschloß mit gold'nen Thüren.“

„Baut mir den Weltpalast mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll schimmern.“

„Baut so viel Zimmer mir, als Nationen;
Jede soll mit ihrer Luß in einem wohnen.“

„Materiel soll Frühlingsglanz an Mäulen weben,
In den Nischen sollen Marmorbilder leben.“

„Und Mufik soll mit den ew'gen Sphärenklängen
Alle Lebensstimmen der Natur versöhnen.“

„O, ihr Geister, um das Zauberchloß den Garten
Pflanzt mit Blumen und Gewächsen aller Arten.“

„Nachtigallen aller Zonen mit den Rosen
Älter Himmel laßt mir zusammen Rosen.“

„O, ihr Götter Hindostans, die ihr in Blumen-
Nischen wohnt, kommt zu euren Heiligtümern.“

„Und Ihr dem Olymp entführten Griechengötter,
Wartet her zu mir auch gegen eure Götter“*)!

Sollten Sie jedoch, wie ich dies Ihrem anmuthigen Muthwillen wohl vertraue, — den Sänger tieffst verstehend und empfindend, — gerade deshalb um nur noch mehr und immer mehr zu hören, mit frommer Nieme mir versichern, daß Sie noch gar nicht wüßten, was unser Dichter unter Weltpoesie verstehe, — dann würde ich, Gleiches mit Gleichem vergeltend, gar nicht thun, als hätte ich Ihr nur halb unterdrücktes schelmisches Lächeln bemerkt, — vielmehr, meinem eigenen Drange folgend, die Gelegenheit freudig ergreifen, noch einige Strophen für Sie, — für mich wollte ich sagen — hier niederzuschreiben, in denen, — wenn je, — die Weltpoesie selbst ihre goldene Harfe uns hat erklingen lassen.

Das Gedicht, welchem ich diese Strophen entnehme, steht zwar namenlos, — nur mit der Ziffer Zwei bezeichnet, — unter denselben Bausteinen, die ich schon mehrmals angeführt habe. Wenn aber Steine so entzückend singen können, o möchte dann Ihr jetzt schreiben: der Freund nur recht bald sich in eben solchen Stein verwandeln. Bis dieser Wunsch erfüllt werde, lassen Sie mich mit jenem Anderen — weltpoetisch und weltversöhnet — singen — beten — jauchzen:

„Geiß der Liebe, Weltenfeste,
Koteroß, das keine
Stimme überhört der Dich
Lobenden Gemeine!
Eine Reihe Dankgedichtes,
Lobgesangs ein Faden!
Nicht sich hin vom Dufte des Morgens
Zu des Abends Scheine, —
Nicht sich hin vom Dufte des Abends
Zu des Morgens Scheine.
Eine Schnur, woran geordnet
Die zum Preise hangen
Aller Himmel Sterne, sammt den
Blüthen aller Paine,
Eine Schnur, woran das Meer
Die Perlen seiner Andacht
Und der Erdgrund reihet seiner
Inbrunn' Edelsteine.

*) Bausteine zu einem Pantheon (Gesam. Ged. B. 11 — 13).

Gieh, daß in das Lobgeweb',
 Das neu die Schöpfung täglich
 Dir aus tausend Fäden wirkt,
 Ich wirken darf' auch mein. —
 — Laß im Psalmenstrom der Schöpfung,
 In der Wellenmeere
 Großen Hymnenwogen mit
 Hinschwimmen diese Klaine. —
 Gieh, daß in dem großen Einklang
 Deiner Stimmen jedes
 Menschenherz harmonisch schmelze,
 Ob es jauchzt, ob weint! —
 — Laß in Deinem Abendwinde
 Rosen fließen über
 Eines jeden, der Dir sang,
 Schlummernde Gebeint.
 Laß den freien Dichtermund
 Hier Deinem Lobe dienen,
 Bis in Engelzungen dort,
 Sich freier mischet seine!''*)

Nach Lesung dieser Zeilen werden Sie, theure Freundin! selbst im Scherze mir nicht mehr zu sagen, daß Sie noch nicht wüßten, was unser Freimund unter Welt poesie verstehe. Aber verstehen werden Sie nicht, und begreifen können Sie dann eben so wenig, als Ihr Freund es begreift, daß ein solcher Dichtersfürst noch so wenig nach Verdienst gewürdigt und gefeiert worden**), daß er selbst in die wehmuthvolle Klage ausbrechen mußte:

„O, hätt' in jenen goldenen Tagen,
 Als frei des Mundes Fluth geroß,
 Die gold'nen Saiten Freimund schlagen
 Vom Ohe der ganzen Welt geroß,
 Wie hätt' er von dem Ewig-Echönen,
 Von Lieb', aus der die Schöpfung quillt,
 Geroß in erdentbund'nen Tönen
 Entfalten ein ein Himmelsbild.
 Nun haben der Natur Gewalten
 In wildem Kampfe sich empört,
 Die Harmonie der Weltgestalten
 Ist vor des Menschen Blick geßört. . . .“

*) Ges. Ged. S. 7 — 9.

**) Diese Briefe wurden zu Ende 1834 geschrieben. Möchten sie dazu beigetragen haben, daß solche Klage jetzt nicht mehr geführt werden kann.

— und diese Klage mit den Worten schließt:

„ — Und wenn von Nachtigall und Rosen
Ein Frühlingshauch sein Lied durchdringt,
So seufzt er, wie das laute Tosen
Des Marktes spürlos es verschlingt.“)

Sie, meine portische Freundin! werden nun freilich lebhaft Einsprache einlegen gegen das Hyperbelische dieser Klage und mich an Sie selbst und an mich und an so manchen Freund und so manche Freundin erinnern, in deren Geist und Herz sich Lied und Liebe unseres Dichtersfürsten unausschließlich eingegraben. Ich aber muß Sie dann daran erinnern, — daß, je größer ein Herz, um so ungenügsamer es ist, und, wie Gott nur die Andeutung und Seligkeit aller, — ja aller fühlenden und denkenden Wesen, — so dem volksfürstlichen Dichter nur die Huldigung seines ganzen Volkes genügen kann. Hat er selbst doch ein Herz für jedes Herz, und ein Gefühl und ein Lied für Jeden, wes Alters und wes Standes er immer sei. Und Sie selbst, liebe Freundin, nachdem Sie mit liebevoller Hast im *Muse na man a ch* der beiden letzten Jahre vor allen anderen die Mittheilungen unseres *Freimund's* durchlesen, haben Sie nicht, wie mir ein Freund versichert, das Büchlein jedesmal mit der klagenden Bemerkung zur Seite geizt, es müsse auf der sonst himmelheiteren Seele des Dichters eine schwere Gramwolke lasten, von welcher wie durchnäßt die Flügel der Begeisterung vom altgewohnten freien Aufschwunge zurückgehalten würden? — Die Frauen aber, alle mehr oder minder, doch immer irgendwie leidgewöhnt und schmerz erfahren und darum auch tief mitleidend, haben hierdurch ein feines Gefühl und scharfen Blick für fremde Schmerzen gewonnen. Darum hat Ihr Urtheil, meine gütige Freundin, mich nur zu sehr in meiner Vermuthung bestärkt, und ich bin überzeugt, Ihnen selbst aus der Seele zu reden, wenn ich den Wunsch ausspreche, daß unseres Dichters Freunde sich vereinigen mögen, nach Kräften zu dessen Erleichterung beizutragen! —

Wenn aber, wie ich vernommen, und wie es bei unserem *Freimund* nicht anders sein kann, — jene Gramwolke weder aus des Dichters reiner Seele, noch aus seinem schönen Ehebunde aufsteigen, sondern sich nur von außen her auf ihn niedersenken konnte, wo ist dann ihr Ursprung, wo sind die Mittel, sie zu zertheilen, zu ertragen? — Von ihm selbst, dem uns beiden, leider! persönlich Unbekannten, ist nur die eine Klage laut geworden, deren ich zuvor gedacht. Von seinen nahen und fernem Freunden aber höre ich gar Manches beklagen. . . .

*) Zum Schlusse. (Der Baufrin). *Ref. Ged. B.* 135 ff.

Noch konnte, — zur Unthee Deutschlands sei es gestanden, — der zweite Theil der unvergleichlichen Nakamen nicht erscheinen^{*)}; noch hat, wie wir erfahren, so manches andere Werk unseres Dichters keinen Weg in das größere Publikum finden können; — noch sind so manche zerstreute Perlen ungesammelt! — Was aber das Schmerzlichsie, weil es das Unersehlchsie ist, noch muß der Dichtersfürst, statt frei und sorgenlos sich der Begreifung seiner Muse zu überlassen, statt seinen Thron da aufzuschlagen, wo Menschen und Natur freudig und erfreuend ihm entgegen kommen, — noch muß er vom traurigen Rathgeber einer traurigen Stadt — ermüdend fremde Sprachen lehren, die er für höhere, für dichterische Zwecke erlernt; er muß die kostbare Zeit, die ihm ganz freigegeben seyn sollte — sein Pantheon zu vollenden, — er muß sie in unergücklichen Arbeiten dahinschwinden sehen! —

D, möchten diese Zeilen, die ich mit Ihrer Genehmigung einem größeren ausgewählten Lesekreise mittheile, möchten sie vor allen Veranlassung geben, daß in dem Mittelpunkt Deutschlands sich ein Verein gestalte — zur Herausgabe sämmtlicher Werke unseres Freimund's, dem dann rings umher sich andere Vereine anschließen! Möge es dann auch jenem dichterischen Fürsten, der von Jugend auf als Beschützer und sorgsamer Pfleger der Künste einen eben so künstlerischen als süßlichen Sinn bewährt hat, möge es ihm gefallen, an die Spitze jenes Vereins zu treten und mit königlicher Huld den Dichter alles Sorgen und alles Müßens zu entbinden, durch welches diesem die frohe Muse und Deutschland und der Nachwelt gewiß so manches unschätzbare Kunstwerk getraut wird! Möge, o möge doch die Nachwelt nicht wiederholen müssen, was auch wir schon unseren Vätern nachsprechen müssen: daß unser Volk zwar alle großen Geister des Auslandes, aber die eigenen erst dann zu ehren und zu schätzen wisse, wenn längst ihr Leben in Noth und Kummer und in schmerzlicher Vergessenheit dahingeschwunden!

Beschweigen will ich nun nicht, daß diejenigen mir nicht ganz unrecht zu haben scheinen, welche unserem Dichter zum Vorwurfe machen, „er überspanne zuweilen seine Virtuosität in der Sprache und dem Versbau,“ und sei nicht streng genug in Sichtung der Lieder, die unaufhaltsam seiner Feder entströmen. Ebenso kann ich nicht läugnen, daß namentlich in jenen früheren Jahren, in denen unser Freimund, — damals freilich nur ein Echo seines Volkes, — sich übermäßigem Zorne gegen dessen westliche Nachbarn überlassen, —

^{*)} Auch dieser zweite Theil ist seitdem erschienen.

mitunter die Grenzen des Schönen, ja selbst des Geziemlichen überschritten. Wird aber Homer die poetische Priesterbinde darum versagt, weil er zuweilen geschlummert? Wurde Petrarca darum die Lorbeerkrone vorzuenthalten, weil er einige unbedeutende lateinische Gedichte geschrieben, oder manche seiner Sonette allzukünstlich erschienen? Und ist Ariosto, ist selbst noch unserm Göthe die Aufnahme in den Olymp versagt worden, weil unter den Blüthen und Juwelen, mit denen sie ihre Zeitgenossen überschüttet, sich hier und dort duftlose Strohblumen und je zuweilen böhmische Steine befanden? — Das eben stempelt unsern Freimund, wie den Schöpfer des Faust, Iphigenien's und Tasso's, zum wahrhaften Dichter, daß er nichts sehen und hören, nichts empfinden und denken kann, was in dem kassatischen Quell, der unversiegbar in seinem Innern sprudelt, nicht in ein Gedicht sich verwandelt, und daß keine Freude und kein Schmerz sich in seinem Herzen reget, welche die Liebe ihn der Welt nicht mitzutheilen triebe. Wenn nun in solchem Ueberflusse sich mitunter für die vergingende Artikl Minder- oder selbst Unbedeutendes findet, darf dies des Trefflichen, ja Trefflichsten Schätzung mindern? Muß man dann nicht vielmehr dem schönen Worte unseres Freimund's folgen:

„Viel lieber mag die Lieb', als an der Sonne Fleden,
Den Stern in dunkler Nacht, der etwa glänzt, entdecken!“ *)

Darf ich aber noch ferner die Geschwisterkronen Göthe's und unseres Freimund Raimar's mit einander vergleichen, dann möchte ich Ihnen etwa Folgendes darüber sagen:

Wenn das Himmelslicht der Poesie in Göthe's Geiste, wie in einem Prisma, sich in bunte Farben bricht und jede Erscheinung ihm zum Drama wird, dann ist das Gemüth unseres Freimund's einem Brennspiegel zu vergleichen, in welchem sich alle Farbenstrahlen der Weltererscheinung sammeln, um in seinem Herzen das reine Licht der Andacht, die lichte Gluth der Liebe zu entzünden, die dann vereint in des Gesanges Flammen zum Himmel lehren. Sieht Göthe's Muse allem, was ihr Zauberslab berührt, Gestalt, so entlockt die Muse Freimund's Allem, selbst dem Steine, ein musikalisch Tönen, und wenn jene das Göttliche in irdische Gewänder hüllt und unsern Blick an die verwandte Erscheinung fesselt, dann verklärt diese das irdische Gewand zur duftigen Hülle, durch welche uns der Liebe Schönheit in ihrem Himmelsglanze entgegenstrahlt.

*) Angereichte Parlen. No. 9 (Wes. Ab.).

Darum aber sind Freimund und Göthe beide wahrhaft deutsche Dichter, weil beide, — wenn auch jeder auf andere, auf seine eigene Weise, — dem Schönen aller Zeiten und Zonen, dem sie begegnet, mit voller Hingebung gehuldiat und es mit schöpferischer Freiheit dem Volke angeeignet haben, welches so gern alle Völker der Erde als seine Brüder, als eines einzigen Gottes Kinder umarmen möchte.

Wie sehr ich nun, — Sie wissen es, liebe Freundin, — einer jeglichen Uebertreibung und mehr noch jeder Schmeichelei abgünstig bin, so muß ich doch, selbst auf die Gefahr hin, daß man mir beides Schuld gebe, — es laut gestehen, daß, wenn unser Volk auch nur einen Dichter hätte, und dieser Dichter — Freimund wäre, ich doch stolz darauf sein würde, ein Deutscher zu sein und zu heißen.

Wenn ich aber die freudige Gewißheit hege, daß ich in diesem Gefühle dem Andern begegne, dann wissen auch Sie, meine theure Freundin, daß ich von ganzem Herzen mit Ihnen einstimme, wenn Sie mit unseres deutschen Dichters Worten dem Frühlinge Ihren Wunsch vertrauen:

„Jugendführ! die Huldigung der Deinen nimm und segne,
Die sich Deinem Dienste weih'n mit Kraft verräther, treuer!
Sieh, daß Deines Liebedhofes Dichter, Freimund, lange
Stühenden Gesang's Geschmeide schmelz' in Deinem
Feuer.“

5.

(Sainte-Beuve.)

„Versprechen macht Schuld!“ — dies mußte ich mir heute oft wiederholen, bevor ich mich entschließen konnte, meinen zweiten Bericht zu erstatten. Aber versprochen habe ich, der Freundin von allem Denkwürdigen Kunde zu geben, welches die sogenannte schöne Literatur mir in meinen Erholungsstunden darbieten würde. So muß ich mich nun wohl auch darein ergeben, Ihnen einen bitterfüßen Reiz darzureichen, nachdem es mir vergönnt war, mit Ihnen an einer duftenden Schale voll köstlichen Palmweines zu nippen.

Auch Ihnen, liebe Freundin, wird der Name Sainte-Beuve einen guten Klang haben, und Sie an seine gefühlvollen Tröstungen*) und seine geistreichen und unvergleichlich anmuthigen litterarischen

*) *Consolations*. Paris. 1830.

Kritiken und Portraits *) erinnern. Bis jetzt zum wenigsten hat, meines Wissens, noch kein Kritiker, weder im In-, noch im Auslande, seinen Darstellungen eine gleiche Lebendigkeit, seinen Urtheilen eine gleiche Eindringlichkeit zu geben vermocht. Seine Bildnisse sind nicht nur spee- ciell ähnlich, sondern auch hinsichtlich der Ausführung wahre Kunstwerke, und man muß den Künstler um so lieber gewinnen, je mehr man sich zu überzeugen Gelegenheit findet, wie er sich mit ganzer Liebe seinem Gegen- stande hingeeben. Darum meinten Sie ja auch, eine männliche Hand habe jene Bilder entworfen, eine weibliche sie ausgeführt, und wie sie jener die Schärfe und Bestimmtheit, so verdankten sie der letzteren jene Milde und Zierlichkeit, jene Anmuth und Grazie, welche die Männer eben nicht zu ihren Vorrechten zu zählen pflegten.

Diesemnach können Sie denken, wie sehr ich mich freute, als ich las, daß ein Roman von *Sainte-Beuve* erschienen sei, und es wird Sie nicht befremden, wenn ich mich durch den Titel, unter welchem er an- gekündigt wurde, nicht vom Lesen desselben abschrecken ließ. Auch gesteht der Verfasser im Vorworte, daß er die Ueberschrift: *Volupté*, nur auf das angelegentlichste Ersuchen seines Verlegers beibehalten habe. In der That paßt dieser Titel nicht zu dem Buche, in welchem der Kampf gegen sinnliche Lustbegierde nur eine untergeordnete Bedeutung anspricht, und ich möchte es eben so wenig einen Roman genannt wissen, da das We- nige, was romanhaft darin ist, sich nur als Rahmen für Selbstbe- kenntnisse darstellt, die selbst wieder nur weitläufigen Reflexionen und Glaubens- und Bußpredigten zur Veranlassung zu dienen schei- nen. Darum hat auch diese Schrift als Kunstwerk gar keinen eigenthümlichen Werth, und während die Dichtungen *Hüet's*, über welche meine letzten Briefe berichten, — die Zeit und das Volk, aus denen sie hervorgegangen, für alle Zukunft schmücken, — gewinnt das Werk *Sainte-Beuve's* seine ganze Bedeutung nur durch die Zeit und Umgebung, in denen es erschienen. Hierüber mich auszusprechen, sei meinem nächsten Briefe vor- behalten; im gegenwärtigen erlauben Sie mir wohl, Sie mit jenem soge- nannten Romane selbst bekannt zu machen, da ich Ihnen, denselben zu lesen, weder zumuthen, noch anrathen kann. —

Schon gleich von vornherein wird man dadurch misslimmt, daß der Held des Roman's sich uns als katholischer Missionar zu erkennen giebt, der auf der Uebersahrt nach Nordamerika die Geschichte seiner Wirrungen und seiner eigenen Belehrung aufschreibt, um einen zurückgelassenen Freund

*) *Critiques et portraits littéraires*, von 1826 an in Zeit- schriften eingein, 1830 gesammelt erschienen.

ebenfalls zu belehren. So wissen wir also schon den Ausgang der Geschichte, ehe sie noch angefangen, und die ausgesprochene Absicht zu belehren und zu erbauen entrückt die nachfolgende Darstellung dem Gebiete der schönen Kunst. Der wahrhafte Künstler ist nothwendig gottbegeistert und seine Werke erwecken oder beleben den Funken des Göttlichen in unserer Brust; aber er muß uns nur erfreuen wollen oder doch — nur dieses zu wollen uns merken lassen, und es dann ganz und gar dem Bauer der Schönheit überlassen, uns zur Liebe, zur völligen Hingebung an das Göttliche zu begeistern. Hier aber hören und sehen wir immer den katholischen Pustreiber, und zur Hauptfrage für den Leser wird hierdurch, ob die Darstellung dem ihr äußerlichen Endzweck entspricht. Das Schöne wird zum Mittel herabgesetzt, statt sich uns als Selbstzweck darzustellen.

Die zur Erbauung geschriebene, jedoch nicht immer erbauliche Geschichte hat aber folgenden Verlauf:

Ein junger Gutsbesitzer der Bretagne, Namens Amaury, aus dem Lande zum lebenskräftigen Jüngling erwachsen, lernt Amélie de Liniers kennen, die anmuthige, stillfreundliche Tochter eines Altadeligen, der während Buonapartes Consulat sich auf sein Familiengut zurückgezogen hatte. Es bildete sich ein stilles Einverständniß; aber Amaury genügt nicht das bescheidene Glück, das sich ihm darbietet. Er möchte die große Welt kennen lernen und sich eine Auszeichnung in derselben erlämpfen. Die Verbindung mit Amélie wird auf zwei Jahre hinausgeschoben und eine Bekanntschaft mit dem Marquis de Couëz angeknüpft, der mit anderen Altadeligen und Georges Cadoudal gegen den ersten Consul conspirirt. Die Marquise, eine geborene Irländerin, liebenswürdig und schwärmerisch, in Unschuld vertrauend und durch Religiosität und den Adel ihrer schönen Seele über das Weltliche erhaben, fesselt, ohne es zu wissen, den jungen Mann, und überstrahlt seine erste Liebe. Dem Marquis bei den Vorbereitungen zur Ausführung seines Verschwörungsplanes behülflich, wird Amaury ihm unentbehrlich und verläßt nur sehr selten sein Schloß. Aber der Marquis, durch seine Umtriebe verdächtig, wird nach Paris in ein Gefängniß gebracht; Amaury begleitet seine Gattin dahin, um dessen Befreiung zu bewirken. Täglich besucht nun Amaury die Marquise, die bei einer Verwandten in einem Frauenkloster wohnt, und fühlt sich immer inniger zu ihr hingezogen, ohne es jedoch zu wagen, ihr seine Liebe zu gestehen. Indessen war schon längst die Sinnlichkeit in ihm erwacht, und des Kampfs und inneren Zwiespals müde, giebt er mit einem Male den Widerstand auf und läßt sich von täglich sich erneuernden Verlockungen hinführen. Hiermit hat aber jener Zwiespalt sich zur schmerzlichsten Feindschaft gesteigert und ein innerer Kampf auf Tod und

Leben zwischen der sinnlichen und der aufstrebenden Natur sich entspannen. Noch steht der letzteren zuweilen der anerzogene kirchliche Glaube bei; aber auch dieser wird durch die sogenannte Philosophie des 18ten Jahrh. und durch Lamark's dualistische Vorlesungen über Naturgeschichte verdrängt. Als nun vollends auch die Marquise, deren edles Wesen der besseren Natur Amaury's noch Kraft gegeben, Paris verläßt, um ihrem Gatten, der in ein anderes Gefängniß gebracht worden, zu folgen, ist der Zurückgebliebene der völligen Zerrissenheit preisgegeben. Das Bedürfniß, geliebt zu werden und sich geliebt zu wissen, treibt ihn, ein innigeres Verhältniß mit Frau von M., einer Freundin der Marquise, anzuspinnen. Diese Freundin, in bloß conventioneller Ehe lebend, fühlt zwar das Ungenügen derselben, ist dabei aber zu besonnen, um Amaury zur Ueberwindung der gesellschaftlichen Schranken Veranlassung zu geben, und so wird derselbe mehrere Jahre hindurch hin- und hergeworfen zwischen unbefriedigtem Liebesverlangen, stets neuverlockender, entwürdigender Sinnlichkeit und nie erlöschender Liebeserinnerung an die idealische Marquise.

In dieser tiefsten Bedrängniß ergrift er, wie ein Schiffbrüchiger auf stürmischem Meere, die letzten Trümmer seines gescheiterten Jahrges; er nimmt seine Zuflucht zum Gebet und zu den geistlichen Schriften, mit denen er durch die Marquise bekannt worden. Noch oft fällt er zurück; aber jeder Fall lehrt ihn tiefer das Bedürfniß des göttlichen Beistandes kennen und empfinden, und — der Roman wird immer mehr zur Belehrungs- und Bspredigt. Amaury hatte der Marquise versprochen, ihr und ihrem Gatten, dem als Staatsgefangenen Orleans zum Aufenthalt angewiesen, in Bälde zu folgen, und es ist leise angedeutet, daß der Schmerz über sein Nichtkommen an ihres Lebens Blüthe geht. Nach einigen Jahren führen die Angelegenheiten ihres Mannes sie nach Paris zurück, und hier sagt sie auf einem Spaziergange zu Amaury: „Es giebt einen Tag im Leben der Seele, an dem man dreißig Jahre alt geworden. Dann erscheinen uns die Dinge als das, was sie wirklich sind. Jenes Wahngewibde (illusion), das wie ein schöner lichtblauer Vogel vor uns hergefollert und immer weiter sich zurückgezogen, um uns zu locken, immer weiter ihm zu folgen, — wenn es uns recht in der Mitte des Waldes, recht verwickelt in Disteln und Dornen sieht, — entflucht mit einem Male, und wir gewahren es nur mehr aus der Ferne in einzelnen Augenblicken am Himmel, wo es, als Stern gefestigt, uns zu ihm zu kommen einladet! Lebt man dann auch noch dreißig Jahre und noch abermals dreißig auf dieser Erde, immer bleibt es dasselbe — und das Beste ist dann, — zu sterben, — wenn es Gott so gefällt, bevor man jene Einsörmigkeit erschöpft hat.“ — Störend, aber charakteristisch ist der Zusatz: „Man

„wird auf diese Weise den Zurückbleibenden nützlich er, weil man — für sie beten kann.“ Die Geschichte selbst erreicht aber ihren Höhepunkt durch das Zusammentreffen Amaury's mit Amélie de Liniers und Frau v. R. bei der Marquise, durch welches ihm die Eitelkeit seines bisherigen Lebens, die Unwahrheit seiner Verhältnisse und die Zerrissenheit seines inneren Wesens anschaulich vor die Seele tritt.

Als nun auch die Verschwörung des Georges Cadoudal, in die er sich verflochten lassen, scheitert, wird durch Bekanntschaft mit dem Abbe Carroon das bereits erwachte religiöse Bedürfnis in ihm gesteigert und er vertieft sich in die katholischen Erbauungsschriften des vorigen Jahrhunderts, in die Werke eines Hamon, Hervé, Fenelon, Saint-Martin u. Amd. Noch einmal zwar schlägt die weltliche Ehrsucht in Flammen auf und er will an dem Kampfe gegen Rußland Theil nehmen. Da begegnet ihm auf der Reise zur Armee die Kunde des bereits von Frankreich erfochtenen Sieges und nun ist seine Bekehrung vollbracht. Er geht — in's Seminar, dessen Einrichtung Hr. Sainte-Beuve weitläufig und — langweilig beschreibt, — und wird — Priester und Missionar, nicht weil er sich auf wissenschaftlichem Wege von der Alleinwahrheit des röm. kathol. Glaubens überzeugt hätte, „er fühlte kein besonderes Bedürfnis darnach,“ — sondern weil er nur in den Übungen dieser Kirche einen Anhalt für seine Seele, und in dem Berufe eines Priesters und Missionairs eine würdige Beschäftigung seines thatthätigen und ich möchte sagen liebesüchtigen Herzens findet. „Lieben, für diejenigen beten, die man liebt, auf Erden Gutes thun mit Beziehung auf beweinete Abgeschiedene, auf geliebte Schatten und ihre anderweitige Besserung, ein glühendes de Profundis für diejenigen sprechen, die man einen Augenblick erhascht hat, in allen Dingen in kindlichem und brüderlichem Geiste leben, auch ohne Zögern das Böse verabscheuen, aber ohne Bitterkeit gegen die Sünde (le péché) an die Gnade von oben, und an die Freiheit in uns glauben, — dies ist ihm das ganze innerlichste (intime) Christenthum.“ —

Dies Christenthum will Amaury den Wilden Nord-Amerika's verkünden und nur noch einmal seinen Geburtsort besuchen.

Indessen war der Marquis der Haft entlassen, Frau v. R. mit einem Male eine glückliche Gattin, Amélie de Liniers Braut geworden. Als nun Amaury, von seinem Geburtsorte scheidend, auch noch von dem nahen Schlosse des Marquis auf immer Abschied nehmen will, findet er daseibst — die sterbende Marquise! Ihm nun legt sie ihre letzte Beichte ab, von ihm empfängt sie die letzten Sakramente, — er geleitet sie zu Grabe. Was sie in jenem letzten, hehren Augenblick, — in dem sie als eine schon von der

Welt und ihren Verhältnissen Geschiedene, als ein freies Himmelswesen Gott nahest — seinem Priester vertraut, dies bleibt mir Noth den sieben Siegeln des Reichthums verschlossen. Soviel kann jedoch der Leser aus der ganzen Geschichte entnehmen, daß, als Amalun das Schiff bestieg, um nach der neuen Welt überzuschiffen, er fortan sein Leben nur mehr als Vorbereitung ansehen konnte, um würdig zu werden, einst — verklärt — der schönen Erde zu folgen, die auch auf Erden nie des Himmels Klarheit verlassen hatte. Mit Petrarca konnte er sagen:

Non la conobbe il mondo mentre l'ebbo:
Conobil' io, e' a pianger qui rimasi. —

6.

(Bettina.)

Ich habe Sie, verehrte Freundin, in meinem letzten Briefe auf *Sainte-Beuve's* Roman (*Volupté*) aufmerksam gemacht, nicht weil ich dieses neueste Werk des geistreichen Belletristen für schön oder besonders geistreich halte, sondern weil es mir charakteristisch für die jetzige Stimmung der sogenannten guten Gesellschaft in Frankreich zu sein scheint. Indem ich Ihnen nun den Inhalt jenes Roman's bereits angedeutet, habe ich zugleich die Verpflichtung übernommen, Ihnen die Gründe näher anzuführen, warum ich gerade diese Schrift für charakteristisch halte. Wenn ich aber eine so lange Zeit habe verstreichen lassen, bevor ich mich einer so angenehmen Verpflichtung entledige, so werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Ihnen gestehe, daß *Wölfe's* Briefwechsel mit einem Kinde auch mich, wie so viele Andere, mit unwiderstehlicher Gewalt in seine magischen Kreise gebannt und mir auf lange die Lust genommen, bei den keinesweges zauberischen, sondern durchweg mehr oder minder gekünstelten Werken des Auslandes zu verweilen. Es lebt in jenen Briefen ein so poetischer Geist, die Poesie ist in jenem Kinde so durchaus sein Leben geworden, daß man im innersten Gemüthe davon ergrißen wird, und wir selbst noch Tiefen in uns gewahrt werden, die uns bis dahin verborgen geblieben, oder über welche, erlauben Sie mir das Wort, schon längst das Gras gewachsen ist. War es mir doch, wenn ich mich in jene Blätter der Liebe versenkte, als schaute ich in den Urquell jener Dichtung, die nichts Anderes ist als die Wahrheit einer schöneren Welt, — als hätte ich ihn hervorsprudeln aus einem Kratze sehen.

biger Blumen, die sinnend und sehnend sich hinabneigten in die aufper-
lende Fluth. Kein Wort, das nicht lebte, kein Gedanke, der nicht das
Gepräge der Ursprünglichkeit trüge, kein Gefühl, das nicht die
Weihe überschwänglicher Liebe empfangen!

Wie Petrarca im Säufeln jedes Blattes, im sanften Beben
jedes Küstchens den Namen seiner Geliebten vernimmt, wie er jedes, auch
das unbedeutendste, Begegniß zur Verkündigung, zur Verherrlichung sei-
ner unsterblichen Liebe dienen läßt, auf ähnliche Weise offenbaren jene
Briefe des Kindes den unerschöpflichen Reichthum eines in Liebe trunke-
nen Herzens. So ist das Kind ein weiblicher Petrarca, und dieser Pe-
trarca ist ein deutsches Kind, ein ganz in Liebe aufgehendes, ganz
von höherer Naturbegeisterung durchdrungenes, deutsches Dichterkind.
Die Sonette des großen Italieners sind kunstreich getriebene Blumen von
gutem Golde; aber die Briefe des deutschen Kindes sind natürlich gewach-
sene, schlichtgeblühtete Immortellen. Jene gewähren uns reichen Ge-
nuß, wie schöne, oft tiefempfundene, oft geistreich spielende Gedanken
mit zierlichen Lettern auf milchweißes Papier gedruckt; — des Kindes
Herzengießungen ergreifen uns wie das lebendige Wort, das aus vol-
lem Herzen strömt, das ein freundlicher Mund zu uns spricht, das ein
seelenvolles Auge uns bekräftigt. Petrarca ist immer Herr seiner Ge-
fühle; es drängt ihn, sie in der schönsten Gestalt als sein Bestes auf dem
Altar der Liebe zum Opfer darzubringen, und darum sind seine Dichtun-
gen Kunstwerke, die ihn und seine Liebe verewigen. Aber das Kind ge-
hört einem Herrn, und dieser Herr ist ein Genius, der das Kind bald
an seiner Hand über blumige Auen führt, bald es auf den Flügeln der
Begeisterung mit sich fortreißt in überirdische Gefilde, in den blauen
Aether, in die Welt der Gestirne, wo es dem Gesange der Sphären
lauscht und uns dann einzelne Accorde, die es vernommen, lächelnd wie-
derholt, fast erschreckend vor der wunderbaren Rede, die seinen Lippen
entströmt, und deren Tiefen es selbst kaum erfährt. . . Petrarca zeigt sich
uns nur gleichsam im Silberblicke seines von Liebe durchglänzten Wesens,
und wir sehen nur den feierlich gestimmten, lorbeergetränkten Dichter.
Das Kind ist ganz Kind; es trägt kein Bedenken, wie Gott es erschaffen
vor unsern Augen zu spielen, eben weil es nicht gekostet hat vom Baume
der falschen Erkenntniß, ja selbst noch nicht einmal weiß von einem Ver-
bote, davon zu kosten, da es eines solchen Verbotes nicht bedarf.

Beide — Petrarca und das Kind — stehen auf der Höhe der
Bildung ihrer Zeit; aber in Petrarca erhebt sich eine reichbegabte Natur
zu jener kunstvollen Gestalt, nach welcher die Bildung seines Jahrhun-
derts gestrebt; in unserm deutschen Kinde hingegen lehrt der Geist seiner

Zeit zur Natur, zur naiven Ursprünglichkeit zurück, und verschmäht es, die köstlichen Früchte uns in künstlich gearbeiteten Schalen dazureichen, sondern führt uns hin zu des „Lebens goldenem Baume“, von dessen immergrünen Zweigen uns die Früchte in duftiger Frische entgegenlachen.

Darin aber sind uns Beide gleich werth, daß in Beiden sich die göttliche Macht der Liebe auf das Ergreifendste offenbart: daß Beide den wunderbaren Reichthum des Herzens in eben so reizenden als rührenden Gestaltungen entfalten. Selig das Weib, selig der Mann, der eine solche Liebe zu erwecken und ein ganzes Leben hindurch wach zu erhalten vermochte! Selig auch der Mann, und selig das weibliche Kind, dessen Herz von solcher Liebe so lange leben konnte, dessen Seele reich und stark genug war, solche Liebe in sich zu nähren und groß werden zu lassen!

Wer aber die Beiefe des deutschen Kindes an den deutschen Dichter und Denker gelesen und dann noch, wie jener mit dreifacher Krone stolzierende Kritiker *), zu behaupten sich vermißt, jener so überschwänglich geliebte Mann sei nur ein Erdstling gewesen, der muß doch wohl jeglichen Verständnisses der Liebe ermangeln. Alles Lieben ist ein Ergreifen, ein Durchbringen, ein inniges Erkennen des Geliebten. Darum erkennt auch niemand den Sohn, sein Herz und sein eigenes Selbst tiefer und vollständiger als die Mutter, die ihn erst unter, dann ihr Leben lang in ihrem Herzen getragen, und nächst ihr — jenes Wesen, dessen Herz ganz Gefühl ist für der liebenden Mutter Sohn, — dessen Seele ganz Muth und Empfindung ist für alle Regungen seiner Seele, dessen Geist ganz Sinn und Vernehmen ist für alle Eigenthümlichkeiten des Geliebten.

Darum werden gewiß auch Sie, verehrte Freundin, mit ganz beipflichten, wenn ich annehme, daß demjenigen das Licht der Liebe noch nicht aufgegangen sein kann, der in Göthe's ganzem Dasein und Wollen und Streben nur Selbstsucht zu finden weiß. Wer von seiner Mutter, die so lieben konnte wie Göthe's Mutter**), so innig geliebt worden bis in den Tod, wer, wie Göthe, mit so dauernder Inbrunst, wer so un-

*) Sie errathen leicht, daß ich damit den Herausgeber des Litteraturblattes zum Morgenblatte bezeichnen will, der, gewöhnt ans Anathematisiren und Kanonisiren, erst kürzlich wieder in Nr. 64 von seiner Machtvollkommenheit Gebrauch gemacht, um Göthe'n zu diabolisiren, während er Upland unter die Heiligen versetzt.

**) Sehen Sie nur die unsäglich rührende und großartige Erzählung von ihrer Liebe zu Karl VII. im Briefwechsel II. C. 268 ff.

endlich von einem Wesen geliebt worden, das selbst wieder und eben darum von dessen Mutter wie eine Tochter werth gehalten, — in dem konnte fürwahr dasjenige nicht fehlen, wodurch der Mensch erst wahrhaft lebenswürdig wird, ohne welches er nur eine tönende Schelle, aber nicht seiner Mutter so innig geliebter Sohn, nicht des Kindes Liebe, nicht ein solcher Dichter gewesen wäre! — Gewiß aber werden Sie, theure Arcundin, es auch billigen, wenn ich nicht länger mehr bei einer lieblosen Herabsetzung des großen Dichters verweile, der, wie aus nicht wenigen Antworten an das liebende Kind zu entnehmen ist *), die Liebe desselben gewiß in seinem tiefsten Herzen empfunden und als das kostbarste Kleinod, das die Huld der Götter ihm zugetheilt, mit hinüber genommen hat! . . .

Ja, auf Jenseits weist und führt die Liebe des Kindes, wie Petrarca's Liebe, uns hin, und nur die heilige Gewissheit ewiger Währung und stetiger Verklärung, die wie ein goldener Faden alle Liebesblumen der beiden Dichterseelen zu zwei unverwelklichen Kränzen für ihre Geliebten flücht, vermag die Wehmuth zu lindern, die uns von Blatt zu Blatt begleitet. Nur die Himmelfahrt versöhnt uns mit den Leiden am Kreuze, und die irdische Dornenkrone müßte unser Haupt unheilbar verwunden, wenn wir nicht an ~~der~~ Verwandlung in einen himmlischen Rosenkranz glaubten. So dürfen, so müssen wir auch glauben, daß eine solche Liebe, die inmitten ihrer Sehnsuchtswonnen — doch nur ein stetes Leiden, ein schmerzliches Entbehren war, ihre Hochzeit in jenem höhern Dasein feiern wird, an das sie mit heiliger Gewissheit glaubte, von dem sie selbst durch ihren Sieg über Zeit und jede irdische Schranke ein feierliches Zeugniß giebt! So bezeugt die verdunstende Blume auf rauher finsterner Erde das Dasein jener fernern Sonne, in deren Lichtstrahl sie erwachsen. So weissagen die tausend Dornen und Blätter des aufschiefenden Stammes das selige Geheimniß der Rose, die ein künftiger Frühling an das freundliche, lieblosende Tageslicht rufen wird. Zwanzig lange Jahre hindurch häufte Kepler Zahlen auf Zahlen, um den Einklang in den Gestirnen wieder zu finden, den er selbst in tiefster Seele trug. Und er fand, was er suchte, und er suchte, weil er innig glaubte, und er glaubte, weil das Zukünftige schon in ihm verborgen lebte. Ich frage Sie aber, theure Arcundin, wird der große Weltkünstler und Weisheitsglücker weniger verberlicht durch den Einklang und die seltsame Vereinigung liebender Seelen, die in vielfach verschlungenen, weitreichenden Bahnen dem Geliebten zustreben, als durch den Einklang wandelnder Gestirne,

**) Vergl. Sie nur II. B. 54, 83 ff. 87, 166, 175, 218.

die um ihre Sonne kreisen? Doch nein, ich frage Sie nicht; denn auch Ihnen ist der Mensch der Schöpfung Krone und Liebe, reine, freie, treue Liebe, der schönste, köstlichste Edelstein in dieser Krone. Sie glauben darum auch mit mir an jene schöne Zukunft, deren Weissagung ich in den Liebesliedern Petrarca's und in den Liebesbriefen des deutschen Kindes finde, und Sie zürnen mir nicht, wenn diese Briefe mich so lange abgehalten, mein Versprechen zu erfüllen, und selbst jetzt noch mit zur Veranlassung geworden, was ich Ihnen über die Bedeutung des Romans von Sainte-Beuve zu sagen habe, meinem nächsten Briefe vorzubehalten.

7.

(Sainte-Beuve.)

Wenn ich nun doch endlich mich von unserem Deutschland — und seiner naiven, oft armen, aber immer seligen Schwärmerei losreißt, um Sie, verehrte Freundin, nach Frankreich, d. h. nach Paris, zu begleiten, dann kann ich mich eines eigenthümlich schmerzlichen Gefühles nicht erwehren. Kommt mir jene Hauptstadt doch immer vor, wie das Staats- und Gesellschaftszimmer der französischen Nation, wo sich die schöne Gesellschaft des Reiches versammelt, deren Gespräche dann als schöne Literatur für die Gesellschaft selbst und nebenbei auch für die Provinzen — und das Ausland in Druck gegeben werden. Wohl hat jedes Mitglied jener Assemblée gar mancherlei häuslichen Kummer, gar manchen geheimen Gram; aber alle suchen heiter und reich und glücklich zu scheinen, und sprechen vom Unglück wie von einem äußerlichen Gegenstande, wenn auch einzelne Züge des Antlitzes den mühsam unterdrückten Schmerz verrathen, und die bewegte Stimme zuweilen Zeugniß giebt von den zurückgehaltenen Thänen!

Dies giebt dem Ganzen für mich jenes — ich möchte sagen — freiwillig gezwungene Ansehen, jenen tragisch-fröhlichen Charakter, die mein Gemüth zu einer ganz besonderen Wehmuth stimmen. Es beingt mich dies in Erinnerung, daß ich auch in meinen Jugendjahren gerade auf den glänzendsten Bällen durch die allgemeine scheinbare Lustigkeit und die aufregendsten Tanzmelodien nicht selten unwiderstehlich in einen Strudel unaussprechlicher Traurigkeit hinabgezogen wurde. Es kam mir dann vor, als sei all' der Glanz und Freudenrausch nur eine flüchtige Illusion, nur die schimmernde Hülle, welche meinen Augen so manchen

tief nagenden Schmerz, so manches wunde Herz verbergen wollte! Und in der That, die Wirklichkeit, so weit ich sie in späteren Jahren kennen gelernt, hat meine dunkle, unbestimmte Ahnung nur zu sehr bestätigt. Eben so hat das Studium des französischen Nationallebens und seiner Geschichte mir es mehr als bios wahrscheinlich gemacht, daß der Schmerz, den der Hinblick auf die französische Litteratur in mir erregt, nur Wiederhall ist der mannichfaltigen Leiden, die das Herz jener Nation durchguden. Wollten Sie, verehrte Freundin, mir für so ernste, fast schwermüthige Betrachtungen einige Augenblicke Ihrer geneigte Aufmerksamkeit schenken, dann würde ich versuchen, Ihnen in Kürze anzudeuten, was sich mir als Ursache jener Leiden dargestellt.

Da ich tief empfinde, welches Glück es ist, sein inneres Leben auch in einer ursprünglichen, durch und durch lebendigen Sprache Andern mittheilen zu können, so möchte ich vom reinmenschlichen Gefühle aus es gleich als das erste Unglück, welches unser Nachbarvolk betroffen, ansehen, daß es schon in den ersten Kinderjahren, nachdem es kaum in seiner Muttersprache zu plaudern angefangen, unter die Zuchttrute einer fremden, strengen Gouvernante gerathen, deren Sprache zu reden es so anhaltend sich genöthigt gefunden, daß es die eigene darüber vergessen. Eine so von außen her angenommene Sprache ist aber immer nur wie das in einen wilden Stamm erwachsene Pfropfholz eines fremden Fruchtbaumes. Des Stammes und des Reises Leben durchdringen und vereinigen sich nie vollkommen; die angenommene Sprache bleibt der bildenden Seele des Volkes immer mehr oder weniger etwas Auserlisches, Zufälliges und Undurchdringliches.

Als dann jene fremde Gouvernante, — Sie errathen leicht, daß ich darunter das weiterobernde Rom gemeint, — als sie aus Altersschwäche ihrer Herrschaft über die Gallier nicht mehr behaupten konnte, da bemächtigten sich bald wieder fremde Eroberer des jungen Volkes, und wieder wurde es in freier, selbstiger Entwicklung und Bildung gehindert. Das alte Rom war indessen, wie man zu sagen pflegt, fromm — in Wahrheit aber mehr abergläubisch und fanatisch als wirklich fromm geworden. Es faßte nun sein Schwert bei der Spitze und pflanzte es als Kreuz in das Frankreich, jedoch mit dem heimlichen Vorbehalte, es demnächst abermals umzulehren, wenn die Zeiten gekommen sein würden, sich zum andern Male der Weltherrschaft zu bemächtigen. Zuerst aber beachte es dem jungen Volke ein auf fremdem, altem Stamme erwachsenen Kirchenwesen, und seine geistlichen Krieger verbanden sich mit den weltlichen Eroberern und breiteten allmählig ihre Herrschaft so unaufhaltsam aus, daß sie nach einigen Jahrhunderten sogar ihrer weltlichen

Verbündeten sich dienßbar zu machen unternehmen konnten. Als daher in der Folge ein Theil des Volkes seines eigenen Glaubens leben wollte, predigten die neuen Mäntlinge das Kreuz, d. h. das Schwert, gegen die freisheidbüßenden Kirchenknechte, die dann bald den Doppelstricken des geistlichen und weltlichen Schwertes elagen. Und jedesmal, wenn in spätern Jahrhunderten die Sklaven der Kirche das Joch des Kreuzschwertes abschütteln, und Gott nach ihrem Gewissen, aber auf andere als die befohlene Weise anbeten wollten, übten die geistlichen Herrn gemeinsamer Hand stets gleiche Gewaltthat.

Waren aber die zwieschlechtigen Gewalthaber stets vereinigt zur Unterdrückung jeder freien religiösen Regung, so zersieten sie doch immer von neuem, wenn sich die beiderseitigen Strebungen nach Alleinherrschaft begegneten. Da indessen die weltlichen Herrn auch die weltlich Stiefßen waren, so schmeigten sich die Könige unter die zeitliche Uebermacht, und verläugerten, so weit es die Noth erbeizte, ihren römischen Oberherren. Die Könige hingegen, die der geistlichen Hülfe bedurften, um das Volk in der Gehorsamkeit des lebenden Gehorsams zu erhalten, heuchelten mit Worten eine Ehrerbietung, die sie durch Thaten vielfach verläugerten.

So kam über unsere Nachbarn durch die eigenthümliche Verschönerung ihrer Lebensverhältnisse das große — vielleicht das größte — Unglück: daß der innere Unfriede sich allmählig bis zur tiefsten Zerrissenheit steigerte, während an der Oberfläche der Schein des guten Einverständnisses erhalten wurde. Das Heilige wurde zur leeren Form, während das Heiligste sich im Innern verbarg. Hierzu kam dann noch, daß Paris schon frühe zur Herrschaft über die Provinzen gelangt war. Hierdurch wurde zwar die nationale Einheit vorbereitet, zugleich aber konnte der Despotismus im Weltlichen wie im Kirchlichen jedes vereinzelte Streben nach Selbstständigkeit vom gewaltigen Mittelpunkt aus unterdrücken.

Wohl können nun vorhandene Kräfte sich zu betheiligen auf eine Zeit lang gehindert, sie selbst jedoch nicht vernichtet werden, und jede gewaltsame Hemmung ihrer natürlichen, rechtmäßigen Aeußerung treibt sie früher oder später zu unübersehblicher, gewaltsamer Bethätigung. So gelang es zwar dem geistlich-weltlichen Hofe, die Reformation zu unterdrücken; aber sie lebte später als Jansenismus wieder, und als auch dieser mit Gewalt ausgerottet werden sollte, durchbrach der empörte Geist in der sogenannten Philosophie des 18ten Jahrhunderts zuletzt alle religiösen Schranken, und unterdrückte dann in der Revolution die alte Zwangskirche auf eben so gewaltsame Weise,

wie diese früher die Reformation begünstigen hatte. Weil aber das Fortschrittsstreben immer nur zur Widerseßlichkeit gereizt worden und der Geist seine Kräfte nicht auf positive Fortbildung des religiösen Wesens hinwenden konnte, so kam nach dem Umstürze der alten Kirche nur eine ungeheure Lücke zum Vorschein. Hierdurch fand sich Napoleon veranlaßt, die alte Kirche, so weit es mit seiner unbeschränkten Herrschaft sich vertrug, wieder aufzubauen, während er den Feind dieser Kirche nicht nur in der Literatur gewähren lassen mußte, sondern in der bürgerlichen Gesetzgebung ihn sogar gegen die Angriffe des alten Klerus in Schutz nahm. Zwar versuchte demnachst die restaurirte alte Dynastie auf alle Weise auch die Gewaltherrschaft der alten Kirche zu restauriren. Gerade hierdurch empöete sie aber auf's tiefste die unglückliche Nation, und es ist jetzt von den einsichtsvolleren Geschichtsforschern zugestanden, daß die altkönigliche Familie hauptsächlich deshalb so leicht entfernt werden konnte, weil sie sich aller — ihr erreichbaren — Mittel bedient hatte, die Religionsfreiheit zu unterdrücken und der Nation eine abgelebte Kirchenform wieder aufzubringen.

Überlegen Sie dies Alles, dann werden Sie, verehrte Freundin, gewiß auch mit mir eine Nation beklagen, welche gerade in der heiligsten Angelegenheit des Lebens so viele Jahrhunderte hindurch so datten Druck erfahren, und hierdurch zu keiner Zeit in sich selbst zum Frieden und zu freier Entwicklung gelangen konnte. Wie schon im 12ten Jahrhunderte die kirchenthümlichen Franzosen zum Kreuzzuge gegen ihre waldensischen und albigensischen Brüder aufgeführt, so sollten sie im 16ten die Reformirten an einem Tage meuchlings vernichten; so wurden im 17ten die Huguenotten wie wilde Thiere gehetzt, so wurden im 18ten diejenigen verfolgt, die ehrlich genug waren, gegen die römischen Machtsprüche in Glaubenssachen zu protestiren. So nöthigte Gewaltsamkeit Jahrhunderte lang zur Verstellung oder Verstellung, und tief, als das Maß voll war, gleiche Gewaltsamkeit hervor. Mußten Albigenser und Huguenotten sich in Höhlen verstecken, Freidenker geheime Gesellschaften bilden, ihre Schriften im Geheimen drucken oder die im Auslande gedruckten einschmuggeln lassen, so mußten, als die Nemesis ihr jüngstes Gericht begann, nun auch die Priester sich vor denen verbergen, die durch jenen Zwangsglauben — ungläubig geworden, und selbst noch unter dem mächtigen Schilde der restaurirten Dynastie konnten die Jesuiten — die Schweigergarde der alten Kirche — sich nur einschleichen, — die Eternitätsgläubigen nur in geheimer Congregation sich in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit betheiligen.

Als dann vollends in der weltchristlichen Julwoche die Nation

auf eine kurze Weise ganz sie selbst sein konnte, mußte die alte Geistlichkeit zwar nicht mehr ins Ausland — aber doch in das Weirathum ihrer Kirche sich flüchten und ihren Aern über die Fortdauer ihrer Restaurationsversuche in ein gezwungenes Schweigen verfallen. Nun aber wagte sich erst recht, wie verberblich die so viele Jahrhunderte hindurch fortwährende kirchliche Gewaltthätigkeit gewirkt. Die bildenden Kräfte waren größtentheils auf den Widerstand verwendet worden, und nun der Widerstand seinen vollen Sieg errungen, war keine neue Kirche zur Aufnahme der Gebildeten vorbereitet. Eilige Versuche mancherlei Art, diesem Mangel zu begegnen, mißglückten; der Strem des losgelassenen, nicht durch eine ausgebildete Religion gebundenen Lebens riß Manche in das Bodenlose mit sich fort, und die so beklammernswürth sich mehrenden Selbstmorde geben nur zu deutlich zu erkennen, daß der alte Glaube seine Bindungskraft verlieren, und noch kein zureichendes, lebenskräftiges Band an seine Stelle treten.

Dies Alles, worüber Arcanduin, mußte ich Ihnen anführen, um Ihnen die Erscheinung jenes Romans begreiflich zu machen, dessen Inhalt mein vorletzter Brief Ihnen anzudeuten versucht hat. Um jedoch dessen Bedeutung vollkommen zu würdigen, dürfen wir nicht vergessen, daß in Frankreich mehr als in jedem andern Lande die sogenannte schöne Literatur als der lebendige, unmittelbare Ausdruck der Denkweise und Stimmung der gebildeten Welt anzusehen ist. In Deutschland wird durchgängig aus individuellem Bedürfnisse und, ich möchte sagen — für die Musen selbst gedichtet und geschrieben. In Frankreich, d. h. noch immer — in Paris, sind die belletristischen Schriften unmittelbare Erzeugnisse der Gesellschaft, und stehen dann auch wieder in mehr oder minder wirksamer Beziehung auf deren Bedürfnisse, Wünsche und Sterbungen. Unstreitig aber gehört *Sainte-Beuve* zu den ausgezeichneten französischen Schriftstellern, und sein Roman giebt uns daher wohl auch zu erkennen, welche Richtung ein großer Theil der höhern Gesellschaft genommen. Gleich beim ersten Durchblicke dieses Werkes ist der tiefe darin vorherrschende Ernst auffallend, der offenbar durch einen eigenthümlichen Pathos des Verfassers sowohl als des Leserkreises, den dieser vor Augen gehabt, erzeugt worden. Ein dringendes, aus der Tiefe der Seele aufsteigendes Bedürfnis ringt nach Befriedigung. Was diese gewähren zu können scheint, dem wird eifrig nachgehrt, gleichviel, ob der Weg über Dornen und Disteln führt. So läßt jener gewandte und sonst so besonnene Redekünstler sich von seinem Gegenstande bemeistern, und verliert sich nicht selten in Darstellungen und Erweiterungen reizvoller, oder auch theologischer Gegenstände, die er uns weder in besonders geist-

und er noch in anmuthiger Gestalt vorzuführen Bedacht nimmt. Gewiß aber glaubte er dessen ungeachtet auf lebhaftest Theilnahme der Hochgebildeten rechnen zu dürfen, und der große Kreis von Zuhörern, der im laufenden Jahre um mehrere katholische Prediger in der Hauptstadt sich gebildet, berechtigt uns, anzunehmen, daß *Sainte-Beuve* sein Publikum nicht mißverstanden hat.

Diese theilweise Rückkehr zum Kirchlichen scheint mir eine doppelte Veranlassung zu haben.

Während der Restauration nahm der Kampf der Parteien alle Thätigkeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Als nun die Julirevolution den Zug der bisherigen Opposition auf das Nachrücklichste entschieden, galt es, der zerungenen Freiheit zu genießen. Alle Kräfte waren aufgekratzt, und wie nun die Einen sich rückhaltlos in den Strudel der sinnlichen Genüsse stürzten, durchwühlten Andere die geistige Welt, zogen die ganze Vergangenheit, alle Schätze des Auslandes herbei, drangen hastig in alle Tiefen und Abgründe des menschlichen Wesens ein, und stellten nach und nach alles bis dahin noch Gültige in Frage. Alles sollte aus dem Geiste, aus der Freiheit wiedererhoben werden, die allvereinigende Wahrheit sich alsbald finden und zur weitbesieghenden Genüßtheit erheben lassen! Man glaubte den Himmel erschüttern, und geschmückt mit dem göttlichen Lorbeer abermals über Europa triumphiren zu können. — Aber die Einen wie die Andern fanden sich in ihren Hoffnungen getäuscht. Die Weltlust verflößt frühe ihre eifrigen, nur sich selbst dienenden Bewerber. Die Götterwissenschaft hingegen fordert langen treuen Liebesdienst, bevor sie dem Unverdorbenen mit bleibendem Genügen lehrt. Wenn aber, wie nunmehr in Frankreich, so manche sanguinische Hoffnungen und allzuhasstige Strebungen gescheitert sind, dann bleiben nur drei Auswege offen. Die Kräftebegabten gehen zunächst in sich, prüfen ernstlich die Endzwecke, die sich ihnen darbieten und verdoppeln dann die Anstrengungen, um sich dem fernem Ziele zu nähern. Die Erschöpften aber entstehen, ihr Leben gewaltsam endend, dem matten Gefühle eines glaub-, lieb- und hoffnungsleeren Daseins, und, statt sie geistlich stetig zu verdammen, sollte man sie tief beklagen, wie die Armen, die in langer Winternacht dem schneidenden Winterfroste erliegen. Diejenigen endlich, die, noch zu kräftig, um des Lebens Bürde muthlos abzuschütteln, doch nicht muthig genug sind, um mit spärlichen Lebensmitteln in schmalein Rahne fernem Inseln zuzusteuern, — solche wenden sich dann zurück zu dem Hafen, aus dem sie ausgelaufen, und suchen sich die Bedürfnisse auszureden, die sie aus demselben auf das hohe Meer getrieben. Solcher Flüchtlinge nun sind jetzt nicht wenige in Frankreich.

und Sainte - Neuve gehört zu denen, die diese Rückkehr in den fast ganz verlassenen Hafen gewissermaßen zu rechtfertigen oder zu beschönigen sich bemühen.

Es mag nun allerdings streitig anerkannt werden, daß auch in jenem Romane ein ernstes religiöses Streben sich kund thut, welches in Demuth so manchem Herrlichen des alten Kirchenglaubens huldigt. Zu bekennen bleibt jedoch, daß auch hierbei wieder jene bei unsern Nachbarn vorherrschende Willkür und Oberflächlichkeit sich kund giebt, welche das streng incinandergefügte System der alten Kirche guthänlich in Stücke schneidet, und, das ihr zusagende sich aneignend, wieder kirchlich abzuwenden zu sein wähnt, während sie in der That nur ihren eigenen Gefühlen und — Wünschen glaubt. . . Doch ich muß schon fürchten, zu ausführlich geworden zu sein, und schreibe deshalb, um für diesen Brief mit Ihrer Rücksicht zu gewinnen, mit dem Versprechen, daß meine nächste Epistel dem allertheuersten und wahrhaft religiösen Laienbrevier unseres innig geliebten und hochverehrten Leopold Scherer ausschließlich gewidmet sein soll. —

II.

(Weltpoesie.)

Den Schweizer, den die Noth in die Ferne getrieben, erinnert Alles an seine Heimath; das Aehnlichste wie das Unähnlichste, hohe Berge und Sandwüsten, Paläste und Hütten, der Ausbeugen und eine tausende Symphonie, — jedes ruft auf eigene Weise das Heimweh hervor, und je weiter er wandert, um so mächtiger wird der schmerzliche Zug. Der Eine nun widersteht diesem Zuge nicht länger und er eilt zurück — in die alte Noth; der Andere, Lächerliche, verfolgt seine Bahn, ihm gefällt sich das Glück, entgegen kommt die Liebe, und eine zweite weit herrlichere Heimath ist gefunden! Sind wir aber, meine theure Freundin, nicht Alle jetzt solche pilgernde Schweizer? Ist nicht das stolze und demuthvolle Mittelalter mit seinen erhabenen Domen und seinen päpstlichen Heiligenbildern, mit seinen Luciern und Minneleibern, seinen Ritter-schlössern und Klosterzellen wie mit Alpen und Alpenrosen, mit himmelsternen Seen und seltsamen Eennenhütten geschmückt? Zieht es uns nicht gar oft mit Gewalt zurück in jene von hohen Bergen umschlossenen Thäler, in denen der gestirnte Himmel auf den mondbeglänzten Alpen zu ruhen schien? Fürwahr, liebe Freundin! nicht leben, aber auch

nicht tadeln kann ich Diejenigen, die aus den Irren und Witten der Gegenwart sich in die Vergangenheit flüchten, in welcher fast alle Völker Europa's sich gepflanz und umherge iruften von einer geordneten Lebensordnung, die vom Himmel sich herabsenkend alle Verhältnisse und Augenblicke des Daseins durchdrang! Wohl kann dem Ebenbilde Gottes in uns nur das Unendliche genügen, und jede noch so weit hinausgerückte Begrenzung wird uns früher oder später zum Kerker, zur schmerzlichen eingewandenen Kesset. Aber wir bedürfen doch auch der hegenden Umfchränkung, damit wir nicht zerfluden, nicht zerfließen in das Unendliche, dessen Anblick, wie den des enthüllten Gottes, keines der endlichen Wesen zu ertragen vermag!

In allen Lebenskreisen, in den kleinsten wie in den allgrößten, macht sich daher abwechselnd das Sterben nach dem Unbeschränkten und das Bedürfnis der Begrenzung geltend, und gerade in dem Wechselspiele beider Momente unseres Wesens besteht und bewegt sich das Leben des Menschen, der Völker und der Menschheit. Je durchgreifender die Gestaltung, je fester die Bindung, desto gewaltiger und gewaltsamer regt sich die Forderung des Unendlichen; je allgemeiner, je durchgängiger die Zertrümmerung, die Auflösung der ordnenden Schranken, um so lebhafter, um so inniger wird das Sehnen und Streben nach neuer Fassung und Begrenzung des Daseins. Wie aber das Streben nach Befreiung von drückend gewordenen Schranken erst nur einzelne, energische Naturen ergreift, deren Thatbaten demnachst immer mehrere zum Nachstreben begeistern, so sind es dann auch wieder nur einzelne tief sinnige Gemüther, in denen der zerstreute Lebensgeist sich sammelt, sich concentriert, um eine neue Lebensordnung zu gestalten, die jedoch dann erst zu Stande kommen kann, wenn inmitten allgemeiner Zersplitterung und Verwirrung auch das Bedürfnis der Sammlung und Ordnung ein allgemeines geworden.

Ein solches tief sinniges Gemüth war auch jener Angelus Silesius*), dessen „Cherubinischer Wandersmann“ auch Sie, liebe Freundin, zu den „auserlesenen Büchern von der göttlichen Liebekunst“ zählen, denen jener schlesische „Gottes-Mensch“ seine Dichtungen anzuweisen wünschte**). Kirchliche und bürgerliche Kriege durchwütheten damals Europa; Katholiken und Protestanten, Fürsten und Adelige kämpften auf Tod und Leben; fürchterliche geistige Aquinoctialstürme gellerten nicht, wahrzunehmen, daß bereits der Frühling eines neuen Welt-

*) Johann Scheffer aus Breslau, geb 1628, gest. 1677.

**) S. die Widmung, die Scheffer seiner „heiligen Seren: Lust“ (Breslau 1637) vorsetzt.

jahres sich überall regte. Selbst jenem tiefgemüthlichen Angelus kam es nicht zum Bewußtsein, daß der beschränkte Geist des alten Jahres sich in ihm mit dem unendlichen Geiste der neuen Zeit kreuzte. Noch war die Zeit der Befinnung und Durchbildung nicht gekommen. Immer tiefer vielmehr rissen überall die Parteien ein, womit sich freilich auch das Bedürfnis der innerlichen Sammlung und Einigung steigerte. Ihm verdankt Frankreich seinen Jansen, das aufgeklärtere England die sternbesetzten Nachtgedanken seines Young, und Pope's geistvolle Versuche über den Menschen.

Indessen breitete das Freiheitsstreben sich immer allgemeiner aus; alle Schranken wurden nach und nach durchbrochen, alle Fesseln durchseile oder gesprengt. Zahllose Kräfte, Bestrebungen, Bedürfnisse und Wünsche, die so lange verschlossen, gehemmt, unterdrückt waren, wurden frei, und an die Stelle der strengen, großartigen früheren Weltordnung schien eine völlige Verwirrung und Auflösung treten zu wollen. Es war nicht mehr, wie im vorhergehenden Jahrhundert, ein Kampfen um besondere Interessen und Ansichten; vielmehr war das ganze menschliche Leben nach und nach in den Streit hineingerissen worden. Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft, Sitten und Rechte, Handel und Wandel, — Alles wurde in die gewaltige Krise versprochen, Alles von umgestaltenden Mächten ergriffen. Wohl versuchten Einzelne hier und dort sich aus der ungeheuren Verwirrung zu sammeln, und Saint-Martin in Frankreich, Novalis in Deutschland erinnern an die verwandten früheren Bestrebungen Hervey's und des Angelus Silesius. Zunächst aber war noch die Krise im Steigen, und in Wölfe's „Kauz“ und im Faustischen Dorn fand das noch vorhersehende innerste Bedürfnis der europäischen Gesellschaft seinen eigenthümlichen poetischen Ausdruck.

Hier werden Sie, meine nachdenkliche Freundin, mich vielleicht fragen, wie es wohl kommen möge, daß, — wie man jetzt das Leiden der gequälten Völker zu bezeichnen pflegt, — der „Welt Schmerz“ nur in Deutschland und England, nicht aber in Frankreich auf „weltpoetische“ Weise zu Worte gekommen? Auf diese Frage scheint mir aber nur das verschiedenartige „Weltgeschick“ jener drei Länder die Antwort darzubieten.

In Deutschland ist die kirchliche Reformation zu ihrem Rechte gekommen, und seine Universitäten haben sie fortgesetzt. So ist Religion fortwährend das Grundelement des nationalen Lebens geblieben, und ihr verdanken wir es größtentheils, daß auch die staatsbürgerliche Reformation durchgängig auf friedliche Weise sich ausbreitete. Eben darum

überschreitet der Gegensatz, der im Faust uns zur Anschauung gebracht worden, nicht den Kreis der Religion. Ausgehend von der göttlichen und unverbrüchlichen Harmonie des Universums, führt der Dichter im Gespräche zwischen Faust und Gretchen uns hin bis zum Gegensatz zwischen natürlicher und offenkundiger Religion, um im Schlussworte des ersten Theiles — uns eine Versöhnung ahnen zu lassen, die er im zweiten Theile dazu stellen den mühseligen, aber, meiner Ansicht nach, keineswegs gelungenen Versuch gewagt.

In England aber sind die beiden Reformationen auf halbem Wege stehen geblieben und die enthauptete Staatskirche und die feudale Aristokratie zu drückenden Hemmnissen der religiösen und politischen Entwicklung geworden. So ist hier der gebrückte, aber nicht völlig unterdrückbare Lebensgeist einer neuen Weltordnung in immer schärfere Spannung gegen das Außerlichbestehende gerathen, und das Freiheitsstreben hat in Byron sich gegen die gewaltsame Scheinordnung mit großartiger Verwegenheit aufgelegt. Der gigantische Faust hat sich zum titanischen Kain — potenziert.

Anders als in Deutschland und England gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich. Sowohl die kirchliche als die staatliche Reformation erlag hier der despotischen Gewalt eines verdorbenen Hofes, und die bildenden Kräfte, aus dem Kirchen- und Staatsgebiete verdrängt, sammelten sich auf dem Felde der Litteratur, um den übermächtigen Feind unter stets wechselnden Masken zu bekämpfen. Kirche und Staat wurden erst nur an ihren schadhaftesten Theilen, zuletzt aber in ihren tiefsten Fundamenten angegriffen und zertrümmert, und die Feindschaft gegen beide verbreitete sich allmählig von den höheren Ständen bis hinab in die Tiefe des Volkes. Was in Deutschland nur Gegensatz, was in England nur Spannung, dies wurde in Frankreich zur unversöhnlichen Feindschaft; der „Weitschmerz“ wurde „Weitsieber“, Faust und Kain betreten wiedergeboren die Weltbühne als Mircabeau und Robespierre; Goethe's Weltepos und Byron's Weltgeist gingen über in das große Welt drama einer vierzigjährigen Ummwälzung. In dieser Ummwälzung aber erbebten, schwankten, brachen Himmel und Erde; der ganze Mensch wurde in den ungeheuern Pathos mit hineingeworfen, die Poesie wurde That, das Weltgedicht ein Weltgericht.

Auf diese Weise, meine theure Freundin! erkläre ich mir, wie es gekommen, daß Goethe und Byron in Frankreich so zahlreiche, so leidenschaftliche Verehrer, aber keinen dritten, oder — wenn Sie lieber wollen, keinen ersten poetischen Consul gefunden; — die Nation selbst war der

eigentliche Teilmvie. Daß aber die hier versuchte Erklärung wohl auch die richtige sein dürfte, dies scheint mir dadurch verbürgt zu werden, daß auch die neuesten Lebensäußerungen der drei großen, welthistorischen Nationen sich daraus ableiten lassen.

In Frankreich, wo aus der allgemeinen Solution der mittelalterlichen Weltordnung zunächst nur das Staatswesen sich neu zu gestalten begonnen, ist jetzt Religion das höchste Bedürfnis, und wirklich auch das lebhaftestigste Streben auf Gestaltung einer neuen, den Forderungen der Freiheit und Allgemeinheit genügenden Kirche gerichtet. Tausend und aber Tausend Stimmen bezeugen das erste, und die „*Méditationen*“ und mehr noch die „*Harmonien*“ des „*melodischen Schwanes*“*) sind zugleich der Schwanengesang der verschwindenden frühern Staatsreligion, und die jubelnde Weissagung, das begeisterte Morgenlied der aufsteigenden Kirche, die schon das Licht der Sonne begrüßt, während die übrigen Sänger des Waldes erst das Morgenroth verkünden. Zu diesen letzteren möchte ich unter den Dichtern vorzüglich Alfred de Vigny (in seinen *Élévations*), unter den poetischen Prosaisken den geistvollen Ballanche — und den gemütherreichen Michelet, — ja sogar Chateaubriand und de Lamennais zählen. — Das Streben nach Gestaltung einer, das ganze Dasein umfassenden, durchdringenden und wieder vereinigenden Kirche hat sich aber bereits in mannichfachen Versuchen kund gethan, die, obgleich noch alle verunglückt, doch alle das Unzureichende der nur äußerlich restaurirten alten Kirche und das Ungenügen mit dem gegenwärtigen Zustande erweisen.

Ebenso hat das geistige Streben in Frankreich jetzt einen welthistorischen Charakter, während es in England zunächst nur eine nationale historische Bedeutung ansprechen kann. Die höchste Energie des englischen Volkes scheint nämlich süß erste nur darauf gerichtet zu sein, die kirchliche und politische Reformation, die auf halbem Wege stehen geblieben war, vollständig durchzuführen, — ein Bestreben, welches zunächst nur als Kampf gegen die anglikanische hohe Geistlichkeit und gegen die feudal-aristokratische Hälfte des Parlaments sich behauptet. Noch hat England nicht die Höhe weder der französischen Unbeschränktheit noch der deutschen Bildung erstiegen, auf welcher es zur unmittelbaren Theilnahme berufen wäre an der welthistorischen Arbeit des Jahrhunderts, daher selbst Byron nur in gewaltsamer Abtrennung von seiner Nation

*) Mit vollem Rechte wird de Lamartine „le cygne mélodieux“ genannt.

und im entschiedensten Gegensatz zu derselben ein europäischer Dichter geworden.

Während aber England noch leidenschaftlich ankämpft gegen veraltete Institutionen, während Frankreich von schmerzlicher Sehnsucht ergriffen ist nach zeitgemäßer, religiöser Fassung seines ungebundenen Lebens, durch welche allein seine staatsbürgerliche Umgestaltung zu einer wesenhaften, gedeihlichen Wahrheit werden kann, — scheint nur unser ehrwürdiges Deutschland auf einer Stufe der Bildung und Entwicklung angelangt zu sein, auf welcher das Höchste, was der Zeit Noth thut, erzeugt werden kann. Nur die deutsche Nation vereinigt in ihrem Gemüthe jene geistige Unbefangenheit und Beurtheilungsfreiheit, welche die Blüthe der französischen Bildung, und die innige Pietät, die eine Hauptzierde der englischen Nation. Nur Deutschland hat stetig das Christenthum mit allen übrigen Elementen der menschheitlichen Bildung zu vereinigen gestrebt, nur der deutsche Geist hat auf alle erdenkliche Weisen die classische Bildung, den Geist des Orients, die rechtliche Freiheit und die neuere Wissenschaft der Natur, des Geistes und der Geschichte mit der christlichen Religion zu versöhnen und diese zur wahrhaften Weltreligion fortzubilden oder richtiger — zu verklaeren sich zur höchsten Aufgabe des Lebens gemacht.

So ist, wenn mich nicht alle Anzeichen trügen, die deutsche Nation gleichsam guter Hoffnung mit dem Worte des Friedens, mit dem Worte eines neuen Weltbundes, und dieses Wort schwebt schon auf den Lippen seiner gottbegeisterten Dichter und Weisen. Was in Angelus Silesius nur aus weiter Ferne erst weiterleuchtete, was Leibniz nur noch dunkel geahnte, was Lessing, was Herder, Jacobi, Hamann, Kant, Fichte und so viele Andere, jeder auf seine Weise, vorbereitet, was Novalis, was Rückert als nahend verkündet, — was ist es Anders als jenes weltbefriedende Wort der unendlichen Liebe, dessen Europa, dessen die Menschheit harret, um die neue Ära der Humanität zu beginnen. —

Tiefer nun als noch irgend einer der frühern und mistiebenden Dichter scheint eben jener weite Angelus Silesius, mit welchem ich Sie bekannt zu machen wünschte, von dem Geiste der nahenden Zukunft durchdrungen, und eben darum hoffe ich, daß Sie mir die ersten Worte zu Gute halten werden, mit denen ich einleiten zu müssen glaubte, was ich Ihnen aus dem geistreichen und tiefbedeutsamen „*Laieubrevier*“ unseres Leopold Scherer in meinem nächsten Briefe mitzutheilen ardenke. —

(Leopold Schefer's Lalenbrevier*)

Zu den Eigenthümlichkeiten der neuesten Zeit gehört wohl auch das immer allgemeiner werdende Streben, jeden Gegenstand der Betrachtung in dem lebendigen Zusammenhange aufzufassen, aus dem er hervorgegangen, und in den er ergänzend eingetreten. So hat es auch mich getrieben, Ihnen, meine liebe Freundin, die Straße anzudeuten, welche mich das Lalenbrevier in der Weltliteratur einzunehmen scheint. Sie aber möchten noch lieber wissen, welchen Eindruck dieses Werk auf mich gemacht. Dieser Eindruck war nicht ein gleichmäßiger. Mitunter erinnerte es mich daran, wie ich in frühern Jahren am letzten Abend der Charwoche in dem Eölnner Dome zusah, als man die schwarz verhängten Altäre und Bilder der Trauer zu entkleiden und festlich zu schmücken anfang, während auf der Orgel die Probe einer glorreichen Auferstehungsmesse gehalten wurde. Dester aber versetzte es mich in dieselbe wunderbare Stimmung, die mich einmal ergriffen, als ich an einem stürmischen Tage — mitten im Getriebe hastig durcheinander laufender Geschäftsleute aus der engen Straße den Blick emporgerichtet, und es mir nun vorkam, als schwebte ein blumenumkränztcs Aufgehwölke dahin, auf welchem in zauberischen Gruppen heilhe Blüten ruhten, die, den urenigen Gesang der Sphären wiederholend, des Himmels Frieden auf die Erde zurückbringen möchten.

Ja, liebe Freundin! auch der Sänger unsers Lalenbreviers schwingt die Palme des Friedens, und möchte jene selige Eintracht, die so lange nur in dem Wandel der Gestirne wahrzunehmen war, auch in den Herzen, im Geiste der Menschen wieder hervorrufen. Und dieses Streben gerade ist es, durch welches, — mehr als durch eigentlich künstlerische Vollendung seiner Werke, unser Dichter nur durch einen Hinblick auf die Geschichte der Menschheit selbst und ihrer Poesie wahrhaft gewürdigt werden kann.

Als im unermesslichen Morgenlande die nahverwandten, göttlichen Geschlechter der Lucus und Pandus um die Erbfolge stritten, trat in Menschengestalt der höchste Gott zwischen sie und erinnerte daran, wie Alles in Ihm ursünde, von Ihm lebe und in Ihn zurückgehe, und Bhagavad - Gita heißt sein unselblicher Friedensgesang.

*) Petila, bei Carl u. Comp. 2 Bde. 8. 1865.

Aber kampflußige Stämme zogen in die Fremde, und das einzige Weltall schied sich in sterbliche Menschen und unsterbliche Götter. Doch verkehrten noch diese mit jenen, und Homer bewahrte der Nachwelt das Gedächtniß ihres gemeinsamen Lebens.

Immer weiter indeß entfernte die Menschheit sich von der göttlichen Primath, und, des gemeinsamen Ursprunges vergeßend, zerfiel sie mit sich selbst und der Gottheit. Auf ewig auseinander fuhren Himmel und Hölle; nur Selbstkraft und Kriegsmuth erklimmen Walhalla, nur Selbstzerknirschung und Schmacherduldung den Himmel; zwischen Natur und Gnade, zwischen Gott und Satan kämpfte, zitterte, sündigte, häßte, glaubte oder verzweifelte der Mensch, — und die *Ribe- lungen* und *Dante's Divina commedia* bezeugen uns den ungeheuren und unverföhnlichen doppelten Zwiespalt der mittelalterlichen Welt.

Aber schon erhob sich mit Macht das nationale Element, zurück wandte der Geist sich zur classischen, hinaus zur ewig jugendlichen Naturwelt, im eigenen Herzen fand der Mensch das Bedürfniß unbeschränkbarer Versöhnung des gottentflammten Universums. So trat ein heiliges Bestrebungsstreben der unverföhnlichen Feindschaft gegenüber; die Eintracht bekämpfte den Haß und —

„So wird bei wiederholtem Lieben
Der Krieg vom Himmel ausgetrieben“).

Noch einmal wurden auf gewaltiger Harfe zugleich Hermann und Messias, Walhalla und die Hölle poetisch restaurirt; aber die Harfe zerbrach im Abschiedssturme der alten Zeit, und ein deutscher Frühlingbote ließ das göttliche Friedenswort ertönen:

„Dirken Laß der ganzen Welt,
Und die Hölle (soll) nicht mehr sein.“

Des ewigen Hasses Stachel war zerbrochen, und von allen Seiten, aus allen Höhen und Tiefen drängten sich nun die alten Feinde herbei, um sich versöhnen zu lassen von dem bestrebenden Liebesgeiste der neuen Zeit.

Von ihm mit unsichtbarer Hand geleitet, hat Göthe seine glorreiche Bahn durchschritten; Novalis und Rückert haben jubelnd seine Ankunft verkündigt, aber mit vollem Bewußtsein, mit ganzer Seele und ganzem Herzen hat Leopold Schefer sich seinem Dienste gewidmet:

*) Aus Kneer von Rosenroth's Uebersetzung der Metra in des Boetius' Schrift: *De consolatione philosophiae*.

„Das Trichen — aus dem Born des XV's geflossen —
Auf alle Welt durch ihn zudröht fließt!“ *)

Dies, meine theure Freundin, ist die Stelle, welche ich, Alles reiflich überlegend, dem Sönger des Laienbrevier in meiner Weltanschauung einzuräumen mit Freuden mich genöthigt finde, und versuchen will ich nun, mit des Dichters eigenen Worten Ihnen die leitenden Ideen desselben vorzuführen, damit Sie selbst urtheilen mögen, ob ich zu leicht mich habe nöthigen lassen.

Ich erinnere Sie zuvörderst an des Gottes Worte in jenem uralten indischen Gedichte, dessen ich zuvor gedachte:

— „Die eigne Natur sammelnd, entloß ich, schaffend, für und für,
Der Geschöpfe Gesamtschöpfung von selbst; —
In mich geknüpft ist dies XV, wie Perlenreih' am Faden hängt;“ —

Und eben dort:

„Von dem der Wesen Ausfluß ist, der ausgespannt dieses XV,
Nach seiner Art den anbetend, hin zur Vollenbung strebt der Mensch,“ —
— „Der Wesen Gesamtheit“ in sich erst schauend, dann in Ihm, der
„Der Lenker (ist), der Zuschauer, Genießer, Rätherr, hohe Herr;
Der Urgeist auch genannt wird — in diesem Leib, der höchste Geist.“ **)

Und nun beginne ich mit unserm deutschen Sönger:

„Gott selber lebt in diesem Leib der Welt —
Als Klarer Geist, lautredend holder Liebe —
In seinen Kindern.“ (II. 170.)
Sie, die Liebe, ist „gang
Die himmlische; wie Geistern, also Menschen,
Und was auf Erden und im Himmel lebt,
Ist Sie der Eine Geist im großen XV,
Und Eine Seligkeit gewöhnt sie Allen!“ (II. 292.)
Sie — „macht die ganze Welt lebendig;“ (I. 144.)
— — — — — „ohne Liebe

Hält dieses große Haus der Welt zusammen,
Ein jedes kleine Haus und jedes Herz.“ (I. 192.)
So ist denn auch „nur Eine Mah vorhanden, —
Die stille Kraft des Geistes ist sie,
Der in der Welt, doch über aller Welt
Herrscherworbend, alles Uebel niederhält, —
Und rein die Liebe walten läßt.“ (I. 175.)

— Göttliches zu hören und zu schauen,
Ist aber leicht — „dem,
Der den als Sich erkannt, der in ihm Mensch ist.“ (II. 28.)

*) Laienbrevier. II. B. 83.

**) Bhagavad-gita IX. 8. VII. 7. XVIII. 116. IV. 35. XIII. 22.
(nach Wiltz. v. Humboldt's Uebersetzung.)

Diese kleine Blumenlese, auf welche mich zu beschränken ich mir Gewalt anthun muß, wird hoffentlich genügen, um Sie, meine theuren Freundin! zu überzeugen, daß ich nicht durch unsere gemeinsame, tiefgegründete Liebe und Verehrung für unsern Leopold mich habe bestimmen lassen, dem neuesten Werke seiner Muse eine so hohe Stelle im großen Dichtergarten der Menschheit einzunehmen. Und doch habe ich bei Auswahl jener Blumen nur diejenigen gepflückt, die, unter vielen, theils anmuthigeren, theils großartigeren Dichtungen *), mir die geeignetsten schienen, Sie auf die höhere, ich möchte sagen weltgeschichtliche Bedeutung des Laienbrevier aufmerksam zu machen.

Der Geist der Humanität, der, erst im vorigen Jahrhundert erwacht, in Herder zu Wort gekommen, ist in Scherer seiner selbst bewußt geworden, und hat sich in seinem tiefsten Grunde als Divinität erfaßt, um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu durchleuchten und zu erklären. Es ist eine Rückwendung und Einkehr in den Ursprung nach dem furchtbaren, verzweifeln den Schmerz ewig unversöhnlicher Zerspaltung und Verfeindung der Weltwesen; aber es ist keine Rückkehr, die sich von dem Gegensatz abwendet, sondern eine solche, die seine Nothwendigkeit anerkennt, — um der höchsten Seligkeit der Wiedervereinigung willen. Der Gegensatz, sagt uns der Dichter:

„Der Gegensatz gehört zum Menschendasein,
Um uns mit allen Wesen zu verbinden,
Und ihres Wesens theilhaft und zu machen.
So leben wir im Sinn der ganzen Welt.“ (I. 64.)

So ist denn auch bei unserm weltpriesterlichen Sängers Rückkehr in das uralteste Bewußtsein der All-Einigkeit keine der wesentlichen Vermittelungen vergessen oder übergangen, durch welche das heilige Bedürfnis des allgemeinen Weltfriedens sich erst erzeugt, durch welche allein ihm genügt werden kann.

Wie einem kindlichen Examineen ist unserm Dichter

„Der Geist des schönen X's geworden,“ (I. 1.)
Das „heilig ist und einig, durch und durch.“ (II. 291.)
Und Beten ist ihm: „In das X sich betten,
So wie die Schwalbe fliegt zum Nest.“ (II. 281.)
„Ungebildig“ aber soll der Mensch nicht sein, denn —
— — — „Alles wird noch Alles.“ (II. 242.)

*) Wie namentlich Bd. I. S. 66. 73. 114. 137. 141. 158. 159. 172. 217. 221. 288. und Bd. II. S. 10. 54. 72. 99. 101. 103. 148. 157. und 183.

Nicht minder ist der Geist des wahren Griechenthumes ihm geworden, wenn er das ganze irdische Dasein schön gestalten und den Menschen durch freie Uebung seiner Kräfte zum inneren Einflusse und zum Vollgenusse der Gegenwart führen möchte; wenn er uns daran erinnert, daß

„Wahrer Freude Mutter ist
Besonnenheit — das Götteraug' im Menschen —
Das Alles klar schaut, alles Klare liebt;“ (II. 63.)
Das „sich Beschränken mocht den Meister — und den Menschen.“
(I. 166.)

Wollen Sie dann auch sehen, wie tief und rein er Christi Geist in sich aufgenommen und zur lichtesten Blüthe schöner, heiliger Menschlichkeit entfaltet hat, dann lesen Sie, wie schön er sagt:

„Ein heil'ges Wesen ist, wer diesen Aether
Einathmet! — Keiner ist verachtet,
Den selbst Vater für sein Kind erkennt,
Wer Ihn darf Vater nennen, und das hört er
Von Allen gern!“ (I. 29.) — Du, sich in jedem
Menschen — „den Götter sohn, den Götterhaften,“ (I. 147.)
Und „sei der Feinde wahrster Freund! —
Es bittet dich ein Gott in deiner Brust:
Laß nicht von deinen Brüdern ab, mein Kind!“ (I. 126.)
„Laß Keinen Sklaven sein, sonst bist du's mit;
Laß Keinen schlecht sein, sonst verdirbt er dich.“ (I. 143.)
Jeder thue froh das Seine; denn —
— „Alle thun ein unerlöschlich Werk.“ (I. 165.)
„Ein Anger ist, — der so lebt, — als schaute Gott zu immer an.“
(I. 112.)

Und „Geduld, die seligste der Tugenden, —
Allmächtig wird sie dein durch Stillsein
Und Tragen, Lieben, Hassen und Verzeihen.“ (I. 28.)
„Der Menschheit Qual vergessen, mocht so selig. —
Wie Bienen, Bienen und wie Lerchen sind;
Der Menschheit schönes Dasein, schönes Ziel
Vor Augen haben und im Herzen tragen,
Das aber mocht den Menschen götterhoht.“ (I. 101.)
Denn „in unsrem Herzen liegt der Werth der Welt;
Wir ziehn durch sie vorüber, wie die Sonne;
So heiß wir glänzten und so warm wir strahlten,
So viel wir Blumen aus der Erde lockten —
So schön, so freudvoll war unser Tag.“ (I. 75.)

Sie sehen, liebe Freundin, welch mächtiger Magnet in diesem Werke verborgen liegt, da ich, kaum mit Gewalt von der ersten

Blumenlese ablassend, gleich wieder mich in den reichen Frühling verloren, den unsere Lieblings Muse uns dargeboten. Doch werden Sie, so hoffe ich, meiner Redseligkeit nicht zürnen, denn auch Sie sind ja Rückert's Meinung:

„Das Herz, es braucht ein zweites Herz,
Als wie zwei Oimer braucht ein Brönnen;
Getheilte Sonnen nur sind Sonnen; —
Getheilte Freud' ist doppelt Freude.“ —

Rückblick auf die schöne Litteratur des Jahres 1833.

(Vorgelesen im Museum zu Frankfurt am Main, am 8. Januar 1836.)

Das letzte Wort bei dem Hinscheiden des alten Jahres war ein Wort der Hoffnung auf den kommenden Frühling. Das erste bei dem Ausgang der neuen Sonne sei dem Gedächtniß des abgelaufenen Jahreskreises gewidmet. Die Hoffnung darf frei ihre Flügel entfalten und jauchzend sich ausschwingen in den blauen Himmel der Zukunft. Die Erinnerung hat bedächtigen Schrittes einen abgeschlossenen Zeitraum zu durchwandeln, und ernst und prüfend den Blick auf dessen Ergebnisse zu heften. Und dennoch, wollten wir Alles dessen gedenken, was mit Freude oder Schmerz, was dankbar oder warnend in Erinnerung zu bringen wider im Tempel der Musen, müßte eine weit längere Frist uns vergönnt sein, als der Rhythmus einer anmuthig wechselnden Unterhaltung gestattet. Nur wenige der denkwürdigsten Erscheinungen auf dem weiten Felde der schönen Litteratur werden wir daher — und auch diese nur flüchtig — verühren, zu solcher Wagniß nur durch die Hoffnung ermuthigt, daß Sie, Verehrteste, mit huldvoller Nachsicht die Mängel der Ausführung mit der Größe der Aufgabe und der Kühnheit des Unternehmens entschuldigen werden.

Beginnen wir nun gleich mit den Briesen eines Kindes, als einer einzig köstlichen Blüthe des deutschen Dichtergartens, dann haben wir wohl am wenigsten in diesem glänzenden Kreise einen Tadel zu gewärtigen. Jenes Kind ist ja in den Mauern dieser Stadt geboren, und seine Brieife sind an Deutschlands größten Dichter, den Frankfurt mit gerechtem Stolz zu seinen Söhnen zählt, gerichtet.

Zwar nicht in gemessener Rede hat sich des Kindes Begeisterung ausgesprochen; aber wer hat noch ein Maß gefordert für das Wirbeln der Lerche, für der Nachtigall Schlag und das Schwirren der lichtertrunkenen Schwalbe? — Wie die krystallhelle Quelle unaufhaltsam hervorprudelt, wo des Zaubers Stab die jungfräuliche Erde berührt, so ist dem Herzen des Kindes unwidrig ein Strom hochpoetischen Lebens entquollen, als

Himeros, der sehnennden Liebe Gott, ungesehen seine Stirne gelüßt. — Und so machtvoll war der Liebe Zug, daß er eine Fülle von Edelsteinen aus der Seele tiefsten Schachten mit sich fortriß, und, dem Kinde unbewußt, sie mit an das Tageslicht strömte. —

Der große Dichter aber, dessen Stanzerscheinung zu so wunderbar schöpferischer Liebe begeistert — er hat nicht blos dem Genius gehuldigt, der dichtend und weissagend sich in den Briefen ihm kund gethan; auch die Liebe des Kindes ist ihm ein unschätzbares Kleinod geworden. Nur wer ihn nicht erkannt, kann eine lebhaftere Erwiederung vermissen. Gehört es denn nicht zu seinem eigensten, unsterblichen Wesen, daß, wenn er auch die Gemüther hinzureißen vermochte, er selbst doch stets in dem Aether harmonischen Lebens gefestet blieb? War es nicht gerade diese in ihm persönlich gewordene Harmonie, die das Kind in ihrer Zauberkreise gebannt? Jede wahrhafter Liebe ist wechselseitige Ergänzung; darum vertheilt der Himmel seine Gaben; darum fühlte das große überreiche Herz des Kindes sich zu dem freien, heiteren Geiste des großen Dichters unwillkürlich hingezogen; darum waren die Briefe des liebenden Kindes dem Dichter das Liebste, von dem er sich nimmer trennte, dessen er sich täglich von neuem erfreute; — darum wird überall, wo sein Name wird feiernd genannt werden, auch des Kindes Name in schönem Andenken fortleben, und kein Liebender seine Briefe lesen, ohne den Dichter glücklich zu preisen, in dessen Lorbeerkrone auch die Liebe solch' unverwelkliche Rosen geflochten.

Wie aber mit Siegfried's und Eriemhildens Gedächtniß auch der Name des grimmen Hagens auf die Nachwelt übergegangen, so wird auch mit Göthe und Bettinen — jener Todfeind des glorreichen Dichters genannt werden, der mit unauslöschlichem Ingrimme den Abgeschiedenen verfolgt, und der an Dante's Ugolino, wie er immer von neuem seine Zähne in den Schädel Ruggieri's einschlägt, erinnern würde, wenn seine Wuth nur auch als eine gerechte Rache erscheinen könnte.

Mag immerhin Wolfgang Menzel — dies ist der Name jenes leidenschaftlichen Feindes — mag er gegen die Vergötterung Göthe's sich auflehnen, bis zu welcher hier und dort die Bewunderung sich gesteigert; kann denn jemals solche Ueberschätzung die Vertheufung eines Dahingegangenen entschuldigen? Und doch nennt Menzel unseren Dichter den „bösen Genius Deutschlands!“ Möge immerhin vor dem nachtheiligen Einflusse, den einige Romane Göthe's ausüben können, gewarnt werden, war nicht auch Göthe ein Sohn seiner Zeit, und ist er nicht auch der Schöpfer Iphigeniens? Wenn ihm aber von scheinbarem Liberalismus zum Vorwurfe gemacht wird, daß er den Kampfplatz der politischen Parteien vermieden, ist es denn liberal, die selbstständigen, freie Entwicklung einer

so großen Individualität zu bekräften? Bezieht es dem Patrioten, eine Selbstbeschränkung zu tadeln, die dem Vaterlande so kostbare Früchte getragen? — Mag endlich eine im Erwachen begriffene religiösere Stimmung kein volles Genügen finden in den Werken eines Künstlers, den das 18te Jahrhundert erzogen, und der — bei dem erbitterten Kampfe der Theologen sich an den einfachsten, gewissten Gottesgedanken hat genügen lassen — ist denn Shakespeare weniger groß, weil er das Christenthum seiner Zeit nicht in seine unsterblichen Dichtungen verflochten? Sind denn die religiösen Vorstellungen des Kritikers so lichtvoll und erhaben, daß er sich für berechtigt halten durfte zu einem Urtheile über die Glaubensweise eines Dichters und Naturforschers wie Göthe?

Herr Wolfgang Menzel hat im vergangenen Jahre eine Schrift erscheinen lassen, die er den Geist der Geschichte nennt. Wenige Zeilen aus dieser fast durchaus unter aller Kritik stehenden Schrift werden hinreichen zur Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage. „Denken wir uns,“ — dies sind Herrn Menzel's eigene Worte, — „denken wir uns eine allgemeine Civilisation, so wird dennoch hinter diesem Segen der geheime Fluch des Geschickes rüchlich lauern, und nach alter Sage werden uns die Götter am furchtbarsen drohen, wenn wir am glücklichsten sind. — So werden die Menschen, alle ihre Kräfte wild ausübend in kolossaler Entartung, im allgemeinen Gewürge unter den Schrecken der Natur untergehen,“ und „nur dies“ versichert Herr Menzel, sei „ein würdiger Schluß des großen Heldengedichtes der Erde.“ — Daß es ihm aber mit dieser Schreckenreligion wirklich Ernst sei, dies hat er im Großen nun seit Jahren schon durch sein wildes „Toben“ gegen Göthe, und im Kleinen noch unlängst durch sein scharfsichterliches, alles Recht und allen Anstand verlegendes — Verfahren gegen einen seiner Jüglinge, den er selbst früher zweimal gekrönt hatte *), auf das bündigste erwiesen. Wirklich hat er hiermit ein, nicht bloß litterarisches, „Gewürge“ eröffnet, welches den letzten Tag der Humanität für unsere Literatur bald herbeiführen mußte, wenn das Gefühl unseres Volkes für Sitte und Recht minder lebenskräftig wäre. So aber dürfen wir unbesorgt jenen Kritiker und sein Gespenst der Geschichte ihrem unausbleiblichen Gerichte überlassen, und unsre ganze Aufmerksamkeit einem Dichterwerke zuwenden, welches, recht eigentlich aus dem Herzen und Gemüthe deutscher Nation entsprossen, zu den kostbarsten Früchten zu zählen ist, die uns im verflossenen Jahre gereicht sind.

Wie nämlich Deutschlands Frauen auf die Briefe eines Kin-

*) W. Literaturblatt zum Morgenblatt v. 24. u. 26. Febr. 1834.

des, so dürfen deutsche Männer Holz sein auf das Laienbrevier unfers Leopold Scherer.

Die Liebe, die dort wie ein Springquell aus der Tiefe eines weiblichen Herzens empor zu der Sonne steigt, — senket hier, wie ein goldener Regen, aus dem Aether des Geistes sich sanft und mild auf die Erde herab. Dort drängt sich Blüthe auf Blüthe in bunter Pracht, und die glühenden und schmachenden Blumensterne verhauchen ihre Sehnsucht in berausenden Düften, und die Düste zerfließen in ätherisches Licht. Hier sind es lichte Gedanken, die wie dufelige Liebesperlen vom Himmel niederchauen, um in die Herzen der Menschen sich einzusenken, und sie zu verklären zu Ebenbildern der himmlischen Sterne. Bettine ist stets ein Kind geblieben, auch als ihr Herz in tausend Liebesblüthen sich erschlossen, auch als ihr Geist sich in das Reich der Ideale aufgeschwungen. Aber als Mann ist Leopold Scherer mit höchster Freiheit — wieder Kind geworden; des Geistes Macht und Reife vereinend mit des Kindes frommem Sinne und unschuldsvoller Unbefangenheit! So spielt er heiter mit den Blumen und horcht auf ihre leise Liebesprache. Die Bienen, die Käfer und Lerchen sind freundliche Genossen ihm beim großen Abendmahle der Liebe, und gerne lauscht er ihren Reden. Der Morgen- und der Abendstern und Sonne und Mond sind ihm nicht ferne und nicht fremd; sie sind ja Kinder Gottes, wie er selbst, und jauchzen, wie er, dem Allmächtigen zu. Und wo immerdar der kindliche Dichter sich hin mag wenden, in der Armuth Hütte, in den Palast des Reichen, — überall ist er zu Haus und fühlt sich heimisch, und freut sich mit den Frohen, und leidet mit den Leidenden, und weicht die Freude, weicht den Schmerz, und tröpfelt Liebesbalsam auf jede Wunde. Ja selbst dem Bösen, tief Gesunkenen reicht er die Bruderhand, erweckt den schlummernden Gottesfunken in seiner Brust, und lockt und zieht mit liebender Gewalt den selbstisch Abgeschiedenen wieder hinein in die große, die heilige Gemeinschaft des Lebens und Liebens. Denn nicht bloß auf Jenseits lautet ihm die Verheißung eines schönen beseligenden Daseins. Wie ein Kind findet und bildet er hier schon Paradiese, und wie ein Mann dringt er ein in die Geheimnisse des Daseins, löst mit sicherer Hand die tiefsten Räthsel des Daseins, und erweckt und befestigt die Zuversicht ewigen Lebens, die er, „niedertauchend in des Waters Ewigkeit,“ als die köstliche uns darbringt. So findet er in Allem des Göttlichen Spur, weil „der Geist des schönen „Alls“ ihm geworden,“ der ihn Alles in Gott zu schauen gelehrt. Wie dem Braminen ist ihm heilig die allschaffende, allverwandelnde Weltseele, wie dem Christen ist Geduld ihm „die seligste der Tugenden“ und selbst aufopfernde Liebe das Allerheiligste selbst; — wie dem erleuchteten

Sohne der Humanität ist ihm Freiheit in allen Sphären des Daseins die unerläßliche Bedingung alles göttlich-menschlichen Strebens und Wirkens und Genießens! —

Fürwahr, eines Jahres rascher Umlauf, der solche Blüthen erschloß, der solche Früchte gezeitigt, — ist im Tempel der Musen als ein glücklicher zu feiern, und ein Volk, dessen Herz von solchen Liebesworten überfließt, dessen Geist einen so erhabenen Aufschwung genommen, es hat nichts von den stürmischen Wogen zu befürchten, die von Westen her an seinen Ufern branden.

Beklagen müssen wir zwar, daß zwei reichbegabte Abkömmlinge eines fremden Volkes, die durch ihres Glaubensbekenntnisses Wechsel sich uns anschließen zu wollen geschienen, ja, die wir so gern zu Deutschlands hoffnungsvollsten Söhnen zählen möchten, — beklagen müssen wir, daß Börne und Heine noch immer fortfahren, vom Auslande her die giftigen Pfeile ihres leidenschaftlichen Spottes auf unsere Nation zurückzusenden, und deren guten Namen in der Fremde zu verunglimpfen^{*)}. Beklagen müssen wir, daß Börne, von einem Scheinbilde der Freiheit geblendet, und, von dem Dunste eines falschen Patriotismus umnebelt, so manche der schönen Gaben vergeudet, die sich im Sonnenscheine deutschen Geistes ausgebildet hatten! Beklagen müssen wir, daß Heine's kühn anstrebender Geist, vom orgiastischen Taumel des jungen Frankreich's ergriffen, immer von neuem versucht, auch die deutsche Jugend in den Abgrund jener Zerrissenheit hinabzuziehen, die ihm selbst doch das schmerzliche Geständniß abgenöthigt hat, „er sei der Krankste von Allen, und um so bedauernswerthiger, da er wisse, was Gesundheit ist!“ —

Aber nicht wäre die deutsche Nation die gemüthvolle, edle, milde, wenn sie aufhören könnte, mit den Worten ernstster Verwarnung auch die wohlmeinendsten Mahnungen zur Rückkehr den weithin Verirrten zuzurufen, und so wollen auch wir der freudigen Hoffnung und hingeben, daß wir die erwünschte Versöhnung zu feiern haben, noch ehe die wieder aufsteigende Sonne abermals ihrer jährliche Laufbahn vollendet! —

^{*)} Zwar hat Heine, als gegen eine Verunglimpfung, dagegen protestirt, daß man ihn mit Börne zusammen zu stellen und zu nennen pflege, und Börne hat im Reformateur (v. 30. u. 31. Mai v. J.) mit wahrhaft begeisterten Worten jenen Protestanten permalmt und bei dieser Gelegenheit unvergleichlich schöne Worte über Deutschland gesagt. Die Art und Weise aber, in welcher er unlängst wieder über Göthe sich im Litteraturblatt zum Morgenblatt ausgesprochen, ist wieder eine Verunglimpfung der Nation, die Göthe'n nächst Schiller, als ihrem größten Dichter feiert, und so hat Börne nur sich selbst es zuzuschreiben, wenn er wieder Heine'n befeindet wird.

Nun möchte zwar im Rückblicke auf den kaum abgeschlossenen Jahreskreis noch gar mancher erfreulicher Erscheinungen, aber auch einiger nur zu schmerzlicher Verirrungen zu gedenken sein.

Der Allem wäre noch an *Rahel's Reise* zu erinnern, in denen ein reicher, in alle Verhältnisse tief eindringender Geist, ein, durch die mannichfaltigsten Leiden schwer geprüftes, aber stets an Allem Großem und Gutem und Schönen innig theilnehmendes Gemüth mit der anspruchlossten Genialität auf ächt weibliche Weise sich entfaltet; — denn, wie lebhaft auch mit fast männlichem Geiste *Rahel* alles ergriß, was als bedeutend in Kunst, Wissenschaft, Leben und Staat ihr entgegentrat, so blieb doch *Liebe*, nach allen Seiten auf die schönste Weise sich betheiligende, ächt weibliche Liebe der goldene Faden, an dem die Tage ihres Lebens wie lichte Perlen sich aufgereiht haben! . .

Zu erinnern wäre noch an so manche schöne Gaben, die unser herrlicher *Kücherl*, die *Melas* und *Scävola*, die *Anastasio Grün* und *Rosen*, *Chamisso* und *Kühne* und mancher Andere auf dem Altare des Vaterlandes niedergelegt haben. . .

Aber freilich auch zu betrauern hätten wir die, zwar nur vereinzelt, aber darum nicht minder erschreckenden Symptome jenes geistigen Schwindsels, — der ein überschwänglich liebendes weibliches Herz in den Wahnsinn des Selbstmordes, — der einen reichausgestatteten Jüngling in Frenesi gegen das Heiligste gestürzt, — ein Schwindel, dessen selbst der edlere Genius eines *Wienberg* auf seinen Fehltritten und Wanderungen sich nicht zu erwehren vermocht hat! . .

Zu lange jedoch, müssen wir fürchten, Ihre gütige Aufmerksamkeit bereits in Anspruch genommen zu haben, und wie eilen, mit einigen allgemeinen Betrachtungen unsern Vortrag zu beschließen.

Unstreitig gehört es gerade zu den erfreulichsten Fortschritten der Bildung, daß die Kritik sich auf den wahrhaft humanen Standpunkt zu erheben angefangen. Denn als nothwendig hat sie erkannt, jeden Menschen und seine Thaten und Werke aus dem eigenthümlichen Geiste und Wesen seines Volkes und seiner Zeit, und jedes Volk und jede Zeit aus der Stellung zu begreifen, die das Volk in der Menschheit, und die Zeit in dem Entwicklungsgange derselben einnimmt. Nicht minder ist sie der Pflicht inne geworden, bei Beurtheilung künstlerischer und wissenschaftlicher Leistungen sich jedes Eingriffs in das Weibthum der Persönlichkeit zu enthalten, und selbst noch in den Frevlern den unauslöschlichen Gottesfunken zu ehren, der unter der Asche glimmt. So hat als Richtschnur sie des großen Dichters Wort sich aufgestellt, mit dem er eines Gottes Menschwerdung eingeleitet:

„Soll er krahen, soll er schreien,
Muß er Menschen menschlich sehn!“

Uebersetzen wir von diesem Standpunkte aus die mannigfaltigen Erscheinungen, die sich im vergangenen Jahre auf dem Gebiete unserer Literatur hervorgethan haben, dann werden wir, des vielen Treflichen, das uns geboten worden, uns erfreuend, manche Verirrung mit dem Schleier der Liebe bedecken, und auch jene Hartherzigen, die selbst keine Rücksicht grübeln haben — nur als Unglückliche bedauern, die der Zeit in ihrem raschen Aufschwünge zur Humanität nicht zu folgen vermocht haben, und an die Ueberbleibsel einer früheren Weltgestalt sich festklammern, weil die höhere, schönere, die erst im Werden begriffen, ihrem blöden Auge noch verborgen ist. Sie sehen nicht, daß gerade, was uns freier Zeit so hohen Werth und Reiz verleiht — ihr reges Leben und ihr kräftiger Aufschwung — nicht trennbar ist von ihrer Schattenseite. Denn alles Werden ist bedingt durch theilweise Auflösung, und wo diese nicht möglich ist, durch Zerkleinerung des früher Gewordenen, Gestalteten. Alle neue Gestaltung ist bedingt durch das Freiwerden gebundener Kräfte. Bevor dann die neue Regel, das neue Maß, die neue Ordnung und höhere Fassung für diese Kräfte gefunden, ist gerade durch die große Freiheit, welche die Umgestaltung bedingt, auch eine größere Möglichkeit ihres Mißbrauchs gegeben. Der Frühling, der die Erde verjüngt, muß die irdischen Schneeketten auflösen, und die schützende Knospenhülle muß gesprengt werden, soll die lebendige Blüthe an das Tageslicht kommen. Wo aber Weizen und Rosen sprießen, da können auch Pilze und Nachtschatten aufwachsen, und der vernünftige Landwirth läßt die fröhlich aufkeimende Saat nicht zertreten, um das wenige mitaufschießende Unkraut, das bald von den Fruchthalmen überwachsen wird, auszureuten.

So wollen auch wir mit heiterer Zuversicht auf die Saaten hinschauen, die dem fruchtbaren Boden der Vergangenheit entsprossen, und mit freudiger Hoffnung die Sonne begrüßen, deren Ausgang der zarten Grünung Gedröhen verheißt. Denn aufgethan haben Natur und Geschichte alle ihre Schatzkammern, und eine fast überwältigende Fülle von Samen in die Gegenwart eingestreut. Alles, was in früheren Weltalteren getreift, hat der Geist in sich aufgenommen, um es wiederzugesäen zu einer neuen und herrlicheren Weltgestalt. In dem Herzen aber hat sich eine Liebe entzündet, deren Sonne nicht mehr untergeht in ihrem göttlichen Reiche; denn über alle Völker und Kirchen verbreitet sich ihr Licht, und Menschheit ist ihres Lieblings Name.

Mag dann auch in der gewaltigen Aufregung der Kräfte bald hier ein kühnes Streben des rechten Weges verfehlen, oder das rechte Maß

überschreiten, — bald dort das neue Leben und Lieben einem hartnäckigen Widerstande begegnen; — mag von den Einen die Freiheit verdammt werden, weil Andere sie zur Verletzung heiliger Ordnung missbrauchen, — von Anderen die Ordnung missachtet werden, weil ihre Handhaber sie zuweilen zur Unterdrückung der Freiheit missbrauchen, — das Wahre, das Schöne und Gute, sie werden dennoch siegen; — denn wer, so schrieb erhabenschön das Kind an Göthe:

„Wer will der Liebe, wer kann dem Geiste
Grenzen setzen!“

Wir aber können unsere Rede im Hinblick auf die große Zeit, in der wir leben, — nur mit des großen Meisters Worten schließen:

„Erfreut euch der lebendig reichen Schöne!
Das Werden, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und, was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.“

Kritische Studien.

I.

(Propäde.)

Wenn Frühlingslüfte wehen, wenn die Sonne emporsteigt, wenn Gewitter sich entladen, dann wirkt jedes der mannigfaltigen Naturwesen zu eigenthümlicher Thätigkeit, zu verschiedenartiger Rückwirkung erregt. Ebenso in der Menschenwelt, wenn gewaltige Charaktere, große Ereignisse, geniale Geisteswerke sich in ihr hervorthun. Die Mannigfaltigkeit der Rückwirkungen bietet uns gerade den Maßstab für die Macht und Bedeutung des Einwirkenden dar. Daß aber jedes Wesen auf seine, auf eigenthümliche Weise rückwirkt, das ist das erste, ursprüngliche Naturrecht; es ist das Recht der Individualität, sich zu äußern, zu verwirklichen, zu behaupten. Wirkt ein anderes Wesen, auf sie ein, so stellt sie ihre Selbstständigkeit wieder her, indem sie solche Einwirkung entweder sich aneignet, oder ganz, oder theilweise wieder ausschleidet — unverändert oder umgewandelt, umgestaltet zu einem eigenthümlichen Erzeugniß. Dieses Recht ist ein heiliges, in so weit die Verwirklichung des gesammten Weltplanes durch Individualitäten und deren Selbstwirksamkeit bedingt ist.

Vor Allem aber ist der Mensch besugt, sich als Selbstwesen anzusehen, und gegen jeden Anderen die Selbstständigkeit und Unverletzlichkeit in Anspruch zu nehmen, die er selbst dem Anderen zugesteht. Es ist das Recht seiner Persönlichkeit, sich zu äußern über alles auf ihn Einwirkende; zu erklären, ob es ihm gefalle oder missfalle, ob es ihn erfreue oder verlege, ob es seine Bewunderung oder seinen Unwillen erregt. Es ist das uralte Recht, einem jeden Dinge einen Namen zu geben, welcher wieder ausspreche, was das Ding dem Menschen eingeredet.

Insoweit er jedoch nur sich selbst nach seiner unmittelbaren Einzelheit behaupten und bethätigen will, verläßt er den Kreis der bloßen Naturwesen nicht; er bleibt ein Kind, gleichviel, ob er seine Gefühle

und Meinungen in poetischen Briefen — oder in prosaischen Kritiken ausspricht. Innerhalb dieses Kreises der ursprünglichen Natürlichkeit giebt es in der organischen Welt weder Unkraut, noch Ungeziefer. Die Moskitos und die Brennesseln haben dasselbe Naturrecht, zu stechen und zu brennen, wie die Nachtigall, zu singen und die Rose, zu duften. Auch findet es seine Anerkennung bei dem sinnigen Betrachter, wie bei dem wissenschaftlichen Erforscher der Natur und ihrer im Kleinsten, wie im Größten bewunderungswürdigen Werke und Wirkungen.

Von demselben bloß natürlichen Standpunkte aus angesehen, ist auch die Menschenwelt nur ein Wechselspiel mannigfaltiger Kräfte und Strebungen, und der Karaibe hat dasselbe Naturrecht, seine Feinde zu kalpicen, wie der indische Jogo, sich auf Stacheln zu betten. Aus diesem Boden erwächst alles Schaffen und Wirken, alles Bilden und Dichten, welches man, im Unterschiede von dem aus besonnener Ueberlegung hervorgegangen, das naive zu nennen pflegt, und so kann man auch noch die Betrachtungsweise von Thatfachen, Werken und Bildungen eine naive nennen, welche dieselben nur als Naturerzeugnisse erfäßt. —

Aber das Wesen des Menschen ist nicht bloß instinctive Natur, nicht bloß unmittelbar sich auswirkende Kraft, unaufhaltsam sich ausführender Trieb und unrückichtlich sich als Einzelheit bethätigendes Selbst.

Der Mensch ist seiner Bestimmung nach nicht bloß Natur, sondern auch Freiwähligkeit, nicht bloß Wirkung, sondern auch Macht über seine Triebe, nicht bloß einzelnes, sondern auch allgemeines Wesen. Wenn er spricht, will er verstanden werden; wenn er verstanden wird, will er auch überzeugen, und je inniger er überzeugt ist, um so eifriger wird er streben, die Andersdenkenden umzuwandeln und sie zu seiner Ueberzeugung herüberzubringen. Dieses Wollen und Streben ist das Abzeichen seines Wesens, ist das Merkmal seiner höheren Bestimmung. Es ist dasselbe, welches ihn im Wirken und Handeln, im Dichten und Trachten die Uebereinstimmung mit dem Gemeingültigen wünschen, welches ihn schamlich erröthen läßt, wenn er in seiner bloß natürlichen Einzelheit wahrgenommen wird.

Erst durch solches Streben nach dem Gemeinsamen, Allgemeinen, erhebt sich der Mensch aus der unmittelbaren Natur in die Sphäre der Kultur, aus der naiven Daseinsweise in das gebildete Gemeinleben des menschlichen Geschlechtes. — Er erwacht gleichsam zu dem lichten Tage der Besonnenheit; er kommt zum Bewußtsein des Unterschiedes zwischen bloßer Natur und freier Bildung, zwischen Besonderem und Allgemeinem, zwischen natürlichem Sein und menschlichen Sollen. Dem unmittelbaren Triebe, der selbstischen Neigung stellt sich das

Ideal gegenüber — im Sittlichen und Rechtlichen, in Kunst und Wissenschaft, in Liebe und Religion. Zwischen beiden, zwischen Sollen und Sein, erwacht, beide vermittelnd, die besonnene, unleidenschaftlich überlegende Vernunft, und leitet und richtet das Gewissen für Wahrheit, für Rechte und für Pflicht, den Sinn und Geschmack für das Schöne, das Gefühl für andere, auch fühlende Wesen, und die Begeisterung für das Gute, Erhabene, Heilige. Was die Sonne in der natürlichen, das ist das Licht der Vernunft in der menschlichen Welt. Erst wo dieses scheint, ist der Tag der Menschlichkeit angebrochen; nur wer dieses Gestirn sich zum Führer wählt, wird von ihm mit der hehren menschlichen Würde bekleidet. —

Wenn aber das Bewußtwerden jenes Unterschiedes zwischen Sollen und Sein, zwischen Allgemeinem und Besonderem — nur Ein Moment ist, wie das Erwachen vom Schlafe zum hellen Wachsein, so giebt es dagegen gar viele Stufen vom ganz Einzelnen zum höchst Allgemeinen, wie es viele Farbenübergänge giebt zwischen dem nächtlichen Schwarz und dem reinen, lichte hellen Weiß. Wie nun in der Natur jedes einzelne Wesen sein Naturrecht hat, zu sein und zu wirken, so hat auch in der Geschichte jede Entwicklungsstufe ihr besonderes Recht, das man ihre Kulturrechte nennen könnte. In dem eigentlichen Naturkreise giebt es nur Individuen; die Kultur aber beginnt mit dem Hervortreten eines Gemeinsamen im Gegensatz zu dem bloß Individuellen, Natürlichen. Die Eigenthümlichkeit dieses Gemeinsamen bildet das Charakteristische jeder Kulturstufe. Eben damit kommen sowohl in der Daseinsweise der Einzelnen, als in den Urtheilen über dieselbe, alle die vielfältigen Gegensätze und Widersprüche zum Vorschein, welche das große Gebiet der Geschichte erfüllen; Gegensätze und Widersprüche — zwischen anfänglicher Kultur und ursprünglicher Natur, zwischen gleichzeitiger verschiedenartiger Bildung und zwischen höherer und niederer Kultur. —

Der einzelne, bloß natürliche, noch ungebildete Mensch, — wir kennen als solchen nur das Kind in den ersten Jahren seines Daseins, — besitzt keinen anderen Maßstab zu Beurtheilung der Dinge, als sein eigenes, einzelnes Selbst. Noch aber ist kein Stamm sog. Wilden entdeckt worden, der nicht schon irgend ein Gemeinsames anerkennt. Dieses bildet dann für die einzelnen Mitglieder des Stammes den Common sense derselben, — dasjenige, was Recht hat über die Einzelnen. Sie sind einverstanden über dasselbe, der Verstand eines Jeden weiß es, als das Gemeinsame Aler, und davon abzuweichen ist wieder den gemeinen Menschenverstand. Ebenso haben sie auch einen gemeinschaftlichen Sinn für Wohlgefalliges, Ergößliches, Preiswürdiges, und wer nicht

einstimmt in das Urtheil der Menge, dem mangelt der *g e m e i n e M e n s c h e n s i n n*.

So ist dem Menschen auf jeder b e s o n d e r e n Kulturstufe das G e m e i n s a m e , das Einzige, schlechthin Gültige, das unbedingte Höchste, Kraft dessen er alles davon Abweichende verwirft, sei nun die Gemeinschaft nur die eines einzelnen Volksstammes, oder dieses oder jenes nationalen oder ertiglosen Vereines. So hat der Botokebe nur Sinn für die botokebische Schönheit; der Grieche hielt jedes andersredende Volk für Barbaren; der Offenbarungsgläubige alle Andersglaubenden für Kinder des Satans. So belächelt der einfache Menscheninn in jedem Lande das G e m e i n s a m e a n d e r e r Völker, und noch Völkern, der Chorage des vorgeblich gesunden Menschenverstandes, verspottete das alte Testament und Shakespeare und tausend Andere anderwärts gültige Dinge. So auch hat der sog. gemeine Menschenverstand Jahrhunderte die naiven Dichtungen der Vorzeit verachtet, und die, vielen Millionen viele Jahrhunderte durch, ehrwürdigen Einverständnisse höchstens als C u r i o s i t ä t e n noch eines Blickes gewürdigt. --

Wie aber der Natur und der Individualität — innerhalb ihres Kreises, — ihr n a t ü r l i c h e s , so ist auch der Kultur und jeder ihrer Besonderheiten auf der großen Stufenleiter der Entwicklung ihr g e s c h i c h t l i c h e s R e c h t z u z u g e s t e h e n , und so ist uns auch jener beschränkte Menschenverstand achtbar, wo er erdlich sein vermeintlich Gemeingültiges als Maßstab bei seinen Urtheilen gebraucht.

Indessen hat die weltgeschichtliche Kultur in der neuesten Zeit eine Stufe erstiegen, auf welcher den höchstgebildeten Nationen ein Stern aufgegangen, der zum erstenmale die ganze Menschheit und ihre Geschichte mit seinem Lichte überstrahlt. Von Stufe zu Stufe hat sich der Geist zu immer weiteren Ausichten, zu immer freieren Ueberblicken erhoben, und, immer weiter auskreisend, ist ihm endlich aus dem Verkehre mit allen Völkern und Zeiten das a l l g e m e i n M e n s c h l i c h e zum Bewußtsein gekommen.

Mit diesem Bewußtsein ist ihm aber auch die reine Liebe für sein ganzes Geschlecht und mit dieser Liebe der S i n n für die mannichfaltigen Besonderungen und Entwicklungsstufen desselben geworden. Die frühere G e m e i n s a m k e i t des S t a m m e s , des V o l k e s , des R e i c h e s , der K i r c h e hat sich ihm zur e i n i g e n M e n s c h e i t erweitert, und das G e m e i n s a m e , welches früher nur ein besonderes war, hat zu einem wahrhaft A l l g e m e i n e n , die G e s a m m t h e i t der Menschen zur H u m a n i t ä t sich verklärt. Durch diesen Gedanken erst hat er des wahrhaftesten Maßstabes zur vernünftigen Beurtheilung der Menschen und ihrer Thaten und Werke sich zu bemächtigen angefangen, weil er durch ihn zur Einsicht in die gött-

liche Mannigfaltigkeit und Harmonie der Wesen und ihrer Gestaltungen, so wie in den Rhythmus ihrer Entwicklung gelangt. —

So ist auch die wahrhafte, vernünftige, humane Kritik die allerneueste Kunst und die Wissenschaft derselben nur erst ein frommer Wunsch. Zuerst vom unsterblichen Pico der Welt als neuer Kunde verheißten, dann von Montesquieu mit seinem Takte, und von Herder mit bewunderungswürdigem, mehr noch angeborenem Geschicke geübt, hat solche freisinnigste Beurtheilungsweise erst in Deutschland und mittelst Deutschlands in Frankreich sich einzuhehmen begonnen. Aber hier, wie dort, hat sie nur zu sehr noch mit gemeinem Menschenverstande zu kämpfen, der sich zwar über diese oder jene unmittelbare Beschränktheit erheben, indeß noch nicht bei dem allgemeinen, mit der humanen Vernunft zusammentreffenden Menschenverstande, sondern nur erst bei irgend einer abstracten Norm angelangt ist, auf deren Prokrustesbett er sofort alles ihm Entgegenstehende streckt; — während jene sich nicht nur in alle besonderen Kulturstufen, sondern auch soweit als möglich in jede einzelne Natürlichkeit hinein zu denken und zu fühlen strebt, um aus diesem Mitdenken und Mitfühlen die wahrhafte, alle Natur- und alle Kulturrechte ehrende Gerechtigkeit zu gewinnen, und hiermit das höchste Recht, das Recht der göttlichen, allwaltenden Vernunft zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. —

2.

(Antithese.)

Zu den vorhergehenden Erörterungen hat zunächst die so verschlei- denartige Aufnahme veranlaßt, welche Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde in unserem Deutschland gefunden. So war unter andern in dem Rückblick auf die schöne Litteratur des vergangenen Jahres jener Briefe als „einer einzig köstlichen Blüthe des deutschen Dichtergartens“ gedacht, die uns Zeugniß gebe von jener „schöpferischen Liebe,“ zu welcher ein reichbegabtes Kind durch unsers Dichtersfürsten „Glanzerscheinung begeistert worden.“ Einige Worte in den Nummern 47 und 48 des *Phönix* (v. 1836) bezeichnen dagegen das Verhältniß des Kindes zu Göthe als ein unnatürliches, seine Briefe als „gänzlich formlos“ und meinen, die Art, in welcher das „Gefühlswesen“ der Briefstellerin sich ausgesprochen, sei „fast rein identisch“ mit der unsers Novalis, dessen „Gemüth ein

durchaus krankhaftes gewesen.“ Dieses Urtheil und einige andere, die sich anderweitig vernehmen lassen, machten es uns zum Bedürfniß, noch dem tieferen Grunde der obwaltenden Divergenzen zu forschen und zu versuchen, ob es uns vielleicht gelänge, dieselben einigermaßen zu vermitteln. Diese Nachforschung bot uns um so mehr Reiz, da noch zu keiner Zeit die Urtheile über fast jeden Gegenstand in eine größere Mannichfaltigkeit, oft selbst in die entschiedensten Gegensätze auseinander gelaufen, als gerade in der gegenwärtigen.

Wir haben nun in dem vorhergehenden Artikel zunächst uns des Rechtes der Individualität zu versichern gesucht, Kraft dessen jeder Einzelne sein Urtheil abzugeben berechtigt ist. Wir haben dann auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam gemacht, der anzuerkennen ist zwischen dem unmittelbaren Walten ursprünglicher Natur und dem Standpunkte, auf welchem der Gegensatz zur Besinnung kommt, der sich zwischen irgend einem Gemeinsamen und der natürlichen Einzeinheit erzeugt, zwischen Sollen und Sein, zwischen tragend einem Idealischem und dem Reinen. Sofort gedachten wir der Mannichfaltigkeit der Entwicklungsstufen, welche das Kulturrecht begründet, und bemerkten, daß in der letzteren Zeit die stufenweise Entwicklung der Menschheit auf einem Punkte angelangt sei, auf welchem sie zu jener noch höheren Besinnung erwacht, die sie sowohl das Recht der Natur als die verschiedenartigen Kulturrechte und das wahrhaft Allgemeine, Humane — wahrnehmen lasse. Indem wir dann die höhere, diesem Standpunkte entsprechende Kritik als eine nur erst im Aufkeimen begriffene Kunst bezeichnet, wollten wir eben damit andeuten, daß wir die nachfolgenden Äußerungen über die Briefe des Kindes und die über die letzteren gefällten Urtheile — nur als einen Versuch ansehen wissen möchten, uns auf den angedeuteten humanistischen Standpunkt zu erheben. Zugleich jedoch gaben wir der Hoffnung Raum, daß diese Erörterungen über eine einzelne literarische Erscheinung vielleicht zur Veranlassung werden, die zeitgemäße Gestaltung der Kritik zu einer wissenschaftlich begründeten Kunst in Anregung zu bringen. —

Wie nun Göthe doch wohl das Recht gehabt, die Zeit, in welcher er gelebt, auf eine, seiner Individualität entsprechende Weise zu verarbeiten, so möchten wir vor Allem doch auch jenem Kinde das Naturrecht zuzugestehen haben, die Erscheinung des seltenen Mannes sich nach seiner eben so seltenen Individualität anzueignen. Erkennen wir dann überhaupt, und noch ganz besonders in einer Zeit, welche den Übergang bildet von einer Kulturstufe zu einer anderen, einem Jeden das Recht zu, das Individuelle an dem Gemeinsamen der Entwicklungsstufe

zu messen, auf welcher der Urtheilende sich eben befindet, dann glauben wir hiermit den Standpunkt bezeichnet zu haben, von welchem aus wir für unser Urtheil dieselbe Freiheit in Anspruch nehmen dürfen, die wir jeder redlich gemeinten Gegendaussprechung einräumen.

Hätten wir uns nun zunächst darüber ausgesprochen, wie, überhaupt genommen, zu gegenwärtiger Zeit „ein jugendliches, an Geist, Gemüth und Bildung reichbegabtes weibliches Wesen“ zu irgend einem „hochgefeierten bereits in die spätere Lebenszeit vorgeschrittenen, vermählten Manne“ sich zu verhalten habe, um den jetzt gemeingültigen Gesetzen zu entsprechen, die der herrschenden Weltansicht zufolge das Gedeihen der menschlichen Societät bedingen, dann würden auch wir unbedingt aburtheilen, die nothwendigen Verhaltensregeln aus den Briefen jenes Kindes zu abstrahiren. „Naturgemäß“ war allerdings das hier geschilderte Benehmen; denn gerade dies macht für so Viele den unbeschreiblichen Reiz jener Briefe aus, daß sie in dieser so gewaltig reflectirenden Zeit uns ein Wesen vorführen, welches stets nur seiner individuellen Natur gemäß sich zu allen übrigen reflectirenden Personagen verhalten zu haben scheint. Daß aber diese Naturgemäßheit gar häufig mit der Kulturgemäßheit ihrer Umgebungen in Conflict gerathen, dies dünkt uns so augenfällig zu sein, daß, dieses Umstandes zu erwähnen, in gebildeten Kreisen als überflüssig erscheinen dürfte. Selbst von dem bloß ethischen Standpunkte aus angesehen, wird nicht leicht mehr sich Jemand versucht finden, ein Wesen, wie Ottilie, oder Rignou, oder irgend ein solches wirkliches Naturkind an dem gemeingültigen Maßstabe der socialen Verhältnisse messen und ihm die Verletzung von Regeln zum Vorwurf machen zu wollen, die ihm gar nicht zum Bewußtsein gekommen sind. Um so weniger scheint es uns passend, bei Erörterung einer bloß litterarisch-artistischen Frage und namentlich bei Beurtheilung der Briefe eines Kindes solcher Ungemäßheit zu gedenken. —

Hat man sich einmal, was uns ein Leichtes scheint, davon überzeugt, daß jene Briefstellerin zu keiner Zeit den Standpunkt der Natürlichkeit, oder Natürlichkeit, verlassen, dann ist sie auch nur mehr nach den Bestimmungen zu beurtheilen, die in dem Naturkreise auf Gültigkeit Anspruch machen können. Daß nun Bettine im ästhetischen Sinne des Wortes wirklich ein Kind, ein Naturwesen geblieben, dafür würden, wenn auch ihre Briefe und ihre Freunde es nicht einstimmig sagten, schon die Antworten Göthe's Beweise genug sein, da er gewiß sehr bald diesen Briefwechsel abgebrochen hätte, wenn er in den Anmerkungen und dem Benehmen seiner jugendlichen Herrin irgend etwas

Gemachtes, Reflectives, Willkürliches, erwachtem höheren Pflicht- und Schicksalichkeits-Bewußtsein Zuwiderlaufendes wahrgenommen hätte. Manches in den Empfindungen und Gedanken des Kindes mag er nicht verstanden, nicht mit empfunden, Manches vielleicht belächelt haben; das Eine aber leuchtet klar aus allen seinen Briefen hervor, daß er in seiner jungen Freundin eine seltene, gewaltige, großartige, ungeprüfte Naturerscheinung, oder wenn man lieber will, Naturoffenbarung bewundert, gelehrt und sehr werth gehalten hat*). Als solche möchte sie daher wohl auch von den übrigen Lesern ihrer Briefe angesehen und beurtheilt zu werden das Recht haben, und es würde sich dann vor Allem als Aufgabe für die künstlerische Kritik herausstellen, jene Individualität in ihrer bedeutsamen Eigenthümlichkeit und Entwicklung zu erfassen und sowohl in ihrer inneren Harmonie — oder Disharmonie, als in dem Verhältniß zu ihren Umgebungen zur Anschauung zu bringen. Wie der Naturgeist sich ganz in seine Schöpfungen versenkt, und mit gleicher Liebe und Sorgfalt alle, auch die kleinsten, scheinbar unbedeutendsten Theile seiner Gestaltungen durchbildet, so verlangt er von denen, die ihn erkennen wollen, eine gleiche Hingabe an seine Werke, eine gleiche Versenkung in seine Tiefen. Müßen wir nun annehmen, daß auch in jenem Kinde der Naturgeist gewaltet, dann dürfen wir auch hoffen, daß es einer tieferen, hingebenden Betrachtung gelingen wird, seine Intentionen in jenen Briefen zu erkennen, und auch für Andere überzeuglich zur Anschauung zu bringen.

Wie uns nun die Naivität des Kindes entwandnet, wenn wir dem Richtmaß der gewöhnlichen, socialen Gesetze an sein Verhalten legen wollen, — so entsinkt unsrer Handen die kritische Feder, wenn wir uns anschicken, seine Werke — seine Briefe und Tageblätter als ein eigentliches literarisches Erzeugniß anzusehen und zu behandeln. Briefe und Tagebücher sind ja nicht für den Druck, sondern für Böche geschrieben. Es sind Laub- und Blumenblätter, aus dem tiefen Grunde überschwänglichen Gefühles an den Tag getrieben, dessen Sonne der — Dichterstürst gewesen. Es sind Worte der Sehnsucht, der Liebe, des Schmerzes, der Bewunderung und Verehrung, die unaufhaltsam laut geworden, ohne künstlerische Absicht, ohne Beziehung auf andere Leser, als auf den einzigen, dem sie huldigen, den sie erfreuen sollten, den sie auch wirklich hoch erfreut, ja sogar zu Liebem begeistert haben. So sind sie

*) Man vergleiche nur Briefwechsel II. S. 58, 83 ff. 87. 166. 175. 218 und Tagebuch S. 200 ff.

nur die unmittelbare Offenbarung eines reichen Lebens, eines überströmenden Gefühles, eignet nicht selten mit Gewalt durchbrechenden Begeisterung, deren Aussprüche Göthe allerdings treffend Explosion genannt, da das Kind wohl schwerlich sie zurückhalten vermocht hat. Strebt eine Rose, bezaubert von dem Gesange der Nachtigall, ihre Liebesglut in ungezählten Blüthen aus, treibt eine Weinrebe, von der Pracht und Herrlichkeit eines Kometen begeistert, viele Tausend schwellende Früchte, — dann wird man Rebe wie Rose bewundern und sich ihres Reichthums freuen, aber weder sie dem Maler als Musterbild aufstellen, noch über „endlos monotone Wiederholung“ derselben Blüthen und Früchte klagen wollen. Die Liebe ist nun einmal, wie ihr Dichter, der unsterbliche Novalis, so naiv bemerkt, eine unendliche Wiederholung; aber hinzuzufügen ist, daß sie sich immer auf neue Weisen wiederholt, und auch keine Rose ist der anderen völlig gleich. Wohl mag nun Mancher es ermüdend finden, auf diese Verschiedenheiten zu achten; der Blumenfreund aber verweilt gern bei so rosiger Mannigfaltigkeit. Auch die Briefe und das Tagebuch des Kindes sind solche Rose und Rebe; aber weder ein Fruchtstück von Hupsum, noch ein Blumenstrauch von Rachel Kusch. Sie sind als unmittelbare Gefühles, Geschautes, Erlebtes — wohl ein Stoff für den Künstler, aber nicht selbst ein Kunstwerk, sondern ein Naturwerk, wenn auch manche Partien derselben so unvergleichlich schön sind, daß kein Künstler sie zu übertreffen vermöchte. Stimmen wir daher mit ganzer Seele denjenigen bei, welche Klage führen über den immer merkllicher werdenden „Mangel an Gestaltung und Form“ in der schön, also wohlgestaltet sein sollenden Litteratur, so müssen wir doch Bedenken tragen, diesen Mangel einem Briefwechsel zum Vorwurf zu machen, der nicht einer künstlerischen Intention sein Entstehen verdankt.

Eben so wenig können wir der Behauptung beipflichten, daß Novalis „nun längst schon von allen Gebildeten als ein durchaus krankhafter Gemüth und als das vollendetste Gegenheil aller gesformten Darstellung“ angesehen werde. Seine Lieder ohne Ausnahme, seine Hymnen an die Nacht, so wie der ganze erste Theil seines Heinrich von Ofterdingen und namentlich das Märchen von der Königstochter reißen sich dem Schönsten und Besten an, was die neuere Litteratur hervorgebracht, und unter den Aphorismen, von denen die meisten nicht für den Druck, sondern als Entwürfe zu künftiger Bearbeitung niedergeschrieben worden, treffen wir auf Gedanken und Ansichten von solcher Tiefe und Klarheit, daß man sie unter allen krankhaften Erzeugnissen der Natur nur etwa den Perlen vom heißen Wasser zu ver-

gleichen sich veranlaßt finden dürfte. Solcher Person bieten auch nicht wenige die Briefe und das Tagebuch des Kindes uns dar^{*)}, und in dieser Beziehung möchte man wohl versucht werden, Bettine als die natürliche Schwester des eben genannten unvergesslichen Dichters zu begrüßen. Auch wir lieben das klare, besonnene Denken über Kunst, Wissenschaft und Leben, und werden jede Erörterung willkommen heißen, welche über einzelne Äußerungen jenes poetischen Geschwisterpaares, die auch uns noch dunkel geblieben, Licht verbreitet, oder auch Irrthümer und Verwirrlichkeiten nachweist, die sich in denselben etwa vorfinden möchten. Immer aber werden wir den Briefwechsel des Kindes und Novalis' Schriften als kostbare Blüten acheutschen, tiefpoetischen Geistes und Gemüthes werth halten, bewundern und preisen, und wir würden in der ewig fortwährenden Symphonie des großen Weltpoeten zwei Stimmen vermissen, wenn ein mißgünstiger Zufall uns die begehrtesten „Explosionen“ jener beiden übertrunkenen Dichterseelen entriß!

1

3.

(Novalis — Bettine — Semiramis.)

Als Tieck vor drei und dreißig Jahren mit Fr. Schlegel die Schriften von Novalis herausgab, meinte er in der Vorrede: „ein Geist von dieser Originalität muß erst begriffen, sein Wollen verstanden, und seine liebevolle Absicht gefühlt und erwiedert sein, so daß wir wohl erst, wenn seine Ideen andere Geister besucht, und neue Ideen erzeugt haben, aus dem geschichtlichen Zusammenhange sehen können, wo er selber stand, und wie er sich zu seinem Zeitalter verhielt.“ Auf ähnliche Weise möchten wohl die Briefe und das Tagebuch Bettinen's zu bevorzugen sein, nur mit dem Unterschied, daß statt „Geist, Wollen und Absicht“ Ausdrücke gewählt würden, welche zu erkennen gäben, daß hier von einem ächt weiblichen, durchaus naiven Wesen und Streben die Rede sei. —

*) Wir erinnern nur an: I. B. 61. 64. 159. 179. 225. 254 ff. 268. 283 ff. 300 ff. 329 ff. II. 4. 28. 145. 290 — 297. 311. und Tagebuch B. 39 ff. 57 ff. 66. 71. 74. 76. 90 ff. 102 ff. 124. 138 ff. 163. 174. 194 ff. 225 ff. 240.

Novallis ist eine Incarnation unendlicher Liebe in der ersten Morgenröthe eines herrlichen Frühlingstages. Er war empfänglich für alles Schöne und Wahre und Gute, und so empfing er die ersten Einstrahlungen der Natur, der Geschichte, der Kunst und der Religion, die alle — zu Ende des vorigen Jahrhunderts zur Freiheit, zum Frühlingseben wiedergeboren worden. Als in Dante's himmelstiefern Gemüthe die ersten Lichtstrahlen der alten klassischen, plastischen, mit der Glut der mittelalterlichen, mystischen, spiritualisirenden Welt, einander erglänzend und befruchtend, zusammentrafen, zeugten Virgil und Beatrice die göttliche Comödie. Die Grundformen und Grundideen waren gegeben; in Dante's großer Seele feierten sie ihre heilige Vermählung. Als auf einem zweiten großen Wendepunkte der Geschichte in Göthe's großem Geiste das reine Gleichenthum und die neuere epische und dramatische Kunst mit der Natur und dem wirklichen Menschenleben zusammentrafen, — auch da noch konnte der Genius den Reichthum des Stoffes bewältigen, und eine wunderbare Hülle vollendeter Gestalten begrüßte das Licht des neuen Tages. — Aber auch des Morgenlandes zauberhafte Traumwelt, auch das Christenthum mit seinen Wundern, auch das germanische Alterthum mit seinen Nothbüchern und das ganze Mittelalter mit seinen Kunstblüthen, auch die neuere Zeit und ihre Musik und Philosophie, und ihr Streben nach rechtlicher Freiheit und Humanität — hatten sich hinzugebrängt zu dem großen Auferstehungsfeste, und Novallis, — ja Novallis — war der Erste, in welchem die Licht- und Ton- und Farben- und Wärmestrahlen aller jener Gestirne wie in einen Brennpunkt zusammenströmten, und in seinem unendlich liebenden Herzen eine überschwängliche Sehnsucht nach harmonischer Weltgestaltung entzündeten! Aber die Flammen schlugen seine irdische Hülle verzehrend über ihm zusammen, noch ehe er die große, alles liebend umfassende, alles künstlerisch durchbildende Idee, die nach Geburt in ihm rang, sich ihm völlig vergegenwärtigt hatte. „Durchaus krankhaft war sein Gemüth,“ wenn man sein Dasein und Sterben nur auf negative Weise bezeichnen will, und er erlag sogar diesem unsäglichen Leiden! — Aber es war eine göttliche Krankheit; es war die Uebergangskrankheit, an der nun mehr oder weniger, mit mehr oder minder Bewußtsein darüber die ganze gebildete Welt darniederliegt, — um aus der Jugend zur Mündigkeit, aus dem Zwiespalt zu höherer Einigung, aus der Zersplitterung der Menschheit zur Harmonie der Humanität zu genesen.

Denkt man sich, wie es an dem jüngsten Tage zugehen möchte, der nach einer, selbst bereits gestorbenen und dem jüngsten Gerichte verfallenen Glaubensvorstellung mit Auferstehung aller bis dahin Abgeschiede-

nen beginnen sollte, — so gewinnt man ein Bild jener Zeit, in der Novalis lebte, in der wir selbst noch leben. Die Gestalten aller Zeiten, so stellte man sich vor, entwinden sich dem Staube, irtren durcheinander, suchen ihre nahen und fernern Verwandten, und werden nach ihrem Wesen und Wirken geschart, um ein einziges ewiges Reichthum zu bilden, welches vom geheimnißvollen Lichtkronen des Unendlichen in zahllosen, immer engeren Kreisen hinabreichet bis zu dem abgrundlichen Mittelpunkt der Welt, in das Herz des abstractersten Egoismus. So in geistiger Weise sind alle Gedanken und Gestalten der Erde selbst, und aller Zeiten und Völker und Alles, was verborgen und begraben lag, jetzt im Auferstehen begriffen, und noch kreuzt alles bunt durcheinander, und nur dieser rasche Wechsel, diese unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinung und das Sehnen nach Ordnung und Gestaltung, — nur sie eröffnen uns das Verständniß für die Productionen genialer Naturen, wie Novalis und Bettine, die als Hefere des großen Weltedramas anzusehen sind.

Wir haben hier beide zusammen genannt, weil Bettine und dasjenige als Jungfrau, als Weib zu sein scheint, was Novalis als Jüngling, als Mann.

Der Mann erhebt sich vom Besonderen zum Allgemeinen; — Novalis idealisirt seine Geliebte zur Sophia, wie Dante seine Fioretta zur Beatrice. Im Weibe hingegen individualisirt sich stets das Allgemeine; — Bettine steht, liebt und vergöttert in Göthe ihr Ideal, sie bringt ihm alles Herrliche, was die Welt, was der Genius ihr darbietet, sie bringt ihm sich selbst als Huldigung dar; Gott selbst wird ihr in dem einsig, unendlich Geliebten gegenwärtig, und er ist ihr so sehr die ganze Welt, ihr Eins und ihr Alles, daß sie selbst die Gefühle und Gedanken, die ihrem eignen Wesen entspringen, nur ihm dankbar möchte, wie vielleicht blühende Pflanzen ihre Blumensterne nur für Erhebungen der Sonne zu halten geseht sind.

Es ist Bettine eine Virtuosa im nativen, unerschafften Leben, wie Göthe ein Virtuos ist im besonnenen, in sonnenhaften Gestalten des Schönen. Wie Göthe's geniale Persönlichkeit in eine reiche Schöpfung allgemeingültiger Gestaltungen ausstrahlt, so sammeln die Liebesstrahlen Bettinens sich alle in ihrem idealisirten Geliebten, und Geist und Liebe sind Aus- und Einstrahl, Her- und Rückstrahl, die, wie Zettel und Einspiel, das wunderbare Gewebe gestalten, welches der Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde und zur Anschauung gebracht hat.

Und weil der ächte Deutsche „enthusiastisch und von innigem Gemüth,“ und es sich Adel ist, daß überall, „wo er Begeisterung und tiefe Anschauung sieht,“ wo „seine innere Gefühlswelt angeregt wird,“ er „schnell ergriffen und gewonnen,“ das, was ihn angeregt hat, „für ein reiches Geisteswerk hält,“ — darum drängt auch jener Keiſerwechsel „bei so Vielen“ einen so lebhaften „Enthusiasmus hervor.“ Dann mit Recht schließt der gemüthvolle Deutsche von wahrgenommener Begeisterung auf etwas Begeisterndes, also Mächtiges, Höheres, Poetisches, und auf ein Begeisterungsfähiges, für das Höhere Empfangliches, — gleichsam Hoffähiges für jenes Gebietende, Herrschaftliche, Fürstliche. Das Begeisternde aber weckt den Geist, öffnet sein Auge und befähigt es zu tiefgehenden Anschauungen. Der Begeisterte vergißt sich selbst, geht hinaus über seine eigene Beschränktheit, giebt sich hin an etwas Höheres; er verehrt es, er huldigt ihm, er liebt es, weil es ihn in eine beseligende Gemeinschaft emporhebt; er bezeugt ihm seine Liebe, indem er sich ganz durchleuchtig zu machen strebt für das Geliebte, Höhere, Leuchtende; indem er alles Dunkle, alles Starre, Vereinzeln, Trennende aufzuheben trachtet, um mit dem Geliebten zu einem einigen, höheren Wesen zu verschmelzen, um die ganze Herrlichkeit des Geliebten spiegelnd, ihm die höchste Wonne des Daseins, — das Bewußtwerden des Geliebtheits — zu bereiten!

Alles Lieben, wie alles Gestalten geht aber hervor aus jenem geheimnisvollen Schopfe, für dessen Benennung weder Herz, noch Seele, weder Geist, noch Gemüth zureichend sind. Es trat aus ihm hervor und versenkt sich wieder in ihn, und das Beistehen — ist das Wiederzusufammen des begeisterten und begeisternden Liebenden und Gestaltenden, ist eben jenes überschwängliche Gefühl, welches nicht das unendliche wäre, wenn es sich ganz in endlichen Worten aussprechen ließe.

Immer aber ist es sowohl das Schöpferische, als das Beseligende, oder vielmehr die Seligkeit, der Endzweck des Schaffens selbst; es ist das der Willkür Entzogene und darum auch nicht beliebig Mittheilbare, vielmehr der innerste unendliche Lebenspunkt, das Atom in der geistigen Welt, das ungründliche Geheimniß der menschlichen Individualität. Könnte ein Saamenkorn inne werden des unendlichen Reichthums von Gestalten, die in ihm verborgen liegen, könnte der Sonnenstrahl seiner Wirksamkeit inne werden, welche die Knospe zur vollen Blüthe erschließt, dann würden Knospe und Strahl Ueberschwängliches fühlen! —

Dieses Geheimnisvolle, Ueberschwängliche — ist es nun, für wel-

ches unter allen Völkern der Erde vielleicht der Deutsche den tiefsten, innigsten Sinn bewahrt, und dieser Sinn ist es gerade, welcher nun auch durch die Reize des Kindes angeregt worden. Wie es aber, nach einer tief sinnigen Bemerkung unseres Novalis, auch unter anderen Völkern Deutsche giebt, — so giebt es auch unter den Deutschen wieder solche, in denen die Germanität noch nicht zum vollen Durchbruche gekommen. Es darf daher nicht befremden, wenn nicht nur jene Drieße, sondern auch Novalis, und der Enthusiasmus, mit dem beide aufgenommen worden, ja sogar der — „deutsche Charakter und folglich auch die deutsche Litteratur selbst,“ deren Grundzug jener Enthusiasmus bildet, — mißbilligender Kritik bezeugen.

Um so erfreulicher aber ist es, wenn gerade durch solche Negationen ein echt deutsches Gemüth zu poetischer Mitwirkung angeregt und zugleich durch Liebe für das Geniale und durch Eifer gegen dessen Verklennung zu einer künstlerischen Würdigung des Verkannten begeistert wird. Eine solche verspricht uns *Semiramis*, ein dramatisches Gedicht, dessen erster Theil unlängst erschienen. Seine Intention spricht der Dichter in der Aueignung an Bettine in folgenden Strophen aus:

„Ach wohl mancher schickte Mien,
Hörte manchen horten Spruch
Ueber Mische und Bettine,
Ueber Brief und Tagebuch.“

„Schick das Lobes reiche Spende
Nach jenen falschen Lauf
Der trat in seiner Wendung
Als geheimer Tadel auf.“

„Und desselben Sterns Erscheinen
Zur verschiedenem Genuß;
Lucifer war er dem Einen
Und dem Andern Hesperus.“

„Jetzt in deinen Lautenphänen
Siehst du den Dritten geh'n,
Lächelnd ob des Lebens Herten,
Ohn' in deinen Blumen geh'n.“

„Siehst du mit kühnen Händen
Blüthen aneinander reich'n,
Die aus deinen eignen Spenden
Sinen Kranz, Bettine, weih'n.“

Schon diese Strophen thun wohl hinlänglich das Talent und die Verehrung des ungenannten Dichters kund, auch seine Stimme im deutschen Musentempel vernahmen zu lassen. Ob dann, wie er der Sprache

Meister, auch der gewählte Stoff sich ihm zu einem künstlerisch vollendeten Ganzen runde, darüber muß das Urtheil bis zur, hoffentlich baldigen Erscheinung, der beiden anderen Theile ausgesetzt bleiben, obgleich bereits der erste Theil zur Erwartung berechtigt, daß der Dichter glücklich an den Klippen vorbeischnitten wie, welche die Sagen, die das Gedächtniß der heldenhaften Königin aufbewahrt haben, darzubieten scheinen. Doch können wir es uns nicht versagen, schon jetzt zwei Stellen aus dem ersten Theile hier anzuführen, die wohl hinreichen werden, das von uns gehegte Vorurtheil zu rechtfertigen.

Im zweiten Abschnitte beschreibt Semiramis ihrem Pflegerater einen ihrer einsamen Spaziergänge:

„Es war so schön dort außen in der Nacht!
 Dem letzten Roth die Gipfel angehauet,
 Schlaftrunken rings der Pflanzen müde Procht,
 Die ganze Welt in sanfter Ruh' getaucht:
 Da trieb mich's fort aus eingeschloss'nem Haus
 In's kühle Thal, zur stillen Höl' hinaus.
 Noch hob' ich nicht der Felsen Haupt erreicht:
 Da bröhet es dumpf und die Gewitter blihen;
 Vom Sturm gehoben, wie ein Vogel leicht,
 Entschwing' ich rasch mich auf die letzten Spigen,
 Und wieder blick' ich in die bange Welt,
 Vernichtet jetzt, und jetzt von Gluth erhebt.
 Und endlich schleudert seinen letzten Strahl
 Dem Tagegrauen das Gewölkt entgegen,
 Beruhigt lacht ein morgentliches Thal
 Und ausgebreitet liegt des Himmels Segen.
 Der Sonne blasse Luth war mein Gebet:
 Ach, lächelst du, daß es das Kind geseht?“

Im vierten Abschnitte entwirft dann ein Anführer der Araber des Hinas — (Goethe's) — Bild in folgenden Zügen:

„Mein Anblick schon verklärt jenen Geist,
 Dem nicht Begierde, dem die Gottheit selbst
 Der Herrschaft gold'nes Diadem gereicht.
 In heil'ger Ruhe thronst Gedankenfülle
 Auf seiner Thron der Weisheit, der Weisheit,
 Der ersten Braunen Strenge mildert sich
 In sanfter Scheidung, aus dem tiefen Dunkel
 Der Augen blüht der Weisheit reine Flamme
 Und jedem Blick entsprüh'n Funken.
 Ein göttlich Lächeln schwebt um seine Lippen
 Und jede Miene seines Angesichts
 Ist ein Gedanke, zum Gesetz geformet.
 Sein ganzes Antlitz ist ein Schiller nur,

Der, jedem Hauch des Geistes unterthen,
 In leichtem Hattenwurf die Welt
 Der Majestät verhält und offenbart. . ."

Mögen dieses Gedicht und die im Vorhergehenden versuchten Andeutungen dazu beitragen, ein erfreuliches Einverständnis über ein Geistes- und Liebeswerk vorzubereiten, welches, zur Verherrlichung unseres Dichterkönigs bestimmt, auch dem stehenden Kinde eine Krone von Rosen und Immortellen sichert, und es als Muse *) des unsterblichen Sängers verherrlicht. —

*) Seite 202 des Tagebuchs.

Zur Philosophie.



I.

M e m o r i e).

Eine Hauptrichtung der neuesten Zeit, und gewiß eine der achtbarsten, wie nützlichsten, geht auf gewissenhafte Ermittlung der Vergangenheit, theils um jedem Ereigniß, und jeder historischen Person höchste Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, theils um die Geschichte in ihrem wahrhaften, lebendigen Zusammenhange zu erfassen, theils endlich, um aus den genau ermittelten Momenten der bisherigen geschichtlichen Progression auf den Exponenten derselben, und somit auf die an die Gegenwart gestellte Aufgabe schließen zu können. Vor allem wird hierzu die Kenntniß des unmittelbaren Thatbestandes erfordert. Es ist daher dankbarlichst anzuerkennen, daß man in neueren Zeiten angefangen hat, für kritische Ausgaben aller irgend bedeutenden Schriftsteller der früheren Jahrhunderte Sorge zu tragen. Leider hatten bisher die Philosophen sich am wenigsten dieser Sorgfalt zu erfreuen. Noch haben wir keine vollständigen und kritischen Ausgaben der Heraklitischen Fragmente, der Schriften eines Sextus Empiricus, Plotinus, Proklus u. Ahd., und nicht blos die Hermetischen Schriften, sondern sogar der Hochmeister des philosophirenden Mittelalters, Aelstoteles, — sind nur in unvollkommenen Ausgaben zugänglich.

Noch weniger wurde bisher auf die Philosophen des Mittelalters geachtet; Scotus Erigena, Roger Bacon, Raimonides, Raim. Lullus u. Ahd. fehlen daher in manchen Bibliotheken. Eben so sind viele der genialen Vorkämpfer der neuesten Zeit aus dem 15. 16. und 17. Jahrhunderte sogar zu litterarischen Seltenheiten gewor-

*) Opere di Giordano Bruno Nolano, ora per la prima volta raccolte e pubblicate da Adolfo Wagner, dottore, in 2 voll. Lipsia, Weidmann, MDCCCXXX. vol. I., col. titolito dell' autore, XXXVI et 292, col. II. 437.

den. Namentlich waren die Werke Bruno's schon lange theils gar nicht, theils nur zu ungeheuren Preisen zu erhalten. Nach Bruner's Manuel de Librairie wurden für den Spaccio bis 130, die Cabala 240, und die Schrift Degli eroici furori sogar 425 Franken bezahlt; ja von der Cabala soll nur ein Exemplar sich in ganz Frankreich finden! —

Und dennoch gebührt Bruno unter den glänzenden Bestirnen jener Uebergangszeit zu den merkwürdigsten, indem er wie ein prächtiger Komet die damalige gebildete Welt durchzog, und gewiß vielfach zum Aufkommen einer vorurtheilfreien Philosophie und zur Vorbereitung der neueren Natur- und Weltansicht beigetragen hat. So haben namentlich Cartesius und Leibniz mehrere ihrer berühmtesten gewordenen Gedanken aus seinen Werken geschöpft. Es ist daher mit dem besten Danke anzuerkennen, daß Herr Dr. Wagner durch die vorliegende, kritische Ausgabe aller italienischen Schriften Bruno's dieselben der Welt gleichsam wiedergegeben, und uns hiermit zu der Hoffnung berechtigt hat, von ihm in der Folge auch die lateinischen Werke jenes poetischen Philosophen zu erhalten.

Die Texte der hier mitgetheilten Abhandlungen sind den Originalausgaben, die sich auf der Dresdner Bibliothek finden, entnommen, wo es nöthig war, mit denen der Göttinger und Wiener Bibliotheken verglichen, und von manchen Unrichtigkeiten und Ungleichheiten der Orthographie und Interpunktion durch die sorgfältige und geschickte Hand des Herrn Herausgebers befreit.

Die Sammlung selbst wird durch eine, in italienischer Sprache geschriebene Biographie Bruno's eingeleitet, von welcher wir hier einen gedrängten Auszug folgen lassen, um die nöthigen Bemerkungen gehörigen Ortes einzuhalten, und zugleich die Uebersicht der in den vorliegenden zwei Bänden enthaltenen Abhandlungen zu geben. —

Gierdano Bruno, der gewöhnlichen Annahme zu Folge zwischen 1550 und 1560 zu Nola im Neapolitanischen geboren, widmete sich in früher Jugend der Poesie, später mit Vorliebe der Philosophie, zum Theil wohl, was Hr. W. nicht erwähnt, von den Schriften des Kopernikus hierzu angeregt*). Frühe trat er in den Dominikanerorden, und lehrte in demselben seine philosophischen und mathematischen Studien

*) Bruno de Maximo L. III. c. 9. — *generoso Copernice, cuius Pulsarunt nostrum teneros monumenta perennis Mentem etc.*

plaus zu Folge, Bruno den Lehen und sein Vaterland im Jahre 1580 wegen Zweifeln an der Transsubstantiation und der Virginität Mariä verlassen habe.

Bruno selbst aber sagt in der, 1589 zu Helmstädt gehaltenen, Trostrede, er sei „durch seine ehelichen Studien um der Wahrheit willen verbannt hier (zu Helmstädt) Bürger; dort der verschlingenden Gekrüppeltheit des com. Wolfes ausgesetzt, hier frei; dort an den unsinnigen, abergläubischen Gottesdienst gebunden, hier zu reformirtem Gedeluchen ermahnt; dort todt durch die Gewaltthätigkeit der Torannen, hier durch des besten Fürsten Anmuth und Gerechtigkeit lebendig.“ Wir werden auf diesen Punkt noch zurückkommen.

Zunächst floh B. nach Genf und verweilte hier zwei Jahre. Herr W. vermuthet, B. habe sich auch gegen den Calvinismus heftig geäußert und deshalb auch aus Genf entfliehen müssen. Die Biographie universelle hingegen läßt ihn, — wir wissen eben so wenig, welcher Angabe zu Folge, — zu Genf sogar Calvinisch werden, ein Umstand, um dessentwillen er zu Paris nicht habe ord. Professor werden können. Bis jedoch dieser Uebertritt historisch erwiesen, finden wir in der Engherzigkeit des Calvinismus und in der Freisinnigkeit und leidenschaftlichen Heftigkeit Bruno's zureichende Beweggründe, der Vermuthung des Herrn W. beizupflichten. Ja, beinahe zur Gewisheit wird uns dieselbe, wenn wir die, von Hrn. W. übersehene, Stelle in der Zureignung der zu Wittenberg 1587 herausgegebenen *Lampas comb.* berücksichtigen, worin er allgemeine Menschenliebe als seine Religion bezeichnet *). Bruno reiste über Lyon nach Toulouse, und von hier nach Paris, wo er 1582 als Lehrer der Philosophie gegen das noch herrschende Aristotelische System auftrat. Hier hätte erwähnt werden können, daß B. von seinem Vorkämpfer Ramus, der in der Bartholomäusnacht ermordet worden, sagt **): „jener erpedantische Franzos verstand zwar den Aristoteles, — aber er verstand ihn schlecht; sonst hätte er ihn vielleicht so ehrenvoll bekämpft, als der sehr verständige Telesius.“

Noch in demselben Jahre trat B. (soweit bis jetzt sich ermitteln ließ) zum erstenmale als Schriftsteller auf mit seinem *Candelajo* (Lichtgähler), einem Lustspiele, worin Pedanterei verspottet und geistige, abergläubische, wollüstige alte Männer auf mannigfaltige Weise als Betrogene dargestellt werden. *Wittenberg 1589, wurde es 1635 als B.*

*) G. v. Tennemann Th. 9. S. 363.

**) *de la Comas etc.* I. 250.

face & le pedant ins Französische übertragen. — Nichts der Polemik gegen die Aristoteliker war es nun die Vervollkommenung der Lullische n Denk-, Erfindungs- und Gedächtniskunst, welcher W. sich am eifrigsten widmete. Zu diesem Zwecke gab er auch noch im Jahre 1582 folgende Schriften heraus: 1) *De compendiosa architectura etc. artis Lullii*, in welcher er die Kategorientafel des Lullus zu Grund legend, ein Alphabet, Syllabium und Wörterbuch der Begriffe, Urtheile und Schlüsse aufstellte; 2) *Cantus Circaeus ad memoriam prax. ordin.* und 3) *De umbris Idearum*, welcher letzteren, was Hr. W. nicht an gibt, eine *Ars memoriae* angehängt ist. Schon in diesen Schriften finden sich seine später entwickelten Grundgedanken ausgesprochen, daß das äußere Weltall und der menschliche Geist ein gemeinsames Princip haben, daß aber die erste und höchste Substanz unerkennbar sei.

Indessen scheint seine Polemik gegen den scholastischen Aristoteles, besonders gegen die Nachteile, die aus Vermengung des logisch und des physisch Wahren entstanden, ihm in Paris Verfolgungen zugezogen zu haben; denn schon im folgenden Jahre ging er nach England. Aber auch zu Oxford*), wo er Vorlesungen über Unsterblichkeit der Seele und die fünffache Sphäre hielt, wurde ihm, wie er selbst in der *Cena* (I. 179) berichtet, keine erwünschte Aufnahme zu Theil, und noch in demselben Jahre zog er nach London (was Hr. W. anzugeben unterlassen). Hier gab er (noch 1583) seine *Explicatio triginta sigillorum etc.*, welcher ein *Sigillus sigillorum* beigesügt ist, und, als Einleitung zu derselben, seine *Recenset completa ars reminiscendi* heraus, und auch diese Schriften enthalten noch weitere Ausführungen der ihm so lieb gewordenen Lullischen Kunst.

Aber dem jungen Adler waren indessen die Schwingen erwachsen, und zu großer Höhe erhob er sich in den drei, sich aufeinander beziehenden, Abhandlungen, die er 1584 in seiner Muttersprache in Gesprächsform ans Licht treten ließ. In der ersten, *La cena de la cenari*, vertheidigt er zunächst das System des Kopernikus gegen die herrschenden Verurtheile, sucht dann zu erweisen, daß die Masse des Weltalls unendlich, die Weltkörper unzählig, die anderen Sterne gleichstoffig mit der Erde und Lebewesen, wie diese, und alle von einem inneren Princip, als von einer eigenen Natur und Seele, bewegt werden, und daß diese Philosophie mit der wahren Theologie übereinstimme. So hätte, glauben wir,

*) Hier mußte damals noch der Eid geleistet werden, (*quod*) nullus ad philosophiae et theologiae magisterium et doctoratum promoventur, nisi epotaverit e fonte Aristotelico (cod. 226).

Hr. W. den Inhalt dieser ersten Schrift nach Bruno's eigenem Vorbehalte zu derselben angeben mögen. Wie können uns aber nicht entbrechen, aus derselben Schrift (pag. 199) eine prophetische Stelle hier anzuführen, welche leider nur zu pünktlich in Erfüllung gegangen ist. „Wenn der Nolaner (sagt dort einer der Unterredenden) bei dunkeltem Himmel, um seine Wohnung zurückkehren muß, und ihr wollt ihn nicht mit 50 oder 100 Haden begleiten lassen, die, selbst wenn er mitten am Tage einherschreiten (*marciare*) müßte, ihm nicht sehen werden, falls es ihm bezeugen sollte, auf römisch-katholischem Boden zu sterben, — so laßt ihn doch von einem heim geleiten, oder wenn auch das zu viel scheint, leiht ihm eure Laterne mit einem Eisenbüchsen darin.“

Die zweite Schrift: *De la Causa, principio ed uno*, ist zwar ihrem wesentlichen Inhalte nach bereits durch Jacobi, jedoch nur in einem keineswegs überall genauen und erschöpfenden Auszuge, worauf Hr. W. hätte aufmerksam machen können, bekannt. Auch der Auszug, den der Lesende giebt, läßt noch Manches zu wünschen übrig, worauf aber näher einzugehen hier uns zu weit führen würde. Wir begnügen uns, die das Ganze am besten charakterisirende, von B. selbst (*De la Causa* I. 242) angezogene Stelle Virgil's anzuführen: *spiritus intus alit totamque infans per artus mens agitat molem, totaque se corpore miscet*; — und den begeisterten Ausruf worttreu zu übertragen, womit Bruno diese Abhandlung schließt: „Gelobe seien die Götter, und verherrlicht von Allen, die da leben, sei die unendliche, einfachste, eineste (*unissima*), höchste und unbedingteste Ursache, — (welche zugleich) Princip und Eines“! —

In der dritten: *De l'infinito, universo e mondi* widerlegt B. die, seiner Weltansicht entgegenstehenden Behauptungen des Aristoteles und Anderer, dringt auch hier besonders auf innere Beweiser der Gekünntheit, schließt aus Gottes unendlicher Macht, Güte, Barmherzigkeit und Vollkommenheit auf Unendlichkeit des Weltalls, und unzählige Vollkommenheitsgrade der zahllosen Weltkörper, und bestimmt den Unterschied von Gott und Weltall dahin, daß dieses zwar ganz, aber nicht gänzlich unendlich, weil jedes seiner Theile und jede der unzähligen Weiten endlich, daß hingegen Gott auch gänzlich unendlich, weil er ganz in der ganzen Welt in jedem Theile auf unendliche Weise (*infinite*) und gänzlich sei. —

In demselben Jahre, mit den eben angeführten Schriften, erschien, nach Einigen zu Paris, wahrscheinlicher zu London, der berühmte gewor-

dens Spaccio della bestia trionfante, der 1713 (was Herr W. hätte anmerken sollen, von Teland*) in's Englische, und 1750 zum Theil, (was ebenfalls übersetzen „von L. Val. de Bougne, conseiller de graueſchambre et chanoine de notre Dame“) ins Französische übertragen worden.

Bruno selbst, und, ihm folgend, Herr W., behaupten zwar, es habe in dieser allegorischen Darstellung nur die Reihenfolge der Haupttugenden und Laster aufgeführt werden sollen, um als Einleitung zu einer Metaphilosophie zu dienen, und nur zuletzt überdies Herr W. es dem Urtheil Anderer, ob auch der Papst und sein Hof habe persifliert werden sollen. Indessen bedarf es nur eines flüchtigen Durchlesens, um überzeugt zu werden, daß B. besonders gegen alles, was ihm Aberglauben schien, wozu er fast alles sogenannte Positive des Christenthums, alles Wunderbare, alles der natürlichen Vernunft widerstrebende desselben rechnete, näher aber gegen das Katholische Christenthum und seine Mysticien und nicht minder gegen manche Calvinistische Einseitigkeiten darin zu Felde gezogen sei. Hinsichtlich der letzteren mag es hier genügen, auf S. 165 bis 168, hinsichtlich des ersteren auf S. 238 ff. des Spaccio zu verweisen. In Beziehung auf das Katholische erinnern wir an S. 248 bis 250, wo Romus nicht begreifen kann, daß bei dem Centaur Chiron „aus zwei Naturen Eine Person geworden und zwei Substanzen zu „Einer hypostatischen Einheit zusammen geflossen;“ — wo er weiterhin bemerkt, Jupiter habe den Chiron mit Recht zum Priester am himmlischen Altar erhoben, da „dieser selbst und allein zugleich zum Opfer und zum „Opferer dienen könne; worauf dann Jupiter versetzt: „Wohlan! von „hier entferne sich die Thierischeit, die Unwissenheit, die unnütze und „schädliche Fabel, und wo der Centaur ist, da bleibe die gerechte Ein- „sicht die moralische Fabel! Wo der Altar ist, entweiche der Aberg- „laube, der Unglaube und die Gottlosigkeit, und es haue dort die nicht „eitle Religion, der nicht dumme Glaube und die wahre und aufrichtige „Frömmigkeit.“ — Zum Aberglauben zählt aber W. besonders die gewöhnlichen, beschränkten Vorstellungen von der Providenz, und diese suchte er ausführlich zu berichtigen. Es sei uns noch erlaubt, die gold- schwere Stelle hier anzuführen, mit welcher B. diese Berichtigung im ersten Gespräche schließt: „der Act des göttlichen Wissens (cognition) „ist die Substanz des Seins aller Dinge. Wie daher alle endliches „und unendliches Sein haben, so sind auch alle gekannt, geordnet und

*) Er ist der erste, welcher, wegen seiner Christianity not mysterious, (1696 und 1702) ein Freidenker genannt worden.

„vorgesehen. Das göttliche Kennen ist nicht wie das unsere, welches den Dingen nachfolgt, sondern es ist vor denselben.“

Bald nach dem Spaccio erschienen, unter Angabe des Druckortes Paris (1585) die *Cabala del cavallo Pegaseo; con l'aggiunte de l'asino Cillenico* descritta dal Nolano, dedicata al vescovo di Casamaritano, wosin er das Eselthum als Glück bringend anpreist, — und Degli eroici furori, wie das vorige in Gesprächsform mit untermischten Gedichten. Im letzteren wird auf allegorische Weise nicht blos, wie Herr W. angiebt, von der edeln und enthusiastischen „Liebe des Himgen und Göttlichen“ gehandelt, sondern alle Hauptvermögen und Thätigkeiten des Menschen treten in die mannigfaltigsten Beziehungen zu einander, und erst, nachdem vom göttlichen Lichte angeregt, alle Formen durchlaufen sind, wird zur „Consonanz aller Sphären, Intelligenzen, Rufen und Tonwerkzeuge“ hingeführt, wo der Himmel, die Weltbewegung, die Naturwerke, die Verstandeserkenntnisse, die Contemplation des Geistes, der Beschluß der göttlichen Vorsehung, — wo alle einstimmig den erhabenen und pedantigen Befehl feiern, der die unteren Wässer den oberen gleichmacht, und Nacht in Tag und Tag in Nacht verwandelt, — damit die Gottheit in Allem sei, in der Art, in welcher Alles die Möglichkeit von Allem, und die unendliche Güte sich unendlich mittheilt nach der Vermögenheit „(capacità) jedes Dinges“ (II. 311).

Wahrscheinlich war bei dem Druck dieser letzteren Schrift W. schon wieder in Paris. Hier vertheidigte in den Pfingsttagen 1586 nicht W., wie Herr W. berichtet, sondern Johann Hennequin unter Bruno's Auspicen, des letzteren *Articuli de natura et mundo à Nolano in principibus Europae academiae propositi*, und gab eine Apologie derselben unter dem Titel „*Excubitor*“ heraus, welche beide Schriften W. später als *Acrototimus* erscheinen ließ. Zunächst machte er noch seine *Figura tio Aristotelici auditus* bekannt, verließ aber noch im Juli desselben Jahres, 1586, wahrscheinlich (was Herr W. übersehen) der fanatischen Religionsverfolgungen wegen *), Paris, um, wie er selbst sagte, auch auf anderen Universitäten seine, der peripatetischen entgegengesetzte, Philosophie zu verbreiten.

Zu Marburg (am 25. Juli 1586) immatriculirt, wollte er philosophische Vorlesungen eröffnen. Da ihm aber die Erlaubniß hierzu verweigert wurde, fand er dies so ungebührlich, daß er unverweilt abreiste und sich nach Wittenberg begab. Ob er nun hier, wie Herr W. behauptet,

*) In der Dedication zur *Lamp. combin.* bezeichnet er sich 1587 als „*Gallicae tumultibus elapsus*.“

Professor wurde, aber, wie Andere berichten, ihm nur Erlaubniß, Privatvorlesungen zu halten, ertheilt worden, können wir nicht entscheiden, müssen aber das Letztere, seiner Religionsverhältnisse halber, für das Wahrscheinlichere halten. Er gab hier zuerst eine Abhandlung heraus: *De lampade combinatoria Lulliana* (1587), demnächst eine Logik unter dem Titel: *De progressu et lamp. venatoria Logico-rum* (1587), und ließ ihnen den oben erwähnten *Acrotismus* folgen.

Nach nicht völlig zweijährigem Aufenthalte zu Wittenberg, von welchem uns eben so wenig etwas Näheres bekannt, als von dem in den anderen Städten, nahm er in seiner *Oratio valedictoria* (1588) Abschied von dieser Universität, hielt sich einige Zeit in Prag auf, wo er seine eben angeführte Logik neu herausgab unter dem Titel: *De specierum scrutinio et Lamp. combin. R. Lullii doct. Heremit. omniscii, propemodumque divini* (Pragae 1588). Indessen mag es ihm hier wohl zu katholisch gewesen sein; denn schon im folgenden Jahre ging er nach Braunschweig, wo er von den beiden Herzögen gut aufgenommen und mit Gehalt nach Helmstädt gesendet wurde, um dort Vorlesungen zu halten. Auf den bald darnach erfolgten Tod des Herzogs Julius gab er dort eine *Oratio consolatoria* (1. Juli 1589) heraus, verließ aber auch diesen Ort, nach W. 1591, nach Anderen schon 1590, und zog nach Frankfurt a. M., wo er in dem einen Jahre 1591 seine drei letzten Schriften herausgab:

1. *De imaginum, signor. et idear. compositione etc.*
2. *De triplici, minimo et mensura etc. und*
3. *De monade numero et figura, liber consequens quinque de minimo, magno et mensura. Item de innumerabilibus, immenso et infigurabili etc.*

Bei Aufführung dieser Schriften, als in welchen die geistige Weltansicht Bruno's sich auf mehrfache Weise angedeutet findet, wärd wohl der schickliche Ort gewesen, aus denselben das Dienliche beizubringen, um ihren Verfasser gegen die ihm gemachten Vorwürfe des Atheismus und Materialismus in Schutz zu nehmen. In der Schrift *De la Causa* hatte W. zwar (I. 233) von einer „göttlichen übernatürlichen Substanz“ gesprochen, wie in der früheren *Cena* (I. 191) sogar von einer „übersubstantiellen Substanz“, dieselbe aber, obgleich er sie als das „höchste und beste Princip“, bezeichnet, hier wie dort „von der Erörterung ausgeschlossen“, die sich nur mit der Weltseele, zu beschäftigen habe, „wie sie die Wirksamkeit und das Vermögen von Allem „und ganz im Ganzen ist.“

Im *Spaccio* ist in dieser Beziehung ein Schwanken zu bemerken, wenn man die Worte der *Sophia* als B's eigene Ansicht nimmt, wo er sie sagen läßt (H. 228. 229): „Gott, als absolut, hat nichts mit uns zu schaffen, wohl aber insofern er sich den Wirkungen der Natur mittheilt, und da ist er denselben innerlicher (*più intimo*), als die Natur selbst; so daß, wenn er nicht die Natur selbst, er gewiß die Natur der Natur, wie er die Seele der Weltseele, wenn er nicht die Weltseele selbst ist.“ In den drei zuletzt angeführten Schriften aber wird Gott entschiedener als eben jenes höchste und beste Princip, als das schlechthin einfache Wesen, bei welchem Sein, Können, Wirken und Wollen Eins ist, als unendlicher Beherrscher des Einen unendlichen Weltreiches^{*)}, als das Urwesen, dessen Abdruck die Natur, dessen Ebenbild wir sind, bestimmt, und die letzte jener Abhandlungen rein theistisch auf folgende Weise beschloffen:

Et rerum facies dum tantum fluctuat extra,
Intimius cunctis, quam sint sibi quacque, vigens est
Entis principium, cunctarum fons specierum,
Mens, Deus, Ens, Unum, Verum, Fatum, Ratio, Ordo.

Hiermit stimmen dann auch die ebendort auf das großartigste ausgesprochenen Ansichten von der Bestimmung des Menschen, wenn er z. B. im 1. Cap. *De immenso* etc. (wie ein Jahrb. später Ewedenborg) sagt: „der innerste Mensch (*animus*) trachte vor allem dahin, daß der Geist im ersten Wahren, der Wille im ersten Guten zu Ruhe komme,“ da ihm kein particulares Gute oder Wahre genügt. Unerträglich findet der Mensch das bloße Manchmal, Irgendwo, Einzeln, Theilweise u. dgl., da er nach dem Immer, Ueberall, Allgemein, Ganz, Alles, strebt.“ — „Die weiße Seele fürchtet den Tod nicht, — denn „jeder Substanz harret, Bezugs der Dauer: — Ewigkeit, des Ortes: — Unermesslichkeit, der Wirklichkeit (*acta*): — Allgestalt (*omniformitas*).“ Mit Recht wird daher der Mensch ein großes Wunder genannt, der in Gott übergehe, als sei er selbst Gott; der Alles zu werden wagt, wie Gott Alles ist, und nach einem unendlichen (obgleich überall endenden) Gegenstande hinstrebt, wie Gott unendlich, unermesslich und überall

*) Von vielen Stellen führen wir nur die Wort. B's zu *De monade* etc. an, wo er sagt im 3. B. *De immenso* finden sich die evidentesten Beweise, *qualiter mundorum republicae disponentur, unum sine fine regnum infinito gubernatori subicit etc. Monstratur ut in universo sint — praecipua substantia (sub uno existente omnium principe et ab omni ordine absoluto) coelum, terram et coelum etc.* —

„gangt ist“*). — B. selbst hatte, was, so wie das nächstfolgende, Herr W. anmerken unterlassen, noch die Correctur von *De triplici etc.* bis auf den vorletzten Bogen besorgt, — weshalb wir diese Schrift als die letzte von ihm herausgegebene ansehen müssen, — als er durch einen unerwarteten Vorfall**), den er selbst als Mißgeschick bezeichnet, sich von Frankfurt zu entfernen genöthigt fand. — Wie lange er sich in Padua aufgehalten, ist unbekannt; ebenso ist es ungewiß, ob es das Jahr 1595 gewesen, in welchem er zu Venedig von der Inquisition ergriffen wurde. Im Jahre 1598 wurde er nach Rom gebracht, am 9. Febr. 1600 von der geistlichen Behörde, wahrscheinlich als Keger, verdammt, und dem weltlichen Arme mit der gewöhnlichen satanisch-höhnenden Empfehlung übergeben, „daß er allergnädigst (*quam clementissime*) und ohne Blutvergießen bestraft werden möge.“ Mit Gleichmuth bestieg Bruno nach acht Tagen auf dem *Campo fiore* den Scheiterhaufen, und wenn er wirklich, wie Sciooppius berichtet, im letzten Augenblicke von dem ihm dargehaltenen Crucifix den Blick verächtlich weg dem Himmel zugewendet, so wird man weniger bitter ihn deshalb zu tadeln sich gestimme finden, als diejenigen, welche, den ausdrücklichen Geboten Christi zuwider, ihn so zu richten sich vermaßen, und hiermit das von ihnen dargehaltene Bild ihres angeblichen Herrn und Meisters durch diese Gräueltthat selbst verhöhnten. Demungeachtet können wir Herrn W. nicht völlig beistimmen, wenn er diese Hinrichtung allein dem fanatischen Eifer des Dominikanerordens, den B. verlassen, und des Pontifikats, dessen Feind er gewesen, zur Last legt, nicht aber dem Atheismus, der Ketzerei und Apostasie, deren B. beschuldigt worden sei. Der römisch-katholischen Kirche mußte B. als Atheist und vollends als Keger erscheinen, weil er keine Gottheit mit drei Personen, keinen eigentlichen Welterschöpfer, keinen Sündenfall, und somit auch keinen wiederaufhebenden, erlösenden Gott, keine Kirchenautorität u. s. w. annahm; denn Protestationen, wie z. B. De la Cueva (I. 270) daß er „nicht minder fürchte, als ein Widersacher (*contrario*)“ der Theologie zu erscheinen, als wie ein solcher zu sein“ u. s. w., oder in der *Cena* (I. 119) „daß seine Philosophie mit der wahren Theologie übereinstimmig sei,“ und (I. 172) daß die „heilige Schrift von höher-

*) Wir glauben hier daran erinnern zu dürfen, daß Scotus Erigena den absoluten Idealismus schon viel bestimmter so ausgesprochen hatte: (*Deus*) dum in omnibus fit, *super omnia esse non desinit*.

**) J. Machet in der Dedicatio der Schrift *De triplici minimo etc.* sagt von Bruno: *casu repentino a nobis avulsus, — per litteras — rogavit, ut quod sibi per fortunam non liceret, nos pro se suo nomine praestaremus.*

„ten Intelligenzen ausgehe, die nie lern“ u. s. w., — solche Verwahrungen, so wie die Allegorien, in die er seine Angriffe hüllte, — wollte er wohl selbst nicht als Schutzwehren gegen mögliche Anklagen auf Atheerei angesehen wissen. Folgerichtig, wenn auch widersprüchlich, versuchte dagegen die Hierarchie, wenn sie demjenigen wegräumen ließ, der durch sein System den ganzen alten Weltbau in seinen Grundfesten erschütterte, und durch seinen Naturalismus alle bisherige kirchliche Sittendisziplin bedrohte. Bruno aber starb als Märtyrer der Lehre und Gewissensfreiheit; denn alle seine Schriften, sein Leben und sein Tod bezeugen, daß er von der Wahrheit seiner Lehre, wie von dem Guten, das er durch ihre Verbreitung stiften könne, innigst überzeugt war, und daß es nur diese Ueberzeugung, nicht aber Prahlerei war, die ihn antrieb zu schreiben*): —
me deus altus

Vertentis seculi melioris non mediocrem

Destinat, haud veluti media de plebe, ministrum.

Nach seinem Tode erschienen, nach Herrn B., noch folgende zwei ihm zugeschriebene, Werke:

Summa terminorum metaph. J. Bruni Nol. — accemitt ejusd. praxis descensus, seu explicatio entis ex moto. per R. E. Jeoninum Turinum etc. 1609. 8. und

Artificium perorandi etc. 1612. 8.

Herr B. hat aber hier übersehen, daß das erstere schon früher unter folgendem Titel erschienen: *Summa term. met., ad expensandum logicae et philos. studium, ex Jord. Bruni Nol. Entis. de- scensu manuscr. excerpta, nunc prim. luci commissa a R. E. Jeonio Figurino. Tiguri 1595. 4.* Diese Ausgabe dürfte übrigens nachzuforschen berechtigen, ob B. nach seiner Abreise von Frankfurt nicht vielleicht längere Zeit sich in Zürich aufgehalten, bevor er sich nach Padua begeben.

Wohl verdiente überhaupt dieser große Geist, daß seinen Lebensumständen, und besonders zu Rom seiner Verurtheilung, genauer nachgespürt, und auf diesem Wege vielleicht noch irgend eine seiner, bis jetzt als verloren zu betrachtenden, Schriften aufgefunden würde. Herr B. giebt uns folgende Titel derselben: 1. *Liber clavis magrae.* 2. *Lib. triginta statuarum.* 3. *Templum Mnemosynae.* 4. *De anima.* 5. *De multiplici mundi vita.* 6. *De naturae gestibus.* 7. *De principis veri.* 8. *De astrologia.* 9. *De magia physica.* 10. *De sphaera.* 11. *L'arca di Noè (dedicata al papa Pio V.)* und 12. *Purgatorio dell' inferno.* Auf die bei-

*) *De innumerabil. etc. p. 323.*

den letzteren beruft B. sich in der (1584 erschienenen) *Cena de la Ceneri*, und zwar, was Herr B. nicht hervorgehoben, auf die erstere als auf eine, wohl schon vor längerer Zeit geschriebene *), auf die zweite, als auf eine solche, worin man sehen könne, „welches die Frucht der Erlösung sei.“ Zugleich bittet er, „diese seine Gespräche geheim zu halten, damit „sie nicht denen zu Ehren kämen, welche er darin gebissen; sie möchten „sich sonst erzürnen und ihm neue Gelegenheit geben, sie noch schlimmer „zu behandeln und noch besser zu züchtigen, als bereits geschehen.“ Diese Stellen und besonders der Umstand, daß Pius V. schon 1572 gestorben, lassen uns vermuthen, daß jene beiden Gespräche noch in Italien geschrieben, und vielleicht die Veranlassung waren, daß B. sein Vaterland verlassen mußte. Wäre diese Vermuthung gegründet, dann würde aber auch das Geburtsjahr Bruno's nicht in die 50er, sondern wohl in die Mitte der 40er Jahre des 16. Jahrhunderts zu setzen sein. Außer den oben erwähnten Schriften finden wir bei Iselin noch angeführt: *De Cosmimetriae praxi*. —

Dahingegen nun Herr B. uns nur einen *Abriß* (*abbozzo*) des inneren und äußeren Lebens B's zu geben sich abheischig gemacht, so vermiffen wir doch selbst in einem Abriße ungern eine bestimmtere Charakteristik desselben und eine genauere Andeutung seines Verhältnisses zu den ihm vorangegangenen Philosophen.⁷

Schon aus den hier mitgetheilten italienischen Schriften ergiebt sich, daß B. nicht nur die griechischen und römischen Philosophen, sondern auch die bedeutendsten Kirchenväter, Scholastiker und Araber kannte, und daß namentlich die Eleaten und Plotin (*principe della setta di Platone* l. 274) ihm die Einheit des Seins und die Abstufung der allgemeinsten Begriffe, dagegen die Atomistiker, vorzüglich der ihm als Dichter und Aufklärer sehr verwandte Lucret, ihm die Substantialität der Materie dargeboten haben mögen. Unter den Neuern haben Karm. Lullus (der Alleswissende), Gusanus (*il divino*, s. l. 154. 162. 288), und Copernicus offenbar am meisten auf ihn eingewirkt. Mit dem ersten suchte er durch scharfe Unterscheidungen alles Besondere in Klarheit und damit in Ordnung zu bringen; der zweite gab ihm mit geometrischen Kenntnissen zugleich die Hauptgedanken über Gott, die Welt, und den Menschen; vom letzteren erhielt er die astronomischen Erkenntnisse, die er dann mit jenen zu einem lebendigen, einträchtigen Ganzen zu vereinigen strebte. Aber seine immer poetisch übersprudelnde Phantasie ließ ihn nur sehr vor-

*) I. 149. Non ti ricordi, Nolano, di quel ch' è scritto nel tuo libro intitolato: *L'arca di Noè*.

übergehend zur freien Bewegung in reinen Gedanken kommen, wie seine italienische Leidenschaftlichkeit und die Heftigkeit, mit welcher er überall angegriffen wurde, auch seinen klaren Blick oft trübte und ihn zu Einseitigkeiten, ja selbst zu Ungerechtigkeiten hinriß. So wies er z. B. dem Aristoteles vor (*De la Causa* I. 283) „daß er als ein trockener „Sophist sich bemüht habe, mit hinterlistigen Erklärungen und leichfertigen Ueberredungen die Lehresätze der Alten zu verdecken, und sich der „Wahrheit entgegen zu setzen, wohl nicht aus Einsicht des Geistes, als „vielmehr aus Neid und Ehrgeiz“ (vergl. *Cena etc.* I. 180). Einen ähnlichen Ausfall auf *Plato* schließt er sogar mit der unerklärlichen Behauptung, der „Endzweck von *Plato's* Philosophie sei mehr der eigene Ruhm „als die Wahrheit gewesen.“ Solcherlei Anklagen würden nicht unbillig-gerweise auf denjenigen zurückgewendet, der selbst sich so oft fast vergöttert, wie z. B. im ersten Cap. *De Innum.* (p. 147):

Tua propter dum tutus iter sic carpo, beata
Conditione satis studio sublimis avito
Reddor Dux, Lex, Vates, Pater, Autor, Iterque,
Adque alios mundo ex isto dum adurgo nitentes,
Aetherum campumque ex omni parte pererro,
Attonitis mirum et distans post terga relinquo.

Dennoch mögen wir darum nicht seinen Eifer für die Wahrheit aus übertriebener Ruhmsucht, als vielmehr solche Selbstgesälligkeiten aus seiner hohen Begeisterung für die großen Ideen ableiten, durch welche er die alte Verfinsterung der Naturanschauung aufzuhellen sich berufen hielt. Wir können jetzt wohl kaum uns vorstellen, was die ersten Christen empfunden haben mögen, als ihr Herz zum erstenmale für die ganze Menschheit schlagen durfte; so möchte es auch Wenigen gelingen, sich in die Seele des großen *Nolaners* zu versetzen, um mit ihm zu fühlen, wie es ihn ergriffen, als er an der Hand des *Copernicus* zum erstenmale von Sonnen- system zu Sonnensystem den erschütternden Ausflug wagte. Geneigt aber finden wir uns, ihm Glauben beizumessen, wenn er in *De la Causa* (I. 217) bei den Göttern bezeugt, seinen knischen Prügel nur gezeigt zu haben, um für sich und seine Sache Frieden zu bekommen, und daß er nie „aus schmutziger Selbstliebe oder aus gemeiner Sorglosigkeit für seine Person, sich gerächt habe, sondern aus Liebe zu seiner so sehr geliebten Philosophie und aus Eifer wegen der verletzten Majestät derselben;“ ebenso, wenn er im Vorbeise zur Schrift *Del' infinito etc.* (II. 3. 4) sich selbst in dieser Beziehung charakterisirte. Da diese Stelle zugleich ein Beispiel seiner Schreibart giebt, so erlauben wir uns, sie hier in möglichst treuer Uebersetzung mitzutheilen.

„Führte ich den Pflug, weidete ich eine Herde, besorgte ich einen
 „Garten, besserte ich Kleidungsstücke aus, — dann würden Wenige mich
 „beachten, — leicht könnte ich Allen gefallen. Da ich aber das Feld der
 „Natur vergeichne, besorgt bin für die Weide der Seele, gern den Geist
 „pflüge und ein Dädalus bin für die Gewänder der Intelligenz, — siehe
 „da, — wer mich nur anschaut, droht mir, greift mich an, beißt und
 „jetteist mich, und dieser sind nicht Wenige, sondern Viele, fast Alle.
 „Wollt ihr wissen, woher das kommt, so sage ich euch, daß daran Ursache
 „ist die Unversität, die mir mißfällt, der Pöbel (volgo) den ich
 „hasse, die Menge, die mir nicht genügt, und Eine, die mich in sie
 „verliebt macht (che m' innamora), — durch die ich frei bin in der Unter-
 „würfigkeit, zufrieden im Leiden, reich in der Dürftigkeit, und lebendig im
 „Tode . . . Da her kommt es, daß ich nicht wie ein Räuber den Fuß vom
 „steilen Pfade zurückhebe, noch wie ein Verzagender die Hände vom Werke,
 „noch gleich einem Verblendeten die Augen vom göttlichen Gegenstande
 „wegwende, während ich mich meistens für einen Sophisten gehalten
 „sehe, mehr beklissen, scharfsinnig (sottile) zu erscheinen, als es wahrhaft
 „(verace) zu sein; — für einen Ehrsüchtler, der mehr darauf denkt,
 „neue und falsche Sekten zu erwecken, als die alte und wahre zu bekräf-
 „tigen; — für einen Vogelsteller, jagend nach Ruhmesglanz, indem
 „er die Finsternisse seiner Irrthümer vorhält; — für einen unruhigen
 „Geist, der die Gebäude der guten Disciplinen umreißt, und sich zum
 „Gründer von Verderbnismaschinen macht! — So mögen (denn) die
 „heil. Gottheiten (numi) alle Diejenigen von mir verschrecken, die mich
 „ungerechterweise hassen! So sei mein Gott mir immer gnädig, so seien
 „mir günstig alle Beherrscher unserer Welt, so mögen die Bestien mir
 „den Saamen zum Acker und diesen zum Saamen bereiten, auf daß der
 „Welt nützliche und glorreiche Frucht meiner Arbeit zum Vorschein komme,
 „den Geist erweckend und das Gefühl erschließend denen, die des Lichtes
 „beraubt sind, wie ich gewiß nicht erdichte. — Und wenn ich irre, so
 „glaube ich wahrhaftig nicht zu irren, und sprechend und
 „schreibend sterbe ich nicht um des Sieges willen an und für
 „sich genommen, — denn für gottfeindlich, niederträchtig und ehrlos
 „halte ich jeden Ruhm und jeden Sieg, bei welchem die Wahrheit nicht
 „ist; — sondern aus Liebe zur wahren Weisheit, und aus
 „Eifer für wahre Beschaulichkeit ringe ich, ängstige und
 „quäle ich mich.“

Ganz mit dem hier Ausgesprochenen stimmen auch die edeln, geist-
 reichen Züge des Bildes, welches Herr W., in einem schönen, von Herrn

Mayer in Paris gefertigten, Kupferstiche, der vorliegenden Schrift als die erwünschteste Zierde beigesgeben hat. —

Papier und Druck dieser Ausgabe sind gut, und wir hoffen, daß der Absatz dieser Werke, die in gleichem Maße dem Philosophen, Dichter und Litteraturfreund willkommen sein müssen, rasch genug statt finden wird, um bei einer zweiten Ausgabe die nicht ganz seltenen Druckfehler zu verbessern, vor allem aber Herrn W. zu bestimmen, auch die lateinischen Abhandlungen Bruno's mit gleich dankenswerther Sorgfalt herauszugeben.

L e i b n i z.

(Leibniz's Dissertation „De principio individui.“ Herausgegeben und kritisch eingeleitet von Dr. G. E. Guhrauer. Berlin. Verlag von Veit und Comp. 1837; 8. 88.)

Wie die Universitäten in der vollen Bedeutung des Wortes recht eigentlich deutsche Institutionen sind, so ist Leibniz einer der ausgezeichnetesten Repräsentanten des sächsischen Universalismus. Nichts Menschliches ist ihm fremd, allen bedeutenden Bestrebungen seiner Zeitgenossen im In- und im Auslande widmet er seine Aufmerksamkeit, alle sucht er zu fördern, überall bringt er in die Tiefe, und strebt die Gegenstände seiner Forschungen sowohl in ihrer Bestimmtheit, als in ihren wesentlichen Wechselbeziehungen zu erkennen. Die letzten Gründe, die Ursprünge der Dinge sucht er zu entdecken, um in ihnen das lebendige Band, die Einheit zu ermitteln, welche die gegensätzlichen Erscheinungen zu versöhnen vermöge. Plato und Aristoteles, ältere und neuere Philosophie, Mathematik und Metaphysik, Empirismus und Speculation, Individualismus und Universalismus, Atomismus und Spiritualismus strebt er zu vereinigen; „die päpstliche und die lutherische — Religion,“ die Lutheraner und Reformirten, Natur und Gnade, Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie möchte er versöhnen, und wie er in dem Weltplane eine prästabilierte Harmonie zu entdecken, so trachtete er von Jugend auf, eine Universalsprache zu finden, welche zur Belehrung und Belehrung aller Völker, zu Beendigung aller Streitigkeiten hinführen könnte. Der Geschichte der Erde und der Völker, der Mathematik, Physik, Chemie, selbst der Medicin widmet er seine Studien, die Jurisprudenz zieht er in den Kreis der Philosophie und die Arbeit seines Lebens krönt er mit einer Rechtfertigung Gottes wegen des Daseins des Übels und des Bösen. Zuerst des Lateinischen, der bisherigen Welt-

sprache, sich bedienend, verfaßt er in der Folge, als unter Ludwig dem Vierzehnten Frankreich den Ton für Europa anzugeben anfang, auch viele Schriften in französischer Sprache, und wie er in seiner ersten Dissertation sich in Sprache und Darstellung noch der in den Schulen herrschenden abstrusen Scholastik angeschlossen, nähert er sich sehr bald der französischen Popularität, durch welche seine Schriften auch auf die nicht gelehrten höheren Stände bedeutenden Einfluß gewannen. Mit Recht bemerkt daher Herr Dr. Guhrauer in der Einleitung zu vorliegender Schrift, daß Leibniz's „welthistorische Stellung in den wichtigsten Bezügen sich als eine vermittelnde bekundet.“ Was Herder im Ueber gange vom achtzehnten auf das neunzehnte, das war Leibniz im Ueber gange vom siebzehnten auf das achtzehnte Jahrhundert, wie jener — ein inniger Verehrer Gottes, ein Freund der Menschheit, ein Verteidiger der individuellen Freiheit, und in allen Bestrebungen und Eigenthümlichkeiten ein wahrer Deutscher.

Aber er theilte auch mit anderen großen Deutschen das Schicksal, lange Zeit hindurch eines seiner würdigen vaterländischen Denkmals zu entbehren, welches doch vor Allen in einer Sammlung und Ausgabe seiner Schriften bestehen sollte. Eine solche ist bis jetzt nur von Ludwig Dutens, einem Fremden, in den 60er Jahren zu Genf veranstaltet worden. Doch fehlen in derselben mehrere Arbeiten Leibniz's, und namentlich seine erste Druckschrift, die er erst sechzehn Jahre alt (1663), als Baccalaureus der Philosophie und der schönen Künste herausgegeben. Diese hat, wie Herr Guhrauer bemerkt, schon frühzeitig zu den Seltenheiten zu gehören angefangen; von Allen, die über L's Leben und Philosophie geschrieben, hat nur noch Ludovici (1737) sie besessen und gelesen, und bereits gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts schien sie völlig verschwunden. Doch wies später F. H. Jacobi auf dieselbe hin. Aber erst seitdem Hegel auf die welthistorische Bedeutung der Leibniz'schen Philosophie hingedeutet, Steffens den tiefen Denker als christlichen Philosophen begrüßt, und Göthe und Andere auch in anderen Beziehungen auf die Reichhaltigkeit seiner Forschungen aufmerksam gemacht, wird das Bedürfnis einer neuen, vollständigen, kritischen Ausgabe seiner Schriften lebhafter empfunden.

Herr Dr. Guhrauer hat nun das Glück gehabt, auf der königl. Bibliothek zu Hannover die so lange vermiste erste Druckschrift unseres Polihistor aufzufinden, und die Einleitung, mit welcher er die vorliegende neue Ausgabe begleitet hat, berechtigt zu dem Wunsche, daß der Herr Herausgeber sich entschließen möchte, auf gleiche Weise eine vollständige Ausgabe der wissenschaftlichen Werke des mit Recht weltberühmten

Mannes zu veranstalten. — Es liegt außer unserm Zwecke, auf das Einzelne der werthvollen Leistung des Herrn Dr. Guhrauer hier einzugehen. Wir erfüllen aber eine angenehme Pflicht, wenn wir die Freunde der Philosophie auf dieselbe aufmerksam machen, da nicht nur in der hier neu aufgelegten Dissertation L's und der vorangeschickten Vorrede seines Lehrers, Jacob Thomasius, interessante Actenstücke zur Geschichte der Philosophie, sondern auch in der kritischen Einleitung (S. 7 — 61) ein sehr reichhaltiger Beitrag zum Verständniß der Entwicklungsgeschichte jenes großen Philosophen dargeboten werden.

Wir stimmen Hrn. G. vollkommen bei, wenn er (S. 38) bemerkt: „daß uns durch die Beschaffenheit jener ersten Zugenbleistung von Leibniz seine Philosophie von einem neuen Gesichtspunkte aufgeschlossen werde,“ und wenn er weiterhin (S. 44) hinzufügt: „daß, für jene Zeit, in Leibniz's (in jener Dissertation ausgesprochener) nominalistischer Entscheidung etwas Großes liegt, nämlich die Anerkennung der Selbstständigkeit und Gesetzmäßigkeit der Natur der Dinge gegenüber der Reflexion endlicher Geister, eine Denkart, welche die moderne Wissenschaft und Bildung vollkommen von der des Mittelalters unterscheidet.“ . . . „Der Nominalismus,“ bemerkt noch Hr. G. (S. 49), hat in befangenen Köpfen, die geistlose Atomistik, als Naturphilosophie, hervorgebracht: der verkürzte, durchgeistete Nominalismus eines Leibniz hat den geistigen Atomen, hat den Monaden den Ursprung gegeben.“ Durch diese individuell unendlichen Substanzen ist aber Leibniz ebenso der absoluten Substanz des Spinoza, — wie durch seine prästabilierte Harmonie des Universums und später durch seine Theodices, — dem auflösenden, verzweifelten Skepticismus Hume's, — wie durch seinen Intellectualismus dem Sensualismus Locke's, und durch seinen Versuch, die Uebereinstimmung der Vernunft mit der Offenbarung zu erweisen, dem damals in England auftauchenden Naturalismus erfolgreich entgegengetreten. — Ein solcher wissenschaftlicher Heroismus verdient einen ebenso wissenschaftlich gebildeten, als gewissenhaften Historiographen und wir dürfen mit voller Zuversicht hoffen, daß Hr. Dr. Guhrauer sich den Ruhm eines solchen nicht von einem Anderen wird rauben lassen.

2.

(Leibniz's deutsche Schelften.)

Im zweiten Bande von Mundt's Diesskuren giebt Herr Dr. Guhrauer uns von einer sehr interessanten Abhandlung Kunde.

welche Leibniz im Jahre 1670 in deutscher Sprache verfaßt und überschrieben: „Bedenken, welcherergestalt *securitas publica interna et externa* und *status praesens* im Reich jetzigen Umständen nach auf festen Fuß zu stellen.“ Diese, in geschichtlicher und rechtswissenschaftlicher, philosophischer und literar-historischer Hinsicht bedeutsame, erste deutsche Schrift des großen deutschen Mannes, deren Manuscript sich zu Hannover befindet, war bis jetzt noch völlig unbekannt. Wir freuen uns daher, anzeigen zu können, daß sie zu Anfang des nächsten Jahres im Druck erscheinen wird. Hr. Dr. Guhrauer, der seinen Beruf zur Herausgabe der Schriften Leibniz's bereits durch die von ihm bekannt gemachte Dissertation desselben (*De principio individui*) bekrundet, hat es unternommen, zunächst sämmtliche, aus den Handschriften vervollständigte deutsche Schriften von Leibniz herauszugeben, und das oberrühnte Bedenken wird die Reihe derselben eröffnen. — Als Probe daraus vorläufig einige allgemeine Bemerkungen.

In Bezug auf die damalige Lage des „römischen Reichs“ meint Leibniz, die dem Reiche damals „gleichsam über'n Kopfe schwebenden Hauptgefahrenlichkeiten“ seien „nicht etwa die übel eingerichteten Commercien und Manufacturen, das grundverderbte Münzwesen, die Ungewißheit der Rechte und Saumseligkeit der Prozesse, die nichtswürdige Erziehung und ungeitige Reife unsrer Jugend, der überhand genommene Intolerantismus *cum in fidei, tum in moralibus et politicis rebus* (in Glaubens-, moralischen und politischen Angelegenheiten) und der folglich einreißende Atheismus, die gleichsam mit einer fremden Pest angestrichenen Sitten, der Religion erbitterte Zwistigkeiten: welche Stücke zusammengenommen uns zwar langsam schwächen und, wenn wir uns nicht bei Zeiten entgegensetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alsobald über'n Haufen werfen können. Was unsre Republik aber auf einmal stürzen kann, ist ein innerlicher und äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, schläfrig, bloß, offen, zertheilt, unbewahret und nothwendig entweder des Feindes, oder, weil bei jetziger Anstalt solchem selbst nicht gewachsen, des Beschüzers Raub sein.“ — Als einziges Rettungsmittel erscheint ihm „eine wohlformirte, beständige Allianz“, — nämlich „eine Particularunion gewisser considerabeln, der Gefahr nächsten, oder des Reichs Angelegenheiten sich für andern annehmenden Stände.“

Von Frankreich sagt Leibniz, es sei „fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, . . . das ihm gegenüberliegende Afrika anzugrei-

sen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eines der bestgelegenen Länder in der Welt, anzugreifen, und — selbige Länder wohl gar zu übermeistern.“ — Auch meinte Leibniz, „man fasse an-
 jehz zu Rom genugsam, daß durch Religionskriege nichts zu gewinnen;
 — Summa, daß endlich, da Gott seinen Segen giebt, durch fried-
 liebende Consilia zur christlichen Liebe und Einigkeit
 in der Christenheit sich Alles anlasse.“

Herr Beit in Berlin hat den Verlag dieser werthvollen Reliquien eines der größten Geister unserer Nation übernommen, und wir zweifeln nicht, daß er sie des edlen deutschen Mannes würdig ausstatten werde. Bis jetzt kannte man Leibniz nur durch seine lateinischen und französischen Schriften; Herr Suhrauer wird das Verdienst haben, der deutschen Litteratur die in deutscher Sprache verfaßten Schriften des großen Denkers restituirt, und hiermit die reiche Krone desselben durch einige bis jetzt noch fehlende Lorbeerblätter ergänzte zu haben.

Swedenborg.

(Neu-Testamentische Literatur. *)

Das Volk Israel's hatte seit David eines von Gott gesendeten Nachkommen dieses großen Königs, der die Feinde Jehovah's und seines Volkes zerschmettern, und nach diesem furchtbaren Gerichte das alte Gottesreich wieder herstellen und für alle Zukunft befestigen werde. Eben so erwarteten die Christen von Anfang an die baldige Wiederkunft

*) I. Die neue Kirche des Herrn und ihre himmlische Lehre. Nach Run-
den aus dem Himmel. Tübingen. Verlag: Ju: Guttenberg. 1830. (Uder:
De nova Hierosolyma ect. Lond. 1758. Uebersetzt von L. Hofacker.)
218 S. 8.

II. Die Lehre von Gott dem Dreieinigen. Nach T. Swedenborg, von
Eudw. Hofacker. Tübingen. 1834. Ju: Guttenberg. 180 S. 8.
(Auszug aus Swedenb. Apocalypsis revelata.)

III. La nouvelle église du seigneur. Petit aperçu d'un grand avenir
par L. G. Hofacker. Tub. Gutt. 1836. 29 S. 8.

IV. Vergleichende Darstellung und Beurtheilung der Lehrgegensätze der
Katholiken und Protestanten, mit besonderer Rücksicht auf D. Wölher und seine
protestantischen Gegner. Zugleich die erste Darstellung und Begründung der
Unterschiedslehren Swedenborg's u. von D. J. F. Tafel. Tübingen.
Ju: Guttenberg. 1835. CVII und 566 S. 8.

V. De la Nouvelle Jérusalem, par M. Edouard Richer. 4 voll.
8. à Paris, chez Treuttel et Würtz, à Nantes, à l'impr. de Mallinet.
(contenant:)

Vol. 1. La religion du bon sens pour servir d'exposé préliminaire à la
doctrine de la N. Jérus. 1832. 462 S. 8.

Vol. 2. La clef du Mystère. 1834. LXIV und 466 S.

Vol. 3. Suite de la clef d. M. et Introduction à la doctrine de la N.
Jérus. 1835. 512 S.

des Sohnes David's (Matth. 1, 1.), „um zu schlagen die Heiden“¹⁾, — „zu richten die Lebendigen und die Todten,“ und sein Reich zu errichten, welches „kein Ende haben“ sollte. Siebzehn Jahrhunderte hindurch hatten die Wächter auf den Thüren der Kirche stets von Neuem den neuen Anbruch eines jüngsten Tages und Gerichtes verkündigt. Und schon wurden Einige des Glaubens, daß, wie es dem zweiten Stammvater des Menschengeschlechtes zugesagt worden, Gott gedenken wolle des Bundes, den er geschlossen mit „aller lebendigen Seele in allem Fleische, welches auf der Erde ist, — auf ewige Zeiten“²⁾. — Schon hofften Andere, jenes im N. Test. geweissagte Gericht sei wirklich ergangen, als Jesus gesagt: „Ietzt gehet das Gericht über diese Welt“ (ὡς ἔστιν ταῦτα τοῦ κόσμου. Joh. 12, 31.)³⁾.

Aber siehe! Da erhob sich gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1743) im hohen Norden eines Bischofs Sohn, Namens Emanuel von Swedenborg (früher Swedberg), und versicherte: „Gott der Herr habe ihn erkoren, um den Menschen den inneren, geistigen Sinn der heiligen Schrift zu erklären, und er werde ihm eingeben, was er schreiben solle.“ Und dieser Mann versicherte, daß „der Herr ihm das Gesicht seines Geistes geöffnet und so ihn in die geistige Welt (d. h. die Geisterwelt) eingelassen und ihm gegeben habe, die Himmel und Hölle zu sehen, und auch mit Engeln und Geistern zu sprechen“⁴⁾. Und bis zu seinem Ende wiederholte er oft, daß „er nur durch unmittel-

Vol. 4. Invocations à l'usage des vrais Chrétiens. 1834. 384 S.

VI. Das große Jenseits, nun erschaulich gewiß. Eine freudige Botschaft. Von L. Hofacker. Tübingen. Ju. Guttenberg. 1832. 49 S.

VII. Stille Wege zwischen Menschenwelt und Engelwelt, oder: Mein Uebertritt vom römisch-katholischen Glauben zu der neuen Kirche des Herrn, in Begleitung über sinnlicher Erscheinungen. Von Willh. Oegger, gewes. Ober-Ricar der Kathedrale zu Paris, a. d. Franz. von L. Hofacker. Tübingen. Ju. Guttenberg. 1835. XXXIV und 256 S. 8.

VIII. Nouvelles questions philosophiques par Guill. Oegger. Berna 1835. VI und 134 S. 8.

1) Offb. 19, 15. in Tafels Vorred. zu Swedenb. göttl. Offenb. I. S. XXVII.

2) Genes. 9, 12. ff. (nach Johtsohn's Uebers.)

3) Selbst Tafel giebt als Swedenborgische Lehre, daß Christus bei seiner ersten Herabkunft „die Uebermacht der Hölle durch das Gericht, das er schon damals hielt, gekürzt,“ und zum Vater zurückgegangen, „um, so vollkommen mit ihm vereint, die überwundene Hölle allgegenwärtig und in Ewigkeit entfernt zu halten.“ S. CXXX a. a. O.

4) S. Swedenb. Worte, angeführt von Tafel im Vorw. zu Bd. I. S. CCXXIV.

bare Eingebung Gottes schreibe," und daß „seine Schriften, die er alle auf Befehl des Herrn herausgebe, nicht Weissagungen, sondern Offenbarungen genannt werden müßten" ⁵⁾).

Als solche Offenbarung verkündigte er aber unter Anderem, daß „die zweite Zukunft des Herrn," Jehovah Jesu Christi, „nicht in Person, sondern im Worte geschehe, — durch einen Menschen" ⁶⁾, dem er sich in Person offenbarte, den er mit seinem Geiste erfüllt habe, die Lehren der neuen Kirche durch das Wort aus ihm zu lehren" ⁷⁾, und dieser Mensch sei — der Verkündigende, — Emanuel von Swedenborg — selbst. — Er offenbarte dann weiter, daß das in den Evangelien und der Apokalypse geweissagte jüngste Gericht ⁸⁾ — zur Herstellung „des Gleichgewichts zwischen Himmel und Hölle" ⁹⁾ — wirklich im Jahre 1757 gehalten worden, „damit die Bösen von den Guten geschieden (und „in die Hölle geworfen") und diejenigen fertig würden, welche an den Herrn (Jehovah Christus) geglaubt haben und an ihn glauben, und daß aus diesen ein neuer englischer Himmel und eine neue Kirche auf Erden gebildet würde" ¹⁰⁾. „Zuerst" aber sei das Gericht ergangen „über die, welche zur päpstlichen Kirche (das babylonische Schandweib) gehörten, hernach über die Muhammedaner, dann über die Heiden, und zuletzt über die Protestanten (den Drachen)." ¹¹⁾

Ferner offenbarte er, daß der Herr, wie er in der Geisteswelt das letzte Gericht gehalten, so auf der Erde eine neue, und zwar die letzte Kirche bereits gestiftet — durch Eröffnung des geistigen Sinnes seines heiligen Wortes, und diese neue Kirche sei das verheißene, vom Himmel herabgestiegene „neue Jerusalem," — „die Krone aller Kirchen,

5) S. Swedenb. Schriften passim und Tafel Borm. S. CCXXVI.

6) Daß Gott sich „am Ende der Kirche — zur Errettung derselben eines Gesandten als Werkzeugs bedienen wolle," will Tafel (a. a. O. S. CXLVI) durch Matth. 24, 15. und die Parol. Stelle Dan. 12, 1. erweisen, in welcher letzteren es heiße: „In jener Zeit wird aufstehen Michael, der große Fürst u. s. w." so wie durch Offenb. 12, 7. ff., wo es heiße: „Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen" u. (1)

7) Swedenb. N. Kirche bei Tafel a. a. O. S. CCXX — CCXXIV.

8) S. Tafel a. a. O. S. CXLV. — Das jüngste Gericht heiße es, weil „schon zweimal auf diesem Erdboden ein Gericht stattgehabt; eines, welches im Worte unter der Schandfluth beschrieben, das andere vom Herrn selbst gehalten, als er in der Welt war." S. Swedenb. Jüngst. Ger. (Erbd. 1756) bei Taf. II. S. 332.

9) Swedenb. Ebend. S. 308.

10) Swedenb. bei Taf. I. Borm. CCXXII und II. S. 331 f.

11) Swedenb. J. Gericht bei Taf. II. S. 334 f.

die es bisher auf dem Erdrufe gegeben," — welche „von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehen werde" ¹²). Diese neue Kirche, oder mit andern Worten, das Reich Gottes, welches vom 18. Juni 1770 an begonnen ¹³), „habe jedoch auch heutzutage blos bei denen Bestand, welche sich an den Herrn (Jesus Christum) allein wenden, und ihn als Gott des Himmels und der Erde anerkennen" ¹⁴). „Die wahre Kirche sei im Menschen, und die (neue) Kirche, welche außer ihm sei, bestehe aus den Vielen, in welchen die wahre Kirche sei" ¹⁵). — Die Lehre dieser Kirche aber, die auch die himmlische genannt wird, weil sie Swedenborg „aus dem Himmel geoffenbart worden," besteht im Wesentlichen darin, daß „Gott, dem Wesen und der Person nach Einer, und daß dieser — der Herr, Jesus Christus sei, mit welchem wir durch Glauben und thätige Liebe verbunden und beseligt werden, ohne jedoch eigenem Verdienste vertrauen zu dürfen" ¹⁶).

Diese Lehre nun ist bis in das Einzelnste ausgeführt, und von 1745 bis 1771 in zahlreichen Schriften als eine feststehende Offenbarung bekannt gemacht, und, — nachdem ihr Verkündiger, — allgemein als ein eben so wahrheitsliebender und gelehrter, als sittenreiner Mann anerkannt, — im Jahre 1772 verstorben, — ist diese sogenannte Offenbarung die Grundlage einer neuen Kirche geworden, deren Anhänger des Glaubens sind, daß jener Mann „im höchsten Grade glaubwürdig," ja daß es sogar „nicht nur unverständlich und inconsequent, sondern auch im höchsten Grade unsittlich und ungerecht," — daß es „nicht nur Verbrechen an der beleidigten Menschheit, sondern auch Hochverrath an dem Geiste Jesu Christi, der in ihm wirkte, sei, ihm nicht zu glauben" ¹⁷).

12) Swedenb. *S. v. R. Jerus.* (1763) bei Taf. I. S. 129 ff. und Borm. S. CCXXV.

13) S. True Christian Religion; containing the Universal Theology of the new church. By Em. Swedenborg. (Amst. 1771.) Lond. 1819. Vol. II. p. 547. — Dieses Werk hatte Swedenb. am 18. Juni 1770 vollendet, und sobald die letzten Worte desselben niedergeschrieben, „sanfte, nach Swedenb. Versicherung, Jesus Christus seine zwölf Apostel durch die Geisternwelt, um derselben die frohe Botschaft zu verkünden, daß Er, dessen Reich kein Ende nehme, für und für regiere."

14) Swedenb. *Abend.* S. 133.

15) Swedenb. *S. v. d. h. Schrift.* bei Taf. II. S. 114.

16) Swedenb. *S. v. R. Jerus.* bei Taf. I. S. 139 und Taf. Borm. S. CCXXI.

17) S. Taf. Borm. S. CCXXVII f. und S. CCXXXI.

Im Jahre 1783 zu London als ein kleiner Verein beginnend ¹⁸⁾, hat diese neue Kirche sich allmählig ausgebreitet, in den Jahren 1789 bis 1794 ihre fünf ersten Synoden oder allgemeinen Conferenzen gehalten, durch welche „Katechismen, Liturgieen und Gesangbücher sanctioniert wurden“ ¹⁹⁾; schon 1790 hat sie eine Zeitschrift herauszugeben angefangen, bald darauf bereits Missionen gestiftet, auf ihrer vierzehnten Generalconferenz, zu Manchester 1821, sich über ihre Lehre und Verfassung erklärt und auf dem funfzehnten Generalconvente, zu Philadelphia (1822), ein symbolum aufgestellt. — Sie glaubt nicht nur an die wunderbare Erleuchtung ihrer Stifter, sondern weiß auch von wunderbaren Heilungen (St. Amour) und Bekehrungen (Daggar) zu erzählen; — sie hat nicht nur heftige Gegner (Bartuel, Dutois, Priestley u. s. w.), sondern auch enthusiastische Apologeten (Dettinger, Latrobe, Hindmarsh, Glawson, Proud, Tafel, Noble, Hefacker u. s. w.), ja sogar einen Propheten (Heinrich v. Bülow) gefunden, welcher voraussagte: „Die Franzosen würden als wiedergebärender Sauerteig (*levain régénérateur*) dienen; sie würden die Johannes-der-Täufer der zweiten Zukunft des Herrn, d. h. des (wahren, neuen) Christenthumes sein, und, ohne es zu wissen, den Weg bereiten;“ — von 1832 bis 1847 aber werde man anfangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen“ ²⁰⁾. —

Und wirklich hat, gerade im Jahre 1832 Eduard Richer sein großes Werk: „*De la Nouvelle Jérusalem*“ zu Paris und Nantes herausgegeben anfangen, und gerade in demselben Jahre ist „die Lehre Swedenberg's“ in der Symbolik von Röhlert, zum ersten Male unter den „protestantischen Secten“ aufgeführt worden ²¹⁾, da Winer,

18) Nach Scheddé (Christliche Kirch. Gesch. VIII. S. 407) hat „Swedenb. selbst eine Anzahl seiner Verehrer in Schweden veranlaßt, eine ergetische und philanthropische Gesellschaft zu stiften, die 1786 schon aus 50 Mitgliedern bestand.“ —

19) Die erste Synode versammelte sich am 13. April 1789, die zweite 1790, die dritte 1791, die vierte 1792, die fünfte 1793; s. Vergl. Darß. v. Taf. S. LXIV f.

20) *Nouveau permissum est, ou coup d'oeil sur la doctrine de la Nouvelle Église évangélique, ou le Swedenborgianisme, ouvrage posthume de Henri de Boulton.* 1809. Philadelphia.

21) Worum Dr. Röhlert „das Lehrgebäude des schwedischen Propheten“ unter d. kleineren protestantischen Secten einrangirt, kann darum befremden, da er geradezu versichert, dasselbe sei „aus der Opposition gegen die protestantische Rechtfertigungslehre und die damit zusammenhängenden Begriffe und anderweitigen Bestimmungen hervorgegangen.“ — wonach es also gerade gegen die dogmatische Grundlage der protestantischen Symbole protestirt. —

Planck und Marheineke, in ihren Darstellungen der Symbole — bisher verschmäht hatten, von der neuen Kirche Notiz — zu geben.

Auch wird von schriftstellerischen Aposteln der neuen Kirche nun auf die zahlreichen Weissagungen Bezug genommen, welche, besonders seit dem zwölften Jahrhunderte, eine neue christliche Kirche verkündigt haben, — von der heil. Hildegard an, durch welche der Herr gesprochen: „meine neue Kirche wird anheben, wenn in Deutschland kein Kaiser mehr ist, und sie wird erstehen, wenn der Papst auf das Reichthum von Rom beschränkt ist,“ — bis auf Bengel, in dessen Apokalypsen-erklärung das Jahr 1836 als Ende einer geschichtlichen Hauptperiode aufgezeichnet, die Offend. 19, 19. bis 21. angedeutet wäre. — Und wirklich lesen wir in dem „*Livre mystique*“²²⁾, welches einer der ausgezeichnetsten französischen Novellisten, Fr. v. Balzac, in diesem Jahre herausgegeben, Folgendes: „Die Kirche des schwebischen Propheten zählt jetzt mehr als 700,000 Gläubige, sowohl in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo verschiedene Secten sich in Masse zu ihr scharen²³⁾, als in England, wo allein in Manchester sich 7,000 Swedenborgisten finden. Männer, eben so ausgezeichnet durch ihre Kenntnisse als durch die Stellung, die sie in der Welt einnehmen, sowohl in Deutschland, als in Preußen und am Norden, haben öffentlich die Glaubenslehren Swedenborg's angenommen, die übrigens auch weit tröstlicher sind, als die der anderen christlichen Gemeinschaften.“

Wie nun durch Sittenreinheit und — geglaubtermaßen — durch einig Wunderbare, unmittelbare Erleuchtung des Stifters²⁴⁾, — durch Weissagungen²⁵⁾, und durch stetige Ausbreitung der neuen Kirche — dieselbe eine formale Ähnlichkeit gewonnen mit der ersten christlichen Kirche, so wiederholt sich bei ihr selbst der Umstand, daß, wie jene, auch

22) Ed. de Bruxelles. 1836. Xli. 11. 98. f.

23) Nach den neuesten Berichten übersteigt die Zahl der Swedenb. in Nordamerika nicht 3000.

24) Wie Christus versichert hat, daß er nur rede und lehre, was er vom Vater gehört (Joh. 5, 30. 8, 26. 28.), — so versicherte Swedenb., seit dem an ihm ergangenen Befehl Alles nur auf Befehl Christi und in göttlicher Erleuchtung niedergeschrieben zu haben.

25) Die Abrahamitisch-Mosaische Bundesgenossenschaft erwartete einen Zerstörer der übermächtig gewordenen Volkseinde, überhaupt — die Vernichtung des Bösen und Uebels. Die christlich-katholische Kirche erwartete einen Beseitiger der übermächtig gewordenen satanischen Herrschaft und fortwährende Absonderung der Hölle vom Himmel, des Bösen und Uebels von jeder Art von Gutem.

se gundacht sich nur für eine Vollendung, eine Erfüllung der bisherigen Glaubensgemeinschaft gehalten und ausgegeben, gar bald aber sich ein doppelter Gegensatz in ihr hervorgethan, durch den auch die neue Gemeinschaft theilweise über ihre anfängliche Beschränktheit hinaus getrieben werden mußte.

Wie nämlich 1) sowohl Petrus, als der mit Himmelsgewalt beehrte Paulus ihnen zu Theil gewordene Gesichte und Offenbarungen²⁶⁾, so sehen auch einige apostolisch thätige Anhänger Swedenborg's, — namentlich Fosdæc und der durch Traumercheinungen belehrte Degger Erdume und Visionen als fortwährend stehende religiöse Erkenntnisquellen an²⁷⁾, und während die ursprüngliche Swedenborgische Kirche (wie die erste judenchristliche Genossenschaft) sich streng an den Buchstaben der Offenbarungen ihres Stifters hält, will Degger dieselben nur im dem Sinne gedeutet wissen, welcher sich mit „den klaren Aussprüchen der Vernunft vereinigen lasse“²⁸⁾.

Wie dann 2) die ersten Christen glaubten, das Evangelium von dem nahen Gerichte und der darauf folgenden Erlösung sei nur an das auserwählte Volk gerichtet²⁹⁾, einige Apostel aber des Berufes inne wurden, dasselbe auch den Heiden zu verkündigen, was dann unausbleiblich zur Auflösung nicht nur des Mosaischen Gesetzes, sondern sogar des Abrahamischen (Beschneidungs-) Bundes³⁰⁾ hinführt, — so ist Degger bereits über den Glauben Swedenborg's und seiner Kirche an die Möglichkeit und Wirklichkeit ewiger Bosheit und Verdammniß mit der Erklärung hinausgeschritten: „wir verneinen unbedingt das ewige Unglück mit Unmöglichkeit der Umkehr; die Natur der Freiheit bewiese es, wenn nicht schon die unendliche Güte und Liebe Gottes jede entgegengesetzte Behauptung verwerfe als die entsetzlichste aller Gotteslästerungen“ (comme le plus horrible des blasphèmes), — als „klare Absurdität, die nur auf den Schöpfer zurückfiele;“ wie denn auch viele Christen jener Annahme widersprechen, und „nur die Bosheit des menschlichen Herzens es bisher

26) Ap. Gesch. 9. 16. 11. 13. 15. u.

27) S. Nr. VI. und VII. der hier anzugebenden Christen.

28) Nr. V. l. p. 111: „La révélation ne saurait contenir des choses diamétralement opposées à ce que la raison enseigne clairement; car la raison, sagement consultée, n'est autre chose que la lumière de Dieu en nous.“ Vergl. p. 114.

29) Ap. Gesch. 1. 6. 2. 16 — 18., zu verb. mit R. 30. 36. 39. 3. 13 — 26.

30) S. unser Antwortschreiben an Hrn. Ph. S. R. der Allgem. Kirch. Zeit. 1836. Nr. 100 — 165.

verbindert hat, daß diese Stellen so beachtet wurden als die (scheinbar das Entgegengesetzte aussagenden);“ denn „die Wahrheit muß sich mit der Nichtigkeit (Iohie) vereinigen, um Gott eine so höllische Sprache zu leihen“³¹⁾).

Da die übrigen Anhänger Swedenborg's sich zu dieser Entscheidung der göttlichen Liebe bekennen werden oder nicht, muß zunächst dahin gestellt bleiben. Soviel liegt indeß klar zu Tage, daß durch Annahme dieses Lehrlages nicht nur den ausdrücklichsten, oft wiederholten angeblichen Offenbarungen Swedenborg's, sondern auch der, von Anfang an in der christlichen Glaubensgenossenschaft vorherrschenden Weltansicht widersprochen, und hiermit sowohl die Swedenborg'schen als die neutestamentlichen Offenbarungsschriften ihres unbedingt übermenschlichen Ansehens entkleidet würden. Eben damit würde die neusalamitische Kirche sich nicht mehr als eine Fortsetzung und resp. Restauration der urchristlichen Kirche, ja sie würde sogar nicht einmal mehr Swedenborg als ihren Stifter ansehen können, da dessen gesammte Weltökonomie dadurch radical umgedrert würde.

Wie nun immerhin diese Differenz zu Ende gebracht werden mag, so möchte doch wohl durch das bis hierhin von uns Erwähnte die Nothwendigkeit dargethan sein, der sogenannten neuen Kirche und vor Allem ihrem Stifter unsere Aufmerksamkeit zu widmen, um zu ermitteln, in wie fern ihr wirklich die hohe Bedeutung zuzuerkennen sei, welche sie für sich in Anspruch nimmt — und — einigen Anzeichen nach — in Anspruch zu nehmen berechtigt scheint. —

Als Jesus von Nazareth in seinem Volke hervortrat, um es zur Buße aufzufordern, weil das, in dessen heiligen Schriften verheißene Reich Gottes nahe herbeigekommen (Matth. 4, 17.), und nur die Bußfertigen von dem vorangehenden Strafgerichte verschont werden sollten, das er bei seiner nahen Wiederkunft zu halten von Gott beauftragt sei, — da knüpfte sich dieses Evangelium vom Gerichte und vom Reiche an eine große Reihe allgemein anerkannter Weissagungen und an überall verbreiteter Vorstellungen und Erwartungen an. Und als er vom Berge herab das Volk lehrte, welcher Gerechtigkeit es sich zu befeßigen habe, um sich der Ausnahme in das Gottesreich zu würdigen, da beobachtete er selbst das bestehende Gesetz und löste die bisherigen reli-

31) Nr. VI. p. 109. 109. 113.

grosen Gehote nicht auf, sondern steigerte sie noch, indem er zur Ergänzung der äußeren, noch die innerliche Gerechtigkeit als das Wesentlichste des ganzen religiösen Verhältnisses forderte. Zur Befräftigung seiner Messianischen Sendung aber ging er heilwirkend im Volke umher, und als er, zur Bezeugung der Wahrheit seiner Verkündigung, den edelsten Kreuzestod gestorben, stüßten die Apostel den Ausruf, an ihm, als dem Messias zu glauben, auf die Bezeugung seiner Auferstehung (Ap. Gesch. passim und 1. Kor. 15, 14.) und auf die stetige Erweisung des heil. Geistes, den er über die Gläubigen ausgegossen (Ap. Gesch. und 1. Kor. 2, 12, 3, 16, 6, 19. u.).

Völlig anders verhielt es sich mit Swedenborg. Dieser trat in der Christenheit mit einer (angeblichen) Offenbarung hervor, welche in vielen Hauptpunkten ³²⁾ sowohl dem Glauben, als der Erwartung der gesammten kirchlichen Christenheit von den ältesten Zeiten an bis auf den heutigen Tag hin geradezu widersprach, und zur Legitimation derselben betraf er sich nur auf das Ihm - Offenbarsein derselben. Nachdem er aber abgeschieden, stüßten seine Anhänger die Forderung, an die Göttlichkeit seiner Offenbarung zu glauben, im Wesentlichen nur auf „die anerkannte Rechtschaffenheit und Wahrhaftigkeit seines Charakters,“ als auf den „stärksten Beweis für seine Glaubwürdigkeit,“ und auf „die höchst ausgezeichnete Eigenschaft eines Seher,“ in welcher er sich der Welt darzustellen habe ³³⁾; alle übrigen Gründe nämlich, welche zur Annahme des Zeugnisses Swedenborg's nöthigen sollen, lassen sich auf die Versicherungen zurückführen, daß alle Offenbarungen Swedenborg's sowohl schrift-, als vernunftmäßig, erbaulich und tröstlich seien.

32) Es ist zwar in No. 51 der Allg. Kirch. Zeit. (1836) von einem Anhänger Sw.'s behauptet worden, daß „die Göttlichkeit der heil. Schrift und die Gottheit Christi, also die zwei Hauptsäulen des Christenthums, welche von der ganzen christlichen Kirche formell als Grundlage anerkannt sind, — ausdrücklich auch von Sw. und den Mitgliebern der neuen Kirche als solche anerkannt seien.“ Diese Uebereinstimmung ist aber ein ganz leerer Schein; denn die neue Kirche nimmt nur einen Theil der heil. Schrift als göttliche Offenbarung an und behauptet überdies, daß auch dieser Theil von Anfang an durchgängig mißverstanden worden sei. Indem sie dann auch Christum für Eine Person mit Jehovah erklärt, widerspricht sie sowohl den Nationalisten als den Supranaturalisten, den Protestanten und Katholiken, den Arianern und den Nicänern, den Juden und den Heidenchristen, also der gesammten Kirche.

33) S. Einige schlichte Antworten auf die Frage: Warum nimmst du das Zeugniß Swedenborg's an? Aus dem Engl. nach der zu London 1822 gedruckte. 4. Aufl. überf. v. J. Tafel. 1826. — Noch ausdrücklicher erklärt derselbe S. CCXV der Corr. zu B. I. der göttl. Offen.: „Es ist also wahr, daß seine Lehrer unschuldig und göttlich ist: denn alles dies hat er, der Glaubwürdige fortwährend — Standhaft behauptet.“

In so fern nun die Glaubenslehren Swedenborg's als Schrift*, vernunft- und gefühlmäßig gelten sollen, wie an rein menschliche Gelehrsamkeit, Wissenschaft und Erfahrung appellirt, und für jene Lehren eine Bewährung in Anspruch genommen, welche dieselben nicht als Offenbarungen, sondern durch ihre Uebereinstimmung mit anderweitigen Voraussetzungen sanctioniren soll. Ob diese Uebereinstimmung wirklich stattfindet, ist an einigen Hauptlehren Swedenborg's leicht zu ermitteln³⁴⁾. In so fern aber für Mittheilungen Swedenborg's Glaube in Anspruch genommen wird, weil Swedenborg ein Seher, und deshalb seine Angaben ganz eigentlich als Offenbarungen anzuerkennen seien, — haben wir um so mehr die Gültigkeit dieser Sanction zu untersuchen, je weiter die angeblichen Offenbarungen sich größtentheils von dem durchgängig geltenden Schriftsinne, von den Vernunftkenntnissen und den Gefühlsoberzeugungen zu entfernen scheinen, auf welche die neue Kirche sich so oft und mit Vorliebe beruft.

Was zunächst den sittlichen Charakter S's betrifft, so wird selbst von eömisch-katholischen Schriftstellern zugestanden, daß S's „Leben und Gesinnung unstreitlich gewesen,“ und daß „dessen Zeitgenossen für seine Unbeirtheiltheit, Weisheitsgegenwart und Wahrhaftigkeit Bürgschaft zeigten“³⁵⁾. Wollte man aber sich an solcher historischen Genügsamkeit lassen, um sofort alle von S. für Offenbarungen ausgegebenen Thatsachen und Lehren als ungetrübte göttliche Mittheilungen dahin zu nehmen, dann müßte man tausend andere vielfach einander widersprechende Uebertreibungen eben so wohl als Offenbarungen anerkennen, da die Rechtfchaffenheit ihrer Verkündiger und — Verkündigerinnen — eben so wenig in Abrede gestellt werden dürfte. So müßten, aller Uebrigen hier zu geschweigen, die Schriften Jacob Böhm's — eben auch als göttliche Offenbarungen anerkannt werden, da derselbe für seine Versicherung: nur der Schreiber des dictirenden heil. Geistes gewesen zu sein, dieselbe Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen könnte, als Swedenborg. Näher betrachtet würde sogar J. Böhm noch eher auf solche Glaubwürdigkeit Anspruch machen können, da er selbst auch zum wenigsten darin der gesammten christlichen Kirche Glauben schenkte, daß er mit ihr sämtliche Schriften des neuen Testaments für echt und glaubwürdig

34) Wir verweisen dafür auf den von in Nr. 106, 107 und 108 des Theolog. Literaturblattes zur Allgem. Kirchen-Zeitung, 1836, erstatteten Bericht.

35) S. Oberes im Katholik. v. Weis, Octoberheft 1826. S. 97 f. Vgl. Böhm's Symbolik.

annah, während E. von denselben nur die vier Evangelien und die Apokalypse für göttliche Offenbarungen anerkannt hat, somit also den Versicherungen des Apostel Paulus — von ihm geschriebenen Offenbarungen des Herrn — den Glauben versagt, den seine Anhänger für die seinigen in Anspruch nehmen müssen, da alles, was E. z. B. von der Einrichtung der anderen Welt und von dem in ihr vollzogenen Gericht u. a. aus sagt, keiner anderweitigen Demonstration empfänglich ist.

Jedenfalls aber kann der historische Beweis der Rechtfchaffenheit E's nur das für Bürgschaft geben, daß derselbe in sich selbst die von ihm für Offenbarungen ausgegebenen Mittheilungen für wirkliche Offenbarungen gehalten, ohne daß hieraus die objective Wahrheit ihres Inhaltes gefolgert werden könnte.

Wollen wir daher auch den Anhängern E's zugestehen, daß der Züster ihrer Kirche bis zu seinem Tode hin den festen Glauben an alles dasjenige hegte, was er unmittelbar vom Herrn empfangen, oder kraft des ihm eröffneten geistigen Gesichtes wahrgenommen zu haben behauptet, so müssen wir doch für die objective Offenbarungswahrheit seiner Lehren und Berichte nach anderen Kriterien fragen.

Der Allem muß die Frage beantwortet werden: ob E. wirklich ein Seher gewesen, da dann, falls dies erwiesen würde, zum wenigsten die Möglichkeit sich daraus ergäbe, daß auch jene angeblichen Offenbarungen in die Reihe der sogenannten Gesichte zu stellen wären, womit jedoch abermals nichts für den Beweis gewonnen würde, daß das, was E. wirklich auf solche außerordentliche Weise gesehen, auch schlechthin als göttliche Wahrheit anerkannt werden müsse.

Wer nur einigermaßen mit jenem Weitzgebiete bekannt zu werden Gelegenheit gefunden, in welchem dem geistigen Wahrnehmungsvermögen die gewöhnlichen Schranken der Zeit und des Raumes mehr oder weniger zu überschreiten vergönnt ist, der hat gewiß auch davon sich überzeugen müssen, daß in diesem, gerade wie in dem Gebiete der Sinnlichkeit und des gewöhnlichen Wahrnehmens, hinsichtlich des Wahrgenommenen sich zahlreiche Abstufungen finden von Licht und Klarheit bis zu bloßer Dämmerung und nebelhafter Unbestimmtheit. Er hat sich eben so wohl überzeugen müssen, daß hinsichtlich des Wahrnehmenden eine gleiche Abstufung stattfindet von dem — seiner beschränkten Individualität sehr weit Entrückten — bis hinab zu dem bald sehr Krankhaften, bald sehr in seiner beschränkten, ja schlechten Eigenheit Befangenen. Er hat endlich wahrnehmen müssen, daß ein und dasselbe Individuum oft eine ganze Reihe solcher Abstufungen durchläuft, ohne selbst dieser Verschie-

denheit inne zu werden. Er wird dann durch diese Wahrnehmungen sich von der Nothwendigkeit überzeugen, auch in diesem Gebiete „Alles zu prüfen,“ und nur dem Gläubigen zu schenken, was als Thatsache constatirt, oder was sonst sich auf ungegründete Weise mit den Einsichten und Erkenntnissen vereinigen läßt, welche für wahr zu halten sein theoretisches, sein practisches, oder sein ästhetisches Gewissen, oder alle drei vereint, ihm gebieten. Er wird von dieser Ueberzeugung sich um so inniger durchdrungen finden, je mehr er Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß die Oekonomie der gesamten geschöpflichen Welt vorzugsweise auf Erregung und Entwicklung schlummernder Kräfte und Vermögen, also auf selbstthätige Verarbeitung und Aneignung des Dargebotenen tendirt. Verbinden doch schon die Elementarstoffe sich untereinander nach immanenten Wahlverwandtschaften; erweitern doch Pflanzen und vollends Thiere ihren Daseinskreis nur durch zugleich künste und eigenkräftig assimilirende Thätigkeit. Wie vielmehr wird nicht der Mensch zu solcher Kritik und Selbstthätigkeit berufen sein? Hätte er die höchsten Wahrheiten unmittelbar durch wunderbare Gesichte und Vernehmnisse zu empfangen, hätte er das Gute kraft unmittelbarer göttlicher Einwirkungen zu vollbringen, so wäre schlechthin unerklärbar, warum nicht von Anfang an alle Menschen solcher Gesichte und Einflüsse theilhaftig geworden; denn, was zur Darlegung der Natur und als zur Erreichung der Bestimmung einer Wesensgattung unentbehrlich ist, wird ihr auch in allen übrigen Geschöpfreichen zu Theil. Es ergibt sich hieraus, daß der Mensch gerade bei dem, was ihm auf solche unmittelbare Weise dargeboten zu werden scheint, zur größten Veracht und Wachsamkeit sich veranlaßt finden, und vollends dasjenige der umsichtiaßen, schließlichen Prüfung unterwerfen muß, was nur in irgend einem Zusammenhange mit jenem stehend — ihm zur gläubigen Annahme präsentirt wird.

Fragen wir nun, von dieser Pflicht überzeugt, zuerst: ob es als erwiesen zu betrachten sei, daß S. ein Seher gewesen, so finden wir in den Schriften seiner Anhänger nur weniger Vorfälle gedacht, welche den directen Beweis dafür bieten sollen, nämlich 1) das Sehen einer Quittung, welche von dem verstorbenen holländischen Gesandten Harteville verlest worden; 2) das Schauen oder Vernehmen dessen, was ein Prinz von Preußen seiner Schwester, der Königin Ulrike von Schweden, vor längerer Zeit gesagt und geschrieben; 3) die Wahrnehmung eines, in der Entfernung von 50 Meilen, ausgebrochenen Brandes und 4) zwei Voraussagungen, die genau in Erfüllung gegangen sein sollen.

Ueber die drei ersten Punkte sind die Berichte zwar nicht übereinstimmend, doch möchte das Wahrnehmen des Brandes wohl als hinläng-

lich constatirte Thatsache anzuerkennen sein ³⁶). Wollten wir indeß selbst auch die beiden anderen Angaben als richtig gelten lassen, so würden diese (ämmtlichen) Schauungen doch S. nur eine untergeordnete Rolle in der unzähligen Menge derjenigen sichern, welche sich dazu disponirt fanden, weiter zu schauen, oder zu hören, oder zu fühlen, als bloß auf die körperlichen Sinne und ihre Wahrnehmungen beschränkte Menschen es vermögen. Die Möglichkeit eines solchen Schauens in die Ferne (d. h. in Räume, die dem körperlichen Auge unzugänglich sind), welches, einmal statuiert, nicht mehr auf so oder so viele Meilen beschränkt werden kann, vermag Ref., theils nach eigenen Beobachtungen, theils nach zahlreichen, von wissenschaftlich gebildeten Männern beobachteten Thatsachen eben so wenig mehr in Abrede zu stellen, als das Schauen oder Wahrnehmen in die Tiefe, wie wir das Einschaun Hellsehender in das eigene und fremde, leibliche, seelische, geistige Innere nennen möchten. Ueber beides hinaus ragt das Schauen in die Zukunft, dessen Möglichkeit eben sowohl durch zahllose Thatsachen und ganz besonders durch das, als *zweites Gesicht* bekannte Factum, so wie durch die Voraussetzungen magnetischer oder spontaner Hellsehender bereits für Viele — und eben auch für Referenten — außer Zweifel gestellt ist.

Wir halten es daher zum Wenigsten nicht für unmöglich, daß, wie Pernety von der Frau des Gärtners S. gehört zu haben behauptet, S. dem Bischof Hallenius eine schwere Krankheit und seine Bekehrung zur N. Lehre ³⁷), und daß, wie Springer schreibt, S. bei seiner Abfahrt von London Tag und Stunde seiner Ankunft zu Stockholm vorausgesagt, und beides eingetroffen sei ³⁸). Wäre aber auch beides hinlänglich bezeugt, so würde es doch auf keine Weise manchen anderen, hinlänglich als wahrhaft constatirten Voraussetzungen gleichzustellen oder vollends über sie zu erheben sein. — Wollen wir daher auch weder die Wahrheitsliebe,

36) C. Kant's Brief vom 10. August 1758 in Tas. Germ. G. CCXXXVIII.

37) Les Merveill. du ciel et de l'enfer etc. par A. J. P. (ernety). 1782. Disc. prél. p. 83. Diefem Berichte nach fing die Unterredung damit an, daß Sw. dem Bischof erklärte: „er trage Lügen in seinen Predigten vor.“ „Sur cette apostrophe, erzählt P., l'Evêq. dit à la jardinière de se retirer, et Mr. Swéd. lui commanda de rester.“ Dann: „la conversation finit par des reproches faits à l'Evêq. sur son avarice et sur ses injustices; et vous vous êtes déjà préparé une place en Enfer, lui dit Mr. Swéd.“ etc. (Alles in Gegenwart der Gärtnerfrau!)

38) Dieser Brief findet sich überfetzt in dem eben angef. Disc. prél. p. 91 fg.

noch ein gewisses Heilseben E's in Abrede stellen, so kann uns doch jene nicht der Pflicht entbinden, eben auch — aus Wahrheitsliebe, — das letztere, nämlich das angebliche Heilseben E's, in allen Punkten zu bezweifeln, in denen seine Aussagen entweder mit bewiesener erhöhter Wahrheiten, oder, was nicht selten der Fall ist, — unter einander selbst im Widerspruche stehen. Wie das Vorhandensein solcher Widersprüche mit der in früheren Schriften bewiesenen Gleichsamkeit, Besonnenheit und Verstandesstärke sich vereinigen lasse, kann freilich — in Ermangelung einer sorgfältigen und kritischen Biographie des seitens Mannes — nicht genügend dargestellt werden. Da Aehnliches aber bei vielen Hundert anderen nicht minder ausgezeichneten Menschen der Fall ist, so dürfen wir diesen Umstand füglich auf sich beruhen lassen. Da jedoch E. noch immer von seinen Anhängern als ein von Gott auserwählter Verkündiger eines vollständigen, allgemeinen und ewigen Religionsbegriffs verehrt wird, so möchte wohl zur Beurtheilung der vorliegenden Schriften ein Rückblick auf die Lebensgeschichte E's hier nicht umgangen werden dürfen.

Nicht, wie es in einem Briefe desselben heist, im Jahre 1689 zu Stockholm, sondern, wie er selbst in die Aeltestenliste einschreiben lassen ³⁹⁾, im J. 1688 zu Upsala geboren, des eifrigen Bischofs Swedberg zweiter Sohn, erhielt unser Seher den Namen Emanuel, und genoss einer sorgfältigen, natürlich besonders auf das Religiöse und zwar das Publiche gerichteten Erziehung. Hr. v. Sandel in der nach E's Tode in der Akademie zu Stockholm gehaltenen Trauer- und Lobrede — meint, einige Schriften des Bischofs Swedberg schienen zur Annahme zu berechtigen, daß derselbe religiöse Ansichten gehegt, mit denen die von seinem Sohne Emanuel später vorgetragenen einige Verwandtschaft zeigten. Wie dem auch sei, schon von dem Kinde sagte man: „die Engel sprechen aus ihm,“ und schon vor dem zehnten Jahre soll er viel „vom Glauben und der Liebe,“ den beiden Grundpfeilern seiner späteren angeblichen Offenbarungen, „gesprochen haben.“ Von 1710 bis 1714 studirte er zu Upsala und auf ausländischen Universitäten Philosophie, Naturwissenschaften und Theologie, und wurde bald nach seiner Rückkehr als Bergwerksassessor angestellt.

Wie nun der, seiner amtlichen und gelehrten Verdienste wegen, schon 1719 in Adelstand erhobene Bergwerksassessor Emanuel von Swe-

39) E. Kom. in Permetz's Disc. proß. p. 61.

denberg — Eufert einer Religion geworden, die, wenn seine angeblichen Offenbarungen für wahr, seine Wahrheit zu halten wären, ihn — als Gründer der fünften und letzten weltchristlichen Kirche — mit Adam, Noah, Heber (oder Abraham) und Jesus — in gleiche Reihe stellen würde, — dies einigermaßen anschaulich und begreiflich zu machen, dazu hat, nach Herder, bis jetzt wohl Hördes in seiner bekannten Abhandlung den schärfsten und größtentheils recht pragmatischen Versuch gemacht. Aber Herder hat das semnambulistische, er und Hördes haben das historische Moment nicht berücksichtigt; auf Beide verweisend — glauben wir daher noch Folgendes theils zur Ergänzung, theils zur Berücksichtigung anführen zu müssen.

Die Schriften E's — in ihrer Aufeinanderfolge betrachtet — zeigen einen ganz naturgemäßen Fortgang in der Entwidlung desselben. Als Jüngling mit poetischen Versuchen (1710) beginnend, wendet er durch seinen Beruf zur Mathematik und Mechanik, zur Mineralogie und Oeognose (1717) hingezogen, wendet sich dann zur Chemie und Physik (1721 bis 1727), und forscht, als Mann, nach den „Principien der natürlichen Dinge,“ nach dem „Mechanismus der Wirklichkeit der Seele und der Körper,“ — und nach dem „Unendlichen“ und der „endzwecklichen Ursache der Schöpfung“ (1733). Hier aber mit seiner mathematischen, abstracten Methode gar bald an ein Ende gelangt, wendet sein Forschungstrieb sich zurück auf die gegenwärtige Schöpfung, und sucht sich ein Bild zu entwerfen von der „Oekonomie des animalischen Reiches“ (1740), welches er, im Geiste der damals herrschenden Leibniz-Weiss'schen Philosophie, als eine prästabilierte Harmonie voraussetzte. Neben diesen Naturstudien hatte aber E. von Jugend auf den Grundsatz festgehalten⁶⁰⁾, oft in der heil. Schrift zu lesen und eifrigst darüber nachzudenken. Ordnung und Friede, wie er war, mußte er daher auch früher oder später das Bedürfnis fühlen, Natur und Schrift mit einander zu vereinigen⁶¹⁾, und die Architektonik und Oekonomie zu entdecken; mitreißt weicher von dem finsternen, formlosen Stoffe und dem töbischen Abgrunde — bis empor zu dem Schöpfer, der im unzugänglichen Lichte wehnt, das Universum sich zu einem höheren Mechanismus geformt. Das

60) G. Wendels alob. Abh.

61) Es schrieb er im Herm. zu I. Prodeum. philos. ratiocin. de indolito etc. 1734. „Ania rationis non alium esse potest, quam ut percipiat homo, quae revelata sunt et quae creata sunt; sic rationale non potest contrarium esse divinae, et Philosophiae, si vere rationalis sit, quinquam contraria potest esse Revelationi.“

er, um solchen Bedürfnisse zu genügen, seine Zuflucht u. a. auch zu den Werken von J. Wöhme, Newton und Leibniz genommen, ist eine erwiesene Thatsache. Ebenso lassen seine späteren religiösen Schriften es nicht bezweifeln, daß die Schriften Fludd's und der Hermetiker und Kabbalisten von ihm zu Rathe gezogen worden sind. Namentlich scheinen Fludd und die Kabbala einen großen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben.

Aber auch an äußerlichen Anregungen zu religiösen Forschungen fehlte es ihm nicht.

Ob S. mit den pietistischen Gesellschaften, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in mehreren Kantonen Schwedens mit Lesen und Erklären der heil. Schrift beschäftigten, in nähere Beziehung gekommen, ist uns nicht bekannt. Da er aber eine sehr religiöse Erziehung erhalten und nicht bloß Naturwissenschaften und Philosophie, sondern auch Theologie auf Universitäten studirt hatte, so ist auf keine Weise zu bezweifeln, daß er sowohl durch Lectüre und Correspondenz, als durch mannigfachen Verkehr auf seinen Reisen fortwährend Kunde erhielt von allen den Theilungen und Ereignissen, die zu seiner Zeit auf dem kirchlichen Gebiete, und zwar ganz besonders in England, das er so häufig besuchte, sich drängten. ¶

Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß seit der Reformation die christliche Kirche sich immer mehr und mehr zersplitterte; — daß überall Fürsten und Priester ihren besonderen Glauben an denjenigen, der aus Liebe zu Gott und den Menschen freiwillig die bittersten Leiden ertragen, — mit lieblosster Gewalthätigkeit aufzundehnen, geschäftig waren; — daß die widersprechendsten Deutungen der heil. Schrift sich von Tag zu Tag vermehrten, und daß nirgend wo mehr eine kirchliche Höhe vorhanden sei, welche zur Entscheidung der Glaubensstreitigkeiten irgendwie sich als zureichend bevollmächtigt und befähigt zu legitimiren vermöge.

Indem er nun überall Zwist, Haß, Verfolgung, Haß und Eind aller Art gewahrte, mußte in seinem wohlwollenden Gemüthe der Wunsch immer lebhafter werden, auch in der Christenheit den heiligen Gottesfrieden gestiftet zu sehen, den er selbst im Herzen trug. Wenn er sich dann fragte, auf welche Weise dieser Friede zu stiften sei, so mußte sich ihm, seinen Vorurtheilen und Vorkenntnissen gemäß, — wohl die Ueberzeugung aufdrängen, daß dies nur dadurch bewirkt werden könne, daß die heil. Schrift, deren göttliches Ansehen damals noch durchgängig unbestritten war, auf eine Weise gedeutet würde, welche von allen Parteien, auch

von Belehren und Förschern, wie er selbst war, als ausreichend anerkannt werden müsse.

Das Natürlichste ist nun, daß eine, wegen Verderbtheit oder Unvermögen des menschlichen Geistes für nothwendig gehaltene göttliche Belehrung oder Offenbarung von demselben Gottesgeiste geendet werde, von dem sie ursprünglich ausgegangen. Daher kam es denn auch, daß gleich seit Anfang der Reformation, welche nur gegen das bisherige angebliche Organ des heil. Geistes, d. h. gegen die lehrberechtigte Hierarchie, — aber nicht gegen die Unentbehrlichkeit des heil. Geistes zur Erkenntniß der christlichen Wahrheit ⁴²⁾ protestirt hatte, — in den verschiedenen katholischen Parteien sich immer von neuem das Verlangen nach unmittelbarer göttlicher Offenbarung kund that, und die angeblich Inspirirten und Erklärer immer zahlreiche Bläudige fanden.

Indeß wichen solcherlei vereinzelte Offenbarungen vielfach von einander ab, und ein anderes Bedürfnis war erweckt worden, welches gerade durch die Uneinigkeit der Inspirirten zu immer größerer Stärke gedieh. Es war das Bedürfnis, von der Wahrheit und Verbindlichkeit dessen, was als Heilswahrheit dargeboten wurde, sich irgendwie durch eigene Geistesethätigkeit zu vergewissern. Was dem Einzelnen gelten sollte, — sollte den Stempel nicht nur formeller Allgemeinheit ⁴³⁾, sondern auch wesentlicher Nothwendigkeit haben. Eine solche Nothwendigkeit kann nun auf zweierlei Weisen vermittelt werden: entweder durch den Beweis, daß eine Behauptung in irgend einem wesentlichen Zusammenhange steht mit einzelnen bereits geltenden, bereits gewiß gewordenen Vorstellungen, oder durch Darlegung eines vollständigen Systems, in welchem die fragliche Lehre als ein nothwendiges Glied des Ganzen zur Anschauung gebracht wird. Vielfache Versuche waren seit der Reformation gemacht worden, die Heilicheit auf eine oder die andere Art zur Gewissheit zu erheben. Aber auch auf diesen Wegen war man immer weiter auseinander gekommen. Nur so viel konnte ein besonnenner Zuhörer aus

42) Den trinkten, bündigsten Ausdruck dafür bietet die Conf. Helvet. II. c. 17., welche die Kirche bestimmt als die Gemeinschaft der Gläubigen, *Priligen, — eorum videlicet, qui deum verum, in Christo servatore, per verbum et spiritum s., vere cognoscunt, rite colunt etc.*

43) Auch die Katholiken behaupteten und behaupten noch, daß ihre Kirche nichts lehre, was nicht „von Allen, überall, zu allen Zeiten geglaubt,“ aber man weiß, was von dieser präntendierten formellen Allgemeinheit zu halten! —

dem wahren Geiste entnehmen, daß eine neue Schriftdeutung unentbehrlich sei, und daß dieselbe, um die bedeutendsten, damaligen Parteien zu vereinigen, zugleich eine geoffenbarte und eine überzeugende sein müsse. Den Supranaturalisten konnte sie nur als eine inspirirte, den Raisonirenden nur als eine systematische, oder als eine dem Gewissen sich anschließende genügen.

Schon Clemens von Alexandrien hatte angenommen, die Mosaischen Schriften hätten einen natürlichen und einen allegorischen Sinn, und der letztere sei mystisch, oder moralisch, oder prophetisch (Strom. I. 28.), und Origenes hatte sich dafür ausgesprochen, daß „die heil. Schrift aus Sichtbarem und Unsichtbarem bestehe, gleichsam aus einem Körper, dem Buchstaben, aus Seele, als dem Sinne, der sich darin findet, und Geist, insofern sie Himmlisches enthält.“ (Hom. V. in Levit. §. 1.) Diese Annahme eines mehrfachen Sinnes hatte sich in der katholischen Kirche fortgepflanzt, und obgleich die meisten Reformatoren anfangs behaupteten, daß die heil. Schrift nur einen von dem heil. Geiste begnadeten Sinn habe, so mußten doch selbst schon Luther und Melancthon für gewisse Schriftstellen einen allegorischen Sinn statuiren. Joh. Coccejus im 17. Jahrhunderte, J. Rambach, J. Franke zu Halle und die Herausgeber der Berlburger Bibel im Anfange des 18. Jahrhunderts hatten dann ausdrücklich wider sowohl einen buchstäblichen, als geistlichen und mystischen Sinn angenommen, dabei auch Rambach (1720) „himmlisches Licht, göttliche Weisheit im Verstande und warme Liebe zu Jesus“ für den Interpreten gefordert, und die Berlburger Bibel (8. I. 1726. Vorw. S. 4.) hinsichtlich des buchstäblichen, geistlichen und prophetischen Verstandes bemerkt: „einer schliesse den anderen ein, und bleibe Alles zusammen nur ein göttlicher Verstand, der aber eben darin als göttlich erkannt werde, daß er Vieles zugleich auszusprechen wisse. . . Oft seien drei Dinge in einem Spruche von Gott ausgesprochen, wovon er das Eine zum Nütze des Anderen gemacht,“ die aber eben so Eins seien, „wie auch der Mensch, ob er gleich aus Leib, Seele und Geist bestehe, doch nur ein Mensch sei“⁴⁴⁾.

44) Und doch behauptete C. in Weiss. der Engel R. 215: „daß das Letzte jeder Reihenfolge, welches die Knechtung, die Handlung, das Werk ist, Zusammenfassung und Behälter alles Vorhergehenden sei, ist noch nicht bekannt.“ — Aber nicht nur in der eben angeführten Stelle, sondern noch ausdrücklicher findet sich dies in der kabbalistischen Lehre. So heißt es bei Menchlin (de arte cabbal. L. I. fol. 29) von der untersten, körperlichen Welt: „mundus, qui iuxta rationem in genere causarum fulvae debet ultimis, quoniam receptaculum omnium superiorum“.

Wie nun gar nicht anzunehmen, daß E. von solcherlei Bestrebungen seiner Zeitgenossen keine Kunde genommen, so läßt sich die Art und Weise, wie er diesen Anregungen entsprechen, auch aus noch anderweitigen auf ihn einbringenden Elementen erklären.

Daß E. nämlich die Schriften Jacob Böhme's studirt, ist eine erwiesene Thatsache. Böhme hatte aber als ihm gewordene göttliche Offenbarung ausgesprochen: daß die ältesten Völker „Alle in Einer Sprache geredet“, daß diese „einige Zunge die Natursprache“⁴⁵⁾ gewesen, d. h. die „von dem Werkmeister, der in dem sensibus ist,“ nämlich von dem „heil. Namen Gottes, der durch Alles ist,“ und „den Adam in seinen sensibus inwirkend, regierend — und fühlend hatte,“ — gebildete „sensualische Sprache der ganzen Creation.“ Durch diese Sprache „habe der h. Geist in den Heiligen der Schrift geredet,“ und „in dieser sensualischen Sprache redeten alle Geister miteinander,“ wie denn „das geformte Wort der menschlichen Sprachen und Zungen im menschlichen Verstande der Tempel Gottes sei.“ „Welcher Mensch nun den Verstand habe der *sensuum*, als der Geister der Buchstaben, der verstrehe, woraus Adam hat allen Dingen Namen gegeben und woraus der Geist Gottes hat gebedeutet in den Alten.“ Er lehrte ferner, daß die Völker, als „jede Eigenschaft (derseiben) sich in eine Selbstheit und eignen Verstand, aus der allgemeinen sensualischen Zunge eingeföhret,“ — durch diese Verseßtigung „die sensualische Sprache verloren und sich eine geformte gemacht,“ so daß sie nun „nicht mehr des heil. Geistes Stimme in ihrer Sprache verstanden.“ Sofort habe „jedes Volk dasselbige einige Wort in seiner Sprache geföhret, dessen äußerliche Form und Zertheilung Dabel sei,“ und als die Menschen „ohne göttliche Beschaulichkeit des Geistes Gottes in ihnen gelehret, sei der Streit um Gott und seinen Willen und Wesen entstanden, daß man in der Selbstheit um Gott gekankt habe.“ — „Die gefasste Zunge aber habe der heil. Geist an Pfingsttage wieder eröffnet, da Petrus aus der eröffneten sensualischen Zungen in Einer Sprache alle Sprachen geredet, was auch Adam's Sprache gewesen, daraus er allen Creaturen Namen gegeben.“ Böhme meint nun, „daß weder die Juden, noch die Christen bis daher dessen einen rechten Verstand gehabt, welches bei den Erzvätern im rechten Verstande gewesen.“ Auch habe Christus, „da er auf Erden gekom-

45) J. M. W. v. Hellmont in seinem „kurzen Entwurfe des eigentlichen Natur-Alphabets“ (1667) hält (S. 140) die hebräische Sprache für die göttliche Natursprache.

men, die Geheimnisse alle in Gleichnissen geredet, der Menschen Unmündigkeit halber;“ das „heil. Wort müsse aber wieder in die compa-
ctirte sensualische Zunge eingehen, und dieselbe erschallen, daß der ganze
Verstand aller Zungen wieder in Einer offenbar werde.“ . . . „Daß es
aber a n i s o soll offenbar werden, sei eine große Ursache, davon alle Pro-
pheten gedeutet, und sei die Ursache dieses, daß in dieser letzten Posaunen
Schall soll vollendet werden das Geheimniß des Reiches Gottes, und zu-
bereitet werden die Braut Christi, — und deutet an den Tag Christi
Zukunft, da er will mit der heil. Stadt, dem neuen Jerusalem,
erscheinen und seine Braut heimführen, so muß vor ehe das Geheim-
niß des Reiches Gottes aus seinen Bilden ausgewickelt
und ganz offenbar werden;“ denn „nun kommt die Zeit, daß
des Lebens Anfang mit dem Geiste der Wunder und Sprachen
ins Ende, als wieder in Anfang eingehen soll.“ — Wenn nun Christus
„vom Tode in der mentalischen Zungen aufersteht, so eröffnet er alle
Schätze der himmlischen Weisheit in der sensualischen Zun-
gen,“ — und „die neue Geburt geschieht wohl in der mentalischen
Zungen, als in dem verblüthenen Bilde der himmlischen Menschheit.“
„So nämlich der Mensch zur neuen Geburt kommt, so
redet Christus essentialiter, d. h. wirklich in ihm, und
die Augen der Seelen sammt dem inwendigsten Grunde, in welchem Chri-
stus als das Wort wesentlich ist, sehen und empfinden dasselbe.“ — Der
Widerchrist aber, meint Böhme, „soll unter dieser Posaunen Schall
auch offenbar werden und von den Kindern Gottes in den Abgrund gestoßen
werden, welches Babel in kurzer Zeit sehen soll.“ „Ob jedoch ein
Lehrer von Gott gesandt sei,“ dies sei „daraus zu erkennen, daß,
wenn er allgemein aus der Liebe geboren, er das Licht göttlicher
Erkenntniß, als den sensualischen göttlichen Verstand hat, — und
redet aus dem Geiste Gottes, straft und lehrt gewaltig, ohne je-
mandes Person Ansehen.“ — Die nun „nichts mehr wollen noch be-
gehren, als nur die einzige Lauterkeit Gottes in seinem Liebe-Willen,
und sich aller Annehmung viel zu unwürdig achten, — und in höchster
Demuth — alle ihre Begehren und Wollen in Gottes Erbarmen werfen,
was der in ihnen wolle oder thue, das wollen sie auch und
nichts mehr,“ — und „spielen einig im Lobe Gottes in der Erkenntniß
des heiligen Geistes, — diese sind die Kirche Christi“ ⁴⁶⁾).

46) E. Myster. Magn. c. 29. n. 68. c. 35. n. 47. 48. 56 — 59.
61 — 64. c. 39. n. 6. 16. 19. 54. 60. c. 46. n. 30 — 34. c. 42. n. 43 und
51. c. 72. n. 18. — Von sich selbst sagt J. B.: „mein Sinn ruht in Wahr-

Diese angeblichen Offenbarungen Böhme's, die besonders in England durch dessen Schüler Pordage († 1698), durch Bromley und Johanna Leadbe († 1704) sich bis auf E's Zeit fortgepflanzt hatten, bieten, im Vereine mit dem Vorhergehenden, von uns Angeführten, einen Hauptschlüssel dar zu demjenigen, was E. sich als höchste, ihm gewordene Offenbarung vindicirte, nämlich zu seiner Lehre von der Interpretation der heil. Schrift, deren Verständniß bedingt sei durch die Kunde ihres verschiedenartigen Sinnes und namentlich durch die der sogenannten Entsprechungen (Correspondenzen), die seit Hiob vorgezogen gewesen sei ⁴⁷⁾).

Da nun sowohl E. ⁴⁸⁾ als seine Anhänger ⁴⁹⁾ auf die Offenbarung dieser Entsprechungen eine so eminente Bedeutung legen, und das ganze Glaubenssystem E's durch sie bedingt ist, so haben wir nachzusehen, ob nicht auch diese sogenannte Offenbarung sich aus älteren Quellen ableiten lasse.

Die gesammte alte Welt hat ihre Anschauung des Universums construiert, einestheils aus einer Parallellisirung und Analogie oder Entsprechung des Himmels und der Erde, anderentheils aus der Ueberordnung der Götter über die Menschenwelt. Die Gottheit ist ein Mensch im Großen (man könnte dies durch *μικροανθρωπος* bezeichnen), der Mensch die Gottheit, das Weltall im Kleinen (*μακροκοσμος*); „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde;“ der Mensch stellte sich Gott als Menschen vor. Ueberall finden sich Spuren dieses Parallelismus — in China, Indien und Aegypten, in Iran, Israel und dem ältesten Europa, bei den Epikurern, Hermetikern und Plato und seinen Anhängern, bei Rami, den christlichen Mystikern ⁵⁰⁾ und den Kabbalisten. Ebenso läßt sich nachweisen, daß immer und überall zum wenigsten von Einigen geglaubt wurde an die Ueberordnung des überirdischen Momentes jener Parallele über das irdische, und an eine

heit — in der Natursprache, denn mir ist auch Etwas aufgeschlossen worden, die Weisheit der Buchstaben zu gründen u.“ Theol. Sembrbriefe, Nr. 4 u. 26. 27. (Ausg. von 1715.)

47) E. Pernety a. a. O. p. 21. und Ewed. Jängst. Bericht n. 45.

48) Gleich bei der ersten Erscheinung des Herrn soll dieser ihm gesagt haben, daß er ihn auserwählt, „um den Menschen den inneren, geistigen Sinn der heil. Schrift zu erklären.“ Vergl. auch Jängst. Bericht n. 45.

49) E. u. A. mit Eggert und Besadre sich darüber aussprechen in Nr. VII. (Stille Wege u.) E. 19 ff. 81 und 158.

50) Schon bei Petr. Damiani († 1072) findet sich (L. II. Ep. 5. ad Hildebr.): „quia homo *microcosmos*.“

correspondirende Insueng zwischen beiden, die dann durchgängig noch als durch ein drittes Zwischenglied vermittelt vorgestellt wurden.

Namentlich finden wir diese Weltansicht mit großer Bestimmtheit in zwei Schriften ausgesprochen, die höchst wahrscheinlich auch dem sehr belesenen E. bekannt geworden sind.

Die eine ist das berühmte Werk Reuchlin's, welches 1516 zum ersten Male unter dem Titel: „De arte cabbalistica libri tres Leoni X. dedicati“ erschienen. In dieser Schrift, deren Inhalt demnachst in sehr viele andere übergegangen, finden wir nicht nur die Idee der Correspondenz, sondern auch mehrere andere der wesentlichsten Elemente des Swedenborg'schen Systemes wieder. Hier wird nämlich als kabbalistische Lehre vorgetragen: drei Welten, — eine göttliche, geistige und sinnliche unter Messiba, der auf Alle einfließt (fol. XX) ⁶²), und Dreieinheit in aller Creatur: Essenz, Vermögenheit (potentia) und Wirkung (operatio), — Ursprung, Mitte und Ende (finis), — Geist, Wort und Stimme, — Einer, Einiges, Beinigtes, — und Alles begriffen in der Unendlichkeit, dem Ensof (f. XXI); — die intelligible Welt die sensible implicierend, beide durch die Bande der Eintracht (concordiae) verbunden, „adeo ut verpe tam suas quam comprehensorum naturas et appellationes mutua sibi liberalitate condonant (f. XVI), — quoniam omnes res inferiores sunt representativae superiorum (f. LXXIX); — zwischen dem Firmamente aber und der Erde ein Mittelreich, in welchem gute und böse schattenartige Wesen (f. LXXVII); im Menschen Intellect und Wille Höchstes und diesen entsprechend Erkenntniß und Liebe (also Wahres und Gutes) (f. XX); — das Ende der Heiligkeit — wechselseitige Liebe (f. XVIII), überhaupt der Mensch — Mikrokosmos, der durch Elklase, durch göttliches Licht wahre Erkenntniß des Göttlichen haben kann (f. XX. LI); — Bekehr mit Engeln (f. XXI) und Bericht über die Feinde des Volkes Gottes durch geistige Lehre (doctrina spiritali), die durch Auserwählte unter alle Völker verbreitet werden soll (f. XVIII). —

Die andere Schrift, welche — der höchsten Wahrscheinlichkeit nach — E. bekannt geworden, ist: „Das Buch der himmlischen Offenbarung der heil. Wittiben Margitte von dem Runigerich Schweden,“ von dem eine Ausgabe in Folio (von Koberger in Nürnberg. 1500) vor uns liegt, und welches demnachst öfter

wieder aufgelegt worden. Aus diesem Werke theilt nun Hr. Hofacker selbst in Nr. VII der hier besprochenen Schriften, S. 168 — 256, ausführliche Stellen mit, und führt viele, denselben mitunter wörtlich entsprechende Stellen aus S's Schriften an. Zuoberst bemerkt er, daß Virgile, des Herzogs Birger von Rerike Tochter, schon als siebenjähriges Kind „in den Geist versetzt,“ häufig den Herrn gesehen, auf dessen Geheiß im Jahre 1344 nach Rom gezogen (wo sie 1373 gestorben), — und hier „reichlich Eröffnungen im wahren Gesicht empfangen,“ und darunter „Kundgebungen über die geistige Welt“ (S. 168. 169). Auch „kenne Virgil nur Einen Gott, den Gott Himmels und der Erde, den Herrn, Jehovah-Christus.“ Schon aus den von Hrn. Hofacker mitgetheilten Stellen ergibt sich dann, daß schon Virgil Geist der Verstorbenen zu sehen und sprechen zu hören (S. 204. 210 ff. 227), — Himmel, Mittelwelt, Erde und Hölle zu sehen vermeint hat (S. 226), und ebensowohl von einer höllischen Ehe spricht (S. 228 ff. 234) und den Willen des Geschöpfes zu seinem eigenen Richter macht (S. 233). Diese und viele andere sachliche Concordanzen würden jedoch nicht hinreichen, eine directe Insueng jener sogenannten Offenbarungen auf die Verstellungswiese S's höchst wahrscheinlich zu machen, wenn nicht in sehr vielen Stellen die Ausdrucksweise gerade hinsichtlich der sogenannten Correspondenzen oder Entsprechungen sich als identisch erwiese. Wir erinnern hier nur an folgende:

Virgil.

Swed. bei Hofacker.

1) Eine Verdammte sagt zu Virgil: „du, die du mich siehst, du siehst mich nicht als nur durch das Mittel von darstellenden Erscheinungsbildern an meinem Leibe: denn siehst du mich in der Gestalt, worin ich eigentlich bin, du stürdest vor Furcht, weil alle meine Glieder sind Hölenglieder.“ (L. VI. c. 52.)

2) Das Gebet von gewissen Menschen kommt Gott „so zu seinen Ohren, wie der Ton von zusammenstoßenden Steinen“ . . . (L. V. Rev. 7.)

1) „In Licht aus dem Himmel angesehen, erscheinen alle Geister in den Hölen in der Gestalt ihres Wesens; jeder nämlich ist der Abriß seines Wesens, sein Innwendiges stellt sich sichtbar dar im Aeußern, nämlich in Gesicht, Leib etc. Jedoch ist zu bemerken, daß die höllischen Geister zwar in solcher Gestalt im Himmelslicht erscheinen, unter sich hingegen wie Menschen.“ (S. 213.)

2) „Die Rede von solchen kommt in der geistigen Welt zu Ohren, wie das Zusammenstoßen von Mühlsteinen.“ (S. 172.)

Virg.

3) „Der Rauch ist Weltliebe,“
„der Ruß die Lust,“ — die „mit-
mals sättrig.“ (L. V. Rev. 9.)

4) „Zwei Lippen = zwei Re-
gungen,“ „Farbe = Schönheit,
und alle Schönheit liegt in den Zu-
genden.“ — „Fell oder Haut =
dein Nächster.“ (L. IV. c. 87.)

5) „Geillen = Heuschrecken, d. i.
Ungläubiger.“ (L. II. c. 19. 20.)

6) „Esel = Volk, welches kein
Zehnen hat, als nach Jeshern.“
(Ebenb.)

7) „Das gebensbreite Land =
der Leib Christi.“ (L. IV. c. 81.)

8) „Das Gehirn, welches sich
mit dem Himmel vergleichen läßt.“
(Ebenb.)

9) „Werke ohne Gottesliebe ge-
than, vergleichen sich Kohlen, Got-
tesliebe aber Gold.“ (Ebenb.)

Diese, nur einigen wenigen Gesichten und Offenbarungen der schwe-
dischen Heiligen entnommenen Stellen werden gewiß schon hinreichen, jedem
Unbefangenen die im Vorhergehenden von uns ausgesprochene Vermu-
thung zur moralischen Gewissheit zu erheben, da S's Erklärungen in
Bezug auf die angeführten Worte der heil. Virg. sich nur als wenig mo-
dificirte, aus verständiger Uebersetzung hervorgegangene Uebersetzungen zu
erkennen geben. —

Wir glauben hiermit nachgewiesen zu haben, wie S. auf ganz ge-
wöhnlichem Wege sowohl zu den bei ihm vorherrschenden Vorstellungen,
als zu der Bezeichnungsweise derselben gelangt sein kann. Da er
aber sowohl den substantiellen Inhalt seiner Lehre, als die Kenntniß der
Correspondenzen, mittelst welcher dieser Inhalt aus der heiligen Schrift
erziet werde, ihm gewordener göttlicher Offenbarung zuschreibt,
und auch seine Anhänger nothwendig die Göttlichkeit seiner Gesichte urgi-
ren, so haben wir auch dieses Moment noch einer näheren Prüfung zu
unterwerfen.

Sweb. bei Hofacker.

3) „Rauch (correspondirt den)
Ausfahrungen der Weltliebe,“ „Ruß
— dem Lustreize aus Jeshern.“
(S. 174.)

4) „Lippen = Gedankenregun-
gen,“ — „Farbe = Schönheit
des Gemüths, nämlich Weisheit“
(S. 176.). — „Fell und Haut =
Auswärtsliegendes.“ (S. 178.)

5) „Geillen = Heuschrecken, be-
zeichnet das Böse aus dem Jesh-
ern.“ (S. 184.)

6) „Esel = Sinnenmensch.“
(S. 190.)

7) „Der Leib des Herrn ist der
Engelshimmel.“ (S. 201.)

8) „Der Engelshimmel hat sein
volles Entsprechungsbild in des Men-
schen Gehirn.“ (Ebenb.)

9) „Kohlen bezeichnen, was aus
Selbstliebe geschieht, Gold bezeichnet
Liebe zum Herrn.“ (S. 202.)

Daß zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts pietistische Gesellschaften in Schweden sich mit eigenthümlicher Erklärung der heil. Schrifte befaßte, ist bereits im Vorhergehenden erwähnt worden. Bekannt ist auch, daß zu derselben Zeit besonders in England, — welches man als eine zweite Heimath S's ansehen kann, die Latitudinaries sich ausbreiteten, der Socinianer Emlyn (1706) zu London einen unitarischen Cultus eingeführt und die cevennischen Inspirirten großes Aufsehen erregten, während in Frankreich der Jansenismus mit seinen Wundern und in Norddeutschland der Glaube an außerordentliche Erleuchtungen zahlreiche Anhänger fand. Bekannt ist, daß Zinzendorf 1727 seine erste Gemeinde gestiftet, daß schon in dem nächsten Jahre Brüder dieser Gemeinde nach Schweden gerufen, daß 1729 Joh. Wesley seinen heiligen Clubb gegründet, um das reine, ursprüngliche Christenthum aufzurichten;“ daß wenige Jahre danach (1734) von Strömkirch in Schweden eine Secte gebildet, welche äußeren Cultus, Sacramente und Priesterthettschaft verwarfen, dagegen unmittelbare Inspiration statuirte⁵²⁾, und gleichzeitig eine Schaar Pietisten sich auf Wermö bei Stockholm niedergelassen, um einen, dem Effäskischen ähnlichen, Bund zu bilden⁵³⁾. Zu bemerken ist ferner, daß in den nächsten darauf folgenden Jahren, in denen S. mehrere Reisen nach England gemacht, Zinzendorf und J. Wesley nach London gekommen, wo der Letztere (im J. 1738) in einer Versammlung seiner Jünger sich auf einmal in den „Zustand der Belehrung und des Glaubens“ versetzt gefunden, und daß seitdem solche plötzliche Belehrungen, angeblich durch außerordentliche Einwirkungen des heil. Geistes, sich oft wiederholt. Zu erinnern ist endlich noch an die norwegischen Zioniten, die sich ebensowohl für inspirirt hielten und das Reich des Königs von Zion erwarteten, aber im Jahre 1743 erlitt, sich zu Altona niedergelassen haben⁵⁴⁾.

Faßt man alle diese religiösen Bewegungen zusammen, wie sie unseren frommen und — inmitten zahlloser Glaubensfehden — nach allgemeinen, kirchlichen Gottesfrieden verlangenden Theosophen umdrängten, so wird man zugestehen müssen, daß es nicht an Anregung gefehlt, welche die auch bei ihm vorhandene Disposition zu ekstatischen und anderen verwandten, mehr oder weniger krankhaften Zuständen zur Reife bringen konnten. Daß aber eine solche Disposition wirklich bei ihm vorhanden ge-

52) Grégoire, Hist. des sect. rel. V. 453.

53) Ebend. p. 455.

54) Ebend. p. 409.

wollen, geht aus mehreren Äußerungen seiner Freunde und Bekannten unbestreitbar hervor. So berichtet Pernetty: „S. hatte heftige und grausame Versuchungen. Bei solchen Gelegenheiten betete er viel. Die ihn in solchen Zuständen sahen, hielten ihn für sehr krank. War er wieder davon befreit, dann dankte er Gott und sagte zu denen, die ihn besaigten: „Gott sei ewig gedankt; tröstet euch, meine Freunde, Alles ist verschwunden ic.““⁵⁵⁾. — Hattley, einer der größten Verehrer und der innigste Freund S.'s, welcher auch dessen „wahre christliche Theologie und mehrere andere seiner Werke ins Englische übersezt hat, bemerkt, daß S. 20 Jahre vor seinem Tode (also 1772) von einem mit Wahnsinn verknüpften Fieber befallen worden sei⁵⁶⁾. — Wesley nannte ihn sogar „einen der sinnreichsten, lebhaftesten und unterhaltendsten Wahnsinnigen, die je die Feder zum Schreiben angefaßt haben,“ was denn in Vogue und Bennett's Geschichte der Dissenters für die vernünftigste und humanste Lösung des Räthfels gehalten wird⁵⁷⁾. Endlich erzählt uns Pernetty, daß er und der Schiffscapitän Dixon am Abende vor S.'s Abfahrt nach Schweden, im Jahre 1767, durch ein Glasfenster an der Thür zu dessen Schlafzimmer Folgendes beobachtet: „Nous le vîmes les mains élevées vers le ciel et son corps dans la plus grande agitation. Il parla beaucoup pendant une demi heure⁵⁸⁾; mais nous ne pûmes rien comprendre de ce qu'il disoit, excepté lorsqu'il laissa tomber ses mains, nous l'entendîmes dire à haute voix: mon dieu! . . . Il resta ensuite fort tranquille dans son lit. J'entrai chez lui avec l'hôte, et lui demandai s'il étoit malade: „non, me répondit-il; mais j'ai eu un long entretien avec les anges et les amis célestes, et présentement je suis tout en amour“⁵⁹⁾.

55) Les merveill. du ciel et de l'enfer etc. p. 79.

56) Etiaudin: Allg. Kirch. Gesch. von Großbrit. 1819. II. S. 343.

57) Ebenbas.

58) Nach Pernetty haben auch zwei Schiffscapitäne, die Schweden nach England und zurück nach Schweden gebracht, bemerkt, daß derselbe „viel allzu einsprochen,“ und fast die ganze Zeit der Fahrt im Bette gelegen. Les Merv. 88.

59) Les merveill. etc. p. 95 f. — Erwähnt kann noch werden, daß, nach Eindsey's Berichte, Swed. eines Tages mit einem Freunde über eine Straße in London gehend, sich plötzlich der Länge nach auf die Erde niedergeworfen, und um die Veranlassung dazu befragt, geantwortet: „sehen Sie nicht Moses, der eben vorübergeht?“ Aus A second adress to the students of Oxford etc. by Th. Lindsey. Lond. 1790. p. 178. bei Grégoire hist. des sect. relig. V. 86.

Diese von Freunden E's angeführten Umstände erlauben jedesfalls die Vermuthung, daß derselbe zum wenigsten in den Momenten, in denen er mit nichtirdischen Wesen umzugehen glaubte, sich in krankhaftem Zustande befunden, wie uns einer der berühmtesten Irren-Aerzte versichert: „Viele Gesäße hören Stimmen, die sehr bestimmt auf sie sprechen, die sie fragen, und mit welchen sie auseinanderfolgende Gespräche führen. Diese Stimmen kommen von Oben, durch die Mauern, unter dem Fußboden hervor; — die Kranken legen diesen Stimmen den Ton ihrer Verwandten, Freunde oder Feinde bei“⁶⁰) u. s. w. In dieser Vermuthung wird man sehr bekräftigt, wenn man erwägt: 1) daß die strenge Enthaltung von dem physischen Geschlechtsverkehre bei E., wie bei so vielen Ästeten der katholischen Kirche, den natürlichen Schaffungs- oder Zeugungstrieb zum Bilden und Objectiviren von Gestalten und Wesen, auf welche der Geist bereits mit lebendigster Intention gerichtet war, veranlaßt haben mag⁶¹); 2) daß von der Naturseite her der häufige Genuß des Kaffee's viel zu solcher Steigerung der gestalten-schaffenden Phantasie beigetragen haben kann; 3) daß in physischer Beziehung E. durch die vielen, in den nächsten Jahren vor seiner ersten Vision, in London stattgefundenen außerordentlichen Seelenerregungen bei den Mitgliedern mehrerer Secten ebensowohl in solchen magischen Kreis hineingezogen worden sein kann, wie bei den cevennischen Inspirirten selbst unmündige Kinder zu Visionen und Prophezeihungen erweckt worden sind; endlich 4) daß alle angeblichen Gesichte und Offenbarungen E's so durchaus die geistige, sittliche und psychische Individualität desselben ausprägen, daß Jeder, dem sie mitgetheilt wurden, ohne ihm zu bemerken, sie seien die Erzeugnisse göttlicher Inspiration, sie auch schwerlich für etwas Anderes halten würde, als für natürliche, wenn auch mitunter krankhafte Erzeugnisse gerade jenes Individuums. Wir wollen hiermit keineswegs behaupten; daß unter den vielen sogenannten Offenbarungen

60) Esquirol's Pathologie und Therapie der Seelenstörungen, frei bearbeitet von D. Hille, nebst Anhang von D. Feinroth, Leipz. 1827. S. 8. — Auch könnte noch daran erinnert werden, daß Esquirol (S. 85) unter den Kranken, welche die Existenz der Gestörten beenden, die Apoplexie nennt, — die bekanntlich auch Erwebend. den Tod gebracht.

61) Wir erinnern in dieser Beziehung an die bekannte Thatfache, daß die vielen Seherinnen und Prophetinnen in und außerhalb der Kirche, bei Griechen und Germanen u. s. w. durchgängig Jungfrauen waren, daß aber Kräfte und Vermögen, die sich in der sinnlichen Sphäre zu bethätigen gehindert werden, doch wohl in anderen Sphären analog wirksam werden können, wie bei Pflanzen das gehemmte Blühen die Belaubung vermehrt und umgekehrt.

S's, — die übrigen auch durch die Art und Weise ihrer Abfassung sich von den früheren einseitig nicht offenbarten Schriften desselben gar nicht wesentlich unterscheiden, — sich nicht auch Wahrnehmungen finden, welche mehr oder weniger hellsehenden Zuständen ihre Entstehung verbanden können. Nur so viel glauben wir aus den bisherigen Erörterungen mit einiger Zuverlässigkeit schließen zu dürfen, daß S. von der ersten Vision an bis zu seinem Tode sich in einem Zustande befunden, von welchem sich nicht behaupten lasse, daß er ausschließlich der des wahren, gesunden, verständigen Selbstbewußtseins, oder der des Gestörtheins, oder der eines reinen Hellsehens, oder einer vollkommenen Ekstase gewesen; — von welchem es vielmehr höchst wahrscheinlich ist, daß jene drei Daseinsformen auf eine, durch die individuelle Beschaffenheit, Bildung und Lage S's bestimmte, und darum einzige Weise sich so darin theils vermengt, theils einander abgelöst haben, daß auf keine Weise mit Bestimmtheit zu ermitteln ist, aus welcher Quelle irgend eine seiner angeblichen Offenbarungen abzuleiten sei; ob aus der Erinnerung an früher Gelesenes, ob aus eigenem Denken und Phantasiren, oder aus einem magischen Schauen oder Vernehmen von solchem, das ihm von anderen Wesen vorgebildet oder eingesprochen worden wäre. In dieser Beziehung ist mithin kein Grund vorhanden, S. über die vielen ihm vorangegangenen sogenannten Seher oder Inspicirten zu erheben, bei denen sich ebenfalls nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln läßt, aus welcher Quelle ihre angeblichen Offenbarungen geflossen.

In mehreren anderen Beziehungen sind seine Mittheilungen sogar weit weniger als übernatürliche beglaubigt, als die vieler früheren Visionärs. So bezeugen die Schriften der heil. Hildegard, J. Böhme's und mancher Anderen, wie namentlich die von Hrn. Friedr. von Meyer⁶²⁾ und früher von seinem Oheim mitgetheilten Aeußerungen einer Hellsehenden⁶³⁾ eine Steigerung der Geisteskräfte und Erkenntnisse, welche sich auf keine Weise aus vorhergehender Bildung erklären läßt. So waren die Visionen Engelbrecht's, der Convulsionärs und vieler Anderen von Thatfachen begleitet, die jedenfalls den Charakter des Außerordentlichen an sich tragen. Wenn daher S. ausdrücklich erklärt, daß „seine Schriften (nämlich die seit 1743 verfaßten), die er alle auf Befehl des Herrn herausgegeben, Offenbarungen genannt werden müßten,“⁶⁴⁾ — und daß er „nichts von dem, was die Lehren der Kirche des Herrn betrifft,“ (und hierzu gehört doch wohl alles auf Befehl des

62) Wahrnehmungen einer Seherin. Hamburg. 2 Bde.

63) Auszug aus dem Tagebuche einer magnet. Kur. Frankfurt und Leipzig. 1767

64) S. Tafel Vorwort zu S's's Oeuvr. Offenb. I. S. CCXXVI.

Herrn Bekanntgemachte), „von einem Engel, sondern allein vom Herrn, während des Lesens des Wortes empfangen“⁶⁵⁾, — so kann deren Göttlichkeit auf keine Weise als durch begleitende Wunder erhärtet angesehen werden, und wir finden uns diesemnach genöthigt, unser Urtheil über jene angeblichen Offenbarungen ganz allein von der Prüfung ihres Inhaltes abhängig sein zu lassen.

65) Swed. vern. chr. rel. §. 779 und Tafel's Vergl. Darstellung. Wortm. C. X.

Friedrich von Schlegel.

(Friedrich Schlegel's philosophische Vorlesungen aus den Jahren 1804 bis 1806. Nebst Fragmenten vorzüglich philosophisch-theologischen Inhalts. Aus dem Nachlasse des Verewigten herausgegeben von C. J. H. Windischmann. B. I. 512 SS. B. II. Abth. I. 256 SS. Bonn bei Eduard Weber. 1836. 8.)

Friedrich Schlegel hat für die Literaturgeschichte sich eine doppelte Bedeutsamkeit erworben. In seinen früheren Jahren war er ein rühriges Mitglied jener theils revolutionären, theils constituirenden Versammlungen deutscher Litteratoren, die von Jena, Weimar, Dresden und Berlin aus — dem neunzehnten Jahrhunderte seine erste Richtung gegeben. So verdient er besonders als Verfasser der „Griechen und Römer,“ als Mitherausgeber des „Athenäum“ und der „Europa,“ und in gewisser Beziehung auch als Dichter der „Lucinde“ mit Auszeichnung genannt zu werden. Aber sein Geist war den Äquinoccialstürmen nicht gewachsen, die er selbst in dem Frühlinge des neuen Seculums zu erwecken beigetragen. Schon im zweiten Lustrum dieses Jahrhunderts flüchtete er sich in die düstern Gewölbe der mittelalterlichen Kirche, und von nun an waren seine litterarischen Bestrebungen theilweise dem subjectiven Zwecke gewidmet, seinen Rückschritt zu justificiren und seine früher oder später gewonnenen Einsichten und Ueberzeugungen mit der Weltansicht seiner Kirche — so gut es eben gehen wollte — in Uebereinstimmung zu bringen. Auch hierdurch hat er, freilich unabsichtlich, sich zwiefache, nicht unbedeutende Verdienste gesammelt. Einerseits nämlich trug er zur richtigen poetischen Würdigung des Katholicismus bei; andererseits schwärzte er unter seinem katholischen Mantel gar Manches bei seinen neuen Glau-

bensgenossen ein, was sie aus anderen Händen wohl schwerlich ~~angenom-~~men haben würden. Eben deshalb haben jedoch seine zahlreichen Schriften aus dieser zweiten Periode nur einen zweideutigen, transitorischen Werth, und nur die Abhandlung: „Ueber Sprache und Weisheit der Indier“ (v. J. 1808), dürfte noch Leser finden, wenn die übrigen schon längst antiquirt sein werden.

An philosophischem Talente aber hat es ihm zu jeder Zeit gemangelt, und wenn seine Conversion und die sogenannten philosophischen Vorlesungen, die er in den Jahren 1827 — 30 herausgegeben, noch einen Zweifel darüber gelassen hätten, so würden doch die beiden nachgelassenen Werke, deren Herausgabe sich Herr Professor Windischmann unterzogen, denselben völlig beseitigen. —

Diese Vorlesungen, in den ersten Jahren des Jahrhunderts gehalten, bieten uns (B. I. S. 1 — 233) eine Propädeutik und Logik, und demnächst in zwölf Büchern die „Entwicklung der Philosophie.“ Es liegt außer unserm Zwecke, ein ausführliche Analyse und Kritik solcher Schriften zu liefern. Denjenigen aber, die sich für den Gegenstand oder den Verfasser derselben interessieren, sind wir es schuldig, ihnen zum wenigsten anzudeuten, was ihnen hier als Philosophie dargeboten wird. Um ihnen dies anschaulich zu machen, wählen wir einige Stellen aus der „Entwicklung der Philosophie,“ in denen Hr. v. Schlegel, das Höchste besprechend, zugleich sich über alle früheren Philosophen zu erheben gemeint. —

„Thun wir einen Rückblick,“ heißt es (II. 64), „auf das ganze bisherige Bemühen der Philosophie, ein haltbares System des menschlichen Geistes zu construiren, so finden wir, daß sie wirklich alle Versuche erschöpft hat, das Bewußtsein aus intellectuellen Thätigkeiten herzuleiten, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Es bleibt also nur (?) der entgegengesetzte Versuch übrig, die Ableitung aus dem, dem Wissen entgegenstehenden Willen; dies aber, nicht in dem Sinne zu verstehen, als eine Fähigkeit nach Zwecken zu handeln, nicht als Begehrungsvermögen, als Inbegriff aller Triebe und Strebungen, sondern als Streben, welches allen in bestimmter Richtung beschränkten Thätigkeiten der Ichheit entgegengesetzt ist.“ . . . „Nur eine Thätigkeit, die gar keinen Zweck hat, und doch Thätigkeit ist, die unbeschränkt und unendlich ist, und doch der Form nach bestimmt sein könnte, kurz, eine solche, die man eine spielende Thätigkeit nennt, kann die erste und höchste im Bewußtsein sein. Als ein solches Streben bezeichnen wir den reinen Willen; dieser ist — ein durchaus unbeschränktes Streben ohne allen Zweck und Gesetz, und zwar immer mit Bewußt-

sein. Unter diesem reinen Willen will Hr. v. S. aber nicht die Willkühr, welche „aus Beschränktheit“ sich über die Gesetze wegsetzt, verstanden wissen, sondern — „die Liebe,“ welche „unsterblich ein Verlangen, Sehnen, Wollen zeige, wobei weder auf Gesetze noch Zwecke (!) Rücksicht genommen werde, die aber ganz frei sei von jener Beschränktheit der Willkühr.“ — „Wir setzen also,“ schließt Hr. v. S. (S. 65), — „wir setzen also den Anfang des Bewußtseins in die Liebe, und gerade hierdurch wird es uns möglich werden, die größten Schwierigkeiten und Widersprüche zu lösen, die bisher die vortrefflichsten Idealisten und Intellectual-Philosophen übriggelassen,“ — „deren wesentliches Irrthum,“ Hrn. v. S.'s Versicherung nach, „darin liegt, daß sie das practische und theoretische Vermögen des Menschen trennen.“ —

Ehe wir den Prießterkönig des bisherigen Philosophen-Pöbels, — der freilich, wie sein colossaler Zeitgenosse — die eiserne Krone, so die oberpriesterliche Binde mit eigener Hand sich um die Schläfe gewunden, — ehe wir ihn noch weiter auf seinem Triumphzuge begleiten, — bemerken wir nur, daß er selbst — Eingang der eben angeführten Stelle das practische und theoretische Vermögen getrennt, indem er dem Wissen das Wollen entgegenstellt, und sogar das letztere dann nochmals spaltet in ein unbestimmtes Streben, welches entgegengesetzt sei „allen“ bestimmten „Thätigkeiten der Ichheit.“ Dieses Streben wird dann abermals als sogenannter reiner Wille getrennt von Zweck und Gesetz. — Nun hatte zwar Hr. v. S. versprochen, das Bewußtsein aus dem Wollen abzuleiten; — aber schon hat er sein Versprechen vergessen, denn gleich darauf ist ihm der reine Wille — „ein Streben — mit Bewußtsein.“ Gleich darauf wechselt das philosophische Chamäleon wieder die Farbe, und das Streben wird ihm zur Liebe, welche nicht bloß Wollen zeigt, sondern auch Verlangen und Sehnen, und er setzt nun in seiner Machtvollkommenheit „in die Liebe den Anfang des Bewußtseins.“

Kaum indeß hatte er Wollen dem Streben, dann Streben dem reinen Willen mit Bewußtsein, diesen reinen Willen der Liebe, Liebe dem Verlangen, Sehnen, Wollen gleich, und in diese Liebe den Anfang des Bewußtseins gesetzt; so fährt er folgendergestalt fort:

„Daß Sehnsucht eine Art Liebe sei, wird Jeder zugeben, und zwar kann Liebe in dieser Gestalt statt haben bei einem ganz einsamen einzigen Wesen, ohne daß es dazu eines zweiten bedürfte; denn in der Sehnsucht liegt gar keine Beziehung auf ein anderes, schon be-

kanntes, gegebenes Wesen; daher ist eben sie die Quelle des Bewußtseins, der Anfang der Welt" (65 — 66).

So ist also mit einem Male eine Art Liebe, nämlich die Sehnsucht, — zum Anfang, nicht bloß des Bewußtseins, sondern der — Welt geworden. Unmittelbar darauf heißt es jedoch wieder: „Aber die Liebe“ (ob das Sehnen, oder welche Art sonst, oder die ganze Liebe, ist nicht gesagt) „ist nicht allein der Anfang des Bewußtseins, sie ist noch mehr. Daß in einem liebevollen Wesen, insofern es allein ist (1), die Selbstliebe, und sonach auch das in sich Zurückgehen erfolgen würde, braucht hier nicht erwähnt zu werden. Ist das Denken“ (wo diese Thätigkeit herkömmt und ob es auch eine Art Liebe sei, ist nicht gesagt), — „ist das Denken, und überhaupt die allgemeine Thätigkeit des Ich's eine in sich zurückgehende, so kann das auch im Großen und Ganzen gelten, und es folgt also, daß, wenn Liebe“ (oben war es nur die Art derselben, welche Sehnsucht heißt) „der Anfang der Welt und des Bewußtseins ist, sie auch das Ende und das Höchste, das Ideal und das Maximum des Bewußtseins sein muß.“ Hiermit meint dann Hr. von S. „die Hauptpunkte verzeichnet zu haben, welche der Betrachtung der werdenden Ichheit, der Welt und — der Natur zum Grunde liegen müssen“ (66). —

Hiernach ist also eine gesetz- und gegenstandslose Art von Liebe, welche Sehnsucht heißt, und zwar das Sehnen eines einzigen Wesens, welches sich selbst liebt und denkend in sich zurückgeht, — Anfang, Ideal, Maximum und Ende des Bewußtseins — und der Welt — und der Natur.

Wie würden es für verschwendete Zeit halten, dieses Thohu-Whohu unseres Fürsten der Philosophen noch näher zu beleuchten; wir begnügen uns damit, durch Anführung noch einiger anderen Stellen die völlige Ohnmacht des prätentiosen Mannes im Philosophiren — anschaulich zu machen.

Oben hatte er als „die erste und höchste Thätigkeit im Bewußtsein“ — den „reinen d. h. gesetz- und zwecklosen Willen“ bezeichnet, den er einerseits dem Wissen, — anderseits der Willkühr entgegensetzt, demnächst ihn als Liebe und näher als Sehnsucht bestimmt. — Seite 73 f. aber lesen wir: „In der Liebe vereinigt sich Alles; sie ist als Trieb und Grundgefühl zugleich das umfassendste (sic) aller Triebe und Gefühle, so wohl der Sehnsucht, als der untersten thierischen Gefühle, sie ist, so wie der Anfang, woraus Alles“ (also doch auch Wissen und Willkühr) — „entspringt, so auch die Auflösung, worin alles wieder zurückkehrt.“ — Hier springt es in die Augen, daß

Hr. v. S. damals noch nicht in jenes Kirchengebäude eingetreten war, über dessen einziger engen Pforte im Innern als Warnungszeichen für den Wanderlustigen die Worte Dante's stehen :

„Per me si va nel' eterno dolore;
Per me si va tra la perduta gente!“

Gewiß aber ist Dasjenige, woraus Alles entspringt, „worin Alles zur ù c k e h r t,“ zugleich das Erste und Höchste, und wenn dieses Höchste, diese Liebe — Gott genannt wird, dann ist auch das Höchste im Menschen wohl nichts anderes als die Liebe. Hr. von Schlegel aber in seiner „Entwicklung der Philosophie“ (Vd. II. S. 88) antwortet auf die Frage: „was das Höchste, das Eigenthümlichste, das Erste im menschlichen Bewußtsein ist“ — dieses Höchste sei — „das Gewissen,“ — nämlich „das Vermögen, worin alle Verhältnisse des menschlichen zum göttlichen Bewußtsein vorkommen; — eine Fühlbarkeit, eine Empfindlichkeit der Verhältnisse zwischen Mensch und Gott...“ Er fügt dann S. 89 die erläuternde Bemerkung hinzu: „Das Gewissen ist die Vermittlerin, der Schlußstein alles Bewußtseins, — das Centrum alles Wissens und die Grundlage aller Gewißheit, — die Bedingung und das Kriterium der Liebe im Menschen; — es begleitet im Menschen immer die Liebe, es ist ein sicheres Kennzeichen ihrer Wahrhaftigkeit und Gewißheit. Und so ist dann offenbar in jeder Rücksicht die Gewissenhaftigkeit das Höchste im menschlichen Bewußtsein.“ —

Wie also unserem Philosophen erst das bloße Wollen zur allumfassenden Liebe aufgeschwollen, so ist ihm nun unter der Hand das Gewissen zur abstracten Gewissenhaftigkeit zusammengeschrunpft. Aber auch diese Gewißheit haftet nicht bei Hrn. v. S.; denn S. 121 lesen wir: „Weil die Gesetze und Gegensätze abgeleitet und bedingt sind, so sind sie immer nur vorübergehend, nur Uebergänge und Mittel zum Zweck. Der Anfang und das Ende müssen immer Freiheit und Einheit sein. Anfang und Ende müssen Auflösung, Verschmelzung aller Gesetze und Gegensätze sein. Kein Gesetz ist schlechthin nothwendig, überhaupt aber kann nichts nothwendig sein, als die Freiheit; Freiheit ist das Erste und Höchste, Nothwendigkeit das Untergeordnete. Die Freiheit ist nothwendig, weil sie nun einmal wirklich ist; alles, was nicht frei, ist nicht wirklich; was aber nicht wirklich ist, ist auch nicht nothwendig, — also ist nichts nothwendig als die Freiheit.“ Worin aber diese Freiheit bestehe, erfahren wir gleich darauf S. 122, wo „festgesetzt“ wird, „daß der erste Ring aller Gesetze in einer absoluten göttlichen Willkür zu suchen sei, insofern sie (sic) diejenige Form der

Freiheit ist, welche hier die Nothwendigkeit am kürzesten abschneidet. Die Welt ist kein System, sondern eine Geschichte, aus der nachher freilich Gesetze folgen können.“

Hiermit sind wir bei dem Ende dieser Deduction und zugleich auch wieder bei dem Anfange derselben, dem unbestimmten Wollen, welches dem Wissen entgegensteht, angelangt, und es läßt aus dem Gedankentaumel, der zwischen Anfang und Ende bemerklich, und aus der absoluten Willkür, welche die Welt zu einer systemlosen Geschichte macht, — es läßt sich aus dieser völligen Haltungslosigkeit psychologisch erklären, wie Hr. v. S., um doch irgend einen Haltepunkt zu gewinnen, nicht lange nach Abhaltung seiner Vorlesungen zu einer Kirche übergetreten, welche ebenwohl die Welt mit einem Male aus einem willkürlichen Schöpfungsbeschluss hervorgehen, sie von einer beliebig ertöhlenden und verstockenden, beselligenden und verdamnenden Macht beherrschen, und ihre Geschichte mit einer allerdings systemwidrigenerspaltung in Himmel und Hölle beschließen läßt. — Schwer erklärbar dagegen finden wir es, wie Hr. Professor Windischmann, dessen mannigfaltige Verdienste wir gern anerkennen, sich entschließen konnte, ein so unphilosophisches Hin- und Herreden der Vergessenheit zu entreißen, da doch Hr. v. Schlegel selbst es derselben gewidmet zu haben scheint, indem er es nicht in seine sammtlichen Werke aufzunehmen für rathsam gehalten. —

Karl Christian Friedrich Krause.

(K. C. F. Krause's handschriftlicher Nachlaß. Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Erster Band. Die Lehre vom Erkennen und von der Erkenntniß. Herausgegeben von Hermann Karl von Leonhardi. Mit 3 Steindrucktafeln. Göttingen. Dietrich'sche Buchhandlung. 1836. Vorbericht des Herausgebers LVI, Uebersicht des Bandes XXVI, und 517). —

1.

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Rechte bleibt der Nachwelt unverloren.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat, erst für Frankreich und Deutschland, dann, immer weiter auskreisend, für ganz Europa, theilweise schon für andere Welttheile, eine Krise begonnen, welcher, wie noch keiner früheren, eine, nicht bloß welthistorische, sondern auch eine universal-menschliche Bedeutung zuerkannt werden muß. Die Geister, die Principien aller Zeiten und Völker sind wie durch ein gewaltiges Zauberwort erweckt worden; aus allen Welttheilen stürmen sie zusammen; — überall treffen sie mit ihren ausschließenden Pretensionen auf einander, überall entspinnt sich — oder wüthet — oder entscheidet sich schon der Kampf um die Herrschaft über die Menschen. So ist die hiermit eröffnete Weltzeit ihrem Hauptcharakter nach eine kritische, d. h. eine prüfende, polemische, urtheilende und entscheidende. Wie bei einem gewaltigen Sturme jeder Baum, jede Staude, jede Pflanze ihre Lebenskraft, ihr Recht da zu sein und fortzubestehen erhderten muß, so muß auch in der Menschenwelt jetzt alles, was noch fortdin gelten und

bestehen will, seine Berechtigung erweisen. Dürre Räume, die in ruhigen Zeiten noch lange ihre Stelle inmitten des grünen Waldes einnehmen durften, brechen jetzt zusammen, und knicken, zusammensinkend, selbst gar manche liebliche Blume, die in ihrem Bereiche frohlich emporkam!

In dieser allgemeinen Aufregung thun sich besonders zweierlei Bestrebungen hervor. Die Meisten kämpfen für *particulare* Principien oder Interessen, — theils für solche, die in irgend einer früheren Zeit schon zur Geltung gekommen, theils für solche, die erst mit mehr oder minder Recht auf Anerkennung Anspruch machen. Nur wenige umfassen das Ganze, und streben die überall hervortretenden Dissonanzen harmonisch aufzulösen, die widerstrebenden Parteien auf ein gemeinsames, alle befriedendes Ziel hinzulenken. Diese Wenigen nun werden durchgängig von allen Parteien am heftigsten befeindet, weil die Einseitigkeit sich weit mehr durch die umfassende Gediegenheit als durch die entgegenstehende Einseitigkeit gefährdet findet. Aber gerade in diesem Nothstande bewährt sich die Geisteskraft, der Seelenadel derjenigen, die, vielfach verkannt, bedrängt, verfolgt, gerade durch den mannigfachen Widerstand, dem sie begegnen, in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihres Strebens bekräftigt, zu immer eifrigeren Anstrengungen begeistert werden.

Einer dieser wenigen war Karl Christian Friedrich Krause, der, stets dem Höchsten zugewandt, wie er sich selbst zum Tempel göttlichen Geistes, so auch der Gottheit einen ihrer würdigen Tempel zu erbauen gestrebt — im Aether der Wissenschaft durch Gestaltung eines allumfassenden Systemes der Wahrheit, — im wirklichen Leben durch Begründung eines Gliedbaues von Vereinen zur Verwirklichung aller in der Bestimmung der Menschheit begründeten Zwecke. Ein Deutscher von Geburt — hat er sich stets im schönsten und edelsten Sinne als Deutscher, als Germane bewährt, indem er, fest wurzelnd in dem Weibthume der Familie, kräftige Zweige treibend in jeden höheren Lebenskreis, zuhöchst alle Menschen mit reiner, unauslöschlicher Bruderliebe umfasste, und in den mannigfachsten Bededgnissen alle seine Kräfte aufbot zur Verklärung seines Volkes, zum Siege der Humanität, zur Verherrlichung Gottes unter den Menschen. Unschuldig wie ein Kind, begeistert für alles Schöne, Erhabene und Liebendwerthe wie ein Jüngling, thatkräftig, arbeitstreu, wahrheitsdürstend und charakterstark wie ein Mann, war er zugleich mild und nachsichtig, hingebend und hilfsreich, — ein ganzer Mensch im vollen, besten Sinne des Wortes. Das Ziel, dem er von Anfang an zugestrebte, war das größte,

herrlichste, edelste, welches dem Menschen in's Auge zu fassen vergönnt ist; — sich ihm anzunähern hat er auch die mühevollsten Arbeiten nicht gescheut. Was ihm in dieser Arbeit zur Ueberzeugung geworden, das hat er zu jeder Zeit, was es ihn auch kostete, auf das Freimüthigste ausgesprochen. Was er als Pflicht, als höchste Aufgabe des Lebens gelehrt, das hat er stets auch dargelebt, und wenn er in seinen wissenschaftlichen Leistungen bei weitem das Ideal nicht erreicht hat, das er sich aufgestellt, so lag dies in der Unendlichkeit der Aufgabe, in fortwährender Ungunst der äußerlichen Verhältnisse — und in der individuellen Beschaffenheit seines Geistes, über welche sich zu erheben kein Sterblicher vermag. Wenn aber, — was freilich nur zu häufig unbeachtet bleibt, — des Menschen eigenthümlichster Werth in demjenigen besteht, was er mit Freiheit aus den ihm dargebotenen Mitteln in die Wirklichkeit ruft, wenn seine Würde an dem uneigennütigen, unablässigen Streben für die höchsten Interessen der Menschheit, an der steten Uebereinstimmung des Gewissens und Wirkens zu ermessen, — dann wird auch die gerechtere Nachwelt dem frühe Dahingeeschiedenen die Krone nicht versagen, die — vor vielen, geistig reicher Begabten und darum Hochgefeierten — ihm zuerkannt werden muß. Wir aber schätzen uns glücklich, daß durch die nunmehr begonnene Herausgabe des handschriftlichen Nachlasses des ehrwürdigen Weisen uns Veranlassung geboten wird, seinem Andenken ein paar Worte innigster Verehrung und Freundschaft zu widmen. —

Karl Christian Friedrich Krause, am 6. Mai 1781 zu Eisenberg im Altenburgischen geboren, ist der einzige Sohn eines geachteten Mannes, der, damals Lehrer an der dortigen Stadtschule, später Pfarrer zu Nobitz wurde. Nachdem er zu Donndorf, Eisenberg, Altenburg seine Schulstudien beendigt, bezog er im Jahre 1797 die Universität Jena, wo er, dem Wunsche seines Vaters gemäß, sich für den theologischen Beruf vorbereiten sollte, aber unwiderstehlich zum Studium der Philosophie und Mathematik sich hingezogen fühlte. Bereits früher mit Kant, Plato und Spinoza bekannt geworden, boten vorzüglich Fichte's und Schelling's Vorlesungen ihm neuen Stoff zu eigenen Forschungen dar. Auch entwickelte schon in den nächsten Jahren seine Eigenthümlichkeit sich nach den verschiedenen Richtungen hin, die in der Folge das reiche Gewebe seines geistigen und gemüthlichen Lebens gebildet.

Die innigste, energischste Bestrebung aber, welche der ganzen Entwicklung seines Wesens Einheit und Weihe gegeben, entsprang aus seinem tiefen, liebevollen, durch und durch religiösen Gemüthe. Dieses

führte ihn, als er 1800 sich auch dem Studium der Rechtsphilosophie zugewendet, zur Idee eines allgemeinen Menschheitsbundes, als höchsten Bedürfnisses der Gegenwart und Strebzielen der gesammten weltgeschichtlichen Entwicklung. Diese Idee zum Ideale auszubilden, dem Ideale Freunde zu gewinnen und es in das Leben einzuführen, war die heiligste Angelegenheit, — gleichsam der zum Himmel aufstehende Stamm seines Lebens, aus welchem als Zweige die übrigen Bestrebungen hervortrieben, die ihre Kraft und ihre Bedeutung von demselben empfingen. Die Menschheit sollte, aufsteigend von dem möglichst gediegenen, reichlichst ausgebildeten Individuum, als Mitglied des heiligen Familienvereines, sich zu immer größeren, höheren Vereinen für alle wesentlichen Werke verketten, bis sie als vollendeter, humaner Organismus ein der Gottheit würdiges Ganze gestaltete. Zur Verwirklichung dieses Ideales sollte sich schon jetzt ein Verein bilden, der, auf altes Allgemeinmenschliche gerichtet, allen geöffnet wäre, die an der Lösung jenes göttlich-humanen Werkes mitarbeiten wollten. Es war dies die, zu höherer Klarheit und Gewissheit durchgedrungene Idee, welche schon im XVII. Jahrhundert dem trefflichen Valentin Andreä und dem seiner Zeit weit voran geeilten Amos Comenius († 1671) in seiner Panergesie (Halle 1702) vorgeschwebt hatte, und deren Aufleuchtungen Krause einestheils in den Mysterien der Alten, anderntheils in dem Freimaurerbunde ahnete.

Zunächst fühlte er nun das Bedürfnis, jener Idee eine strengwissenschaftliche Grundlage zu geben, die, von dem allgemeinsten Gewissen ausgehend, das ganze Gebiet der reinen Erkenntnis als ein einiges organisches System zur Anschauung brächte. Nachdem er sich daher im Jahre 1802, — wahrscheinlich um sich der nothwendigsten Existenzmittel zu versichern, — als Privatdocent zu Jena habilitirt, bemühte er sich einerseits, die Mathematik zur Würde einer philosophischen Wissenschaft, andererseits, die übrigen philosophischen Disciplinen zu mathematischer Evidenz zu erheben. So gab er in den nächsten drei Jahren, während welcher er zu Jena Vorlesungen hielt, nach einander eine Grundlage des Naturrechts (1. Theil. 1803), einen Grundriß der Logik (1803), dann die Grundlage eines philosophischen Systemes der Mathematik (1804) und einen Entwurf des Systemes der Philosophie (1. Theil. 1804) heraus, in denen er, vom einzelnen, unmittelbar Gewissen aus, zur Erkenntnis der allbegreifenden Wahrheit hinzuführen suchte. Je mehr er sich aber in seine Arbeit vertiefte, um so lebhafter fühlte er, daß die Philosophie, als die Wissenschaft der Wissenschaften, noch manche Kenntnisse voraussetze,

die zu erwerben er bis dahin nicht Gelegenheit gehabt. Dies bestimmte ihn gegen Ende 1804, vorläufig die akademische Laufbahn zu verlassen, und zuerst nach Rudolstadt, dann im Jahre 1805 nach Dresden sich zu begeben, um seine Studien über Kunst, Erdkunde, Geschichte u. s. w. zu vollenden.

Zu Dresden, wo er bis zum Jahre 1813 sich aufhielt, beginnt ein neues Stadium seines Lebens und Wirkens. Der Gedanke, daß „die Menschheit sich zu einem organischen und harmonisch lebenden Wesen zu vollenden habe,“ daß hierzu ein Verein erforderlich, welcher alle Menschen umfasse, alle Kräfte entwickle, alles Wahre, Schöne und Rechte sammle und zur Gesamtbildung wie zum Gemeinwohl verwende, war ihm zur innigsten Ueberzeugung geworden. Da er nun „glaubte, daß in der Ausbildung eines lebendigen Wesens nichts unvorbereitet geschehe, so hoffte er ein Gebiet zu entdecken, wo der Ausführung seiner Idee schon vorgearbeitet, wo er das Leben seines Menschheitsbundes anknüpfen könne“^{*)}. Dies führte ihn im Jahre 1805 in den Freimaurerbund, „wo er die Idee des Reinen menschlichen — als Ahnung entdeckte,“ und hierdurch bestimmt wurde, die Vergangenheit zu erforschen, „um die dem Maurerbunde zu Grunde liegende Idee als Begründer im Menschengenisse und als auch früher unter den Menschen vorgehanden nachzuweisen.“ Mit Hülfe der Bearbeiter von Bode, Bockel, Nicolai, Schneider und Fessler und der reichen maurerischen Bibliothek Mosdorf's, arbeitete er nun jenes reichhaltige Werk aus, welches zum ersten Male im Jahre 1810 unter dem Titel: „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft“^{**)} zu Dresden in 2 Bänden erschien. Kurz zuvor hatte er seine „Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei“ (in 12 Logenvorträgen, 1. Ausg. 1809, 3. 1820) herausgegeben. In dem ersten dieser beiden Werke wies Krause geschichtlich nach, daß der masonische Verein anzuerkennen sei als „ein keimendes, in Ahnung der Idee gebildeter Anfang des von ihm (von Krause) philosophisch erkannten Menschheitsbundes;“ aber auch, daß „das Verbergen und Geheimhalten, dem wahren Geiste der Masoni fremd, nur als eine im Leben des Bundes vorübergehende Erscheinung gelten könne.“ In beiden Werken aber bemühte er sich darzuthun: „daß die Logenthätigkeit der Brüderschaft, bei

*) Siehe dess. drei älteste Kunsturkunden, 2. Aufl. I. B. I. XI. CVI.

**) B. I. 596 SS. Dresden 1810. II. 543 SS. 1813.

aller ihrer jetzigen unverkennbaren und von zahllosen Brüdern anerkannten und beklagten Verberbertheit und Unausgebildetheit, dennoch von den einsichtigen und wohlgefinnten Brüdern nicht verlassen werden solle und dürfe, sondern, daß es höchste Zeit sei, auf die (von ihm) angegebene Art zur Reinigung, Veredelung, Neubelebung des Logenwesens mitzuwirken,“ — da die Brüderschaft „fähig und dazu bestimmt sei, ein erneuer Keim und Anfang des Menschheitsbundes zu werden,“ was jedoch dadurch bedingt, daß sie einen „offenen Verein für Menschlichkeit und Menschheit bilde“^{*)}).

Obgleich nun Krause versichert, daß er „nichts im Drucke bekannt gemacht, woran ein allgemeines Gesetz der Brüderschaft, oder ein Gesetz seiner Loge, oder insonderheit das von ihm bei seiner Aufnahme geleistete Gelübde, oder das bestehende Gebrauchsrecht seiner Loge ihn verhindert hätte“^{**)}, obgleich dieser Versicherung von den achtbarsten Freimaurern beigepröbete worden und deren Unrichtigkeit erweisen zu wollen keinem Sachkundigen einfallen kann, so wurde dennoch Krause der Verletzung des Lebensgeheimnisses beschuldigt. In einem am 17. December 1810, in allgemeiner Versammlung der vereinigten Logen zu den 3 Schwertern und den wahren Freunden zu Dresden gehaltenen und in Druck gegebenen Vortrage erwies zwar Herr August Riquet (Prediger bei der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Dresden), daß durchaus kein Grund zu einer Anklage gegen Krause vorhanden sei, zugleich versichernd, „durch Krause's maurerische Reden sei er wieder für den Bund gewonnen worden, von dem er sich loszusagen im Begriffe gestanden, übersättigt mit Ekel vor den gewöhnlichen mechanischen Spielereien, vor dem gehaltlosen Treiben und dem leeren Scheinwesen in den Logen, und daß sehr viele Brüder sich mit ihm in demselben Falle befänden“^{***)}. Dessenungeachtet wurde Krause, wie selbst ein edles Mitglied des Maurerbundes, in einer Zeitschrift berichtet, „obshon Alles, was er von den Gebräuchen und Lehren der Brüderschaft in den Kunststücken abbilden ließ, früher gedruckt, nicht nur der Brüderschaft, sondern auch der ganzen Welt vorlag. . . dennoch gezwungen, seine Loge zu meiden, und von der Thorheit, im Bunde mit der Unwis-

*) Penning's Encyclopädie der Freimaurerei. Art. Krause. Leipzig. 1824. B. II. S. 216 ff.

**) Ebd. S. 220.

***) S. 18 des oben erwähnten, im J. 1811 zu Dresden gedruckten, Vortrages.

senheit und Feigheit, zum Verräther gestempelt“ *). Man hatte ihm, von einigen Hochflogen aus, als er das baldige Erscheinen der Kunstfunden angekündigt, durch den verstorbenen Vöttiger in Dresden die Aussicht auf eine sehr einträgliche Stelle für den Fall eröffnen lassen, wenn er einwilligte, daß sein Werk nur an Meister vertheilt werde. Als er die Erfüllung dessen, was er für heilige Pflicht — auch gegen den Brüderebund — hielt, der Begründung sorgenfreier Existenz vorgezogen, hatte er bis an sein Lebensende Haß und Verfolgung von Seiten vieler seiner ehemaligen Bundesbrüder zu ertragen. Man vergieß ihm nicht, daß er die Geheimnißräuberei, und manche Spielerei als den Hauptgrund und der vernünftigen Bestimmung des Bundes widersprechend erwiesen, und, wie noch im Jahre 1830, eine Loge im gedruckten Cirkular geklagt, auf ähnliche Weise, „wie Lenning, Mosdorf, Wedekind u. Amd. auch die parties honteuses der Freimaurerei aufgedeckt hatte“ **). Man vergieß ihm nicht, daß er „geschichtlich erwiesen, daß die Bruchstücke reinmenschlicher Lehre in der Bruderschaft der Freimaurerei von Außen gekommen sind, als Ergebnisse der freien Entwicklung von Wissenschaft und Kunst, durch die Philosophen alter, neuer und neuerer Zeiten, früherhin vorzüglich durch die Kulbeer und 1717 durch Benennung der Gedanken des Comenius und des Seidenus“ ***). Krause hatte in reinster Begeisterung für das Fortschreiten der Menschheit dem Freimaurerbunde das edelste, erhabenste Ziel brüderlicher Wirksamkeit vor Augen gestellt; er hatte dieses Ziel als in der gesamten Geschichte, in der Vernunft und in reiner Liebe begründet erwiesen; er hatte Jahre lang sich der mühevollsten Arbeit, den angestrengtesten Studien unterzogen, um den Bund, dem er angehörte, zu zeitgemäßer Verjüngung und Verklärung hinfzuführen; — sein Lohn war: verkannt und geschmäht zu werden, war schmerzlichste Verlassenheit von Seiten vieler Mitglieder des Bundes, — freilich aber auch innigste Liebe und Verehrung anderer Brüder und Nichtmaurer, die ihn zu würdigen verstanden, vor Allem die nie getrübbte Heiterkeit des Geistes und Bewußtseins, — die unverweilliche Blüthe eines stets dem Götlichen gewidmeten, für das Wohl seiner Mitbrüder sich aufopfernden Lebens! —

*) M. F. Fischer, Pfarrer in Bozza, in der von ihm herausgegeb. neuen Zeitschrift für Freimaurerei, Altenburg 1833, Jahrg. 1832 und 1833, Heft 3. S. 77 ff. — Pfr. Riquet trat sofort aus dem Vereine; Oberhofprediger Meinhart, als er Ru's Ausschließung erfuhr, brach in die Worte aus: „Tantotum coelestibus animis irae.“

**) Fischer a. a. O. S. 77.

***) E. Lenning's Encycl. B. II. S. 33. Art. Feldmann. —

2.

Was Alle angeht, sollen alle betreffen, wenigstens wissen.

Amos Comenius.

Es ist eine geschichtlich erweisbare Thatsache, daß in den drei letzten Jahrhunderten, aus den Kämpfen der Kirche mit dem Staate, der Laien mit den Priestern, der niederen weltlichen Klassen mit den höheren, der Völker und der Religionsgenossenschaften unter einander, sich der Lichtgedanke des Allgemeinmenschlichen, das lebendige Gefühl für Humanität und das Bedürfnis erzeugt hat, jenem Gedanken und dem ihm entsprechenden Gefühle in der äußerlichen Wirklichkeit auch eine entsprechende That der Wirklichkeit und des gemeinsamen Genusses zu bereiten. Dieses Bedürfnis hatte, nach mehreren ephemeren Versuchen, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Freimaurerbund und in's Dasein gerufen. Lessing und Herder brachten jene ideale Bedeutung des Bundes demselben zum Bewußtsein. In Krause ist sie im vollen Sinne des Wortes — Mensch geworden. Er gab dem Bunde — zum wenigsten in Deutschland — das klare Bewußtsein seiner geschichtlichen Entstehung; aus Geschichte, Gegenwart und Verunft entwickelte er die Nothwendigkeit und die Art und Weise der zeitgemäßen Umgestaltung des Bundes; — es sei uns vergönnt, die hierauf bezüglichen Hauptideen des vielverkauften Mannes, bevor wir zu seiner anderweitigen Wirksamkeit übergehen, in der Kürze mit seinen eigenen Worten darzulegen.

„Die jetzige Wiedergeburt,“ schreibt Kr., „und die Höherbildung der Staaten, Religionsgesellschaften, Wissenschaften und Künste in Europa verlangt, daß in klarer Anschauung der Ideen und der Geschichte der Menschheit ein Menschheitsbund organisiert, daß alle, welche zur Erkenntnis und Liebe der Menschheit gelangt sind, in demselben vereinigt werden, — damit die edleren Völker Europa's,“ — welches „legt die Lebensmitte der Menschheit ist,“ — „sich der Ideen der Menschheit und ihres Bundes klar bewußt werden und auf sie wohlgeordneten, geselligen Kreis richten.“ — „Unter allen europäischen Nationen ist vorzüglich die deutsche berufen, jene Ideen durch gesellige Kunst in die Wirklichkeit einzuführen; keine andere Nation kommt ihr gleich an allseitiger, harmonischer Bildung, und an gleichförmiger Empfänglichkeit für alles Menschliche, und für jede Eigenthümlichkeit, worin sich das

wandte er sich an die deutsche Nation, und vereinigte sich mit mehreren Gleichgesinnten im Jahre 1811 zur Herausgabe eines Tagesblattes des Menschheitliebens, in welchem viel Treffliches über Recht, Staat, Geschichte, Religion, Publicistik u. a. m. vorgezogen wurde. Um dieselbe Zeit eröffnete er zu Dresden Vorlesungen über das Urbild der Menschheit, in denen er in systematischem Zusammenhange aus der Idee Gottes und des in Gott liegenden Universaliums zur Idee der Menschheit und des einzelnen Menschen herabstieg, um von diesem und der Familie aus, durch Entwicklung des Ideales eines Organismus der Menschheit, diese selbst zum einigen, seligen Leben in Gott hinzuführen. Mag auch Manches in diesem Stiebbau des Allwesens und näher der Menschheit — sowohl im Allgemeinen als im Einzelnen — sich vor dem Rückerschuß der wissenschaftlichen Kritik als unhaltbar erweisen, — so ist doch die Idee im Ganzen so großartig, die Ausführung mehrerer Partien so gelungen, die Sprache so rein, der Alles befehlende Geist so edel und liebenswürdig, daß die deutsche Nation wohl stolz auf dieses Zeugniß ihres Geistes und Gemüthes sein dürfte.

Leider scheiterte aber das Tagesblatt des Menschheitliebens schon nach wenigen Monaten an Hindernissen, die dem Verleger von Seiten der vorübergehenden Feinde Krause's in Dresden entgegen gesetzt wurden. Die schönen Heftendrucke, die als „Urbild der Menschheit“ im Jahre 1812 im Druck erschienen, verhallen bald in den politischen Stürmen.

Krause zog im folgenden Jahre, von dem Kriegslaufe bedrängt, mit seiner Familie nach Berlin, in Hoffnung, dort einen größeren Wirkungskreis für seine wissenschaftlichen Bestrebungen zu gewinnen, weshalb er sich auf der dortigen Universität als Privatdocent habilitirte.

Schon früher hatte er sich überzeugt: „jede Höherbildung des Menschheitliebens fordert und ursache eine Reinigung und Höherbildung der Sprache.“ . . . „Wie nun das deutsche Volk jetzt ein neues Leben beginne, so müsse auch seine Sprache ein neues, reineres und freieres Leben gewinnen. Mit bewußter Kunst und wissenschaftlicher Tiefe müsse sie in ihren ursprünglichen Anlagen und Kräften erkannt, in ihrer ganzen freien Höhe und Macht entfaltet werden.“ Vieles war von ihm zu diesem Zwecke vorgearbeitet. Verwandte Bestrebungen, denen er in Berlin begegnete, veranlaßten ihn, dort im J. 1814 eine Gesellschaft

zusammenzubringen, Leipzig 1824: Meißner's Mittheilungen an denken Freimaurer, Dresden 1818, und Silber's Briefen darüber.

für deutsche Sprache zu listen, an welcher die ausgezeichnetsten Sprachforscher, Heinsius, Zeune, Volke, Bauer, Radlof u. A. Theil nahmen. Aber schon im folgenden Jahre fand er sich genöthigt, der in Berlin herrschenden Theurung wegen, wieder nach Dresden zu ziehen, wo er sich nun vorzüglich der Ausarbeitung seines „Urwortthumes der deutschen Volkssprache“ widmete, welches durch Wissenschaftlichkeit und Vollständigkeit die früheren Leistungen eines Aulda, Campe, Adelung und Anderer überbieten sollte. Als Einleitung hierzu gab Krause im J. 1816 eine Abhandlung heraus: „Von der Würde der deutschen Sprache und von der höheren Ausbildung derselben überhaupt, und als Wissenschaftssprache insbesondere.“ Dagegen aber seine Ankündigung jenes Urwortthumes — als „neuen vollständigen Wörterbuchs der deutschen Volkssprache,“ — dessen Herausgabe 1817 beginnen sollte, — auf das Kräftigste von mehreren der berühmtesten Deutschen Sprachgelehrten empfohlen wurde, so fand doch die dafür eröffnete Prämiation nicht die gewünschte Aufnahme, und auch in diesem nationalen Unternehmen, wie früher in seinen masonischen Bestrebungen, erfuhr Krause jene Ungunst, die vor ihm schon Kappeler und so viele andere ehrliche Männer in ihrem Wirken begleitet hatte. Wie sein Streben aber aus seiner eigensinnigen, gediegernen Natur hervorging, so ließ er sich nach wie vor durch äußeres Mißgeschick in Verfolgung seiner großartigen Pläne nicht aufhalten.

Nachdem er in Gesellschaft eines, die Kosten allein bestreitenden Genandes im J. 1817 eine Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland gemacht, wandte er sich mit frischer Kraft an die Umarbeitung des ersten Bandes der „drei ältesten Kunstbuckunden der Freimaurerbrüderschaft,“ dessen erste Ausgabe erschöpft war, und an die Vollendung des zweiten und letzten Bandes dieses Werkes, welches, wie seine „höhere Vergeistigung der acht überlieferten Grundsymbole der Freimaurer,“ von der bereits eine dritte Ausgabe notwendig wurde, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf jene Gesellschaft geblieben.

Indessen hatte er neben seinen masonischen, mathematischen und sprachlichen Arbeiten auch seine rein philosophischen Studien fortgeführt, über deren Resultate er im J. 1824 als Privatdocent zu Göttingen Vorlesungen eröffnete. Sowohl in diesen, als in den, in den folgenden Jahren von ihm herausgegebenen philosophischen Schriften bemühte er sich als scharfsinnigen, systematischen, selbstständigen Forscher, dessen Streben stets auf Gründlichkeit, Klarheit und Universalität

als gerichtet blieb. Diese zweite Reihenfolge seiner druckheftlichen, philosophischen Mittheilungen, eröffnete er im J. 1825 mit der ersten Abtheilung seines Abrisses des Systemes der Philosophie, und einem Abriß des Systemes der Logik, von welchem 1828 eine zweite, vermehrte Auflage erschien. In demselben Jahre folgten — erst ein Abriß des Systemes der Rechtsphilosophie, dann die Vorlesungen über das System der Philosophie, in welchen Krause zuerst die Grundzüge seiner Lehre vollständig und wissenschaftlich darlegte. In den „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft,“ welche 1829 erschienen, erponirte er dann die Art und Weise, wie das Denken von dem Geniesseßen aus, über welches alle übereinstimmen müssen, zur Wissenschaftslehre hinzuführen sei (S. 1 — 243); zeigte dann in der Wissenschaftsgeschichte (S. 243 — bis 500) den Gang, welchen die Entwicklung des philosophischen Denkens von der ältesten bis auf die neueste Zeit genommen, wobei er zuletzt schlagend nachwies, wie die Systeme von Fichte, Schelling und Hegel auf keine Weise als Vollendung der Wissenschaft anzusehen seien, und schloß (von S. 501 — 586) mit Vorlesung der Grundwahrheiten der verschiedenen philosophischen Disciplinen.

Das System zu exponiren, welches Krause in den bisher angeführten Schriften aufgestellt hat, müssen wir uns hier versagen, und darauf beschränken, im Allgemeinen den Standpunkt und das Princip dieses Philosophen hier anzudeuten, wie das Wesentlichste derselben in seinen Schriften sich auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt findet. — So lesen wir in den zuletzt erwähnten Vorlesungen (S. 494) Folgendes: „Der rechte subjective Anfang der menschlichen Wissenschaft in der Grundschauung: Ich ist wiedergewonnen; auch ist bereits der rechte Fortgang gefunden, wonach der sich selbst erkennende Geist sich zur Erkenntniß Gottes, auch als des Princip der einen Wissenschaft, erhebt, — welches Princip „als der objective Anfang und als der Inhalt der einen Wissenschaft von vielen Denkern bereits wiedergefunden und anerkannt ist. Jetzt gilt es, daß die Wissenschaftsforscher im Geiste dieser Einsicht die Wissenschaft selbst als einen Organismus vollführen.“ Näher wird das Princip der einen Wissenschaft in folgender Weise bestimmt: „Gott, als Urfesen, ist außer und über allem Besondern, außer und über dem Weltganzen, welches in Gott, unter und durch Gott ist. Auf keine Weise aber kann gesagt werden, daß die Welt Gott selbst ist, obgleich sie, in ihrer Endlichkeit mit Gott der Wesenheit nach ähnlich, eine Durchdringung der

Wesenheit Gottes selbst in Gott, und zugleich mit Gott als Urwesen wesentlich vorint ist^{*)}).

Spinoza war, echt-orientalisch, vom Gedanken Gottes, als absoluter Substanz, ausgegangen, von deren unendlichen Attributen er den Gegensatz von Ausdehnung und Denken hervorgehoben, — die, notwendig auf einander bezogen, ihren Schluß in dem einzelnen Menschen finden, welcher im Erkennen Gottes und im Leben nach seinem Willen seine volle Freiheit und Seligkeit findet.

Leibniz hingegen, echt deutschen Geistes, hatte Gott als unendliche Monade bestimmt, deren Inaugurationen unzählige, beschränkte, aber in sich selbst unendliche Monaden seien, die, in verschiedenartigen Entwicklungsstadien, als Leib und Seele sich zu einander verhaltend, durch eine, von Gott prästabilierte Harmonie zur vollkommensten Welt zusammen geschlossen würden, worin jede Monas zu freier, unendlicher, individueller Entwicklung bestimmt ist, und das Böse und alles Nebel durch Gottes Weltregierung aufgehoben wird.

Krause's System, welches er selbst Panentheismus und organischen Harmonismus nennt, ist als ein Versuch anzusehen, den absoluten Substantialismus Spinoza's und den Monadismus des Leibniz in einer abgelegenen Construction zu vereinen. Ihm ist „Gott das Eine, selbe, ganze, sich sein selbst bewusste, selige (All-) Wesen,“ in welchem, und durch welches, die Welt als „Inbegriff aller bestimmten, ihrer Art nach endlichen Wesen,“ — unterschieden ist in Natur, als „das Leibwesen,“ und Vernunft, als Geistwesen, — und vereinigt zur „einen unendlichen Menschheit, welche in dem einen Universum überall in Gott ist^{**)}“, in der Weise, daß jedes Einzelwesen zu unendlicher Entwicklung seiner Individualität, und zugleich zur Gestaltung eines harmonischen Weltorganismus bestimmt ist, unter Gottes über jeden Einzelnen, wie über das ganze Eine waltender Vorsehung.

Eine Kritik dieser Construction liegt außer dem Zweck dieses Aufsatzes, welcher nur die Aufmerksamkeit der Leser auf die bis jetzt noch zu wenig gekannte Wirklichkeit und Schriften jenes eben so vortheilhaft als liebenswürdigen Weisen hinzulenken bestimmt ist.

*) Ibrab. S. 174.

**) Die hier zuletzt angeführten Stellen haben wir Krause's mit nachstern im Buchhandel erscheinender Philosophie der Geschichte (S. 36. 40 ff. 151 ff.) entnommen, deren Durchsicht wir der freundlichen Mittheilung des Herausgebers verdanken.

Krause's Verdienste um die Mathematik haben wir noch nicht berührt. Sie sind (nach dem Urtheile Sachkundiger) von größter Bedeutung und stellen ein neues, das höchste Princip der Forschung in dieser Wissenschaft auf; dem mathematischen Denker wird ein anderes Ziel seines Strebens als bisher angewiesen. Nicht mehr blos auf das unmittelbare Wissen und auf seine strenge Bewahrheitung, sondern auf die Ableitung desselben aus den ursprünglichen und zwar nothwendigen Grundbegriffen kommt es an. Der einfache, natürliche, nicht wie bisher ein künstlicher, Zusammenhang der Grundwahrheiten unter sich und mit den höheren Ableitungen ist das nun vorliegende große Problem, und Krause war einer der ersten, der bedeutsame Schritte zu seiner Lösung thaten. Daß sich ihm dabei neue Methoden und neue Gebiete der Wissenschaft enthüllten, ihm wichtige Entdeckungen, z. B. in der höheren Geometrie, gelangen, zeugt augenscheinlich von dem hohen Werthe seiner Forschungsweise. Ein Umstand aber, der selbst hartnäckige Zweifler auf den großen Schatz, den er zu heben angefangen, aufmerksam machen mußte, liegt in dem unwillkürlichen Zusammentreffen anderer jetzigen Forscher mit seinen Methoden und Resultaten: so daß Krause einst an die Spitze der Männer gestellt werden wird, die in der Entwicklung der mathematischen Wissenschaften die Epoche begründen, welche in unserem Jahrhundert, und zwar zunächst in Deutschland, unsehrbar zum Durchbruch kommt.

Nun hatte er zwar auch zu Göttingen, wie früher zu Dresden und Berlin, einzelne begeisterte Freunde und Schüler gewonnen. Obgleich aber seine Vorlesungen über Logik, Rechts- und Sittenlehre, und andere Zweige der Philosophie weit vorzüglicher waren, als die eines Schulze und anderer gleichzeitig docirenden sogenannten Philosophen, so wurde ihm dennoch keine Beförderung zu Theil. Nicht selten mit zahlreicher Familie dem drückendsten Mangel ausgesetzt entschloß er sich zuletzt, im J. 1831, nach München überzugehen, in Hoffnung, auf der dortigen Universität ein Lehramt zu erhalten, welches ihm zu Göttingen vom Parteigriß beharrlich vorenthalten worden.

Leider endete er hier schon im folgenden Jahre (am 27. Septbr.), von unablässig angestrengtesten Arbeiten und vielfachen äußerlichen Bedrängnissen erschöpft, sein Streben der Erkenntniß Gottes, dem Wohle der Menschheit und der angelegentlichsten Erfüllung seiner Pflichten gewidmetes Leben!

Sein frühes Hinscheiden war um so bedauerlicher, als er nicht nur eine zahlreiche, größtentheils noch unversorgte Familie, sondern auch noch mehrere seiner bedeutendsten Arbeiten, wie namentlich sein Ueberset-

thum und seinen Giebbau der Wissenschaft unvollendet zurück-
ließ; auch sollte dem „Urbild der Menschheit“ nach das „Geschicht-
sbild“ derselben und eine „Würdigung des gesammten Le-
bens der Gegenwart“ folgen.

War es uns aber schmerzlich, berichten zu müssen, wie der edle
Mann von Einzelnen des Bundes, dem er die schönsten Jahre seines
Lebens, dem er seine besten Kräfte gewidmet, zurückgestoßen, verlassen,
— ja sogar verfolgt werden, — wie er, seiner wissenschaftlichen Leistun-
gen ungeachtet, von den Universitäten freis der Noth des Lebens überlas-
sen geblieben, — so gereicht es uns zu um so höherer Freude, nun an-
zeigen zu können, daß es den mehrjährigen Bemühungen des Freiherrn
Hermann Karl von Leonhardi und mehrerer mit ihm vereinter
Freunde und Schüler *) in Verbindung mit dem ältesten Sohne des Ad-
geschiedenen gelungen, sowohl die Herausgabe (theilweise selbst die Vollen-
dung) der nachgelassenen Schriften desselben zu sichern, als eben damit
dessen Angehörigen „einen Ersatz für ihr zum größten Theile der Wissen-
schaftsforschung geopferetes Familienerbe zu verschaffen“ **).

Der handschriftliche Nachlaß besteht „aus den Vorarbeiten und
theilweisen Ausführungen zu dem Systeme der Wesenlehre, und
zu dem deutschen Urmordbume,“ und enthält, in 4 Haupt-
abtheilungen: 1) reinphilosophische, 2) mathematische,
3) sprachwissenschaftliche und 4) geschichtsphilosophische
und vermischte Schriften, welche zusammen in ungefähr 25 Bän-
den erscheinen sollen. Den größten Theil der Herausgabe hat Herr
von Leonhardi übernommen; die Herausgabe der mathematischen
Abtheilung besorgt Hr. Prof. Heinrich Schröder ***).

Der vorliegende erste Band der philosophischen Abtheilung, wel-
cher Krause's „Vorlesungen über die Lehre vom Erkennen
und von der Erkenntniß“ — für Gebildete aus allen
Ständen enthält, — wird gewiß von allen noch nicht in ein Erstem (selb-
stgekannten Freunden wissenschaftlicher Forschung als eine gewissenhafte,
die logische Erkenntniß stützende und erweiternde Arbeit dankbar auf-
genommen werden. Der Herausgeber, Hr. v. Leonhardi, hat in

*) Dr. K. Peters, W. Steinhilber, Jakob Lecher und Prof.
Arnold.

**) S. XXXIV des Berichtes, welcher dem hier anzuergenden ersten
Bande von Krause's handschriftlichem Nachlasse vorgedruckt ist.

***) Der Subscriptionspreis auf einzelne Bände oder Abtheilungen beträgt
? des Ladenpreises, d. i. für 26 Bogen 2 Thlr.

einem geliebten Vorbericht alles dasjenige zweckmäßig zusammen gestellt, was die Leser über die Entstehung dieses Werkes, sein Verhältniß zur Hegel'schen Logik, und dessen Bedeutung für die Wissenschaft und das Leben aufzuklären bestimmt ist. Sowohl hier (XXVIII SS.), als in der mühschaft ausgearbeiteten Uebersicht des Inhaltes (XXIV SS.), und den zahlreichen, zur Erläuterung und Ergänzung beigefügten Anmerkungen hat Hr. v. L. seinen wissenschaftlichen Verus auf zur Herausgabe der philosophischen Werke seines Lehrers und Freundes auf das Vollständigste bewährt, wie er durch mehrjähriges, uneigennütziges und allen Hemmnissen trotzende Bemühungen, ohne welche die Herausgabe des Nachlasses wohl schwerlich zu Stande gekommen wäre, einen schönen, in jetziger Zeit leider nur zu seltenen Beweis von Pietät gegen seinen Lehrer gegeben, welche eben so sehr den Schüler, als den Meister, dem sie gewidmet ist, ehrt.

Herr v. Leonhardi ist aber nicht der Einzige, der dem zu frühen Dahingefahrenen mit inniger Verehrung und Liebe zugethan ist. Wer, ohne von Bezugsstellen verblendet zu sein, den wahrhaft würdigen humanen Forscher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, mußte ihm für immer gewogen werden. So unterscheiden auch wir aus innigster Ueberezeugung, was wenige Wochen nach seinem Hinscheiden einer seiner Freunde*) zu seinem Gedächtnisse geschrieben: „Sein scharfsinniger Geist, womit er in die Tiefe der Wissenschaft eindrang, sein liebevolles Gemüth, sein tadelloser Wandel, so wie seine menschenfreundliche, unermüdete Thätigkeit, verbunden mit einem unerschütterlichen Muth, machen ihn des Andenkens der Mit- und Nachwelt werth; seine Forschungen und Leistungen auf dem Gebiete des Naturstums, seine Liebe und Treue gegen den hohen Männerbund haben ihn hoch über ein sinnliches Denkmal im Naturvereine erhoben, und es bedarf sein Name keiner Gedächtnisseier, um den Vätern einer spätern Zeit bewahrt zu werden; dennoch achtet es die Dankbarkeit seinem Geste verwandter Brüder für Pflicht, auf sein Grabmal den Kranz der Liebe zu legen, und dies um so mehr, je Hirt den Hochverdienten während seines Lebens menschliche Leidenenschaft verwundet, verwundete — selbst durch Ueberschuld! . . .“

Auch Ref., indem er dem Andenken des Vielverkannten diese Zeilen widmet, ist nur der Erfüllung einer Pflicht sich bewußt, wie er ohnehin überzeugt ist, daß es eine heilige Pflicht für die deutsche

*) Dr. und Professor M. H. Fölcher in der neuen Zeitschrift für Gymnasial- und Lehrjahrgang 1832 und 1833, S. 111, S. 63.

Nation ist, durch Förderung der hier zur Anzeige gegebenen Herausgabe der hinterlassenen Schriften eines ihrer eifrigsten Forscher denselben das einzige seiner würdige Denkmal zu setzen.

Welches Urtheil auch die Wissenschaft über das philosophische System des Verewigten fällen mag, seine Verdienste um die höhere Maçonnerie und mehrere andere philosophische Disciplinen, seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, seine eben so gründlichen als freisinnigen maçonnerischen Forschungen, und vor allem seine echt humanen Bestrebungen und die reinste, selbstaufopfernde Liebe zu seiner Nation haben ihm einen gerechten Anspruch auf deren dankbare Anerkennung erworben, und wir hoffen, nicht vergeblich sie an die Erfüllung einer eben so schönen als heiligen Pflicht erinnert zu haben!

G.

O b e r l i n .

(Berichte eines Visionair's über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Joh. Friedr. Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steintthale, mitgetheilt von Dr. G. H. v. Schubert, Hofrath und Professor in München, nebst einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traumes. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1827.)

I.

Der Glaube an irgend eine Fortdauer unseres Wesens, unseres Selbstes, ist so alt als die Welt und so weit verbreitet als die Menschheit. Der Mensch erfährt sein Selbst als die Macht über seinen Körper, als das Beharrende im Wechsel, als das sich gleich Bleibende im Wandel der Außenwelt. Sein Schauen in die Zukunft ist ein unmittelbares Fortsetzen seines Selbstes. Sein werthvollstes Dasein hat er in dem Angehörigen seines Herzens: in den Eltern, als den Urhebern seiner eigenen Existenz, in seinem Weibe, als seiner eigenen Hälfte, in seinen Kindern, als den lebendigen Zeugen seiner Liebe. Er lebt fort in den Abgeschiedenen; denn was von ihnen zurückbleibt, ist nicht, was er geliebt, was ihn wieder geliebt. Das noch eben Lebendige entleert sich — muß er das Leben, die Seele, das Selbst — von der vergänglichen Hülle unterscheiden. Die Liebe kennt keine Vernichtung. Auch steht der Zurückgebliebene die Abgeschiedenen im Traume wieder. Der Traum aber ist nicht das Werk seines Vorsatzes, seines Willens; der Naturmensch glaubt an die volle Wirklichkeit der ihm erscheinenden Gestalten. Noch höher steigert sich sein Glaube in die Fortdauer der Seele, wenn er in der Natur das Wiederaufleben des Verstorbenen im Frühlinge, das Erscheinen des Lebens aus dem langen

Winterhlase gewahrt. Zur Gewisheit wird ihm sein Glaube, wenn das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit in seinem Herzen erwacht. Recht und Pflicht werden das Gewisseste für ihn; Gerechtigkeit wird zur unabweislichen Forderung, wird zu einer Macht, welche selbst Lebensgefahr gering zu schätzen antreibt. Wer Unrecht gethan, muß bestraft, wer Unrecht erlitten, dem muß genug gethan, dem Einen wie dem Anderen muß vergolten, wer für das Rechte, das Gute gearbeitet, gestritten, sein Leben geopfert, der muß auch belohnt werden. Wie daher das Gefühl, der Sinn für das Ewige, Heilige, Unverbrüchliche im Menschen erwacht, und das wahrhaft Menschliche in ihm Gestalt gewinnt, so besetzt sich auch das Bewußtsein der Unsterblichkeit, gestaltet sich die Vorstellung von dem andern Leben. Es wird nun zu einer Stätte der Vergeltung, und der Glaube an dieselbe wurzelt jetzt in dem erwachten Gewissen, wie der Glaube an die Fortdauer aus dem Wissen von dem eigenen körperbeherrschenden Selbst, aus dem Schauen der Abgeschiedenen im Schlafe und aus Liebe und Verlangen erwachsen.

Dies in allgemeinsten Zügen die Genesis des Glaubens an das Jenseits, wie er sich überall wiederfindet, wo der Mensch sich über bloß thierische Triebe und Bedürfnisse erheben.

Seine bestimmtere Gestalt empfängt der Glaube überall von der übrigen Bildung des Menschen und von den Umgebungen, welche dieselbe bedingen. Das Jenseits wird überall zu einem mehr oder minder phantastischen Reflexe des Diesseits, und die Abgeschiedenen und ihre Bleibstätten metamorphosiren sich wie die Lebendigen, wie ihre Anschauungen, Erkenntnisse und energischen Bestrebungen. Was dem Lebenden als Freude oder Schmerzbringend, was ihm als Ideal und Endzweck oder als ungethüm und abscheulich für dieses Leben erscheint, danach gestaltet sich ihm auch seine andere Welt.

Die Uebersieferungen aus allen Völkern und von Völkern auf allen Bildungsstufen liegen jetzt vor uns. Allen gemeinsam ist der Glaube an Fortdauer, und wie dieser Glaube aus der Natur und der Erfahrung des Menschen — entspringt, so besondert sich dies Gemeinsame auf gleiche Weise, wie der ursprüngliche Mensch sich zu einem großen Menschenreiche entfaltet. Diese Besonderung aber geht fort bis zur Vereinzelnung, in welcher das Bedürfnis des höheren Allgemeinen erwacht. Eben wie dann in der Weltgeschichte eine Verflüchtigung aller bloß naturwüchsigen oder Abstammungsunterschiede sich bemerklich macht, wie dann zuerst sich ein abstractes Ideal des Menschen erzeugt, welches allmählich zur Idee der Menschheit, zum vollständigen Gedankenbilde des ganzen Menschenwesens sich steigert, — so werden auch die vereinzelt

ten Gestaltungen des Glaubens an das Jenseits allmählich verflüchtigt. Alle die mannigfaltigen Ausdrücke, welche dieser Glaube gewonnen, schmelzen zusammen in den einen allgemeinsten und einfachsten Gedanken der Fortdauer und Vergeltung. Erst wenn alle ursprünglichen, unwillkürlichen Productionen jenes Glaubens sich aufgelöst haben, senkt der befreite Geist sich nieder auf die zerflossene Glaubenswelt, um mit Bewußtsein nach der Idee des Menschthums auch ein verkürztes Jenseits zu bilden, wie er bestrebt ist, das Diesseits nach derselben Idee zu gestalten.

In der Naturwelt entfaltet die schöpferische Lebensreihe im Frühling einen unendlichen Reichthum von Bildungen, scheint im Sommer sich in Vereinzeltung verlieren und in den einzelnen Productionen verharren zu wollen. Aber schon treibt der Herbst das Leben in das Innere zurück, die schaffende Seele sammelt ihre Bilder in dem reifenden Samen, und wenn der nahebe Frühlung die allgemeine Erstarrung löst, beginnt von Neuem das allmächtige Schöpfungswerk. — Auch das Menschenwesen hat eine solche Naturgeschichte; aber sein Winter ist nicht eine bloße Rückkehr in den Anfang, und sein zweiter Frühling nicht eine bloße Wiederholung des ersten. Aus seinem unwillkürlichen Naturleben und Schaffen erwacht er zum höheren Frühlinge des freien Denkens und Willens und Schaffens. Aus den Schranken der bloß natürlichen Wirklichkeit erhebt er sich zum Schauen der ewigen Ideale und zur besonnenen Ausbildung und Verwirklichung derselben. Was er, noch befangen in unmittelbarer Natürlichkeit, gestaltet, wird dann zum bloßen Stoffe, den er zu einer vollkommeneren Schöpfung verwendet, und wie oft er auch sein Werk von Neuem beginnen muß, — ein göttlicher Unwille ist es, in dem er seine Versuche zerschlägt, ein göttliches Ideal ist es, dem er diese Trümmer opfert.

Auf diesem Stadium der Entwicklung sehen wir nun die Thoragen der Menschheit, die geistigen Helden der neuen Civilisation angelangt, und, wie freie Bürger der neuen Welt ihre Verfassungen auf die einfachsten und allgemeinsten Grundgedanken von Gott und von jenseitiger Vergeltung gestützt *), so haben in der alten Welt Sklaven erlanger Ueberlieferungen, nachdem sie im grimmen Zorne ihre Fesseln zerissen, noch zähneknirschend jene höchsten Ideen als ewige, unverrückliche Wahrheiten proclamirt **).

So hat also, auf der Höhe der abstractesten rein formellen Frei-

*) So u. a. die Verfassung von Pennsylvanien v. J. 1776.

**) Decret des frang. National - Convents n. 7. Mai 1794.

heit angelangt, der Geist aus innerster, seinem eigensten Wesen entspringender Nothigung, sich auch der allgemeinsten, allumfassenden Wahrheit wieder zugewendet, und seine angelegentlichsten Bestrebungen sind nun darauf hin gerichtet, diese allgemeinsten Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in einer neuen Welt geistiger Gestaltungen auszuführen.

Noch aber verharret die große Masse der Menschheit auf untergeordneten Bildungsstufen, und jede dieser Stufen, wie sie ein weithistorisches — aber transitorisches Recht hat, so hat sie auch ihre Vertreter, ihre Sprecher, ihre Anwälte, die aber dem Glauben ihrer Klienten ein absolutes Recht vindiciren. Und zwischen den letzten Stufen und dem höchsten Standpunkte giebt es mancherlei Uebergänge, auf denen wir Manche hin- und herschwanken sehen, die bald von einer, bald von der anderen Sphäre angezogen, bald einem besondern, bald dem allgemeinen Gestaltungsprincipie huldigen.

Zu diesen transitorischen Geistern gehört auch der berühmte Herausgeber der vorliegenden Schrift. In seinen hochpoetischen Ansichten von der Nachseite der Naturwissenschaften, in seiner tiefsinnigen Symbolik des Traumes, in den Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens und noch in seiner allgemeinen Naturgeschichte und der Geschichte der Seele herrscht das zeitmäßige Streben vor, die Natur und die geschichtlichen Uebersieferungen auf freie Weise — und nach den höchsten, allgemeinsten Principien zum Aufbau einer geistigen, harmonischen Welt zu verwenden. In mehreren anderen Schriften und so auch wieder in der vorliegenden macht sich dagegen ein Streben bemerklich, eine *particulare* kirchliche Weltansicht in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren, über welche die neueste Zeit in ihren höchsten und heiligsten, wie lebenskräftigsten Tendenzen, — und mit ihr auch Hr. Schubert selbst in vielen seiner wissenschaftlich-poetischen Bestrebungen, — bereits hinausgeschritten ist. Bevor wir uns jedoch hierüber eines Weiteren aussprechen, wollen wir in der Kürze andeuten, was dem Publikum in vorliegender Schrift dargeboten wird.

2.

Vielen unserer Leser wird wohl erinnertlich sein, daß vor einigen Jahren Herr Schubert die Lebensbeschreibung Oberlin's, des „vieltätigen Pfarrers“ im Steinthale bei Straßburg herausgegeben, der eine lange Zeit hindurch als ein ächt evangelischer Hirt seiner Gemeinde vorgestanden hatte. Aus dem Tagebuche und den Predigten dieses mächtigen Mannes,

aus handschriftlichen, von seinen Verehrten gesammelten Notizen, und aus mündlichen Erzählungen hat nun Hr. S. dasjenige zusammengestellt, was Oberlin in Träumen und Visionen in Betreff der Bleibstätten der abgestorbenen Seelen in Erfahrung gebracht haben soll, und was er über den Umgang mit seiner abgestorbenen Frau berichtet. Daß nun an der persönlichen Wahrhaftigkeit des edlen Pfarrers auf keine Weise zu zweifeln, wird man unbedenklich Hrn. S. zugestehen müssen. Aber Hr. S. äußert auch nicht die mindeste Bedenklichkeit über die objective Wahrheit dessen, was Oberlin gesehen zu haben versichert, und scheint eine Bürgschaft für diese Wahrheit in dem Umstande finden zu wollen, daß „in allen Beschreibungen der Heimath der Geister, welche fast aus allen Jahrhunderten der christlichen Zeit, etwa von Origenes bis auf Oberlin — so gar kein Fortschritt, den etwa die fortgehende Bildung der Jahrhunderte bewirkt hätte, sich zeigen wolle“ (S. 7). „Alle Fernseher der unsicheren Welt, versichert Hr. S., hatten bis in die neueste Zeit noch Alles so bestellt gefunden, wie es vor Alters war; es walteten auch da drüben, fügt er hinzu, neben dem Arme des ewigen Richters, die Kräfte eines Erbarmens, das kein Ende nimmt, über die Seelen, in denen hienieden ein Zug nach Oben erwacht war“ (S. 7 u. 8). Was aus den vielen armen Seelen werden soll, die hienieden weder nach Oben noch nach Unten gezogen, in der Schwebel zwischen beiden gelassen wurden, läßt Hr. S. an dieser Stelle zwar unbestimmt; da er aber an die alte andere Welt zu glauben scheint, wie sie „von Origenes bis Bromley und Oberlin“ immer sich gleich geblieben sein soll, so glaubt er wohl auch an den anderen ewigen Tod“ jener nicht emporgezogenen, von dem noch Bromley und andere neuere und neueste Visionaire gesprochen.

Wie nun Hr. S. „Oberlin's Berichte über jene Welt“ in vollem Glauben an deren objective Wahrheit mittheilt, so scheint er sich hierzu auch keineswegs durch die Absicht etwa bestimmen zu lassen, der wissenschaftlichen Erleuterung, welche sich jenem dunkeln Gebiete neuerdings zugewendet, neuen Stoff zu bieten. Vielmehr beschränkt er sich auf den Wunsch, daß „jene Berichte für den einen oder den andern seiner Leser noch dieselben Kräfte in sich tragen möchten, die sie in Oberlin's Munde so oft bewiesen: die Kräfte zum Aufwecken eines Andenkens an das, was künftiglich ist“ (VI).

Welcher Art nun diese Berichte sind, darüber nur wenige Worte.

„Der Papa, (so wurde Oberlin von seinen Umgebungen genannt) — „der Papa sagte, daß er schon 1774 die „„schriftgemäße Erklärung der wahren Erscheinung Samuels nach seinem Tode““ gelesen, damals alles das für Träumereien gehalten, was

deut von dem dritten Himmel, Paradiese, gläsernen Meere, Berge Zion und von der Hölle gesagt ist" (19). Später wurde Oberlin mit Dettinger's irdischer und himmlischer Philosophie bekannt, und dankte Gott „für die Offenbarung, die er ihm in diesem schätzbaren Buche mitgetheilt" (ebd.). Dettinger aber war bekanntlich ein begeisterter Verehrer Swedenborg's; Swedenborg ein Verehrer Thom. Bromley's, der am 8. Jan. 1684 „das Gesicht der Jenseitswelt" empfangen zu haben behauptete, wie sie in drei Mansionen und diese wieder in Provinzen abgetheilt, und zwar in der Weise, daß „das himmlische Jerusalem die höchste und innerste der Mansionen gebildet. Und auch Oberlin steht das Jenseits in „Mansionen" abgetheilt und als deren höchste „das neue Jerusalem;" — statt drei sieht er aber deren sieben, die er vom künftigen Feuersee zur Hölle, zum Tode, zum Meere, Paradiese, Berg Zion endlich ebenwohl zum himmlischen Jerusalem aufsteigen läßt, was Alles aus dem alten und neuen Testamente und vorzüglich aus der Apokalypse mit Stellen belegt wird (4 — 19). Wann, und auf welche Weise, und unter welchen Umständen Oberlin zu dieser Vision gelangt sei, darüber schweigt unser Nostragag. Dagegen berichtet er uns, daß in Oberlin's Gemeinde „viele schon früher als ihr Pfarrer und mit ihm zugleich das Ferngesicht in's Geistesreich besaßen," und daß „die Gabe der Geistesseherei mit ansteckender Gewalt in D's Gemeinde unter mehreren Männern und noch mehreren Frauen sich verbreitet"!! (7). Einen besondern Werth legt dann Hr. S. auf „die große Uebereinstimmung der Aussagen der Seher einer Jenseitswelt von Trigenes an bis auf Oberlin (8), während dieses Factum, — wenn es auch, was keineswegs der Fall ist, sich historisch erweisen ließe, — doch zunächst weiter nichts erwiese, als daß jene angeblichen Seher fest geglaubt haben an die angeblich dem Evangelisten Johannes zu Theil gewordene Offenbarung, die selbst wieder aus dem Glauben an die unterschobenen Gesichte Daniel's herovorgingen, deren Ursprung sich zuletzt in das geheimnißvolle Dunkel persisch-babylonischer Ueberlieferungen verliert! —

Nicht jener aus altorientalischer Weltanschauung entsprungener und nur innerhalb ihrer Beschränktheit begreiflichen Vision bietet Hr. S. uns allerhand Bemerkungen über die sog. Gabe der Geistesseherei und eine bunte Reihe von Geistergeschichten (S. 19 — 51), zu deren Charakteristik wir nur Folgendes hervorheben wollen. Oberlin glaubte, heiße es (S. 19), „daß sich die Seele eines abgeschiedenen Menschen, welche noch in einer der unteren Bleibstätten ist, gewaltsam in den Rapport eines lebenden Menschen, mit welchem sie etwa in näherer Verbindung gewesen,

hereinziehen lasse.“ Ferner bemerkt Hr. S.: „die abgesehenen Seelen, welche der Zug nach Unten in dem unseligen, qualvollen Schwanden zwischen Höle und Tod hält, haben an unserm Leben und Treiben ein großes Interesse; sie sind Neugierigkeitskrämer u. s. w.“ (24). Medicinisch interessant ist jedoch die Geschichte von einer Geistesheerin „deren Gesicht für Geister schwächer wurde, als sie Hoffnung bekam, Mutter zu werden“ (46), vielleicht aus der nämlichen natürlichen Ursache, weshalb die Geistesgestalteten, von denen der bekannte Nicolai selbst im wachenden Zustande molestirt wurde, allmählig erblaßten und zuletzt ganz verschwanden, als er zu Rurenziehungen seine Zuflucht genommen.

In einer dritten Abtheilung berichtet uns Hr. S. über „Overtin's Umgang mit der Seele seiner verstorbenen Frau“ (S. 51 — 88), dessen sich Overtin zu erfreuen gehabt, bis ihm am 22. April 1797 die Kunde geworden, „daß sein liebes Weib nun mit jenem Leibe der seligen Engel bekleidet sei, von denen es heißt, daß sie nicht werden freien, noch sich freien lassen“ (S. 86). Auch erfahren wir beiläufig, daß O's Obermagd, Sara Cocq, dreimal im Schlafe „avertirt worden, daß sie ein Unglück mit dem Weine bekommen würde,“ — und daß „ohne das Avertissement 4 Lhm Tischwein von Dordrecht verloren gewesen sein würden“ (80). Zum Schlusse bietet uns Hr. S. ein Fragment über die Sprache des Wachsens, welches „einen Theil der Einleitung zu einer beurtheilenden Anzeige von Steinbeck's „der Dichter ein Seher“ — ausgemacht (S. 95 — 105). Dieses Fragment, obgleich sehr unklar und verworren und in mancherlei Widersprüche sich verwickelnd, enthält dennoch mehrere geistreiche Bemerkungen, von denen wir einige hier anführen wollen, zum Erweise, daß wir nicht mit Unrecht Hrn. S. zu den transitorischen, oder — wenn man lieber will — amphibologischen Geistern gezählt, welche noch in einer antiquirten Weltanschauung wurzeln, mit der Blüthe ihres Geistes in das Morgenroth des neuen, lüthern Tages hineintragen, der über den zerfallenden Trümmern der alten Welt angebrochen ist.

In jenem Fragmente spricht nämlich Hr. S. von jener „ewigen Harmonie, in der sich alle scheinbaren Dissonanzen des Vereinzeltens und Sonderns gegenseitig ergänzen und zum Wohlklang auflösen“ (95). Hier heißt es ferner: „der Mensch hat inwohnend in sich eine Kraft, welche selbst von der Natur des allubedenkenden Geistes ist; welche deshalb diesen erfasset und erkennt“ (S. 97). Diese „Gleichartigkeit aber besteht in der Selbsterkennbarkeit und Selbstständigkeit des geistlich schaffenden Wirkens“ (S. 102). Ebenso lesen wir S. 97: „der Mensch trägt in sich mit der Fähigkeit zum Erkennen des Anfangs alles Lebens

und Wirkens zugleich die Kraft des selbstständig geistigen Wirkens oder des freien Willens."

3

Hiermit sind jene Grundgedanken angedeutet, von denen die neueste Zeit bei ihren Forschungen bestimmt wird. Freiheit als Ausgangspunkt, — Vermögen, das Göttliche, das in allem Wahren zu erkennen, als Vermittelung, — Harmonie, in welcher alle ephemeren Dissonanzen sich zum Wohlklang auflösen, als höchstes Strebziel des wissenschaftlichen Erkennens und des freien Willens, Wirkens und Schaffens.

Von diesem, selbst von den geistvolleren Apologeten der alten Geisteshererei, von Jung-Stilling, Friedr. v. Meier und Schuber, gelegentlich eingeräumtem Standpunkte aus ergiebt sich uns die Nothwendigkeit einer doppelten Protestation.

Gegen diejenigen nämlich, welche ihren emancipirten Zeitgenossen zumuthen, irgendwelche Ueberlieferung glibig als Wahrheit anzunehmen, bloß weil sie irgendwie — durch Visionen oder Inspirationen, oder anderweitig offenkundig sei, gleichviel ob sie dem Bewußtsein der Freiheit, dem als gewiß erkannten Wahren oder dem heiligen Postulat der allgemeinen Harmonie widerspreche, — gegen diese muß mit aller Kraft und Strenge der einmal gewonnene Standpunkt vertheidigt, es muß gegen ihre zudringliche Glaubenszumuthung stets von Neuem protestirt, und an die unveräußerlichen Rechte und Pflichten der Vernunft, der Freiheit und der Harmonisirung appellirt werden.

Aber ebenso muß man protestiren gegen den leichteren, bloß subjectiven Skepticismus, welcher nicht nur das Ephemere, Unhaltbare, den höchsten Forderungen des Geistes und Gefühles Widersprechende in den einzelnen Ueberlieferungen, — sondern auch das wesentlich Allgemeine verweist, welches den lebendigen, wahrhaften Kern derselben bildet, und nicht aus lauter Irrthum, Täuschung und Betrug abgeleitet werden kann, ohne die Harmonisirung der gesammten Geschichte, ohne die Einverständigung der Menschheit unmöglich zu machen.

Wie der bornirte Dogmatismus der Einen aus einer Geistesweise hervorgeht, welche die ewige, göttliche Wahrheit für gefährdet hält, wenn der zur freien Erkenntniß der Wahrheit bestimmte Geist sich herausnimmt, alles ihm zum Glauben Dargebotene an den höchsten Kriterien der Wahrheit zu prüfen, — so entspringt der beschränkte Skepticismus der Andern aus einer Geistesweise, welche ängstlich an dem unmittelbar Gewissen festhält, und sich fürchtet, den eng umschriebenen

Sicherheitshafen zu verlassen, um auf dem stürmischen Meere der sich durchkreuzenden Glaubensmeinungen und Ueberlieferungen einer neuen, andern Welt entgegen zu schiffen, die aus der Ewigkeit in die Zeitlichkeit, aus dem Unendlichen in die Endlichkeit hineinragt. Verleugnen Jene die wesentlich allgemeine Menschenvernunft und ihre Bestimmung zur freien Aneignung des zu vernehmenden Göttlichen, so verleugnen die Legitimen den allgemeinen Menschen-Glauben und die Nothwendigkeit vertrauender Hingebung an fremde Erfahrungen. Brüllen die Einen sich mit angeblich demüthiger Unterwerfung unter angeblich rein göttlichen Einschreitungen, so pochen die Anderen in ihrem Eigendünkel auf ihre angebliche Aufklärung, welche sich allein für den gesunden Menschenverstand ausgiebt, und hiermit fast die ganze frühere Menschheit für geisteskrank erklärt.

Und doch kann die Menschheit eben so wenig des Gewissen und Bewusstseins für die Gegenwart, wie der Hoffnung und des Glaubens in Bezug auf die Zukunft und das Jenseits entcathen. Wie der physische Mensch der umgebenden Luft und des Aethers und des Sonnenlichtes zu seinem Bestande, zu seinem Leben und Gedeihen, so bedarf der innere Mensch der umgebenden Seelen-, Geistes- und Gotteswelt, so bedarf er innerhalb der zeitlichen und räumlichen Schranken der Gemeinschaft mit dem zeitlich und räumlich Unendlichen. Ohne den Glauben an Gott muß er verzagen und mit sich und der Welt zerfallen; ohne den Glauben an eine andere Welt muß er zum trost- und lieblosen Genüßling zusammenschrumpfen. Nur im lebendigen Zusammenhange, in der innigen Verflechtung des Unendlichen gewinnt jedes Endliche seinen vollen Werth und seine höchste Würde; nur im Bewußtsein dieses Aufgenommenseins in die alldurchbringende Weltordnung kann der Mensch schon hier dauernden befriedigenden Frieden genießen.

Auf welche Weise aber das Ueberirdische und Nachzeitliche mit der unmittelbaren Gegenwart verknüpft ist, auf welche Weise das Ueberirdische des Menschen sein schon hier beginnendes ewiges Leben fortsetzt und welcher Art die Beziehung desselben zu der hinterlassenen Menschheit sein möge, darüber sind aus den verschiedenen Zeiten und Völkern der Religionsgenossenschaften so verschiedenartige Ueberlieferungen vorhanden, daß die nächste Aufgabe für die zum Bedürfnis der Universalität und Organisation erwachte Forschung keine andere sein kann, als: Alles mit größter Umsicht zu prüfen und Nichts als gültig anzuerkennen, was der gemeinsamen, unendlichen Bestimmung des Menschen, was der allgemeinen Weltharmonie entschieden widerspreche. Um aber jene Aufgabe zu lösen, um diesem Bedürfnisse zu entsprechen, ist dem forschenden

Geiste in der Entdeckung Mesmer's und den darauf folgenden, verwandten Erfahrungen ein Mittel geboten, das selbst zwar noch theilweise eine genauere, tiefere Erforschung bedarf, aber theilweise schon Blicke in jene wundervolle Sphäre gestattet, welche bestimmt sein dürfte, die Vergangenheit mit der Gegenwart und das Diesseits mit dem Jenseits in die ersehnte Uebereinstimmung zu bringen.

Was etwa in der vorliegenden Schrift bei dieser großen Arbeit mit Nuten zu verwenden sein möchte, müssen wir der strengen Wissenschaft zu bestimmen überlassen! —

(Zur Philosophie der Geschichte. Von Karl Gutschow.
Hamburg, Verlag von Hoffmann und Campe. 1836. 8.
XII und 305 S.)

Als die Erde sich noch für das Centralwesen des Weltalls hielt, welchem die großen und kleinen Gestirne als Fackeln und Lämpchen dienten, lag die Naturkunde noch in ihrer Wiege. Neben ihr lag die Geschichte, die erst nach Jahrtausenden aus einer Stamm- und Volkschronik zu einer Kirchengeschichte erwuchs. Wie im Raume die Gestirne auf die Erde, so waren in der Zeit alle übrigen Völker und Glaubensgenossenschaften auf ein einziges Centralvolk, auf eine einzige Gottessgemeinde, als auf den einzigen Weltendzweck bezogen. Aber zwei Jahrtausende vor Copernicus und Kepler ahnete Pythagoras die Harmonie der Sphären, begrüßte Aristoteles die Gestirne als ewig selige Götter. Und ebenwohl nahe an zweitausend Jahre vor Vico und Herder ahnete Cicero die innige Gemeinschaft des Menschengeschlechtes (N. D. II. 62 und Offic. III. 6), und verkündete Antonin das heilige Verhältniß (*conditio legum*) der uralten, großen Menschengemeinde (*et ceteros* II. 16 VII. 9).

Indeß sind die höchsten Ahnungen der alten Zeit die Grundgedanken der neueren Zeit geworden; in glorieichem Aufgange ist jetzt eine wissenschaftliche Kunde der Natur und der Geschichte, und als höchste Blüthe der gesammten Vergangenheit ist die Idee einer Philosophie jener beiden Kunden am Horizont des menschlichen Geistes aufgestiegen. Von der Realisirung dieser Idee erwarten die Wächter auf den Binnen der Zeit jene alldurchdringende Versöhnung, deren die Völker der alten, wie der neuen Welt in so hohem Maße bedürfen. Unserer Hochachtung darf sich darum ein Jeder

versichert halten, der dieser wahrhaft göttlichen Wissenschaft seine besten Kräfte widmet; unseres Dankes kann gewiß sein, wer zur Lösung solcher Aufgabe mit treuer Hand auch nur das kleinste Scherflein beigetragen. Er ist ein Mitarbeiter an dem menschheitlichen Tempel der Gottheit, dem einzigen, der würdig wäre, an die Stelle zerfallender Kirchen in der alten und der neuen Welt zu treten; dem einzigen, der dem eben so tief gefühlten als klar eingesehenen Bedürfnisse der Gegenwart zu entsprechen vermag.

Daß auch Herr Buglow, — nachdem er sein Glück mit Romanen versucht, und es mit den „politischen Charakteren“ theilweise gemacht, — sich der Philosophie der Geschichte zugewendet, dürfte deshalb zu schönen Hoffnungen für den aufstrebenden Jüngling berechtigen. Wer so frühe sich das höchste Ziel vorsetzt, der muß die Kraft in sich fühlen, es zu erreichen; gefeßt solchem Streben sich treu ausdauernder Fleiß, dann winkt nicht umsonst ihm der unverwelkliche Kranz.

Aber die Aufgabe ist riesenhafte, und noch lange sind nicht alle Stoffe und Mittel zu Handen, um das Werk mit einiger Hoffnung bleibenden Erfolges unternehmen zu können. Noch ist die Wissenschaft der Natur, des Menschen und seiner Sprachen, Werke und Thaten erst im Werden; noch hat die Kritik in allen Gebieten des Schuttes und der Schalen viel wegzuräumen. Dies mag auch Hr. S. vorgeschwebt haben, als er beiläufig (S. 64) den Titel seines Schriftechens durch die Versicherung berichtigte, daß es nur „Vorstudien“ zur Philosophie der Geschichte enthalte. Die Hauptfrage wäre also die, in wiefern Hr. S. sich für berechtigt halten konnte, seine Vorstudien der Publicität zu übergeben! Daß er dadurch seinen „besten Willen, dem Vaterlande nützlich, — wenigstens erfreulich zu sein, darthun“ wollte (S. IX), darf billigensweise nicht bezweifelt werden. Hiermit wäre aber nur erst die Absicht des Verfassers gerechtfertigt; die literarische Berechtigung kann nur durch das Geleistete dargethan werden, zu dessen Beleuchtung wir deshalb sofort übergehen wollen.

Ueber das Formelle dieser Mittheilungen können wir uns um so kürzer fassen, da dasselbe bei der eminenten Wichtigkeit des Gegenstandes nur eine sehr untergeordnete Bedeutung anspricht. Was den Stil betrifft, so ist das Talent des Verfassers und sein Streben nach Gedringtheit, Gefügigkeit und durchsichtiger Klarheit nicht zu verkennen. Wenn aber Hr. S. dem Verfasser der 40 Bücher vom Staate, Herrn Zacharia, den Vorwurf macht, „seine Darstellung sei so monoton, pedantisch und

deutsch“ (222), so dürfte dieser wohl mit gleichem Rechte behaupten, die Darstellung des Hrn. G. sei etwas zu bunt, zu leichtfertig und fran-
zösisch. Jedenfalls wird man Hrn. G. zustimmen müssen, wenn er selbst (S. IV) klagt: „Das Fatale seiner Schreibart sei ihre Unruhe. Er scheine oft das Widersinnigste in einander zu mischen, und fehle doch nur darin, daß er die Uebergänge zu schwach andeute.“ —

Ernstere Rüge möchte der etwas anmaßliche, absprechende Ton verdienen, in den Hr. G. zuweilen verfällt; wie z. B. wenn er (S. 173) zu behaupten sich vermißt: seit dem Tode Schiller's sei „alle moderne Litteratur Dilettantismus des Genies und der Dreistigkeit,“ oder wenn er (S. II) von einer „unläugbaren Principienanarchie“ in Deutschland spricht, und dann (S. 295) seine Schrift „mit seinem philosophischen Glaubensbekenntniß zu schließen“ verspricht, — er, der seinen Beruf zur Philosophie noch auf keine Weise deklariert hat! Da indes Hr. G. selbst (S. 164) „die Früherer des Selbstbewußtseins als das moderne Unglück“ bezeichnet, so wollen wir dem jungen Manne sein etwas zu aufgetriebenes Selbstgefühl nicht zu hoch anrechnen, — um so weniger, da er mit Heine das Unglück theilt, durch seine Schriften ein Aufsehen erregt zu haben, welches bis jetzt noch mit deren Gediegenheit im umgekehrten Verhältnisse gestanden.

Den Inhalt seiner Vorstudien hat Hr. G. in folgender Weise vertheilt: in der Einleitung (S. I — 64) wird die Litteratur der Philosophie der Geschichte besprochen; ihr folgen zehn einzelne kleine Aufsätze, unter nachstehenden Rubriken: I. über die todtten Kräfte (!) der Geschichte (65 — 88), II. die natürlichen Voraussetzungen der Geschichte (89 — 118), III. der abstracte und concrete Mensch (119 — 136), IV. Mann und Weib (137 — 152), V. die Leidenschaft (153 — 180), VI. der Staat (181 — 208), VII. Krieg und Friede (209 — 238), VIII. die Uebergangszeiten (239 — 252), IX. die Revolutionen (253 — 276) und X. Gott in der Geschichte (277 — 305).

Zwei Fragen stellen sich uns hier zur Beantwortung dar: 1. Hat Hr. G. sich hinlänglich mit dem geschichtlichen Stoffe, hat er sich vollständig mit der vorhandenen Litteratur der Philosophie der Geschichte bekannt gemacht, um zu einem Urtheile über dieselbe berechtigt zu sein? 2. Welches ist das System, oder zum wenigsten, welches sind die Principien, die der Verfasser auf den Trümmern der bisherigen Geschichtsphilosophie aufpflanzt?

In Beziehung auf die ersten Punkte nimmt zwar Hr. G. unsere Nachsicht durch die Versicherung in Anspruch, daß seine Schrift „unter Umständen verfaßt worden, wo er keine anderen Quellen dazu benutzen konnte, als höchstens einige an die Wand gekritzte Verwünschungen der Langeweile u. dgl. m.“ Diese Verwahrung möchte aber in vorliegendem Falle nicht zureichend befunden werden, da kein Grund angegeben ist, der die Bekanntmachung einer unter solchen Umständen verfaßten Schrift als nothwendig zu erkennen gäbe. Der immensen Mehrheit der Leser wird es höchst gleichgültig sein, zu erfahren, was Hr. G. gerade in so beengter Lage über die Philosophie der Geschichte gedacht; sie darf um so eher nur auf das wirklich Geleistete sehen, als Hr. G. selbst bei Beurtheilung fremder Werke ohne alle Rücksicht und Schonung verfährt. Wollen wir aber auch hierin seinem Beispiele nicht folgen, so bleibt doch noch sehr Vieles, in Beziehung auf jene Punkte zu erinnern, wovon hier nur das Erheblichste berührt werden soll.

Was zunächst Herrn Gunkow's Ansichten von den früheren Geschichtsansichten und Arbeiten zur Philosophie der Geschichte betrifft, so können wir, um nicht eine Abhandlung zu schreiben, nur einige Hauptpunkte berühren.

Hr. G. behauptet, die Historiker der Alten hätten „in den Ereignissen nur einen pragmatischen Zusammenhang gesehen,“ und „Herodot habe für seine Darstellung keinen andern Maßstab gekannt, als den der Authenticität“ (5). Es ist aber leicht nachzuweisen, daß schon bei diesem Geschichtsschreiber der Glaube an eine herrschende Gerechtigkeit und an die menschliche Freiheit zum Durchbruch gekommen, und der Meid und der Zorn und die Rachsucht der alten Götter bereits zum Contrast geworden für die tagende Verfehlung, Güte und Nachsicht der Gottheit. Bei den Römern aber, wie bei den Israeliten, herrschte der Glaube vor, daß die Geschichte nichts anderes sei, als der Bericht von dem göttlichen Walten, um hier der ewigen Stadt, dort dem ausserwählten Volke die Weltherrschaft zu verleihen. Um dies zu wissen, bedarf es keiner Bibliothek. Aber Hr. G. gedenkt auch nicht einmal mit einem Worte der von Indien bis Rom, von unvoordenklicher bis auf die neuere Zeit, theils herrschenden, theils doch vielfach zur Sprache gekommenen Geschichtsansicht, wonach die ganze Weltzeit von ihrem göttlichen Beginnen Außenwärts hinabsinkt zum Verderben, — und doch findet man deren in Menu's Gesetzbuch und Zendavesta, bei Hesiod und Daniel, bei Cicero und Horaz, und dann unzählige Male das ganze Mittelalter hindurch gedacht! —

Fr. G. behauptet, „das Christenthum, als historische Begebenheit, war nur Gegegnung der Geschichtsphilosophie; Methode konnte es erst durch die Adoption des Judenthums werden“ (S. 8). Wir sehen davon ab, daß S. 292 behauptet wird: „das Christenthum sei kein System, sondern nur eine Methode,“ — und bemerken nur hinsichtlich des ersteren, daß man doch weder Theologie studirt haben muß, noch mehr als einmal die h. Schrift gelesen zu haben braucht, um einzusehen, daß das Christenthum nicht das Judenthum adoptirt hat, sondern in der Fülle der Zeiten aus diesem, als dessen höchste Blüthe hervorgewachsen, wie denn auch alle neuesten Versuche, es von seinem Stamme abzuhäuten, nur aus Unkenntniß der Geschichte hervorgegangen sind.

In Bezug auf die Philosophie und die Historie bemerkt Fr. G. ganz richtig (S. 16), jene habe sich von der Scholastik, diese sich von der Chronik frei machen müssen, bevor jene auf diese angewendet worden; er fügt dann aber hinzu: „auch hier sei England mit seinem Beispiele vorangegangen.“ Dieser letzteren Behauptung widerspricht die Geschichte der Litteratur auf das Entschiedenste. Machiavelli und Sleidan hatten die Geschichte von der Chronik, Pomponatius und Alesius, Montaigne und Charon, und vor Allem der geniale Bruno hatten die Philosophie von der Scholastik befreit, bevor Bacon sie auch in England emancipirte. Wenn dann Fr. G. (S. 19) ganz richtig bemerkt, „die Engländer hätten eine nationale Antipathie gegen universalhistorischen Schematismus, sie suchten nur Eines in der Geschichte, den Menschen, — nicht wie die Deutschen den Gott,“ so liegt hierin gerade das Zugeständniß, daß den Engländern der Sinn für Philosophie der Geschichte gebricht, da diese Wissenschaft mit der Abnung eines Schema's beginnt und nothwendig auf ein immer durchbildeteres, organisch gegliedertes Schema hinarbeiten muß.

Von den Franzosen behauptet Fr. G., „sie hätten in der Geschichte nur den Bürger gesucht“ (19) und „in der Geschichtsschreibung nur den rein politischen Standpunkt eingenommen;“ Bossuet's Versuch einer Universalgeschichte im orthodoxen Sinne bilde in dieser Hinsicht, wie Bayle's Skepticismus, nur eine „Anomalie“ (20). Daß der Letztere an Montaigne und Pascal seine Vorgänger, an Voltaire und theilweis an den Encyclopädisten seine Fortsetzung gehabt, mag hier nur beiläufig bemerkt werden. Wie man aber Bossuet, der die höchste Blüthe und der Schluß des katholischen Mittelalters in Frankreich gewesen und noch jetzt zu den Classikern der Nation gerechnet wird, eine Anomalie nennen kann, ist um so beschämender, da sowohl Vol-

taire (in seiner Philosophie de l'histoire und dem Essai sur les moeurs etc.) als Condorcet (in seiner Esquisse d'un tableau historique etc.), welche echte Repräsentanten ihres Volkes in der Mitte und zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren, weit über den politischen Standpunkt hinaus gegangen.

Herr G. scheint aber entweder ein sehr kurzes Gedächtniß oder eine äußerst oberflächliche, oder vielmehr fragmentarische Kenntniß von der Literatur der Philosophie der Geschichte zu haben; denn nachdem er England und Frankreich nur bestreift, geht er sofort zu Wéguelin und Lessing über, ohne Vico auch nur zu nennen, der doch in dieser Literatur wie ein Aschimberasso über seine engl. und franz. Zeitgenossen hinausragt, und Hr. G. zum wenigsten durch franz. Revüen hätte bekannt sein können. — Es kann nämlich nicht in Abrede gestellt werden, daß Vico sowohl thatsächlich als mit klarem Bewußtsein Gründer der wahrhaften Philosophie der Geschichte, die er mit Recht „die neue Wissenschaft“ (la scienza nuova) nennt, geworden und in Tiefen eingedrungen ist, bis in welche nur erst Fichte und Hegel ihm theilweise gefolgt sind.

Wenn übrigens Hr. G. von Montesquieu und Rousseau, „um in seiner Ausführung eine größere Vollständigkeit zu erreichen“ (23), — an der Hand des Herrn Rosenkranz, — sofort zu Wéguelin und Lessing übergeht, so überspringt er, von Engländern und Franzosen zu geschweigen, auch noch gerade denjenigen, der für die Deutschen die Bahn zur neuen Wissenschaft gebrochen; denn Iselin war es, welcher vor Wéguelin, Herder und Lessing die Idee einer stetigen Entwicklung der Menschheit zur Anschauung zu bringen gestrebt. Aber Hr. G. ist, leider den Deutschen nicht gewogen, wie er denn (S. 27) nur aus ihrem politischen Unglück seit dem spanischen Erbfolgekriege „die Einmischung so vieler Andacht und Theologie in die deutsche Geschichtsschreibung“ ableiten zu können meint, als wenn nicht von den ältesten Zeiten her Religiosität ein Hauptcharakterzug der Germanen gewesen, den ihre Poesie, ihre Gesegbücher, ihre Chroniken, überhaupt ihre ganze Litteratur, ihre Kunst und ihre Sitten stets unverkennbar an der Stiene getragen! Herr G. will jedoch in der Praxis nichts gelten lassen, was „sich in der Theorie nicht erweisen läßt,“ und ist deshalb nicht nur Leibniz, sondern auch dem „großen Freidenker Lessing“ und selbst Kant noch ungehalten, weil sie die Unterscheidung zugelassen „zwischen Dingen, die wider, und Dingen, die über die Vernunft sind“ (28). Wie hoch er daher sonst auch Lessing stellt, so spottet er doch mit großer Selbstgefälligkeit über dessen Idee von der göttlichen

Welterziehung, (30) und bezeichnet „seine Perfectibilität als eine grundlose Schwärmerei“ (32). Er scheint sogar eine Welle das „Genie eines Herder“ hoch über Lessing, ja sogar über das ganze neuere und neueste Deutschland zu erheben, weil er „die Lessing'sche Methode“ nicht adoptirt, sondern „in seinen Ideen den Menschen auf seine jahrtausendjährige Wanderschaft mit dem Abschiedsgrusse geschickt: „Sorge für dich selbst“ (34), womit die ganze Cultur zu einer Frucht bios „menschlicher Geisteskräfte“ — mit Benutzung „zufälliger Begegnisse“ werden soll. Liest man nur das Inhaltsverzeichnis von Herder's Ideen, so findet man allerdings für das erste Capitel des 15. Buches die Ueberschrift: „Humanität ist der Zweck der Menschennatur und Gott hat unserm Geschlechte mit diesem Zwecke sein eignes Schicksal in die Hände gegeben.“ In dem Werke selbst aber finden sich zahlreiche Stellen, welche den Hauptgedanken jenes Capitels auf eine Weise bestimmen und beschränken, welche die Ideen Herder's in eben dem Maße den Ansichten Lessing's annähert, als sie dieselben von denen entfernt, die Herder nach Hrn. G.'s Versicherung hegen soll. Von vielen Stellen möge nur folgende aus dem 5. Cap. des V. B. zum Erweise dienen: „Manche Schritte und Erfolge in der Geschichte unseres Geschlechtes, heißt es daselbst, werden mit ohne höhere Einwirkung unbegreiflich. . . Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlechte von seiner Entstehung an gewaltet, und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführt.“ Allerdings „sollte der zur Freiheit erschaffene Mensch kein nachahmender Affe höherer Wesen sein; sondern auch, wo er geleitet wird, im glücklichen Wahne stehen, daß er selbst handle.“ Fast dasselbe aber hatte Lessing wenige Jahre zuvor im 4. §. seiner Fragmente über „die Erziehung des Menschengeschlechtes“ behauptet.

Aber selbst das von Hrn. G. unrichtig aufgefaßte Princip Herder's, die Humanität, findet nicht Gnade vor unserem jungen Philosophen; denn er meint (S. 37), daß „sich mit ihr das Princip mittlere und neuerer Zeiten, — das Interesse nämlich, — nicht zu vertragen scheine.“ Wir lassen indeß diese Behauptung hier auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen, um Hrn. G. auf seiner eiligen Kritik der Geschichtsphilosophie bis zu seiner eigenen Philosophie hin zu begleiten.

Wohl hätte man nun erwarten dürfen, daß Hr. G. unmittelbar nach Herder den großen Philosophen von Königsberg vor den Richterstuhl seiner Kritik gezogen; denn in demselben Jahre mit Herder's Ideen (1784) erschien auch Kant's „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht.“ Nach Kant wäre

denn eben wohl, zum wenigsten mit einigen Worten — zu erinnern gewesen in Frankreich an Volney's Ruinen (1791), die fast europäischen Namen gewonnen, — an Condorcet's Esquisse (1795), dann in unserem Deutschland an Schelling's Construction der Weltgeschichte — in mehreren seiner Werke, an Fichtes's universalhistorischen Ueberblick (1801), an Fichtes's großartige „Grundzüge“ — (1806), wie an die Bestrebungen und Leistungen so mancher geistreichen Männer in Frankreich und Deutschland, die sich den Arbeiten jener Philosophen angeschlossen haben. — Statt dessen springt Hr. G. ohne weiteres zu Hr. Schlegel über, der doch zur Entwicklung der Wissenschaft der Geschichte nichts beigetragen hat, und von seinem pessimistischen Standpunkte aus nichts beitragen konnte.

Nachdem auf diese Weise Hr. G. die Litteratur der Geschichtsphilosophie bis auf Hegel — gleichsam mit hüpfender, aber mehr springender — als schreibender Feder abgefertigt, beschließt er seine Uebersicht mit einer flüchtigen Charakteristik und Kritik der Hegel'schen Geschichtesconstruction, wenn man einer Karikatur dieses Systemes und einigen mit Periffasie untermischten allgemeinen Bemerkungen jene Namen beilegen will. Es würde zu viel Raum einnehmen, wollten wir auch nur die gedrängteste Uebersicht der Hegel'schen Geschichtesconstruction dem Schema gegenüber stellen, welches Herr G. uns davon gegeben. Unsere Leser finden das letztere auf S. 47 und 48 der vorliegenden Schrift; die allgemeinsten Umrisse der Ansicht von Hegel u. A., in des Letzteren Grundlinien der Philosophie des Rechts (Berl. 1833), S. 430 bis 440. — In Bezug auf die Kritik dieser Ansicht werden uns jedoch einige Andeutungen gestattet sein. — Auch wir haben gar Manches gegen die Hegel'sche Geschichtesconstruction einzuwenden, deren Ungenügendes uns größtentheils daraus zu entspringen scheint, daß Hegel in seinem Systeme — die Weltgeschichte zum Schlusse des innern und äußeren Staatsrechts — und zur Voraussetzung der Kunst, Religion und Wissenschaft macht, während sie doch eben so wesentlich die Entwicklungsgeschichte der letzteren als die der Rechts, oder wenn man lieber will, der Staatsidee — in sich begreift. Wenn aber Hr. G. vor Allem gegen Hegel mit dem Vorwurf auftritt: „er übe gegen die Geschichte eine Toleranz, welche die Moral in Gefahr bringe,“ und gleich darauf gegen ihn die Frage richtet: „In Allem Nothwendigkeit sehen, wo bleibt die Freiheit?“ so können wir ihm deshalb nicht zustimmen, weil sie Hegel eine Ansicht zuschreiben, die den ausdrücklichsten Bestimmungen desselben geradezu widerspricht, wovon Hr. G. sich schon durch Ansicht der §§. 342 und 345 der zuvor erwähnten

Schrift zur Genüge überzeugen kann. Hr. G. klagt ferner, „der (Heg.) Schematismus betrüge die Menschheit um ihre Zierden und die Seele um ihre hohen Entschlüsse“ (50). Kann aber die Menschheit eine größere Zierde haben, als die von Hegel stets postulierte freie Einstimmung des Einzelnen in die allgemeine, in die göttliche Weltordnung, und giebt es einen höheren Entschluß als den, nach Entfernung des Eigendünkels und nach Züchtigung regellosen Meinens und Beliebens, an der Ausführung eines göttlichen Weltplanes mitzuarbeiten? Auch den Israe-
liten, auch den Christen schwebte ein großes Weltschema für die Zukunft vor, und die Stoiker glaubten an ein Weltverhängniß, ohne daß diese oder jene dadurch in ihrem Willen gelähmt worden wären. „Als das zweite Unglück der constructiven Methode“ bezeichnet Hr. G. „die Saßgasse“ (50), und meint damit: „Hegel habe sich verleiten lassen, seine eigenen Verhältnisse für den unmittelbaren Durchgangspunkt anzuerkennen, und an den Staat, welcher seine Verdienste belohnte, eine so entschiedene Mission ausgetheilt, daß man verführt werde, ein ziemlich nahes Ende der Dinge anzunehmen“ (50). Wenn aber Hegel, wie tausend Andere vor und neben und nach ihm, seiner Wirk-
samkeit und dem Staate, in dem er zulezt gewohnt, eine zu große Bedeutung zuschreiben, so dürfte Hr. G. am wenigsten befugt erscheinen, ihm diese vorzumerken, da er selbst von S. 201 bis 204 den preussischen Staat zu einer ewigen „Idee“ erhebt, ihm eine eminente „Mission“ und Unerschöckbarkeit zuerkennt, — ja sogar, was Voltaire von Gott, — das-
selbe von jenem Lande sagt: „Man müßte ein Preußen erfinden, wenn es nicht da wäre.“

Müssen wir nun auch Hrn. G. beistimmen, wenn er das Wieder-
aufkommen der humanistischen Bildung, die Bildung eines römisch-
deutschen Kaiserthumes und den Islam mit der Hegel'schen Construction
des Christenthums nicht wohl vereinbar hält, — wollen wir andererseits
einzelne der Kritik der historiologischen Litteratur eingestreute Bemerkun-
gen gern als wichtige, wenn auch eben nicht als originelle Gedanken, an-
erkennen, so müssen wir um so mehr die Voreiligkeit bedauern, mit wel-
cher Hr. G. sein Urtheil über einen so reichen und wichtigen Zweig der Lit-
teratur dem Publikum dargeboten, da wir überzeugt sind, daß seine ferneren
Studien ihn sehr bald bereuen lassen werden, auf so leichtfertige Weise
seine so dürftigen Vorstudien über jenen Gegenstand zur Sprache gebracht
zu haben, wie er sowohl in dieser Schrift (S. IX) als in seiner Appella-
tion an das Publikum frühere Irrthümer einzugeslehen kein Be-
denken getragen. — Nur von dem, dem viel gegeben, wird auch viel ge-
fordert, und wenn wir im Nachfolgenden auch die zweite von uns aufge-

Beste Frage ausführlicher beantwortet werden, als das vorliegende Schriftchen es seiner objectiven Bedeutung nach verdienen mag, so hoffen wir dem Verfasser desselben damit einen besseren Dienst und eine wohlmeinendere Gesinnung zu erweisen, als diejenigen, deren literarische Servilität sich ihn durch Wehrauchwolken gerne verpflichten möchte! —

Nachdem Hr. Buglow mit dem Sichelwagen seiner Kritik alle ihm bekannt gewordenen Eminenzen der bisherigen Geschichtsphilosophie niedergemähet hat, will er uns „die neuen Gesichtspunkte angeben, unter welchen er diese Philosophie künftighin aufzufassen empfehle“ (54). Als Bedingung des Fortschrittes, ja selbst schon als Fortschritt, bezeichnet er zuvor „die Emancipation vom Systeme,“ — denn — „keine Idee Spinoza's sei so lebendig, so schöpferisch etc., wie eine Idee Lessing's;“ — doch postuliert er gleich darauf wieder das System, aber nur zu dem Zwecke, daß „einzelne Köpfe sich dann gerade so weit darin arrondiren, als es nöthig ist, um einen gewissen Zusammenhang in seinen Ideen zu haben; das weitere Band sei der Charakter, die Laune, der subjective Einfall, kurz alle Tugenden und alle Fehler des Encyclopädisten.“ Hr. B. hat hierbei dreierlei übersehen. Für's Erste: daß er hiermit eine Apologie Voltaire's geschrieben, dem er doch gleich darauf seine „Invectiven,“ — d. h. seine subjectiven Einfälle, — (56) „gegen die Priester“ zum Vorwurf macht; Für's Zweite: daß zu jeder Zeit, wo wahrhaftes Genie ein geltendes System durchbrochen, dies geschehen, nicht weil es System war, sondern, weil Thatfachen und Erkenntnisse, Bedürfnisse und Abnungen sich gesammelt, die keine Stelle in demselben fanden. Drittens endlich hat Hr. B. übersehen, einerseits, daß es gerade das göttliche Abelszeichen des menschlichen Geistes ist, nicht blos einzelne Lichtgedanken zu produciren, sondern den notwendigen Zusammenhang, die wesentliche Ordnung, die schöne Harmonie in seiner Gedankenwelt zu erforschen und die entdeckte zu objectiviren, sie zum allumfassenden, alldurchdringenden Systeme zu gestalten; andererseits, daß, wie er selbst (S. 163) bemerkt: „die Uebersälle unserer Zeit an Ideen dadurch ein Unglück wird, daß sie nicht geordnet ist.“

Wenn aber Hr. B. bescheidenlich „vorgeht, in der Philosophie lieber ein Virtuose, als ein Schüler zu sein“ (58), so hat er nicht bedacht oder vergessen, daß der Virtuose sich nicht von den ewigen Gesetzen des Generalbasses und des Contrapunktes emancipiert, sondern

innerhalb derselben — als deren meisterhafter Schüler — sich bewegt — und schafft.

Was nun näher die „neuen Gesichtspunkte“ des Hrn. G. betreffen, so lassen sie sich auf folgende reduciren: 1. Die Geschichtsphilosophen sollen nicht „bei der Schöpfung der Erde und der Urmwelt verweilen,“ denn die Geschichte beginne mit der ersten historischen That (58), und „das Object der Historiologie sei nichts, als der moralische Mensch, der Mensch in seiner einmal bekommenen Ausstattung“ (58 bis 60). 2. Man soll keine „paränetischen, frommen und rührenden Zwecke in die Geschichte bringen;“ die Philosophie der Geschichte soll nicht „ausglätten, richten, versöhnen wollen;“ denn, wenn dieselbe ein Ziel habe, so sei es dies, — „das Aehnliche zu verknüpfen, und wenn sie eine Folge habe, so sei es die, daß wir auf unsrer Huz seien“ (60 u. 61). 3. „Dieser Auffassung gemäß dürften die Klammern der beliebten Zeiträume nicht länger bleiben;“ denn — „alles, was uns schematisch vor Augen steht, sei Hinderniß unseres Versehens“ (61). Endlich 4. soll „man das Reagens der logischen Idee vertauschen mit dem Reagens des — Zufalls;“ denn, fragt Hr. G., „ist eine einzige That ihres Zusammenhanges wegen gethan?“ (63).

Es ist leicht einzusehen, daß diese angeblichen Gesichtspunkte nur negativer Beschaffenheit sind, und daß, von denselben aus, die Philosophie de l'histoire par feu l'abbé Bazin (d. h. von Voltaire) die im Jahre 1765 erschienen, dem Ideale des Hrn. G. weit mehr entspricht, als Lessing's, Herder's, Kant's, Jenisch's, Fichte's und Hegel's die Menschheit abelnden Systeme. —

Der erste Gesichtspunkt aber ist falsch, weil alle Geschichte und somit auch alle Philosophie derselben mit der genauen Bestimmung ihres Subjectes und seiner wesentlichen Momente beginnen muß, und jede That vollständig nur aus den Voraussetzungen derselben begriffen werden kann. Er ist falsch, weil die Geschichte der Menschheit und ihre Philosophie nicht bloß den „moralischen,“ sondern — den ganzen Menschen, also auch den mehr oder weniger unwillkürlich wirkenden, bildenden, denkenden, den fühlenden und leidenden u. s. w. zum Vorwurfe hat. Von einer „einmal bekommenen Ausstattung“ zu reden, ist aber höchst unpassend, da jeder Neugeborene auch neu ausgestattet wird, und in die Geschichte des Menschen fortwährend Kräfte, Mächte und Gewalten einwirken und eingreifen, durch deren Abieugnung die Menschheit zum unsterblichen Torso würde. —

Der zweite Gesichtspunkt ist nur in so fern richtig, als man allerdings in die Geschichte nichts hineindringen soll; er ist aber nicht

neu, und er ist unrichtig, insofern damit das Streben ausgeschlossen werden sollte, die angegebenen Zwecke in der Geschichte zu finden, was doch so schwer nicht sein kann, da Hr. G. selbst (S. 59) zugesieht: „man werde die göttliche Assistance nicht leugnen können.“ Wenn endlich Hr. G. als einziges — und zwar nur hypothetisches — Ziel der Gesch. der Phil. aufstellt, „das Aehnliche zu verknüpfen,“ so versichert er selbst uns dagegen an anderer Stelle: „eine Phil. der Gesch. sei die innere Dialektik der Begebenheiten,“ was doch weit über jenes Ziel hinausgreift. —

Der dritte Gesichtspunkt ist nur eine Protestation gegen jedes vorhandene oder noch mögliche Schema, und mache hiermit gleich von vornherein die Geschichte zum Chaos, wodurch begreiflich wird, wie Hr. G. (S. 61) die freilich nicht sehr neue Lehre aufstellen konnte: „die Geschichte sei jener jahntausendjährige blutige Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Natur und Geist, eine Abwechselung von Sonnenschein und Ungewitter.“ —

Wenn endlich Hr. G. an die Stelle der logischen Idee den Zufall gesetzt wissen will, so ist dieser Gesichtspunkt allerdings neu; ob aber nachzuweisen, daß die Dinge „etwas Anderes hätten werden können, als sie wurden,“ philosophischer sei, als das Bestreben, die geschichtlichen Ereignisse als Entwicklung einer Idee, und wäre sie auch nur die logische, zu erfassen und dem, nach Rhythmus und Harmonie verlangenden Menschen zur Anschauung zu bringen. — darüber kann nur bei Solchen die Frage sein, die „die Laune, den subjectiven Einfall, kurz alle Tugenden und Fehler des Encyclopädismus“ in die Philosophie einführen, d. h. die Philosophie in ein auch nur zufälliges Gerede verwandeln möchten. Allerdings ist mit der formellen Freiheit, d. h. mit der Willkür des Menschen auch die Möglichkeit dessen, was man Zufall nennen kann, gegeben; aber die Weltordnung im Ganzen wird eben so wenig dadurch aufgehoben als die Staatsordnung durch ein Verbrechen; vielmehr bewährt jene wie diese sich gerade dadurch, daß sie jeden von ihr Abfallenden oder ihr Widerstrebenden wieder einjulenken nöthigt, überhaupt aber den sog. Zufall nicht über seinen höchst beschränkten Spielraum in die ihn umschließende Sphärenordnung einbrechen läßt. Wohl kann der Mensch, dem Gesetze des Körperschwere zuwider, seine Schritte nach allen Seiten hin beliebig lenken; aber gebunden bleibt er doch an seinen Planeten und er muß mit ihm dessen Sonne umkreisen, — und wenn er auch irgend eine beliebige Speise nur genießt um ihres Wohlgeschmacks willen, so haftet der Speise, als solcher, doch der höhere Endzweck ein, seinen Organismus zum dienstwilligen Werkzeuge

seines geistigen Wesens zu machen. — Versichert aber nach Allem diesem Hr. G. zum Schlusse seiner Einleitung: „er glaube an den Gott in der Geschichte, an die Perfectibilität unseres Geschlechtes und an jede Frage (?) der Humanität“ (64), so ist uns hiermit die Aufgabe gestellt, zuzusehen, in wie weit es ihm in den nachfolgenden Abhandlungen gelungen, diesen Glauben wahrscheinlich zu machen und ihn mit den bereits besprochenen Ansichten in Einklang zu bringen. —

Wir haben nun zu diesem Zwecke jene Aufsätze wiederholt mit aller Aufmerksamkeit durchgelesen, aber hinsichtlich der Principien überall nur Hrn. G. mit sich selbst, wenn nicht im Kampfe, so doch im Widerspruche gefunden. Wie Faust bei Göthe klagt:

„Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt, mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust —
Zu den Gefilden hoher Ähnen!“

so tönt auch aus diesem Buche, — vielleicht noch seinem Verfasser unbewußt, — eine ähnliche Klage uns entgegen, und gerade, daß so disparate Elemente sich hier so enge in einander verschlungen zeigen, läßt uns auf eine baldige Krise und — durch sie — auf einen Sieg des besseren Elementes hoffen. Vielleicht gelingt es uns, durch strenge Hinweisung auf jenen Gegensatz, den Ausbruch jener heilsamen Krise um Einiges zu beschleunigen! —

Beginnen wir mit Gott, so lesen wir einmal bei Hrn. G.: „die planetarische Bewegung sei — Gottheit, — sei die producirtte Gottheit selbst“ (299); das „göttliche Ideal,“ das in unserer Brust wohnt, — sei Gott selbst, — und um diesen Typus, diesen Gott — zu erzeugen, lebten wir“ — (301 u. 302), und „was, (nach dem Tode) aus der Asche steige, sei ein Gedanke, aber ein lebendiger, concreter Gedanke, der in uns wohnte, Gott“ (305); überhaupt „gingen alle physischen und moralischen Handlungen darauf aus, Gott zu produciren“ (298). Dann aber lesen wir wieder: „der planetarische Umschwung sei Andeutung, Religion, Offenbarung“ (298); „diese Hyperbeln und Parabeln seien die mystischen Hieroglyphen, welche den unaussprechlichen Namen der Gottheit schreiben“ (299); „in Allem, was animalisch lebt, fehle der göttliche Moment nicht“ (309), und die vollendete Statue eines Charakters und eines selig beschlossenen Lebens sei nichts, als das in unserer Brust ausgeprägte Ideal der Gottheit“ (303). Nehmen wir nun noch hinzu, daß „jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur die Rückkehr in Gott suche“

(209), (was also eine Entfernung voraussetzt); ferner: „daß wir leben, sei nur, daß wir Gottes Antlitz schauen“ (303) und „unsere Seligkeit (nachdem wir der Asche entflohen) werde sein, uns als einen Moment „in Gott zu wissen“ (305), — so glauben wir hiermit hinlänglich das Vorhandensein jener zwei Ansichten angedeutet zu haben, von denen man die eine die identifizierende, die andere die eigentlich religiöse nennen könnte. —

Gehen wir dann zum Menschen über, so macht ihn Hr. G. einmal „zur letzten Feierstunde der fast verbrauchten Zeugungsfähigkeit der Materie“ (92); er meint ferner, „die menschlichen Fähigkeiten sind eine Mitgift; aber die Natur hatte den größten Antheil an ihrer Verwendung, . . . sie sprach ihre Töne dem Menschen vor, — der sie nachschallte und nachzusperrte“ (94); dann: „die Scholle beherrsche den Menschen“ (96) und „unser Handeln im Strome der Geschichte sei fast immer nur der Despotismus der Umstände“ (247); „immer aber sei der Mensch das, wozu ihn seine Lage machte“ (83).

Dagegen ist S. 300 der Mensch „eine Stufe der Gottheit,“ — „ein harmonisches Gesetz der Tugend und Schönheit wohnt in unserer Brust, bei'm Einen, als Gewissen, bei'm Andern, als mystische Intuition,“ auch „hat es zu keiner Zeit an den Voraussetzungen gefehlt, um einen dem Himmel wohlgefälligen Charakter ohne Lücke zu gestalten“ (301), und der Mensch lebt nur, um den in ihm wohnenden Gott „aus dem ungewissen Nebel unserer Sinnennatur und dem unvollkommenen Bewußtsein eines in die Materie gebannten Geistes zu befreien“ (302).

Was aber die Frauen betrifft, so giebt es nach S. 143 „Beispiele genug, welche die Geschichtsfähigkeit derselben beweisen,“ nach S. 150 hingegen, „kann das Weib als solches niemals in der Geschichte auftreten.“

Wie nun einerseits Gott einmal mit der Welt identifiziert, das andere Mal über sie erhoben wird, wie andererseits der Mensch einmal von außen zu dem gemacht wird, was er ist, das andere Mal er selbst den Gott, der in ihm wohnt, erzeugt und befreit, so kann es nicht bestreuten, wenn wir auch über die Geschichte der Menschheit im Ganzen den disparatesten Behauptungen begegnen. Diejenigen, die noch der ersten Gedanken- und theilweise Ungedankensformation des Hrn. G. angehören scheinen, lassen sich im Wesentlichen auf folgende reduciren:

Die Geschichte ist nur Kampf, nur Abwechselung, ihre Form „nicht Auf- und Absteigen, nicht der concenrische Kreis oder die Spirale, sondern der epische Parallelismus, bald congruierend, bald divergirend“

(53). Kein Plan schwebt über der Geschichte (140), keine Ordnung herrscht in ihr (294), ohne Leitung sind die menschlichen Schicksale (86). Hm. G. liegt es sogar daran, „die Ungereimtheit einer sog. Erziehung des Menschengeschlechtes nachzuweisen“ (128). Auch „steht er nicht ein, wie die Geschichte dazu bestimmt wäre, die Offenbarung einer ganz besonderen Idee zu sein“ (143). Denn, „wäre die Erde darum zwischen die Ellipsen und Parabeln der übrigen Himmelskörper und der Mensch auf sie selbst geschleudert, damit jene Ereignisse, welche wir Geschichte nennen, einen bestimmten Zweck hätten, und die Ausführung irgend einer göttlichen Idee wären, so sähe dies einer despotischen Geille weit ähnlicher, als einer weisen Fürsorge; der Zweck der Erde ist kein historisch-metaphysischer Gesamtzweck, sondern der einzelne Mensch, wie er geboren wird und stirbt, mit dem Bewußtsein, in seiner Weise das Räthsel des Lebens gelöst zu haben“ (146). „Ohne Zweifel,“ heißt es zwar S. 15, „liegen Gesetze in der Geschichte, aber es sind Gesetze, die sie sich selbst gegeben hat.“ (!) Nach S. 100 „scheint es aber, daß immer, wenn sich die moralischen Gesetze der Geschichte erschöpft haben, die Natur an ihrer Stelle neue giebt. . . . Die Natur (aber) lehrt Seiten heraus, welche immer dämonischer und geheimnißvoller werden. . . . Eine Spiegelgeschichte der Hölle (der animal. Magnetismus), wie die Jacobsteiler der Visionen und der hereinragenden Geisterwelten. . . .“ Und — „sind die Nationen nicht wieder in die Macht der Natur gefallen“ (101)? „Diese schadenfrohe Natur sprengt unvermuthet über jeden Calcul, und zerstört den Schematismus der Geschichte, wenn er vorhanden ist“ (99); „Sie ist eben so sehr das Zufällige, wie das Providentielle“ (111). Im Grunde aber ist es der Zufall, der herrscht; — denn „die feuerfahrende Materie ist überall; ein zufälliger Funke, der hineinfällt, giebt die Entscheidung der Jahrhunderte“ (86); „die Zukunft erhält vielleicht durch das Zufällige und Leidenschaftlichste ihre Gepräge“ (171), und „wenn irgend etwas beweist, daß die Geschichte nur der Triumph der zufälligen That, — so ist es das historische Loos der Weiber“ (139); — wie andererseits „die statistischen Tabellen — allen unsern humanistischen Träumen Hohn sprechen“ (206). —

Wahrscheinlich einer zweiten, jedenfalls aber einer anderen Formation scheinen uns Aeußerungen, wie die nachfolgenden, anzugehören:

„Das göttliche Ideal, welches in unserer Brust ruht, ist der Utopos all' unserer sublimen Begriffe, und die Ahnung jener göttlichen Bilder und Grundlagen der Ideen, welche von Anbeginn der Dinge im Schooße der Welterschöpfung ruhen“ (302). „Und

selbst ist das Leben und die Geschichte gegeben. — ein Stoff, der zu allen Zeiten vollständig genug da war, um die göttliche Bestimmung des Menschengeschlechtes auszudrücken“ (500), die nach S. 64 in nichts Anderem, als in „der Perfectibilität“ desselben bestehen kann. „Die Idee einer göttlichen Menschenerziehung, einer bestimmten Aufgabe der Geschichte, verdanken wir der Mischung jüdischer und christlicher Begriffe“ (8). — Wie dann „mit dem Abfalle von dieser Bestimmung das Ziel einer allmähigen Wiederkehr in den alten Zustand“ (9), so ist doch wohl auch umgekehrt — mit der von Hrn. G. statuirten „Rückkehr in Gott“ ein Abfall oder eine Entfernung von ihm ausgesprochen.

Daß aber Gott jener „Ordner der Geschichte“ ist, den Hr. G. „nicht leugnen zu können“ versichert (259), erweist sich aus der anderweitigen Behauptung: „man werde die göttliche Assistentz (bei dem Willen des Menschen) nicht leugnen können“ (69), wie denn Hr. G. (S. 175) sogar von einer „weisen Fügung Gottes“ spricht. —

Die Ordnung der Welt ist aber schlechthin nur eine moralische; denn „die Geschichte hat nur einen Zweck: das ist das Leben; Leben ist (aber) kein Genuß, Leben ist eine Aufgabe. Ob wir durch unsere Thaten etwas bewirken, liegt immer auf einem unsichern Rechte. Das Ewige ist nur dies, ob wir recht thaten und Niemand scheuten. Der Zweck der Geschichte ist der moralische Lebenszweck, die Tugend oder (i) das Laster“ (143 f.). Doch „scheint (auch) jedes Volk unseres Welttheiles eine eigenthümliche Mission, eine besondere Stellung und Beamtung für die Frage der Geschichte bekommen zu haben, so daß man leicht berechnen kann, welche Metamorphose dies oder jenes Problem überstanden, wenn es aus der Hand eines Volkes in die eines andern übergegangen ist. Natur und Geschichte wirken für diese historische Kolonnenreihung ineinander“ (105). Aber „erst die neue Welt strebt nach dem Ziele der reinen Humanität“ (130); denn nach Hr. G's Meinung, — von deren Unrichtigkeit er sich jedoch durch Selbstansicht von Grotius Werken überzeugen kann, — „warf die Sonne der Humanität“ noch „auf die Stien dieses Autors keinen rosigen Abglanz.“ Erst Kant (meint Hr. G. ironisch) „erhob sich über das Geschichtliche zum Rechte, das in uns wohnt.“ (Hat Hr. G. denn die Antigone des Sophokles und Plato und Cicero und tausend Andere bis herab auf Buchanan, Milton und Rousseau vergessen?) „Kant's Entwurf zum ewigen Frieden ist ein frommes Frühlingsopfer auf den Altar der Menschheit und selbst in seinen undairbaren Nebeln und Wolkenkränzen steigt es empor zum Wohlgelalt.“

ten Gottes (218)! „Jedenfalls ist „der ewige Friede ein Product der Vernunft und ein Ziel der Civilisation,“ und „ebensowenig Chimäre, wie alles, was die Menschen durch den Gebrauch ihres Verstandes und Hergens erreichen können“ (224). „Wem zu Liebe ließe sich denn auch der ewige Friede, d. h. die allgemeine Herrschaft der Vernunft bestreiten? — Zuletzt — ist der ewige Friede keine Thatsache; dann muß er eine Tendenz werden“ (235 f.).

Das Weib aber ist es, welches „die Geschichte vor der Verwilderung schützt;“ und „die Liebe wird immer mächtiger sein, als der Haß“ (151). „Ist nun der Geschichtszweck das Leben, so ist es durch die Familie, die Erziehung, kurz durch alles, was dazu dient, dem Menschen Raum zu geben zur Entfaltung seiner natürlichen Anlagen“ (hier geht Hr. G. über den bloß moral. Zweck hinaus), „Raum zur Prüfung seines Herzens, Raum endlich zu Thaten, welche, wenn sie auch über Haus und Hof nicht hinauszugehen, vor Gott doch gleichen Werth haben, wie irgend eine große Handlung von draußen, die der Historiker aufzeichnet. . . Das Weib ist (aber) der ewige Widerspruch gegen die erschütternden Begebenheiten der Geschichte. Wessen Dasein kann (daher) die moralische Aufgabe der Schöpfung besser bewahren?“ — „Ich denke,“ fügt Hr. G. hinzu, „der Ausgang der Geschichte wird der der beruhigten Leidenschaften und der Sieg des weiblichen Principals“ (d. h. der Liebe) „sein. Die Geschichte wird sich in kleines Detail verlieren, und das Wohligefallen Gottes wird ebenso zu jenen unscheinbaren Thatsachen der Idylle überwiegen, wie es zu den gespreizten und großmännischen Verrentungen der welt-historischen Kochurentragödie lächerlich“ (147 f.).

Wie aber „jede Erscheinung in den verschiedenen Reichen der Natur die Rückkehr in Gott sucht,“ und selbst „in den todtten Metallen ein Streben nach vollendeter Form herrscht“ (299 f.), so wird auch des Menschen Seligkeit im künftigen Leben sein, „sich als einen Moment in Gott zu wissen, und seine Auferstehung die, sich zu fühlen in all' den Beziehungen, die er schon einst zu seiner Seligkeit hatte. Und dies Erwachen — kann eine Auferstehung des Fleisches sein, in dem Sinne, daß wir in einer höheren Sphäre einen frischen Kreislauf wagen müssen und zu neuen, hienieden aber unverstandenen Dingen derselb' versammelt werden“ (305).

Wir schließen hiermit unsere Gegeneinanderstellungen, in welche wir leicht den größten Theil des vorliegenden Schriftchens hätten hineingehen können, und hoffen, daß sie hinreichen werden, sowohl unsern Lesern — als Hrn. G. selbst — das Ungenügende der Vorstudien zu erweisen,

die hier nicht sowohl als Beitrag zur Philosophie der Geschichte, sondern vielmehr als eine Art Regulativ, als ein neuer Canon für dieselbe dargeboten werden. Möge Hr. W. hierdurch zur Einsicht hingeführt werden, daß gute Absichten, einige flüchtig gesammelte Kenntnisse, viel natürlicher Will und ein ausgezeichnetes künstlerisches Talent noch nicht hinreichen, einen Gegenstand würdig und ersprießlich zu erörtern, an welchem selbst ein Vico, ein Herder und Hegel — nach vieljährigen gründlichsten Studien nur mit heiliger Schew sich gewagt haben. Möge er aber auch bedenken, daß es Namen und Worte giebt, die Niemand ungekraft „vergeblich führen“ darf, und daß die Verantwortlichkeit des Schriftstellers mit seiner Popularität und mit der „Begriffserwirrung“ wächst, über deren Vorhandensein bei dem großen Haufen er selbst kürzlich Klage geführt *). Daß es Hrn. W. gebränge, dem schreckbaren Gespenst der Geschichte, welches Herr Menzel in die Welt geschickt, etwas Lebendiges, Widerhaltiges entgegenzusetzen, ist aus mehreren Stellen des vorliegenden Schriftchens unzweideutig zu entnehmen. Der Unterschied zwischen beiden, gleich oberflächlichen, gleich widerspruchreichen Productionen ist aber kein anderer, als der zwischen dem grauenhaften Antlitz eines Sterbenden Greises und dem diafönlischen Gesichtchen eines nicht lebensfähig geborenen Kindes. Wenn aber die züde Leidenschaftlichkeit und der düstelhafte Eigensinn, die sich in den bisherigen Schriften des Hrn. W. kund gegeben, eine literarische Wiedergeburt desselben nicht sehr wahrscheinlich machen, so berechnen dagegen die Eingeßändnisse des Hrn. W., sein bisheriges Hin- und Herschwanken bei einem entschwebeneren Talent — und besonders seine Hinneigung zu Kant und dessen moralischen Standpunkte, zu der Hoffnung, daß er aus seiner bisherigen Zerstreuung sich sammeln, und in reiferem Alter und durch reife, gediegene Arbeiten die „Vogelstudien“ seiner Jugend vergessen machen werde. —

*) Ueber Mäthe u. S. 216 ff.

Zur Geschichte.

I.

Die Mosaischen Urkunden.

I.

Die modernen Kirchengläubigen und sog. Supernaturalisten wollen die Symbole der Reformatoren restauriren und halten dem sich stetig entwickelnden Menschengenüsse das altbewährte Glaubensbekenntniß einer anderthalbtausendjährigen Kirche entgegen, wie es sich durch jene Symbole verfestigt haben soll!

Aber die Reformatoren wollten ebenso nur den ältesten Glauben der Kirche restauriren, und verwarfen tausendjährige Ueberlieferungen und als göttlich anerkannte Deutungen derselben als Menschenfäbungen, indem sie den priesterlichen Lehren und Gesetzen dasjenige entgegenhielten, was sie das Wort Gottes nannten. Die h. Schrift war die Aegte, durch deren Vorchaltung sie den idemischen Kierus zum Verschlimmen zu dringen dachten.

Aber Christus selbst hatte ausdrücklich erklärt, daß er das Mosaische Gesetz nicht auflösen, sondern erfüllen wolle; kein Buchstabe davon solle vergehen und wie er sich auf Gesetz und Propheten berief, um gegen die menschlichen Fäbungen und Deutungen der Schriftgelehrten und Pharisäer zu protestiren, so erinnerte er auch an die älteste Urkunde des auserwählten Volkes, — an die Genesse, — da, wo das Mosaische Gesetz ihm nur eine transitorische Bedeutung zu haben schien (Matth. 19).

Die Mosaischen Urkunden endlich waren selbst schon, wie das Neue Testament, auf welches die Reformatoren sich stützten, restaurirt. Da indeß die Ueberschrift derselben ebenso, wie das wahrscheinlich älteste Evangelium, verloren ist, so bleibe der Mosaische Pentateuch für uns die älteste Urkunde. Da nun dieser Pentateuch die eigentlich letzte Grund-

lage sowohl des alten Tempels als der neuen Kirche bildet, so muß man immer von neuem darauf zurückkommen, und es scheint noch immer nicht überflüssig, an dessen eigenthümliche Beschaffenheit und Tendenz zu erinnern. —

2.

Die Genese ist offenbar nur ein Conglomerat von Fragmenten, — die nur dann vollständig begriffen werden könnten, wenn man die Urfelsen kenne, von welchen sie abgerissen worden.

Die Schlange windet sich aus einem verborgenen Abgrunde hervor ¹⁾ und die Menschengeschichte beginnt nicht mit einer goldenen Zeit, sondern mit boshafter Verführung, Unglauben, und Ungehorsam, — mit Lug und Fluch und Reuenerwerb.

Es ist eben so unbezweifelhaft, warum von Ewigkeit her Hien kein König gewesen, als weher die Schlange gekommen, als warum das Opfer Kain's verdammt, als wegu ein Geschlecht geschaffen, welches alsbald verflucht werden mußte.

Nur ein Silberblick scheidet die Fluchzeit von der Urfelskernzeit, und die Ehre Gottes erlöset der Verlockung durch die Töchter der Menschen. Sofort kürzt der Schöpfer die Lebenszeit der Menschen, und als auch dies nichts fruchtet, bewegt sich abermals der Allmächtige, um das ganze Reich des Lebens zu vernichten, — und nur eine Familie und die Samen einer zweiten Lebenswelt ²⁾ zu retten.

3.

Und wieder folgt einem Silberblick des Daseins ein Abflur in's Verderben.

Die zweite Geschichte beginnt mit Verspottung des zweiten Menschenpaars und Versuchung des Spotters und seiner Nachkommen.

1) Gen. 3, 1 heißt es nach Jobison's Uebers.: „Die Schlange, „oder war listiger, als alle Thiere des Feldes, welche Gott der Herr gemacht hatte.“ Hiernach könnte man annehmen, daß die Schlange nicht zu den von Gott, dem Herrn, gemachten Thieren gehörte. Dem Wendebach zu Folge war es Pretiäce. Keiman (Luß des Wüsten), der in Gertene-Gehege (dem ersten Paradies) die große Schlange bereitet. Im Harard V. bei Benth. ist von einer Hödenschlange mit zwei Köpfen die Rede, die Schlangen, der Unsterblichkeit, genannt wird.

2) Auch hier wird die Lebenswelt als in Reine und Unreine getheilt vorausgesetzt (Gen. 7, 2), ohne daß man den Grund dieses Gegensatzes erklären könnte.

schaft; und wieder scheinen die Gesegneten mit den Verfluchten sich vermischt zu haben, denn Alle sind vereinigt bei dem babilonischen Thurmbau.

Damit die Menschen, nachdem sie vom Baume der Erkenntniß gekostet, nicht auch vom Baume des Lebens kosten, waren sie aus dem Paradiese verjagt worden. Damit die Menschen, als sie sich zum Thurmbau vereinigt, nicht ausführen, was ihnen in den Sinn komme, gerichtet der Allmächtige selbst das Band der gemeinsamen Sprache und die Menschen müssen nun wohl einander fremd und feind werden, da sie einander nicht mehr verstehen.

Aber die verfluchten Chamiten in Sodom und Gomora werden durch eine Sündfluth vernichtet, und aus der entarteten Welt wird, wie früher Noah, so nun Abrahaham ausgewählt, Stammvater eines reinen Volkes zu werden. Wie früher Finsterniß und Schlange, so werden hier Ungläubiger vorausgesetzt, ohne daß man sehen kann, woher sie stammen.

Während aber Tharah, Abraham's Vater mehreren Göttern diente ³⁾, tritt im Lande Canaan — das von den verfluchten Chamiten bevölkert war, — uns mit einem Male die hohe Gestalt Melchisedek's, des Königs von Salem entgegen, als „ein Priester des höchsten Gottes, des Herren des Himmels und der Erde“ (Gen. 14, 18 ff.), — alsbald wieder zu verschwinden.

4.

Und aus drei Generationen, — Tharah's, Abraham's und Isak's wird immer nur ein Ein Sohn ausgewählt; alle übrigen werden Stammväter von Völkern, die demnächst theils ausgerottet, theils dienstbar werden ⁴⁾. So wird erst Jacob der Stammvater des ausgewählten Volkes, und — als solcher Israel genannt.

Aber, weil „das Sündenmaß der (Chamitischen) Amoriter“ zu Abraham's Zeiten noch nicht voll war (Gen. 15 16.), — darum ⁵⁾ wird Jacobs Same ein Fremdling sein — in Egypten, und — „man wird sie dienstbar machen und sie drücken vierhundert Jahr“ (15, 13), oder vier Geschlechter hindurch (15, 16).

3) Ausdrücklich wird dies berichtet in Jes. 34, 2 14.

4) Von Haran stammen die Moabiter und Ammoniter; aber heißt von Abraham die Midianiter und Ismaeliter, und von Isak die Edomiter und Amalekiter u. s. w.

5) Daß die dienstbarkeits Strafe des Bruderverkaufs, — ist nicht angegeben.

Ebgleich nun die Egypter das ausermächtige Geschlecht, welches sich selbst ihren Leibeigen macht (1. M. 47, 19 ff. vbb. mit 2. M. 14, 12), vom Hungertode retten, — ebgleich sie den Stammvater desselben feierlich begraben heißen ⁶⁾ (Gen. 50, 7) und das sich sehr vermehrende Volk sich durch ganz Egypten ausbreiten lassen (1. M. 47, 27; 2. M. 1, 8), — ebgleich erst ein Pharao, „der nichts wusste von Joseph“ (2. M. 1, 8) das Volk bedrückt, (wozu er doch, da es leibeigen war, das alttestamentarische Recht hatte), — ebgleich die Israeliten selbst fremden Göttern dienen ⁷⁾, — so ergöhen doch furchtbare Strafgerichte über das ganze Volk der Egypter: — Mose erlöhete, wertbrüchig, das Volk Israel, um Canaan seinen Eigenthümern zu entreißen; — Israel betrug Egypten um sein Silbergeschick, und das ganze Heer Pharaos wird erlöst. —

A.

Mose aber erhebt den Gott des auserwählten Stammes zum Ewigen ⁸⁾, Allerhöchsten, der erschüchtig seine Diener durch Beschneidung und Passch ⁹⁾ von allen Unbeschnittenen ausschaltet. —

So bringt Mose — Scharfen und Tod über die Egypter, die sein Volk vom Hungertode errettet, — und Scharfen und Tod über alle Völker, die das Unglück hatten, auf dem Wege seines Zuges zu wohnen: — so wird er Stifter eines priesterlichen Volkes, und führt hiermit jenen bezglösen geistlichen Dünkel in die Geschichte ein, der den Himmel, die Welt und ihre Menschheit in zwei unversöhnliche Heere spaltet.

Nur einzelne Häupter pflanzen den Segen Gottes fort; aber der Erbsuch breitet sich über alle übrigen aus, und nur die blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle des Allmächtigen errettet unendlich wenige vom allgemeinen Verderben. —

6) Auch steht Joseph in guten Einverständniß mit den ägyptischen Priestern (Gen. 47, 22), alle mit Priestern eines chemischen Cultus, — wie später Mose die Tochter eines libianitischen Priesters zum Weibe nimmt.

7) Jos. 24, 14.

8) Hebr. *Yshet* = *Wirklich*. 2. M. 3, 14 vbb. 6, 3.

9) 2. M. 12, 11. 20. 48 ff. 13, 11 ff.

Der Gegensatz im griechischen Leben.

I.

In den alten Theorien mit der Hauptgegensatz, in welchen die Metempsychose auseinanderging, eigentlich der von Licht und Finsterniß, von Einheit und Uneinheit, und in letzter Instanz der von Befolgung eines als göttlich offenbarten Weltordnungsgesetzes und Abweichung, Mißachtung desselben. Der Kern für des Willens war vollständig gegeben, er hatte nur sich derselben zu conformiren; daher auch bei Brahminen, Ormuzdverehrer, Mosaißen und Aegyptern, der Taput des eigentlichen Frommen zu finden ist, d. h. des ganz in Gottes Willen sich Fügenden, von Gott Durchdrungenen, im Gegensatz zum Frevelnden. — der so unbeachtet war, das göttliche Wachsthum zu überleben, oder zu vernichten, sich gegen die göttliche Uebermacht aufzuheben. Ganz anders bestimmte sich der Gegensatz, und er mußte sich anders bestimmen in Griechenland¹⁰⁾, wo Auswandern aus allen umgebenden Ländern zusammenströmte.

Das Auswandern selbst war in der alten Zeit schon ein Zeichen, daß die göttliche, auf dieses oder jenes Land und Volk unmittelbar bezügliche Ordnung dem in die Ferne Entzogenen nicht mehr ge-

10) So bezeichnet die Griechen die ferneren Kerkelplätze als *eporo-*
tes, *besuchungs*, — außerhalb der Grenzen der Städte. Von den Ägyptern sagt Herod. II. 17: *denosporos de nequissimus locus politus maxime sepulchris*. So bezieht sich dies aber auf Reinigungs- und heilige Götterdienste.

nige¹¹⁾; er mußte die väterlichen Tempel, Einrichtungen und Sitten verlassen, und in der Fremde sich in manches Fremde schicken, Anders nach Zeit und Umständen selbst bestimmen und anordnen.

Seine Selbstthätigkeit wurde nachdrücklichst angezogen, und wenn er auch seine Hülfe mitbrachte, so mußte er doch selbst mit Anderen das Gemeinwesen bestellen. Das von den fremen Eingewanderten gemeinschaftlich Angesehene — unterschied sich hierdurch von dem, von der Gottheit eingerichteten, griechischen Staate. Neben die, etwa noch festgehaltenen religiöse Ueberlieferung stellte sich nun die mehr oder weniger von menschlichen Gutsdanken eingerichtete bürgerliche Ordnung, und was von Menschen gesetzt war, konnte auch von Menschen wieder aufgehoben werden.

Wie aber der Mensch selbstthätiger wurde, erhielt auch das irdische Leben einen höheren Reiz, und der Tod wurde um so kälter und grauenvoller, je heller und freundlicher das Leben sich gestaltete. In den alten Theokratien war der Tod — mit das Leben — von ein und derselben Gottheit angesehnet. In Griechenland hingegen, wo das Leben mehr und mehr der menschlichen Freiheit anheim fiel, mußte der Tod — als das schreckliche Unfreiwillige, Unvermeidliche in immer schärferen Contrast gegen das Leben treten; er wurde das höchste Uebel, eine fast böse Gewalt¹²⁾.

Diesemnach stellte sich hier der Hauptgegensatz auf zwischen dem Götzen des Lebens (Zeus) und seiner Bedürfnisse, Joviden und Heraklen, der Liebe (Aphrodite), des Weines (Bacchus), des Gefanges (ApoU), des Kriegesruhmes (Ares) und der Verständigkeit (Palas) u. auf einer, und der Tod verhängenden Nacht und ihren Werkzeugen auf der andern Seite, oder auf abstracte Weise ausgesprochen, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. — und die Entzweiung dieser Momente ist das Charakteristische des griechischen Lebens in der Weltgeschichte und seiner ersten, erischen Dichtungen, des Homerischen Epos.

Was die Anordnung des bürgerlichen Gemeinwesens des Selbst-

11) Wir erinnern vor Allem an das Aufwachen der ägypt. Krieger: lasse bei Herod. II. 25. Cyrus und Artaxerxes besetzten sich durch Colonisation von ihrer unruhigen Hohenherren (s. Herod. II. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. und Justin. XVIII. 4). Wie das Kolonwesen herrschte, mögen auch Wandel aus den untergeordneten Kassen theils verheßen, theils, des Danks müde, aufzuwachen sein, wie dies hinsichtlich der Sigenen wahrscheinlich.

12) Pl. V. 629. XII. 112. 116. XIII. 602. XVI. 696 ff.

thätigkeit des Menschen überlassen, so mußte auch das Götterwesen halb davon ergriffen werden. Es ist selbst ein göttlicher Drang im menschlichen Gemüthe und Geiste, seinen ganzen Gesichtskreis, soweit er ihn erreichen kann, harmonisch zu gestalten. Wie nun das irdische Leben, der priesterlichen Haft entlassen, sich frei entwickelte und gestaltete, so mußte auch der Leib sich regen, die Götterwelt mit ihm in Uebereinstimmung zu setzen. Wie die Menschen göttlicher, so wurden die Götter menschlicher; denn immer muß sich der Mensch seinen Gott als das Höchste, Vollkommenste der Bildungsstufe vorstellen, die er selbst erreicht hat. Selbst achtwürdige, von lebender Priesterschaft in Eiz gegessene Dogmen vermögen auf die Dauer jenem lebendigen Bedürfnisse der Harmonisierung nicht zu widerstehen. In Griechenland aber gab es weder dogmatische Formeln noch eine eigentliche Priesterschaft¹³⁾, und Künstler und freie Forschung vernahmten die Stelle der Theologen und ihrer Dogmatik. Darum konnte auch das eingeholene Ideal des Schönen sich frei verwirklichen, und der Sinn für das Uebereinstimmende, Zusammenpassende, Schlichte, Begleitende sich ein volles Genügen geben.

Hieraus erklärt sich auch, wie die beiden Hauptkategorien des Gegenjagers, die in Iran und Israel vorzüglich in den beiden von rein und unrein, heilig und unheilig bestanden, sich bei den Griechen verwandelten in die von schön und häßlich, von gut oder sittig oder gesüßend — und schlecht oder unsittig oder ungesüßend. Das Kaloslagabos, das Schöne und Gute, vielleicht richtiger das Schöne und Tüchtige, wurde das höchste Strebziel.

2.

Überdies war nun durch die erste Auswanderung und durch Kampf mit roheren Einwohnern und durch Kriege der verschiedenen Stämme gegeneinander, so wie durch die Nothwendigkeit, das neue Gemeinwesen zu ordnen, die Selbstthätigkeit vielfach angeregt. Aber die Eingewanderten kamen großentheils aus alten Theokratien, in denen alle Lebensverhältnisse nicht bloß durch ein göttliches Gesetz und gottvertretende Priester¹⁴⁾

13) Daher auch im griechischen Götterkaste keine Bestimmung und Unterordnung nach festen Stufen und Dogmen. — E. Reane's Myth. S. 214 und vgl. Pausan. I. 40. V. 15. VIII. 37. IX. 23. u. Etob. Krieger p. 39. 9.

14) Im vollen Meroë wählten die Priester den König, den Thron bestättigte. Er durfte nur nach dem ältesten Herkommen und den Gesetzen verfahren und bestrafen, und wenn die Priester es für gut hielten,

sondern auch durch Orakel und Himmelszeichen¹⁵⁾ bestimmt, oder auch, wie in Egypten, bereits als durch die Geseirnung¹⁶⁾ angeschlossen wurden. Die Wahrnehmung oder Annahme, daß alles Natürliche — von dem Laufe der Sonne, des Mondes und der Gestirne abhängig war, die Erfahrung, die bei Naturmenschen sich öfter als bei Culturmenschen wiederholt, — daß manche Träume und Voraussagungen eingetroffen waren¹⁷⁾, — die Ehrfurcht vor den unüberwindlichen Naturmächten, gegen welche menschliches Sinnen und Willen nichtig schienen, — hatten die Menschen dahin gebracht, nichts Irrend Erhebliches, was nicht durch die bestehende Ordnung bereits bestimmt war, ohne Betragung und Zustimmung der Götter zu unternehmen. Von dieser Abhängigkeit hatten die Auswanderer sich nicht losgesagt; der Glaube daran war zu tief in die ganze Weltanschauung jener Zeiten verwebt.

Je trügender andererseits das Leben auf Erden, — und darüber hinaus lag höchstens ein Schlaf- oder Schatten- oder traumartiges Dasein¹⁸⁾, — dem freien Geleichen sich gestaltete, je wonniger ihm der Genuss der Freiheit und der Kraftübung war, — um so unglücklicher mußte früher Tod, mußte das Loos der zahlreichen Sklaven ihm erscheinen, die durch des Kampfes Entscheidung oder durch Geburt ihm zu eigen geworden¹⁹⁾. Die vielen Kriege der Stämme gegen einander rafften aber viele vor der natürlichen Zeit dahin, und so mußte auf jede Weise der Glaube an eine, die eigentlich menschlichen Schicksale bestimmende Macht sich immer mehr verfinstern, in der Art, daß die Furcht vor derselben in gleichem Maße zunahm, in welchem die Vertheilung der Loose ungleicher und unbegreiflicher wurde.

sahen sie dem Könige den Befehl zu sterben. Auch Verbrecher übten sich selbst, wenn die richtenden Priester es befahlen. E. Diobor. Sic. I. 177 u. Herod. II. I. C. 420 f.

15) Herodot. IX. 100: „dann durch gar viele Wunderzeichen offenbart sich das Göttliche in den Dingen.“ Nach II. 52 glaubten aber die Egypter mehr an Zeichen als alle anderen Menschen.

16) E. Herod. II. 52.

17) Woher sonst der allüberallte Glauben? —

18) Im Himmel die seligen, unsterblichen Götter, auf der Erde die Sterblichen, von denen keinem ungetrübte Seligkeit hier zu Theil wird, — unter der Erde — Schatten, unter ihrem Fürsten Adonai, der sich bei Homer (Il. XX. 63 f.) einmal fürchtet, Poseidon möge die Erde aufrichten, und dann den Menschen und Göttern seine Behausung erscheinen: „fürchterlich dumpf, voll Wüsten, wovon selbst graunt den Göttern.“ —

19) Sophokl. Trachin. 298 f.; vgl. die Perser des Aeschylus.

Augenscheinlich tritt diese Verflüchtigung schon bei Vergleichung der beiden ältesten Dichtungen hervor.

Während bei Homer allerdings zwar schon das Grauen vor der Schicksalsmacht und ihren Vollstrecktinnen — vielfältig die Fische des Lebens trägt²⁰⁾), — selbst Hera kles, der Liebling des Zeus, vermochte nicht seinem Verhängnis zu entfliehen²¹⁾), — so erscheint doch zuweilen auch der Wetter und Menschenvater als die Schicksale lenkend, bald allein²²⁾), bald mit Weirath und Zustimmung der übrigen Götter²³⁾), — bald in Gemeinschaft mit der Weira selbst²⁴⁾), — Einmal denkt Kronion sogar „einen sterblichen Mann, längst ausgeschieden dem Verhängnis (*δωγ*)“ — von des Todes graunvoller Gewalt zu erlösen“ (Il. XVI. 441 f.) wobei jedoch nur an ein Hinausschieben des Endes zu denken ist. Dann wird auch einige Male als möglich ausgesprochen, daß etwas trotz dem Verhängnis (*εναντιον πορον* Il. XX. 30, od. *εναντιον πορον* XX. 336) geschehe, — und beiläufig wird bemerkt, daß bald die Achäer gegen des Zeus Vorbestimmung (*εναντιον δωγ*) durch eigene Kraft und Gewalt Ruhm gewonnen hätten“ (Il. XVII. 320 ff.).

Wenn es aber einmal sogar heißt (Il. XVI. 738): „Jetzt mach gegen das Schicksal (*εναντιον δωγ*) die Übergewalt den Achäern,“ und in der Odyssee (I. 32 ff.) Zeus vollends in die Worte ausbricht:

„Himmel, was legen die Sterblichen doch den Göttern für Schuld bei!

„Denn von uns soll kommen das Unheil, da sie doch selbst

„Jedem durch Thorheit sich zugehn ganz ohne Verhängnis.“ —

dann widerspricht dies, wie manches Andere in jenem 16. Gesange und so Vieles in der Odyssee, der übrigens in der Ilias scharf ausgeprägten Weltansicht²⁵⁾), und läßt spätere Umkehrung vermuthen.

20) Unstreitig ist die Vorstellung von einer vorbestimmten, die Götter und Menschen beherrschenden, über Hauptschicksale unabweichend bestimmenden Macht die vorherrschende bei Homer — und in der Ilias deshalb merkwürdiger, weil gerade hier die großen Ereignisse und Todesfälle sich bedingen, die verhängnisvoll der Bestimmung durch das Schicksal angehören. O. u. a. Il. III. 434. IV. 11. V. 628. 675. VI. 487 ff. VII. 52. VIII. 477. XI. 532. XII. 116. XIII. 604. XVI. 554. XX. 127 f.

21) Il. XVIII. 115. g.

22) Il. III. 357. VIII. 139. X. 71. 89. XVI. 645. 685.

23) Il. XVIII. 115 f. XIX. 2. XXIII. 365. XXIV. 524 ff. vgl. XVI. 441.

24) Il. XIX. 47. 409.

25) Wie z. B. daß Salopse den Wustes unsterblich machen will. Od. V. 135. Zwar wird auch Menomed von den Göttern emporgerafft, „daß er lebte mit ewigen Göttern“ (Il. XX. 234), — aber dies kann angenommen werden, daß das Schicksal sich dies vorbeistimmt habe.

Jener Weltansicht zufolge ist Zeus und seinen Untergöttern, und ebenso den Menschen noch ein großer Spielraum des eigenen Willens gelassen, die Oberherreschaft der Schicksalsmacht aber unbestreitbar. — Zeus ist hier noch in dem Sinne Schicksalslenker (*ῥητορ*), daß er, — wie Creuzer bemerkt ²⁶): „meistentheils „nicht sowohl Entscheider und willkürlicher Spender der Schicksale, „als nur Austheiler derselben, Vergleicher dessen ist, was die „Moira unabänderlich verfügt hat; er ist das Werkzeug einer allmächtigen höheren Macht, — und in dieser Beziehung heißt er *ῥητορ* „(Austheiler), welcher Jedem zutheilt, was ihm gebührt, oder auch „*εὐνοῖα* (Schaffner), welcher ein ihm anvertrautes Gut verwaltet ²⁷).“

Überdies lassen sich viele Namen und Epitheta des Regierers schützeners anführen, welche auf eine unumschränkte Machtvollkommenheit desselben hindeuten scheinen. Mehrere Stellen bezeichnen ihn sogar als selbstherrlichen Vertheiler der Gesetze. Insbesondere muß hier, wie überall, das Gewicht und der wahrhafte Sinn des Einzelnen aus der zu Grunde liegenden, vollständigen Weltanschauung ermittelt werden, und auf diese Weise ergiebt sich dann, daß Zeus keineswegs als höchste, unumschränkte Macht gefaßt werden könne. Er selbst ist ja nur des Kronos und der Rheia Sohn, und ihm „gleich an Würd' und ähnlichem Schicksal bestimmt“ sind Poseidon und Ais, denen Meer und Unterwelt eben so zu eigen durch das Loos geworden, wie jenem der Aether, während Erd und Olymp Allen gemein sein soll (Il. XV. 187 ff.). Obgleich dann Kronos sammt den übrigen Titanen „an die äußersten Grenzen alles Lands und des Meeres“ verdrängt scheinen (Il. VIII. 478 ff.), so schwört doch Here — nicht bei Zeus, sondern einmal bei den im Tartaros „um Kronos versammelten unteren Göttern (Il. XIV. 271 ff.),“ — zu denen nach B. 271 auch Styx gehört, und das andere Mal bei der Erde, dem Himmel und der Stygischen Fluth, „welches der größte Eidschwur ja und fürchtbarste ist den seligen Göttern“ (Il. XV. 36 ff.). Man schwört aber nur bei Höherem, bei Unverbrüchlichem, und eben darum sind die „unteren Götter“ den olympischen fruchtbar, weil sie durchgängig diesen Charakter des Unabänderlichen (Abrasischen) haben, wie selbst Aithene sagt: „das Todesloos, das gemeinsame, ward auch den Göttern — nicht vom geliebteren Manne zu wehren ver-

26) Symbol. 2. II. 496 f.

27) Creuz. erinnert an Il. XXII. 309 ff. VIII. 69.

28) Opf. Il. XXII. 309 ff.

„gönnt“ (Ed. III. 236 ff. vgl. II. VI. 488. XII. 322 ff.). Auch wagt Zeus die Todesstrafe der Troer und Achäer, und es „läßt der Verräther's Schicksalstraß“ (II. VIII. 69 ff.). Den Vorstellungen Heres stellt er aber einen Ausspruch des Verhängnisses²⁹⁾ entgegen (II. VIII. 469 ff.). Mag dann den Olympiern ebenso, wie den sterblichen Königen, wie jedem Hausherrn ein Kreis freien Schaltens und Waltens zuerkannt werden; über Allen stehen die erzeugenden, gesetzgebenden und loosvertheilenden Mächte, die wohl in den Hintergrund geschoben werden konnten, darum aber an Durchbarkeit nicht verlieren, sondern eher zunehmen.

Wirklich schwellen schon bei Hesiod die Vorstellungen von Macht, Lob, Schicksal, Stolz und Chaos gleichsam zum drückenden Gipfel für die Menschen, zum Grauen und Entsetzen selbst unsterblichen Göttern, — und während bei Homer noch der olympische Zeus Äreuden und Leiden des Lebens vertheilt, sind es bei Hesiod (Theog. 897. 899) die Mōren,

— „von Zeus aufnehmender Ähre gewürdigt,“ —

welche — „Weil der Geburt austheilen den Sterblichen Gutes und Böses.“

Das Böse überhaupt aber, — nämlich „Leiden und mühselige Arbeit, — auch Krankheiten des Weibs, die Tod herbeiführen den Männern“ (Hausl. 91 ff.) — leitet Hesiod einmal ab von dem Zorne des Zeus über den Verrug und den Feuerdiebstahl des Prometheus (Hausl. 47 — 60)³⁰⁾, — dann aber, und zwar nicht undeutlich dieser anderen Ueberlieferung (λογος) den Vorzug zuerkennend, — von der Beschaffenheit des Menschengeschlechtes selbst, welches — von Zeus als eisernes geschaffen — ursprünglich verdeckt ist (Hausl. 176. 178), — und von dem Troz und Äreuel seiner Könige, — da Dike so lange darüber bei ihrem Vater Kronion Klage führt, —

29) II. 477. wie γὰρ δεσποτῶν ἐστίν.

30) Wie Jehovab über Kain's Opfer, so steht Zeus über das betrügerische Opfer des Prometheus. Wie Jehovab den Menschen die Erkenntniß des Guten und Bösen, so will Zeus ihnen das Feuer vorerhalten, das ihnen doch ebenso bleibt, wie die Erkenntniß des Guten und Bösen. Wie Jehovab, so verhängt Zeus alle Glühen und Leiden über die kommenden Geschlechter, weil Einer seinem Willen zuwider gehandelt. — Nach Hesiod (Hausl. 96 — 100) hielt nun zwar Pandora „nach Zeus heiligem Rathe“ die Hoffnung allein in dem Kasse zurück, — nach Hesiodus oder (Prom. 208 ff.) verließ auch Prometheus den Menschen „Kinde Hoffungen,“ um ihnen den Gedanken an den Tod zu mildern. —

— „bis ihr geküßt hat

„Alles Volk für die Küssen der Könige“ (Hesek. 249 ff.).

Wie tief aber jene Vorstellungen von der unverrücklichen Macht des Verhängnisses sich in die Weltanschauung des griechischen Volkes eingewurzelt, ist noch aus den Werken des Aeschylus, Pindar und Herodot, welche jedenfalls mehrere Jahrhunderte jünger sind als Homer und Hesiod, zu entnehmen. Auch ist nicht zu bezweifeln, daß jene, wie diese, die herrschende Ansicht ihres Volkes aussprechen, da des Aeschylus Tragödien öffentlich aufgeführt worden, und Herodot seine neun Bücher der Geschichte, wie Pindar seine Hymnen, bei öffentlichen Spielen und Festen, also vor den Gebildeten und Ausgezeichneten des ganzen Landes vorgetragen.

Auch bei Pindar, wie bei Homer, wird zwar öfters Zeus die Lenkung der Schicksale und die Verteilung der Gaben zugeschrieben:

„Nach eigenem Verlangen führt jegliches der Gott

„In der Entscheidung, der Gott, welcher auch dem beschwingten Lar gleich
eilt und in Meeresfluth

„Delfinen vorbei, der da beugt den undäbnigen Weis

„Der Gewaltigen, Andern aber herrliche Würde verleiht“³¹⁾. —

Nach „der Schicksal Will von Zeus“

entsteht der Gefahr³²⁾; er ist es, der
„den Sterblichen Alles (hofft)“³³⁾.

Der „dieses und jenes vertheilt,
„Zens, der allbewaltende Herr“³⁴⁾.

Aber auch Er gehorcht einer höheren Macht:

— „Das Gesetz (νομος), Allen gestellt

„zum König, den Menschen und Göttern, ordnet (schlichtend
„das Gewaltigste mit höchster Hand“³⁵⁾.

Und „bei jedweden Werk richtet einhohnendes Schicksal“ (νομος)³⁶⁾.

Dieses Schicksal ist der „König Potmos“, welcher Gewalt (ἀγερν) er-
theilt³⁷⁾, und was verhängt ist (το νομπεμνον)

— „wird nicht

„Erreut noch Arges Bollwerk

„hemmen“³⁸⁾;

dem zugetheilten Loos ist nicht zu entfliehen³⁹⁾.

31) Poth. II. 49 f. Ueberf. v. Thiersch. vergl. B. 161 ff.

32) Rem. IV. 61. καὶ το νομπεμνον ἰσχυρὸν νομπεμνον ἰσχυρὸν.

33) Fragm. 6. bei Clemens v. Alex. (Thiersch II. 293).

34) Thiersch. V. 57 f.

35) Fragm. 1. bei Plato (Thiersch. II. 261).

36) Rem. V. 40 f.

37) Rem. IV. 41 f.

38) Fragm. 2. bei Plutarch. (Thiersch. II. 269).

39) Poth. XII. 20.

Zeus bezeichnet zwar auch den „Hater Zeus“ als den „Mächtigen“ (die Sieben v. Theb. 111 f.), „Hülftenden“ (Agam. 972), „Höchsten und Vollkommenen“, — „Aufgehenden“, — „Herrn des Alls“, (Cum. 28. 942. 1012), als den „allmächtig gerechten“, — „allbeglückenden“, — „seligsten Herrn der Herrn“ (Schugg. 438. 547. 520 ff.). Daß aber diese Bezeichnungen nur als poetische Hyperbeln zu nehmen sind, wird durch Nachfolgendes über allen Zweifel erhoben.

Zunächst ist Zeus nur der Himmlichen höchster, denn die „draußen als die schwerestrafenden Waltenden“ (Schugg. 25 ff.) nicht untergeordnet sind. Dann herrscht er nicht unbeschränkt, sondern „lenkt das Geschick nach der grauen Sägung“⁴⁰), und wie er nur ein Neulingsgott, der durch List Herrscher geworden⁴¹), so „entflieht dem Schicksal nicht“, sondern wie des Ehrenthrones verlustig werden⁴²); denn sein Sturz ist vom Schicksal verhängt⁴³).

Noch bestimmter spricht sich Herodot aus über die allbeherrschende Obermacht des Verhängnisses.

Die Pythia selbst soll, seinem Berichte zufolge, den Endern erklären haben: „das einmal festbestimmte Schicksal (νεροποιεῖς μοῖρα)“⁴⁴) könne selbst ein Gott nicht abwenden; — Loxias „habe sich bemüht, die Zerstörung Sardens erst die Söhne des Aëtos, und nicht ihn selbst treffen zu lassen, aber hierzu habe er die Mοῖαι“⁴⁵) nicht bewegen können;“ nur dies hätten sie ihm zugestanden, um drei Jahre die Einnahme von Sardes zu verzögern (I. 91). Wenn es nun selbst Göttern, das Verhängte abzuwenden, unmöglich, denn „streng waltet gewiß hohes Geschicks Obmacht“⁴⁶), — höchstens nur in der Erfüllung eine Verzögerung oder Milderung zu erwirken gestattet ist, so muß der Mensch sich wohl bescheiden, daß er auf keine Weise gegen das Schicksal anzukämpfen vermag⁴⁷).

40) Schugg. 671 ff., 1050 ff., und nach der Nothwendigkeit Spruch kann Zeus den Prom. zwar quälen, aber nicht tödten (1052 f.), auch bei Sophokles heißt es in Oed. auf Kol. 1380 „wenn noch mit den uranfänglichen Wesen Dike neben Zeus geherrscht wird.“

41) Prometh. 35. 96. 149. 310. 309. 404 — 409 ff. vgl. Gumen. 629. 773 ff. 718 ff.

42) Prom. 518. 769 — 771. 756. 918 f. 939. 958.

43) Prom. 996.

44) VII. 17 heißt das γενοῖς.

45) Sophokles nennt sie in der Antigone (998) die uralten.

46) Oed. 961.

47) E. u. a. Herod. III. 39 ff. die Erzählung von Polikrates.

Wenn nun auch im Wesentlichen die althebräisch-männliche Ansicht von der Schicksalsmacht sich von Homer bis auf Herodot gleich geblieben zu sein scheint, so ist doch bei dem Letzteren ein theilweiser Fortschritt in der Vorstellung von der Wirkungsweise derselben nicht zu verkennen.

Bei Homer vertheilt Kronion — bei der Geburt jedes Menschen — Glück und Unglück anscheinlich blos nach eigener Willkür, in Wahrheit aber hierbei wohl nur die Hand der zumessenden Moira selbst: denn die Norm der Vertheilung, daß keinem Menschen ein ungemischtes Glück, wohl aber einigen, — man kann sie auch prädestinirte nennen, — ungemischtes Unglück zufällt (Il. XXIV. 524 ff.), weist auf jene Macht zurück, die selbst den Göttern ein Grauen. Daß nun keinem Sterblichen, — hierin unterschieden von den seligen Göttern, — ein völlig mühe- und schmerz-, überhaupt unglückloses Dasein zu Theil werde, ist eben auch die Ansicht sowohl Pindar's, als Herodot's.

„Es ist keiner der Bedrängniß (κρονος) ledig, jezo und nie,“
heißt es bei Pindar (Pyth. V. 54), ja sogar

„Einem Gut sind zweier der Leiden geküßt für Menschen noch

„Himmelscher Rath“ (Poth. III. 80), „und umsonst

„Würd' einer um alles Glückselige“⁴⁸⁾ sich bemühen. Ich weiß

„Nicht jenen zu nennen, welchem es die Moira fest

„Dies Glück, gewähret“ (Mem. VII. 55 ff.).

Ebenso läßt Herodot den Amasis zu Polikrates sagen: „Ich habe noch von Keinem gehört, welcher nicht auf eine ganz klägliche Weise „endigte, wenn er in Allem glücklich war“ (III. 40), und Solon zu Kroesus: „daß Ein Mensch alles Glück vereine, ist unmöglich, gleichwie kein „Land Alles für sich hinlänglich hervorbringt, sondern das eine hat und des „andern ermangelt“ (I. 32).

Darin aber unterscheidet sich der reflectirende Vater der Geschichte von dem jugendkräftigen Dichterkönige, und darin ist allerdings ein Fortschritt wahrzunehmen, daß nach des Ersteren Weltansicht kein Mensch ganz unglücklich ist, wie denn das unmittelbare Walten der Moira besonders darin von ihm erkannt wird, daß sie jedem Maße von Glück oder Unglück auch einen verhältnißmäßigen Antheil von Unglück oder Glück zuwägt; denn —

— „Vergangen und künftig bleibet

„Und ewiglich wandellos

„Solches Gesetz: es fliehet

„Den Sterblichen nichts Reichliches, sonder Unheil“⁴⁹⁾.

⁴⁸⁾ Eigentlich nur ganze, volle Glückseligkeit, *μακρὸν εὐδαιμονισμὸν*.

⁴⁹⁾ Sophokl. Antig. 612 ff.

So lassen die Helden in Thermopyla den Lokren und Phokern sagen: „der Mann, welcher wider Hellas zu Feinde gezogen, wäre kein Gott, sondern ein Mensch. Es gebe aber keinen Sterblichen und werde keinen, welchem das Unglück von der Stunde seiner Geburt an nicht beigelegt sei: dem mächtigsten Menschen aber sei es im größten Grade verbunden. Daher werde auch der Perzanziende, da er ein Mensch sei, von seiner hohen Meinung durch das Schicksal herabgestürzt werden“ (VII. 203).

Darum stürzt auch die Moira die glücklichsten Menschen, wie Apries und Polikrates, in das tiefste Elend⁵⁰), während sie den unglückseligen Permosimos, einen Verschnittenen, beim Perserkönige zu hohem Ansehen gelangen und ihm das Glück zu Theil werden läßt, seinen Feind zu bestrafen (VIII. 105). Nicht selten fügt daher auch Herodot der Erwähnung großen Glückes die Bemerkung hinzu: „diese Leute waren aber nicht in Allem glücklich“⁵¹), — so wie er bei Erzählung eines Unglückes von dem, den es betroffen, sagt: „doch war dieser nicht durchaus unglücklich geworden“⁵²).

Und nicht nur für jeden einzelnen Menschen erkennt er dieses gleich stellende Zwänge des Schicksals als die formelle Norm seines Verhaltens an, sondern auch hinsichtlich der Unfälle, welche ganze Völker betreffen, rechtfertigt er gewissermaßen das Schicksal auf dieselbe Weise. So schließt er den Bericht von dem Untergange der persischen Flotte am Vorgebirge Artemision, der größtentheils durch Sturm veranlaßt worden, mit der Bemerkung: „und dies alles that die Gottheit“⁵³), um die Größe der persischen Macht der hellenischen näher zu bringen, damit jene dieser nicht zu weit überlegen sein möchte“ (VIII. 13), — ein Gedanke, auf welchen vielleicht schon Aeschylus⁵⁴) in den Persern (V. 341 ff.) hingedeutet, wenn er dem pers. Boten zu Atossa sagen läßt:

„O wähe nicht, daß wir erlagen jener Nacht (der Griechen),
„Da Gott hat so in Abgrund dieses Meer versenkt,
„Ungleiches Glückes wägend hat er's so vertilgt.“ —

Diesemnach bot Homer dem Unglücklichen nur den sehr oberflächlichen Trost dar, daß allen Menschen Leiden zugetheilt seien; aber

50) Herod. I. 91. VI. 64.

51) VII. ταῖς αὐαὶς ἐτυχῆσαν und οὐ μιστοὶ τὰς πάντα ἐτυχῆσαν.

52) VIII. 105 οὐ γὰρ τὰ πάντα δυστυχῆσαν.

53) Hier, wie öfters, wohl gleichbedeutend mit Moira.

54) Aesch. Pers. 456, in demselben Jahre, in welchem Herodot seine Geschichten vorgelesen.

der Leidende konnte dabei auch fürchten, daß er zu denen gehöre, welchen Zeus ein ungemischtes Unglücksloos zugewiesen habe.

Hindar läßt dann noch jedem Gut „wenn der Leiden gefelle sein nach Himmlischer Rath;“ Herodot hingegen scheint, nach den angeführten Stellen, bereits den Glauben gehegt zu haben, jedem Sterblichen werde Glück und Unglück in der Art gleich zugewogen, daß zu großem Glück auch großes Unglück, zu kleinem auch kleines sich gefelle. Dem Unglücklichen war hiermit der doppelte Trost geboten, einmal, daß unter allen Menschen eine gewisse Gleichheit herrsche, dann aber auch, daß jene von seinen Dichtern so grauenvoll dargestellte Schicksalsmacht bei ihren Verhängnissen doch durch eine gewisse Gerechtigkeit sich bestimmen lasse.

Hiermit war an sich schon die entsetzliche Macht des Geschicks theilweise gebrochen, ihre schauerliche Nacht in mildere Dämmerung übergegangen. Ueber der unbegreiflichen, erdrückenden Macht hatte das, dem Verstande befreundete, Gesetz formeller Gleichstellung festen Fuß gefaßt⁵⁵⁾.

Im bürgerlichen Gemeinwesen waren an die Stelle des Königthumes Verfassungen getreten, in denen zwar der Unterschied zwischen Edelgeborenen und Freien noch nicht aufgehoben, aber doch in der Art gemildert worden, daß beiden manches Werthvolle gemeinschaftlich und es dem Freien möglich war, zu gleichem, ja zu höherem Ansehen, als der Edelgeborene von Geburt aus besaß, sich aufzuschwingen. Auch das Loos der Sklaven hatte sich gebessert, und so suchte man, wie immer, nun auch die Vorstellung von der übermenschlichen Welt durch die Fortbildung der irdischen Lebensverhältnisse mit dieser in Einklang zu bringen. —

45

Mit dieser Fortbildung hing jedoch auf beiden Seiten eine zunehmende Entstellung zusammen, wie immer und überall dem Natur-

55) Spuren davon finden sich jedoch schon bei Hesiod, der in den Hauslehren B. 2 ff. den Menschen zuruft:

— — „preisset im Geßtilde' eueren Vater:
„Durch dem Sterbliche Menschen sowohl ruhmlos als berühmte sind,
„Ungeannt und genannt, nach Zeus, des erhabenen, Hügung.
„Leicht ja hebt er empor, leicht auch den Gehobenen senkt er;
„Leicht den Glänzenden schwächt er, und färbt den Verdunkelten wieder;
„Leicht auch schafft er den Krummen grad', und den Stolzen versenkt er,
„Der hochdonnernde Zeus“ . . . Gerade wie „der aus dem
„Donnerwagen thronende Jehovah.“ (2 Sam. 6. 2).

keren Lichte ein stärkerer Schatten sich gefelle. Jene Entstellung ist besonders darin wahrzunehmen, daß ein immer stärkerer Nachdruck auf den Neid der Götter gelegt wird, von welchem bei Homer und Hesiod nur leise Spuren sich finden.

„Es folge,“ ruft Pindar dem Hippokleas zu (Poth. X. 17 ff.):

„Es folge noch in den künftigen Tagen

„Das Glück (*μαίνα*) und laß in Fülle der Güter ihr Haus erblühen.

„Aus dem Eöhen in Hellas

„Entlösen nicht für geringes Gut. Wägen sie nicht neidischem (*φθοναίς*)

„Umtenken (*μεταρποναις*) der Götter begegnen. Rimmer gereizt sei

„Der Gott ihnen“⁵⁶⁾).

Und für sich selbst bittet er (Dionys. XIII. 23 ff.)

„O gewaltigster Herrscher

„Dionysos, mögk Du meinen Gesängen

„Wie neidisch in dem Gemüth, Zeus Vater, sein“⁵⁷⁾).

Auch Pindar's großer Zeitgenosse, Aeschylus, sagt: Heros „ahnet nicht die Mißgunst der Himmlischen“⁵⁸⁾).

Daß aber die Neidischkeit der Götter hier nicht als eine poetische Figur und Lizenz anzusehen sei, erweist sich aus ähnlichen Äußerungen in den Geschichtsbüchern des so schlichten und besonnenen Herodot.

„Mir gefällt dein großes Glück nicht, läßt er den Amasis zu Polokrates sagen, da ich weiß, daß die Gottheit neidisch ist“ (III. 40); und noch bestimmter und allgemeiner dem Selon zu Krotes: „mich, der ich weiß, daß alles Gottheitliche neidisch ist und ruhestörend, fragst du über menschliche Dinge“⁵⁹⁾).

Was dann näher Herodot, und diesemnach wohl auch der nur ein Lebensalter frühere Pindar, der damals herrschenden Weltansicht gemäß, unter dem Neide der Götter verstanden haben, darüber giebe uns

56) *Θεός δι' αἰώνων κτλ.*

57) *ἀφθοναίος ἐπιδούων γυνοῖο χροὸν αἰώνων.*

58) Perser. v. 339. vgl. Agam. 941 ff. u. 1020. Ebenso läßt Kriophanes im Plutus diesem Gott sagen:

v. 57 — *ὁ Ζεὺς με ταὐτ' ἰδρύνει, ἀφθοναίος φθονών.*

59) I. 32. *ἐπισταύμενον με το θεῖον παρ' ὅν φθονέοντες καὶ κατὰ χροὸν κτλ.* Unter *θεῖον* ist aller Analogie zufolge offenbar alles Uebermenschliche, die menschlichen Schicksale Bestimmende zu verstehen; das *κατὰ χροὸν* aber deutet darauf hin, daß die Gottheit eben ihrer Weltungs- und Verhängungsweise nach keinen Menschen durchaus im Glück ruhen läßt, sondern den Glückstrunknen aus seinem Glückseligkeitswahn aufweckt.

der Erstere völlig unzweideutigen Aufschluß. Er läßt nämlich den Artabanos, als weisen Rathgeber, dem Xerxes Folgendes zu Gemüth führen: „Du weißt, wie die Gottheit stets auf die größten Thiere ihre Blitze zuerst schleudert, wie sie ihren Uebermuth nicht duldet, und nur das Kleine ihre Eifersucht nicht reizt. Du siehst, wie ihre Geschosse immer die höchsten Bäume und Gebäude treffen. Ueberall trachtet sie, das Höchste zu vernichten, und demgemäß sehen wir auch oft, wie ein großes Heer durch ein weit geringeres zu Grunde gerichtet wird, wenn sie eifersüchtig die Furcht über jenes sendet, oder ihre Blitze unter dasselbe schleudert, damit es einen seinen Ansprüchen nicht gemäßen Untergang finde; denn sie duldet nicht, daß neben ihr ein anderes Wesen seines Uebermuthes froh werde“⁶⁰) (VII. 10). Ebenso wird als wahrscheinlicher Grund, wenn den Achäen ein schwerer Streich der göttlichen Rache traf, angegeben: „weil er sich für den glücklichsten unter allen Menschen gehalten“ (I. 34). Wollte man aber aus dem Vorhergehenden nur dies folgern, daß die Gottheit jeden Uebermuth strafe, so wird diese rechtfertigende Deutung dadurch aufgehoben, daß auch Polykrates, der durch freiwilliges Opfer seine Demuth zu erkennen giebt, dennoch ein so fürchterliches Ende nimmt, daß Herodot es nicht einmal erzählen mag⁶¹).

Fragen wir, wie diese finstere Vorstellung im heiteren Griechenland, bei einem so schönheitsdürstenden Volke, als die Hellenen sich durch ihre Werke erwiesen, aufkommen konnte, so müssen wir, um volle genügende Antwort zu geben, auf ihre Stellung in der Geschichte und auf den Ursprung ihrer Weltanschauung zurücksehen.

Was die letztere betrifft, so ist aus allen ihren früheren Geisteswerken zu entnehmen, daß sie wie die Völker, von denen sie ursprünglich abstammten, so wie die, von welchen sie Elemente schon weit fortgeschrittener Bildung überkamen, — von der Beobachtung der Natur ausgegangen.

Sie unterschieden in derselben zunächst drei große Wesenarten.

Alle Einzelwesen auf Erden sahen sie entstehen, wachsen, wechseln, sich verändern und vergehen. Auch Sonne, Mond und Sterne gingen auf und unter, leuchteten stärker und schwächer, erhoben und neigten sich auf ihrer Bahn. Aber sie blieben im Wechsel diesel-

60) Οὐ γὰρ ἐν ποταμοῖς ἄλλοις μὲν ὁ θῆος ἢ ἰσχυρός.

61) Vgl. noch ferner VI. 75. VII. 46. u. IX. 116 — 120. — Aus demselben Grunde macht die Gottheit Alles gleich und läßt dem Schwächeren. VIII. 13. 37 — 39. 63.

den, und jeder verminderten Kraft, und Lebensäußerung folgte wieder eine verstärkte.

Nur Ein Wesen stand fest und unbeweglich inmitten alles Wechsel und Wandels: — die in sich selbst finstere, in der Mitte des Weltalls ruhende Erde⁶²). Aus ihrem geheimnißvollen Schooße gingen alle irdischen Wesen hervor, in denselben sanken nach flüchtigem Dasein alle wieder hinab; um sie kreiste der Himmel mit allen Gestirnen. Wie nun der Mensch selbst sein Inneres als Mittelpunkt und Endzweck seiner Leiblichkeit wußte, und diese von Innen heraus bestimmte, so konnte sich ihm zunächst auch die Vorstellung erzeugen, daß im Innern der Erde die weltbeherrschende Macht throne, welcher späterhin der Fixsternhimmel, der sich immer gleichbleibende, gesellt wurde⁶³).

Diesemnach besonderte sich das All in drei Sphären, von denen die eine unbeweglich, sich immer gleich bleibend, eben deshalb als die höchste und heiligste angesehen wurde, da jeder wahrnehmbare Wechsel entweder, wie bei den Gestirnen, als jeweilige Schwächung, oder wie bei den einzelnen irdischen Wesen als völliger Untergang sich kund that⁶⁴).

Die zweite Sphäre begriff die Gestirne, die als unsterbliche Götter ein seliges Leben führten⁶⁵), schon weil sie den Tod nicht zu fürchten hatten, der dem Menschen, Vernichtung drohend, keine ungetrübte Heiterkeit gestattete. Die dritte Sphäre endlich war die der Vergänglichkeit, welche alle Wesen umfaßte, die der Mensch entstehen und wieder vergehen sah.

Diese drei Sphären waren durch ihre Eigenthümlichkeiten streng von einander geschieden, und wie die Menschen als Sterbliche und Mähebeladene den Himmelsgöttern als den Unsterblichen und Seligen entgegen gesetzt wurden, so möchte die Scheidelinie zwischen diesen und der höchsten Weltmacht und ihren unmittelbaren Angehörigen bei den Griechen wohl dadurch angedeutet sein, daß die letzteren in den zwei ältesten poetischen Glaubensurkunden, bei Homer und Hesiod, bezeichnet werden, bald als die ehrwürdigen, bald auch als „entseßlich sogar unsterblichen Götter“⁶⁶). Entseßlich aber waren sie ihnen doch

62) Darum selbst bei Sophokles noch die Erde der Götter höchste (Antig. 339 ff.); die Kündgeerin, welcher Zeus selbst entsprang (Phil. 391 ff.).
63) Hesiod Theog. 884: „So wie Götter beschaffen und des Sternhimmels Urwesen Ausspruch.“

64) Hesiod. Theog. 123 ff.: „die Erde, jene Allzugerührte, die, was sie nährt“, in ihrem Schooße wieder birgt.“

65) Noch bei Sophokles Trach. 1107 heißt Zeus der Sternensführer.
66) Hom. Il. XV. 37 ff. u. f. w. Hesiod Theog. 736. 759.

wohl deshalb, weil sie denselben gehorchen mußten, weil ihre Herrschaft, ihr Verleben durch sie beschränkt war, wie Macht und Willkür der Menschen zugleich durch diese und jene. Unerschütterbar war den Menschen der Himmel⁶⁷⁾, unverbrüchlich aber auch für die Himmelsgötter Ausspruch und Gesetz der hehren Schicksalsmacht.

Wie sich auf diese Weise der Beobachtung die Mannigfaltigkeit der Wesen zu einer großen Welt hierarchie gestaltet hatte, so ergab sich dem verallgemeinernden Nachdenken auch eine Hierarchie von Gesetzen, welche alle Erscheinungen beherrschten.

Zu höchst stellte sich natürlicherweise das Gesetz der Hierarchie selbst, wonach kein untergeordnetes Wesen in die eigenthümliche Sphäre des höheren eingreifen darf. Den beiden untergeordneten Kreisen eigenthümlich war das Gesetz des Wechsels, welcher sich dann näher für die Gestirne zu dem des Kreislaufes, für die irdischen Wesen zu dem der Vergänglichkeit bestimmte.

„Was entstanden ist, muß auch vergehen,“ dies war für die Menschen das allgemeine Gesetz, welchem selbst die Götter sie nicht entziehen konnten⁶⁸⁾. Es war also ein Ausspruch der höchsten Weltmacht; weshalb auch der Tod, als dessen entschiedenste Verwirklichung, ein von ihr Verhängtes, — wenn auch erst die Götter, dann des Menschen Weisheit oder Thorheit, Frömmigkeit oder Verderben Zeit und Weise desselben mehr oder weniger abändern konnten. Da nun Vergänglichkeit für alles Entstandene, der Tod für alle Menschen schlechthin unvermeidlich, und auch für die den letzteren zugetheilte Spanne Zeit — dem Gesetze des Wechsels nach — kein bleibendes Wohlergehen zu hoffen stand, so konnte es auch als keine Gesetzwidrigkeit angesehen werden, wenn ein Mensch ungetrübte Glückseligkeit zu besitzen wähnte oder anstrebte.

Das Weltall war aber jener Anschauung zufolge auch in der Beziehung eine Hierarchie, daß den Himmelsgöttern eine bestimmte Herrschaft über die ephemeren Menschen zugewiesen war, das Schicksal jedoch sich die Oberherrschaft über Götter und Menschen vorbehalten

67) Pind. Poth. X. 27: ὁ χαλκίος οὐρανὸς ὄντορ ἀβύσσος ἀντὶ δαίης δε βροτῶν ἰθὺς ἀγλαίαις ἀντομίσσας, νικᾶναι πρὸς ἰσχυρὸν πλοοῦν.

68) Menelaos (Od. IV. 561 ff.), Ganymed (Il. XX. 234 ff.) und wenige Andere kann man nicht dagegen anführen, da Ausnahmen die Regel bestätigen.

hatte. Die Herrschaft der Götter bestand dann näher darin, daß sie nach Belieben die Freuden und Leiden, die nicht bereits durch die höchsten Bestimmungen des Schicksals verhängt waren, zu vertheilen hatten⁶⁹). Der Naturmensch kennt aber zunächst keine anderen Freuden und Leiden, als diejenigen, welche entweder unmittelbar aus dem Genuße oder Entbehren, oder demnächst aus dem Gebrauche der Naturgaben, also des von den Göttern Verliehenen entspringen. Alle Erdenwesen waren sich hierin gleich; jedes empfing von den herrschenden Mächten jegliches Werthvolle, wogegen diese auf alle Weise, — durch Gebete, Opfer, Aufzüge und Feste, — zu ehren, d. h. als Herrscher, als die Gewalt habenden anzuerkennen, also ihnen zu huldi- gen — für Schuldigkeit gehalten wurde⁷⁰). Wollte daher ein Mensch durch eigenen Will mehr als das Verliehene ertzen, schien ein Erdenwesen auch nur irgendwie eine Selbstherrschaft über seine Mitwesen ausüben zu wollen, so mußte dies als strafbarer Uebermuth angesehen werden, als ein vermessenes Eingreifen in die Herrscherrechte der Götter, welchen allein das eigentliche Herrschen vom Schicksale zuertheilt war. Darum trifft, nach Herodot's Vorstellung, der Will die höchsten Blume und die größten Thiere; darum unterliegen große Heere, die das Mittel sind, zur Welt Herrschaft zu gelangen; darum wird Prometheus an den Felsen geschmiedet, weil er gegen Zeus Willen das Geschick der Menschen erhielt, „daß sie nicht verscheitert würden in des Hades Schlund,“ weil er aus eigenem Verleihen „vom künftigen Loos wandte der Menschen Blick, indem er die blinden Hoffnungen in sie legte,“ weil

69) So sagt noch Hermotimus in Xenophon's Denkwürdigkeiten I. c. 4 §. 47: „Bekannt ist, daß sowohl die Griechen, als die Barbaren das für hatten, daß die Götter alles Seiende und Zukünftige wissen, daher erforschen alle Städte und Völker durch die Mantik die Götter, was zu thun fromme, was nicht. . . Sie können und wohlthun — und schaden; deshalb beten wir zu ihnen.“

70) Nach Sokrates in Xenophon's Haushaltungsrath c. 2 §. 5 bemerkt dem reichen Kritobulos: „er sei genöthigt, blutige und große Opfer zu bringen, wenn er nicht Göttern und Menschen verhasst werden wolle; — oder auch — sonst würden weder die Götter, noch die Menschen ihn lieben.“ Und c. 5 §. 3 preist er den Alceebios, weil er mit Viehzucht verban- den, „so daß wir zugleich Opfer erhalten, und die Götter gnädig zu machen, und Nahrung für uns selbst.“ Und ausdrücklich §. 12: *ἐπεὶ δὲ, ὅτι γὰρ θεοὶ ἰστέον, — τοὺς ἀγῶνα διακονοῦντας ἀνθρώπων, καὶ τὰς ἀγῶνας ἀν- κολουμένους.*

er eigenmächtig ihnen das Feuer schenkte, „wodurch sie lernen werden manche Kunst“⁷¹⁾).

„Desh soll er den Göttern büssen“ . . „lernen soll

„Er die Herrschaft Zeus Kronion's ehren“⁷²⁾.

Beginnt die Denkhätigkeit damit, das unmittelbar Vorhandene zu nennen, zu bestimmen, und das Mannigfaltige zur Einheit zu verknüpfen, forscht sie dann nach der unmittelbaren Ursache des Vorhandenen, so geht sie demnächst von dieser nothwendig zurück auf den eigentlichen Beweggrund derselben, der in der That nichts anderes ist, als der Endzweck selbst; denn jede Bewegung ist ein Hinstreben zu einem Ziele, ein Verlangen, dasselbe zu erreichen, mithin durch dasselbe hervor gebracht. Ehe jedoch der Endzweck erreicht ist, ist er, nur als *Mangel* desselben in der Ursache und als solcher — *Beweggrund*.

Daß nun alles Irdische stetem Wechsel und unvermeidlichem Zugrundegehen unterworfen, daß höhere Mächte die Urheber hiervon seien, und daß kein Sterblicher ungestraft diesen Verhältnissen sich entziehen könne, — hatte sich dem Nachdenken ergeben.

Als nun bei zunehmender äußerlicher Freiheit auch der denkende Geist immer beweglicher wurde und die Frage in ihm aufstieg, warum denn Alles so geordnet sei, wie er es sich vorstellte, was denn der Beweggrund sei, jenes bestimmten Herrschens der höheren Mächte, da fühlte sowohl die Sache selbst, als die Bildungsstufe, auf welcher das heroische Griechenvolk stand, zunächst jene Antwort herbei, welche uns zu dieser Erörterung Veranlaß gegeben.

Da, wo die Menschen vermeintlich nach göttlicher Anordnung und unvorbedenktlich kastenartig geschieden sind, erzeugen Gewohnheit, Ehrfurcht vor dem Göttlichen und dem Überkörnlichen häufig jene Apathie, welche weder Neid noch Herrschbegierde aufkommen lassen. Wo hingegen, wie in Griechenland, der Mensch durch Kraft und Muth die höchste Macht und Ehre, und Ruhm und Reichthum erringen kann, da erwacht auch in den Starken Herrschbegierde, in den Schwachen Neid gegen die ihn Uebertragenden, und in diesen und jenen Eifersucht gegen ihres Gleichen, so wie in den Herrschern gegen die Aufstrebenden. So legt denn auch Herodot dem Bruder des Ketres die Bemerkung in den Mund: „die Hellenen hätten die Gewohnheit, die Glücklichen zu beneiden, und die Mächtigen zu hassen“⁷³⁾, und eben so macht Xenophon den Athenern zum Vorwurf, daß sie sich rühmen,

71) Hesiod. Prom. 232. 235 ff. 248 — 255. 442 — 445.

72) Od. 9 ff.

73) VII. 236.

ihre Magistrate zu verachten und daß sie unter einander streiten und beneiden⁷⁴⁾, und Aeschylus meint:

„Wohl angeartet ist es wenig Sterblichen,

„Zu ehren ohne Mißgunst hochbeglückten Freund“⁷⁵⁾.

Sann nun ein solcher darüber nach, warum das allgewaltige Schicksal alle irdischen Wesen wieder in ihren Untergang hinarbeitete, warum das liebe Leben so bald enden, warum sogar jeder Freude ein Schmerz gefolgt sein, warum der Mensch sein Aufstreben den Obietzen büßen müsse, — so war es natürlich, daß er die ihm selbst gewöhnlichen Beweggründe auf die höheren Mächte übertrug und von Neid und Eifersucht der Obietzen zu sprechen kein Bedenken trug.

Aber es bot sich ihm auch ohnedies kein anderer zureichender Beweggrund dar. Folgt jeder Freude ein Schmerz, endet eine Strafe erst mit dem Tode, und mit dem Tode das ganze Dasein, so kann der Endzweck des Schmerzes, der Strafe und des Todes nicht im Leidenden, überhaupt nicht im Menschen, sondern er muß in demjenigen aufgesucht werden, der Schmerz und Strafe und Tod verhängt. Wie nun dem menschlichen Gefühle jedes Uebel nur dadurch wahrhaft gerechtfertigt erscheint, wenn dasselbe sich ihm als Mittel, als Bedingung, als Uebergang zu Gutem, zu Besserem für den Leidenden selbst darstellt, so kann ein Uebel, welches in Vernichtung des Leidenden ausgeht, seinen wirklichen Endzweck nur in der Selbstbefriedigung des Leidenden verhängenden haben, und diese Befriedigung ist nothwendig eine selbstliche.

Nimmt also die selbstselige, machtvolle Gottheit dem glücklichen Menschen seine Freuden oder vollende sein Leben, ohne daß dies als Vorbereitung oder Uebergang zu einem höheren, glücklicheren Dasein angesehen werden muß, dann muß auch der Mensch denken, daß die Gottheit ihm Glück und Leben nicht gönne, daß sie mißgünstig, daß sie neidisch sei. Wie dann auf dieser Bildungsstufe jeder Mensch seinen Rang, seinen Vorzug gegen Tieferstehende zu behaupten sucht⁷⁶⁾, ihr Aufstreben mit eifersüchtigen Augen bewacht, und eifern zurückdrängt, so überträgt er diese Beweggründe auch auf das Walten der Götter, — eben weil nur diese dasselbe, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch erklären können.

74) Memorab. III. c. 5. §. 16.

75) Agamem. 831 ff.

76) So heißt es noch bei Pindar (Pyth. I. 85):

— „da Neid besser als Mitleiden ist,
„Sterbe dem Herrlichen nach.“

Wir glauben hiermit anschaulich gemacht zu haben, wie solche finstere Vorstellungen ⁷⁷⁾ sich dem schönheitsliebenden Griechen ausdrücken mußten, und schon die oben angeführte Stelle aus Herodot dürfte genügen, um zu erweisen, daß jene Bezeichnungen wirklich in dem Sinne gebraucht worden, in welchem wir sie hier genommen. Einige weitere Bemerkungen und Anführungen mögen jedoch die eben aufgestellte Behauptung bekräftigen.

5.

Um vorläufig darzutun, daß die Griechen, so lange ihre Nationalreligion ihre Eigenthümlichkeit behauptet, — also etwa bis auf Sokrates, — das menschliche Dasein mit dem Tode für gegenwärtig hielten, erinnern wir nur nebst den bereits angeführten Stellen aus ihrem beliebtesten Dichtern, an den Philosophen Xenophanes von Kolophon, der Anfangs des 6. Jahrhunderts v. E., wie der Prediger Salomo ⁷⁸⁾, lehrte: „denn aus der Erde ist Alles, und Alles wird wieder zur Erde“ ⁷⁹⁾; dann an Theognis, der zur Zeit des ersten persischen Krieges lebte, und wiederholt seinen Zeitgenossen zurief:

„Rühe die Jugend, o Herz, bald wohnet ein anderes Geschlecht hier,
„Und von dem Grabe bedeckt lieg' ich ein moderner Staub.“ — und:
„Weht, so gedenkt, was Gutes dir ward, denn doppelte Jugend
„Geden die Götter die nicht, noch von dem Tode befreit
„Gienet der Menschen ein mildes Geschick“ ⁸⁰⁾.

Darum ist auch Pindar, wie allen vorsokratischen Dichtern und Denkern, verständiger Genuß des Lebens, blühende Nachkommen:schaft und Ruhm das Höchste ⁸¹⁾, und —

77) Selbst bei Sophokles wird im *ros. Ajax* 610 ff. die Klage laut: — „Nicht horrend in Furcht, zu schauen das entsetzliche Gebiet des vergangenen Habes!“

78) III. 20. „Alles wandelt noch einem Ort; Alles entstand aus Staub, Alles kehret wieder zu Staub.“

79) B. 25 bei Kirner, *Hdbuch. der Gesch. der Philos.* I. Abh. S. 47.

80) R. 27 und 30 in „*Eden und Kunst der Alten* von Fr. Jacob 4. Bd. I.

81) *Poet.* II. 56. X. 22 ff. XII. 28 ff. *Rem.* I. 31 ff. IV. 6. VIII. 35 ff. X. 87. *3 Bdm.* V. 13 ff. VI. 9 ff.

... „wer gesunde Gegensätze weihet,
 „Zum vollgenügenden Mute den ehrenden Ruf sügend,
 Der Sterbe nicht tödtlich Gott zu werden“⁸²).
 Denn — „es verhält kein Staub des Ruhms
 „Dien Schmutz auf Freundes Grab“⁸³), — und
 „Nach dem Gewährlichen durch Götterhuld ziemt der Wunsch aus
 Sterblicher
 „Kruß und zu seh'n vor dem Fuß, welch' Loos das unsr' ist.
 „Reiches Fitz, nicht trachte nach ew'gem Besitz'n (βίον
 ἀδρανέον),
 „Sondern zieh' ausschöpfend ein haltsames Ziel“⁸⁴).
 Darum nicht — „zu weit ausdehne das Ziel des Bemühens. Kurz ist an Maß
 für Menschen die glückselige Zeit“⁸⁵).
 „Des Tages Kinder (ἐκγονοί) — was sind wir, was nicht? Des
 Schattens Traum (ὄναρ ὄναρ)
 „Sind Menschen“⁸⁶).
 Darum „wo zu vielem Besizthum Würde des Ruhmes sich aufhebt,
 „Sei, wer sterblich ist, sobald nicht weiter hinaus mit dem Fuß mehr
 jagen auf ein andres Ziel“⁸⁷).
 „Menschen ziemt menschliches Theil“⁸⁸).

Endlich wird selbst noch bei Aeschylus und dem göttlichen
 Sophokles das Fortwähren in „der Erde und ihren Finsternissen“ nur
 als der unerwünschte Schlaf eines schattenartigen Wesens, oder als
 ein kraft- und freudenloses Wandeln der Vernichtung beinahe gleich-
 gestellt⁸⁹).

Ebenso wird nur aus dieser Lebensansicht die allgemein herrschende

82) Olymp. V. 23 ff.

83) Olymp. VIII. 79 ff.

84) Pers. III. 59 ff.

85) Pers. IV. 26 ff.

86) Pers. VIII. 99 ff. vgl. Aeschyl. Prom. 548 ff. und 253.

87) Nem. IX. 46 ff.

88) Isthm. V. 18: θάναθ θάνατον ὀφείλει. — Die Stelle im Isten
 olymp. Gesang. 62 — 93, wo von einer jenseitigen Vergeltung und einem
 (3000jährigen) Woge des Zeus nach Kronos Burg (vgl. Plato De leg.
 IV. p. 715 und Phädrus) die Rede, steht vereinzelt da, ist aller Wahrschein-
 lichkeit nach eine späte aus Egypten eingewanderte, nur von Wenigen —
 Wissenden — Eingeweihten ausgenommene Vorstellung (vgl. Herod. I. 123).
 Sie kann eben so wenig für Unsterblichkeitsglauben des Pindarischen, wie
 Od. XI. 602 mit dem αἶρας des Peraktes für den des Homerischen Zeitalters
 angeführt werden. Auch Greuter Symb. 2 X. II. 456 bemerkt, daß in der
 Ilias die Heldenleiber mit αἶρας bezeichnet werden.

89) S. u. X. Aesch. Pers. 684. 835 f. 913. Agam. 470 ff. 1452 f.
 Sophokl. Antig. 74 ff. 89. 484 ff. 880. 905 ff. Philokl. 1207. 1214.

Meinung erklärbar, daß überhaupt schon in diesem Leben das Maß der Freuden und Leiden für Jeden sich gleichstelle, und daß schon hier jedem Vergehen seine Strafe folge; wenn jedoch ausnahmsweise ein Verbrecher unbestraft dahin sterbe, die göttliche Rache an dessen Kindern oder Kindeskindern sich vollführe. So heißt es z. B. in der *Solonischen Elegie*, welche die Knaben zu Athen zu singen pflegten:

„Der büßt gleich; erst spät wohl ein Anderer; aber entsieht auch
 „Einer, und findet die Hand rhender Götter ihn nicht,
 „Endlich erscheint sie gewiß. Dann ben noch Kinder der Weibern
 „Unthat, schuldlos selbst, oder das späte Geschlecht“⁹⁰⁾.

Und was noch entscheidender ist, nach Herodot erklärt die *Pythia* dem *Kroos*, er be, was sein Ahn im fnfsten Grabe verbrochen habe, und ohne ihn hätten es *Kroos* Kinder ben men⁹¹⁾, und ebenso legen die *Achäer*, auf Befehl des *Drakels*, den Nachkommen des *Athamas* Strafe auf, die dieser verwickelt hatte⁹²⁾. Die Hauptstelle aber, wo Herodot vom Glauben an Unsterblichkeit der Seele spricht, beweist, daß darunter nur etwa eine bewußtlose Seelenwanderung gemeint war, und daß auch dieser Glaube nur von einigen Griechen angenommen worden. Er bemerkt nämlich (I. 123): „Zuerst haben die *Ägypter* auch diesen Satz ausgesprochen, daß die Seele des Menschen unsterblich sei. Denn wenn der Leib hinscheide, so fahre sie in ein anderes Thier hinein, welches immer gerade zu dieser Zeit geboren werde. Wenn sie aber durch alle Land- und Seethiere und Vögel gelaufen sei, so gehe sie wieder in den Körper eines Menschen ein, den Umlauf aber mache sie in dreitausend Jahren. Diesen Satz haben einige Hellenen angenommen, die einen früher, die anderen später, als komme er ihnen eigenthümlich zu; deren Namen weiß ich wohl, will sie aber nicht sagen.“ —

Aber, auch abgesehen davon, daß diese Lehre, — wie *Heeren* dargethan hat⁹³⁾, — nicht *ägyptischer Volksglaube*, sondern spät

90) B. 29. ff. bei *Jacob* II. 328. Darum bezeichnet auch noch *Aeschylus* den *Zeus* als unversöhnlich und unshnbar (*Prom.* 34. 162. 185 u.), und *Sophokles* spricht auch von einem Gott, „der keine Shne kennt“ (*Antig.* 599).

91) I. 91.

92) VII. 197. — So bricht selbst noch *Sophokles* (*Antig.* 584 ff.) in die Klage aus: „welcher Haus je Götter erschüttert, niemals ltst Fluch die los.“ —

93) *Heeren* II. 2. S. 192 ff.

entstandenes Priesterphilosophem oder Theologumenon gewesen, — liegt derselben keineswegs der Gedanke an persönliche Fortdauer zum Grunde, sondern vielmehr die indische Ansicht, von einer alle Einzelwesen durchwandelnden allgemeinen göttlichen Weltseele, welche sich eben so wenig mit der gesammten ägyptischen Oekonomie des Todtenreiches, als mit der übrigen Lebensansicht der Griechen vereinigen läßt.

Was zunächst den ägyptischen Volksglauben betrifft, so stimmen wir vollkommen der Ansicht Heron's bei, welcher des Dafürhaltens ist, daß in der Vorstellung der Ägypter die persönliche Fortdauer „an die Fortdauer des Körpers geknüpft war“⁹⁴). Er stütze sich hierbei mit Recht vor Allem auf Diodor (l. 60 f.), welcher sich folgendergestalt darüber äußert: „Die Ägypter halten den Zeitraum des hiesigen Lebens für sehr geringfügig, schätzen aber um so mehr ein ruhiges Leben nach dem Tode. Sie nennen daher auch die Wohnungen der Lebendigen nur Herbergen, in welche sie gleichsam auf kurze Zeit einkehrten; die Grabmäler der Verstorbenen hingegen heißen bei ihnen ewige Wohnungen, weil die Todten in der Unterwelt eine unermessliche Zeit fortdauern. Daher wenden sie auch auf die Erbauung ihrer Häuser wenig Mühe, auf ihre Grabmäler aber unglaubliche Kosten und Sorgfalt.“ — Diese Ansicht erklärt dann ferner, wie Heron richtig bemerkt, sowohl die sorgfältige Bereitung der Mumien⁹⁵), als die Anlage und Ausschmückung der Leisengräber und die Erbauung der Pyramiden⁹⁶). Nur durch sie endlich erklärt sich die Abhaltung des sog. Todtengerichtes, welches je nach der guten oder schlechten Lebensführung das Begräbniß gewährte oder versagte, womit doch ursprünglich wohl nur gemeint sein konnte, den Verstorbenen entweder in das Todtenreich eingehen, also fortdauern zu lassen, oder durch Ausschließung der natürlichen Vernichtung preis zu geben. Wir erinnern hier auch beiläufig an eine von Plutarch (de Is. et Os.)⁹⁷

94) Ideen II 2 S. 195 ff.).

95) Herod. II. 86 — 88. — Durch die Einbalsamirung blieben, wie Plato im Phädon bemerkt, die Körper eine unglaubliche Zeit lang ganz, und wenn sie zuletzt auch theilweise vermoderten, blieben doch Knochen und Anderes gleichsam unverfälscht.

96) Heron S. 196 ff. vergl. Herod. II. 124 wonach Senebok, Erbauer einiger Pyramiden, dieselben zu Begräbnißten bestimmte, und Ruppell in seinen Reisen in Rußland S. 114 ff. und 383 f., wo er die pyramidalen Sepulchralmonumente zu Meroë beschreibt.

97) Seine eigene Ansicht spricht er u. a. in der Abhandlung über d.

angeführte Meinung in Ägypten, wonach „diejenigen Seelen der Verstorbenen, welche fortbauern, allein in den (heiligen) Thieren aufleben und wiedergeboren werden sollen“⁹⁸⁾). Dann auch an derselben Bemerkung (ebend. S. 477): „der Umstand, den die Priester „heutiges Tages ganz verwerfen oder geheim halten, oder doch mit der „größten Vorsicht davon sprechen, daß nämlich Osiris über die Verstorbenen herrsche, verursache bei gar Vielen eine große Verwirrung, da sie „sich gemeinlich vorstellen, daß der so heil. und verehrungswürdige Osiris auf und unter der Erde wohne, wo doch die Leiber derjenigen, „die vernichtet zu sein scheinen, begraben werden.“ Erst später mag sich dann die Vorstellung von einem unterirdischen Todtengerichte über Gute und Böse ausgebildet haben⁹⁹⁾).

Was dann im Allgemeinen die Ansichten der Griechen betrifft, so ist zunächst noch an denselben Diodor (l. c. 93) zu erinnern, welcher nach Anführung der ägyptischen Todtengerichtsordnung bemerkt: „die „Griechen haben es erdichteten Fabeln und berühmten Dichtern „überlassen, diese Vorstellungen von Belohnung der Frommen und „Bestrafung der Bösen geltend zu machen. Allein dies vermag so „wenig die Menschen zum rechtschaffenen Leben zu reizen, daß vielmehr „umgekehrt, diese Fabeln von Schleichdenkenden verspottet und verachtet werden.“

Wie dem aber auch sei — gewiß war es besonders die gute Hoffnung auf anderes, besseres Leben, die in den Mysterien erweckt wurde, — welche denselben so hohes Ansehen und so weite Verbreitung gegeben hat¹⁰⁰⁾). Hätte das Volk an persönliche Fortdauer geglaubt, so würden die Mysterien wohl schwerlich jene hohe Bedeutung gewonnen haben.

Wie nun nur der Glaube, daß der Mensch nach dem Tode nicht persönlich fortbauere, die Vorstellung erklärt, daß die Nachkommen für

Zoshr. III. 508 dahin aus: „im Grunde können wir auf Erlebung „gar keinen Anspruch machen; sondern eine jede sterbliche Natur schwebt immer „zwischen Entstehung und Untergang, und giebt bloß ein Phantom, eine dunkle „und ungewisse Meinung von sich selbst“ ic.

98) Uebers. v. Kallwass. III. 467.

99) So glaubten ja auch mehrere der Kirchenväter, daß die sündhaft Gestorbenen ganz vernichtet und nur die Guten mit ihren irdischen Leibern wieder auferstehen würden.

100) „Namentlich — bem. O. Müller in f. Prolegomenen „S. 255 — ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß man die Mysterien auf „irgend eine Weise über das jenseitige Leben beruhigt entließ.“

daß von ihrem Ahn nicht gesühnte Vergehen Strafe oder vielmehr die Rache des beleidigten, erzürnten Gottes zu erleiden haben, so erklärt diese Meinung dann auch die Verstellung vom Reide der Götter. Neid und Rache sind engverschwisterne Leidenschaften, deren gemeinsame Mutter die natürliche Selbstsucht ist. Wer um einer ihm zugesügten Beleidigung willen seinen Zorn an den unschuldigen Nachkommen des Beleidigten ausläßt, der will durch diese Machtäußerung nur sich selbst befriedigen, nur die in ihn gesetzte Verneinung aufheben, sich selbst Gefühl und Bewußtsein fortbestehender Machtvollkommenheit geben; eine solche Gewaltthat ist nichts anderes, als jene bei allen rohen Völkern gewöhnliche Blutrache¹⁰¹⁾, und erst spätere Bildung hat in solcher Götterrache einen Beweis der Unverbrüchlichkeit des Rechtes und der Gerechtigkeit finden wollen. Der Neid der griechischen Götter ist nun nichts anderes, als eine Aeußerung eben derselben Selbstsucht, welche sich auch durch das unschuldige Glück vom Wesen herabgesetzt und verletzt fühlt, die ihrer Stellung in dem großen Weltbausehalte nach nur auf ein gemischtes, durch Leiden beschränktes Glück Anspruch zu machen haben.

So wie, wie schon erwähnt, selbst der Héros Prometheus bei Hesiod¹⁰²⁾ nicht nur deshalb gestraft, weil er die Menschen, die nur Taggeschöpfe sind (B. 253 u. 548), den Gebrauch des Feuers gelehrt, der nur dem Hephaistos zugetheilt war, sondern auch deshalb, weil er sie, die Zeus vernichten wollte, um ein neues Menschengeschlecht zu pflanzen, erhalten (B. 231 ff.), und weil er sie den Tod nicht vorschauen ließ, indem er „blinde Hoffnungen unter ihnen pflanzte“ (B. 248 ff.), überhaupt, weil er diesen Taggeschöpfen mehr Liebe bewies, als des Hengottes Zeus grundlose Willkür gestattete (B. 11. 28. 123. 233 ff. 442 ff.). — Hat nicht auch den Asklepios — „den Meister der Kunst

„Tode zu wecken, verhilft

„Zeus und vernichtet“¹⁰³⁾,

weil er Hippolyt von den Todten erweckt? Hierhin rechnen wir selbst noch die Bemerkung des Ischomachos in Xenophon's Haushaltungskunst (VIII. 16): „Wann einmal der Sturm auf dem Meere „da ist, dann ist keine Zeit zu suchen, was man braucht“, denn die „Gerechtigkeit bedroht und bestraft die Sorglosen! Man muß schon

101) Selbst Sophokles hält Nachkommenschaft besonders deshalb für wünschenswerth, damit sie den Aeltern zugesügtes Unrecht rächen könne (Antig. 643 f.).

102) Hesiod. Theog. 1020 ff.

„zufrieden sein, wenn sie die nur nicht vertilgt, die sich
 „nichts zu Schulden kommen lassen, und dem Himmel berg-
 „lich danken, wenn er uns bei der sorgfältigsten Erfüllung unsrer Pflicht-
 „ten rettet;“ — und (XI. 8): „Da ich glaube bemerkt zu haben, daß die
 „Götter den Menschen, ohne Kenntniß von den Pflichten und ohne sorg-
 „fältige Erfüllung derselben, Glück des Lebens durchaus versagt haben,
 „und selbst unter den einsichtsvollen und sorgsamten einigen ein glückli-
 „ches Leben schenken, und anderen nicht, so lasse ich's mein Er-
 „stes sein, die Götter zu verehren“ u.

6.

Aus dem angedeuteten Zusammenhange, in welchem mit der ur-
 sprünglichen und herrschend gewordenen Weltansicht der Griechen die
 Vorstellung vom Reide der Götter stand, erklärt sich ebenwohl, daß sie
 nur mit dieser selbst völlig verschwinden konnte. So lange die Götter
 selbst und unsterblich, die Menschen hingegen mühebeladen, noth-
 wendigem Uebergange von Freud' und Leid und der Vernichtung unterwer-
 fen blieben, mußten diese neidisch zu ihnen aufsehen und diese ihre
 schmerzliche Empfindung in die Götter selbst reflectiren, da es nur als
 Neidischkeit angesehen werden konnte, wenn jene mächtigen Wesen
 keinen Menschen an ihrer Seligkeit Theil nehmen lassen wollten.

Wohl stiegen, als das Ungenügende der Staats- und Volksreligion
 die Ausbreitung der Mystiken förderte, aus ihrem feierlichen Dunkel
 freundliche Hoffnungen, wie schöne Sternbilder auf; — wohl ging,
 genährt von ihrem Lichte und durch eigenen hohen Geistes und kräftigen
 Rechtsgefühles Forderungen verklärt den Griechen, ja der ganzen dama-
 ligen gebildeten Welt in Sokrates ein heller Morgenstern des Glau-
 bens, der Liebe und des Hoffens am geistigen Himmel auf¹⁰³⁾, welchen
 Plato zum lichten Morgenrothe verklärte; aber dem Glauben fehlte
 noch die lebendige Offenbarung, der Liebe noch der Beweis der Gegen-
 liebe, der Hoffnung noch die heilige Zuversicht, die nur aus jenen bei-
 den sich erzeugen konnte.

103) Auch der Morgenstern hat und zeigt uns noch eine Nachtseite. So
 finden sich auch noch bei Sokrates neben den lichteften — nächtliche Vorstel-
 lungen aus seiner Vorzeit, wie u. a. die im Früheren aus Xenophon ange-
 führten Stellen. Bezeichnend für seine Stellung ist besonders, wenn er bei
 Xenoph. (Haushalt. c. 10 §. 1) sagt: „Wel süßer ist es mir, von der
 „Tugend einer lebenden Frau zu hören, als wenn mir Zeus ein schönes
 „Weib im Bilde gesalbe.“

Möchte immerhin deshalb von Sokrates die Güte Gottes gepriesen werden ¹⁰⁴), möchte Plato wiederholt versichern, „die Gottheit sei nicht neidisch“ ¹⁰⁵), und diese Versicherung von seinen zahlreichen Jüngern und Verehrern erneuert werden ¹⁰⁶), — diese Protestationen bewiesen gerade die Fortdauer der Vorstellung, gegen welche sie gerichtet waren. Dem Morgenrothe der Sokratisch-Platonischen Weisheit gegenüber lagerten noch die Nebelwolken des alten Götter- und Verhängnissglaubens.

Erst als den Menschen zur Vorstellung kam, daß der Allgott selbst in seinem eingeborenen Sohne als Liebessonne über der Menschheit aufgegangen, daß dieser Sohn aus Liebe zu den Menschen vom Himmel herabgestiegen in das bitterste Leiden, daß er, Mensch geworden, verklärt durch Demuth, Liebe und Gehorsam bis in den Tod, wieder gen Himmel gefahren ¹⁰⁷), seinen Mitmenschen die Gewissheit ewigen Lebens als köstliches Verhältniß zurücklassend, erst als hiernit Pindar's „etherner Himmel“ selbst und zugleich das ethere Geschick des Todes ¹⁰⁸) im Feuer der Liebe und des Leidens — Gottes geschmolzen, — nun erst konnte und mußte auch der nachgeborene Neid verschwinden, denn ein einziger ewiger Himmel war geöffnet und bereitet für den zur Gottheit aufstrebenden Menschen, wie für den zur Menschheit sich herablassenden Gott.

Mag dann auch dieses Himmelslicht gleich bei seinem ersten Ausstrahlen von irdischen Dünsten vielfach getrübt und gebrochen worden sein,

104) Xenoph. Denkwürd. I. 4. und IV. 4.

105) Phaedr. p. 322.

106) Aristoteles Metaph.

Lib. sup. c. 6. v. 27. c. 7. v. 13. Philo.

Cicero.

Seneca.

Maxim. Tyr. serm. 25: invidia extra chorum coelestem sedes tibi constituit. — Pyramander V. 42. Dens expers invidiae.

107) Wir glauben hiermit die wesentlich christliche Vorstellung bezeugen zu haben, welche mancher theilweisen Entstellung ungeachtet, dennoch bis auf die neuesten Zeiten ihre weltgeschichtliche Macht und Bedeutung bewahrt hat.

108) Auf merkwürdige Weise finden die alten und die christlichen Vorstellungen sich verquickt bei Arnobius adv. gent., welcher die Seelen, ihrem Wesen nach sterblich, nur durch Gottes Gnadengeschenk unvergänglich werden läßt, (L. II. p. 47, edit. Hamburg. 1610), zu dessen Auftheilung nur Christus eingesetzt sei (p. 53); — et nisi vos applicatis dei principis (Gott Patris) notioni, a corporalibus vinculis exolutos expectat mors aeterna, — per fractum tempora cruciabilis poenae acerbitati consumens (p. 51).

mag immerhin sich eine noch tiefere Nacht ihm entgegengethürmt haben, welche dem Gott der Liebe noch Entsetzlicheres als Reid, welche ihm ein Vorausbestimmen zu ewigen Qualen beizumessen sich verweig, — die einmal über der Erde aufgegangene Sonne konnte wohl von Wolken und ausgeworfener Asche vorübergehend verfinstert, aber nicht ausgelöscht werden, und schon zerfließen die dichten Nebel und der volle Tag, ein wahrer Himmelssonnentag bricht an, um nicht mehr zu verschwinden. —

Ein Blick auf die letzten Zeiten der alten Welt.

Wie jedes Alter des einzelnen Menschen und der Menschheit seine eigenthümlichen Leiden, so führt auch ein jedes seine besonderen Trostgründe und Heilungsweise mit sich. Je tiefer und allgemeiner aber Schmerz und Noth, um so allgemeiner und kräftiger ist auch jedesmal die tröstende Botschaft und die dargebotene Hülfe. Darum wurde auch Christus ein Heiland, nicht nur Einer Zeit oder Eines Volkes, sondern vieler Jahrhunderte und bis jetzt schon mehr als eines Erdtheiles, weil er der jüdisch - griechisch - römischen Menschheit, welche die ganze gegenwärtige Welt, die einzige, deren sie gewiß geworden war, — verlassen hatte, nicht nur einen jenseitigen, allvergeltenden Himmel verkündigte, — für Endliches das Unendliche, für Zeitliches Ewiges verheißend, — sondern ihr auch diesseits einen, Jedem erreichbaren, Verhimmel eröffnete, — in der heimlichen Tiefe des reinliebenden, gottergebenen und dadurch mit Gott im Geiste vereinigten Gemüthes. —

Sehen wir aber auf die alte Zeit, und näher auf die griechisch - römische Welt zurück, so zeigen sich uns mehrere sich steigende Unglücksstufen und für dieselben jedesmal auch geistige Kräfte, deren Wirkungskreis, und mit diesem, deren Verächtlichkeit der Tiefe und Allgemeinheit des Unglücks entsprach.

Als das sittige, freie, schöne Leben der Griechen im und für den Staat durch die allgemeine Verfeinerung der Einzelnen, durch den nothwendigen ¹⁾ Sieg der besonderen Ueberzeugung und

1) Auf diese Nothwendigkeit deutet mit unverkennbarer Bezugnahme auf des Sokrates Wirksamkeit und Schicksal Plato im *Politic.* p. 92 ff. vergl. mit *Apol.* Soer. p. 42.

Willkür über Sitte, Gewohnheit und Ueberlieferung — zu Grunde gegangen war, — als eine materialistische Aufklärung, deren pestartige Ausbreitung schon Plato beklagte ²⁾, und vergeblich sie durch seine geistreichen, aber selbst auch auf andere Weise aufklärenden ³⁾ philosophisch-politischen Schriften zu heilen sich bestrehte, — mit dem angeerbten Glauben an die alten Götter auch die Hoffnung auf ein Jenseits, und mit beiden — auch nothwendig die Freude an der Gegenwart unterwühlt und zusammengeschüttelt hatte, — da schlug der alten Welt die erste große Leidenschaft.

Der Schmerz überwog im Leben. Nothwendig, — da der Mensch, wenn er den allgemeinen Schwerpunkt, in dem er ruhte, verloren hat und noch nicht seiner selbst als unendlicher Mitte inne geworden ist, von den streitenden Endlichkeiten hin und hergeschleudert und innerlich zertriften wird.

Meherer versuchten die Ver(ö)hnung ⁴⁾. Sie blieb fortan der erste und letzte Versuch, — während die frühere Volkjugend ihr weltliches Heil in der Schöpfung schöner Werke gefunden. Nun aber war die Frage nach dem Glückseligwerden des Einzelnen ebenso die allgemeinste Angelegenheit, wie in späteren katholischen Jahrhunderten die Frage nach den Mitteln zum Seelenheile und zur Sicherung gegen den überall offenen und verschlingenden Abgrund der Hölle. — Als eines goldenen Buches gedenkt Cicero der, uns verloren gegangenen, dem wesentlichen Inhalte nach aber wahrscheinlich von Cicero selbst erhaltenen ⁵⁾ Schrift Crantor's „von der Trauer“ — in welcher er scharfsinnig alle Schmerzensarznei „zusammengefaßt,“ und besonders darin dargezogen habe, „wie die Menschen gleichsam zur Abbüßung begangener Laster geboren würden“ ⁶⁾.

2) Plato de Legibus I. X. 74 — 90, p. 110. 111. Ausdrücklich sagte er, nachdem die materialistische Lehre dargestellt: „*οὐκ ἔστιν ἀνθρώπων πρὸς θνῆσιν νόμος, οὐδὲ νόμος ὁμοῖος*.“

3) Im 2. und 3. B. de Republ. wird die Ueberlieferung vom *Maisonnement* reformirt, im *Menaeon* p. 282, ed. Bip. ist des Euhemeros Lehre gleichsam präformirt; — im 10. Bande der Gesetze wird ein Vernunftglaube konstruirt — c. 5. w.

4) Cicero de consol. V. — *qui de luctu minuendo ante nos scripserunt: quorum extant satis multa, sane sapienter litteris mandata, in primisque a Theophrasto († 288 v. G.) Xenocrate († 314 v. G.) et Crantore († um 280).*

5) — „Crantorem sequor“ sagt Cicero im Eingange zu der eben angeführten Schrift.

6) Cicero l. c. (Crantor) — „*cujus legi brevem illum quidem,*

Diese erste Theodicee, entsprungen aus der Uequele menschlicher Bildung und Ueberlieferung, — aus Indien, und nach Griechenland herüber geströmt auf doppeltem Wege, im Süden über Aegypten, im Norden wohl vorzüglich durch Orphische Ueberlieferungen, hatte sich durch alle Aeube, ja durch den göttlichen Kauf des griechischen Lebens hindurch erhalten, wahrscheinlich wurzeln in den Mythen (2), aber auch ausgesprochen von Pindar und den Tragikern, durch Pythagoras und den göttlichen Plato.

Um gleiche Zeit mit Krantor versuchten Epikur († 270 v. C.) und Zeno († um 260) die Frage: „wie der Mensch sich benehmen müsse, um des höchsten Genügens theilhaftig zu werden?“ — von entgegengesetzten Standpunkten aus zu lösen. Zwar isolirten beide bei Behandlung der Aufgabe das Diesseits vom Jenseits, oder beachten vielmehr das letztere — jener als keine, dieser als eine unbekannte Größe nicht mit in Rechnung, — da beide noch die irdische Wirklichkeit durch und für sich selbst mit sich auszureichen wollten. Epikur aber bestimmte als Endzweck alles Daseins die möglichst große Summe des Vergnügens des Einzelnen für sich, und setzte alles Andere zum Mittel für diesen Zweck herab, als dessen Maßstab ihm die Empfindung galt*). — Zeno hingegen erhob die unbedingte Gleichgültigkeit und Unerforschbarkeit (ἀταρξία καὶ ἀνοικτὰ) des, dies in und für sich einträchtigen, Gemüthes gegen alle Aeußerlichkeit — und das Bewußtsein dieser Freiheit zum einzigen Endzweck*). —

sed vere aureum, est, ut Panætio placuit, ad verbum ediscendum de luctu liberum, quo acute universam doloris medicinam complexus est. Sed humane naturae incommoda ita diligenter et accurate expressit, ut quasi luondorum scelerum causam nasci homines, et in hunc lucem ingredi, possit agnoscere. Auch Diogenes Laertius sagt: διαρρητοίαι δὲ ὄντων πολιτῶν φύσις το κατὰ πρῶτον (Lib. IV. c. 5. Nr. 6).

7) Cicero ap. August. lib. 4 contra Pelagium: „ex quibus humane vitae erroribus et aerumalis sit, ut interdum veteres illi sive vates, sive in sacris initiisque tendendis divinitus mente interpretēs, qui nos ob aliqua scelera suscepta in vita superiore, poenarum luendarum causa natos esse dixerunt.“

8) Epikur in einem Briefe bei Diog. Laert. (Lib. X. Nr. 128, 129) sagt ausdrücklich: „— τὴν ἡδονὴν ἀρχὴν καὶ τέλος λεγομένην εἶναι τὸν μακαριώτερον ζῆν, ταύτην γὰρ ἀγαθὸν πρῶτον καὶ συγγενικὸν εἶναι, — καὶ ἐπὶ ταύτῃ καταστῆναι ὡς κανὼν τῷ παιδεία παραγαθὸν κρινόντες. — διὰ τοῦτο καὶ οὐ πᾶσαν ἡδονὴν ἀφαιρούμεθα. ἀπειροὶ δὲ πολλὰς ἡδονὰς ἐπιβέβηκαμεν, ὅταν πλείον ἡμῶν τὸ δυνατέρον ἐκ τούτων ἐκταται. —“

9) Stobaeus ecl. phys. p. II. pag. 132 — 134 — το δὲ τέλος.

Wie nun diese Ausgleichungsversuche, als der Baum des alten Lebens abgestorben, nur als einzelne Schößlinge aus der zu Grunde liegenden Wurzel der Eelbstsichkeit hervorgetrieben waren, so dienten sie auch nur Einzelnern zu vorübergehender Beruhigung. Dinehin sollte die alte Welt noch einen tieferen Schmerz erfahren, als derjenige war, für welchen jene Heilmittel dargeboten worden. —

Die Griechen, als ihr öffentliches, in der Gemeinsamkeit glückliches Leben durch und in sich selbst unterging, konnten sich aus der äußerlichen Zeitverwundung in das unversüßliche Reich des Geistes flüchten, in welchem sie sich schon früh das Bürgerrecht erworben hatten. Daher, als lange schon ihre heiteren Sänges mit dem Frühlinge entwandert waren, existirten doch noch im späten Herbst zu Athen und Alexandrien köstliche Früchte des ernstlichen Nachdenkens.

Anderes kam es in Rom. Als die Welteroberungssucht Alexanders, in welcher der griechische Geist sich selbst vergessen hatte, in Babylon, dem ersten Throne der Weltmonarchie, nach kurzem Rausche verloschen war, weil sowohl die Griechen als die Asiaten ihre ursprüngliche Nationalenergie schon in anderen Werken und Thaten ausgeführt hatten, — da suchte jener immer neu aufsteigende, riesenhafte Gedanke einer Universalmonarchie sich weiter gegen Abend ein frisches Werkzeug, und er fand es an den kampfslustigen Römern.

Der Kriegsgott war ihr Ahnherr, und Krieg mit Keden, Kechten und Waffen ihr tägliches Geschäft, ihre Erholung und Beylehung unter sich und mit den Nachbarn und Fremden. Das ganze Volk wurde von der Begierde zur Welt Herrschaft ergrißen¹⁰⁾, und wie es dem

το ὁμιλοῦντες ἔχον, τοὺτο δ' ἐστὶ καὶ ἐναλογον καὶ ἀμ-
φωρον ἔχον. Diog. Laert. VII. 98: ὁμιλοῦν δ' ἐστὶν ἀγαθόν, ἐπι-
στέμω — et Epict. Manuale C. II. 2. (ed. Heyne): ἄγον οὐν, τὴν
ἐκείνου ἀπὸ πάντων τῶν οὐκ ἐφ' ἡμῶν, καὶ μεταθίξας ἐπὶ τὰ παρὰ φύσιν
τῶν ἐφ' ἡμῶν. τὴν ἀρετὴν δὲ παντί τῳ ἐπὶ τοῦ παρόντος ἀρετῇ.

10) Das Bewußtsein hierüber findet sich nicht nur bei Virgil (Aen. VI. 847 sqq.):

„Excudent illi spirantia mollius Aera . . .

Tu regere imperio populos Romana memento!“

und bei Horaz (l. III. od. 3. v. 61 sqq.):

— — stet Capitolium

fulgeas; triumphalique possit

Roma ferocem dare iura Medis,

Horrenda late nomen in ultimos

Extendat oras — — —

Geiste der Selbstlichkeit huldigte, wurde es von ihm zuerst der Unersättlichkeit — und dann — der Selbstverzehrung Preis gegeben. Es ließ die Völker einge um sich her von den Füßen seiner Kriegstrosse treten, nachdem es ihre allein, aber nicht weit herrschenden Götter zur Theilnahme am Regimente der Welt in sein Pantheon berufen.

Aber nimmer kam es zum ruhigen Genuße seiner Ererbenenschaft. — Denn — wie nur unheilige Begierden zur That hinausgetrieben, so konnte kein Segen ihre Frucht begleiten. Die ausschließliche Sucht der irdischen Güter konnte sich doch nie des ursprünglichen bangen Hinblücks auf das Ungenügende, Hin- und Zufällige solchen Glückes erwehren, und so sehen wir die Furcht des Todes, als eine sich überall einschleichende Harpie, wie bei keinem anderen Volke, sich unzähliger Gemüther bemächtigen und nagenden Wermuth in jeden Freudenbecher träufeln¹¹⁾; — daher auch fast alle priesterlichen Verrichtungen sich nur auf Erforschung und Abwendung künftiger Unglücksfälle bezogen¹²⁾. Ebenso konnte die furchtbare Wuth, die dieses Volk bewegte, sich auch nur anschauen in wüthenden Göttern, und die Furcht vor denselben, — das gemeine Volk allen Schrecken des Aberglaubens zum Spiel überlassend, mußte in künftigen Gemüthern die Lust zur äußersten

Quiconque mundi terminus obstitit
Hunc tangat arma, —

und L. I. ed. I. v. 23

— cuncta terrarum subacta.
propter atrocem animum Catonis!
— quae caret orn. cruore nostrum

(sondern auch bei Cicero (de Rep. II. 5. III. 12. IV. 7. ed. Maj.). — Strabo (L. V. p. 358), Dionys. Halic. (l. 9) u. X. m.

11) Et saepe usque adeo mortis formidine, vitae
Percipit humanos odium tutaeque videndae,
Ut sibi consciscant moerenti pectora letum;

(Lucret. de rer. nat. III. v. 79 sqq.) cf. eod. v. 907 — 985. Cicero in consol. passim; Seneca ep. 75, 24 de brev. vit. in pr. et epiat. 83 timor mortis, — (opinio) totius aevi. De remed. fort. c. I. ad hoc (ad mortem) praecipue genus humana contremuit, nec immerito sibi videtur hoc facere. Die Furcht vor den Erdbeben, nat. quæst. VI. p. 2, ingens timor.

12) Seneca nat. quæst. VI. p. 441: — nec aequum plura exempla viticinantium invenies, quam ubi formido mentis religione mixta percrevit.

Widersegllichkeit in dem Unglauben¹³⁾ und der Selbstvergöttlichung erregen. Ja, sie scheint selbst, als Gegenwirkung, — während sie sonst nur die letzte Nachtstimmung der Poesie begleitet, — in Rom die ersten Dichter mit jener brennend-kalten Begeisterung erfüllt zu haben, die wir bei Lucrez¹⁴⁾ wahrnehmen, und wahrscheinlich auch in den Gedichten des Ennius¹⁵⁾, des Uebersetzers und Nachfolgers¹⁶⁾ des Eubemeros geherrscht haben mag.

Aber nicht nur die Götter und die Zukunft, als Tod und Unglück waren allgemein drohende Gedanken für die Römer; sondern sie fürchteten auch sich vor sich selbst, und bis in des Herzens Mitte war die Todeswunde eingedrungen. Denn während das Gewissen durch ihre stete Reflexion auf sich selbst erwacht war, fand es zur Selbstverächtnung doch nur die alten äußerlichen Gebrauche vor, die nicht mehr genügten, die tiefen Wunden zuzuheilen¹⁷⁾.

13) Lucrez vom Weltglauben zu Epikurs Zeiten sprechend, sagte (L. I. v. 63):

Humana ante oculos foede cum vita jaceret
In teris oppressa gravi sub religione,
Quae exeat a coeli regionibus ostendebat,
Horribili super adspectu mortalibus instans.

v. 147: hunc igitur terrorem animi, tenebrasque necesse est.
— discutiant — naturae species, ratioque.

cf. L. III, v. 91 ff. und besonders L. V. v. 1217 ff. —

quod non animus formidine dicam
contrahitur? etc. etc. „quis enim potest, cum existimet a Deo
se curari, non et dies et noctes divinum numen horrere?
et si quid adversi acciderit, quod cui non accidit, extimescere, ne
id jure evenerit?“

Cic. Acad. quaest. IV. c. 121, in f. et Seneca nat. quaest.
VI. p. 431.

— Illud quoque proderit animo, nihil horum (terrae motus etc.)
deus facere; nec ira numinum, aut coelum converti, aut
terram suas illa cunctas habent etc.

14) Er bezieht sie selbst, wenn er aufsteht (Lib. III. v. 28):

„Hic ibi me rebus quaedam divina voluptas
Percipit, atque horror; quod sic natura, tu vi
Tam manifesta patens, ex omni parte reiecta est.“

15) Denn Lucrez sagt von ihm (L. I. v. 117 ff.): —
Ennius ut noster cecinit, qui primus amoeno
Detulit ex Helicone etc.

— — — aeternis exponit versibus edens.

16) Cic. de nat. Deor. I. 119.

17) Deis impii ne placare audeant Deos: Platonem audiant etc. Cic.

Künste und Wissenschaften enöthlich, — damals noch nicht als Humaniora geltend, — wurden lange nur von Sklaven betrieben, und wie es im späteren Mittelalter zur vollständigen Einrichtung eines ansehnlichen Hauses gehörte, einen Hausnaccen zu haben, so wurde in Rom unter dem Gefinde auch ein Hausphilosoph gehalten. Weiter als bis zur „Liebhabelei“ der höheren Bildung erhoben sich dann die freien Römer überhaupt nicht, und auch diese beruhte selbst bei Cicero ¹⁹⁾ größtentheils nur auf dem Bedürfniß, zu einer gewissen Gemüthsruhe zu gelangen. —

Als daher die Römer des Kriegsgottes Panter fast über die ganze bekannte Welt geschwungen, und seine Schwester, die Zwietracht (Eris) sich allmählig des inneren Haushaltes der großen Kriegskadt bemächtigt ¹⁹⁾ und das innere politische Leben, worin bis dahin die Bürger ihre höchste und einzige Veruhigung gefunden, vergiftet hatte, konnten die Furcht (Phobos) und der Schrecken (Terror) — des alternden Gottes mit Blut und Thränen genährte Kinder, — den unsichtbaren Thron bestiegen, und ungehindert ihre Weiffel schwingen.

In dieser höchsten Lebensnoth war es denn, daß die Römer ihre

de Legib. II. v. 41 und Plin. de Leg. I. X. p. 109 sqq. (ed. Bipont.).
Lucret. III. 48 sqq.

18) „ut contra serpentium virus, pharmacorum genera multa, — sic contra dulcoris philosophia nobis data est etc.“ (Ciceronis consol. p. 608. C. Tusc. Quæst. V. c. 5). Auch Seneca mißte die Platonischen Ideen zu seinem Vortheil verwenden. S. epist. 58 p. 244.

19) Cicero von den Zeiten des L. Crassus, welche in seine eigene Kindheit fielen, sprechend beschreibt sie also: flagrant bello Italia, exserit sensus insidia, nihil denique in civitate fuit, quod non ejus temporis calamitatem, luctumque persenserit (Consol. p. 621. G.); aber er sagt auch überhaupt: „sin civilem vitam quisquam appetit, et in reipublica luce vivere pulchrum putat, is se exigua se paucis nulla honoris specie magnas comparare calamitate acerto sciat etc. (cod. p. 610. a). und verwundert sich nicht über häufige Selbstmorde (cod. G). Ebenso Horaz (Od. 35. v. 36. sqq. L. 1.):

— — — quid nos durn refugimus

Aetno? quid intactum nefasti

Liquimus? unde manus inventus

Metu Decorum continuit? quibus

Pepercis aris? etc. Daher denn auch das berückigte aetna parentum, pejor avis etc. (Lib. III. od. 6. v. 46 sqq.), und schon bei Seneca (de iræ mod. fortuit. §. 9): patria est, ubicunque bene est. Illud autem, per quod bene et in homine, non in loco est.

Zusucht zu Kunst und Wissenschaft nahmen²⁰), welche sie so lange verschmäht hatten. Aber kein Wunder auch, daß Kunst und Wissenschaft, die um ihrer Selbst willen gesucht und geliebt werden wollen, ihnen nur die Nachlese der Früchte gönnten, welche die Begeisterung der Griechen vollgeerntet hatte. Wie bei diesen Epikur, Krantor (doch wohl selbst schon ein Nachbeter Plato's) und Zeno in mehr und minder ursprünglicher Eigenthümlichkeit hervorgetreten, so finden wir bei den Römern als die Haupttröster nur die Erneuerer²¹) der Lehren jener Männer, namentlich Lucretz (geb. 95. † 51 v. C.), Cicero (geb. 103. † 43 v. C.) und Seneca (geb. um 4. † 65 n. C.)

Aber Lucretz, indem er alle beunruhigenden Fragen und Vorstellungen auf sogenannte natürliche Weise, nämlich aus den Voraussetzungen von einem leeren Raume und von verschiedenartigen Atomen u. s. w. zu lösen und zu erklären (sucht²²), vertilgte zwar, dem Anscheine nach, die Furcht²³) in den Gemüthern seiner zahllosen Verehrer, allein mit ihr zugleich auch alle Hoffnung. Er entzündete gleichsam die Fackel des endlichen Verstandes, und vertrieb damit

20) Von vielen nur Ein Zeugniß aus Cicero: „— non omnia adversa tum venientia metu augentes, tum maiore praesentia, rerum naturam, quam errorem nostram, dammare malimus. Sed et huius culpa et caeterorum vitiorum peccatorumque nostrorum omnia a philosophia petenda correctio est.“ *Tusc. quaest. L. V. c. 4, 5*, und Cines aus Seneca: „quid philosophia praestabit, — ut sine metu decorum hominumque vias, ut aut vincas mala aut solas epist. 29. in I.

21) Lucret. III. v. 3: *te sequor (Epicurum)*. Cicero, *consol. pr.: Crantorem sequor*. Seneca *de vita beata* p. 131: *nunc probo tibi non mi desciacere me a praecceptis stoicorum*. cf. *ead.* p. 121. *epist. 65*, etc.

22) Lucret. *de rer. nat. I. 56* sqq.

— *de summa cuncti ratione, desinque*

Disserere incipiam, et rerum primordia pendam.

Unde omnia natura creet res, auctet, atatque:

Quare eadem rerum natura perempta resolvat etc.

23) *Eod. I. v. 165* sqq.

Quare religio, pedibus subjecta (sc. Epicuri), vicissim

Obteritur, nos exaequat victoria caelo. —

Perigl. Senec. epist. 123. p. 370. und Lucret. eod.

H. v. 16. sqq. „nonne videre est,

Nā aliud sibi anturum latrare, nisi ut, quod

Corpore se junctus dolor abicit, mente fruatur

Jocundo senex, cura remota metusque? —

cf. *L. VI. v. 1 — 43.*

die nächstumgebende Dämmerung. Indem er aber zugleich die irdische Wohnung den überirdischen Himmelslichtern verschloß²⁴⁾, entzog er dem — das Unendliche suchenden — Menschaugen sein eigentliches Lebenselement.

Cicero dann, — der es mit keinem der Philosophen ganz, aber ebenso wenig mit der römischen Priesterschaft und ihrem abergläubischen Pöbel verdecken wollte²⁵⁾, und dem die bloße Wahrscheinlichkeit die höchste Form seines Denkens war²⁶⁾, — Cicero konnte, wie er selbst der höchsten Gedanken, die sich bei ihm als Nachklang aus Plato, Aristoteles und der Stoa ausgesprochen finden, nicht gewiß geworden²⁷⁾, auch nicht die weniger gebildete Menge beruhigen.

Wehr vermochte Seneca, weil er, nicht wie Cicero grüßend, das Princip des römischen Volkes selbst in seiner höchsten Eigenthümlichkeit auffassend, es, soweit als thunlich war, erweiterte, und zu dem Märrern auf ächt-römisch, d. h. in scharfer, bündiger, verständiger Bestimmtheit sprach.

24) Lucret. de rer. nat. II. v. 646 sqq.

Omnis enim per se divum natura, necesse est
Immortali sevo summa cum pace fruatur,
semita a nostris rebus, adjunctaque longe; —
— Ipsa omnis pollens opibus, nihil indigne nostri,
nec bene promeritis capitur, nec tangitur ira.

L. III. v. 418 sqq.

„nunc age, nativos animantibus et mortaleis
Esse animos, animasque leveis, ut noscere possis etc.

Eod. v. 871 sqq.

Quippe etenim mortalem aeterno jungere et una
Consentire putare, et longi motus posse,
Desipere est. —

Cf. et L. V. v. 7 — 92, v. 157 — 167, v. 239 — 240.

25) Cicero de nat. Deor. L. III. c. 4: — ut meminisse, me et
Cottium esse, et pontificem; quod eo, credo, valebat, ut opinionem,
quas a maioribus accepimus de diis immortalibus, sacra, caeremonias, reli-
gionisque defenderem. Ego vero eas defendam, semperque defendi. (c. 6)
a te enim (Balbe) philosopho rationem accipere debes religionis: maioribus
autem nostris etiam nulla ratione reddita, credere. —

26) Id. eod. l. c. 12: „non sumus ii, quibus nihil verum esse viden-
tur; sed ii, qui omnibus veris saltem quaedam adjuncta esse
dicamus, tanta similitudine, ut in iis nulla inest certa iudicandi et assentiendi
nota. Ea quo existit et illud, multa esse probabilis etc. cf. Tusc.
quaest. V. 4.

27) Mit Recht sagt Seneca von ihm: „nec secundis rebus quie-
tus, nec adversarum patiens etc. (de brevitate vitae p. 155).

Wie Gott die Materie, sie durchwohnend und beherrschend, erd-
nere, so soll der Mensch, aus dem göttlichen Geiste entsprungen, Gott
freiwillig gehorchend, auch seinen Körper und dessen unwillkürliche Affecti-
onen beherrschend²⁶⁾; denn durch diese Selbstbeherrschung, — die
höchste Tugend, — wird er ein Freund Gottes²⁷⁾, ja sogar, als frei-
bildend, mehr als Gott²⁸⁾. Alles Uebel aber ist von Gottes
Güte nur zur Erweckung, Uebung, Selbstbewußtwerdung und
zum Selbstgenuß der Tugend, welche ihr eigener Lohn ist, über die
Menschen verhängt, und soll als solches, und weil es zum Bestand der
Welt nothwendig ist, frei ertragen²⁹⁾, darf aber auch, wenn man
sein Ende aus ihm selbst nicht voraussieht, durch Selbstbefreiung

26) Seneca epist. 66, p. 251. — „quem in hoc mundo locum
Deus obinet, hunc in homine animus; quod est illic materia, id in nobis cor-
pus est. Serviant ergo deteriora melioribus etc. — De vita beata p. 133:
quod sibi probatur, homines divini spiritus esse partem, ac veluti acinillas
quasdam sacrorum in terras desiluisse. L. eod. p. 126: Deo parere libertas
est. Epist. 16. 297: philosophia adhortabitur, ut Deo libenter paream-
us. Ep. 95. p. 326: Non pareo Deo, sed assentior; ex animo illum,
non quin necesse est, sequor. Ep. 75: una rationem, hujus te amor contra duri-
ssima armabit. Cf. ep. 67 et ep. 74 in f. ubi: „miraria hominem ad
Deos ire? Deus ad homines venit, imo, quod propius est, in homines
venit. Nullo sine Deo mens bona est.

29) De div. prov. c. 1: Inter bonos ac Deum amicitia est, conciliante
virtute, amicitia dico, imo etiam necessitudo et similitudo etc.

20) Eod. c. ult. „— ferte fortiter, hoc est, quo deum ante ce-
detis: — ille extra patientiam malorum est, nos supra patientiam. — Cf.
ep. 74 in f.

31) De div. prov. c. 2: „paternum deus habet adversus bonos viros
animum, et illos fortius amat, et operibus, doloribus ac damnis exagitat,
ut vero colligant robur. — Omnia adversa (bonus) exercitationes
putat etc. — c. 4: opus est — ad notitiam sui experimento, quod quidem
quis posset, nisi tentando didiceret? — Nos itaque Deus, quos probat, quos amat,
indurat, recognoscit, exercet. Cf. c. 5 eod. de vita beata p. 123: — vir-
tus — ipsa pretium sui est. Ep. 87: maximum scelorum mutare non
possumus. Id possumus, magnum sumere animum, — quo fortiter fortuita pa-
tiamur, et naturae consentiamus. Natura autem hoc, quod vides,
regnum mutationibus temperat. — Contrariis rerum aeternitas
constat; ad hanc legem animus noster aptandus est, hanc sequatur, hinc
pareat, et quaecumque sunt, debuisse fieri putet, nec velli objurgare na-
turam. — Malus miles est, qui Imperatorem (deum) gemens sequitur, quare
— (non) desinamus hunc operis pulcherrimi cursum, cui quicquid
potiamur, intentum est. — Cf. ep. 83 et ep. 120 — optimum ex contrario
nituit.

aus dem irdischen Gefängnisse beendigt werden ³²). Die Nothwendigkeit, daß die innere Tugend das höchste und das einzige wahrhaftige Gute und sein Besitz die wahre Seligkeit sein müsse, beruht aber darauf, daß ohne diesen Grundsatz der Mensch in Abhängigkeit und fremde Willkür komme, — daß er übel von der Vorsehung urtheile und das Götliche undankbar erkläre, — daß Glaube, Pietät und Edelmuth zu Grunde ginge, und daß, wenn es noch andere Güter gäbe, der Mensch seliger wäre als Gott, daß aber diejenigen keine Güter sein könnten, durch welche Gott überwunden würde ³³). Die Seligkeit ist diesem nach schon hier erreichbar ³⁴). Die Unsterblichkeit des Geistes ergibt sich aber aus der Gleichheit des Wesens Gottes und des menschlichen Geistes selbst; denn der Mensch trägt in sich die Samen aller Zeiten und Künste ³⁵), — und es ist ihm natürlich, sich in's Unendliche auszudehnen, und keine anderen Grenzen zu dulden, als die ihm mit Gott gemeinsam sind ³⁶). Vielmehr ist er von der Natur zum Zeugen ihrer Herrlichkeit bestimmt ³⁷), und er freut sich des Göttli-

32) De prov. c. ult. (Seneca läßt Gott selbst sprechen): Ante omnia curavi, ne quis vos teneret invitos, latet exitus. Si pugnare non vultis, licet fugere. — Cf. ep. 59 in fine, 98 p. 329. — Ep. 78: — tam prope libertas est, et servit aliquis? Fac tui juris, quod alieni est; — nam vita, si moriendi virtus abest, servitus est. — Cf. ep. 71.

33) Epist. 75: — qui omne bonum honesto circumscriptis, intra se felix est. Nam qui alia bona judicat, in fortunae venit potestate, alieni arbitrii sit; — male de providentia judicat, quia multa incommoda justis viris accidunt, et quia quicquid nobis dedit breve est et exiguum, si compares mundi totius aevi; — aut ista bona non sunt, quae vocantur, aut homo felicius deo est, quoniam quidem quae parata nobis sunt, non habet in nos Deus, etc. — (et) considera tu — an id bonum vocandum sit, quo deus ab homine vincitur etc. —

34) De vit. beata. I. p. 122: Beatus est praesentibus, quallacunque sunt, contentus, amicisque rebus suis. Cf. ep. 80.

35) Quem dand. benef. IV. c. 6: insita sunt nobis omnium naturatum, omniumque artium semina. Ep. 94: omnium honestarum rerum semina animi gerunt.

36) Epist. 102: dic potius, quam naturale sit in immensum mentem suam extendere. Magna et generosa res est humanus animus, nullus sibi poni nisi communis et cum deo terminos patitur. Cf. de vit. beata, p. 132 et epist. 77.

37) De vita beata II. p. 132: Curiosum nobis natura, ingenium dedit, et artis sibi ac pulchritudinis suae conspectu, spectatores nos tantis rerum spectaculis gerunt etc.

hen als des Seinigen ³⁸), und was Gott thut, thun wir auch ³⁹). Wie daher eine Mutter mit dem Kinde, so ist der Mensch mit dem freien reinen Geiste gleichsam guter Hoffnung, und der Todestag in Wahrheit nur der Geburtstag zum ewigen Leben ⁴⁰). Nothwendig aber ist dieser Uebergang in ein anderes Leben, einerseits, weil der Geist im irdischen Körper von der Materie in der unendlichen Contemplation der göttlichen Natur beschränkt wird ⁴¹), andertheils, weil Gott, wie er hier die Guten zu Besten erziehen will, überhaupt im Wohlthun sein Dasein hat ⁴²). Indem nun endlich des Menschen Geist schon ursprünglich göttlichen Wesens ist, und ebenso der Weltlauf von Gott so wohl zum Besten der Menschen vorgeordnet, als unveränderlich bestimmt ist ⁴³), so wird der besonnene Mensch nur für das Empfangene danken, aber nicht sich etwas Besondere erbitten ⁴⁴). Hat er selbst aber gegen

38) Nat. quaest. I. p. 384: et hoc habet (homo) argumentum divinitatis suae, quod illum divina delectant, nec ut alienis, sed interest ut eois, — quid (ergo) interest inter naturam Dei et nostram? Nostri melior pars animus est, in illo nulla pars extra animum, totus ratio est. Ep. 37: Si vis tibi omnia subicere, te subijce rationali.

39) De vit. beata I. p. 123: mundus — cuncta complexions, rectorque universi deus, in exteriora quidem tendit et redit. Idem nostra mens faciat, cum secula sensus suos per illos se ad externa porrexit, et illorum et sui potens sit. —

40) Epist. 102: — dies ille, — qui mixtum hoc divini humanique accernit tempus, — — aeterni natalis est dies. —

41) Nat. quaest. L. VII. p. 451, epist. 102 in f.: aliquando naturae tibi arcano reteguntur, discutietur ista caligo et lux usque clara percipiet, — quid tibi videbitur divinae lucis, cum illam suo loco videris? etc.

42) De benef. VII. c. 31. p. 75: — Dii omnium rerum optimi auctores, qui beneficia ignorantem dare incipiunt, ingratis perseverant. Quem dand. ben. IV. c. 7: — Deus: — stant beneficio ejus omnia. — De div. prov. c. 2: — Deus, ille honorum amantissimus, qui illos quam optimos atque excellentissimos vult esse. —

43) Epist. 110: quidquid nobis bono futurum erat, deus et parens auster in proximo posuit, non expectavit inquisitionem nostram, et ultro dedit, nocturna altissime pressit. Ep. 31: dedit tibi (natura) ille, quae si non deserueris, per deo surges. De div. prov. c. 5: — grande solatium est cum universo rapi; — eadem necessitate et deos alligat, irrevocabilis humana pariter ac divina cursum venit. Ille ipse omnium conditor ac rector scripsit quidem fata, sed sequitur.

44) Quem dand. s. ben. IV. c. 6: — unde tibi latum quom trabila spiritum? — — nonne ac gratus, deus nobis haec otia fecit. Ep. 78: desine fata deum socii sperare precando: rata et sua sunt. Epist. 20 in m. Ep. 90 pr. Ep. 95.

seine wahrhafte Natur gehandelt, dann braucht er nicht Wetter äußerlich zu suchen, sondern in ihm selbst trägt er den Gott, der ihm vergilt, was er gegen ihn gethan ⁴⁵⁾, — sich selbst ist so der Mensch sowohl des seligen als unseligen Lebens Ursache ⁴⁶⁾.

Diese Weltansicht, — deren wesentlichste Elemente jedoch schon von Sokrates zu Tag gefördert ⁴⁷⁾ und von Zeno und seinen Jüngern entwickelt worden, — mußte die Römer mächtig anprechen, da Seneca sie so viel als möglich, an das Gedächtniß ihrer tugendhaften, heroischen Vorfahren anknüpfte ⁴⁸⁾, ja zum Theil sie nur für das Bewußtsein über die Vortrefflichkeiten jener Musterbilder erklärte ⁴⁹⁾, wie ihm denn das Leben des Älteren und der Tod des jüngeren Cato offenbar das Urbild menschlicher Vollkommenheit darzustellen schienen ⁵⁰⁾, und

45) Epist. 41: *sacer intra nos spiritus sedet, malorum honorumque nostrorum observator et custos, hic prout a nobis tractatus est, ita nos ipse tractat, — quid (vero) stultius, quam in homine aliena laudare?* — *propria virtus est in vita fertilitas. In homine quoque id laudandum est, quod ipsius est. — Quod proprium est hominis, queris quid sit? animus, et ratio in animo perfecta, — consummatur — ejus bonum, si id adimplevit, cui nascitur. Quid est autem, quod ab illo ratio haec exigit? Rem facillimam: secundum naturam omnia vivere.* Ep. 95: *Via deos propitiare? bonus esto. — Ep. 57 in fine: multos fortuna liberat poena, meis nominem. Quare? quia infixa nobis ejus rei averatio est, quam antea demonstravit. — Ep. 110 pr. — jubeo te habere mentem bonam, hoc est, propitios deos, omnes, quos habet placatos et felices, quisquis sibi se propitiavit. —*

46) Ep. 98: *Valentior omni fortuna animus est, in utramque partem ipse res sua ducit, beatæque ac miseræ vitæ sibi causa est. — Ep. 20: hac ergo cogitationes tuæ tendant, hoc cursu, hoc opta, omnia alia vota Deo remisimus, ut contentus sis temetipso, et ex te nascentibus bonis. — Ep. 31: quid votis quis est? Fac te ipsum felicem subilire in coelum, ex angulo licet. Exsurge modo, et te quoque dignum finge deo.* Ep. 92: *non aliena vi ad summa nititur.*

47) Man vergleiche mit den Stellen aus Seneca folgende in Zenophons Sokrat. Denkwürdigkeiten L. I c. 1 §. 12. c. 4 §. 17 18. c. 6 §. 10. L. III c. 9 §. 4, 14, 15. IV c. 3. §. 5, 6, 11, 13, 16, 16. c. 5 §. 3, 11 und in Xenoph. Oecon. c. 17 §. 3; dann auch Platon. apol. Socr. ed. Wolf. p. 90 — 92; polit. p. 114, ed. bip.; Phaedon. p. 146 — 153 etc. ed. bip.; Timæus p. 68, 69. p. 90, ed. Stæph. —

48) Epist. 72. 98 etc.

49) Epist. 120 und Vellejus II. 35 de Cat.: *homo virtuti similis, et per omnia ingenio diu quam hominibus proprius, qui nunquam recti fecit, ut facere videretur, sed quia aliter facere non poterat.*

50) *Omne tempus Clodius, non omne Catona fert.* Ep. 97 etc.

man ihn füglich als den geistreichen Evangelisten jener Catonischen Gottmenschheit bezeichnen kann.

Das Evangelium aber, welches er verkündete, war im Grunde kein anderes, als das ächterömische der Selbstseligkeit⁵¹⁾, welche, da aller bestimmte Inhalt, den das Selbst durch seine Verletzung mit der Welt erhalten kann, sich damals als zufällig erwiesen hatte, nur in dem gehaltenen Bewußtsein der unerschütterlichen Sichselbstgleichheit bestehen konnte, ein Bewußtsein, welches jedem Einzelnen den förmlichen Genuß abstracter Welteroberung verlieh.

Hiermit war im eigentlichen Sinne die alte Welt in ihren Winter eingetreten. Der Baum des Lebens, dessen Dornen sogar in Griechenland in Büschen ausgeschlagen, stand entblättert; seine Seele hatte sich in und auf sich selbst zurückgezogen. Zwar genoß sie in dieser Einsamkeit eine Weile ihrer Selbst; aber sie mußte doch bald dieser ihrer Armseligkeit inne werden, und ein Wurm nagte an ihres Baumes Wurzel. Denn ungeachtet wir bei Seneca und Anderen schon die Samen des Unendlichen, wie in Knospen eingeschlossen, ausgestreut finden, so blieb doch die Form des bloß Natürlichen die herrschende Kategorie ihrer Weltansichten, und der endliche reflectirende Verstand — das Auge für diese Formen. So wurde Gott nur als Werkmeister der von ihm vorgefundnen Materie, und eben damit in seiner Haltung als durch sie bedingt, ja selbst beschränkt⁵²⁾, die Welterscheinung nur als eine in sich selbst stets zurücklaufende, nur Eines und Dasselbe wiederholende, alles Besondere einerseits in die Ureinheit Gottes und anderseits in das Chaos der Na-

51) Von Marcus Cato erzählt Plutarch in dessen Leben (Uebersetzung von Amyot — T. I. p. 873): „(il) n'avoit point de honte, de haut louer soi-même tout ouvertement; — il écrivit lui-même: que ceux qui le virent (à la bataille dans les Thermopyles) furent contraint de confesser que Caton ne devoit point tant au peuple Romain, comme le peuple Romain devoit à Caton etc. Und von Cato von Utica erzählt derselbe (eod. T. II. p. 333): „il vouloit (étant jeune) venir à bout de tout ce qu'il entreprenoit de faire, et s'y obstinoit plus que son âge ne portoit etc. und pag. 390 (als Cäsar siegreich Utica nahm und man Cato rief, sich ihm zu ergeben, antwortete er u. a.) que, quant à lui (Caton) non seulement il avoit toute sa vie été invincible, qu'il avoit vaincu tant comme il avoit voulu, et avoit toujours été plus puissant que Cesar en droit et en justice etc.“ —

52) So heißt es bei Seneca (de Div. pr. c. 5): quare Deum tam iniquum in distributione facti sunt, ut bonis viris paupertatem, vulnere, et acerba funera adscriberet? Non potest artifex mutare materiam.

trie auflösende Bewegung ⁵³), die Menschheit als zum Schlimmeren, vom Blühen zum Verwelken, fortgehend ⁵⁴), betrachtet.

Im Grunde war es daher nur ein endlicher Trost, welchen der Stoicismus dem Epikureismus entgegensetzte, und ob der Seele Dauer auf eine zehntausendjährige Periode oder auf das einmalige Erdenleben beschränkt wurde, war um so gleichgültiger, als auch für größere Dauer die Selbstfortsetzung durch Erinnerung mehr bezweifelt als geglaubt wurde ⁵⁵).

Als nun wirklich das römische Volk, zum Niedergange hinwegewendet, nur immer tiefere Nacht über den stolzen Glanz, von welchem es lebte, hereinbrechen, und nicht den ewig hellen Stern aufgehen sah, welchem die Könige der Erde zu huldigen gingen, als die Zerstörungslust der unumschränkten Herrscher dem Einzelnen selbst die letzte Zuflucht raubten, indem sie ihm sogar den freiwilligen Tod unmöglich machten, als das Volk sich vergeblich mit seinen geraubten Schätzen von der Rache der Beraubten loszukaufen versuchte, vergeblich die Sterne und Thiereingeweide befragt, alle Sühnungsweisen versucht, alle Götter angefleht, alle Mysterien erforscht waren, und Erdbeben, Pest und Hungersnoth häufig sogar die Natur, zu welcher das Vertrauen sich noch erhalten hatte, als trübsalig zu offenbaren schienen, da war das Volk der tiefsten Unseligkeit Preis gegeben, und eben damit der Boden bereitet, in welchem das versöhnende, beseligende Wort der Liebe und die frohe Botschaft unsterblichen Lebens wurzeln, wachsen und zum reichbelaubten, blühenden und fruchtbelaubten Baume der Christenheit erwachsen konnte.

53) *Quoniam est (vita) Jovis, cum resolutum mundo, et Dis in unum confusis, paulisper cessante natura, acquiescit sibi etc. Seneca ep. 9: Oboerva orbem rerum in se remeantium etc. Ep. 36: — quidquid est, non erit, non peribit, sed resolvetur etc. Ep. 72.*

54) *Ad deteriora faciles sumus, ep. 97; — cito nequitia subrepsit etc. sat. quaest. L. III in fine.*

55) *Jupiter quo antecedit virum bonum? Diutius bonus est etc. Ep. 74, cf. Ep. 80, 77, 36.*

Uebergang vom Mittelalter auf die neueste Zeit.

1.

Als das Mittelalter sich bis zu den äußersten Spitzen hin vollendet und verduftet hatte, als es fertig geworden mit seiner Hierarchie und seinem Ritterthume, mit seiner Scholastik und seinen Domen, da eröffnete die Vorsehung der menschlichen Thatkraft neue, ungemessene Bahnen. Der Buchdruck durchbrach die Hierarchie, das Schießpulver sprengte die adeligen Raubschlösser, die geklüfteten Griechen führten über die Scholastiker hinaus zur schönen Litteratur von Hellas; Columbus und Vasco de Gama bereiteten dem Welthandel neue Wege, und Copernicus eröffnete den Himmelsdom, in welchen die Erde nun selbst einging, um unter dem Strahlenfittigen der Sonne vor dem Unendlichen anzubeten.

So war das ganze Weltssystem des Mittelalters erschüttert und durchbrochen, und es dauerte lange Zeit, bis die neuen Mächte sich einigermassen mit den älteren, theilweise herabgesehen, abgefunden hatten. Die menschliche Gesellschaft ist wie der Ocean. Wenn ein Ozean ihn von Grund aus aufgewühlt hat, dann folgt die hohle See! Aber wie fürchterlich sie auch wüthet, so ist sie doch die Rückkehr zum Frieden; denn sie geht hervor aus dem gesetzmäßigen Sterben nach Gleichgewicht.

Aber nicht der Ozean war es ursprünglich, der das Gleichgewicht, der die schwebende Temperatur gestört; vielmehr bezeugt er selbst das Aushalten einer vorangegangenen Störung. Er offenbart die Unerträglichkeit einer Spannung oder eines Drucks, oder beider, und ist der Anfang der Ausgleichung, der Befreiung und Befriedigung. So wurde der Sturm der Reformation zum Ausbruch genöthigt theils durch die Spannung zwischen unheiligen Gottesvertretern und gewissenhaften Laienmenschen, zwischen unverständigen Religionslehrern und einsichtsvollen Schülern, —

cheißt durch den Druck, welchen die Nachhaber ausübten auf das ungewöhnliche geistige Leben.

Freiheit und Gleichheit war das Freibesohren der Laien gegen die Geistlichen, der Priester gegen die Bischöfe, der Bischöfe gegen den Pabst. Gleiche Rechte und gleiche Gerichte, Freiheit der Scheidscheidung für die Laien, und Verehelichungsfreiheit für die Geistlichen waren die dringendsten Forderungen. Und neben dem geistlichen Stande erhoben sich die weltlichen Gelehrten, neben dem Adel der Kriegerstand, neben Clerus und Adel der freie Bürgerstand, neben den Gutsbesitzern der Handelsstand, — überhaupt neben dem zerbrochenen Mittelalter — die Weltgestalt einer neuen Zeit, beide mit verschiedenartiger Bestimmung gegen einander. Das Neue reizte das Alte zu immer rechtloserem Widerstand, zu einer immer gewaltthätigeren Gewaltthatigkeit. Das Alte hingegen nöthigte das Neue zu immer bestimmterer Selbstbeschränkung, zu einer immer heftigeren — weil gerechteren — Selbstthätigkeit.

2.

Die Reformation hatte zu Anfange des 16. Jahrhunderts mit den weltlichen Rechtsgelehrten begonnen, war von den frommen Predigern dieses Jahrhunderts fortgeführt, von den Bischöfen zu Konstanz und Basel legitimirt, durch die Gelehrten im 15ten Jahrhundert geburtsreif, durch den Buchdruck immer allgemeiner als nothwendig erkannt, endlich im Anfange des 16ten zugleich von Predigern, Rechtsverständigen, Gelehrten und Fürsten und vom gemeinen Manne zur vollen Wirklichkeit gebracht geworden.

Zunächst aber war hiermit nur die Despotie der Cleruskasse gestürzt, und auch diese nur bei den germanischen Völkern, selbst bei diesen nur theilweise.

Noch hatten sich aus dem Mittelalter die hemmende Autocritik der Offenbarung, das Privilegium des Adels und selbst der Rechtsfreiheit, so wie das angeblich christliche Seligkeitsmonopol und das sogenannte Erbschuldrecht erhalten.

Die stärkere h. Schrift hatte den Pabst und sein Heer gestürzt; das Privilegium der Schrift konnte nur durch die noch stärkeren Mächte des Gewissens, des Verstandes und des allgemeinen Menschengefühls überwunden werden. Diese Herkullische Arbeit wurde von weiterreichenden Italienern eingeleitet, von Engländern bedächtig fortgeführt, von den französischen sogenannten Philosophen und Poeten durch gleißenden Spott zur europäischen Mode, aber von den gemächlichen Deutschen nur cum beneficio inventarii — acceptet.

Wie der mittelalterliche Clerus seine erhabene Stellung der, durch Hingebung vermittelten, Heidenbekehrung verdankt, und nur als Lehrstand sein Ansehen behauptet, so war der mittelalterliche Adel nur durch Eroberung, näher durch Muth und Ergebenheit an den Herrführer, — zum zweiten Stande erwachsen, und konnte nur als fürsorgender Gutsherr in Friedens-, und als vorsehender Wehrstand in Kriegszeiten seine Stellung behaupten. Als nun das Schießpulver den Krieg zum Handwerk gemacht, als durch den Handel das Leben in größeren Städten, und durch die Uebermacht des Einheitspunktes das Leben am Hofe überwiegenden Reiz erhalten, als das gesellschaftlichere Leben den geistig Begabteren unausbleiblich das *Supermat* zuwandte, als vollends der Briefadel auch unbegleitete Schwächlinge mit Vorrechten ausstattete, und die angeborene Bevorrachtung die Strebkraft der Adelligen zum Voraus lähmte, — da mußte der Adel überhaupt immer mehr zu einer zweck- und inhaltsleeren Form zusammenschwinden. Hierzu kam noch, daß gerade, wie das Papstthum den Episkopat gleichsam absorbiert — und hiermit auch sich selbst der vermittelnden Stütze beraubt, — eben so die Monarchie die Kronvasallen entmachtete, — hiermit aber auch sich selbst den Angriffen des dritten Standes bloßstellte, und in der Zeit der Noth nur mehr ein ohnmächtiges Mittelglied bei dem Adel fand.

Das innere Gleichgewicht der gesellschaftlichen Gewalten war durchaus gestört; die legitimen Formen mußten zusammenbrechen bei dem ersten kräftigen Windstoß.

Als die mittelalterliche Brahminenklasse ihre Standesrechte, ihre Ueberlieferungslehre und ihr Wohlleben bedroht sah, nahm sie — irdischer Gewalt und List ihre Zuflucht. In Spanien und den Niederlanden wütheten Kreuzzüge, Folter und Feuer, in Frankreich die grausamste Verfolgung und der schändlichste Mord; in Deutschland mußte der durchlauchtigste römische Kaiser Hentersdienste verrichten; über alle Länder endlich breiteten die papstgläubigen Jesuiten ihr trügerisches Fischergarn.

Aber die Clerusklasse siegte wirklich nur in Spanien, nur scheinbar in Frankreich und Italien. Sie unterlag völlig im kräftigen Norden, mehr als zur Hälfte in Deutschland. Aber den rückgängigen Vertheidigern des Mittelalters gegenüber siegte das nationale Religionsrecht durch die utrecht'sche Union (1579), — das volksfürstliche Recht in dem dreißigjährigen Kriege und die Volkssouveränität durch Verjagung der Stuarts.

Der Kaiser verlor schon damals nicht bloß die römische, sondern auch

die deutsche Krone, denn er mußte widerwärtige deutsche Fürsten als solche anerkennen, und auch der Adel verwundete schon damals sich selbst auf dem Tod, als er in Art. I. einen gebornen König wie einen gemeinen Verbrecher hinrichten ließ.

Aber zwischen dem Adel und dem Fürsten walte derselbe Unterschied ob, wie zwischen dem Episkopat und dem Papstthum. Das Papstthum war halb gestürzt, als ein französischer König den Papst gefangen setzen ließ; ganz, als die zu Konstanz versammelten Bischöfe ihn absetzten. Der Episkopat selbst konnte jedoch nur durch eine gewaltsame Reformation gestürzt werden. Eben so war die königliche Macht halb gebrochen, als der Adel ihr eine Magna charta abnöthigte; ganz, als ein König von seinen Unterthanen zur Verantwortung gezogen wurde. Aber der Adel, der — wie der Episkopat, in das ganze Staatsgewebe verflochten war, konnte nur durch eine Revolution oder durch Ueberwältigung von fremdem Eroberer äußerlich zu bestehen aufhören. Das erstere geschah in Frankreich durch die Ummäzung von 89, das letztere theilweise in Deutschland durch Napoleons Heerzüge.

5.

So ist allmählig zuerst die Gewaltherrschaft, welche Papst und Cæsar über die Laien, — dann die, welche König und Adel über den gemeinen Mann ausgeübt, durch die Gewalt der Waffen zerbrochen worden. Aber diese Waffen haben nur gesiegt, weil sie auf Seiten der Religion und des Rechtes für höhere Freiheit und Gleichheit gekämpft. Zuletzt noch hat die rohe Wassengewalt eines erobernden Volkes sich an dem Nationalgefühl der Ueberwundenen gebrochen, und nachdem alle europäischen Mächte sich zur Wiederoberung der nationalen Selbstständigkeit vereinigt, haben sie selbst ein Princip in die Geschichte eingeführt, welches vollends die mittelalterliche Staatenordnung in ihren inneren Verhältnissen verändern muß. Das Eröberungsrecht, welches eine Nation über eine andere geltend machen möchte, ist für ungültig erklärt, und wie es Amerika und Griechenland gelungen ist, wie Polen und Irland versucht haben, diese Ungültigkeit zu bekämpfen, so ist vorauszu sehen, das Norditalien und Ostindien früher oder später Gleiches versuchen werden. Wie jeder Mensch seines Glaubens, wie jeder Bürger seiner Eigenthümlichkeit und des allgemeinen Rechtes, so will jedes Volk seiner Nationalität zu leben — die gewöhnlichste Freiheit haben.

6.

In dieser durchgreifenden inneren Verwandlung und Verhältnißänderung hat aber die Vorsehung auch wieder, wie zur Zeit der Refor-

mation, neue Mächte und Vermittlungsweisen aufkommen lassen, die zur völligen Umgestaltung des gesammten Erdlebens Unermeßliches beitragen werden.

Zur Zeit der Reformen erweiterte der Mensch sich nach allen Richtungen hin. Ein neuer Welttheil wurde entdeckt, die alten wurden zugänglicher, und zuletzt auch die Circulation des kosmischen Erdlebens entdeckt. Rückwärts wurden die älteren Sprachen, das Griechische und Hebräische, und durch sie — die alten Religionsurkunden und die Werke einer untergegangenen Kunst- und Wissensewelt gleichsam wieder entdeckt, während eine neue Kunst, die Malerei, und eine neue Wissenschaft, — die Geschichte, — in die Geschichte selbst eintraten.

Ähnliche, aber großartigere Erweiterungen bereiteten und begleiteten die Zeit der allgemeinen Umgestaltung. Das Mikroskop und die Chemie eröffnen uns wunderbare Geheimnisse der bis dahin nur oberflächlich bekannten Natur, und zeigen uns die Anfänge der Pflanzen- und Thierbildung, wo unsere Vorväter nur Verwesung ersahen. Harvey entdeckt die Circulation des Blutes, und das Teleskop offenbart neue Planeten, ja neue Sonnen- und Weltssysteme, während die Astronomie die Kometen in den geordneten Reigen der Gestirne einführt, und der Lebensmagnetismus die Geheimnisse der unsichtbaren Welt und die Wunder der Vergangenheit zu offenbaren anfängt. Rückwärts werden die Ursprachen, — der Sanskrit und das Chinesische, — und ihre Beziehung zu allen übrigen Sprachen der Menschheit erforscht; ja sogar die seit Jahrtausenden verstümmte Memnonssäule der Hieroglyphen fängt im Morgenrothe der neuen Weltzeit wieder zu tönen an, und mit überschwebender Offensinnigkeit werden alle Religionsurkunden erforscht und in ihrem organischen Zusammenhang aufgefaßt.

Zum zweiten Male führt die Hand der Vorsehung dem Menschen alle ihre Geschöpfe vorüber, daß er sie benenne und durch genaue Bezeichnung, Unterscheidung, Vergleichung und Classification für immer in geistigen Besitz nehmen möge. Selbst die verschüttete Vorwelt wird erkundet und bietet den Stoff zu einer neuen Wissenschaft, — der Geologie. Auch eine neue Kunst bezeichnet den Anbruch eines neuen Tages. Wie vor dem Aufgange der Sonne alle Vögel in überströmender Erwartung concertiren, und einig sind im Lobgesange zur Feier des nahenden Gottes, so symphonirt zum ersten Male, seit Gründung der Erde, die religiöse Begeisterung des Südens und Nordens, und die Kunst der melodischen Harmonie erschafft ein unverwundliches, unverletbares Paradies der Töne!

Und das Bedürfniß melodischer Aufeinanderfolge und der harmoni-

sehen Zusammenordnung durchbringt immer allgemeiner die tief fühlenden Herzen, die tief denkenden Geister!

Jede Wissenschaft, jede Kunst, kurz jede Richtung des menschlichen Lebens, Religion, Moral, Recht, Handel und Gewerbe, erhalten ihre Genesis, ihre Geschichte — und ihre Weissagung; und zum ersten Male stellen die größten Geister sich die tiefenhafte Aufgabe eines — alles Oubanden, Wissen, Fühlen, Wollen, Sollen und Hoffen — umfassenden, Alles einträchtig gliedernden Systemes.

6.

So hat sich aus den chaotischen Trümmern des Mittelalters und der alten Welt eine neue geistige Welt von Realitäten erhoben, und durch sie hervorgerufen, — sie selbst wieder vermittelnd, — hat sich gleichzeitig eine Fülle neuer Vermittlungsformen erzeugt. —

Hinsichtlich der letzteren ist vor Allem daran zu erinnern, daß der erste große Fortschritt Europas bewirkt worden durch die geistigen Schöpfungen der Griechen, durch Ausbreitung derselben und ihrer Sprache, besonders vermitteltst Alexanders des Großen, und durch die allversammelnde Weltstadt — Alexandrien; der zweite und dritte durch die römischen Classiker und die lateinischen Kirchenväter und Ausbreitung der römischen Sprache durch weltliche und geistliche Eroberer, Cäsar und Gregor VII., und durch die zweimal welthistorische Centralstadt Rom; — der vierte Fortschritt endlich durch die französische Litteratur, welche die kirchliche deutsche, — und die politische englische Revolution generalisirt hat, durch Erhebung ihrer Sprache zum europäischen Vollmetzker, durch den revolutionären, allerschütternden kaiserlichen Heros und durch das gastfreundliche Paris, wo sich allmählig Vertriebene aller Nationen Europa's versammelt: Iberier, Au-onier, Germanen, Saven und Griechen.

Wie nun zur Reformationszeit der Druck sich über die Schrift, so hat sich seit dem Anfange der Revolutionszeit die Journalistik über die Bucherei erhoben. Eben so, wie damals ungeheure Summen der Schollastik sich concentrirt haben in die *Loci communes*, die Kirchenväter in Büchlein, wie die deutsche Theologie und die Nachfolgung Christi, die Decretalen in das neue Testament, und die Rituale und Litaneien in Gesangbücher, auf gleiche Weise zeigt sich jetzt in der gesammten Litteratur das Streben, einestheils das Substantielle jedes Wissenszweiges auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen und zu resumiren, anderentheils diese Resultate sowohl encyclopädisch zusammenzufassen, als sie durch allgemeine Uebersichten in lebendige Beziehung zu einander zu

bringen, und hiermit ein allgemeines Einverständniß über das Allgemeinste zu bewirken. —

Wie nun im 16ten Jahrhundert die Briefpost die wechselseitige Mittheilung zu erleichtern anfang, so haben in der neuesten Zeit Kriege und Handel überall Straßen, Eisenbahnen und Canäle gebaut, die Erfindung der Dampfmaschinen zum raschesten Verkehre benützt, und Stenographie das rasche Wort zur allgemeinen Mittheilung befestigt.

Aber es soll nun auch möglichst Vieles allgemein mittheilbar werden, und so sehen wir die Öffentlichkeit nach und nach für Alles gefordert, was nicht, seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit nach, den engeren Lebenskreisen angehört. Es soll möglichst Vieles am hellen, lichten Tage verhandelt werden, damit das allgemeine Wissen dessen theilhaftig werde, damit das allgemeine Gewissen darüber richte und dem Geschehenen und Gesprochenen den Stempel der Allgütigkeit ausdrücke.

7.

Wie nun hierdurch das Wissen der Einzelnen sich verallgemeinert, so gemeinsamer sich auch das Gefühl und das aus demselben erwachsende Streben und Wollen. Dies thut sich kund auf dreifache Weise. Fürs Erste zeigt sich in der neuesten Zeit eine immer allgemeinere Theilnahme an dem Wohl und Weh auch ganz fremder Völker, ja der ganzen Menschheit.

Fürs Zweite findet selbst der Ehrsüchtige und Eitle sich genöthigt, seine Auszeichnung durch gemeinnütziges Reden oder Wirken zu verdienen. Fürs Dritte endlich bildet jede solche, irgendwie gemeinnützige, Bestrebung sich ihren Verein, und bereitet hierdurch ihre Mitglieder zu immer allverständlicherem Reden, zu immer allgütigerem Thun.

Durch alles dieses ist es denn schon in den gebildetsten Ländern Europa's dahin gekommen, daß sich in Fällen der Noth auch ein fast instantes Einverständniß und ein übereinstimmendes Wirken kund thut, welches alle Klugheit der Diplomatie zu Schanden macht, und zu bedauern würden zum Voraus die Regierungen sein, welche ihren Unterthanen noch fernerhin ihre Verfassungen verkümmern, ihre Freiheiten auf gesetzwidrigem Wege beschränken oder gar entziehen möchten.

8.

So haben die Weltmächte sich wesentlich verändert; die Weltverhältnisse sind durch und durch andere geworden. Alles ist in den Kreislauf des allgemeinen Lebens hineingezogen, das System desselben ist un-

endlich verzweigt, er selbst unendlich beschleunigt worden. Durch die sogenannten Staatspapiere circulirt das Geld, welches man das Blut der Staatskörper genannt hat, rasch durch constituirte Staaten. Mittelft der öffentlichen Blätter durchblitzen Gedanken und Thatfachen die ganze gebildete Welt, wie die bewegliche Zunge dem Denkenden, wie die leichtergitternden Netzen dem wühlenden Geiste dienen. Was heute an einem Ende des Welttheils sich begeben, bewegt in wenigen Tagen die Gemüther ganzer, weit entfernter Völker.

In dieser gewaltigen Strömung des Lebens, in dieser ungeheuren Symphonie der Geister bereitet und bildet sich ein heiliges Reich der Wahrheit, des Rechts und der Liebe, dem nichts auf die Dauer widerstehen kann, und es gilt jetzt, diese heilige Nothwendigkeit zu erkennen und sich freiwillig in den göttlichen Rhythmus des allgemeinen Lebens einzufügen, um nicht mit Gewalt in seine Schwingungen mit fortgerissen, — oder als erstickt oder unbrauchbar ausgeschieden zu werden.

Der Einzelne kann nur mehr durch freie Uebereinstimmung mit dem Allgemeinen bestehen, gelten und gedeihen.

„Die große Liebe zur Freiheit hat unter den Deutschen die Anarchie hervorgerufen; ihrer Ausschweifung führte auch wieder Ordnung und Gesetz herbei.“ Ric. Wogt¹⁾.

5.

Deutschland.

1.

Rückblick auf die Geschichte der Deutschen.

Ursprünglich waren die Germanen die Männer des Schwertes. Erst durch das Schwert wurde der Jüngling zum Manne. Jagd und Viehzucht näherte sie. Aber das Schwert war nur Mittel, Gut war Zweck.

Nachdem Besitz erworben, wurde das Schwert von den Weissen nur mehr zur Abwehr der Feinde gebraucht; die Germanen wurden Wehrmänner. Aus ihnen bestand das Gemeinwesen²⁾.

Die Kraftvollen, aber noch Besitzlosen, waren dagegen noch eigentliche Schwertsmänner. Sie suchten Krieg, und schlossen sich einem fremden Heerführer an. Sie folgten der Willkür eines Mächtigeren, und dienten einer Person, um Streit- und Lebensmittel zu erhalten.

So bildeten sich die Gefolgshaften und natürlich war, daß, die da Macht hatten, sie festhielten. Wurde Land erobert, so verschränkte oder verließ vielmehr der Führer dasselbe gegen Verpflichtung zu fernerer Folgsamkeit.

Indessen wurde die Kirche reich; für einen Stuhl im Himmel ga-

1) Die deutsche Nation und ihre Schicksale von Ric. Wogt. (Frankfurt a. M. 1810) S. 172. —

2) Quicumque liber quatuor mansos (Hufen) de proprietate habere videtur, in hacten venit. Capitul, n. 607.

den gar Viele ihren Besitz auf Erden ³⁾). Dabei konnte der friedliche Geistliche nicht kriegspflichtig sein, und die Kirche mußte ihrer Pflichtenlosigkeit auch auf ihre Diener und Arbeiter ausdehnen.

Neben der Kirche wurden auch einzelne Lehnherren immer mächtiger, je schwächer ihre Oberherren waren (wie z. B. die Nachfolger Karls des Großen), und Vielen gelang, Lehn und Amt erblich ⁴⁾ zu machen.

Als nun der Herrbann immer lästiger geworden, je weiter das Reich sich ausdehnte, da suchten immer mehrere sich ihm zu entziehen, und so trugen namentlich schon im 9ten Jahrhundert viele Tausend freie Wehren sich als Lehnleute auf, indem sie sich entweder der Kirche oder den Gewaltigen ergaben, ihr Allodialgut in Lehngut verwanbelten. —

Sofort gab es bald nunmehr Herren, welche unterdrückten, und Leibeigene, welche unterdrückt wurden. Die weltlichen Herren erweiterten ihren Besitz durch Fehden, die geistlichen durch Aufforderung zu Stiftungen und Vermächtnissen; jene durch Drohung zeitlichen, diese durch Androhung ewigen Todes.

Ursprünglich hatten die Grafen und Herzoge, den Formeln Markgraf's zufolge, in ihrer Grafschaft oder ihrem Herzogthume „auf Religion und Sittlichkeit zu wachen, alle darin Erbschaften nach ihren Gesetzen und Gewohnheiten zu richten, die Gefälle für den Schatz (des Kaisers) zu erheben, und wenn Krieg ausbrach, die Dienstpflichtigen zum Herrbann zu führen.“ Verwalteten sie im Frieden gut ihr Amt, zeichneten sie im Kriege sich aus, dann wurde ihnen allmählig auch Uebertragung ihrer Würde auf ihre Nachkommen gestattet, und die Grafschaften und Herzogthümer schienen später nicht mehr dem Reiche, sondern jenen Familien anzugehören. So wurden die Staatsbeamten und Heerführer Landesherren und unabhängige Fürsten ⁵⁾, das deutsche Reich eine Conföderation fast unabhängiger Stände. —

Indessen waren schon von den Römern bei den angelegten Kastellen

3) *Ecce pauper remansit fiscus noster, ecce divitiae nostrae ad ecclesias sunt translatae, nulli penitus nisi soli episcopi regnat.*

Karl Martel.

4) *Uti comes obiit, qui permisit regis, quicquid beneficii aut praesentiarum habuit, quasi hereditatem inter filios divisit.*

Witichind.

5) Wogt (die deutsche Nat. u. S. 110 f.) bemerkt: „die Verwandlung der Staatsämter in Familienämter und Würden ging zuerst mit den Stellen der Zentgrafen, Grafen und kleinen Fürsten vor, — schon häufig unter der fränkischen und schwäbischen Dynastie. . . Friedrich II. mußte die Landeshoheit über die weltgeistlichen Erwerbe durch zwei Urkunden von 1220 und 1232 gestatten.“

Municipalitäten gegründet, und diese auch von den Karolingern vermehrt worden. Um aber der „heranwachsenden Macht der Geistlichkeit und des Adels das Gleichgewicht zu halten, vermochte Heinrich der Finkler viele Landritter zur Ansiedlung in Städten ⁶⁾ und gab denselben vorzügliche Freiheiten und Privilegien ⁷⁾.“

Aus den Städten ging, veranlaßt durch die allgemeine Anarchie, die man das große Interregnum nennt (von 1256 bis 1272), — und unter stützt gegen die Raubritter und großen Basallen durch kräftige Kaiser (wie Rudolph von Habsburg u. A.) der Hansebund hervor, der sich über ganz Europa ausbreitete. „Sein Zweck war „kein anderer, als durch Arbeit und Betriebsamkeit das menschliche Leben schöner zu machen, und sich und das Seinige durch Gesetze und „wechselseitigen Beistand zu schützen ⁸⁾“ . . . „Wie die alten „Deutschen zur Landwehr gerüstet das Heermannen hießen, so „nannten sich die zum gemeinschaftlichen Schutze (gegen Räuber „und Fehdreute) verbundenen Städte die Hanse ⁹⁾“ . . . „Aus „ihr ist der so lange gewünschte Landfrieden und die bürgerliche Ordnung „Europens hervorgegangen“ . . . „Sie kannte keine Ursache zum Kriege, „als Schutz- und Landwehre ¹⁰⁾“ . . . „Durch sie siegte das Fuß- „volk über die Reiterhaufen ¹¹⁾“ . . . Uebrigens „wurde der Bund aus „Fürstenthümern und Republiken, — Stiftern und Klöstern, Herzogen, „Grafen, Rittersn und gemeinen Bürgern zusammengesetzt.“ Jeder be- „hielt seine Rechte ¹²⁾“. „Ueber unerheblich laufende Sachen berath- „schlagten sich die Häupter des Bundes; über erhebliche Alle ¹³⁾.“

„Ehe einer seinen eigenen Pferd hatte, oder ein Zeugniß seiner Kunst

6) Ex agrariis militibus novum quemque eligens in urbes habitare fecit. Mittelalt.

7) Vgl. die deutsche Nation u. S. 127. Er bemerkt noch S. 129 wie „die Bestrebungen der italienischen Städte im 14ten und 15ten Jahrhundert, die Verfassungen von Hamburg, Venedig, Bern und Gernay, die Verhandlungen des rheinischen und Hansabundes, die Kämpfe der Schweizer und Holländer für ihre Freiheit und die Ereignisse Venedigs und Lubecks“ — an die besten Zeiten der Alten erinnerten. „Der Republikanismus der Reichs- städte gab dem harten Soldatengröße des Adels und dem Inquisitionsgroße der Geistlichen eine glückliche Abmilderung.“

8) Vgl. S. 130 (wo Stelle aus einem jungen Bundesbriefe von 1352).

9) Ab. S. 132.

10) Ab. S. 133.

11) Ab. S. 134.

12) Ab. S. 137.

13) Vgl. S. 138.

„und Handhierung vorweisen konnte, ward er in keine Zunft oder B ü r -
„gerschaft aufgenommen“ . . . Aber „jeder Bürger war Soldat“¹⁴⁾ .“

Wie nun neben den weltlich - fürstlichen Ländern auch noch geist -
liche Fürstenthümer und Reichsstädte sich bildeten, so wurden
in jenen die Domcapitel¹⁵⁾, in diesen die Rathscolliegen und
Zunftmeister — auch Landstände, und neben den bisher allein herr -
schenden Ständen des Clerus und Adels erhob sich der dritte, unter -
stützt von den Fürsten gegen die beiden ersteren. Wie in den einzelnen
Landschaften die Städte als Landstände neben den Prälaten und dem
Adel, so auf den Reichstage die Reichsstädte neben den geistlichen und
weltlichen Fürsten als Reichsstände.

„Die Geistlichkeit hatte über die Sitten und öffentliche Lehre, der
Adel über die Geseze und öffentliche Sicherheit, der dritte Stand über den
Reichthum und Wohlstand des Staates zu wachen. Ohne Genehmigung
des ersten (Lehrstandes) konnte keine Veränderung in der Religion und
Sittlichkeit, ohne den zweiten (Wehrstand) keine in der Staatsverfassung,
ohne den dritten (den Nährstand) keine bei den öffentlichen Steuern und
Abgaben gemacht werden“¹⁶⁾.

Hätten die Nachfolger Rudolphs von Habsburg wie dieser,
den dritten Stand zu fördern fortgesetzt, dann hätte die deutsche Nation
sich zu einer freien, selbstständigen, einigen Monarchie gestalten können.
Statt dessen erhoben sie aber, besonders Karl IV., wieder die Aristokratie,
„und so erhielt das Reich, statt einem Unterhause und einer gemäßigten
„Verfassung, eine goldene Bulle, welche der Grund aller künftigen
„Anarchie blieb“¹⁷⁾ . . . „Erst unter Maximilian I. gelang es dem
„klugen Kurfürsten von Mainz, Berthold von Henneberg, die Stände
„zu einem ordentlichen Reichsregimente und einer gehörigen Ge -
„richtsordnung zu vermögen“¹⁸⁾ . . . Von nun an konnte man
„im deutschen Reiche die alte germanische Verfassung wieder
„erkennen“¹⁹⁾ .“

14) Ob. S. 139. 141.

15) Vgl. S. 157, bemerkt, daß die Bischofswahlen fast zu derselben
Zeit fast ausschließlich in die Hände der Domherren (als Domcapitel) kamen,
wie die Gardinalen nach und nach allein zur Papstwahl, und die Kurfürsten zur
Kaiserwahl gelangten. Oben so gingen die Domcapitel schon in der Mitte des
13ten Jahrhunderts an, dem bischöflichen Candidaten eine Wahlcapitula -
tion vorzulegen, die derselbe beschwören mußte.

16) Ob. S. 152 f.

17) Vgl. S. 172.

18) Obenb.

19) S. Ob. 173 f.

Indessen waren die großen Vasallen des Reichs bereits so mächtig und unabhängig geworden, daß die restaurierte Nationalverfassung die gleichzeitig eröffnete Restauration der christlichen Verfassung nicht hindern konnte, um so weniger, da die freien Städte die, ihren Freiheiten günstig scheinende, neue Lehre kräftigst unterstützten, — das auf Ostreich neidische Frankreich den deutschen Protestanten Hülfe leistete, — Holland in der Reformation auch Gelegenheit fand, sich Despoten Herrschaft zu entziehen, und Schweden Verwand zu Eroberungen gewann. Zum ersten Male wurde „das Recht“ gegen die herrschende Volkmeinung, „zu protestiren“ und sich von der allgemeinen Kirche zu trennen, „in Staats- und Völkerverträgen feierlich zugesprochen“²⁰⁾. „Diese Rechtsbestimmungen brachten ein doppeltes Verhältniß „unter den Staatsbürgern hervor, ein religiöses — und ein politisches. . . Die verschiedenen Secten eiferten miteinander in der Gründlichkeit ihrer Lehre und der Reinheit ihrer Moral; die verschiedenen Parteien „in Behauptung ihrer bürgerlichen Rechte und Freiheit. . . Die Chelrenheit war sittlich und rechtlich constituit“²¹⁾.“

Es entspann sich aber durch die Reformation ein langer und blutiger Kampf, „durch welchen der Geist beider Parteien zuerst in einen intoleranten Dogmatismus, dann in einen politischen Machiavellismus ausartete“²²⁾. . . „Die Schweiz, die Niederlande und Holland erklärten sich als unabhängige Republiken, und wurden in diesem Unternehmen „in Deutschland, England und Schweden unterstützt“. . . „Der dreißigjährige Krieg brachte vollends Deutschland um alle Selbstständigkeit. Fremde Mächte erhielten nicht nur von seinem Gebiete beträchtliche Provinzen, sondern wurden endlich seine Gesetzgeber und Herren“²³⁾. . . „Und nachdem die Häupter der protestantischen Union Deutschland lange „genug geschwächt und im bürgerlichen Kriege erhalten hatten, hoben in neueren Zeiten die Kurfürsten von Brandenburg den Reichsverband „gänzlich auf. Schon Friedrich II. hatte die deutschen Reichsgesetze zuerst „lächerlich, dann verächtlich gemacht“²⁴⁾. . . „Friedrich Wilhelm, sein Nachfolger, entzog sich endlich mit dem nördlichen oder protestantischen Theile von Deutschland durch die Neutralitätslinie dem Kriege, und gab „dadurch das Reich den siegreichen Waffen der Franzosen Preis. Er

20) Gb. 146.

21) Gb. 146.

22) Gb. 146.

23) Gb. 196.

24) Gb. 196.

„theilte mit den protestantischen Fürsten die geistlichen Staaten, . . . das Reich wurde endlich gänzlich aufgelöst und in eine Conföderation verwandelt, deren Protector der französische Kaiser wurde“²²).“

2.

Untergang des römisch-deutschen Kaisertumes.

Warum fiel die deutsche Kaiserkrone vom Haupte der Habsburger?

Weil sie öfter ihre Zeit nicht erkannten; weil sie sich auf die hölzernen Pfeiler der römisch-katholischen Kirche auch dann noch stützen zu müßten glaubten, als dieselben schon vom Wurme des Fortschritts und Prüfungsgespirits durchfressen waren, ein Geist, der zwar im Aufgange einer Zeit Salomonische Tempel baut, selbst aber auch, wenn die Zeiten erfüllt sind, zerstört, was nur er erbauen konnte, — wie es ein und dasselbe Wesen ist, welches die Chorsalide erbaut, und wenn es zur Freiheit gereift ist, sein Wohnhaus durchbohrt, das ihm zum Sarg würde, wenn man es darin zurückhalten wollte. Rom hatte vergeblich durch die abgestumpften Blitze des Anathems und den Theaterdonner seiner abgeflandenen Phrasen den nordischen Hercules zu schrecken und zu bändigen gesucht. Das Götterkind erdrückte mit kräftigen Fäusten die ringenden Schlangen, und das römische Stabilitätsprincip war auf dem geistigen und geistlichen Schlachtfelde, auf dem allein es kämpfen sollte, überwunden. Als nun der deutsche Kaiser, als Anwalt der Kirche, die vor dem Freigerichte der öffentlichen Meinung verlorene Sache mit schändlicher Waffengewalt durchsetzen wollte, da verdiente er wohl einen Prachtstitel als goldenen Sporn von Rom zu erhalten und für immer in seiner Anwaltschaft bestätigt zu werden; — aber Deutschland mußte ihm verloren gehen. Als Kämpfer für die greife Weltstadt konnte er noch römischer Kaiser heißen; aber als Kämpfer gegen das heiligste aller Rechte, gegen das unveräußerliche und von Christus als unveräußerlich besiegelte Recht der Glaubens- und Gewissensfreiheit, — als Kämpfer gegen die Grundlage jedes wahrhaft christlichen Reiches, — hatte er die deutsche Kaiserkrone verwickelt. Wirklich schwand sie schon im dreißigjährigen Kriege zum Schatten zusammen. Friedrich der Große zeigt, was man sich ungestraft gegen diesen Schatten erlauben dürfe, und auch der leere Schatten schwand dahin. Frankreich siegte kraft des neuen Prin-

cip, das an die Tagesordnung gekommen war, — und selbst der bloße Titel eines römischen oder auch deutschen Kaisers mußte verhallen, als Napoleon durch sein unsterbliches Gesetzbuch die Rechtsgleichheit verbürgt, und durch diese Anerkennung des neuen Princips das Kaiserthum Karls des Großen zeitgemäß erneuert hatte.

Frankreich hatte gesiegt, wie Nordamerika, weil es für die Selbstständigkeit der Nation und für die politische Reformation gekämpft. Napoleon war zu Macht und Ehren gekommen, weil er die rechtliche Freiheit durch Gesetze und Einrichtungen gesichert hatte. Aber Napoleon und Frankreich unterlagen fremden Mächten, jener, weil er die Rechtsbürgschaften, dieses, weil es die Selbstständigkeit der benachbarten Nationen mit Füßen trat. Beide unterlagen, weil sie selbst die Principien verläugnet, auf denen sie sich emporgeschwungen hatten.

Dies ist die immanente, erst warnende, dann richtende Nemesis der Geschichte.

3.

Der deutsche Bund.

Deutschland ermannte sich und schüttelte das schmachvolle Joch der fremden Herrschaft von seinem Nacken, weil freisinnige Männer seine habenden Stämme an die Nationalwürde erinnerten, weil die Fürsten ihm die heiligen drei Worte: Recht, Freiheit und Vaterland zur Lösung des Kampfes gaben. Die Deutschen sollten sich wieder als Brüder erkennen und umfassen, die Brüder sollten, — so wurde verheißen, — wenn sie erst im Befreiungskampfe den alten Zwist gesühnt und sich als Männer erwiesen, — sie sollten auch durch zeitgemäße Verfassungen bürgerlich mündig gesprochen werden. — Der Feind wurde geschlagen, und der deutsche Bund zur Verbürgung der nationalen Selbstständigkeit geschlossen. —

Aber nicht nur nach Außen hin sollte Deutschland frei und stark sein; auch im Innern sollte es sich seiner Nationalität gemäß frei entwickeln und gestalten.

Befragen wir nun die Geschichte, worin diese Nationalität besteht, so werden wir als einen Grundzug derselben das Bestreben erkennen müssen, von freier Ausbildung der kleinern Lebenskreise allmählig zu höherer Gemeinsamkeit aufzusteigen, von selbstständiger Entwicklung des Individuums und des Familienlebens zur Bildung der Gemeinde, zur Ausführung der Individualität der Stämme, und demnächst erst zur Gestaltung eines Reiches, als einer rechtlichen

Bürgerschaft für die Selbstständigkeit der Stammgemeinschaften. In dieser Beziehung war denn auch die deutsche Bundesacte eine zeitgemäße Erneuerung der goldenen Bulle des Kammergerichtsordnung und des westphälischen Friedens, indem sie (Art. 2) nächst der „Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands“ die „Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten“ als Zweck des Bundes aussprach.

So wird also zugleich durch den Entstehungsgrund des deutschen Bundes, durch das Princip der deutschen Nationalität, und durch den un zweideutigen Buchstaben der Bundesverfassung — die rechtliche Selbstständigkeit der einzelnen Bundesstaaten zum wesentlichen Princip des Nationalvereins erhoben, welches, dreifach geheiligt, — nicht ungestraft verletzt werden kann.

4.

Rechtliche Selbstständigkeit.

Unter rechtlicher Selbstständigkeit — oder „Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit“ — kann nun doch wohl nichts Anderes verstanden werden, als daß jeder Staat seiner natürlichen und geschichtlichen Eigenthümlichkeit gemäß bestehen und sich entwickeln könne. Hiermit ist sowohl das Wesen der Selbstständigkeit, als deren notwendige Bestimmung oder Beschränkung, durch welche sie erst einen rechtlichen Charakter erhält, ausgesprochen. Da nämlich jedem Staate derselbe Anspruch zuerkannt wird, und kein Staat von dem andern etwas fordern kann, was er selbst nicht dem andern zugesteht, — so ergibt sich hieraus von selbst, daß ein Staat nur dadurch ein rechtliches Dasein unter den übrigen Staaten gewinnt, daß er nicht auf eine Weise zu bestehen und sich entwickeln zu können fordert, durch welche die übrigen Staaten im Gebrauche desselben Rechtes gehindert oder gestört würden. Dem Rechte des einzelnen Staates auf Selbstständigkeit entspricht also die Pflicht, die Selbstständigkeit der übrigen anzuerkennen. Die Eigenthümlichkeit jedes Staates hat somit ihre notwendige, vernunftgemäße, rechtliche Schranke nicht sowohl an den Eigenthümlichkeiten seiner Mitstaaten, als an der allen vernünftigen Wesen gemeinsamen Bestimmung, mit Ihregleichen eine rechtliche Gemeinschaft, ein sittliches Gemeinwesen zu bilden. So beruht also das Recht auf Selbstständigkeit — auf der Pflicht der Selbstbeschränkung, soweit dieselbe zur Gestaltung eines vernünftigen Gemeinwesens erforderlich ist.

Jeder Rechtszustand besteht diesem nach aus zwei untrennbaren Momenten.

Stoff, Inhalt, materielle Basis desselben — bilden die gemeinsam von Natur und Geschichte erzeugten Individualitäten, das unmittelbar Gegebene, Wirkliche, Lebendige. Die rechtliche Signatur, die sittliche Form dieser Individualitäten besteht aber in der gleichmäßigen Selbstbeschränkung derselben, behufs ihrer gleichmäßigen, möglichst freien Darstellung und Entfaltung. Das Verkennen des ersten Moments führt zur Despotie, Mißachtung des zweiten zur Anarchie. Unbeschränkte Geltendmachung der Individualität führt unvermeidlich zum Kriege Aller gegen Alle, und dieser dann zur Herrschaft der rohen Gewalt, also zur Despotie. Unterdrückung einzelner Individualitäten, oder ungleichmäßige Beschränkung derselben, also Despotie, ruft früher oder später gewaltthätige Durchbrechung dieser Beschränkungen, und in Folge hiervon Anarchie hervor, und wie Despotie nur einen Schein von Ordnung, so kann Anarchie nur einen Schein von Freiheit an sich tragen. Wahre, d. h. vernünftige und wirklich dauernde Ordnung besteht und herrscht nur in dem Gemeinwesen, in welchem die Individualitäten, aus welchen es besteht, durch mögliche Herablassung, die Gemeinordnung lieb gewinnen, und mit ganzer Seele ihr angehören, weil sie in derselben ihr Wohlergehen finden. Ebenso herrscht wahre, d. h. vernunftgemäße und wirkliche Freiheit nur da, wo eine Ordnung besteht, durch welche alle Individualitäten gleichmäßig in den Schranken gehalten werden, die zum gleichmäßigen Gedeihen Aller unentbehrlich sind. Dagegen herrscht Despotie überall, wo einer angeblichen Ordnung die Freiheit einzelner Mitglieder geopfert wird, wie Anarchie da eintritt, wo die Individualitäten die Nothwendigkeit der gleichmäßigen, wechselseitigen Selbstbeschränkung verkennen. Ebenso herrscht Despotie da, wo die freie Entfaltung der Einzelnen, also ihr Fortschreiten zum Vollkommenen, der Nothwendigkeit, das unmittelbar Vorhandene, Bestehende anzuerkennen, geopfert wird, wie umgekehrt Anarchie da unvermeidlich ist, wo die imaginäre Vervollkommenung sich rücksichtslos gegen die bestehende Ordnung wendet.

Vernünftige Ordnung und Freiheit ist daher nur da gesichert, wo sowohl die Selbstständigkeit der einzelnen Mitglieder, als das Ziel, zu welchem alle fortschreiten wollen und sollen, anerkannt ist.

Dass aber in beiden Beziehungen die deutsche Bundesacte das Nöthige vorgesehen, ist aus ihren Bestimmungen leicht zu ersehen.

Die deutsche Bundesacte.

Der deutsche Bundesvertrag enthält alle wesentlichen Bestimmungen, durch welche sowohl die Freiheit der einzelnen Bundesmitglieder als die Ordnung im Genuße dieser Freiheit gesichert werden können. Er enthält die Anerkennung des Bestehenden und stellt zugleich die Hauptziele des gemeinsamen Fortschreitens fest. So bezeichnet er gleich im ersten Artikel „die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands“ als diejenigen, welche sich zu einem Bunde vereinigen, und im zweiten als Zweck dieses Bundes: „die Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, und der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der einzelnen deutschen Staaten,“ welchen dann im dritten Art. „gleiche Rechte“ zuerkannt werden. Hierdurch ist gleich von vornherein den beiden angegebenen Störungen vorgebeugt, welche stattfinden würden, wenn entweder einzelne Bundesstaaten einer imaginären Ordnung zu lieb verhindert werden könnten, den anderen auf dem Wege legaler Reformation vorzuschreiten, oder wenn einzelne Bundesstaaten von den übrigen genöthigt werden könnten, ihren Staatshaushalt auf eine Weise zu reformiren, welche ihrer Individualität noch nicht angemessen wäre. Solchen Störungen ist dann noch besonders durch die Bestimmung des Art. 7 vorgebeugt, wornach in allen Fällen, in welchen es „auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auch jura singulorum oder Religionen“ gelegenheiten ankommt, weder in der engeren Versammlung noch im plen., ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden kann,“ womit also jedem einzelnen Bundesstaate ein Veto zuerkannt ist.

Wie nun hierdurch die Selbstständigkeit der Individualitäten als vollkommen gesichert angesehen werden dürfte, so ist der Gewaltherrschaft und Anarchie dadurch hinlänglich vorgebeugt, daß im Artikel 11 „die Bundesmitglieder sich verbindlich machen, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen,“ die vielmehr entweder gütlich durch die Bundesversammlung vermittelt oder im äußersten Falle durch eine „richtliche Entscheidung“ geschlichtet werden sollen.

Ist nun durch diese Bestimmungen dem Bestehenden sein volles Recht zuerkannt, so sind dann auch in mehreren der nachfolgenden Artikel die Hauptziele des gemeinsamen Fortschreitens festgesetzt.

So erklärt Art. 13 „in allen Bundesstaaten werde eine landständische Verfassung stattfinden.“ So verspricht Art. 16: „die Bundesversammlung werde in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sei, und wie insbesondere denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte, gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten, in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne.“ So sind im Art. 18 die verbündeten Fürsten und freien Städte übereingekommen, den Untertanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern:

- a) „ Grundeigenthum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen“ u.
- b) „die Befugniß des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaate in den anderen“ — und „in Civil- und Militärdienst desselben zu treten;“
- c) „die Freiheit von aller Nachsteuer“ u.
- d) „die Bundesversammlung werde sich, bei ihrer ersten Zusammenkunft, mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Pressfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen.“ —

Hiermit haben also alle Bundesmitglieder die Nothwendigkeit der Einführung landständischer Verfassungen ausdrücklich anerkannt, und — wenn man den Art. 18 so auffaßt, wie der gewöhnliche Schreib- und Sprachgebrauch es erheißt, — in diesem Artikel sub lit. d. die Pressfreiheit als ein Recht bezeichnet, welches „den Untertanen der deutschen Bundesstaaten“ zugesichert werde.

Einführung landständischer Verfassung und Sicherung der Pressfreiheit sind also, wie vom Vernunftrechter, so nun auch durch das positive Bundesgesetz postulirt, und, das naturrechtliche Strebziel der einzelnen Bundesstaaten und ihrer Untertanen“ durch jenen Vertrag — wenn man will — legitimirt worden.

Was aber unter landständischer Verfassung, was unter Pressfreiheit damals allgemein verstanden wurde, und noch in der gebildeten Welt verstanden wird, darüber kann wohl kein erheblicher Zweifel obwalten . . .

England, Schweden, Frankreich, Norwegen — hatten damals landständische Verfassungen und es dürfte michin, da der

Ausdruck unbestimmt gelassen, zum wenigsten eben so viel darunter verstanden werden, als durch jene Verfassungen gewährt war.

Unter Pressfreiheit wird man aber, wie unter jeder anderen Freiheit, doch wohl Freiheit und nicht Sklaverei verstehen müssen, — und — wie bei jeder anderen vom Staate gesicherten Freiheit, — nicht eine völlig unbeschränkte, sondern eine verantwortliche, für den Mißbrauch einständige Freiheit. Wie daher aus dem allgemeinen Begriffe von Freiheit die Unzulässigkeit einer präventiven Censur hervorgeht, durch welche der Censor zum Papst und Sultan über den Schriftsteller, als solchen, erhoben wird, — so ergiebt sich aus dem bestimmten Begriffe einer rechtlichen, einer staatsbürgerlichen Freiheit die Nothwendigkeit, der Pressfreiheit oder vielmehr den durch die Presse möglichen Rechtsverletzungen dadurch vorzubeugen, daß die Bestrafung der wirklich stattgefundenen durch Gesetze gesichert wird.

Daß nun solche rechtliche Pressfreiheit und landständische Verfassungen von den einzelnen Bundesstaaten erstrebt werden können, — ja sollen, ist also durch die Bundesacte anerkannt, und die Wiener Schlußacte (vom 20. Mai 1820) enthält in ihrem Art. 53 die ausdrückliche Bestätigung dieser Anerkennung, indem derselbe erklärt: „Die durch die Bundesacte den einzelnen Bundesstaaten garantierte Unabhängigkeit schließt zwar im Allgemeinen jede Einwirkung des Bundes in die innere Staatseinrichtung und Staatsverwaltung aus; da aber die Bundesglieder sich in dem zweiten Abschnitte der Bundesacte“ (welcher die oben angeführten Art. 13, 16 und 18 begreift) „über einige besondere Bestimmungen vereinigt haben, welche sich theils auf Gewährleistung zugesicherter Rechte, theils auf bestimmte Verhältnisse der Unterthanen beziehen, so liegt der Bundesversammlung ob, die Erfüllung der durch diese Bestimmungen übernommenen Verbindlichkeiten — zu bewirken? Was noch mehr ist, der Art. 54 der Schlußacte bestimmt, daß „die Bundesversammlung darüber zu wachen habe, daß die Bestimmung des Art. 13 der Bundesacte in keinem Bundesstaate un erfüllt bleibe.“

Nicht minder wichtig sind aber in dieser Beziehung die Art. 9 und 10 der Schlußacte, in welchen dieselbe erklärt: „die Bundesversammlung „übe ihre Rechte und Obliegenheiten nur innerhalb der ihr vorgezeichneten „Schranken aus,“ welche bestimmte seien, „durch die Vorschriften der „Bundesacte“ und durch fernere Grundgesetze; „wo aber diese nicht zu- reichen, durch die im Grundvertrage bezeichneten Bundeszwecke; — „der Gesamtwille des Bundes werde durch verfassungsmäßige Beschlüsse

„der Bundesversammlung ausgesprochen; verfassungsmäßig aber
 „seien diejenigen Beschlüsse, die innerhalb der Grenzen
 „der Competenz der Bundesversammlung — gefaßt werden.“ —

Ist nun im Grundvertrage die Erhaltung der Unabhängig-
 keit der einzelnen Bundesstaaten als unmittelbarer, ist Einführung
 landständischer Verfassungen und Gewährung der
 Pressfreiheit als nächster Zweck des Bundes ausgesprochen, so kann
 auch kein Bundesstaat verhindert werden, auf verfassungsmäßigem Wege
 die Pressfreiheit bei sich einzuführen, da auf keine Weise der Be-
 weis möglich ist, daß durch solche Einführung den Bundeszwecken
 zuwider gehandelt würde, — zu welchen ja eben die Gewährung der
 Pressfreiheit gehöret. Will man also nicht die Bundes- und die Schluß-
 acte mit sich selbst und unter einander in unaussöhlliche Widersprüche ver-
 setzen, so kann der Bundesversammlung nur das Recht zugesprochen wer-
 den, darauf zu halten, daß in den Bundesstaaten, in welchen die verhei-
 sene Pressfreiheit eingeführt wird, diejenigen gesetzlichen Einrichtungen ge-
 troffen werden, durch welche die Bestrafung wirklich stattgefundenen Press-
 vergehen gesichert und hierdurch denselben möglichst vorgebeugt werde. —

Die constitutionelle Monarchie.

(Mit Beziehung auf den eingesandten Artikel „die Monarchie“ in der außerordentlichen Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 4. Februar 1832.)

Die theilweise Spaltung, welche das Wort *Sujet* in der französischen Deputirtenkammer zum Ausbruch gebracht hat, ist zum Gegenstande staatsrechtlicher Erörterung auch in deutschen Zeitungen geworden. Man kann aber, wie jetzt noch die Verhältnisse in Deutschland geordnet sind, die Zeitsblätter als eine Art von Deputirtenkammer dieses Staatenbundes betrachten, deren Sitzungen öffentlich und permanent sind, während der Bundestag einigermaßen einer Paarskammer zu vergleichen, welche die Bundesfürsten in geheimen Sitzungen vertritt. Bis jetzt hat jenes deutsche Unterhaus noch die Gestalt der französischen Deputirtenkammer, wie sie vor der Juliwoche in ihrer rechten und linken Seite die Principien zwei wesentlich verschiedener Parteien zur Sprache gebracht, während die Mitte die Interessen der Regierung zu vertreten schien. Wir lassen dahin gestellt sein, ob der oben angeführte Artikel, über die Monarchie, von unserer rechten Seite oder von der Mitte ausgegangen; eben so nehmen wir unsern Sitz weder hier noch dort, sondern bestiegen unmittelbar die Tribune, um uns über einige Behauptungen jenes Artikels zu verbreiten, welche eine Berichtigung zu erheischen scheinen.

Wir stimmen zunächst dem ehrenwerthen Abgeordneten bei, wenn er in jener Erörterung in der französischen Kammer etwas mehr als einen bloßen Wortstreit erblickt. Es widerspricht dem gewöhnlichsten Schicksalskriegsgefühl, die 164 Deputirten, welche gegen das Wort *Sujet* pro-

erfist haben, für bloße Wortklauber anzusehen. Die Menschen berühren sich durch Handlungen; sie verständigen sich einander durch Worte. So ist die Sprache ein lebendiger Vermittler, welcher heilig zu halten, weil er die Einzelnen über das bloße Eigenmienen zu einer geistigen Gedankengemeinschaft vereinigt. Der Körper des Menschen ist bestimmt, ein Tempel des heiligen Geistes zu sein, und deshalb von ihm selbst, wie von seinen Mitmenschen heilig zu halten. Ebenso ist das Wort die Leiblichkeit des Gedanken, und hat nur als solche Werth und Bedeutung. Darum soll auch das Wort nicht zweideutig sein, sondern deutlich ausgesprochen und scharf gerandet, wie das bare Gold, welches nur so ein brauchbares Mittel des raschen Handelsverkehrs ist. Aber die lebendige Seele bildet und verändert ihren Leib je nach ihren fortschreitenden Bedürfnissen, und die kriechende Raupe wird zur scheinbar erstarreten Chrysalide, um, nach Durchbrechung ihres selbstgezimmerten Sarges, sich als Schmetterling zu einem schöneren und freieren Leben aufzuschwingen. Auch der denkende Geist dient zunächst dem selbstlichen Bedürfniss. Er reißt dann auf und in sich selbst zurückgeführt, er geht in sich, er sammelt sich und scheint oft lange auf immer erstarret zu sein. Er spricht und schreibt, ja er betet sogar fast nur mehr in einer toten Sprache. Indessen reißt er in sich selbst für ein größeres, freieres Leben; er verwandelt sich, — schon regt er die Schwingen, und siehe! beim Erwachen des Frühlings zerriß er selbst das zu eng gewordene Leidenkleid und entschwebt verklärt der finstern Gruft. Wie aber der entschlüpfende Schmetterling oft noch Reststücke seines Leidenkleides eine kurze Weile nachschleppt, so führt der wiedergeborene Geist zuweilen noch Worte der toten Sprache im Munde, und ein solches Wort scheint uns das französische *Nigot*, das deutsche Untertban, für die Staaten zu sein, deren rechtliche Freiheit sich bereits durch Repräsentation und Pressfreiheit konstatirt findet.

Jenes Wort ist, wie das Verhältniß, zu dessen Bezeichnung es gebraucht wird, kein ursprüngliches, sondern ein gemachtes. Der erste Menschenverein war die Familie, und die Worte „Vater“ und „Sohn“ bezeichneten die erste Weise der Ueber- und Unterordnung. Wahrscheinlich wurden diese Bezeichnungen beibehalten, als mehrere Familien unter Einem Patriarchen oder Stammhalter und Oberpriester einen Familienbund bildeten. Erst als — einander fremd gewordene — Familien sich bekriegten, als die Stärkeren sich die Schwächeren unterwerfen (subjicirte) hatten, rief das neue Verhältniß auch ein neues Wort hervor. Aber die poetische Uebersetzung der Sprachschöpfung war schon vorüber. Jeder Mensch war ursprünglich zum Ebenbilde Gottes geschaffen;

der Sieger hingegen machte den Besiegten zur Sache, und bezeichnete die Sache als die seinige. Sie sollte nur noch sein und thun, was Er wollte. — Der Schöpfer hatte den Menschen zum Herrn der unvernünftigen Geschöpfe ernannt; der Sieger nannte sich nun Herr über die Besiegten und bezeichnete diese als seine Subjecte; sie waren fortan Werkzeuge, — nicht bloß des etwa vernünftigen Willens, sondern auch der selbstlichen Willkür des Herrn. Sie waren Unterthanen der einzelnen, mehr oder weniger egoistischen Persönlichkeit.

Es ist hier nicht der Ort, die mannigfaltigen Transformationen anzugeben, welche dieses endliche Verhältniß durch die Gewalt der Dinge durchlaufen. Nur das Ziel ist anzudeuten, welchem es nicht bloß in der Lebensgeschichte jedes Volkes, sondern auch in der Gesamtgeschichte der Menschheit zugutstehen scheint. — Dieses Ziel ist auf zuverlässige Weise nur in der Bestimmung des Menschen überhaupt zu finden. Die älteste, wie ehrenwürdigste Offenbarung bezeichnet den Menschen als zum Ebenbilde Gottes bestimmt. Die christliche Offenbarung, indem sie an jene Ueberheißung erinnert, bestimmt sie näher dahin, daß alle Menschen zur Freiheit berufen seien vermittelt des freiwilligen Gehorsams unter den Willen Gottes. Er ist der einzige Vater, alle Menschen sind seine Kinder; nur Christus, und, — da er nichts wollte, als was Gottes Wille, — nur Gott selbst ist der Herr; alle Menschen aber sind zur Mitarbeit, zur Mit Herrschaft berufen. Kein Mensch, als solcher, hat ein Recht über den anderen; jeder zeitlich Uebergeordneter ist nur berufen und bevollmächtigt zur Vollstreckung — nicht seines eigenen, — sondern des göttlichen Willens, und die Ueberordnung selbst hat keinen andern Zweck, als die Untergeordneten zur Höhe der Uebergeordneten zu erheben, — sie ist nur Mittel, nicht Endzweck. Die Art und Weise der Ueber- und Unterordnung wird also bestimmt durch die jeweilige Bildungsstufe der geordneten Gemeinde. Christus ist das göttliche Samenkorn; — das als zukommend verheißene Reich Gottes ist der einst ausgewachsene Baum nicht bloß der Erkenntniß, — sondern auch des wirklichen Lebens. — Die christliche Idee war zunächst nur in wenige Herzen eingesenkt; in ihr war zwar dem Vermögen nach der ganze Reichtum des künftigen Baumes auf göttliche Weise enthalten; um aber diese Möglichkeit zu verwirklichen, mußte das Samenkorn erst aus dem Lichte in die finstere Erde hinabsteigen, dem äußeren Schrame nach vermodern, in Wahrheit aber sich nach und nach immer mehrere, immer höhere Elemente aneignen, um die verborgenen eigenen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Jeder angerigete Stoff bietet neue, vollkommnere Mittel zur Gestaltung der

wachsenden Pflanze; jede vollkommnere Gestaltung ist geschickter zur Ergreifung reichlicherer und höherer Nahrung. Ebenso ruft jede gewonnene, tiefer Einsicht auch reinerer Gesinnungen hervor, wie jede bessere Gesinnung sich in zweckmäßigeren Gesetzen und Einrichtungen verwickelt, die dann wieder eine Erweiterung der Erkenntniß und eine Erhöhung und Klärung der Bestimmung herbeiführen. Das Allgemeine in dieser lebendigen Spirale ist, daß die Wahrheit immer tiefer, immer allgemeiner erkannt, daß die Liebe immer gediegener, immer weiter ausgedehnt, endlich, daß die Freiheit immer umfänglicher, immer unverbrüchlicher gesichert und verbürgt werde. Die allgemeine Aufgabe ist also einerseits: daß die Wissenschaft immer mehr Herr werde über Beschränktheit und Irrthum, die Religion über Leidenschaft und Selbstsuche, die Staatsverfassung über Anmaß und Willkür; andererseits: daß immer Mehreres zur vollen Erkenntniß, zur vollkommnen Gesinnung und zur Bethätigung der allgemeinen Ordnung, zur Vertheidigung der allgemeinen Freiheit bereitet und berufen werden. Namentlich für das Staatswesen besteht mithin das Fortschreiten darin, daß, unter Beihülfe der Wissenschaft und der Religion, einerseits die Freiheit, — also freilich auch die formelle Abgaltlichkeit einzelner Mißbräuche derselben, — einen immer weitern Spielraum erhalte; daß aber andererseits die Ordnung und die Wiederherstellung der vorübergehend gestörten Ordnung immer reichere und dauerhaftere Bürgschaften erhalte. Alle Kinder sollen mündig, also einerseits frei gelassen, andererseits aber auch so erzogen werden, daß sie ihre Freiheit zu ihrem wahren Besten, also eben damit zum Besten Aller gebrauchen. Ebenso sollen alle bisherigen Unterthanen oder richtiger — alle Untergebenen — zu freien, aber eben auch zu wahrhaften Staatsbürgern erzogen werden.

Hiermit sind wir auf dem Standpunkte angelangt, von welchem aus wir die Bewegung der jetzigen Zeit verstehen und würdigen können.

Das Mittelalter arbeitete, sowohl im Kirchlichen, als im Politischen, auf Constitution undeschränkter Monarchie, und in dieser Regierung kann man Clemens XI. und Ludwig XIV. als die zwei Säulen ansehen, welche am äußersten Theile des mittelalterlichen Welttheiles aufgezogen wurden. Es schien, als sollten alle besondern Selbstständigkeiten verflüchtigt werden, um in Kirche und Staat mit der absoluten Einheit die größte formelle Allgemeinheit hervorzurufen. Der Papst sollte Herr sein aller Seelen, — ihres Wissens und Gewissens; der König Herr alles Irdischen, — Leibes und Gutes. Das

Wort Untertban und Sujet entsprach damals völlig dem Verhältniß, welches damit bezeichnet werden sollte.

Aber das Aeußerste der Herrschaft lief das Aeußerste der individuellen Vereinzeltständigkeit hervor. Die nächsten Resultate dieser Reaction sind bekannt. Unbeschränkte Selbstherrlichkeit jedes Einzelnen kann als die Forderung angesehen werden, von welcher das Streben im Wissenschaftlichen, Religiösen und Politischen ausging; aber freie, substantielle Allgemeinheit ist sein Ziel. Die Philosophie unternahm es, — ein zweites Mose, — die bis dahin unterthänigen Völker aus der Dienstbarkeit des Papst- und Königthums in das gelobte Land der Freiheit überzuführen. Der Weg führte zwar durch die Wüste des Unglaubens, der Selbstsucht und der Anarchie; aber der Philosoph von Genf schrie auf die tabula rasa des Egoismus die unveräußerlichen Rechte des Menschen und die Pflichten des Bürgers ein, und übergab sie an Franklin, der vom Sinai der Speculation sie hinabsetzte in das neu eroberte Pennsylvanien, und — bedeutungsvoll zu Philadelphia, — als dem neuen Jerusalem, — das neue, aber ewige Gesetz verkündete und in der Bundeslade des Patriotismus niederlegte! So wurde nun als allgemeiner Endzweck des Staates, Eingangs der pennsylvanischen Verfassung, (Juli 1776) ausgesprochen, „allen Mitgliedern des Staatskörpers den Genuß der natürlichen Rechte und aller Güter, die der Schöpfer dem Menschen verliehen, zu gewähren und zu versichern,“ und das Mittel zur Erreichung dieses Endzwecks wurde „das Recht des Volkes“ anerkannt, „durch einen Act des Gemeinwillens“ alles hierzu Nöthige zu verfügen. —

In diesen wenigen Gesetzesworten lag Grund und Anfang einer neuen Weltordnung, einer neuen Zeitrechnung. Die reine Lehre Christi fing hiermit an, auch in der Sphäre des Rechtes — eine Wahrheit zu werden. — Hiernach ist jeder Mensch als Selbstzweck heilig zu halten; alle Staatsmitglieder — ohne Ausnahme — sind dem einen Endzweck untergeordnet: dem wahren Wohle Aller, mithin auch Alle gleich vor dem Gesetze, als dem notwendigen Mittel zu jenem Endzweck. Die Gesamtheit giebt zwar die Gesetze; aber nur das Gesetz ist der permanente, wirkliche Souverain, und alle Beamten — ohne Ausnahme — sind nur seine Vollstrecker, sind ihm ebenso, wie ihre Untergebenen — unterthan. Die Aufgabe der Gesetzgebung endlich ist, der Willkür der Gesetzvollstrecker immer enger Schranken zu setzen, und für jede willkürliche Verletzung des Gesetzes, für jede, dem Endzweck des Staates zuwiderlaufende, Willkürlichkeit

ein zurechstellendes Gericht anzuordnen, wie für jede wichtig werdende Gesetz- oder auch Verfassungsveränderung eine geeignete Behörde.

Dies sind die Grundgedanken der nordamerikanischen Freistaaten, die Lafayette, nachdem er dort für ihre Verwirklichung gekämpft, nach Frankreich zurückgebracht, wo sie zuerst waren ausgesprochen worden. Auf sie waren die Arbeiten der Besseren unter den politischen Reformateuren in den letzten vierzig Jahren gerichtet; nur nach Anerkennung der grundwesentlichsten unter denselben durften die Bourbonen den Thron wieder bestiegen; nur durch deren völlige Wilsachtung berandeten sie sich selbst des ewigen, nachhaltigen Anspruches auf die Krone. Aber auch schon vor der Juliswoche waren die neuen Könige von Frankreich nicht mehr Monarchen im dem bisher geltenden Sinne dieses Wortes. Der eigentliche Monarch war die Charte, die dadurch nicht zu einer verlebten — und darum auch räthselhaften — geworden, daß es Ludwig XVIII. sie eine octroyirte zu nennen — beliebt hatte. Die künftigen Worte sind, wenn sie nur erschlichen, und nicht der lebendige Ausdruck von Wirklichkeiten sind, hat die Juliswoche gezeigt. Die Charte war das politische Erbe der gebildeten Mehrheit, und daß sie dies war, haben nicht Wenige mit ihrem Blute bezeugt. Diesem Freibeile zufolge waren aber keineswegs (wie es in dem eingesandten Artikel heißt) „alle Rechte der obersten Staatsgewalt in der Person des Königs vereinigt und repräsentirt.“ Diese Rechte waren vielmehr in den wichtigsten Beziehungen vertheilt an den König und die beiden Kammern. Nur mit diesen konnte der König Gesetze geben und Steuern auflegen, und vermittelt der letzteren Beschlußnahme konnte er auch nur mit Bewilligung der Kammern Krieg erklären, wie denn überhaupt das Steuerbewilligungsrecht die wirkliche, oberste Staatsgewalt in die Hand der Mehrheit der Volksgesetzten legt. Die Staatsbürger wählten diejenigen, die ihnen die Besen (die *agoras*) scheinen; die Mehrheit derselben hat unmittelbar oder mittelbar über alle schwebenden Angelegenheiten zu entscheiden. Nicht also Einer herrscht, sondern die Mehrheit der Notablen. Da überdies die Minister für alles, was von der königlichen Gewalt ausgeht, verantwortlich, da alle Richter unabsetzbar und alle Einzelheiten des ganzen Staatshaushaltes durch die Freiheit der Presse dem gewaltigen Gerichte der Öffentlichkeit untergeben sind, — so ist ein so verfaßter Staat nichts weniger als eine Monarchie im herkömmlichen Sinne; sondern in der That eine aristokratische Demokratie mit einem erblichen Könige. Dieser König aber ist im Wesentlichen nur durch die Verehrlichkeit seiner Würde und die Unverantwortlichkeit seiner

Pfesen von dem Präsidenten eines Freistaates unterschieden, — und die Staatsbürger haben im Grunde nicht dem Könige, sondern entweder den Entschreibungen der Mehrheit ihrer Abgeordneten, oder den Weisungen verantwortlicher Minister, innerhalb des beschränkten Geschäftskreises desselben, „Gehorsam zu leisten.“

So war es schon vor der Julirevolution, und schon damals war das Wort Unterthan oder Sujet — der Sache nach — antiquirt. Sind aber nach Abschaffung der Sklaverei und der Leibeigenschaft die Worte Sklav und Leibeigener zu bloß historischen Bezeichnungen geworden, warum soll denn das Wort Unterthan beibehalten werden, da, wo das Unterwürfigkeits- und Unterthänigkeitsverhältniß sich in das der gesetzlich freien Unterordnung oder Untergeordnetheit verwandelt hat?

Wie nun bereits die berühmte Adresse der 221 und die Wiedererwählung derselben die Thatsache erhärtet hatten, daß die französische Nation sich keineswegs im bisherigen Sinne des Wortes als des Königs Unterthan angesehen wissen wolle, — so erhielt diese eingetretene Veränderung eine neue, völlig unzweideutige Bekräftigung durch die Absetzung des bisherigen Königs und seiner Dynastie, und durch die Wahl eines neuen Oberhauptes. Nach diesem Vorgange, dessen Rechtsgültigkeit zwei Theile, theils ausdrücklich, theils durch gleich bereitetes Stillschweigen, anerkannt haben, ist der König — zum wenigsten für Frankreich — in Wahrheit zum Abgeordneten der Nation geworden. Er ist jetzt in der That nichts anderes, als der, kraft des Volkswillens, erbliche und persönlich unverantwortliche Präsident des französischen Freistaates; denn frei ist ein Staat, dessen Bürger nur solchen Befehlen gehorchen, in welche sie mittel- oder unmittelbar eingewilligt haben. Sind aber früher die Fürsten auf Erhaltung und Anerkennung ihrer Rechte eifersüchtig gewesen, so ist es nicht zu verwundern — und wohl eben so wenig zu tadeln, wenn auch diejenigen, die das Recht in Besitz genommen haben, eine verderblich gewordene Dynastie durch ein gewähltes Oberhaupt zu ersetzen, — auf dieses Recht eifersüchtig sind. Will man die Sache, so muß man auch den rechten Namen dafür nicht scheuen. Bietet die Sprache des alten Régime keine passende Bezeichnung für das neue Verhältniß, so mag man die Bezeichnung umgehen, bis das rechte Wort gefunden. Jedenfalls aber möchte es rathamer sein, der würdigeren, erheben deren Benennung von Staatsbürger den Vorzug vor dem erniedrigenden Unterthan zu geben, selbst da, wo die rechtliche Freiheit der Staatsmitglieder noch mehr in der rechtlichen Gesinnung des Fürsten, als in den Institutionen und

in der ausdrücklichen Zustimmung des Volkes — ihrer Bürgschaft findet.
 — Schließlich geben wir dem ehrenwerthen Verfasser des Artikels v. 4. d. M.
 die inhaltsschweren Worte des genialen Galland'e zu bedenken, der in seiner
Palingénésie sociale bemerkt: Celui qui doit obéir veut une rai-
 son de son obéissance. L'autorité, même l'autorité paternelle, a be-
 soin d'être juste... La sanction du pouvoir de celui qui com-
 mande est donc dans l'assentiment de celui qui obéit; c'est
 en cela que réside la force sociale, antique acception du mot Dy-
 nastie...

Ideen zur Geschichte der Menschheit.

1.

Jedes bloß natürliche, d. h. unfreie Einzelwesen ist in jedem Augenblicke das, was es gerade in diesem Zeitpunkt sein soll. Das lebendige Wesen, das in ihm wirkt, macht den eben vorhandenen Stoff zu Allem, was der Stoff gerade werden kann. Es würde unter anderen Umständen, mit anderem Stoffe vielleicht eine schönere Form ausprägen, und die schönste Form, die es unter den günstigsten Verhältnissen auszubilden vermag, kann man das Ideal dieser Art von Einzelwesen nennen. Daß dieses Ideal sich einmal offenbare, ist als die ewige, — daß es aber eben nur so weit, als die unmittelbar vorhandene Außenwelt es gestattet, an den Tag trete, ist seine augenblickliche Bestimmung. So sind die bloßen Naturwesen in jedem Augenblicke Alles, was sie eben dann sein sollen.

Nicht so der Mensch. Er ist zwar auch ein Naturwesen. Als solches hat er ein individuelles Auserbild darzustellen, und ist in dieser Beziehung an den ganzen übrigen Weltzusammenhang gebunden und durch ihn bedingt und beschränkt. Dieses Naturwesen ist aber nur die Unterlage, der Spielraum, das Werkzeug, zum Theil auch der Arbeitsstoff für den mit Phantasie, Gemüth und Vernunftvermögen begabten Willen. Seine volle Bestimmung ist eine unendliche; seine Bestimmung für jeden Augenblick aber ist nur dies: „dasjenige zu vollenden und, wenn möglich, zu vollbringen, was er eben als seine Bestimmung weiß, selbst wenn es seinen unmittelbaren Naturtrieben „zuwider wäre.“ Hiermit tritt also die Möglichkeit ein, daß der Mensch seiner eigentlichen menschheitlichen Bestimmung auch nicht entspreche, daß er also wirklich etwas Anderes ist, als er sein soll.

Schon aus diesen Angaben, deren Wichtigkeit jedoch nicht wohl bestritten werden kann, ergiebt sich, wie schwierig es sei, ein gerechtes Urtheil über irgend einen Menschen zu fällen. Um nämlich seinen Werth oder Unwerth zu bestimmen, muß man nicht bloß die allgemeine und besondere Bestimmung desselben, sondern auch die ihm dazu von der Natur gebotenen Mittel, die von der Außenwelt ihm gesetzten Schranken kennen; man muß endlich wissen, wie weit dieses alles ihm überhaupt zum Bewußtsein gekommen, wiefern es ihm bei irgend einer Handlung oder Unterlassung gerade gegenwärtig war.

Dreierlei ist also bei allem Menschlichen zu berücksichtigen: 1) die besondere Naturbestimmtheit und die besondere Stellung des Menschen; 2) das Allgemeine, Vernünftige, welches gerade in diesem Augenblicke verwirklicht werden sollte, und 3) das wirkliche Wissen und Wollen des Menschen in jedem einzelnen Falle. —

Aber nicht nur bei einzelnen Menschen sind die inneren Anlagen und äußeren Verhältnisse unendlich mannigfaltig; sondern auch die Naturbestimmtheiten der Völker weichen sehr von einander ab. Noch größere Unterschiede bieten endlich die verschiedenen Racen dar, und die richtige Würdigung irgend eines geschichtlichen Ereignisses ist vor Allem durch die Kenntniß von diesen Unterschieden bedingt.

Wie dann ferner der einzelne Mensch eine ganze Reihe von Entwicklungsstufen durchschreitet, vom unmündigen, völlig unfreien Kinde bis zum Greise, so daß auf jeder Stufe eine eigenthümliche Gesetzmäßigkeit walten, welche zum Theil gar nicht, zum Theil nur zum Schaden der Entwicklung überschritten werden kann, so haben auch die Völker ihre verschiedenen natürlichen Lebensalter, und noch überdies, wie die neuern Zeiten es gezeigt haben, ihre verschiedenen immer höhern Wiedergeburtten.

Endlich blühet die Menschheit selbst ein eigenes großes Naturwesen, welches durch die Veränderungen seines Planeten, durch seine eigene innere Continuität, und durch die fortlaufende Ueberlieferung eine Reihe von Weltaltern durchschreitet, deren jedes dem freien Willen des einzelnen Menschen einen bestimmten Wirkungskreis und eine bestimmte Masse von Mitteln darbietet.

So ist also jeder Mensch, jedes Volk, ja die ganze Menschheit in jedem Zeitmomente auf eigenthümliche Weise von der zu Grunde liegenden Natur bedingt und beschränkt, und die Kenntniß dieser Bestimmtheit ist unentbehrlich zur richtigen Würdigung der einzelnen Handlungen, wie der größeren Ereignisse.

Die Menschen sind aber nicht, wie die ihnen untergeordneten Naturwesen, zur steten, bloßen Wiederholung eines und desselben Lebenswerkes bestimmt. Sie sollen nicht bloß werden, genießen und untergehen, wie die unvernünftigen Thiere; vielmehr ist ihre Naturbestimmtheit nur der zu verarbeitende Stoff für ihre menschliche Bestimmung. Nicht nur soll der einzelne Mensch immer mehr werden, als er schon ist; sondern es soll auch aus dem Zusammenwirken der Einzelnen nach und nach eine menschliche Welt zum bleibenden Dasein kommen, die vorher noch nicht da gewesen. Ueber den verschiedenen Reichen der Natur und ihrer gesammten harmonischen Ordnung sollen sich die Familien, die Staaten und Kirchen, die immer größeren Handels-, Künstler- und Gelehrtenrepubliken, die Völker- und Welttheilsbündnisse sich erheben, gestalten, ausbreiten, vervollkommen und allmählig eine zweite Schöpfung an's Licht stellen, eine Welt des Schönen, Guten und Wahren, ewig, wie die Dreieinigkeit von Vernunft, Phantasie und Liebe, die sie in Freiheit geschaffen. Jeder Mensch ist legendwie Mitarbeiter an diesem unendlichen Werke; jeder empfängt hierzu durch innere Anlagen und äußere Stellung seinen eigenthümlichen Beruf und in diesem seine besondere Bestimmung. Eben so hat auch jedes Volk und vielleicht jede Race ihren eigenen Beruf, und die wahrhaft geschichtlichen Epochen werden für die Völker und für die ganze Menschheit durch das Außenwese Hervortreten dieser neuen Schöpfung bezeichnet. Zuweilen scheint zwar der Aufbau zu fließen; das bereits Fertige steht lange unverändert da. Aber im Verborgenen arbeiten die Steinmetzen, die Zimmerleute, die Glasmaler, und siehe! an einem frühen Morgen kommen sie zusammen, legen die Hand an, und in wenigen Tagen steht ein herrlicher Tempel vor unsern Augen. Manchmal sogar scheint das Werk rückgängig zu werden, weil schon fertige Theile des Gebäudes, in denen viele Geschlechter vergnüglich gewohnt haben, in Brand gerathen oder absichtlich zusammengerissen werden und ihre Bewohner nun ohne Obdach herumirren. Doch auch hier ist nur scheinbarer Rückgang bei wirklichem Fortschritt. Die Bewohner haben die Mängel ihrer Wohnung kennen lernen; verborgene Kräfte werden durch die Noth geweckt, die Liebe kommt ihnen zu Hülfe und bald ist das hinfällige, beschränkte Alte durch ein dauerhaftes, gedumiges, heiteres Neue ersetzt.

Freilich kann, da das gesammte Werk der Menschheit aus der Freiheit hervorzugehen bestimmt ist, auch Uebervernünftiges, Unvergleichliches vorübergehend zum Vorschein kommen. Schwer aber ist es, bei

großen Ereignissen, wie bei Gesundheitsstörungen, die Symptome der Krankheit von den Heilbemühungen der Natur zu unterscheiden. Noch schwieriger ist es oft, gesetzmäßige Entwicklungsmomente von Veränderungen zu unterscheiden, die der natürlichen Ordnung nicht angehören. Immerhin bleibt es eine der schwersten Aufgaben, zu erkennen, was gerade an der Zeit ist, ob das Festhalten des gerade Bestehenden, oder das Verändern desselben, und falls das Letzte als nothwendig anerkannt wird, was dann an seine Stelle zu setzen sein möchte. Denn wahrzunehmen, daß etwas schlecht, häßlich, unwahr, unpassend ist, dazu sind gar viele schon genug gebildet; das eingeborene Gefühl, der Mensch in uns, wird durch solches Idealwidrige mehr oder weniger schmerzlich erregt, und der Tadel, den wir aussprechen, ist nur der Ausdruck des zum Bewußtsein gekommenen Schmerzes. Soll hingegen angegeben werden, was denn das Rechte, Schöne, Wahre, Zweckmäßige ist, durch welches jenes zu ersetzen sei, so wird hierzu nicht nur eine schöpferische Gabe, oder doch eine bestimmte Erzeugungskraft, sondern auch ein höher gebildetes Urtheilsvermögen erfordert, welches für die besondere Wirklichkeit das gerade Geeignete zu finden und zu wählen vermag.

3.

Auf zwei Momente ist also, dem bisher Ange deuteten zu Folge, bei jedem geschichtlichen Ereignisse, vor Allem das Augenmerk zu richten. Zuerst auf die ihm vorangegangene Wirklichkeit, dann auf das in ihr zu realisirnde Ideal. Aus jener wird erkannt, was sein kann, aus diesem, was sein soll, und gewiß soll nur das Mögliche geschehen.

Das Vorhandene ist mithin nicht bloß aufzufassen, wie es sich unmittelbar der Wahrnehmung darbietet, sondern so, wie es in der Wahrheit ist, nämlich als bestimmtes Moment des Ganzen, zu welchem es gehört, als Resultat der Entwicklungsmomente, die auf dasselbe hingearbeitet, und sich in dasselbe legendwie fortgesetzt haben. So ist jedes Volk nicht bloß dieses unmittelbar wahrnehmbare, sondern es ist noch vielmehr das Erzeugniß seiner ganzen Geschichte, die in der Gegenwart aufbewahrt ist und in ihr nachwirkt; es ist überdies noch ein lebendiges Glied in der jetztlebenden Menschheit, eine bestimmte Person in dem großen Welt drama, bedingt, beschränkt und vielfach bestimmt durch die übrigen mithandeleiden Personen. Nur aus solchem Zusammenhange ist Vieles zu begreifen und — zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, wie manche Alterskrankheiten nur der Ausdruck begangener Ausschweifungen, wie manches fächereliche und scheinbar unverschuldete Unglück nur gerechtes

Strafe ist für längst vergessene Sünden. Wie im einzelnen Menschen, so lebt auch in jedem Volke seine Vergangenheit fort, und erhebende und schmerzhaftige Erinnerungen steigen oft bei scheinbar zufälligen Veranlassungen auf, und werden Mächte, die bestimmend in das Leben eingreifen.

Nur also, wenn das Vorhandene durchschaut, nur wenn seine Voraussetzungen erkannt und die Gesetze des großen Nationalorganismus sowohl in seiner gesunden Entwicklung, als in seinen krankhaften Gefaltungen erkannt sind, dann nur ist der Thatbestand als gehörig ermittelt anzusehen, der die Grundlage bildet für das, was sein soll. Wird aber jener unmittelbar aus der Wirklichkeit abstrahirt, so kann dagegen dasjenige, was erst Wirklichkeit werden soll, nur durch Speculation und Induction ermittelt werden. So deutliche Fingerzeige indessen die Erfahrung zu geben scheint, so häufig sind doch die Abirrungen auf diesem Gebiete, so mannigfaltig sind noch die Veranlassungen zu denselben. Religiöse Vorurtheile und Privatinteressen, Systeme, die durch den Anschein strenger Consequenz verblenden, gutmüthige Beschränktheit, Phantasie und prosaische Oberflächlichkeit wirken zusammen, um die babylonische Sprach- oder richtiger Gedankenverwirrung, die in der Theologie eingebrochen, auch in der Politik immer mehr zu zeigern.

Kirche und Staat beruhten im Mittelalter auf factischer Autorität, auf dem Ansehen der Ueberlieferung, auf unverrückbarem, durch Andauer geheiligtem Bestande, auf überall theiligten Interessen und auf der Bequemlichkeit, Vereinfachung und dem Bildungsmangel der übergroßen Mehrheit. Die himmelscheitenden Ungebühen des Standes, der zu Himmel und Heiligkeit hinaufzehen sollte, erschütterte das Kirchengebäude. Die Noth trieb zur Aufsuchung eines unerschütterlichen Grundes für die Christengemeinde; man grub nach und traf auf das Buch der Bücher. Es bot mehr als hinreichende Waffen zum Abwurf der hierarchischen Willkür; die menschliche Autorität der Kirche wurde gestürzt durch die noch für göttlich gehaltene der heil. Schrift. — Aber die Kirche war verwachsen mit dem Staate; die Geistlichkeit war ein Stand, die Heilordnung auch ein Polizeigesetz geworden. Die Entgründung der geistlichen Autorität führte nothwendig die Erschütterung des weltlichen Ansehens mit sich. Die Religionsfreiheit wurde als ein angekauftes Recht in Anspruch genommen, und bald gegen das bestehende, positive Recht und gegen die Willkür der Staatsgewalt Abhülfe gesucht.

Es war dahin gekommen, daß man wissen wollte, warum man

zu gehorchen habe; in der Kirche, warum man den denkenden Geist den Ansprüchen der Hierarchie, — im Staate, warum man Leib und Leben den Nachsprüchen und Forderungen der Herrscher zu unterwerfen, — in beiden, warum man zu glauben, zu zählen, zu leiden und zu schweigen habe. Die Borschung war durch Darbietung der Druckpresse den höheren Bedürfnissen Europa's entgegen gekommen; das durch den kirchlichen und weltlichen Druck erweckte Gefühl höherer Berechtigung kam zum Bewußtsein, und die Begeisterung für die menschenwürdigere Freiheit überwand, zum wenigsten bei den meisten germanischen Völkern, die materielle Uebermacht der bisherigen Autoritäten.

Die menschliche Natur war vorangeschritten; der denkende Geist suchte diesen Fortschritt zu begreifen, zu begründen und alle nothwendig schreitenden Folgerungen daraus zu entwickeln. Dagegen suchte die zurückgebliebene Partei ihrer Unbeweglichkeit zu rechtfertigen, und den Fortschritt zum Verbrechen zu stempeln. Während in der sogenannten wirklichen Welt die zeitlichen Interessen sich einander bekämpften, und die Verfechter des neuen Zeitgeistes Schritt vor Schritt ihr festes Land dem alten Meere abgewinnen mußten, wuchs auch die Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft.

Aristoteles und nebenbei auch etwas Plato und ihr Schatten Cicero, hatten Hand in Hand mit Moses den Stoff für die Politik der Scholastiker hergegeben. Die fortschreitenden Rechtslehre seit der Reformation suchten Grund auf zwei verschiedenen Wegen. Die Einen durchwühlten die immer vollständiger zu Tage kommenden Urkunden der Ueberslieferung, — das N. Testament, — Plato, die griechische und römische Geschichte, und suchten hier einen festen Punkt zu gewinnen. Andere flogen hinab in den Schacht des Gewissens und des natürlichen Rechtsgefühles, oder schwangen sich hinauf in das schrankenlose Gebiet der Phantasie und riefen so aus der inneren Verborgtheit ihr Naturrecht und ihr Staatsideal ans Licht.

Wie verzeittig oder wie unbrauchbar dann auch die Resultate waren, zu welchen die Progressiven auf diesen Wegen gelangten, so viel war doch immer gewonnen, daß ihre Gegner, die wie Stabilisten nennen können, dadurch zur Rede gestellt und somit genöthigt wurden, über ihr eigenes Princip, — das Princip des blinden und krummen Gehorchens, — hinauszugehen. Sie mußten ihre Feinde widerlegen — und stellten hierdurch sowohl ihrer Schwäche, als ihrer Inconsequenz zur Schau.

Indessen ging die wirkliche Welt ihrem großen Gang fort, und wenn

auch, vielleicht in mehr als geometrischer Progression, die Theorie an Einfluß auf die Praxis gewann, so zeigte die Wirklichkeit doch auch so oft ihre immanente Selbstständigkeit und einen die Theorie überflügelnden oder von ihr abweichenden Gang, daß noch jüngst sich Manche zu der Behauptung veranlaßt fanden, die Wissenschaft habe, besonders in der Politik, nur das Zu- und Nachsehen. Wir können dieser letzteren Meinung nicht unbedingt beipflichten.

5.

Überdies hat der denkende Geist die Wirklichkeit zu erforschen und sie in ihrer Nothwendigkeit, oder vielmehr in ihrem lebendigen Zusammenhange, zu begreifen. Einerseits aber setzt das richtige, vollständige Auffassen des Vorhandenen schon ein eigenthümliches, von Innen heraus bestimmtes Aufmerken voraus; andererseits hat die Speculation aus den wahrgenommenen Thatfachen die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze und den Organismus dieser Gesetze abzuleiten, und aus den bereits vorhandenen Momenten der Progression auf die noch fehlenden zu schließen. Wie die Repräsentanten des Volkes die Bedürfnisse desselben, so haben die wissenschaftlichen Denker die Postulate des Zeitgeistes zu entdecken und der Mitwelt zum Bewußtsein zu bringen. Die Naturwesen drücken in jedem Augenblicke nur dasjenige aus, was sie gerade in diesem Zeitraume zu verwirklichen haben; dennoch trägt schon der Same auf ideale Weise alle die Gestalten in sich, in welche er sich allmählig ausbreiten soll. Wäre er aber zu freiem, nach vorgeheilten Zwecken handelndem Dasein bestimmt, und ihm die Liebe zu seinem Sticheu — und deshalb auch Sprache — gegeben, dann würde die grü nende Pflanze die Bestimmung zur Blüthe auch vorfühlen, dieses Gefühl bewußt werden und ihre Blüthgedanken auch als frohe Botschaft aussprechen und sie ihren Genossen zu verkündigen haben.

Und der Mensch, die Krone und der Endzweck der Schöpfung, sollte nicht auch in sich die ganze Idee der Menschenentwicklung tragen, und zum wenigsten vorempfinden und in allgemeineren Zügen vorbestimmen können, welche Stufe nun zunächst zu erklimmen sei? Nur dies ist freilich nicht zu übersehen, daß, wie der Same zur Entfaltung und Wurzelung des Wassers, der Luft zum Blüthen, des Lichts zum Grünen und Blühen, der Wärme zum Reifen der Früchte bedarf, — so auch der Mensch nur durch bestimmte Reize und Anregungen zum Innere werden der nächsten Bestimmung gelangt. Unstreitig aber ist es gerade eine wesentliche Eigenthümlichkeit der neueren, und zwar der

deutschen wissenschaftlichen Forschung, daß sie in allen Zweigen des Wissens zuerst sich der Geschichte bemächtigen und diese in ihrer organischen Fortbildung aufzufassen sucht, um dann aus diesen Voraussetzungen das noch Mangelnde als historisch notwendig abzuleiten.

Auf diese Weise wird das Wesen der Menschheit, der Religion, der Völker, des Staates u. s. w. und aus allem diesem die Bestimmung des Menschen in den verschiedenen Lebenssphären jetzt tiefer als jemals erkannt, wenn auch zunächst nur erst von Wenigen die philosophische oder reinvernünftige Nothwendigkeit aller einzelnen Momente dadurch eingesehen wird, daß sie den vollständigen idealen Organismus derselben erkennen. Beides aber hängt untrennbar zusammen.

II

Der Mensch, wie er zu werden anfängt, gestaltet sich gleich zu einem organischen Wesen, d. h. zu einem solchen, dessen verschiedene Theile sich einander wechselseitig voraussetzen, indem ihre Thätigkeiten auf wechselseitige Erhaltung und Fortbildung und hierdurch auf Bestand und Entwicklung des Ganzen, wie umgekehrt die Wirklichkeiten des Allgemeinen auf Erhaltung und Förderung der einzelnen Momente gerichtet sind. Somit verwirklicht die lebendige Seele in jedem Augenblicke eine bestimmte Weise und Gestalt organischen Daseins. Diese verschiedenen Weisen und Gestalten bilden nun allmählig eine geordnete Reihenfolge von immer vollkommeneren, entwickelteren Organismen, und daß ein Organ, ein Sinn, ein System nach dem anderen zum Dasein, zur Vorherrschaft gelangt und gelangen muß, dies kann man die historische Nothwendigkeit der einzelnen Entwicklungsformen nennen.

Dieser gesetzmäßige Verlauf der Lebensgestalten ist zunächst Zweck an sich selbst; aber er hat auch einen Endzweck, und ist, vom höheren Standpunkte aus angesehen, nur die Vermittelung zur Verwirklichung dieses Endzweckes. Als solcher kann nun offenbar nur die vollständige Ausgeburt der Idee des leiblichen Menschen angesehen werden. Diese Idee aber ist für sich genommen nichts anderes, als das im Geiste wiedergeborene Mußerbild der Wirklichkeit, ein in sich unverbrüchlich in einander gegliederter Kreislauf von Bestimmtheiten und Bestimmungen, und die von der Speculation erkannte Nothwendigkeit ihres Daseins und ihres Ueberganges in einander ist, was wir oben philosophische Nothwendigkeit genannt haben.

Wie nun der einzelne Mensch als Naturwesen allmächtig wird, und nach historischer Nothwendigkeit die allgemeine Idee des menschlichen Organismus realisiert, so hilft er eben damit auch als Geschlechtshäufte zur Darstellung des Totalmenschen, als Mitglied einer sittlichen Gemeinschaft zur allmählichen Ausgewerk der bestimmten Idee eines Volkes, und als Mensch überhaupt zur Darstellung der Idee der Menschheit, gerade wie der Mond, indem er um seinen Planeten, und mit ihm um seinen eigenen Mittelpunkt sich bewegt, zugleich um die Sonne, und mit dieser um das entferntere Centralgestirn kreist. Volk und Menschheit, Sonnensystem und System von Sonnen haben eben sowohl wie Mensch und Planet ihre ewigen Ideen oder Mustervorbilder und die historischen Realisationen derselben.

Andererseits bedarf der einzelne Mensch, als übernatürliches Wesen 1) der einzelnen Familie zum unmittelbaren Liebeleben, 2) des besondern Staates zur Freiheit und zum höheren sittlichen Wirken, und 3) des allgemeinen Menschenvereines (der ewigen Kirche) zur möglichst großen Theilnehmung am Allgemeinenmenschlichen: — Kunst, Wissenschaft und wechselseitigen Hülfeleistungen der Völker. Und auch jede dieser Sphären hat ihr ewiges Ideal, und, wie schon früher bemerkt, ihre eigene Entwicklungsgeschichte in der Art, daß der Mensch anfangs unbewußt, später mit Bewußtsein, zuletzt mit voller Ueberzeugung an der Ausgeburt des Ideales jeder Sphäre arbeitet, und daß die verschiedenen, geschichtlich hervortretenden Gestalten des Familienlebens, des Staates und der Humanität als allmähliche Annäherungen zum Mustervorbilde anzusehen sind.

7.

In dieser Weltansicht, die wir selbst als ein lebendiges Erzeugniß und Bezeugniß der Geschichte ansehen, liegen aber auch schon die Prämissen zu dem Schlusssatze, durch welchen alles Einzelne erst seine rechte Stellung und Bedeutung erhält.

Ist nämlich, wie die Naturwissenschaft den Beweis dafür liefert, die ganze Erdenatur mit ihren verschiedenen Reichen ein harmonisch geordnetes Ganze; ist sie, wie die tägliche Erfahrung beweist, dem Menschen in jeder Beziehung als ihrem Endzwecke untergeordnet; ist, wie Geschichte, tägliche Wahrnehmung und Sternkunde erweisen, die Erde, als Individuum (also doch wohl auch ihre Krone, die Menschheit, mit eingeschlossen), dem Sonnensystem, und dieses dem unendlichen Sternennetze eingeordnet, so daß noch die Fürstin des Pla-

netzensoftens sich zum Menschen huldreich herabließ und selbst Milchsaugen sich in seinem Auge spiegeln und das Gefühl der Unendlichkeit in seiner Seele wecken; findet sich also Ordnung unter und über dem Menschen — und er selbst sich als ein notwendiges Glied in dieser unendlichen Verkettung, — so findet er eben damit durch seine Vernunft sich genöthigt anzunehmen, daß auch die Menschheit in ihrem eigenthümlichen Wesen, also in ihrer geschichtlichen Entwicklung, eine Ordnung darzustellen habe. Er nimmt diese Wahrheit aber um so leichter und williger auf, als das Herz mit seinen reinsten, mächtigsten und allgemeinsten Tugenden und Gefühlen ihr zustimmt, und die Geschichtskunde ihm täglich deutlichere Spuren solcher Ordnung nachweist.

Jede Ordnung setzt aber einen Ordner voraus; denn jedes geordnete Einzelwesen ist durch bestimmte einwohnende Kraft, Seele u. s. w. geordnet. Da nun diese ordnenden Kräfte, Serien u. s. w. selbst wieder nur Momente eines größeren Ganzen ausmachen, so ist auch mit Nothwendigkeit auf einen größeren, noch innerlicheren Ordner, und so endlich auf einen allerinnerlichsten, schlechthin allgemeinen Weltordner zu schließen. Erfahren wir doch an uns selbst, daß der Körper von der Seele gebildet, d. h. geordnet, die Seele selbst wieder von unserem vernünftigen Willensgeiste gebildet und in die Menschenwelt eingeordnet wird.

Es ist aber anderseits die Freigelassenheit des menschlichen Willens eine nicht minder unabdingbare Thatsache, und ebenso, daß durch die Willkür des Menschen Verletzungen des eignen Gewissens und Störungen des eben so gewissen Rechtes Anderer und der Entwicklungsordnung unbestimmbar Vielen veranlaßt werden können. —

Wird nun diese Thatsache mit dem großen gewonnenen Resultate in Vergleich gesetzt, so ergibt sich aus dem schlechthin allgemeinen Principe der Ordnung auch die Nothwendigkeit des besondern Principes, in Folge dessen jede Störung der Ordnung eine Herstellung derselben unabweislich erheischt, mithin Alles nothwendig macht, was zu derselben erforderlich ist.

Wirklich ist auch der Gedanke von Gerechtigkeit als Wiedergutzustellung der allgemeinsten unter allen zum Denken erwachten Menschen, wie das Gefühl der Rache, als bloßes Natur- (nicht Vernunft-) Recht, schlechthin allgemein bei bloßen Naturmenschen, d. h. Wilden ist.

Die Gerechtigkeit erheischt aber nicht nur einerseits die Bestrafung, und Wiedergutzubringung des Ordnungstöders, sondern auch andererseits die Vergeltung für jeden ordnungswidrig erlittenen

Schmerz²⁾. Sie muß ferner, wie die Naturordnung, allgegenwärtig und allbeherrschend sein, und fordert daher gleich unabwieslich für die Einzelnen Staat, Kirche, und Vorsehung und Vergeltung für hier und dort; nicht minder dann für Völker, Staaten und Kirche eine höhere Führung und Zurechtweisung, die zwar durch Einzelne bewirkt, aber nicht als von Einzelnen ausgehend angesehen werden kann, da diese, wo sie solchen Verus zu haben behaupten, so oft selbst zu den Zurechtgewiesenen geschaart werden, gerade wie auch in der tiefer stehenden Naturordnung die einzelnen Wesen, selbst wider ihren besondern Trieb, in die allgemeine Zweckverknüpfung hineingerissen werden.

Siebt uns also die willenlose Natur unverkennbar durch ihre eigenthümliche Ordnung und Schönheit den ordnenden, durch ihre Zweckbeziehung auf den Menschen den menschenfreundlichen Weltgeist zu erkennen, so verkündigen die Stimmen in unserer Brust ihn als den gerechten, bessernden und deshalb verzeihenden, und Geschichte, Natur und Vernunft nöthigen uns, ihn auch als den allwaltenden Vater und Herrn, und Richter und Heiland der Völker anzuerkennen.

8.

Hiermit erst haben wir den festen überweltlichen Punkt gewonnen, von welchem aus alle Dinge und Ereignisse anzusehen und zu beurtheilen sind. Es ist dies nicht jener außerirdische Schätzpunkt, den Archimedes forderte, um die Erde aus ihrem Gleise zu heben, sondern der ruhende Mittelpunkt des Universums selbst, von welchem wir auf alle Erscheinungen, die im Umkreise an uns vorüberschweben, furchtlos, und wenn oft auch mittheilsvoll, doch immer vertrauend herabsehen können, weil wir an Den uns halten, aus dessen Allmacht Alles hervorgeht, dessen Weisheit Alles ordnet, dessen Güte Alles leitet, dessen barmherzige Gerechtigkeit alles dieser Leitung sich Entziehende wieder zu Recht bringt, an dessen Seligkeit alle Vernunft- und Liebewesen immer mehr Theil zu nehmen die unendliche Bestimmung haben.

Dieser Mittelpunkt ist es, um den, als um das allerinnerlichste Urewesen, alle Naturwesen sich in concentrischen Sphären, ord-

1) Das Gewissen schreit dem Sünder krasend zu, daß — sein Vergehen von einer höhern Macht, von einem heilig gerechten Gott gewußt wird; das Herz ruft dem unschuldig Leidenden tröstend zu: "Gott weiß, was du leidest!"

nen, zu dem, als zum schlechten Vollkommenen, alle freien, perfectiblen Wesen in unendlicher Spirale hinstreben, und von dem aus allein wir uns im Ueberseum wahrhaft orientiren, und mit immer geübterem Auge allmählig Alles in seiner eigenthümlichen Ordnung und Bestimmung wahrzunehmen vermögen.

Von hier aus sehen wir die Menschheit, wie ein großes Gotteskind sich entwickeln und sich ermannen unter steter Pflege, Leitung und Zucht. Von der höchsten Liebe zu ihrem Ebenbilde erschaffen, ausgefattet mit unermesslichen Anlagen und vor Allem mit Vernunftfähigkeit und Phantasie, mit freiem Willen und einem lebendigen Gemüthe, sehen wir den Menschen sich ausbreiten auf der Erde und sich sondern zu mannigfaltigen Völkerschäften, die Völker durch wechselseitige Bedürftigkeit in mannigfaltige Beziehungen treten, bis durch den Sohn des Menschen der Gottsgebanke einer einigen Menschheit, wie ein Licht aus der Dämmerung, aufsteigt, und die schaffende Liebe auch als die Alles durchwaltende offenbart. Von nun an geht die Arbeit der Menschheit mit Bewußtsein auf Gestaltung eines Gottesreiches, eines Reiches der Liebe auf Erden, und alle edelsten Geister suchen im Grunde nichts Anderes, als zunächst die Bedingungen aufzufinden unter welchen jenes Reich sich verwirklichen könne, um alsdann die bereits gefundenen Vermittelungen ins Werk zu stellen.

9.

Auf daß nun der Mensch gleich von Anfang mit Liebe genähert, und zugleich die Liebe in ihm erweckt werde, kommt er völlig häßlos zur Welt. Damit aber nicht bloß die Ur- oder Vorliebe, sondern auch die treue Segenliebe offenbar und wirklich werden könne, reißt das Kind zum Manne, wird der Mann selbst Gatte und Vater. So fängt nothwendig auch die Menschheit mit Bedürftigkeit an, damit sie zunächst Alles als Gottes Gabe empfangen; so fing sie in Christo an großjährig zu werden ²⁾; so wandten Christen sich zur Bekehrung der Heiden, so fangen jetzt selbst ganze Völker anderen Völkern lieblich Hülfe zu leisten an. So ist alle Bedürftigkeit und alles Leid nur als Bedingung oder Veranlassung zur Offenbarung der Liebe anzusehen, und wie der menschliche Scharfsinn immer mehrere und leichtere Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse auffindet, so vermehren sich zwar auch die Bedürfnisse und die Bedürftigen; aber auch die Liebe ist erfinderisch

2) Joh. 17, 4: „Ich habe dich verkündet auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte.“ —

und auch sie erweitert und vertieft sich immer mehr und bildet sich immer mächtigere, immer weiter reichende und tiefer eingreifende Organe und verbindet diese Organe zu einträchtigen Systemen.

Aber Liebe *ummt* aus dem Allerinnersten, sie ist nur denkbar als frei. So geht sie auch aus auf das Allerinnerste, und kommt nur in der freiesten Gegenliebe zur Ruhe. Freiheit also ist die zweite Bedingung ihrer vollständigen Offenbarung, und allmähliche Freilassung bis zur völligen Freisprechung der zweite große Charakterzug der Geschichte.

Wirklich sehen wir die alte Welt, je näher ihrem überirdischen Ursprunge, je näher ihrer ersten Wiege, um so abhängiger noch von Bestimmung und Einwirkung von Unten und Oben, d. h. von Fiebern, Führungen und Weisungen, und der Sache nach macht es keinen Unterschied, ob Menu die Kasten aus den verschiedenen Leibes-theilen Bramah's, oder Aristoteles die verschiedene Bestimmung zum Freien und Sklaven aus der Naturbestimmtheit ableitete; ob Priestergebot, Urim und Thummim, ob Traumdeuter und Orakel, ob Sternenschrift oder Hühnergeschrei das entscheidende Wort zur Willensbestimmung aussprachen.

Erst Sokrates rief das Gewissen zur Selbstbestimmung auf; erst Christus erinnerte den Menschen nicht bloß an das Gesetz der Freiheit: „was du nicht willst“ &c. und „was du willst“ &c., sondern noch viel dringender an das eingeborene Gotteswort der allüberwindenden Liebe.

Aber erst in den germanischen Volksstämmen begann, wie die Liebe durch ihre heiligen Ehen und ihre Verbrüderungen, so auch die Freiheit durch die ganze Lebensverfassung, ihre allgemeinere Offenbarung. Der Einzelne erhielt durch die Religion der Liebe, oder mit andern Worten, durch die christlichen Lehren von der göttlichen Ebenbildlichkeit des Erstgeschaffenen, von der Menschwerdung Gottes, und von der Gottanstrebung und Beerwigung des Menschen, — einen unendlichen Werth, und diesen Werth mußte Jeder dem Andern zuerkennen. Somit war die tiefste Grundlage für die Freiheit Aller gelegt. Deutscher Sinn und deutsche Kraft gaben der Lehre Nachdruck. Der Einzelne fühlte sich als Einzelnen unendlich berechtigt. Die Besonderheit nahm sich ihr Rechte in den besonderen Verhältnissen, das bürgerliche Gemeinwesen gestaltete sich von Unten herauf durch Gliederung und Einordnung der besonderen Körperschaften und freie Wahl des Oberhauptes. Das höchste Allgemeine aber, die Kirche kam von Oben herab, als vom Himmel gesendet, dem Staate entgegen. Von der einen Seite

kam die Freiheitlichkeit; von der andern die befreiende christliche Liebe. Aber eben wohl war jene noch mit Selbstlichem bloß Natürlichem, diese mit Zufälligen und Wibernatürlichem vermischt, und stellte sich als unbedingte Autorität der Selbstthätigkeit gegenüber. Das Mittelalter spannte immer schärfer diese beiden Momente der wahren Freiheit gegeneinander. Das orientalische Princip der Abhängigkeit von Oben und das abendländische der freien Ausgeburt und Gliederung von Unten nach Oben, oder auch von Innen nach Außen, Vorsehung und Selbstzusehen, Unterwürfigkeit und Selbstherrlichkeit, Glauben und Erkennen, und wie man noch sonst die Momente des Gegensatzes bestimmen will, becirretern sich zum Kampfe, und als die Parteien schlagfertig waren, ließ die Vorsehung den Buchdruck erfinden, um die wechselseitige Verständigung zu erleichtern und in der öffentlichen Meinung einen Kampfplatz zu erröhen.

10.

So ist nun Versöhnung die Arbeit der neuesten Zeit, wahrhaftige, vollständige, gesicherte Freiheit der nächste Zweck ihrer Anstrengungen.

Der Einzelne soll nicht schon hier Alles sein und werden wollen, sondern nur Das, was ihm zu sein und zu werden von der Vorsehung zugewiesen ist. Er soll sich nicht als einzigen Selbstzweck, sondern als lebendiges Glied der Gemeinwesen, in die er gestellt ist, ansehen, und immer gegenwärtig haben, daß er dem Höchstgestellten gleichkommt, wenn er den ihm zugewiesenen Beruf auf das Trefflichste erfüllt. Die Gemeinwesen hingegen oder ihre Repräsentanten sollen den Einzelnen als Selbstzweck respectiven, und die möglichst weiteste Freilassung desselben auf alle Weise herbeizuführen trachten. Sie sollen dann nicht minder ihre eigene Einordnung im größern Organismus, dessen Glied sie sind, erkennen, um aus dieser Erkenntniß das rechte Benehmen gegen die andern Mitglieder und die rechte Vorsehung für die übergeordnete Macht zu schöpfen. Wie jedes Einzelwesen sein Gemeinwesen ehren und sich ihm widmen und hierdurch heiligen (anerkennen) soll, indem es das Besondere zu einem Momente des Allgemeinen erhebt, so soll umgekehrt jedes Gemeinwesen die Einzelnen achten, als diejenigen, durch deren Selbstthätigkeit allein das Gemeinwesen zu Stande kommt, als diejenigen, deren eigenthümliche Bestimmungen zur Entwicklung zu bringen, das Gemeinwesen in Wahrheit berufen ist.

11.

Bis jedoch diese Wahrheiten erkannt, bis die erkannten allgemeiner anerkannt zu werden, und die anerkannten sich zu verlebendigen und zu verwirklichen anfangen, hat die Menschheit sich vielfach verirrt und verirrt. Von dem Standpunkte aber, den wir gewonnen, erscheinen diese Verirrungen und Vergehen uns nur als vorübergehende Mifflände, unvermeidlich durch die dem Menschen zugestandene Freiwilligkeit, und, kraft der göttlichen Güte, sogar Veranlassung gebend zur tieferen Erleuchtung, Selbstbesinnung und Selbsterfassung des Menschen, wie zur lichterem Offenbarung des göttlichen Wesens. Wie der Apostel sagte: „Sie sind Alle gefallen, damit der Herr sich Aller erbarme;“ so sind auch Alle Knechte geworden, damit Alle zum Streben nach Freiheit erwachen; über Alle ist Unrecht ergangen, auf daß in Allem das Bedürfnis und die Erkenntnis der Rechte aufgehe und der Rechtszustand eine selbliche Erzeugenschaft werde. Die Vergeltung wird Allen verkündigt, das Reich Gottes Allen verheißen; aber jene muß durch Selbstopferung angelohnet und behauptet, dieses durch Selbstthätigkeit erbauet und errungen werden. Die Liebe kommt uns überall entgegen; aber die Hälfte des Weges zu ihr soll Schritt vor Schritt von der Freiheit des Willens erklämpft werden, und alle Leiden, die den Trägen und den Flüchtlings treffen, sind nicht nur Zurechtweisungen der Liebe und Bewährungen ihrer Unverbrüchlichkeit, sondern eben damit auch Erweckungen der Selbstthätigkeit und der Ursprungs verliehenen Kräfte.

12.

So ist die Geschichte nicht bloß das Weltgericht, sondern auch das Weltgedicht; und wie die Genesis das Gedicht der Urwelt, wie Homer der Dichter der Heldenzeit, wie Dante's göttliche Komödie die poetische Blüthe des Mittelalters, und Goethe's Faust das Gedicht der neueren Uebergangszeit; so ist es die Aufgabe für die neueste Zeit und ihre Forscher, Heiden, Reformatoren und Dichter, die gesammte Natur und die Menschheit und ihre Thaten und Werke und Dichtungen in ein einiges, großes Ganze zusammen zu fassen, zu gestalten und zu verkünden.



Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Zweite Sammlung.



Neorama.

von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Zweiter Theil.



Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Mittheilungen

aus und über

F r a n k r e i c h.

von

Friedrich Wilhelm Carové.



Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.



Inhaltsverzeichnis.

I. Biographisches und Charakteristisches.

	Seite
1. Der Abbé Coeuvres	3
2. Lafontaine	5
3. Mirabeau	7
4. Bréguier	15
5. Mably	16
6. Marie Roland	39
7. Rouget de l'Isle	49
8. Éléonore Bonaparte	51
9. Bonaparte	53
10. Benjamin Constant	59
11. Garret's prophetischer Traum	61
12. De Lamennais und Buonarrotti	62
13. Buonarrotti	63
14. Bon Chateaubriand und de Lamennais	64
15. Frau von Staël und Frau de Staël	66

II. Kirchliches und Sociales.

1. Urtheil eines Franzosen über die Religiosität in Frankreich	69
2. Ueber die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich	71
3. Die Abtödtung in Frankreich	100
4. Die Kultusfreiheit und Pöhl's unitarisch-französische Kirche	110
5. Religiöses und kirchliches Leben in Frankreich	114
6. Ueber Hegel's von Schö Kamen du Monisme et du Christianisme	122
7. Sociale Bestimmung von Victor Considérant	142
8. Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts	145
9. H. Deine und Prosper Enfantin	153
10. Rückblick auf den St. Simonismus	161
11. Die freien Frauen und G. Sand	166
12. Robert Owen	171
13. Charles Fourier	175
14. Zeitstimmen	184
15. Regeneration der Geistlichkeit in Frankreich	191
16. Protest des Ergb. v. Paris gegen David's Hebeleid des Pantheon's	192
17. Die Elstfisch-Römischen Pilgrime	194
18. Odres in Frankreich	199
19. Normännischer Protestantismus	200

III. Kritisches und Literarisches.

1. Schriften über die franz. Revolution	200
2. Zur Charakteristik der Franzosen und ihrer schönen Literatur	217
3. Bewegung der französischen Presse	223
4. Rückblick auf die französische Literatur	247
5. Rückblick auf die französische Literatur in der zweiten Hälfte des J. 1836	260
6. Drei französische Encyclopädien	273
7. Balzac's Scraphita	275
8. Die religiösen Pariser Porten	276
9. Odre's Faust in Frankreich	278
10. Die 51. Ausgabe von Voltaire's sämtlichen Werken	280
11. Das Buch der Gemeinden	282
12. Knoss von Muffat de Lanoue	282
13. Lamartine's Chate d'un ange	283

IV. Uebersetzungen und Auszüge aus franz. Schriften.

1. Die Civilisationen	287
2. Kampf der Indo-Germanischen und der Semitischen Rasse	291

3. Mythologien aus Occident et Orient etc.	293
4. Das Reich der Väter Stanhope	323
5. Affairs de Rome v. de Lamennais	331
6. Briefe des Abbe Combalet an Herrn de Lamennais	339
7. Le livre du peuple von de Lamennais	350
8. Zumeister: Studien über die sozialen Wissenschaften	361
9. Deismos und Benjamin Constant an Chateaubriand	370
10. Die Frauen im Mittelalter von Michelet	375
11. Jüdischer Jallierand über Graf Meinhard	379
12. Vermischtes über das Papstthum	380

V Kulturgeschichtliches und Statistisches.

1. Die Franzosen und die Engländer	345
2. Paris zur Römerzeit	357
3. Das Ausgabenbuch Ludwigs XI.	358
4. Die Figue	382
5. Restauration Heinrichs IV.	390
6. Die Verantwortlichkeiten des Marquis de Courches	391
7. Schillerische Literatur zur Zeit Ludwigs XIV.	391
8. Charles Genevieve-Louis-Auguste-Andre-Timothée d'Kon de Beaumont	393
9. Die Revolution vor der Revolution	394
10. Anecdotes auf Revolutionen	395
11. Die Zeremonien des 1792	396
12. Anecdotes des 18. Jahrhunderts	398
13. Die französische Poesie von 1789 bis 1830	399
14. Genetunapapier von 1791-1837	400
15. Sammlung der Zeitdaten zu öffentlichen Arbeiten	401
16. Schillerische	402
17. Verwaltungsbureau's und Plant-Comite	403
18. Journal des salles d'asyle	404
19. Ueber Kunstblätter	405
20. Ueber Nationalerziehung	406
21. Die Gesellschaft für den Elementarunterricht in Frankreich	407
22. Die Gesellschaft für das Paternat der jungen Entlassenen aus der Penitentiär-Anstalt in Paris	409
23. Das Penitentiärwesen in Frankreich und Amerika	412
24. Geschichte in Paris nach amerikanischen Ideen	414
25. Abhandlung der Lebensweise	415
26. Zeitungen	416
27. Peter Schiller's Planis	418
28. Kunst nach Ehrenreich	420
29. Jahresversammlung der Penitentiären Gesellschaft in Paris	421
30. Lebens-Planis	423
31. Die Schule der Wahrheit von Baud	425
32. Die Gesellschaft aus und in der Pariser Literatur- und Wissenschaft	426
33. Die französische Schöpfung	428
34. Schillerische Wissenschaft	429
35. Die Gesellschaft für die Verbreitung des katholischen Glaubens in Paris	430
36. Jüdische Comites historiques	431
37. Die Kunstausstellung in Paris	432
38. Christliches Auto da fe von Zehnmalen in Frankreich	434
39. Die Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens	435
40. Wohnung der Gasse de France	436
41. Penitentiär	437
42. Kunst über die gegenwärtige Zeit	439
43. Vermischtes über vergleichende Geographie	439
44. Statistisches	440

NEORAMA.

Zweiter Theil.

Mittheilungen

aus und über

F r a n k r e i c h

von

Friedrich Wilhelm Carové.



Leipzig.

Verlag von Dito Wigand.

1838.

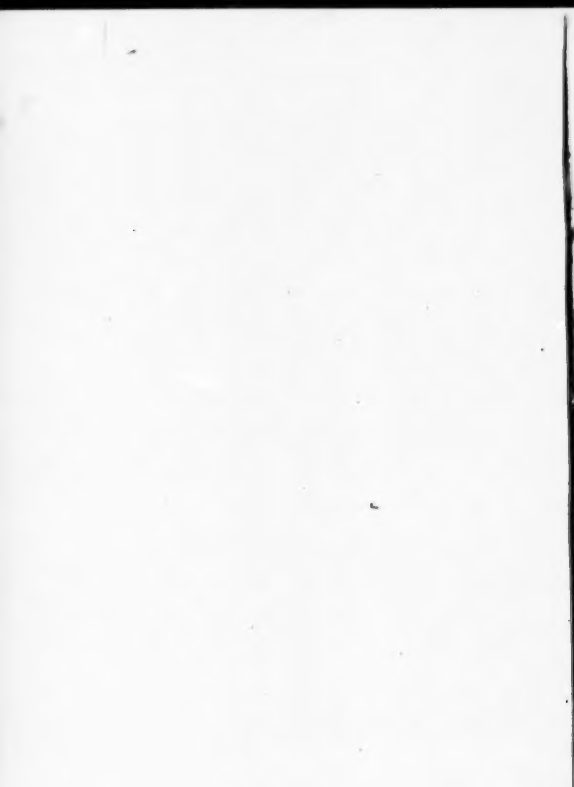
624/

I.

Biographisches und Charakteristisches.

II.

1



Biographisches und Charakteristisches.

1.

Der Abbé Szeves.

Abbé Szeves, am 3. März 1748 geboren, seit 1784 Canonikus und General-Vikar zu Chartres, und bald darauf Mitglied der Provinzial-Versammlung zu Orléans, dann Abgeordneter zur allgemeinen Ständerversammlung, und später von drei Departements zum National-Convent erwählt, nach dem Sturze Robespierre's erst einer der fünf Directoren, hierauf einer der drei Consulin der Republik, zur Zeit des Kaiserreiches in den Grafenstand und zum Pair von Frankreich erhoben, aber unter den Bourbons exiliert, und erst nach der Julirevolution in die Primath zurückgekehrt und zum Mitglied des Instituts erhoben, ist am 20. Juni (1836), also gerade am Jahrestage des verhängnisvollen Eidschwures im Ballsaale, gestorben und am 22. ohne kirchliche Feierlichkeit, deren Abhaltung der Erzbischof von Paris verweigert hatte, auf dem Kirchhof des père Lachaise beigesetzt worden. Mignet, der genialste (wenn auch nicht correcteste) Geschichtsschreiber der französischen Revolution, war einer der vier Begleiter, die die Ehre hatten, das Leichentuch zu halten; Cauchois-Lemaire, der geistreichste unter den Herausgebern des *Constitutionnel*, feierte am Grabe das Gedächtniß des unsterblichen Mannes.

Den unsterblichen Namen hat Szeves sich durch seine Abhandlung: *Qu'est-ce que le tiers-état?* erworben, welche, 1788 zum erstenmal erschienen, rasch nach einander mehreremal neu aufgelegt, und in mehr als 30,000 Exemplaren verbreitet, anerkanntermaßen sehr viel zur Alexandrinschen Lösung des gordischen Knotens beigetragen, den das eigenthümliche Geschick des französischen Volkes geschnitten hatte.

Abhandlung stellte drei Fragen und beantwortete sie auf eine Weise, die der thatkräftigen Mehrheit der Gebildeten das volle Bewußtsein ihrer Stellung, ihrer dringendsten Bedürfnisse und ihrer Stärke verlieh. Fragen und Antworten hatte *Evreux* — *das französische* — zu Epigrammen zugespitzt, als Antithese mit fast ironischem Schlusssatz — folgendergestalt an die Spitze der Erörterung gestellt:

1. „Was ist der dritte Stand? — Alles.“

2. „Was ist er bis jetzt in der Staatsordnung gewesen? — Nichts.“

3. „Was fordert er? — Etwas zu sein.“

Die Quintessenz der Abhandlung möchte aber wohl in nachfolgender Stelle enthalten sein:

„Si l'on ôtoit l'ordre privilégié, la Nation ne seroit pas quelque chose de moins, mais quelque chose de plus. Ainsi, qu'est-ce que le Tiers? *Tout*, mais un tout entravé et opprimé.“ (p. 10.)

Wohl läßt sich nun gar manches gegen ein so absolutes „*Tout*“ erinnern. Erwägt man aber, daß die beiden bevorrechteten Stände Jahrhunderte lang thatsächlich behauptet, der dritte Stand sei Nichts (*un homme de rien*), — erwägt man, daß jene beiden Stände dem König die unentbehrlich gewordene finanzielle Aushilfe versagt und die von ihm beabsichtigte friedliche Abschaffung unerträglich und widerflüchtig gewordener Bevorrechtungen auf alle Weise zu hindern strebten, — erwägt man, daß Abel und Alexus als Stände — in der Folge wirklich den König verlassen und gegen die Nation im In- und Auslande conspirirt haben; dann wird man dem Dahingefahrenen den weithistorischen Ruhm nicht verkürzen wollen, zum erstenmale klar und bündig dasjenige ausgesprochen zu haben, was gerade damals den Sachbestand ausdrückte, was darum früher oder später auch zum Bewußtsein kommen mußte, und was gerade in diesem kritischen Moment so viel dazu beigetragen, dem dritten Stand zum erstenmal in Europa den Sieg zu verhelfen, der die Wiedergeburt dieses Welttheiles bedingte.

Lafayette.

Jules Cloquet, Freund und Arzt Lafayette's wurde von dem Amerikaner Townsend ersucht, ihm ausführliche Nachrichten von den letzten Tagen seines berühmten Kranken mitzutheilen. Diese Aufforderung gab vierzehn Briefen ihre Entstehung, die bei Salignani unter dem Titel: „Souvenirs de la vie privée du Général Lafayette" erschienen sind, und nicht nur den gewünschten Bericht erstatten, sondern in schlichter, — jenes großen Mannes würdiger Weise das ganze Leben desselben erzählen. „Man wird, so hoffe ich,“ — heißt es im Vorwort, — „aus meiner Darstellung sehen, daß Lafayette Alles seiner guten Natur, der Reinheit seiner Gefinnungen und der Entwicklung seines hohen Verstandes verdankte; daß er keine Rolle gespielt hat, — in dem Sinne, daß er sich immer im öffentlichen Leben so gezeigt hat, wie er in seiner Familie war, und ebenso sein Privatleben immer nur den Gegenabdruck (contre-épreuve) seines öffentlichen Lebens darbot.“ An einer andern Stelle dieser Schrift bemerkt der Vfr: „Lafayette konnte als Typus eines vollkommen gebildeten (civilisé) Mannes, und als ein Beweis angesehen werden, daß die Bildung den Menschen bessert, statt ihn zu verschlimmern, wenn er sich vor ihren Lasten zu bewahren weiß, um festen Schrittes den Weg zu gehen, den die Tugend ihm vorgezeichnet.“ Léon Gozlan, der diese Schrift in einem französischen Blatte zur Anzeige gebracht, ist der Meinung, sie sei „eine der lobenswerthesten, die im Laufe des Jahres 1835 erschienen.“ Treffend bemerkt derselbe bei dieser Gelegenheit: „Die Handlungen, der Muth, die Gesellschaftlichkeit, die Tugenden und Meinungen Lafayette's tragen alle das Gepräge jener gemessenen Würde, die allen handelnden Personen der französischen Revolution, wie allen Personagen des Reiches mangelt. . . Als Sol-

dat beschränkt er sich darauf, Muth und Kaltblütigkeit zu haben; — als Redner bestieg er die Tribüne in braunem Frack und Mankin-Beinkleidern, und er donnert Niemand nieder, weil niederdonnern nur für Götter paßt und — schlechte Advokaten; — seine Rede ist würdig, human, voll Wohlstand und einfach-schöner Formen; — er spricht wie ehrliche Leute sprechen, — wie Talma sprach und wie Napoleon, wenn das Fieber des Heroismus ihn nicht hegte. . . Wer nunft und Gerechtigkeit, auf deren Ausspruch er mit Unbefangenheit horchte, machten seine stets aus diesen beiden unerschöpflichen Quellen gendhete Stärke aus.“ —

Mirabeau.^{*)}

Am 6. Mai 1789 nimmt Mirabeau, Abgeordneter des dritten Standes, seinen Sitz in der Versammlung, welche sich zuerst eine nationale nennen wird, indem sie die französische Revolution befreit. Am 2. April 1791 ist Mirabeau nicht mehr unter den Lebenden. Nicht volle zwei Jahre, in denen er noch überdies kränkelte, haben ihm genügt, seine ungeheure politische Laufbahn zu durchmessen, und sich in die Reihe der ausgezeichnetsten Staatsmänner und Redner aufzuschwingen. Er hat nur flüchtig die Weltbühne betreten, und doch will es scheinen, als hätte er die ganze Revolution hindurch gelebt. Man sieht ihn immer auf jenem Esstisch, der in der „Constituante“ leer geblieben und den ein Lorbeerzweig ihm bewahrt. Seine Stimme tönt noch auf den Bänken der Legislative, und im Convent hört man, wie er aufsteht und das Wort begehrt. Man möchte fast sagen, die Revolution lebe in ihm, wie er in ihr, und man könne beide nicht von einander trennen!

Was machen wir aber gemeinlich aus Mirabeau? Den kühnsten Verführer des alten Regime's, den furchtbaren Repräsentanten der Freiheit, den Redner, der die Tribüne am höchsten über den Thron, das Volk über den König erhob; kurz, die größte revolutionäre Macht der damaligen Zeit. Es sind dies aber eben solche Gemeinplätze und Uebertreibungen in Beziehung auf sein politisches Leben, wie diejenigen, mit denen man sein Privatleben entstellt. Man muß die Rolle Mirabeau's in der Revolution richtiger auffassen, seine Absicht und sein Handeln besser würdigen. Immer wird ihm Genie und Ruhm genug bleiben, wie sich auch die Wahrheit herausstellt. Zuerst wollen wir einige Thatfachen in Erinnerung bringen.

^{*)} Nach dem Französischen eines Anonymen.

Der dritte Stand, abgesondert von den zwei kroonrechten Ständen, die sich mit ihm zu vereinigen weigern und Stolz auf der Getrenntheit beharren, dieser dritte Stand, der nur die Versammlung der Gemeinen bildet, schreitet am 16. und 17. Juli 89 über Adel und Klerus hinaus, und proklamiert sich allein als Nationalversammlung. Dieser notwendige Bewegenhelmschlag, weit entfernt von Mirabeau ausgegangen zu sein, wurde von demselben als eine Usurpation von Gewalt und als Vorspiel „fürchterlicher Anarchie“ bekämpft, in welcher man „nicht einmal die abscheuliche Ehre des Bürgerkrieges“ haben werde! Er schreibt: „man habe das Königreich à treinte et quarante gespielt.“ Er erscheint nicht in der Versammlung in der berühmten Nacht vom 4. August, in welcher die Feudalrechte abgeschafft wurden. Er war nicht da, um in Ritten des Glühens und des Gesampfes des Enthusiasmus weitreisend jene „Ueberbleibsel der Barbarei“ zu zertrümmern, jene gefährlichen oder grotesken Ueberbleibsel, jenes „verfallene Gemäuer der Feudalität,“ wie er selbst sie eines Tages genannt. Er war nicht da, um auf „dem Altare des Vaterlandes“ nach dem Beispiele der d'Agullion, des Montmorency und der Roailles das feudale Besitzthum der Riquetti niederzulegen; aber in seinem Journale greift er indreft den Courier de provence an, und beklagt in einem an den Amtmann (bailli) gerichteten Schreiben die Leichtfertigkeit und die Uebereilungen (precipitations) jener schönen volkshämlichen Nacht. Dann mißbilligt er noch durch seine Abwesenheit jene andere Nacht vom 19. Juni 90, in welcher alle Adelsurkunden zertrissen worden, ja er trogt ihr sogar am folgenden Tage, indem er die Felle seines Wagens frisch bewappnen läßt.

Die Revolution eilt ihm voraus, und man möchte fast sagen, er wirte alle Kräfte auf, um sie rückgängig zu machen. Er hatte sich der Souveränität des dritten Standes, d. h. des Volkes — widersetzt; er widersetzt sich auch der Erklärung der Menschenrechte; er behauptet, sie sei vorzeitig, gefährlich, und fordert ihre Vertagung. An den beklagenswerthen Tagen des 5. und 6. Oct. 89 ist Er es, welcher den wüthenden Volkshaufen, der sich nach Versailles gedrängt und in den Saal der Abgeordneten eingebrängt, — Schweigen gebietet und ihn zur Ordnung ruft. In demselben Monat ist es sein Vorschlag, auf den das Martialgesetz decretet wird. Bei jener unsterblichen Verfassung von 91 endlich, welches ist seine Rolle, welches sein Antheil? Die Vertheidigung des monarchischen Prinzip, die Erhebung der königlichen Prerogative, die tiefe

Scheidung des gesetzgebenden von der vollziehenden Gewalt; und der Widerstand gegen die Eingriffe der Versammlung in die Verwaltung. Er ist es nämlich, der hartnäckig auf der Forderung beharrt, daß dem Könige ein sogar unbeschränktes Veto zugestanden werde; — aber er erhält nur das suspenfive. Er fordert für den König — und zwar mit Erfolg — das Recht Frieden zu schließen und Krieg zu erklären, — trotz dem, daß Barnave die Versammlung theilt und vom Volke im Triumphe nach Hause begleitet wird, trotz der „großen Verrätherei des Grafen von Mirabeau,“ die in den Straßen ausgerufen wird, trotz des „geschmolzenen Goldes, des brennenden Nektar's, den man in seinen Wiperntrachen eintröpfeln wird, um auf immer den Durst zu löschen, der ihn verzehrt,“ — trotz des Baumes, der schon mit Kreide gezeichnet ist, um zum Galgen für ihn zu dienen! —

Kurz, sein verwerfendes Stillschweigen oder der Donner seines Wortes fällt auf alle großen revolutionären Maßregeln, auf alle von der „Constituante“ beabsichtigten Staatsstreiche. Er theilt nicht den philosophischen (oder vielmehr sophistischen) Argwohn und Haß der Versammlung gegen die Religion. In der Ueberschrift der Gesetze und Erdonnungen hatte er die Beibehaltung der Formel: „König von Gottes Gnaden“ bewirkt. Als sich der heftige Kampf über die „bürgerliche Constitution des Klerus“ entspann, hielt er sich Anfangs noch beiseite, und wenn er noch jener unklugen „Prinzipien-Darlegung,“ die den Klerus zwischen ein politisches Interdikt und den Eidswur stellte, den Rednersitz bestieg, so geschah es, um die Gemüther durch ermahnende und ernste Worte zu beruhigen, und um die Kirche der Constitution zu gewinnen und sie mit dem Staat zu versöhnen. Noch mehr: er scheint sich sogar zum Anwalt der Auswanderung aufzuwerfen. Seit lange hatte er die vorgebliche Nothwendigkeit der Pässe bestritten; nun fordert er Nachsicht wegen Verhaftung der Tanten des Königs, und erhält für sie die Erlaubniß zu reisen und das Königreich zu verlassen; endlich, am 28. Februar 91, einen Monat vor seinem Tode, erschöpft er sich in Anstrengungen, um die Verwerfung des ersten gegen die Emigranten in Vorschlag gebrachten Gesetzes zu erwirken, und er schließt seinen letzten parlamentarischen Triumph mit jenem vielbesprochenen Ausruf! „Wenn Ihr ein Gesetz gegen die Emigranten erlaßt, so schware ich, ihm nie zu gehorchen.“

So hatte er sich also nothwendig von der ganzen demokratischen und radikalen Fraktion der Versammlung getrennt; er hatte mit Lafayette gebrochen, er hatte die Feindschaften und Angriffe der Barnave, Dupont, Lameth, Pétion, — der „dreißig Stimmen,“ — angenommen; er sand sie wieder — und noch zahlreicher und stärker — in den Sitzungen der „Gesellschaft der Verfassungsfreunde,“ die demnachst der Klubb der Jacobiner wurde; aber weit entfernt, dort seinen Ton herabzustimmen, — nahm er Robespierre das Wort.

Ueberdies sagte er laut genug, was er unter Revolution verstand. Zu zwei verschiedenen Malen legte er auf der Tribüne sein Glaubensbekenntniß ab: „Unser Eid der Treue gegen den verfassungsmäßigen König steht in der Verfassung. Ich behaupte, daß es höchst bedenklich ist, unsere Ehesucht vor diesem Eide in Zweifel zu ziehen. Dies ist meine völlig unweideutige Erklärung, für welche ich mit der ganzen Welt in nachdrücklicher Behauptung derselben wetteifern werde, fest entschlossen, jede Art von Aufwiegler zu bekämpfen, die die Prinzipien der Monarchie bedrohen möchten. . .“

Seine ganze Ansicht aber spricht er in seinem vertraulichen Briefwechsel*) aus. Hier klagt er ohne Rückhalt über die verderblichen Tendenzen und die revolutionären Abirrungen der National-Versammlung, die er nicht nach seinem Gutdünken leiten kann.

So schreibt er an Mavillon: „Die Monarchie ist mehr in Gefahr, weil man nicht regiert, als weil man conspirirt; wenn kein Steuermann sich zeigt, dann ist es wahrscheinlich, daß das Schiff stranden wird“ . . . „Ich sage nicht, daß die Versammlung nicht etwas strenge gegen mich sei; wenn Sie aber wüßten, wie mannigfach die Regierung und alle Partei-Embrochenen sie gegen mich bearbeitet haben! Und demungeachtet können sie nicht hindern, daß bei Gelegenheit diese widerspenstige, tumultuarische, vor Allem sfragistische Versammlung nicht in meine Hand zurückkehrt!“ . . . „Wir haben hier (in der Versammlung) eine Menge Leute, die nur Unruhen stiften wollen. . . . Es galt, eine wahrhafte monarchische Partei zu bilden, sie zu

*) Sowohl dieser, als viele andere Urkunden von höchstem Interesse sind dem Publikum zugänglich geworden durch die von Lucas von Montigny herausgegebenen *Mémoires de Mirabeau, écrites par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif*. 8 Voll. 8. Paris 1835—1836.

leiten, ihr den Sieg zu verschaffen, und das war nichts Leichtes“ . . . „Der Major Demus (maitre du palais, — so nennt er Lafayette) der recht gut weiß, daß er mit mir abrechnen muß, legt mir alle möglichen Fallstricke. Das Ministerium, eben so perfid, als feige, — kann es nicht über sich bringen, mir die Dienste zu versetzen, die ich geleistet . . . Der Thron hat weder Einsicht (conception), noch Bewegung, noch Willen. Das Volk, ignorant und anarchisirt, ist ein Spielball für alle politischen Taschenspieler . . . Hörmahl! man kann nicht leicht in einem mit mehr Fußangeln (chaussetrappes) besetzten Wege gehen. Aber ich werde doch auf ihm vorschreiten . . . Doch, wenn ich sage: ich werde vorschreiten (j'avancrai), so will dies nicht heißen, daß ich entschlossen sei, stationair zu bleiben, wie ich es bin, so lange die Nationalversammlung ein verwaltender Körper ist, statt sein Geschäft als constituirender Körper zu vollenden. So richtet sie sich und uns zu Grunde“ . . .

Man sieht, Mirabeau ist weder Demokrat, noch Republikaner, noch Girondist, noch vom Berge; er ist ein konstitutioneller Royalist, wie Frankreich es damals war, selbst nach den Aufregungen von Camille Desmoulins und Marat. Der erste in seinem „Fragment de l'histoire secrète de la révolution“ sagt: „Am 12. Juli 89 waren wir zu Paris vielleicht keine zehn Republikaner!“ Und Marat schrieb noch zu Anfang 91 in Nro. 375 des „Ami du peuple:“ „Ich weiß nicht, ob die Contrerevolutionairs uns nöthigen werden, die Form der Regierung zu verändern; das weiß ich aber, daß die sehr beschränkte Monarchie für die jetzige Zeit die passendste ist, wegen der (herrschenden) Sittenverderbnis und Niederrichtigkeit.“

Eben dies war Mirabeau's fixe Idee, und ihr gemäß sprach und handelte er; denn, was wollte er anders, als „die Revolution und den Thron, das Volk und den König coalisiren;“ die nationalen Freiheiten begründen, und die vollziehende Gewalt neu beleben.“ Er bemühte sich, die Nationalversammlung mit der Monarchie, diese mit der Verfassung zu verbinden. Zwischen der Nationalversammlung, die sich zur völligen Revolution fortreißen läßt, und dem Hof, der bis zum Despotismus zurückzuschreiten sterbe, bietet er sich als Schlichter oder Vermittler an, oder stellt sich als ein unüberwindliches Hinderniß den Leidenschaften der Einen und des Andern hin.

Dreimal im Laufe des Jahres 1789, — im Mai durch seine vernünftigen Mittheilungen an Malouet, nach dem 14. Juli durch die Zwischenkunft des Grafen von Lamark, nach dem Tode des 5. und

6. Octobers durch sein „*Mémoire à Monsieur*,“ -- sucht er den Hof und den König an sich zu ziehen, um sie von der Gegenevolution abzuwenden, und zugleich kämpft er in der Nationalversammlung, um die Verfassung möglichst zu monarchisiren. Er war Minister und Herr der Bewegung, wenn der Hof nicht zu lange gezögert, wenn die Nationalversammlung ihm nicht das Ministerium durch ihr Dekret vom 7. November entzogen hätte, welches gegen ihn gerichtet, von ihm vergeblich bekämpft wurde. Im Jahr 1790 schloß er seinen definitiven Vertrag mit dem König und der Königin; — „der einzige Mensch, den der König bei sich hatte,“ — macht er sich zu dessen geheimen Rath, zum heimlichen Agenten der Krone. Aber er kann es nicht verhindern, daß die Verfassung von 91 Stück vor Stück die Monarchie vernichte, so daß Camille Desmoulins mit Recht sagen konnte: „Man hat Frankreich den Namen Monarchie gelassen, um nicht die Duckmäuser, Idioten, Kriecher und Gewohnheitschiere abzuschrecken; aber, mit Ausnahme von vier oder fünf widersprechenden Dekreten, hat man mit den übrigen uns als Republik constituirt.“ — Als er nun die Revolution nicht zu meistern vermochte, conspirirte er gegen dieselbe; da er die Verfassung nicht monarchisch machen konnte, stüzt er auf eine „Gegenvorstellung“ (*Contre-Constitution*), wie Lafayette es nannte; er entwirft die Pläne zu derselben, und setzt sie ausführlich auseinander in einer großen, früher nicht edirten Denkschrift, die an die Königin gerichtet war, — ein merkwürdiges Dokument, welches man ganz lesen muß. Indessen ließ er nicht ab, auch am lichten Tage für den Thron zu kämpfen, seine letzten Reden und Lebenskräfte verbrauchend, — um nun bald „die Todestrauer der Monarchie in seinem Herzen mit hinüber zu nehmen.“

Dies war die politische Rolle Mirabeau's, der den Einen nicht revolutionair genug, den Andern zu wenig monarchisch war. Von beiden Seiten klagt man ihn der Ehesucht und der Verläuflichkeit, politischer Ränke und Immoralität, und bald der Demagogie, bald der Gegenevolution an; man beschuldigt ihn, zugleich für den König und für den Herzog von Orleans zu conspiriren, die Regierungsgewalt zu verteidigen und die Anarchie hervorzurufen. Was bedeutet dieser Haß der beiden entgegengesetzten Partheien, diese sich selbst widersprechende Anklage Anderes, als daß Mirabeau sich weder der Revolution noch dem alten Regime ganz hingeben wollte? Er wünschte sich die Gewalt, deren er sich würdig fühlte; er hatte Ehrgeiz, dies läßt sich nicht bestreiten; aber es ist dies die Fatalität des Genie's, und die

Weil Lame außerdem nicht von der Stelle. Ja, er hat auch Geld angenommen (man muß es bedauern), aber nicht von beiden Parthien; er hatte weder sein Gewissen, noch seine Ibern veräußert. Er ließ sich seine Dienste bezahlen, aber nur vom Königthume, welches er immer geachtet und beschützt hatte, und er verkaufte ihm nicht die Freiheit für eine Million baar, Bezahlung aller Schulden und 6000 Franken monatlich; denn für die ihm vom Intendanten Laporte ausgezahlten Summen übersandte er dem König am 10. Mai 90 folgende Worte als Quittung: „Ich verpflichte mich, mit meinem ganzen Einfluß den wahrhaften Interessen des Königs zu dienen, und damit diese Versicherung nicht zu unbestimmt erscheinen möge, erkläre ich, daß ich eine Gegenrevolution für eben so gefährlich und verbrecherisch, als ich in Frankreich die Hoffnung oder das Vorhaben für chimärisch halte, irgend eine Regierungsform einzuführen, ohne ein Oberhaupt, welches mit hinlänglicher Macht bekleidet ist, um die ganze öffentliche Gewalt auf die Ausführung des Gesetzes zu verwenden. . . Ich bin eben so gründlich einer Gegenrevolution, als dem Excessen abgeneigt, zu denen die Revolution, den Händen ungeschickter und verrückter Leute anvertraut, die Völker hingeführt hat. Man muß nie mein Benehmen theilweise, noch nach einer Thatfache oder einer Rede beurtheilen. . . Man kann nur nach dem Ganzen urtheilen, und nur durch dieses einwirken: es ist nicht möglich, dem Staat Tag vor Tag zu retten!“ —

Das ist der ganze Mirabeau. Er hatte genug von dem alten Régime gelitten, um das Recht zu haben, es zu hassen und seinen Sturz zu beschleunigen. Er war lange genug einbaßkürzt, um mit Lust gegen die Bastille den Donner seiner Stimme mit den Kanonen der Vorstädte zu vereinigen. Er hatte in den langwierigen Prüfungen seiner Jugend die Freiheit, die Vernunft und die legitime Sache und die Interessen der Menschheit lieben gelernt. Er hatte so viel Jern, so viele Ueberzeugungen zu ergießen; — er bedurfte einer Revolution, er war eigens für sie geschaffen. Auch sehe man, wie er sich ihrer bemächtigt, sobald sie sich zeigt; wie er sie vorwärts drängt und alle Hindernisse vor ihr wegsäumt! Welche berebten Gewaltsamkeiten! Wie hoch stellt er das Volk; welch' prächtige Diktatur übt er aus! Wie viel revolutionäre Keckheit zugleich und Majestät! Von dieser Seite vor allem imponirt er uns, und scheint uns groß. Für ihn aber ist es ein Mittel. Weicht auch der Demokrat, der feurige Neuerer zumel-

len bei ihm hervor, — so ist doch von seiner Seite eben so viel Berechnung und Absicht darin, als Instinkt und Temperament. — Er will dem Hefe Zucht einflößen, und der öffentlichen Meinung ein Unterpfand geben. — Läßt er die Revolution fortführen, — so hält er doch mit einer Hand die Zügel, die er mit der andern schießen läßt. Immer beherrscht er seine Kraft. —

Daß es ihm mehr als einmal gelungen, einander ausschließende Prinzipien zu vermitteln, begründet seinen Ruhm als Redner und Staatsmann und beweist die Macht seines Geistes. Aber sein dauernder, sein wahrhafter Ruhm, sein Genie, sein Name, seine unsterbliche Popularität ist, daß er das wohlthätigste Organ, das kraftvollste Werkzeug jener Revolution gewesen, die ihm zweimal die Ehre des Pantheon's zuerkannt hat. —

G r é g o i r e.

Die Denkwürdigkeiten von Grégoire, ehem. Bischof von Blois sind erschienen, begleitet von einer historischen Notiz über den Verfasser von dem Herausgeber, Herrn G. Carnot, dem trefflichen Sohne des berühmten Conventsmitgliedes gleiches Namens. Grégoire hat seine Memoiren in vier Abschnitte getheilt. Im ersten erzählt er sein litterarisches, im zweiten sein politisches, im dritten sein religiöses Leben; der letzte ist einer Geschichte der Auswanderung der Geistlichen gewidmet. In Bezug auf das ihm zum Vorwurf gemachte Votum in Betreff Ludwig's XVI. schreibt er u. a.: „Ich habe nie für den Tod irgend eines Menschen gestimmt; als ich in dem Convent das schreckliche Gemälde des Unglücks entwarf, welches der Despotismus und die Treulosigkeit des vormaligen Königs über uns gebracht hatte, schloß ich mit dem Begehren, daß man die Todesstrafe abschaffen möge, und daß Ludwig XVI., zu erst dieses Befehles genießend, verurtheilt werde, zu leben, um seinen Gewissensbissen überlassen zu werden.“

Robespierre.

(Mit Bezug auf Maximilian Robespierre, Diktator von Frankreich. Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. Nach den besten Quellen für Leser aller Stände von Dr. Heinrich Eisner. Mit 6 Stahlstichen. Stuttgart, J. Schrible's Buchhandlung. 1835. 1. und 2. Bf.)

Öffnet man das erste Heft dieser Lebensgeschichte, und sieht zwei Stahlstiche, so erwartet man, der erste sei dem Bildniß Robespierre's gewidmet. Statt seiner begrüßt uns Herr Heinrich Eisner. Gegenüber auf dem Titelblatt flarrt uns im Vordergrund — eine Guillotine entgegen, neben welcher ein offener Sarg; — hinter ihr Kerkermauern, auf denen rechts ein Sansculotte und — — Phil. égalité mit einander die dreifarbige Fahne haltend, links Robespierre, den rechten Fuß auf die Lilienkrone stehend, in der linken Hand den Freiheitsbaum, in der rechten einen Lorbeerkranz haltend; über diesen Personagen — in der Luft — eine „der Vernunft“ gewidmete Minerva oder Freiheitsstatue, welcher ein, Herrn Eisner sehr ähnlicher, — Doktor einen Kranz aufsetzt.

Hiermit sollen wohl Inhalt, Bedeutung und Endweck dieser Lebensgeschichte angedeutet sein, über welche sich dann Hr. E. ausführlich in der Vorrede ausspricht.

„Unser Zeitalter,“ heißt es, „leidet an keinem Widerspruch mehr, als dem Gegensatz zwischen Princip und Handlung. . . Die conventionelle Bildung und Aufklärung hat dem Jahrhundert das schleichende Gift des Indifferentismus mitgetheilt, — welcher Alles, was eine Höhe hat und das Gepräge der Entschiedenheit an sich trägt, mit geschäftiger Verläumdung besudelt! . . Wenn nun in solchen Zeitaläufen ein Mann auftritt, der innig durchdrungen von der Wahrheit eines politischen Systems, — weder sich selbst

nach Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken gestattet; wenn dieser Mann durch die Stürme einer vom Uebermaß der Laster erzeugten Revolution an die Spitze einer gährenden, eralteten Nation emporgetrieben, jetzt die Macht in seiner Hand fählt, mittelst des, zu äußersten Maßregeln geneigten Volkes seine Grundsätze zu verwirklichen; wenn die Mehrzahl des augenblicklich begeisterten Volkes seinen Ideen Beifall zujauchzt; wenn jedoch noch einander die Parteien des Vaterlandsverraths, — der Feinde der Humanität u. s. w. gegen ihn mit blutigen Waffen auftreten, — wenn er dagegen, auf Augenblicke mit der Allmacht welchistorischer Remesis ausgerüstet, die Blitze der Vernichtung über den Häuptern von Schuldigen und Verirrten schwingt; wenn er nicht aus Selbstsucht, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, Verräther wick; wenn er als Opfer der Lauterkeit seiner Grundsätze fällt — dann freut sich der gemeine Haufen mütter Humanitätskrieger, einen Sündenbock gefunden zu haben, auf den er allen Groll und Galle ausgießen kann.“ . . „Der Mann,“ heißt es dann, „welcher so lange diesen combinirten Schmähungen vieler Parteien in der öffentlichen Meinung unterlag, und den die angeknachtete Bewußtlosigkeit seiner Schützlinge, der untern Volksklassen, nicht zu retten wußte, ist — Maxim. Robespierre.“ — Hr. E. will nun „zu den Duellen hinabsteigen,“ um diesen Mann zu verteidigen, zu retten, obgleich, wie es S. 5. heißt, „K. immer entschlossene Verteidiger unter seinen Landsleuten gehabt, — und die Demokraten des jetzigen Frankreichs — in ihm das Vorbild republikanischer Tugend und Grundsätze erkennen.“ Aber „seinen unbelehrbaren Gegner,“ meint Hr. E., „finde K. in der Gemüthlichkeit der Deutschen. Hier, — (in Deutschland) — versichert uns der Hr. Dr., — sympathisiren die zahlreichen Höfe mit den Opfern des 10. Aug., Edelleute mit den emigrierten Aristokraten, ein wohlhabender und ängstlicher Mittelstand mit den Anhängern Necker's und Lafayette's, die Aristokratie der Gebildeten mit den Girondisten u. s. w.“ Robespierre bleibe Niemand übrig; „denn das Volk — wenn es urtheilt, urtheile nach den Worten seiner Lehrer;“ ohnehin sei K's „unbewegliche Tugend“ Nichts, was „Popularität erzeuge.“ Dennoch versichert Hr. E., seien die „Männer des Opfers der Freiheit — nicht gänzlich verkannt gelieben bei der (deutschen) Nation, welche ebenfalls unter ruhiger Decke den Vulkan der Verrätherung berge;“ — denn — schon in Vossels Annalen

(1804. St. IX.) habe er, — Hr. E., „unerwartet einen Glaubensgenossen gefunden.“ — „Wem aber,“ fügt er hinzu, — „die Republik — als die Vollendung der bürgerlichen Gesellschaft erscheine, der wies der Rechtfertigung,“ (die schon jener Glaubensgenosse versucht) — „noch ein Lob beifügen können.“ Dessenungeachtet, und obgleich er bis hierhin von unserm Zeitalter gesprochen, — schließt Hr. E. doch mit der Vermuthung: „daß er bei der Lebensbeschreibung N's keinen politischen Zweck habe. Nie sei ihm eingefallen, den Mann des Schreckens, so nützlich und nothwendig er seinem Zeitalter sein mochte, als ein nachzunehmendes Muster hinzustellen; nur der historischen Gerechtigkeit zu dienen, ein dunkles Blatt der Weltgeschichte aufzuhellen, sei seine Absicht.“ — Referent aber muß bekennen, daß, wenn wirklich, wie Hr. E. meint, in Deutschland die Höfe, der Adel, die Gebildeten und der Mittelstand mit Parteien in Frankreich aus der Zeit der Revolution sympathisirten, die für verwerflich, wenn die Republik für die Vollendung der bürgerlichen Gesellschaft, und Robespierre für ein „Vorbild republikanischer Tugend,“ das Volk aber für irre geleitet gehalten werden müßte, — Referent gesteht, daß er dann sich selbst verachten müßte, wenn er bei solchen Voraussetzungen nicht auch die Absicht hegen würde, durch Rechtfertigung eines solchen Tugendhelden das Volk „für die Ideen desselben zu begeistern“ und damit einem zweiten K. den Weg zu bahnen, der, „um zu erreichen, was er wollte, Feuer in das Gebäude des unnationalen und volksfeindlichen Egoismus werfen, die Bucherpfähle mit der Wurzel austreten mußte.“ (Vorr. S. 6.) Da indeß die Absichten einem Gebiete angehören, in welches die Kritik nur dann eintreten darf, wenn der zu Beurtheilende durch völlig unzwetdeutige Aeußerungen selbst die Pforte erschlossen, — so haben wir nach Hrn. E's ausdrücklicher Verwahrung die vorliegende Schrift nur von ihrer theoretischen Seite zu beurtheilen, wobei uns aber dadurch eine größere Ausführllichkeit zur Pflicht wird, da eine Rechtfertigung N's unmittelbar auch eine Rechtfertigung des Furchtbaren aller Grundsätze sein würde, — des Grundsatzes nämlich, „daß zur Verwirklichung eines von einem Einzelnen oder Wenigen für heilbringend gehaltenen politischen Systems — ein Einzelner sich für berufen halten könne, zur Vollstreckung einer welthistorischen Nemesis zu den äußersten Maßregeln zu greifen, d. h. Alles, was als recht und heilig gilt, unter die Füße zu treten!“

Ueber das Werk selbst, insofern es von Herrn E. aus „authentischen Quellen gezogen,“ mithin als ein Originalwerk dargeboten wird, haben wir nur sehr wenig zu bemerken. Schon 1828 hatte der Saint-Simonist Laurent unter dem Namen Uranost de Leuze eine „Refutation de l'hist. de France“ des Abbé de Montgaillard herausgegeben, in welcher er (v. S. 304—366) den Feinden des Herrn E. zu rehabilitiren und ihn als „*republicain sincère etc.*“ darzustellen gesucht, wahrscheinlich, weil ein Mann, der die Reichen, als die ärgsten Feinde des Volkes verfolgt hat, als ein Verächter Enfantin's, des Vaters der Menschheit angesehen und deshalb in ein gutes Licht gestellt werden mußte.

Die Juliswoche des Jahres 1830, indem sie die Grundlage, auf welche die Restauration ihr Staatsgebäude stützen zu können vermeint hatte, mit einem Ruck zur Seite schob, brachte alle seit 89 aufgeworfenen, und durchgängig nur durch die Gewalt der Dinge oder die Willkür der Nachhaber beseitigten Fragen nieder an die Tagesordnung, wie anderseits der überraschende Umschwung durch alle Classen der Gesellschaft hindurch unmäßige Wünsche und Hoffnungen erweckte. Für die untersten, sehr wenig gebildeten und deshalb sehr abstract denkenden Classen formulirten sich dieselben natürlicherweise wieder zum Schema einer nivellirenden Republik, und Robespierre, der vom Anfang seiner politischen Wirksamkeit an dem großen Haufen Unbemittelter — und darum Dienstwilliger — geschmeichelt, — wurde zum andernmale als ein Volksheiliger aufgestellt. Auf diese neuauftauchende Jakobiner- und Bergparthei speculirte sofort ein gewinnstüchtiger Buchhändler, und ließ „*Mémoires authentiques de Maximilien de Robespierre*“ verfertigen, die den Mann des Schreckens in einen Gegenstand der Bewunderung verwandeln sollten. Diese Denkwürdigkeiten, welche Herr E. beiläufigen Erwähnungen (S. 38 und 73 u.) nach zu urtheilen, für Acht zu halten scheint, sind, außer den Memoiren von K's Schwester, die einzige Schrift, auf welche derselbe, ohne jedoch ihren wirklichen Titel anzuführen, sich beruft. Angestellter Vergleichung zufolge sind sie aber nicht nur die Quellen, aus denen Hr. E. geschöpft, — sondern sogar der Text, den er, meistens, ohne dessen zu erwähnen, — oft wörtlich, zuweilen mit unbedeutenden Abänderungen übersetzt hat. —

Wir werden daher die vorliegende Lebensgeschichte, deren zwei erste Hef. fast nur als Uebersetzung und Bearbeitung jener untergeschobenen Memoiren anzusehen sind, auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen lassen.

sen, und unsere Kritik auf die Hrn. E. eigenthümlich angehörnde Vorrede beschränken.

Man könnte nun allerdings von vornherein den Versuch einer Rechtfertigung K's „um ein dunkles Blatt der Weltgeschichte aufzuheilen“ (S. 20), um „die ganze Menschennatur von einem Schandfleck“ zu befreien und „den Glauben an die Tugend“ nicht verkürzen zu lassen, — als ein sich selbst widersprechendes Unternehmen bezeichnen, da durch solche Aufhellung, wenn sie möglich wäre, zahllose Blätter der Weltgeschichte, auf denen der Abscheu ganzer Nationen vor jenem Mann des Schreckens verzeichnet ist, sich mit Nacht bedecken würden, und der von einem Einzelnen abgewischte Schandfleck sich über Millionen verbreiten müßte; denn schändlich, ja namenlos schändlich wäre es, wenn „ein Jahrhundert“ wirklich „Alles, was eine Höhe hat — und wäre es die Höhe ausgeübter Tugend und angewandter sittlicher Grundsätze selbst — mit geschäftiger Verläumdung besudelte.“ Hr. E. will aber schlechthin nur, „der historischen Gerechtigkeit dienen;“ — wir wollen deshalb auch nur die Frage zu beantworten versuchen, ob geschichtlich eine Rechtfertigung K's möglich sei! Unter einer solchen Rechtfertigung verstehen wir aber nicht die Nachweisung, daß die Äußerungen und Thaten K's irgend einen zeitlichen Nutzen gebracht. Ein solcher an die Willensbestimmung eines Menschen sich anknüpfender Nutzen entscheidet nichts über dessen Moralität. Ist es doch schon von tief sinnigen Heiden ausgesprochen worden, daß die allwaltende Gerechtigkeit selbst die Verkehrtheiten der Menschen zum Besten ihrer Mitmenschen verwendet. Wehe aber dem Menschen, der, statt das geschehene Böse zu Gutem zu verwenden, mit Bewußtsein das allgemeingültige Rechte und Gute, das Göttliche, allgemein-Menschliche zerbricht, um etwas, was nur ihm, was nur ausnahmsweise Wenigen wünschenswerth erscheint, durch solches Zerbrechen zu erzielen, und — so, nach einem treffenden Worte Tacit's, eine Gefangenschaft an der andern herschlägt. Das Gewünschte, durch Verletzung des Heiligsten erkauft, bleibt eben deshalb mit dem unauslöschlichen Makel solchen Ursprungs, solcher Vermittlung behaftet!

Daß nun K. sich solcher widerrechtlichen Mittel bedient, oder daß er wie Hr. E. sagt, zu „äußersten Maaßregeln“ gegriffen, könnte nur von einem Wahnsinnigen im Aberde gestellt werden. Eine vollständige Rechtfertigung ist sonach schlechthin unmöglich, und es kann mithin nur von einer solchen die Rede sein, welche sich auf die Moralität K's im engeren Sinne dieses Wortes beschränkt. Hierzu müßte aber das Doppelte zu erweisen, einmal, daß K. wirklich „von der

Wahrheit eines politischen Systems innig durchdrungen, weder sich selbst noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken gestattet,“ — demnachst, daß „er nicht aus Selbstsucht, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit“ gehandelt. Um auf diese beiden Fragen zu antworten, wollen auch wir zu „den besten Quellen“ aufsteigen, und werden deshalb die Worte K's, auf welche wir uns zu berufen haben, eben aus den, jenen Mémoires anth. beigebrachten Aktenstücken, die Thatfachen aber, an welche wir zu erinnern haben, größtentheils aus der 8ten Ausgabe der *Histoire philos. de la révolution franç.* von A. Fautin-Desoboard's *), welcher, auch von Rousseau begriffert, den Ausbruch der Revolution von 89 jubelnd begrüßt, und, bereits mit Ausarbeitung einer Geschichte von Frankreich beschäftigt, die Vorgänge in Paris ununterbrochen beobachtet hat, um ein treues Geschichtsbild derselben zu entwerfen, mithin jedenfalls zu den glaubwürdigsten Bericht-erstattem gehöret, wo er sich gegen die Hauptführer der Revolution erklärt.

Wir fragen also zuerst: „hatte Robespierre ein System und ist er weder zur Rechten, noch zur Linken davon abgewichen?“

Im 11. Jahre seines Alters in das Collège Louis-le-grand nach Paris gesendet, gab er sich zwar gleich beim Eintritt für einen jungen Herrn von Rob. aus, — (ein von, welches er auch als Deputirter in der Constituante **) beibehielt, bis die Adelszeichen abgeschafft wurden***); — doch zeigte er schon 1775 eine große Vorliebe für den altörmischen Republikanismus. In den folgenden Jahren aber „verehrte er Rousseau fast abgöttisch, und setzte sich ihn als Ideal seines Lebens vor.“ (Eben. 33.) Wenige Monate vor Eröffnung der *Etats généraux* schrieb er noch folgendes in einer Denkschrift für einen gewissen Dupond an den König: „Conduire les hom-

*) Die 1ste Auflage erschien 1796, die 2te 1796, die 3te 1797, die 4te 1802, die 5te 1807.

**) Als de Robespierre nennt und unterzeichnet er sich beim Namensaufruf am 20. Junl 1789. C. Procès-verbal de l'ass. nat. in der 1791 erschienenen Samml. in 4.

***) C. *Mémoire authent.* I. p. 105.

mes au bonheur par la vertu, et à la vertu par une législation fondée sur les principes immuables de la morale universelle, — renouer la chaîne immortelle qui doit unir l'homme à Dieu et à ses semblables, — voilà, Sire, la glorieuse entreprise à laquelle le ciel vous a appelé . . .“ „Venez donc, Sire, venez — entouré de ce cortège auguste de toutes vos vertus, — former cette alliance immortelle que doit réconcilier la politique humains avec la morale et unir à jamais la liberté et le bonheur des peuples avec celui des rois.“ Vorzüglich auf dem Grund der in dieser Denkschrift ausgesprochenen Principien wurde K. zum Abgeordneten der Provinz Artold erwählt. — Wie rechtfertigte K. dieses Vertrauen? Wie bethätigte er das, wenige Monate zuvor, ausgesprochene politische Glaubensbekenntniß? —

In der Sitzung der Nat. - Vers. vom 20. Juli 89 nahm K. zum erstenmal das Wort. Follin - Tollenbal hatte, veranlaßt durch einen Volksauflauf in Poissy*), darauf angetragen, die Nat. - Vers. möge gesetzlich feststellen, daß, „wer künftighin die öffentliche Ordnung stören würde, dem Gericht übergeben und nur von diesem bestraft werden solle.“ K. trat gegen ihn auf mit den Worten: „Il faut aimer la paix, mais aussi il faut aimer la liberté avant tout . . . La motion présente une disposition contre ceux qui ont défendu la liberté“ u. s. w. Er meinte, durch Annahme jenes Antrags würde das Vertrauen erschüttert! — Hier beginnt also schon eine Schreibung der Freiheit von dem Recht und der Politik von der Sittlichkeit, die sich noch crasser gleich bei dem zweiten Auftreten K.'s bemerklich macht. Während nämlich in der Sitzung vom 27. in Bezug auf Hrn. v. Castelnau „von allen Seiten her die Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses behauptet wird,“ meint K. dagegen: „Les menagements pour les conspirateurs sont une trahison envers le peuple.“ (Monit. 1789. No. 25.) Von Recht und Sittlichkeit ist hier schon nicht mehr die Rede, sondern, das Volk als der Abgott hingestellt, für welchen man alle Schonung gegen dessen mögliche Feinde zu befeitigen habe. Hatte aber K. zuerst dagegen protestirt, daß die Aufrührer (aus dem gemeinen Volke) dem Gerichten übergeben werden sollten, so sehen wir ihn bald darauf, als Redner eine Amnestie für die détenus politiques (vom Adel u.) in Vorschlag bringt, dagegen fordern, daß, „die

*) Rob. selbst sagt: „L'émeute a été occasionnée à Poissy, sous prétexte d'accaparement.“

der Nation Verdächtigen exemplarischem Gericht unterworfen würden“ . . . „Wollt ihr,“ rief er aus, „das Volk beruhigen, so redet zu ihm die Sprache der Gerechtigkeit und der Vernunft. Es sei versichert, daß seine Feinde der Rache der Gerechtigkeit nicht entgehen, und die Gefühle der Gerechtigkeit werden die des Hasses verdrängen!“ Daß er demnachst (in der Sitzung vom 24. August) eine unbedingte Pressfreiheit gefordert, und bemerkt: „Le despotisme seul a imaginé des restrictions,“ — erwähnen wir nur, weil er späterhin auch in diesem Punkte in der Praxis seiner Theorie so wenig treu geblieben.

Irene gleisende Masse aber, die er in der Denkschrift für Dufour vorgehalten, sog er bereits völlig in der Sitzung v. 5. Sept. 89 ab, in welcher das Veto diskutiert wird. Hier stellte er zur Bekämpfung desselben folgende Principien auf: „*tout homme a, par sa nature, la faculté de se gouverner par sa volonté; les hommes réunis en corps politique, c. a. d. une nation a par conséquent le même droit. Cette faculté de vouloir commune, composée des facultés de vouloir particulières, ou la puissance législative est inaliénable, souveraine, indépendante dans la société entière; — les lois ne sont que les actes de cette volonté générale. Comme une grande nation ne peut exercer en corps la puissance législative, elle en confie l'exercice à des représentants, dépositaires de son pouvoir. . . . Les gouvernements, quels qu'ils soient, sont établis par le peuple et pour le peuple; tous ceux qui gouvernent, — ne sont que les mandataires et les délégués du peuple.*“ (Mém. II. S. 199 ff.)

Hier ist von keiner ewigen, allgemeinen Richtschnur des Willens mehr die Rede, sondern jeder Einzelne selbstherrlich, und das Gesetz hat nur Kraft als Wille der Mehrheit. Da aber die Minderheit auch aus einzelnen Souverainen besteht, so ergibt sich daraus das später so oft von solchen Minderheiten geltend gemachte Insurrektionsrecht*), und die Entscheidung verfällt der — physischen Gewalt. Wäre es aber Kob. mit diesem Systeme Ernst gewesen, so hätte er sich jedenfalls streng an die den Abgeordneten von ihren Committenten mitgegebenen Cahiers des Charges halten müssen, in welchen die einzelnen Souveraine ihren Stellvertretern bestimmte Aufträge gegeben, unter denen sich namentlich auch die einstimmige Forderung fand, daß das Briefge-

*) M. selbst machte am 26. Febr. 91 gegen ein Gesetz, welches den Auforderungen zur Empörung Schranken setzen sollte, geltend, que tout individu est membre du souverain.

heimlich nie verletzt werde und daß die Sanktion des Königs zur Gültigkeit der Gesetze nothwendig sei u. Dem Hrn. v. R. bedeutete aber *Ration*, die er vorliebig le *peuple* nannte, die sich zu nichts anderes als die Masse derjenigen Werkzeu- gen seiner Absichten brauchen ließen oder zum wenigsten brauch- bar schienen. — Deshalb stimmte er am 5. Sept. 89 gegen ein *Nationalarrest*, durch welches der gemeine Haufen gezügelt werden sollte, — und im Febr. 90 wiederholt gegen strenge Maaßregeln wider den aufrühr- erischen Pöbel; deshalb entschuldigt er die Schlosserberbrenner, („il n'y a que quelques chateaux brûlés etc.) und rühmt die revoltirten Sol- daten von Nancy als „gute Patrioten;“ deshalb nimmt er im Mai 90 für die Distrikte das Recht zu beliebigem Selbstversammeln; und für das Volk das Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden, *Bischöfe* und *Pfarrer* zu wählen in Anspruch. —

Während nun Robespierre bei jeder Gelegenheit allen Franzosen (Nichtabligen, Nichtgeistlichen, Nichtreichen u.) gleiche Rechte zu vindiciren suchte, womit er doch unmittelbar Allen Befähigung zu deren Aus- übung zuschrieb, behauptete er doch selbst in der Sitzung v. 14. Dez. 90: „Il n'est peut-être pas extraordinaire de voir la raison du côté de la minorité.“ Damals stellte er aber noch als Grundsatz auf, daß in Criminalsachen vor den Geschwornen materielle und legale Beweise zur Verurtheilung nothwendig wären, mit dem Bemerk- ten: „Il n'y a que le *génie du despotisme* qui puisse imaginer de suppléer aux preuves légales par les seules impressions du juge.“ Damals (Sitz. v. 19. März 91) vertheidigte er aber auch noch diejeni- gen, die durch Reden und Schriften das Volk zur Empörung aufregten, und behauptete: „On ne peut exercer de rigueur contre personne pour des discours; on ne peut infliger aucune peine pour des écrits; — des considérations particulières ne doivent jamais l'emporter sur le principes de la justice et de la liberté.“ — Damals liess er auch noch die Worte vernehmen (16 Mai 91): „En fait de politique, rien n'est juste que ce qui est honnête, rien n'est utile que ce qui est juste.“ Damals eiferte er sogar in einer langen Rede (am 30. Mai 91) gegen die Todesstrafe, und behauptete bei dieser Gelegenheit: „Aussi, aux yeux de la vérité et de la justice, ces scènes de mort que (la société) ordonne avec tant d'appareil, ne sont autre chose que de *Caches assassins* que des *crimes solennels*! . . Il faut que la loi présente toujours aux peuples le modèle le plus pur de la ju- stice et de la raison; (die, nach oben angef. Stelle, nur auf Seiten der Minorität!) „si au contraire les lois sont couler le sang qu'elles

*n'ont pas le droit de repandre. . . l'horreur du crime diminue, dès que la loi ne le punit que par un autre crime.**

Hier sind wir zum zweitenmale bei einem Wendepunkt in R's angeblicher Ueberzeugung angelangt. Als er Deputirter werden wollte, pries er die allgemeine Moral und das ewige Recht, und schmeichelte nebenbei dem König. Als er seinen Zweck erreicht, schmeichelte er nur noch dem sg. Volk, dem er nicht nur die Aristokratie, sondern alle Reiche — als „*séaux du peuple*“ gehässig zu machen suchte; doch vertheidigte er noch die Rechtsformen als Schutz gegen die Tyrannei^{*)}. Nach der Flucht des Königs aber (20. Juni 91) will er schon die bloß Verdächtigen verfolgt wissen, und meint: „*Pour accuser, il n'est pas besoin qu'il y ait des preuves ni des indices*“ (Mém. II. Seite 160); er protestirt gegen die, in der auch von ihm beschworenen Verfassung, anerkannte Unverletzlichkeit des Königs, und schon am 11. Aug. 91 ist ihm das sg. *salut du peuple* (d. h. mit Ausnahme der Reichen, Aristokraten u. s. w.) und das ganz unbestimmte *bonheur des hommes* das höchste Gesetz! Beim Weggehen aus der letzten Sitzung der Nationalversammlung vom Pöbel mit Eichenlaub gekrönt und im Triumphe davongetragen, — wird er nun ein entschiedner Demagog, um nach Befreiung seiner ihm gefährlichen Mittribunen, zum höchsten Demokraten, zum souverainen Mann des Schreckens sich aufzuschwingen.

Zunächst, seiner Natur gemäß, zum öffentlichen Ankläger beim Criminalgericht des Crimedepartements sich wählen lassend, conspirirt er nun im Jakobinerklubb gegen die verfassungsmäßige Regierung, und als sich am 10. Aug. 92 der Sieg des Pöbels in offener Empörung entschieden, verlangt er an der Spitze der Sektionnaires des *Desbœufplatzes*, daß die gesetzgebende Versammlung „den Helden,“ die beim Angriff des Schlosses geblieben, ein Denkmal setze, und fordert demnachst, daß Commissarien aus den 48 Sektionen in letzter Instanz alle Schuldigen (d. h. alle Richtrepublikaner), die man ergreifen könne, richte. Von „*preuves légales matérielles*“ ist schon keine Rede mehr. Als er dann unter dem Einflusse der Septembermorde mit Marat und Danton zum Deputirten von Paris für den Nationalconvent ernannt worden, vertheidigte er bereits (am 5. Nov. 92)

^{*)} Noch am 19 Juni 91 schrieb er an die Wahlversammlungen: *La vertu sans talent peut-être moins utile, les talents sans vertu ne peuvent être qu'un fléau. Si une fois dans sa vie un homme s'est montré vil ou impitoyable, rejetez-le.*“ Mém. auth. II. 398

jene grüdelvollen *Septembriseurs*. „Que pouvoient les magistrats contre la volonté d'un peuple indigné qui opposoit à leurs discours, son dévouement à marcher contre les ennemis étrangers et la longue impunité des traitres.“

Und nicht nur seinem ersten — monarchisch-repräsentativen, sondern auch seinem zweiten (Rousseau'schen) streng republikanischen System wird er untreu in dem Prozesse gegen Ludwig XVI. Hier ist er über alle gesetzmäßigen Gerichtsformen hinaus, und die anerkannten Rechtsgrundsätze sind ihm nur mehr „des rubriques consacrés par les préjugés. Le véritable jugement d'un roi, c'est le mouvement spontané d'un peuple (Vöbel) fatigué de la tyrannie, qui brise le sceptre dans les mains du tyran qui l'opprime. . .“ Er erinnert den Convent an die „nécessité de cimenter la liberté par la punition du tyran,“ und während er am 1. Aug. 91 das gesammte Volk, d. h. den Souverain befragt wissen wollte wegen Reintegration des Königs, protestirt er nun dagegen, den König von den Sectionen des franz. Volkes richten zu lassen und „den Souverain über irgend einen Theil des Processes zu befragen.“ Natürlich; denn „la vertu fut toujours en minorité sur la terre!“ Auch sei hier weniger ein gerichtliches Urtheil zu fällen, als „une mesure de salut public à prendre, un acte de providence nationale à exercer,“ und es gelte vor Allem „de frapper stupeur tous les partisans du roi.“ Darum fordert der eifrige Gegner der Todesstrafe, daß der Nationalconvent Ludwig ohne Zögern für schuldig und des Todes würdig erkläre.“

Wie nun bei dem zahm aufgezogenen Tiger, wenn er nur erst einmal Blut gekostet, die lang verdeckte Natur mit Gewalt hervorbricht, so sehen wir von nun an Robespierre seine Hyänenatur schreuloch entfalten. Am 8. März 93 erklärt er: „Il faut tenir le glaive sans cesse levé sur la tête des conspirateurs, exterminer les aristocrates! . .“ und zwei Tage darauf wird auf seinen Vorschlag die Errichtung einer revolutionären Regierung und eines revolutionären Gerichtes bekräftigt, d. h. einer Regierung und eines Gerichtes, welche das Recht haben sollten, tyrannischer zu regieren und willkürlicher zu richten, als König und Parlament und Patrimonialgerichte jemals gethan!

Sofort läßt der „aufrichtige tugendhafte Republikaner“ alle seine Minen gegen die Girondisten spielen, die er als Contrerevolutionäre dem Vöbel verächtigt, und, als eine Deputation deren Verjagung aus dem Convent verlangt, unterstützt er ihren Antrag, und hatte Nichts dagegen einzumenden, als am 31. Mai 93 die Reprä-

representanten der souverainen Nation durch den niedrigsten Pöbel gezwungen wurden, 22 Mitglieder des Convents aus demselben auszustossen.

Von diesem Zeitpunkte an war R. wirklich — mitterst des Pöbels — „Diktator von Frankreich,“ wie es Hrn. Eisner ihn zu nennen beliebt; der schändliche Fouquier, Laineville aber wurde des Diktators rechter Arm, und der Wohlfahrtsausschuß mit einer Macht über den Convent selbst bekleidet, welche, — angeblich um die Republik zu erhalten, — diese selbst zerstörte. — So wird in der Sitzung des Convents vom 12. Sept. 93 das fürchterliche Gesetz gegen die Verdächtigen (1ste Classe: Adlige und Geistliche; 2te boutiquiers, gros commercans, hommes d'affaires, gros rentiers etc.) dekretirt, und als eine Deputation der section de l'unité anträgt auf baldiges Urtheil (Hinrichtung) der Wittwe Capet und der Girondisten und auf: „institution d'une armée révolutionnaire, et de 12 tribunaux révolution. ambulans, autorisés à juger sur le champ sans autres formes que celles qu'ils jugeront nécessaires à leur propre conviction,“ — antwortet ihr Robespierre, der damals präsidierte: „Ce peuple, qui fait entendre, d'une manière si majestueuse le langage de la raison et de la vérité, sera libre etc.“ (Monit. 13. Sept. 93).

Nach diesem neuen Vernunft-Rechtssystem wird dann auch am 9. October, auf R's Antrag, „um auf den Ruin der englischen Kaufleute die Wohlfahrt der französischen Republik zu gründen,“ dekretirt, daß „alle Engländer, Schotten, Iren und Hannoveraner, des einen und des andern Geschlecht's im ganzen Bereich der Republik sofort eingekerkert und ihr Vermögen in Beschlag genommen werde.“ (Monit. 20 Vend. an II). Das neue System selbst aber, welches Rob. im Namen des Wohlfahrts-Ausschusses in der Sitzung v. 5. Niv. 11 (25. Dez. 93) exponierte, läßt sich auf folgende Sätze zurückführen: „Le but du gouvernement révol. est de fonder la république. La révolution est la guerre de la liberté contre ses ennemis. — Le gouvernement révol. ne doit aux ennemis du peuple que la mort; — il est juste et légitime, (parcequ'il) est appuyé sur la plus sainte de toutes les lois, le salut du peuple; sur le plus irréfutable de tous les titres, la nécessité. (Monit. du 7 Niv. II.)

Mit diesen Grundsätzen waren Leben, Freiheit und Eigenthum aller Bewohner Frankreichs in die Hand des Wohlfahrtsausschusses gegeben; denn von ihm hing es ab, zu bestimmen, wer zum Volk oder zu dessen Feinden gehöre, worin das Heil des Volkes bestehe, was

zur Gründung der Republik als nothwendig erscheine. Da nun dieser Ausschuss, an dessen Spitze R. stand, für nothwendig hielt, seine Blutrichter in alle Departemente mit unbeschränkten Vollmachten zu senden, so fällt auch auf ihn, und zumeist auf R., die höchste Schuld aller unter der revolutionären Regierung von deren Seiten verübten Gräucl. Was aber R. unter *peuple*, was er unter den Feinden desselben verstand, ist schon hinreichend aus dem Befehl gegen die Verdächtigen zu entnehmen, und Désoboard's verdient vollen Glauben, wenn er (V. 321) berichtet: „Un des affidés de R. écrivait à la commission populaire d'Orange: Vous pouvez tout donner aux sans-culottes, tout incarcérer, tout déporter, tout fusiller, tout guillotiner. Un autre se plaignant de l'étrange abus qu'on faisait de ces maximes dans plusieurs départemens, R. lui répondit: „*Les sans-culottes ne dérobent aucune chose, car tout leur appartient.*“ — Was endlich R. für nothwendig hielt, um seine Republik zu begründen, darüber geben seine Thaten und die bei ihm nach seinem Tod gefundenen Papiere hinlänglichen Aufschluss. Von den letzteren berichtet uns Désob. (V. 200.) „Les pages d'une espèce de catechisme, trouvé chez R., sont remplies de proscriptions contre la probité, les richesses, les talens;“ — und (347) „il est impossible de faire entrer dans ce tableau hist. un simple sommaire des écrits qui déposent du projet formé de R., de détruire plus de la moitié de la population de la France. Il faudrait analyser 200 lettres trouvés chez ce grand coupable.“ — Von seinen Thaten braucht nur an folgende erinnert zu werden. Als bei einem Gastmale, das die Familie Amarante ihm gegeben, er nicht, wie gewöhnlich, nüchtern bleibend, einige Geheimnisse seiner Politik ausgeplaudert, und er am folgenden Tage von seinen Vertrauten, die seine Mitgäste gemessen, darauf aufmerksam gemacht wurde, ließ er die ganze Familie Amarante nebst allen übrigen Gästen vor das Revolutionsgericht schleppen, von welchem sie — selbst 61 — der Guillotine überliefert wurden! —

Unter dem im vorhergehenden geschilderten dritten Systeme, dem des Schreckens, bewahrheitete sich, was R. selbst zwei Jahre früh, der gesagt: „*L'horreur du crime diminue dès que la loi ne le punit que par un autre crime*, und der Schrecken, den er durch zahllose Justizmorde, durch Fanatisirung des Pöbels und die schändlichsten geheimen Machinationen verbreitet, wandte zuletzt sein versteinernes Antlitz auf den „Mann des Schreckens“ selbst zurück. Ueberall sieht er nur Verschworene, die den Dolch auf ihn zücken, und als Gécile

Nemant sich zu ihm gedrängt, „um einen Tyrannen zu sehen,“ werden mit ihr — ihrer ganze Familie und 60 — schon früher Eingekerkerte (!) als Mitschuldige einer gegen ihn gerichteten Verschwörung geschlachtet. — Am meisten aber fürchtete er diejenigen, die ihn am genauesten kannten, die ihm in der Diktatur am nächsten standen und am besten wußten, wie man Aufstände anzettelt, um sich gefährlicher Nebenbuhler zu entledigen. Es waren dies diejenigen Mitglieder des Wohlfahrts- und Sicherheitsausschusses, die zur Orleansistischen Regier-partei gehörten und die jene von R. selbst so oft angerufene „Raison“ — förmlich zur Gottheit erhoben.

Gegen diese konnte er nun weder die Nothwendigkeit des Schreckens, noch irgend eine seiner bisherigen Kategorien der Verdächtigkeit geltend machen; ebensowenig konnte er den Pöbel gegen sie gebrauchen, da sie gerade dessen vollständige Repräsentanten waren. Er mußte also abermals von System wechseln, und, — da er sich bereits bis zum Aeußersten der Willkür und der Gewaltsamkeit verstiegen hatte, blieb ihm nur die Rückkehr zu früheren Motiven übrig.

Der Uebergang zu denselben machte sich schon in seinen Reden gegen Ende 93 bemerklich, in denen er von „Ultra-Revolutionairen“ zu sprechen anfang, und u. a. behauptete: (27 Brum. II.) „La force peut renverser un trône, la vengeance seule (früher war es der Schrecken) peut fonder la republique, fuyez l'exageration systematique des faux patriotes. . . Le peuple hait tous les excès.“ Seine Vengeance, — nachdem er gegen König, Adel und Kirche, gegen die Monarchisten, Girondisten u. s. w. den systematisch Tragischen gespielt hatte, — bestand nun darin, daß er über seine wußten, aber mächtigen Feinderscheiter sich auf einen einzigen Gipfelpunkt flüchtete, *) daß er — zum wenigsten theoretisch — ein erhabenes *Juste milieu* in Besitz zu nehmen suchte zwischen dem „Federalisme“ und der „Republique une et universelle,“ zwischen dem „fanatique, couvert de acapulaires“ und dem „fanatique, qui prêche l'athéisme.“ (Rapp. du 5 Niv. II.) So behauptete er nun mit einemmal (am 1. Frim. II.) „L'idée d'un grand être (zuvor nannte er es la vérité pure) qui veille sur l'innocence opprimée, et qui punit le crime triomphant, est toute populaire.“

*) In seiner Rede im Jacobinerclubb am 1. Frim. II. bemerkte er, daß er zu einer Zeit von der Waise gesprochen, lorsque, — le cœur ulcéré — je cherchais à m'élever au dessus de la tourbe impure des conspirateurs dont j'étais environné, en invoquant contre eux la vengeance céleste, au défaut de la foudre populaire, s. *Mém. aut.* I. 110.

Den Convent belehrte er jetzt in seinem Bericht v. 5 Niv. II. über die Pflichten des Gouvernement révolutionnaire: „Plus son pouvoir est grand, — plus il doit être dirigé par la bonne foi. (1) In einer Rede am 7. Praireal (an II) klagte er sogar im Convent: „Ils ont essayé de dépraver la morale publique et d'éteindre les *sentiments généraux* dont se compose l'amour de la liberté et de la patrie, en bannissant de la république le bon sens, la vertu et la divinité.“

Vollständig ist aber sein viertes (theoretisches) System in dem Bericht enthalten, den er am 18. Floréal (an II) dem Convent erstattete, um (gegen die Hebertisten) die Erklärung eines *Être suprême* decretiren zu lassen.“ Hier machte er, — der Terrorist, — seinen Feinden den Vorwurf an die Stelle dessen, was sie jeküdet, nichts gesetzt zu haben, als: „le chaos, le vuide et la violence,“ und er, — der Unmensch, — der kein Alter und kein Geschlecht geschont, der Hunderttausende, auf bloßen Verbacht hin schlachten lassen, der die Wohlfahrt Frankreichs auf den Ruin Englands gründen wollte, — er rief aus: „nous fêterons l'humanité, l'humanité avilie et foulée aux pieds par les ennemis de la république française. Ce sera un beau jour, que celui où nous célébrerons la fête du genre-humain!“ Am 20. Praireal (an II) endlich, an welchem er, bei der Feier des höchsten Wesens, im Namen des Convents zum Volke sprach, scheint er völlig zu seinem ersten System zurückgekehrt zu sein; denn hier versichert er: l'Être suprême mit à l'ordre du jour pour tous les siècles est pour tous les peuples, la liberté, la bonne foi et la justice; — il a créé les hommes pour s'aider et pour s'aimer mutuellement, et pour arriver au bonheur par la route de la vertu.“ — Es fehlte zwar, um vollständig an die Denkschrift von 1789 für Dupond zu erinnern, jener König, „environné de ce cortège auguste de toutes les vertus,“ der da, „im Angesicht des Himmels und der Erde den Bund schließen sollte, um die menschliche Politik mit der Moral zu versöhnen,“ — aber K. selbst stand ja in diesem Augenblick auf dem Gipfel der Staatspyramide, und von seinen Tugenden hatte er oft genug gesprochen und sprechen hören, um sich als König der Republik träumen zu können. —

*) Wie Rob. die Hauptgedanken seiner ersten (gekrönten) Rede v. 3. 1734 aus Montesquieu und Duglos, wie er die schönsten Phrasen seiner politischen Reden aus Rousseau gelehrt, und überhaupt sich gern mit fremden Federn geschmückt, so nahm er, wie aus der Anmerkung S. 331 der *Révolut.* v. Ura v. 1734 de Reuze zu erhellen, auch den Hauptgedanken der Rede v. 18. Flor. II. aus den Bemerkungen einiger Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses. —

Aber sein Maß war voll. Am 20. Prairéal hatte er seine Reden als Oberpriester des neuen Cultus mit den Worten geschlossen: „Être des êtres . . . la haine de la mauvaise foi et de la tyrannie brûle dans nos coeurs avec l'amour de la justice et de l'humanité: voilà nos prières; voilà nos sacrifices; voilà le culte que nous t'offrons!“ Zwei Tage darauf setzte er im Convent jenes infame Gesetz durch, welches Todesstrafe über alle, durch die vagesen Kategorien bezeichneten „ennemis du peuple“ verhängte und als hinreichend zur Verurtheilung „toute espèce de document matériel ou moral“ erklärte, welches dem Gewissen der Geschworenen als hinreichend erschien, und da, wo solch eine Beweise vorlägen, Zeugenvorhöre und „défenseurs officieux“ aufschloß, „si ce n'est pour les patriotes calomniés!“ (f. Toulorgeon, hist. de France. IV. 354). Kraft dieses Gesetzes vermehrten sich die Hinrichtungen in fürchterlichem Maße, und obgleich Rob. sich vom 23. Prair. an 40 Tage lang scheinbar aus dem Wohlfahrtsausschuß zurückgezogen, war er es doch, der diese Justizmorde betrieb. (Toulorgeon. IV. 369 und Réponse des membr. des deux anc. comit. p. 94.)

Was bedeutete aber sein Rückzug? Wie paßt er in das System eines Mannes, der als Oberpriester der Freiheit seine Stelle nicht verlassen durfte? War es, weil er merkte, daß er durch sein Auftreten als Oberpriester des höchsten Wesens viel von seiner Popularität verloren, oder weil gleich nach jenem Feste Carnot zum erstenmal im Wohlfahrtsausschuß ihm drohend widerstanden, (Toulorgeon IV. 353) und eine Spaltung in diesem Ausschusse ausgebrochen, die R. nicht anders heilen zu können hoffte, als dadurch, daß er eine Conspiration machinirte, welche alle seine Feinde und Nebenbuhler in den Abgrund stürzen sollte? (Desobry V. 411 f.) Nach Laurent's Refut. (S. 353) hätte Billaud-Varennes im Wohlfahrtsausschuß R. vorgeworfen, nach der Alleinherrschaft zu streben, worauf dieser erklärt: „puisqu'il en est ainsi, je vous laisserai gouverner à votre aise;“ — und sofort habe R. sich zurückgezogen, um erst im Thermidor zurück zu kehren. Gewiß ist, daß, in den ersten Tagen des Thermidor (au 11) nach Paris zurückgekehrt, er sich überzeugte, daß er selbst nur durch Vernichtung seiner Gegner in den beiden Ausschüssen der Wohlfahrt und der Sicherheit dem Verderben zu entgehen vermöge (f. dessen Rede 8 Therm.). Er klagt nun im Convent: „que des agents impurs prodiguaient des arrestations injustes. On épouvantait les nobles et les prêtres par des motions concertées.“ Er versichert dann: „Je crois à la nécessité d'appeler surtout la probité et tous les sentiments généreux aux secours de la république. Je sens que partout où on rencontre un

homme de bien, en quelque lieu qu'il soit assis, il faut lui tendre la main et le serrer contre son coeur.“ — Et endlich, der am 25. Sept. 92 behauptet hatte: „Au milieu des secousses qui ébranlent les états, il faut envelopper les partisans dans la ruine de leur parti et ne pas s'arrêter à des considérations soporifiques, lorsqu'on ne peut risquer que la perte d'une victime innocente;“ (Désord. VI. 233), er jammerte jetzt: „quel ami de la patrie peut survivre au moment, où il n'est plus permis de la servir et de défendre l'innocence opprimée?“ (Mém. Auth. I. 99).

Um nun die Republik, d. h. sich selbst, vom Untergang zu retten, will er am folgenden Tage die nothwendigen Maaßregeln in Vorschlag bringen. — Aber seine Feinde kamen ihm zuvor; sie klagten ihn an, nach der Alleinherrschaft zu streben; der Convent schätzte das ihm unerträglich gewordene Joch des Schreckensmannes ab, und decretirte dessen Verhaftung. Als aber R., der eben erst die „autorité suprême de la Convention nationale“ anerkannt hatte, der Haft entsprang, um den Convent zu stürmen, wurde er „außer dem Gesetz“ erklärt, und, nachdem sein Versuch, sich selbst das Leben zu nehmen,*) verunglückt war, zum Tode verurtheilt, am 10. Therm. guillotinet, und, wie Desobards (VI. 30) berichtet, mit seinen Schreckensgenossen in die ungeheuren Gruben geworfen, „die auf seinen Befehl gegraben worden, um einige tausend von ihm bezeichnete Schlachtopfer zu verschlingen.“ — Auf dem Wege zum Fallbeil — hatte ein Weib sich bis an den Karren gedrängt, auf welchem R. mit fürchterlich entstelltem Gesichte saß, und ihm zugeschrien: „Fahr' hinab in die Hölle, beladen mit den Flüchen aller Gattinnen und aller Mütter!“ — Die Kunde von seinem Tod wurde in ganz Frankreich mit Jubel und Freudenstöhnen vernommen! —

So endete Robespierre, nicht, wie Hr. Dr. Eisner behauptet, „als Opfer der Lauterkeit seiner Grundsätze,“ sondern — als Sträfling der waltenden Femeis. Jedem System, zu dem er sich zu bekennen schien, war er untreu geworden; die Häupter jeder Partei, mittelst welcher er siegte, hatte er dem Untergang gewidmet. Zuletzt verbanden alle von ihm verlassene Systeme, alle von ihm verrathenen Parteien sich gegen ihn, und er fürzte, weil die Einen Alles von ihm zu fürchten, Andere Unersetzliches an ihm zu rächen hatten, alle ihm misstrauen, alle ihn verachten

*) Sein Apologet Uraneil le. (Laurant) a. a. D. S. 352 sagt: On voit aujourd'hui que Rob. se tira lui-même le coup de pistolet, dont on a voulu faire honneur au baron (früher Gendarme) Méda. Egl. reb. S. 318.

mußten! — Es widersprach ihm nur sein Recht. Des Sterbens nach Alleinherrschaft verdächtigt, wurde er nach dem Geiß seiner eigenen Gesetze verurtheilt, und gerade von den Schreckensmännern zum Tode geschleppt, deren er sich früher zur Durchführung seiner Zwecke bedient hatte. — Daran aber dürfte nach dem Vorhergehenden wohl nicht mehr zu zweifeln sein, daß R. keineswegs wie Hr. Eisner behauptet, „von der Wahrheit eines politischen Erstens durchdrungen, weder sich selbst noch Andern eine Abweichung zur Rechten oder Linken gestattet.“ Darum können wir uns auch kürzer bei Erdeterung des andern Fragespunktes fassen; denn, wer nicht nur seine angeblichen Prinzipien durch die unmenschlichsten Mittel in Ausführung zu bringen gesucht, sondern auch so oft, bald in der Theorie, bald in der Praxis, mit sich selbst in die aufschallendsten Widersprüche verfallen, der kann unmöglich für eine große Idee begeistert sein! Wirklich ergiebt sich aus den zuverlässigsten Berichten, daß R. nicht im Dienste irgend einer enthusiastischen oder sanatisirenden Idee gestanden, sondern gerade im Gegentheil mit kalter Besonnenheit sich der Ideen stets zu seinen eigensinnigen Zwecken bedient hat.

Selbst in den „Memoiren R's.“ die Hr. E. für ächt hält und bald überseht, bald zu R's Gunsten exzerpiert, — sagt R. von sich selbst, er habe im Collège „keine andre Freude gehabt, als die, einen Reim zu finden, den er suchte, u. dergl. m. und keinen anderen Triumph, als eine Krone,“ die er sich durch seine Arbeiten errungen; „die Gesellschaft seiner Kameraden habe er geklohen, und er sei deshalb von ihnen des Menschenhasses und der Eifersucht beschuldigt worden.“ (I. 133 f.) In diesen wenigen Zeilen liegt der Schlüssel für seinen Charakter und sein ganzes ferneres Leben. Ehrgeiz, oder vielmehr die Sucht sich auszuzeichnen und zu glänzen durch — schöne Worte — und über seine Genossen zu triumphiren, — zu herrschen, — dies war der Grundtrieb seiner Natur. Zu dessen Befriedigung fanden ihm nur geringe Mittel zu Gebot. Dies weckte und näherte die in seinem engen Herzen wurzelnde Eifersucht und den Neid; in Bezug auf welchen selbst sein Apologet Uranie (Laurent) folgendes Zugeständniß macht: „Man hat auch behauptet, R. habe ein dürrer, für Neid empfängliches Herz gehabt: von allen Anklagen, die man auf ihn gehäuft, ist dies die einzige, die mit einigem Grunde geltend gemacht worden.“ (Refut. p. 348.) Auch stimmen diejenigen, die ihn genau zu beobachten Gelegenheit hatten, mit den Apologeten der Revolution darin überein, daß Neid und Haß ihn beherrschte, und eben so sehr in seinem frostigen, verschlossenen Wesen und seiner unsichern, verlegenen Haltung, wie in seinen finstern, abstoßenden Zügen, seiner auf beiden Seiten zusammengedrückten, fast immer gerunzelten

Steine, seiner fahlen, bleigrauen Gesichtsfarbe, und seinem stehenden falschen Blick sich ausgesprochen haben. Rignet und Thiers, die man gewiß keiner Parteilichkeit gegen die Revolutionsmänner beschuldigen kann, weichen hierin von Desoboard's, Louisaigeon, und Thibaudeau, die Zeugen der Revolution waren, nicht ab,*) und wenn man die Reden R's durchliest, so wird man die Anklage jener Männer durch die Wahrnehmung bestätigt finden, daß R. immer von Neuem und auf alle mögliche Weise den Reiz des Pöbels gegen die höheren Classen der Gesellschaft und namentlich gegen die Reichen zu erwecken getrachtet. — Sagte doch selbst Danton, der hinlänglich Gelegenheit gehabt, den Charakter R's kennen zu lernen, zu seinen Freunden: „que R. étoit une bête féroce que rien pouvoit apprivoiser, qu'il falloit qu'elle fût dévorée, ou qu'on fût dévoré par elle.“ (Désod. V. 350.)

Diesem, von der Eitelkeit ausgehenden Hauptzuge seines Charakters entspricht dann auch jene Feigheit, die er bei so manchen Gelegenheiten — namentlich am 10. August (92) — gezeigt, und die seinen Mitterroristen so wenig verdeckt geblieben, daß der Präsident des Convents am 9. Therm. der Versammlung rief: „Der feige Rob. ist da; man bringt ihn auf einer Bahre; ihr wollt gewiß nicht, daß man ihn hereinbringe!“ Auch versichert Desoboard's (IV. 147.) daß R. in der Schreckenszeit „nie ausging, als umgeben von einem Haufen von Satelliten,“ und (V. 389) daß „R. ängstlich jede Verantwortlichkeit für die insurrectionellen Bewegungen vermeidend, seine Feigheit und Furchtsamkeit dazu benutzte, sich bereit zu halten, sich gegen das Nichtgelingen zu erklären oder das Gelingen sich anzueignen.“ Selbst R's Apologet, Laurent, gibt (in seiner Refut. p. 352) deutlich genug zu verstehen, daß R. keinen Muth gehabt.

Ebenso entspricht jenem Charakterzug sein verstelltes, heuchlerisches Wesen, welches auf das unzweideutigste durch die zahllosen Widersprüche sich kund gibt, die zwischen seinen Worten und seinen Thaten sich aufzeigen lassen. Wir erinnern beispielsweise nur daran, daß er noch im Juli 91 in seiner Adresse an die Franzosen erklärte: „man habe ihm zwar vorgeworfen, er sei eines

*) Desoboard's, wo er die Veranlassungen zur Katastrophe vom 9. Therm. angibt, bemerkt über Rob.: „Son caractère s'assombrissait; son teint se composait de la lividité de l'envieux et de la paleur du criminel.“ (V. 406.)

der Häupter einer republikanischen Partei; doch habe er nie ein Wort gegen die Existenz noch gegen die Erblichkeit des Königthums gesprochen;“ und am 13. Juli desselben Jahres im Jakobinerklub: „man beschuldigt mich, ein Republikaner zu sein; man hat mir zu viel Ehre angethan; ich bin es nicht.“ So bemerkte auch D'efodoards (V. 371), R. habe seinem Schulkameraden Camille Desmoulins „niemals mehr Freundschaft bezeugt, als am Tage vor dessen Einkerkelung,“ die auf R's Veranstaltung stattgefunden. — Aus diesem verstellten Wesen erklärt sich dann auch, daß R., von seinem ersten Auftreten in der Nationalversammlung an, sich jede Schwäche, die er an den bedeutenderen Revolutionsmännern wahrnahm, aufgezeichnet und in der Folge sich ein ganzes Heer von Spionen gehalten. (D'efodoards IV. 174 ff.)

Fragen wir aber, welches denn das Ziel gewesen, nach welchem R. gestrebt, auf dessen Erreichung er alle seine Reden und Thaten berechnet, so können wir, nach reiflichster Prüfung der vorliegenden Akten uns nicht anders als dahin aussprechen, daß, wenn man auch zugeben möchte, R. habe nach seinem sehr beschränkten Verstand, der nur zu verneinen und zu zerstören, aber nichts zu erbauen, zu schaffen vermochte, — die Rivellicung der Gesellschaft und die Einführung einer Republik für möglich und wünschenswerth gehalten, — er doch diese Umgestaltung vorzüglich deshalb betrieben, weil er sich mit der Hoffnung schmückte, daß er in dem neuen Staate der Erste, der Mächtigste, Gerechteste sein werde.*)

„Gewiß ist,“ schreibt D'efodoards (IV. 224), „daß zur Zeit, wo Marat in seinem Journal versicherte, die werdende Republik könne eines höchsten Führers nicht entbehren, Rob. beschuldigt wurde, nach der Tyrannei zu streben.“ Ausdrücklich erklärte schon Rebecqui in der Sitzung vom 25. Sept. 92 „die Partei, welche die Diktatur auf den Trümmern der Republik errichten will, ist die Partei R's.“ Barbarous bestätigte diese Behauptung durch die Bemerkung, daß Panis bei Rob. ihm und anderen Marskillern „Rob. als denjenigen bezeichnet, den man zu jener Würde erheben müsse.“ Marat gestand sogar ein, daß „er vorgeschlagen, man möge einem verständigen Mann an die Spitze des Volkes stellen mit dem Namen Volks-Tribun

*) Selbst Mignet meint: „il est probable que R. ne séparait point la république de son protectorat, et qu'il croyait les fonder également sur les ruines des autres parties.“ Hist. de la rév. éd. 1836. p. 462.

oder Diktator.“ *Louvet* wiederholte *Reberqui's* Beschuldigung mit dem Beifügen: „*R.* habe sich als ein Gegenstand der Abgötterei hingestellt, und zugegeben, daß man ihn den alleinigen tugendhaften Menschen der Republik genannt, ja, er selbst habe sich als solchen bezeichnet!“

Es würde uns zu weit führen, wollten wir alle die Thatfachen zusammenstellen, welche den hier angedeuteten Endzweck als das tiefste Mobil des Schreckensmannes zu erkennen geben. Nicht blos *Lallien*, *Trévon* und *Villaut-Varennes*, nicht blos ein *Fouché* und *Babier*,*) sondern auch *Laivière* und der catonische *Carnot* und viele Andere durchschauten seine herrschsüchtigen Pläne, und der letztere drohte ihm sogar, ihn zu ermorden, wenn er diese Pläne auszuführen versuchen würde (*Laurent's* Refut. p. 332). *Désoboard's* versichern sogar (V. 232): „*R.* habe vorgehabt die *Dauphine* zu erheben und durch diese Verbindung sich das Aufsteigen zum höchsten Range zu erleichtern.“ — Es ist gewiß,“ fügt *D.* hinzu, „daß *R.* sich verweigern, im Tempelthurne der Tochter *Ludwig's XVI.* eine dahin zielende Erklärung zu machen.“ Von vielem Anderen, was hier anzuführen wäre, und für welches wir namentlich auf *Désob.* V. 195. 202. 325 ff. 2c. verweisen, wollen wir nur noch daran erinnern, daß *St. Just*, — der durch Fanatismus verblendete eifrigste Anhänger und *Vermann R's*, kurz vor dem 8. Therm. in den vereinten Ausschüssen erklärt (s. *Toulongeon* IV. 371): „er sehe kein Mittel, die Republik zu retten, als dadurch, daß man die öffentliche Wohlfahrt einem Diktator anvertraue,“ — eine Würde, die er, der damals mit *R.* und *Couthon* bereits ein Triumvirat bildete, offenbar *R.* zugewendet wissen wollte, der, wie *Laurent* (Refut. p. 340) zugesieht, „immer von der Nothwendigkeit eines einzigen Willens sprach.“

Wenn nun schon die ganze Geschichte des öffentlichen Lebens *R's* sich nur durch eine ihn beherrschende Ruhm- und Herrschsucht erklären läßt, so wird man um so weniger ansetzen können, so vielen damit übereinstimmenden Urtheilen seiner Zeit- und Lebensgenossen beizupflichten, als auch sein Privatleben keineswegs so makellos dasteht, wie seine Apologeten es uns darstellen möchten. *Désoboard's*, der

*) *Treffend* bemerkte der letztere am 9. Therm. im Convent: „*R.* ist ein Tyrann, der alle Kassen angenommen, der sich allen Verschwörern angeschlossen, und sie demnachst verurtheilt, um jeden Verdacht von sich abzumäßen.“ —

M. persönlich gekannt und als ein unparteiischer Beobachter hinein vollkommen glaubwürdig ist, schreibt darüber Folgendes: „Man sprach von M's Uneigennützigkeit; allerdings zeigte er nicht jenen frechen und cynischen Lurus, durch den die Danton, Chabot, Fabre-d'Églantine sich bemerklich machten; da er aber kein eigenes Vermögen besaß, so konnte es doch unmöglich blos sein Gehalt als Conventsmitglied sein, womit er eine Buchdruckerei gekauft, womit er die Horden von Nichtswürdigen bezahlte, denen er die Bewachung seiner Person anvertraute, womit er die kostspieligen Feste zu St. Cloud, zu Conflans, zu Issy oder in seinem Hause am Ende der Champs-Élysées bestritt. Man sprach wohl auch von seiner Sittsamkeit; aber M. blieb nur unverehrt, weil die eheliche Keuschheit seinem Hange zu Ausschweifungen nicht zusagte; denn *je plus on aime, plus on aime* — auch Thiers stellt dies nicht ganz in Abrede, — „daß er öffentlich mit der Tochter seines Wirthes lebte, und daß diese Bekanntschaft ihn nicht abhielt, jede seiner Orgien mit einer nächtlichen Ausschweifung mit öffentlichen Dirnen zu beschließen.“

Dies ist der Mann, den Hr. Dr. Eisner uns als erhabenen Verwalter „weltgeschichtlicher Remedis,“ als „Opfer der Lauterkeit seiner Grundsätze,“ wieder zu Ehren bringen möchte, ein Unternehmen, welches nur in dem Versuche, Nero, den Abscheu des Menschengeschlechts, zu einer poetischen Person zu erheben, ein Gegenstück findet! Gegen solche Bestrebungen, die mindestens einen ungeheuren Leichtsinns bezeugen, hat aber die Kritik um so strenger zu verfahren, als sich noch in diesen Tagen auf das Furchtbare das Verderbliche solcher Apologien erwiesen. Aibaud, über sein Verhältniß zu seinem Freunde Fraisse befragt, antwortete wörtlich Folgendes (s. Menit. v. 6. Juli dieses Jahres): „Den Ansichten von Fraisse zufolge war das von Robespierre befolgte System ein Blutsystem, das er mißbilligte; ich aber glaubte, es sei ein System, welches uns zu einer wahrhaften Republik zurückführen könne.“ — Bei ihm, wie bei Fieschi fand man die Werke Saint-Just's, des Mannes, in dessen Seele das Revolutions- und Schreckens-System Robespierre's — ohne dessen Reid, Freigiebigkeit und Heuchelei — zu Kraft gekommen war!

Wehe unserem verblödeten, treuen und gütigen Volke, wenn seine „Gemüthlichkeit“ durch den frechen Spott eben so eitel, als leichter Skribler vertilgt, wenn sein gradeter, rechtlicher Sinn durch Eisnerische Tugendideale dahin verrückt werden könnte, daß ihm die schrecklichsten Verbrechen durch den gräßlichsten Dünkel gerechtfertigt schienen, „ein

Mensch dürfe sich auf Augenblicke mit der Allmacht weltgeschichtlicher Nemesis ausgerüstet wähnen." — *)

*) Ein französisches Tagblatt bemerkt treffend über Robespierre und Danton: „C'est le théâtre qui est élevé, et non l'acteur qui y monte. La cruauté et l'hypocrisie de Robespierre vont à cette situation qui les porte; ce que vous prenez pour une intelligence de haute ambition n'est qu'un instinct de basse jalousie; dans les temps ordinaires, l'avocat aurait diffamé ses rivaux, dans ce temps de révolution il les tue. Robespierre c'est un Sylla moins les victoires, comme Danton a la brutale audace de Marius sans avoir son génie.“

Von Robespierre aber sagt Lucian Buonaparte in seinen Memoiren u. s. Folgenden: „Die erste Hälfte des Jahres 1793 sah die Jakobiner ihre Wuth verdoppeln, und Robespierre, der Grausamste, der Feuchterischste, der Feigste von Allen erhielt eine unbeschränkte Gewalt.“

Marie Roland.

(Eigenhändige Briefe der Madame Roland an Bancal-des-Iffarts, Conventsmitglied. Herausgegeben von Madame Henriette Bancal-des-Iffarts, und mit einer Einleitung begleitet von Sainte-Beuve. Aus dem Französischen von Dr. Paul Frisch. Leipzig. 1836. Allgemeine Norddeutsche Buchhandlung. Hochhausen und Journes).

Es ist bekannt, welchen bedeutenden Einfluß die Frauen auf das sociale Leben überhaupt und namentlich auch auf die politischen Verhältnisse in Frankreich ausgeübt haben. Der Jungfrau von Orléans, welcher die französische Monarchie ihre Rettung verdankte, nicht zu gedenken, hat sich jener Einfluß besonders seit Franz I. immer bemerklicher gemacht. Nur vorübergehend und nur theilweise in Beziehung auf die Staatsverwaltung durch das energische Einschreiten eines Sully, Richelieu, Mazarin beschränkt, und unter Heinrich III. und in der ersten Zeit Ludwig's XIV. minder hervortretend, ist er erst seit dem Ausbruch der Revolution durch die Gewalt der Dinge mehr und mehr zurückgedrängt worden. Wie dann Napoleon keine andere Macht neben der seinigen duldet, so hat, seit der Constituierung der öffentlichen Meinung durch die Charte, und am meisten durch die zunehmende Complication und allgemeine Verketzung der europäischen Sozialverhältnisse, mit der Bedeutsamkeit einzelner Persönlichkeiten auch der Einfluß ausgezeichneten Frauen sich stetig vermindert. Dennoch ist nicht zu verkennen, daß in den ersten Revolutionsjahren auf der einen Seite die Königin, auf der andern Frau Roland und Charlotte Corday, wie späterhin Frau v. Fontenai (geb. Cabarrus, später Tallien's Frau), Frau von Beauharnais (vermählt Gemahlin Bonaparte's) und die Herzogin von Angoulême geschichtliche Rollen gespielt. Eben so ist in der Litteratur Frau von Staël

und neuerdings Madame Dubouant (G. Sand), wie in gesellschaftlicher Hinsicht Madame Recamier nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben.

Als Charakter aber gehört Marie Roland zu den Sternen erster Größe und überstrahlt durch das Feuer der reinsten Begeisterung, durch die Gediegenheit ihres ganzen Wesens und ihre gleichmäßig edle Haltung bis zum Tod auf dem Blutgerüste nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer, die sich in der Revolutionszeit ausgezeichnet haben. Darum verdienen diejenigen unsern Dank, die uns Gelegenheit bieten, jenes seltene Wesen noch näher kennen zu lernen, als bisher durch Berichte der Zeitgenossen und durch die Denkwürdigkeiten vergönnt war, die von unserer Heldin im Gefängniß in steter Emschließung gewaltsamen Todes niedergeschrieben worden. Auch ist zu hoffen, daß Herr von Montrol, der im Besitze des, noch größtentheils unedirten Briefwechsels von Frau Roland mit Brissot ist, der Bitte um dessen Bekanntmachung, Gehör geben wird, welche St.-Beuve in der Einleitung zur vorliegenden Sammlung an denselben gerichtet. —

Diese letztere, im Jahre 1835 zum erstenmale von der ältesten Tochter des ausgezeichneten Mannes herausgegeben, an den die meisten hier mitgetheilten Briefe gerichtet waren, erscheinen begleitet (III. — XIV.) von einigen, theils nur zu flüchtigen und unvollständigen biographischen Nachrichten „über Bancal-dés-Isfarts“ mitgetheilt von der Herausgeberin, — und (S. 1 — 50) von einer Charakteristik der Briefstellerin und ihrer Schriften von St.-Beuve.

Auch diese Arbeit des eben genannten geistreichen und schriftgewandten Literators ist dankbar hinzunehmen, obgleich sie in jeder Beziehung noch Manches zu wünschen übrig läßt, und eine gewisse Eilfertigkeit bei deren Abfassung nicht zu verkennen ist. Christoph Schloffer in seiner Gegeneinanderstellung der Frau Roland und der Frau von Staël (im Archiv für Geschichte und Literatur I. 1 — 79) hat in Beziehung auf die erstere schon Gediegeneres geleistet, wenn gleich er gegen die letztere von partiellerer Bereiztheit nicht frei zu sprechen ist. Dennoch ist, besonders nach Erscheinung des vorliegenden Briefwechsels, auch die Schloffer'sche Charakteristik noch mancher Ergänzung bedürftig.

Um nun unseren Lesern eine Andeutung dessen zu geben, was die vorliegende Schrift darbietet, wird uns gestattet sein, einige Augenblicke bei der Persönlichkeit der beiden Briefwechselnden zu verweilen. —

Marie (Nanon) Johanna Roland, im Jahr 1754 geboren, *) war die Tochter eines achtbaren Kupferstechers, Namens Philippin, der zu Paris auf dem Quai des Lunettes ein stiller, bürgerliches Leben führte. Die in ihrer Kindheit von einer trefflichen Mutter genährten religiösen Gefühle steigerten sich in der Folge (1765) durch den Aufenthalt in einer klösterlichen Pensionsanstalt, und das Lesen vieler geistlichen Schriften, namentlich Fénelon's, des heil. Augustinus und Franziskus von Sales zur sanften Schwärmerei. Schon frühe (in ihrem 8ten Jahre) waren es aber Plutarch's Lebensbeschreibungen, welche in ihr jene Begeisterung für Gesinnungen, Thaten und Versassungen des Alterthums erweckten, die auch dann nicht erlosch, als sie, verflochten in die höchsten Staatsangelegenheiten ihres Vaterlandes, sich mehr und mehr von der Unmöglichkeit überzeugte, ihre sozialen Ideale von einer in rechtlicher Hinsicht dürftig gebildeten, in sittlicher Beziehung durch und durch erkrankten Generation verwirklicht zu sehen. — Indessen hatte sie sich nach und nach auch mit den Hauptwerken der philosophischen, politischen und geschichtlichen Literatur ihres Volkes befreundet und mehrfach Gelegenheit gefunden, sich von der völligen Verschiedenheit des damaligen sozialen Lebens zu überzeugen. So läßt sich leicht begreifen, daß, als ihr nun auch Rousseau's Schriften bekannt wurden, sie, wie sie selbst schreibt, „den Dolmetsch ihrer Gefühle“ in ihm erkennen und liebte. —

Schon früher durch die Lehre von ewiger Verdammniß über die kirchlichen Dogmen in Zweifel gerathen, fand sie in der Profession de toi d'un vicaire savoyard ein verkürztes Evangelium, und eine „bürger sinnige Moral“ (Briefe S. 141), während sie im Contratsocial die politischen Ideale des Alterthums in zeitgemäßer Verjüngung wieder zu erkennen glaubte. „Unter Blumen und Büchern“ in ungetrübter Reinheit und stillem Glück zur blühenden Jungfrau herangereift, wurde sie der Gegenstand zahlreicher Euldigungen und Bewerbungen. Wenn sie aber dem ernstlichen, latonisch strengen — und bedeutend älteren Roland de la Platière (geb. 1732), der sie in mehrjährigem Umgange liebgewonnen, und ihr durch ihre Jugendfreundin Sophie Cannel bekannt geworden, den Vorzug gegeben,

*) Barrière's Notizen etc. p. XVI. vor d. *Mémoire de Mad. Roland*, gibt 1756 für das Geburtsjahr, die *Mémoires* selbst (I. 21) die obige Zahl.

so haben, wie sie selbst gesand^{*)}), nur Hochachtung und Strebendverwandtschaft sie zu diesem Entschlusse bewogen. Bis dahin hatte sie keinen Trefflicheren kennen gelernt. — Sie hielt sich für ihn bestimmt, und hoffte, den „tugendhaften Philosophen“ glücklich zu machen. Gelinuth, Freundschaft, Pflichtgefühl vereinigten sich bei ihr, um ihn nie empfinden zu lassen, was ihr glühendes Herz später vermisse; sie wurde und blieb bis zur letzten Stunde ihm Alles, was ein treues, sich ganz hingebendes Weib ihm nur immer sein konnte: zärtliche Gattin, sorgliche Mutter ihres Kindes, innigste Freundin, unverbrossene Haushälterin, unermüdete Schätzin bei allen Arbeiten und Rathgeberin in allen Angelegenheiten des Lebens. Ehelich vereinigt seit Anfang 1784, war das edle Paar, nach fast vierzehrigem Aufenthalte zu Amlens, als Roland Inspector des Handels und der Manufacturen im der Lyoner Generalität wurde, nach Villefranche, bei Lyon, auf Roland's Familiengut, Clos la Platière, gezogen. Hier lebten sie, soweit es Roland's Berufsgeschäfte gestatteten, ländlichen und literarischen Beschäftigungen gewidmet, als die, von Klerus, Adel und Parlamenten gleich eifrig geforderte Ständerversammlung, im Jahr 1789 zu Paris eröffnet wurde. Marie Roland schreibt selbst über diesen Zeitpunkt: „Die Revolution brach aus und entflammte uns (sie und ihren Mann). Als Freunde der Menschheit und Anhänger der Freiheit glaubten wir, sie komme, das Geschlecht zu regeneriren und das schmachthafte Joch jener elenden Menschenklasse zu tügen, welches uns so oft gerührt hatte: wir nahmen sie mit Entzücken auf . . .“^{**)} „Unsere Liebe war der öffentlichen Sache zugewandt,“^{***)} sie bemächtigte sich aller unserer Gedanken, sie unterwarf sich alle unsere Entwürfe, wir gaben uns ganz der Leidenschaft, ihr zu dienen, hin.“ — Sehr bald „brachte nun,“ so berichtet St.-Beuve (S. 10), — „die in Folge der Revolution eingetretene allgemeine Bewegung, welche sich aller patriotischen Herzen bemächtigt hatte, auch Frau Roland mit verschiedenen zu Paris thätig eingreifenden Personen in Briefwechsel,“ zunächst mit Lantzenas und Brissot (welcher schon früher mit ihrem Manne eine Correspondenz angeknüpft hatte), und — durch des Ersteren Vermittlung — seit Juni 1790 auch mit Bancal des Issarts. —

*) G. Mémoir. éd. 1831, I. 214 und den vorliegenden Briefwechsel S. 173 f.

**) Mémoir. I. 222.

***) „Amoureux de la chose publique.“ Gld. 224.

Dieser, im Jahr 1750, also nur wenige Jahre vor Maximilien, — geboren, hatte die Rechte studirt, und war demnachst Parlamentsadvokat, später Notar in Paris geworden. „Seine entschiedene Vorliebe für die Wissenschaften,“ und der Wunsch und die Erkenntniß der Pflicht, nach Kräften für das allgemeine Beste thätig zu sein, bestimmten ihn kurz nach dem Ausbruche der Revolution, seine Notarstelle niederzulegen. Seine Tochter theilt Eingang der vorliegenden Schrift einen Aufsatz ihres Vaters mit, in welchem er seinem Gewissen Rechenschaft von jenem Schritte ablegt, und der mit folgender schönen Strophe schließt:

„Wohlthat und Redlichkeit als höchstes Glück betrachtend,
Weißt ich dem Dienk der Menschheit meine Tage;
Wem mag der Himmel ihren Lauf beschließen,
Wenn ich für Andre nicht mehr wirken kann.“

Mit diesem edlen Manne, von dessen Wißsamkeit Roland und seine Frau sich für die Sache der Freiheit viel versprochen, eröffnete letztere im Juni 1790, eine bis zum 14 October 1792 fortgesetzte Correspondenz, die uns in der vorliegenden Schrift mitgetheilt worden, und in jeder Beziehung als eine schätzbare Gabe mit lebhaftem Dank aufgenommen zu werden verdient. Sie vervollständigt das Bild, welches wir uns von der eben so heldenmüthigen als liebenswürdigen Briefstellerin entworfen, und „bereichert unsere bereits gewonnene Kenntniß dieses tiefen und einfachen Gemüths.“ Sie liefert eine Menge interessanter Thatfachen zur Geschichte der Revolution überhaupt, und besonders der Stadt Lyon, — während der beiden ersten Jahre derselben, und schließt erst mit „dem doppelten Rufe heroischer Besorgniß bei Annäherung der Preußen und dem Schrei des Entsetzens und der Verwünschung — bei den Regieren in den ersten Septembertagen des Jahres 1792.“

Ein reiches inneres und äußeres Leben entfaltet sich uns in diesen Briefen, und wenn uns auch jene antik-moderne, ihrem Gegenstande nach sehr abstrakte politische Schwärmerei, die darin vorherrscht, bereits sehr ferne liegt, so stößt uns doch die Gediegenheit, Energie, Reinheit und Erhabenheit des Charakters, der uns hier vorgeföhrt wird, wie er sich in den mannigfaltigsten Verhältnissen und Situationen bewährt, die lebhafteste Theilnahme ein.

Wir sehen Marie Roland bald am Schreibtisch ihres Mannes, seine Strengge mildernd, seinen reflektirenden Verstand durch ihre Begeisterung beflügeln, bald an seinem Krankenbett ihn pflegend, immer aber bestrebt, ihm jeden Augenblick seines Lebens durch liebevolle

Sorgfalt zu verschöner. Wir sehen sie mütterlich besorgt für die Erziehung ihrer Töchter, und bald eifrig mit der Landwirthschaft beschäftigt, bald vorsorglich der armen Landbewohner sich annehmend. Dabei in freien Augenblicken bald in Homer oder Tasso und Thompson, bald auf einsamen Spaziergängen in der ewig schönen Natur neue Kraft, frischen Muth sich schöpfend für den Ernst des Lebens. Dann wieder in Briefen an ihre Freunde — diese aufmunternd zu edlen Thaten, sie kräftig tröstend bei herben Verlusten, mit edler Offenheit und Einsicht ihnen mittheilend ihre Hoffnungen, Wünsche und Befürchtungen, ihre Ansichten über das öffentliche Leben, und über und ihres Mannes Schritte und Bemühungen, um der Freiheit und der Gerechtigkeit den Sieg zu verschaffen über die Intriguen, Machinationen und Gewaltthätigkeiten, die ihrem heissen Muth bei keiner der verschiedenen Parteien verborgen blieben, die ihr rechtschaffenstes Gemüth bei Allen mit gleicher Strenge, mit gleicher Entrüstung kragt.

Aber wir sehen sie nicht nur mit immer gleicher Selbstvergeßung sich hingeben an die sittlichen Mächte der Familie, des Staates, der Menschheit, mit immer gleichem Muth bekämpfend, was die Niedrigkeit ihres Volkes hemmen zu wollen schien; — auch mit sich selbst, mit ihrem Herzen sehen wir sie kämpfen — und siegen. Der wenige Jahre ältere Bancal hatte sie im September 1790 in Glos la Platière besucht, und die gleiche Begeisterung für das öffentliche Wohl, für die Sache der Menschheit, — ihre verwandten Herzen unvermerkt einander so nahe gebracht, daß, wenn Marie Roland noch über ihre Hand hätte verfügen können, sie dem jugendlichen Freunde sie wohl nicht versagt haben würde. Wenn sie aber, heiliger Pflichten gedenkend, den Hoffnungen keinen Raum gab, die sich ihr nicht verhehlt zu haben scheinen (S. 115), so gehen doch mehrere spätere Briefe (S. 134, 152, 174, 310) nicht undeutlich zu erkennen, daß sie die Reizung ihres Herzens zwar jederzeit ihrer Pflicht unterzuordnen, nicht aber sie auszuglücken vermocht hat. So erscheint sie uns zugleich edelmüthig durch die Selbstbeherrschung, die uns die sittliche Kraft ihres Willens, und liebenswürdig durch die ganze Reizung, die uns die Empfänglichkeit ihres Herzens bezeugt. —

Ebenso, wenn wir die Einsicht, den Muth und den Eifer bewundern, womit sie an den öffentlichen Angelegenheiten Theil genommen, müssen wir doch immer von Neuem auch der ächten Weiblichkeit huldigen, deren Schranken sie zu keiner Zeit übertreten, — wie sie denn ohnwohl sich stets klar bewußt geblieben ist (f. u. a. S. 136, 183, 203).

Nach allem diesem stimmen wir in jeder Beziehung dem geistreichen Verfasser der Charakteristik, welche die vorliegenden Briefe einleitet, bei, wenn er, zum Schlusse derselben bemerkt: „Madame Roland gebührt ein durchaus eigenthümliches Lob, das sich selten große und ruhmreiche Geister zu erwerben wußten, daß nämlich, je tiefer man in das Innere ihres Lebens und in die geheimen Falten ihrer brieslichen Mittheilungen eindringt, das Ganze um so einfacher sich darstellt; stets dieselbe Sprache, dieselben rückhaltlosen Gedanken; nirgends eine Falte, keine Verwirrung der Leidenschaften oder der Wünsche, keine widerstrebende Tendenzen . . . Allenthalben vollkommene Offenheit und Klarheit, nirgends ein Fleck, über den man einem Schleiер werfen müßte. Man darf so weit, als man will, in das Innere ihres Kressallhauses, das durchsichtig ist, wie jener Römer verlangt hatte, hineinblicken; überall beleuchtet der Glanz der Unschuld und das Licht der Vernunft die vollkommenste Ordnung.“ (S. 48 49).

Was aber dieser „schönen und lähnen Gestalt, die zugleich erhaben und anmuthig, verständig und heiter lächelnd sich zeigt“ (S. 7), die Krone aufgesetzt war, daß sie stets gleich weit entfernt blieb vom ungehörlichem Stolz, wie von falscher Bescheidenheit und Demuth. Sie handelte stets, wie ihr Genius, wie ein reingehaltenes Gefühl in Uebereinstimmung mit hochgebildetem Geist ihr gebot; sie that, was sie ihrer edlen Natur nach nicht lassen konnte, was sie thun mußte, um ihrem Selbst zu genügen, welches in dem Wahren, Guten und Schönen gelebt, als den Elementen, deren es zu seinem Dasein bedurfte. Auf das Treffendste sprach sie selbst sich hierüber in ihren Memoiren aus, wo sie einmal bemerkte: „Ich dürfte nach Glück; ich knüpfte es an das Gute, das ich thue, und bedarf selbst nicht des Ruhmes,“ und an einer anderen Stelle: „Ohne daß ich suche, mich zu zeigen, lasse ich mich erkennen, weil es meiner unwürdig wäre, mich zu verbergen.“ Was noch mehr ist, als sie, unter der Sacerdentherrschaft des ehrsüchtigen, neidischen Robespierre eingekerkert, sich dem Tode auf dem Blutgerüste bestimmt mußte, und um ihr Vermögen ihrer Tochter zu erhalten, sich selbst das Leben zu nehmen beschloßen hatte, gab sie diesen Beschluß nur deshalb auf, weil sie von einem Freunde daran erinnert wurde, daß sie die Pflicht habe, ihren Zeitgenossen ein großes Beispiel zu hinterlassen. So verdiente sie, von der Nachwelt anerkannt und ausgezeichnet zu werden, als „die erste und schönste Gestalt“ unter den Edelsten ihrer Zeit, als „der Genius in seiner Kraft,

Reinheit und Armuth," als „eine hehre, in der ganzen Glorie des Mäcetesthums's strahlende Muse." (S. 6).

Uebersetzen wir nun zum Schluß noch einmal den uns in vorliegender Schrift dargebotenen Briefwechsel, dann fühlen wir uns auf das Schmerzlichsste ergriffen von dem wahrhaft tragischen Geschehnisse jener edlen Mäcetin der Begeisterung für rechtliche Freiheit.

In der ersten, größeren Hälfte der brieflichen Mittheilungen, die abwechselnd von Billefranche und Lyon aus datirt sind, und den acht Monaten zwischen Juni 1790 und März 1791 angehören (S. 51—182), — herrscht der Glaube an die Tugend der sog. Patrioten und eben damit die Hoffnung auf den baldigen Sieg der guten Sache noch vor. Erst in einem Briefe vom 30. Dezember 1790 klagt sie, „daß die Nationalversammlung von Tag zu Tag schlechter wird und mehr verweichlicht" (158), und in einem zweiten vom 24. Januar 1791: daß „die perpetuellen Comité's in der Nationalversammlung sämmtlich die feilen Spielzeuge der Intrigue, oder die laßerhaften Agenten der Beflechung geworden" (169). In der zweiten Abtheilung der Briefe aber, die mit kurzer Unterbrechung (v. S. 304—313) von Paris aus datirt sind, herrscht der Schmerz über das Verbrechen der Revolutionsmänner und die Besorgniß vor, daß erst die kommenden Geschlechter die Früchte des großen Aufschwungs ernten werden, den die Nation bei dem Ausbruche der Revolution genommen. So klagt sie gleich in ihren ersten Briefen von Paris aus, wohin sie im Februar 1791 ihren Mann begleitet, der von Lyon an die Nationalversammlung deputirt worden, — daß „diese Versammlung schwach und immer mehr der Corruption sich annähert; daß die Patrioten ohne Eindeß," daß „die Masse, je mehr sie sich selbst überlassen, um so verderbter und schlechter wird;" daß „die Befehlshaber im Allgemeinen nichts weiter, als die mittelmäßigen oder verkommenen Menschen des alten Regime's sind." (S. 184—186).

Diese Klagen werden in jedem Briefe heftiger*), und wenn sie auch Anfangs noch einige Hoffnung auf die Jakobiner setzt, die, wie Robespierre, zum wenigsten Energie und Unbeugsamkeit zeigten, so wird sie doch auch bald über diese enttäuscht. Schon am 25. Juni 1791 schreibt sie: „Ich bin der Jakobiner überdrüssig, wie ich es der Nationalversammlung war; man muß diese Menschen nur verachten lernen, wenn man sie genauer beobachtet" (262); und wenige Wochen später

*) Vergl. S. 193, 207, 230, 233 ff., 235, 243, 249, 266, 269, 271, 297, 300.

(im Juli): „Ich müßte Ihnen ein Longes und Breves schreiben, wenn ich Ihnen eine detaillierte Schilderung von der Verzweiflung, der Feigheit und der Verwilderung der Jakobiner, wovon ich gestern Zeuge war, geben wollte“ (285, vergleiche 290). In dieser Stimmung schrieb sie wenige Tage darauf (21. Juli) an Bancal, der sich damals in der Auvergne aufhielt: „Ich weiß nicht, ob Ihre Berge der Freiheit eine sichere Zufluchtsstätte darbieten, wo sie sich so lange bergen könne, bis sie an einem glorreicheren Tage daraus hervorgeht; ich wünsche es für das Wohl Frankreich's und erwarte Nichts mehr von dieser verderbten Hauptstadt, wo die Blut gemeiner Leidenschaften den herrlichsten Samen vergehet und vernichtet“ (292), Sie sehnt sich nun zurück in ihre ländliche Einsamkeit (293), und als sie demnachst Danton, der früher ihr Freund gewesen und Robespierre, den sie früher achten zu müssen geglaubt, als die Anführer der gedruckten September-Regieren anklagen muß, da ruft sie, mit verheißendem Herzen ihrem fernem Freunde zu: „Sie kennen meine Begeisterung für die Revolution; nun denn, ich schäme mich derselben! sie ist durch Verbrechen beschmutzt und hat eine abscheuliche Gestalt angenommen“ (318)!

Wie feind sie aber diesen Verbrechen war, wie feind stets jeder Gewaltthat, wie jeder Intrigue; so unerschütterlich treu ist sie bis zu ihrem letzten Athemzuge der auf Tugend und Edelmuthe gegründeten Freiheit geblieben. So schrieb sie am 17. Juli 1791 an Bancal: „Ich fühle mich von einem stummen Schauer umringt, das Herz befestigt sich in einer feierlichen traurigen Ruhe, bereit, eher Alles zu opfern, als die Vertheidigung der Principien aufzugeben; unbekannt jedoch mit dem Augenblicke, wann diese werden obliegen können und von keinem anderen Entschlusse befeelt, als ein großes Beispiel aufzustellen“ (278).

Und sie ist diesem Entschlusse treu geblieben!

„Ihr achtet mich würdig,“ sagte sie zu ihren Richtern, „das Loos der großen Männer“) zu theilen, die ihr gemeuchelt habe; ich werde sterben, mit eben dem Mutho des Blutgerüsts zu bekriegen, dem jene auf demselben gezeigt haben.“ — Und als sie auf dem Plage angelangt war, auf dem die Guillotine aufgerichtet stand, neigte sie sich vor der Statue der Freiheit, und sprach die denkwürdigen Worte:

„O liberté! que des crimes on commet en ton nom!“ — oder, nach anderen Berichten:

*) Der Girondisten.

„Ah, liberté! comme on t'a jouée!“ —

Riess, der sich kurz vor ihrer Hineinrichtung wie ihr in der Conciergerie befand, schreibt von ihr (in f. *Mémoires d'un détenu*) u. a. Folgendes, was wir, fürchtend, den Sinn nicht überall vollkommen wiedergeben zu können, in der Ursprache hier anführen: „Le sang des vingt-deux fumait encore, lorsque Madame Roland arriva à la Conciergerie. Bien éclairée sur le sort qui l'attendait, sa tranquillité n'en était point altérée . . . Elle avait l'âme républicaine dans un corps pétri de grâce et façonné par une certaine politesse de cour; — quelque chose de plus, que ce qui se trouve ordinairement dans les yeux des femmes, se peignait dans ses grands yeux noirs, pleins d'expression et de douceur; elle me parlait souvent à la grille, avec la liberté et le courage d'un grand homme.“

Wir aber beschließen unsere nur zu flüchtigen Andeutungen mit den Worten Lemonnier's, eines der ausgezeichnetsten französischen Geschichtsschreiber, der unsere Helbin persönlich gekannt und sie zu würdigen Gelegenheiten gehabt.

„Tout était d'accord,“ bemerkt der große Historiker, „et rien n'était joué dans cette femme célèbre; ce ne fut pas seulement le caractère le plus fort, mais encore le plus vrai de notre révolution; l'histoire ne la dédaignera pas, et d'autres nations nous l'envieront.“ —

Ueber den Styl der vorliegenden Briefsammlung können wir uns füglich einer ausführlicheren Kritik entziehen, da die Briefe überhaupt nicht als literarische Erzeugnisse, sondern als biographische und historische Actenstücke zu betrachten sind. Wir erlauben uns daher nur die Bemerkung, daß die bei weitem größere Hälfte dieser Briefe noch an die Bildungszeit der Briefstellerin erinnert, in welcher man sich gerne in klattischen Phrasen und abstrakten, pathetischen Sentenzen erging. Die später geschriebenen Memoiren und historischen Notizen über die Revolution verrathen zugleich eine größere Schreibfertigkeit und das reifschöpfende Leben, in dessen Strudel die Verfasserin hinarangeführt worden.

Rouget-de-Lille.

Auch Rouget-de-Lille ist zu den Vätern versammelt worden, nur sieben Tage, nachdem Syres — jüngernd — von dem Schouge seines Ruhmes abgetreten, und mit ihm, auch das Schicksal theilend, daß er schon lange vor seinem Tode zu den Abgeschiedenen gehört worden und nur bei dem Silberbild der großen Woche von 1830 vorübergehend wieder aufsteht.

Zu Lens-le-Saulnier am 10. Mai 1760 geboren, scheint er frühe sich dem Militärischen gewidmet zu haben. Bei dem Ausbruche des Krieges des jungen französischen Freistaats gegen die wider denselben verbundenen europäischen Mächte (20. April 1792), war R. de-Lille Genieoffizier. Begeistert für die Sache der Freiheit, dichtete und componirte er die seitdem weltberühmt gewordene *Marseillaise*. Er folgte Italien zur Befreiung, wurde aber zu Quiberon verabschiedet. — Später schrieb er die „*Ecole des Mères*,“ die (jedoch ohne Erfolg) 1798 zur Aufführung kam. Er dichtete auch eine „*Hymne à l'Espérance*“ und ist Verfasser einer Schrift, betitelt: „*Essai en vers et en prose etc.*“ (an VI,“ eines „*Chant de guerre*“ (1800) und der *Deux*: „*Motivés*.“ —

Unter den Bourbon's lebte er in Armuth und Dunkelheit. Die Juli-Dynastie verlieh ihm den Orden der Ehrenlegion und eine Pension. In seiner bescheidenen Lebensweise brachte dies jedoch keine Aenderung hervor. Er starb zu Choisy-le-Rei bei Paris, am 27. v. M. — Sein Name steht schon auf dem Triumphbogen des Sternes (de l'Etoile), und der geniale Bildhauer Bra, der gerade am Todestage Rouget's sich zu Choisy befand, wird auch die Züge seines kühnen Antlitzes durch eine Büste verewigen. Die *Marseillaise* aber

wied eben so wenig jemals aus dem Gedächtniß der Menschen verschwinden, als das „God save the King.“ welches, nach Clarke's Untersuchungen, weder von Carver, noch von Händel, sondern vom Organisten John Bull herrührt, der es 1607 zum erstenmale vor Jakob I. und dessen Gemahlin gespielt haben soll. Wie dieses Friedenslied der tief empfundene, aber bedächtige und feierliche Ausdruck frommer Ehrfurcht und inniger Anhänglichkeit eines edlen Volkes ist, welches sich in seinem, von Gott ihm verliehenen König geeinigt und verherrlicht weiß, so ist jener Kriegsacfang dagegen der leidenschaftlich-bergeisterte und unwiderstehlich fortreißende Ausdruck einer glühenden, jugendfrisch ausdauernden Vaterlandsliebe, die des eifrigen Muthes sich bewußt, für die Freiheit des Volkes — zu sterben bereit, — aber des Sieges gewiß — sich jubelnd dem nahenden Feinde entgegenstürzt! —

Léttia Bonaparte.

Ein Künstler, — er unterzeichnet sich M. — dem auf angelegentlichste Empfehlung des Fürsten von Montfort, im Frühlinge 1834, der Kaiserin Mutter im Pallast Minuccini zu Rom aufzuwarten gestattet worden, erzählt im *Journal du Commerce* v. 17. Febr. 1836, wie gütig die hochachtungswürdige Matrone ihn aufgenommen, mit welcher tiefen Empfindung sie sich nach allen ihren entfernten Angehörigen erkundigt, und wie dann Thränen bald freudiger bald schmerzlicher Rührung das abgesehrte, bleiche Antlitz herabgeströmt. Nachdem es ihm nun eine längere Zeit vergönnt gewesen, sich des Anblick's der erhabenen Greisin zu erfreuen, sei Herr Kobaglia, ein Offizier der alten Armee, eingetreten, der einige französische Tagblätter in der Hand haltend, der Kaiserin Mutter über die eingelaufenen Nachrichten zu berichten gekommen, und gleich des Umstandes Erwähnung gethan, daß in der Deputirtenkammer die Rede davon sei, dem König das Recht zu verleihen, jedem Mitglied der kaiserlichen Familie, welchem er wolle, die Rückkehr nach Frankreich zu gestatten. „Frau Léttia,“ — so fährt nun der Erzählende fort, — „Frau Léttia ließ sich die Nachricht wiederholen. O, diesmal, glaubte ich, die Bewegung werde ihr den Tod bringen. Eine nervöse Convulsion durchjuckte Wangen und Hände; sie bewegte sich unruhig auf ihrem Schmerzenslager und sprach mit einer Kraft, die ihr aus der Seele kam: „„Meine Söhne haben von Niemand eine Günst zu empfangen; sollten sie nach Frankreich zurückkehren, als einfache Bürger — und um unter dem Volke zu leben, so könnte dies nur dann der Fall sein, wenn der Wille der Nation sie aus der Verbannung zurückriefe. Wenn aber einer derselben, jenen Fall ausgenommen, eine solche Günstbezeugung annähme, dann möchte ich so viel Kraft haben, um ihn mit meinen Händen zu ersticken.““

„Bis auf diesen Augenblick,“ damit schließt der Bericht-
 statter, hatte ich nur die kränkliche Frau gesehen, — die Mutter,
 die ihre Ehne beweint; — aber in dieser Antwort, bei dieser
 galvanischen Erschütterung des Skelett's, erkannte ich das kaiserliche
 Blut; und von diesem Katvariensberge herabsteigend — wiederholte ich
 mir ganz leise, — indem ich sie auf die Umstände anwandte,
 — die Worte des römischen Hauptmanns: „Fürwahr, diese
 ist wirklich die Mutter Napoleons.““

Bonapartiana.

a.

Napoleon und Giacomietta.

Um Napoleon seinen Landsiruten im wahren Lichte darzustellen, sammelte William Haglitt in Frankreich Alles, was er über dessen Charakter und Thaten in Erfahrung bringen konnte. Dann schrieb er dessen Geschichte, die von Joh. Sporskill aus dem Engl. in's Deutsche übertragen worden. Von manchem Neuern, welches uns in diesem Werke mitgetheilt wird, heben wir zunächst folgendes Anekdoten aus: — „Als Napoleon gegen sechs Jahre alt war, wurde er mit einigen kleinen Mädchen in eine Schule gesetzt. Er war schön, man machte viel aus ihm; nichts desto weniger hingen seine Strümpfe stets bis zur Ferse nieder, obschon er, wenn er ausging, nie verfehlte, einem schönen Mädchen, der Ulsache vielen Laus, den Arm zu reichen. Seine schelmischen Kameraden, wegen Giacomietta, so hieß das Mädchen, eifersüchtig, verbanden diese Umstände in einem Spottverse. Kaum ließ er sich auf der Straße blicken, so schallte es hinter ihm her: „*Napoleone di mezza calcezza — Fa l'amore à Giacomietta.*“ (Napoleon, mit herunterhängenden Strümpfen, spielt Liebe mit Giacomietta). Solchen Spott vermochte er nicht zu ertragen; Stöße, Steine, Alles was ihm in die Hände kam, schloß er und stürzte sich wüthend unter den Haufen. . . Statt sich die Mühe zu geben, die Strümpfe hinaufzuziehen, bestand er lieber täglich Kämpfe mit seinen Altersgenossen.“

b.

Napoleon's früheste Schriften sind, nach William Hazlitt's Angaben in seiner Gesch. Napoleon's folgende: Noch als Artillerieoffizier löste er die Preisaufgabe der Akademie zu Lyon: „welche Gefinnungen am meisten gepflegt zu werden verdienen?“ Längere Zeit suchte späterhin sich das Manuscript zu verschaffen und überreichte es dem Kaiser, in dem Wahne, ihn angenehm zu überraschen; — dieser warf es in's Feuer. — Eine kurze Geschichte v. Korsika, die Napoleon ebenfalls zu jener Zeit geschrieben, und die, wie jene Abhandlung dem glühendsten Republikanismus athmet, ist ebenwohl ungedruckt geblieben; — „ein Sendschreiben“ aber „an den Deputirten von Korsika, Matteo Buttafoco“ ist im J. 1790 (bei Joly zu Paris) im Druck erschienen. Ebenso „das Abendessen von Beaucaire,“ ein Gespräch, worin Napoleon den Bewohnern von Marseille, die sich 1793 gegen die revolutionaire Regierung auflehnt hatten, über ihre Unbesonnenheit und ihre geringen Mittel die Augen zu öffnen suchte. —

c.

Napoleon über Voltaire's Mahomed.

Wenn irgend etwas ein lebhaftes gemüthliches Interesse für Napoleon einflößen kann, so ist es vor Allem die begeisterte Anhänglichkeit derjenigen, die ihn nach Helena begieret haben. Wie aber, wenn die Sonne untergeht, der Purpur, den sie ausstrahlt, auch den unansehnlichen Hirtten in Glanz hält, der, auf seinem Stab gestützt, in das Anschauen des scheidenden Gestirns versunken ist, so strahlt von dem stehenden Kaiser auch ein herrlicher Glanz auf seine Umgebungen aus, und auch der arme Hirsch, der die Stelle eines Kammerdieners bei dem unglücklichen Kriegsgefangenen vertrat, wird bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben. Wenn sie ihm aber für die Sorgfalt danken wird, mit welcher er seinen kaiserlichen Herrn während seines langwierigen Leidens gepflegt, so wird sie es ihm auch Dank wissen, daß er bekannt gemacht, was er auf dessen Geheiß über Otho, Virgil und Voltaire's Mahomed niedergeschrieben.

Daß Napoleon zugleich Homer und Ossian geliebt, bezeugt die Größe seines Geistes. Homer bot seinem überall auf das Objektive gerichteten Sinne ein vollendetes Kunstwerk. Aber gerade durch die Vertiefung in die beschaltete, positive Wirklichkeit, zu welcher seine Sendung ihn nöthigte, entzündete sich in seiner großen Seele auch der Durst nach dem Unbeschränkten, Schwärmertischen, Phantastischen, und so wurde Ossian, als äußerster Gegensatz zu Homer, ein Lieblingswerk des gewaltigen Mannes. Für das politische Leben aber, für das Walten im Politischen und Regieren waren einerseits Cäsar, demnachst theilweis Karl der Große, anderseits wohl auch Mahomed seine höchsten Ideale, so weit sie sich in den gegebenen Verhältnissen verwirklichen ließen. So wies er sich in seinen Diktaten über Cäsar's Feldzüge zu dessen Vertheidiger auf; so ließ er, wie Karl der Große, sich vom Papste krönen. So möchte er Voltair's Mahomed von den Flecken gereinigt sehen, die der Charakterlose, für das Hohe, wahrhaft Edle schwachbegriffene Dichter dem Charakter des großartigen Religionsstifters theils anleihen lassen, theils eigenmächtig angeheftet hat. Entfernt wünscht er aus diesem Trauerspiel nicht nur die Liebe Mahomed's zu Palmiren; sondern auch: daß Mahomed zweimal sich des Giftes zur Erreichung seiner Zwecke bedient. „Wie," ruft er aus, „Mahomed, der in der halben Welt die falschen Götter vernichtet, und mehr als irgend ein Anderer die Kunde von einem einzigen Gotte verbreitet, Mahomed, als Prophet verehrt zu Constantinopel, Delhi, Kairo, Marokko, — Mahomed wäde zu diesen großen Resultaten nur durch Mittel gelangt, deren ein Damians, ein Vasside sich bedient, um sich des Erbtheils ihrer Nachbarn zu bemächtigen? Selbst die kleinsten Gesellschaften haben wenig Dauer und zerfallen sich selbst, wenn sie nicht durch die Bande der Moralität verknüpft sind, die der Gesellschaft so unentbehrlich ist. . . Mahomed war ein großer Mann; unerschrocken im Kriege, siegte er mit einer Handvoll Leute in der Schlacht von Bender; großer Feldherr, verehrt, großer Staatsmann — regenerierte er sein Vaterland, und schuf in Mitten der Wüsten Arabiens ein neues Volk und eine neue Macht.“ — Endlich findet Napoleon, „daß die Stimmung der Gemüther und die Stärke der Partheien zu Neffa nicht hinlänglich entwickelt, und die Politik Mahomed's nur sehr schwach angedeutet ist.“ — Dieser Kritik sind Andeutungen beigefügt, wie namentlich dem ersten Mangel abzuhelfen wäre.

d.

Naparte's Schreiben an Tippu-Sahib. — Der Berliner Zeitung zufolge befindet sich unter den Papieren, die man in Tippu-Sahib's Palast zu Seringapatnam fand, noch folgender Brief:

„Die einige und untheilbare französische Republik.

Freiheit.

Gleichheit.

Naparte, General en chef, an den erhabenen Sultan unsern größten Freund Tippu-Sahib.

Hauptquartier Kairo, 7. Pluviose. J. VII. der einigen und untheilbaren Republik.

Du bist bereits unterrichtet von meiner Ankunft an den Küsten des rothen Meeres, mit einem zahlreichen und unbeflegbaren Heer, voll Verlangen, dich von dem eisernen Joch Englands zu befreien. . . Ich wünsche von Dir über Makti oder Mocha, so wie über Deine eigenen politischen Verhältnisse belehrt zu werden. Ich ersuche Dich, mir einen verständigen Mann nach Suex oder Kairo zu senden, der dein Vertrauen besitzt und mit mir unterhandeln kann. — Möge der Allmächtige Deine Macht vermehren und Deine Feinde vernichten. (Gy.) Naparte.“

e.

Naparte und Spence.

In der letzten Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris verlas Mignet eine biographische Charakteristik des verstorbenen Abbe Spence, welcher Mitglied dieser Akademie gewesen. Aus Depping's Bericht über diese Vorlesung entnehmen wir folgendes interessante Factum: „Nach der Schreckenszeit kam Spence als Mitglied des Directocums an die Spitze der Regierung, und sah nun ein, daß es eines handfesten Mannes bedürfe, um die Ordnung wieder herzustellen. „Ich habe ein Schwert nöthig,“ sagte er in seiner bündigen und geistreichen Sprache, und dachte an den jungen General Joubert. Dieser fiel aber in Italien, und nun hofften Spence und Andere auf Naparte. Der damalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Reinhard (spät auch Mitglied der Akademie und Pair

de France), mußte an den General in Aegypten schreiben; aber kaum war der Brief abgegangen, als Bonaparte schon in der Provence landete. . .“

f.

Napoleon und Molé.

Herr Molé, gegenwärtig erster Minister des constitutionellen Königs von Frankreich, ist nun auch Verfasser von „*Essais de morale et de politique*“, die zu Napoleons Zeiten erschienen. In denselben meinte Hr. M., „die absolute Monarchie sei, selbst in der Theorie, die Regierung, welche den Vorzug verdiene, — zu welcher die Befürworter uns immer zurückzuführen hätten.“ Der Kaiser, dem das Buch präsentiert wurde, meinte aber, es gehöre zu den schlechtesten. Der Hofmann, der das Buch überreichte, und sich für den Verf. interessirte, stellte die Mitternachtszeit der Arbeit nicht in Abrede, legte aber Gewicht auf den Namen des Autor's. „Ach,“ sagte Napoleon lächelnd, — „so laßt uns zum wenigsten die Gelehrtenrepublik!“ (*Ayons au moins la république des lettres!*)

g.

Napoleon und Fontanes.

Ob Nachstehendes ein Anekdoten, wissen wir nicht, aber soviel wissen wir, daß es zur Kaiserzeit in Frankreich erzählt und in diesen Tagen uns wieder lebhaft in Erinnerung gebracht worden ist.

Der Sieger in hundert Schlachten verlangte von Frankreich neue Opfer zur Ausführung seiner herrschsüchtigen Pläne. Das Projekt mußte, — der von Napoleon selbst eingeführten Staatsordnung zufolge — zuerst an den Senat gebracht werden. Diese in der That, nur consultative Behörde — sprach diesmal sich auf das entschiedenste gegen den kaiserlichen Vorschlag aus. Ihr Präsident, der treffliche Fontanes, später auch Großmeister der Universität, überbrachte dem Kaiser die abschlägige Botenschaft. Ein Borgemitter zog sich plötzlich auf der Stiege des Monarchen zusammen — und weiterleuchtete in den Vernichtung drohenden Worten „*Je n'aime pas les corps, qui résistent.*“ — Aber gelassen und

würdevoll erwiederte Fontanes: „Sire, ce sont les seuls, sur lesquels on puisse s'appuyer.“ — Der Kaiser war entzückt. Huldboll entließ er den ebenso Charakterfesten als geistreichen Präsidenten. —

h.

Wahrscheinlich einziges Calembourg Napoleon's.

„Als der Kaiser,“ so erzählt uns die Herzogin von Abrantes in ihren Denkwürdigkeiten über die Restauration (II. 191), „in den hundert Tagen den Dom der Invaliden besuchte, und ihn der Trophäen beraubt sah, mit denen er ihn geschmückt, sahen ihn die, welche ihm nahe standen, erbleichen und bebden. Mit bitterem Lächeln und einem ganz eigenthümlichen Ausdruck der Stimme fragte er den Marshall Cerrurier, Gouverneur des Invalidenhôtels: „„Ihre Marshall, der Graf von Lille hat Sie zum Vater gemacht, wie man mir sagt; ist das wahr, so gelaten Sie sich als sehr schlechter Vater (père) für Ihre Kinder.““ Damit wandte er ihm den Rücken zu, ohne seine Antwort abzuwarten.“ — „Der Kaiser,“ fügt Mad. d'Abrantes hinzu, „machte nie einen Calembourg; dies war vielleicht der einzige in seinem ganzen Leben.“

i.

Napoleon.

Das Jernal du Loiret gab kürzlich folgendes Anagramm zum Besten. Der Name Napoleon besteht aus folgenden Elementen:

2	On,
5	Eon,
4	Leon,
3	Oleon,
7	Poleon,
6	Apoleon,
1	Napoleon,

Uebersetzt man diese Worte von Nro. 2 an in der durch Ziffern bezeichneten Ordnung aus dem Griechischen, so ergebt sich folgender Satz: Napoléon, le lion des peuples, allait détruisant les cités.

Benjamin Constant *).

„Von wie gewaltigen und wunderbar contrastirenden Zeitumständen war doch das Leben Benjamin Constant's durchkreuzt! Als seine Erziehung theils in England, theils in Deutschland vollendet war, begann er seine politische Laufbahn in Mitten der französischen Republik. Das Consulat machte ihn zum Tribunen. Einen Augenblick glaubte er, er könne die Freiheit retten, wenn er sie mit Rede und Schrift vertheidige; aber das Kaiserthum machte aus dem Tribunen einen Verbannten. Nachdem er Deutschland durchzerrt, kehrte er 1814 nach Paris zurück. Einen Augenblick glaubte er, die Freiheit könne aufblühen an der Seite des alten Königthums, — als Napoleon wieder auf die Schaubühne trat. Er ließ sich hinreißen von der Sache des Unglück's und des Genie's; einen Augenblick glaubte er, die Freiheit könne nicht mehr von dem Adler erstickt werden, selbst nach eben erfolgtem Siege, — als Waterloo einbrach. Benjamin Constant erkannte nun, daß das Leben für ihn nur ein steter Kampf sein werde; er nahm sein Geschick dahin, er schrieb, er sprach zur Vertheidigung des Rechtes und der Freiheit; er conspirirte nicht — selbst nicht in den letzten Jahren der Restauration; er glaubte nicht mehr an die Möglichkeit des Triumphes einer plötzlichen Umwälzung, als die drei Tage herankamen. Da sammelte er alle seine Kräfte, um den Erfolgen einer Sache zu dienen, deren Umsälle ihn stets treu besunden. Aber mit einem Male durchschaute er gewisse Dinge und gewisse Menschen; eine unendliche Wehmuth stieg ihm zu Herzen — und er starb . . .

Zwischen dem Genius und dem Geschick eines Menschen finden

*) Aus der Anzeige von Benjamin Constant's Schrift: *De Polythéisme romain*, von Terminier, in dessen *Etudes d'histoire et de philosophie*.

Verhältnisse der Wechselwirkung statt. Die natürlichen Anlagen haben Einfluß auf die Leitung des Lebens; aber die Ereignisse, die dasselbe durchkreuzen, verstärken und steigern auch noch den natürlichen Hang. Es lag im Genie Constant's, die Ideen und die Dinge nicht in ihrer eigentlichen Bejahung, sondern in ihrem Gegensatz zu ergreifen. Dieser natürlichen Neigung nach eignete er sich mehr zum kritischen Beobachter als zum dogmatischen Denker, mehr zum Tribunen als zum Minister. Aber wie sehr ist er durch die äußeren Umstände, durch ihre rasche und gewaltthätige Dazwischenkunft dazu ermuntert, darin befaßt und genährt worden. Wundern euch nicht, wenn Benjamin Constant die Freiheit besonders als eine Bürgschaft und als Vertheidigung ansieht: Robespierre ist eben verschwunden, Buonaparte übt die Diktatur, die Bourbonen bewohnen die Tuilerien. Constant wird auch die Religion als eine Zuflucht mehr ansehen gegen alle Gewaltherrschaften, welche die Erde unterdrücken. Kurz, er wird Alles von der Seite, in Opposition, selten wird er die menschlichen Dinge in ihrer vieredigen Grundlage, ihrer umfassenden Synthese und ihren fruchtbaren Erzeugungen auffassen.

Darum ist jedoch Benjamin Constant nicht minder groß, als diejenigen ihn sich vorstellen, die seinen Ruhm und sein Andenken verheeren. Er hatte Genie, er hatte so viel Geist (*esprit*), als irgend Einer in Frankreich; er verstand Alles; er schrieb wundervoll; er faßte in wenigen Seiten viele Gedanken, er verbreitete Licht über Alles. Die Feinheit seiner Bemerkungen hinderte niemals die Popularität seiner Schriften, denn auch die sinnreichsten Ausführungen kleidete er stets in durchsichtige Klarheit. Europa identifizierte seinen Namen mit der Sache der Liberalität, und bei Vielen ist Benjamin Constant an die Stelle Montesquieu's getreten.

Carrel's prophetischer Traum.

(Aus dem Artiste v. 1837.)

In der Nacht, die dem unseligen Streit voranging, der Veranlassung zu Carrel's letztem Zweikampf gegeben, träumte diesem ein Traum, der am folgenden Tage sich immer von Neuem ihm vergegenwärtigte, wie sehr er auch seine Gedanken davon abzuwenden suchte. Er soll ihn seinen Freunden mit folgenden Worten erzählt haben: „Ich sah meine Mutter zu mir eintreten, in Trauer gekleidet und die Augen voller Thränen. Ich eilte zu ihr hin und sprach entsetzt zu ihr: „Mutter! wen beweinst Du? Etwa meinen Vater?“ — „Nein, mein Freund!“ — „Keinen Bruder?“ — „Nein.“ — „Für Wen trägst Du denn Trauer?“ „Für dich, mein lieber Armand!“ —

De Lamennais und Buonarroti.

In einem Artikel, überschrieben, „die franz. Oppositionspresse der Frankfurter Börsen-Zeitung (1836)“ — welcher, neben einigen Unrichtigkeiten über Bouché, Fourier u. s. w., mehrere interessante Angaben enthält, — wird u. a. bemerkt, daß Lamennais eine Art von Mittelpunkt für mehrere Parteien bilde. „Man macht ihm den Hof,“ heißt es daselbst, „die Republikaner des National und des Bon Sens haben ihn für sich zu gewinnen oder zu exploiticen gesucht; Bouché hat ihm Weitrauch gestreut und Victor Considérant (welcher in der Phalange, die heftweise alle 5 Tage erscheint, die Lehre Fourier's vorträgt) — prophezeit, daß eine neue Ära mit Lamennais beginnen werde (?). Einer vertrauten Mittheilung nach will derselbe ein Journal begründen, worin er den Samen der Zukunft unter die Massen ausstreuen will.“ — Als Idol jener Republikaner, „welche aus den aufgelösten Menschenrechtlern sich in die geheim noch fortbestehenden Verbindungen gerettet haben“ sollen, — wird „der alte Buonarroti“ bezeichnet, „der ewige Verschwörer und Verschworene,“ Verfasser einer Schrift „über die Verschwörung von Babeuf,“ in welcher „der Katechismus dieser Sekte niedergelegt sei. „Dieser Alte,“ wird bemerkt, „ist mit der Julirevolution aus Brüssel wieder nach Paris zurück, und von dem ganzen Treiben der Parteien daselbst immer auf's Genaueste unterrichtet; Wenige sehen ihn; — beim Aprilprozeß stand sein Name auf der Liste der Verteidiger, trotz aller Nachforschungen gelingt es der Polizei nicht, seiner habhaft zu werden. Alle, die ihn näher kennen, erweisen ihm eine Art von Verehrung.“

B u o n a r o t t i.

Die Pariser Demokraten haben wieder eines ihrer wenigen ältesten Häupter verloren; Philipp Buonarotti, ein Nachkomme Michel-Angelo's, starb im Septbr. 1837. Zu Pisa am 11. Novbr. 1761 geboren, war er, begeistert von den neuen, weltumwälzenden Idealen, im Jahre 1792 nach Paris gekommen, und hatte sich hier den Jakobinern angeschlossen. Im folgenden Jahre durch Conventionsbeschluss naturalisirt, wurde er vom Wohlfahrtsausschuß mit mehreren Sendungen beauftragt. Nach dem Sturze Robespierre's gefangen gesetzt, verband er sich mit Babeuf, Darrhe und anderen Republikanern, mit denen er, nachdem sie freigelassen, eine Verschwörung anzettelte, aber, von Neuem verhaftet, zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt wurde. Der erste Consul ermäßigte die Strafe auf Confinirung in eine Stadt der östlichen Departements. Später ernährte Buonarotti sich zu Genf vom Tonschen, und als er diesen Ort verlassen mußte, schrieb er in Belgien (1828) seine „Conspiration de Babeuf.“ Nach der Julirevolution kehrte er nach Paris zurück, wo seine Verbindung mit den Republikanern ihm eine kurze Haft zuzog. Einer der eifrigsten derselben, Hr. Trélat, Mitredakteur des National, hielt ihm die Leichenrede, bei welcher gegen 500 Personen anwesend waren.

Von Chateaubriand und De Lamennais.

Herr von Chateaubriand ist, — wie wir irgendwo gelesen, in derselben Straße eines Städtchens der Bretagne geboren, wie Hr. De Lamennais. Höchst merkwürdig sind die Lebensgeschichten beider Männer, von denen letzterer vom kirchlichen Monarchismus zu einer demokratischen Allbrüderschaft sich herabgelassen, — während der erstere aus einem Ritter der politischen Legitimität zum Propheten einer republikanischen Monarchie geworden. So schreibt nämlich Hr. v. Ch. in seinem „*Congrès de Verone*,“ nachdem habe er zur Rechtfertigung des von ihm angestifteten Spanischen Krieges (v. 1823), versichert: „es kam zunächst darauf an, die Bourbons zu retten,“ — nicht als ob wir gemeint „gewesen,“ ein für Allemal die Monarchie gegen die Anstiftungen der Jahrhunderte (*latrisme des siècles*) sicher zu stellen; das „Weltall verändert sich; die neuen Prinzipien zerklüften stufenweise die „alten Prinzipien; die Demokratie strebt sich an die Stelle der Aristokratie und des Königthums zu setzen. Man muß sich wohl hüten, diese revolutionären Ideen der Zeit für unwiderstehliche Ideen der Menschen zu nehmen. Das Wesentliche ist, die langsame Conspiration der Zeitalter von der übereilenden Verschwörung der Interessen und der Systeme zu unterscheiden. Wenn man diese beiden Dinge nicht sonderte, würde man Gefahr laufen, das Menschengeschlecht, statt einer Faction zu verfolgen. Das ist es, was wir begreifen haben. Wir haben uns bemüht, der gemachten (*factio*) Bewegung Einhalt zu thun, welche, die Gesellschaft zu rasch den Abhang hinabstürzend, sie hindern würde, ins Gleichgewicht zu kommen, wann die Welt sich in Republik oder monarchischen Zerfall

„umgestalten wird. Zerbricht man gewaltsam seine Hemmnisse (entraves), wird man gewöhnlich wieder eingefangen und wieder angekettet; es giebt dauerhafte Freiheit nur für solche, deren Jensein von der Zeit abgemessert sind.“ (L1) Wie übrigens Herr v. Chateaubriand, der treueste Champion der Legitimität, gegen die gekrönten Häupter selbst gefinnt sei, darüber hatte er sich kurz zuvor (XXXIII) in folgender cavalierier Weise ausgesprochen: „als wir abgesetzt wurden, hätten wir uns nach Rußland zurückziehen können, wo Ehren und Glücksgüter unsterblich harrten; aber wir suchen nicht, wonach wir gar Nichts fragen. Alexander ist der einzige Fürst, zu welchem wir jemals eine aufrichtige Anhänglichkeit empfunden. Und die übrigen Souveraine? Sie sind eine Nothwendigkeit der noch nicht vollendeten Erziehung der Völker; eine Nothwendigkeit, welcher wir uns unterwerfen, ehrerbietig und treu, was es auch koste: ist das nicht genug?“ Der „Congreß von Verona“ ist allerdings noch ein klein Stück Weges vom „*Livre du peuple*“ entfernt; Nichts destoweniger glauben wir, weder Herrn von Chateaubriand, noch Herrn von Lamennais zu Nahe zu treten, wenn wir sie als Dioskuren unter die französischen Sternbilder einreihen, — allerdings zugehend, daß, wie der Exminister mit überwiegender Selbstgefälligkeit auch etwas republikanisch gesinnt, so der Erabbé bei vorherrschendem Republikanismus doch keineswegs frei von Selbstgefälligkeit ist.

G.

Frau von Stael und Frau Recamier.

„Unwissend wo und von woher“ (nach Hrn. Dr. Ernst Münch's Sprachweise) kömmt uns ein Zeitblatt zu Gesicht, in welchem erzählt wird, daß Wellington, als er zum erstenmal den Salon der Frau v. Stael besucht, von ihr gefragt worden, „ob es wahr sei, daß der Lord Kanzler während der Parlaments-Sitzung knieend mit dem Könige spreche?“ — „Allerdings.“ — „Wie macht er es denn?“ — „Er spricht knieend.“ — „Aber wie?“ — „Nun so.“ „Und der gefeierte Held,“ heißt es weiter, „kniete vor der berühmten Frau nieder. „Das müssen Alle sehen,“ sprach die Stolzige, und alle Anwesenden klatschten Beifall, während Wellington ruhig auf den Knien liegen blieb, bis ihm Frau v. Stael die Hand zum Aufstehen reichte.

Aber der „gefeierte Held,“ dies müssen wir jenem Zeitblatt bemerken, — ließ nicht leicht sich zu solcher Kniebeugung nöthigen; denn aus freien Stücken brachte er den Frauen, „die im Rufe des Geistes, des Ranges oder der Schönheit standen,“ allerlei Huldigungen dar. „Sobald er einer Frau mit einer von diesen drei Eigenschaften vorgestellt wurde, — schreibt die Herzogin v. Abrantes, —“) so verliebte er sich in sie . . . Er wußte, daß Mad. Recamier (in welche er schon 1814 sich verliebt hatte) durch Napoleon verfolgt worden war, und es schien ihm ganz natürlich, daß dessen Sieger belohnt werde. Er hatte darauf so sehr gerechnet, daß er 1815, als er nach Paris kam, sogleich zu Mad. Recamier eilte, sich ihr zu Füßen warf, und mit pathetischer Stimme rief: „Ich habe ihn besiegt!“ Mad. Rec. hatte zuerst viele Lust, zu lachen, aber dann wurde sie verletzt dadurch, daß man glauben konnte, die Franzosen besiegt zu haben, erwerbe Ansprüche auf ihrer Gunst. Sie war daher strenge, — und Lord Wellington lag auf den Knien in einer Stellung, die ihm viel Ähnlichkeit mit dem Ritter von der traurigen Gestalt gab, dem er, im Verbeigehen sei es gesagt, ohnehin schon sehr gleicht.“ So die Frau Herzogin.

*) In ihren Memoiren über d. Restauration, deutsch von Alonsidien B. III, Cap. 11.

II.

Kirchliches und Sociales.



Kirchliches und Soziales.

1.

Urtheil eines Franzosen über die Religiosität in Frankreich.

In einer in Deutschland nicht bekannt gewordenen Rede von Barginet von Grenoble, die er am 13. Januar 1833 zur Inauguration des Tempels der s. g. Chrétiens primitifs in Paris gehalten*) und uns aus einem Templerarchive mitgetheilt worden, trafen wir auf die nachfolgende Stelle, die uns der Uebertragung und weiteren Mittheilung nicht unwerth scheint.

„Man kann nicht eigentlich sagen, die Societät sei gegenwärtig nicht mehr religiös; es ist aber gewiß, daß, wenn sie nicht völlig die Grundlagen ihrer alten Glaubensmeinungen verloren, sie sich doch mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit oder Widerwillen von allen Religionsgebräuchen abgewendet hat, durch welche jene sich kundthaten. Die Geschichte, indem sie diese geistliche Bewegung erzählt, erhebt ihre Stimme, wenn auch nicht, um dieselbe völlig freizusprechen, so doch, um sie zu entschuldigen.... Wirklich hat die Erziehung der französischen Gesellschaft, von der allein ich hier spreche, in Witten von Stürmen stattgefunden. Stets den ernstesten Nationalereignissen gegenüber gestellt, sah sie nach und nach alle Moral-Principien, alle Et-

*) Discours sur l'histoire civile et religieuse de l'ordre du temple, prononcé le 13 Janv. 1833, pour l'inauguration solennelle du Local consacré au Culte des Chrétiens primitifs, par F. Barginet (de Grenoble). Paris, 1833. 8.

zeugnisse der Vernunft, alle Rechte der Menschheit in Frage gestellt. Um den Preis großer Unglücksfälle ist sie von einer Herrschaft der Vorrechte und der Hierarchie zu einer anderen roher Zügellosigkeit und Gleichheit übergegangen. Hierauf unterwarf sie sich der Herrschergewalt eines Einzelnen, der mit seiner mächtigen Hand zugleich das königliche Ansehen und die Volksouveränität verneinerte. Mit ihm nun lebte sie auf dem Schlachtfelde, und nach gleicherweise unerhörten Siegen und Mißgeschicken fiel sie endlich unter das alte Joch zurück, welches ihr in einer verschönnenden Gestalt entgegen kam.

„Während dieses langen Zeitraumes von Freiheit, Ruhm, Anarchie und mannigfaltigem Elende sah sie die nämlichen Menschen in kurzen Zwischenräumen sich zu den entgegengesetztesten Doctrinen bekennen. Sie sah ihre Religion ungestraft profanirt und die Dogmen derselben von ihren eigenen Priestern insultirt. Sie sah die Altäre zugleich mit einer Gewalt wieder aufrichten, die ihre Freiheit feindlich war, und als endlich die Restauration das sociale Werk der Wiedergeburt zugleich zu behindern und zu begünstigen kam, sah Frankreich in der Religion nur ehrsüchtige Priester, welche die bürgerliche Ordnung stöberten, die sich in alle Theile seines Haushaltes einschlichen, und als Hülfsstruppen von Doctrinen austraten, die seinen wirklichen Bedürfnissen und seinem neuen politischen Glauben aufs Aeußerste zuwider waren.

„In dieser Unordnung, an deren Ziel wir noch nicht gekommen, — welche Ueberzeugung konnte Frankreich darin bewahren? Da indessen im Menschen ein höheres Princip ist, welches seinen Geist stets zu dem Endzweck zurückführt, den er erreichen muß, um seine höchste Bestimmung zu erfüllen, so weicht die Societät selbst wider Willen vor den Consequenzen ihrer Zufalls-Moral zurück. Traurig und nachdenklich bleibt sie am Rande des Abgrundes stehen, und die Ewigkeit, Verweisung erregend durch ihre unerklärbare Größe, erscheint ihr plötzlich wie ein drohender Lichtschein, den ihr erschöpfter Lethem nicht auszulöschen im Stande ist. Der Mensch erschrickt vor seiner Vereinsamung, und — die Hand nach seiner entadelten Stirne führend, — sucht er dort noch die Idee Gottes, welche allein die Erscheinungen des Lebens zu erklären vermag. . . .“

Ueber die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich *).

Als die englisch-französische sogenannte Aufklärung sich rasch und unwiderstehlich über ganz Europa verbreitet, als Kaiser und Könige sich sogenannte Philosophen verschrieben, um ihnen bei Säkularisirung des Kirchenwesens behülflich zu sein, als selbst katholische Bischöfe die Aufklärung spielten, und die Toleranz mit Sang und Klang sogar den päpstlichen Stuhl bestieg, da hätte sich wohl Niemand träumen lassen, daß im folgenden Jahrhundert eine so vehemente Reaction stattfinden, daß man nicht nur in den katholischen, sondern auch in den akatholischen Kirchen versuchen werde, die alte Orthodoxie zu restauriren. Unglaublich mußte es scheinen, daß in Ländern, wo ein Voltaire, ein Rousseau, ein Helvetius, oder wo Lessing, Herder, Kant sich des geistigen Supremats bemächtigt hatten, jemals wieder die Rechtgläubigkeit früherer Jahrhunderte zu irgend einem Ansehen gelangen würde. Als vollends die Revolution in Frankreich den Katholicismus abgeschafft, als in Deutschland die Philosophie alle Universitäten revolutionirt hatte, schien das religiöse Leben einer verkündenden Wiedergeburt entgegenzureisen. Aber die Verstandesaufklärung war weder in des Herzens, noch in des Geistes Tiefe gedrungen, und die irdische Gewalt konnte nur dessen, was ergrifflich an der Kirche war, sich bemächtigen. Weder die Revolution noch die Philosophie bot zureichenden Ersatz für die alterthümlichen Heiltsökonomien der verschiedenen Kirchen. So konnte in Frankreich durch die Politik des ersten Consuls, in Deutschland durch Romantik und Restauration eingeleitet werden, die dort erst in den

*) Geschrieben im September 1835.

Zusiedelungen ihre Krone erreicht haben dürfte, in Deutschland aber noch immer nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt zu sein scheint.

Für Napoleon war die Staatsreligion nur ein Instrumentum regni, und er verstand es, dieses Instrument zu handhaben. Er hielt seinen Alerus in ebenso strenger Mannszucht, als sein Willkür, nur mit dem Unterschiede, daß er sich bei jenem gefürchtet, bei diesem beliebt zu machen wußte, und daß die Armee aufrichtig, die Hierarchy nur aus Nebenabsichten ihn vergötterte. Aber er stürzte, weil er nur als Gewaltthäter über Unterthanen zu herrschen, nicht als Handhaber freiherrlicher Gesetze über Staatsbürger zu regieren verstand.

Die Bourbonnen ließen sich durch fremde Bajonette wieder auf den Thron heben, und versuchten zunächst, mittelst des Napoleonischen Herrschaftsmechanismus das alte Regime und die neue Nationalautonomie zur Beträglichkeit zu gewöhnen. Sie übersahen, daß das Princip ihrer Staatskirche schlechthin unvereinbar war mit dem Principe der Staatsbürgerlichen Freiheit; sie scheinen nicht bedacht zu haben, daß jedes dieser Principien nach Alleinherrschaft streben muß, und daß das Streben des ersten nur in der souveränen Domination eines unfehlbaren Nachfolgers Petri, das Streben des letzteren hingegen nur in einer Verfassung zur Ruhe kommen kann, welche keine Erörterung zu scheuen braucht, mithin auch weder blinden Glauben, noch blinde Unterwürfigkeit fordern darf. Das alte Princip war aber insofern im Vortheile, als die Dynastie sich vorliebig zu ihm hinneigte und dem neuen Princip immer nur so viel Spielraum gestattete, als sie ihm ohne Gefahr nicht verweigern zu können glaubte. Das letztere hatte seinen objectiven Stützpunkt an der Charte, und, wie jenes an Adel und Alerus, so hatte dieses an der immensen Majorität der Nation seinen energischen Rückhalt. Die öffentlichen Blätter waren fünfzehn Jahre hindurch der Kampfplatz, und so lange das geistige Kampfrecht des neuen Principes noch anerkannt war, hatte dieses noch Alles zu hoffen, das Alte noch Alles zu fürchten, jenes noch das Kostbarste nicht verlieren, dieses noch dasjenige nicht gewonnen, wodurch allein ihm der Besitz alles Uebrigen gesichert. So war die Pressfreiheit das Palladium des neuen Principes, auf dessen Eroberung und Zetrümmung die Anhänger des alten ausgehen mußten, wenn sie sich nicht zu fortwährender Verdrängung desselben nöthigen lassen wollten. Vor drei Jahrhunderten waren die beiden Principien einander gegenübergetreten als Bekenntnisfreiheit und als Bekenntniszwang. Oft hatten sie seitdem ihre Bekleidung gewechselt. Jetzt begegneten sie einander als Pressfreiheit und Presszwang, oder genauer als repressive und als präventive Pressbeschränkung, d. h.

als Herrschaft des Rechtes und als Herrschaft des Beliebten. Die Vergeltung und ebendamit der Kampf waren unvermeidlich; denn jedes der beiden Principien muß allein herrschen wollen, weil das Leben des einen der Tod des anderen ist. Die Partei des alten Principes zog zuerst das Schwert und eröffnete den Kampf auf Tod und Leben, indem sie mit verwegener Hand sich des Palladiums ihres Gegners zu bemächtigen versuchte. Sie hatte aber ihre Kräfte überschätzt und erlag der gerechten Entrüstung ihres jugendhaften Antagonisten.

Ein Anderes ist jedoch eine Partei, ein Anderes ihre Sache und ihr Princip. Die Partei der alten Autorität hatte das neue Princip nur mit Gewaltmitteln angegriffen, und war dann ebenwohl nur von der Gewalt ihres Gegners bezwungen worden. Die Staatskirche verlor ihren weltlichen Arm und hörte auf, Staatskirche zu sein; aber sie blieb Kirche, und als solche war sie nicht überwunden, denn sie war durch Nichts ersetzt. Der Alerus fand sich zurückgedrängt in das Innere des Tempels; aber gerade dadurch war ihm Gelegenheit gegeben, seine Kräfte zu sammeln. Ohnehin bildete er eine compacte, durch ein gleiches Interesse und ein vollständiges und unveränderliches System verbundene, sich stätig regenerirende Masse, während seine Gegner sich in vielfache Ansichten und Bestrebungen zersplitterten. Ihm stand die ganze katholische Literatur von achtzehn Jahrhunderten zu Gebote; seine Gegner konnten zunächst nur auf wenige allgemeine Grundwahrheiten sich berufen und stützen. Als die Reformation des kirchlichen Wesens im gebildeten, fortschreitenden Europa an die Tagesordnung gekommen, war sie in Frankreich unterdrückt worden, weil die königliche Gewalt, die schon seit Ludwig dem Heiligen sich von der päpstlichen Domination emancipirt hatte, durch Emancipation der Gläubigen ihr Interesse bedroht fand, zum Theil vielleicht auch, weil die Nation zu viel natürlichen Witz und Verstand hatte, um nicht in Calvin's Augustinismus einen Rückschritt, in dem lutherischen Schriftspapste einen unaufgeklärten Widerspruch (zwischen Autorität und Autonomie, Offenbarung und Prüfungsberechtigung) wahrzunehmen. Wie dem auch sei, der weithistorische Moment zur Gestaltung einer Uebergangskirche ging für die französische Nation unbenutzt vorüber. Da aber der denkende Geist, seiner Natur nach, früher oder später alles Ueberlieferte und Vorhandene zur Rechenschaft zieht, so fand auch die alte Kirche in der Folge sich seinen Angriffen ausgesetzt, und der Alerus, um vor den anbrandenden Wogen sich zu retten, zu immer größeren Concessionen sich genöthigt. In Deutschland, wo die Reformation zu einer Staatsmacht geworden, war hierdurch zwar die politische Nationaleinheit suspendirt, dagegen die

geistige Fortbildung gefördert und eine allmähliche kirchliche Metamorphose eingeleitet worden. Der Gegensatz von Schrift und Pöpel konnte und mußte sich zu dem von Vernunft und absolut mysteriöser Offenbarung fortbestimmen, und hierdurch eine stufenweise, gründliche und normale Durchforschung aller Gebiete des Geistes veranlassen. In Frankreich hingegen, wo die, ihrem Wesen nach irreformable, alte Kirche die Alleinherrschaft behauptet hatte, wurde die gegen sie aufstrebende Bildung der Sache nach zur Empörung, aber der Form nach auf lange hin zur Verstellung genöthigt. Eine offene, gründliche Erdäuterung war nicht gestattet; so suchte man denn auf versteckte Weise den Gegner zu entkräften. Da indeß auch der Klerus wieder mit dem seilsherrlichen Könige und den durchgängig antipäpstlichen weltlichen Behörden sich überwerfen, noch den höchsten Ständen immer geradezu vor den Kopf stoßen wollte: so fand auch er sich vielfach zur Verstellung veranlaßt.

So ist es gekommen, daß bis auf den heutigen Tag die theologische Bildung in Frankreich so weit zurückgeblieben, und, was das Schlimmste, durchgängig von Unwahrhaftigkeit inficirt ist. Es übersteigt alle Glaublichkeit, wie leicht und falsch oft die geistreichsten und gebildetsten Schriftsteller und Staatsmänner jener Nation über Christenthum, Katholicismus und Reformation sich aussprachen. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die Verhandlungen über die kirchlichen Verhältnisse in den verschiedenen gesetzgebenden Versammlungen von 1789 bis auf die letzten (über den Priestercölibat) im Jahre 1833, man braucht nur die Schriften eines Chateaubriand, Frayssinous, Grégoire und die Blätter des St. Simonistischen Globe, des Avenir von de la Mennais, der legitimistischen Gazette de France und die der constitutionellen und radikalen Opposition zu durchlaufen. Nirgends in Beziehung auf die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten auch nur eine Spur echt-wissenschaftlicher, gründlich-historischer und sprachlicher Forschung; vielmehr überall nur mehr oder minder oberflächliches Gerede, Vermengung der Begriffe und Ueberkleistern alles dessen, was der Durchsührung der augenblicklichen Absichten hinderlich sein könnte!

Um nun eine nur einigermaßen sachgemäße Vorstellung von der gegenwärtigen Zerfallenheit des französischen Volkes in Beziehung auf Religion und Kirche zu gewinnen, wird man sich zu vergegenwärtigen haben, von welcher heterogenen Bestrebungen die drei letzten Generationen desselben durchkreuzt worden sind.

Auf der einen Seite Verfolgung der Jansenisten, Erhebung der Bulle Unigenitus zum Staatsgesetze und jesuitische Erziehung; auf der

anderen eine systematische Entfittlichung vom Hofe ausgehend, schaumlose Reimerceien und Romane und Bekämpfung alles Ueberkommenen und äußerlich Geltenden mit allen Waffen des gemeinen Menschenverstandes, oberflächlicher Geschichte und Naturkunde und satiristisches Witzes. Der Bulle Unigenitus und den bischöflichen Mandemens gegenüber die sogenannte Philosophie des 18. Jahrhunderts, von Montesquieu, Turgot und Rousseau herab zu Voltaire, Helvetius und den Encyclopädisten; von diesen bis auf de la Mettrie und von Holbach! Auf der einen Seite Intoleranz gegen die Protestanten, auf der anderen Verjagung der Jesuiten und Vergötterung Voltaire's in der Hauptstadt des Reiches! Dann in rascher Folge völlige Freilassung der Presse, Säkularisation aller Kirchengüter, Aufhebung der Klöster, Cultusfreiheit, bürgerliche Constitution des Klerus, Abschaffung des katholischen Gottesdienstes, allgemeine Verfolgung der Priester und momentaner Triumph des Atheismus! Nun aber mit einemmale, wie zureckschauend vor dem Krähengerüche der entgotteten Welt, — erst gesetzliche Anerkennung eines höchsten Wesens, dann Theophilanthropie und in raschen Uebergängen vom 18. Brumaire an politische Restauration der gallikanischen Kirche, Concordat mit dem Papste und Krönung des Kaisers! Von nun an auf der einen Seite scheinheilige Anerkennung der katholischen Religion als Religion des Staates, Chateaubriand's phantastischer Geist des Christenthumes und de Maistre's Apologie des Papstthums, auf der anderen — willkürliche Verletzung der Kirchengesetze, Mißhandlung des Papstes und ungehinderte Verbreitung aller antikatholischen, antichristlichen und irreligiösen Schriften. Seit der bourbonischen Restauration aber auf der einen Seite Rückkehr zum crassesten, d. h. zum reinsten römischen Katholicismus und gegenüber reichliche Wiederauslage und Verbreitung aller Gegenschriften des vorigen Jahrhunderts, anfangende Befreundung mit der höheren Bildung der deutschen Nation, und fortwährende Bekämpfung der Staatsreligion und Staatskirche durch die gelehrtesten Tagblätter! Auf beiden Seiten aber Leidenschaftlichkeit und Verstellung; auf der einen — hinterlistige Untergrabung der verfassungsmäßigen Freiheit, auf der anderen — versteckte Befreundung der Staatskirche und der alten Dynastie; — die Gewaltthäter in ihren Gegnern nur die Bekämpfer der einzig vorhandenen kirchlichen Ordnung, diese in der Partei des alten Cultus nur die Feinde der heiligsten aller Freiheiten, der Gristesfreiheit, hassend und offen bekriegend, oder heimlich verfolgend! Zwischen beiden — das nach entgegengekehrten Richtungen hin und her gezogene Volk, das durch Entgegnungen, Brüderschaften und Predigten wieder in das Mittelalter

zurückgeschraubt worden sollte, denn aber durch seine Lieblingschriftsteller, Journale, Gewöhnung und Interesse die individuelle Freiheit zum unverzichtbaren Bedürfnisse geworden.

An diesem nun scheiterte das alte Regime, und die rückgängigen Bestrebungen erfuhren ihre Verleththeit und — ihre Verkehrung in den verhängnisvollen Julitagen.

Das Maß der Restauration war voll und übertoll geworden; nicht aber das Maß der Verwirrung und Zerrissenheit. In wenig Tagen brach das ganze so mühsam errichtete Gerüste zur Herstellung der alten Kirche zusammen, und es wurde bei dem Leuchten des hindurchfahrenden Nixes offenbar, daß die anscheinende Restauration nur ein großes Truggespinnst gewesen. Das Alp war durch den Kampf, den es hervorgerufen, abgeworfen; aber die Nachwachen blieben nicht aus. Dem Sturme folgte die hohle See. Ein Hinderniß der freien Entwicklung war beseitigt; aber zur Wiebergeburt einer Nation bedarf es mehr als drei stürmischer Tage. Die alte Kirche barg noch geistiges Leben; der lebenskräftige Geist der neuen Zeit dagegen hatte sich noch nicht selbstersfaßt und entbehrte der kirchlichen Gestaltung. So thaten alsbald nach der Julirevolution sich zwei Bestrebungen hervor. Was noch lebendig geblieben unter den Trümmern der alten Kirche, das sammelte sich unter der Fahne des Avenir's, in welchem der despotische und rachsüchtige Gott des Katholicismus humanisirt und liberalisirt, und die Kirche, die bei ihrer aufsteigenden Bewegung den Staat zu absorbiren getrachtet, von demselben isolirt werden sollte. Derjenigen aber, in denen der Geist der neuen Zeit am kräftigsten waltete, scharten sich um die Fahne des Globe, der eine Weltkirche zu erbauen und allen Bedürfnissen der Gegenwart durch seine pantheistische Lehre, durch jesuitischen Hierarchismus, Heiligung der Industrie und der Materie, und Gleichstellung der Geschlechter abzuheffen bezweckte. Wir wohlmeinend und großherzig indes die Absichten der Einen und der Anderen gewesen sein mögen, — über das Innerste steht nur Gott das Urtheil zu, — vor Augen liegt, daß ihre Ansichten großentheils leerig und daß beide sich über die Mittel täuschten, die ihnen zu Gebote standen. Den Mitarbeitern am Avenir gebrach die zureichende Kenntniß der Kirche, die sie regeneriren zu können vermeinten, während der eigentliche Wahspruch derselben: „nil innovari,“ keine Wiebergeburt gestattet. Dem St. Simonisten dagegen gebrach die erforderliche Kenntniß sowohl der Natur, der Geschichte und des Menschen, als des Rechtes, der Sittlichkeit und der Religion, und sie vermaßen sich zu bauen, noch bevor sie sich über die Grundlagen ihrer neuen Kirche verständigt hatten. Wie glänzend daher auch die Vorentsamkeit der Einen, wie salbungsvoll und liebend die

Predigten der Andern, — gar bald scheiterte der Avenir an dem Fels des heiligen Petrus, der Stöße an dem Verstande der Gebildeten. Schöne und große Gedanken waren durch beide in Umlauf gebracht worden*); beide aber haben auch nicht Wenig dazu beigetragen, die schon vorhandene Verwirrung der Begriffe in den heiligsten Angelegenheiten des Lebens zu vermehren. Daß übrigens bald nach der Julirevolution auch der geistvolle polnische Jude, Hoëné Bronsky, mit einem neuen Messianismus, und die auf falsche Urkunden sich stützende Tempelergesellschaft mit ihrem Geheimnißtrame hervorgetreten und sich auszubreiten versucht, daß der von ihr abtrünnige Abbé Chatel eine neufranzösische Kirche improvisirt und für seinen amphibologischen Cultus unter den niedrigen Volksschichten einige zweideutige Anhänger gewonnen, ist hier nur beifällig zu erwähnen, weil diese, an sich und ihrer Wirksamkeit nach unbedeutenden Erscheinungen zum Beweise dienen können, wie verrothen die religiösen Vorstellungen da sein müssen, wo solche Charakter- und gedankenlose Bestrebungen auftauchen können. Die Versuche endlich, die in den letzten vier Jahren gemacht worden, die neusalemitische Lehre Swedenborg's auszubreiten**), sind bis jetzt noch zu wenig zur Oeffentlichkeit gelangt, um hier besonders berücksichtigt zu werden, wo wir nur solcher Erscheinungen zu erwähnen haben, die bereits Gegenstand allgemeiner Besprechung, und somit eine öffentliche Angelegenheit geworden sind. —

Erwägt man, daß alle jene — so disparate — Tendenzen, Lehren und Thatfachen, die wir nur flüchtig andeuten konnten, nothwendig mehr oder minder tiefe Spuren in der französischen Nation zurückgelassen, daß nach und nach alle Grundsätze, alle Glaubensmeinungen, durch welche Geister und Herzen untereinander und miteinander an Gott und Unsterblichkeit geknüpft werden, erschüttert worden sind, dann wird man sich einigermaßen vorstellen können, wie sehr jenes Volk eines neuen religiösen Einigungsbandes bedarf! — Man wird aber ebenwohl einsehen,

*) Es ist von den Schülern des Charles Fourier nachgewiesen worden, daß die Simonisten alle ihre irgend brauchbaren und bedeutenden Ideen aus den Schriften Fourier's geschöpft, deren erste und wichtigste, die *Théorie des quatre mouvements*, schon 1808 erschienen. Die Hauptwerke jeder Simonistischen Bibliothek waren übrigens die heilige Schrift, der Kern, die Summe des heil. Thomas von Aquin und die *Constitutiones — societatis Jesu*.

**) Die meisten Anhänger hat sie bis jetzt in Paris, Nantes, Besançon und Bayonne.

daß nur Thoren nochmals versuchen könnten, eine Kirche, die vor Allem einen unbedingten Glauben an ihre göttliche Autorität fordert, in einem Lande zu restauriren, in welchem diese Autorität sich selbst wiederholt zu Grunde gerichtet und bei allen Nachdenkenden die Gewißheit erzeugt hat, daß fortan Religion und Recht nur im Elemente der Freiheit, des prüfenden Geistes und des richtenden Gewissens bestehen und gedeihen können. Auch ist dieser Gedanke bereits so sehr zur allgemeinen Voraussetzung geworden, daß selbst die Vorkämpfer der katholischen Partei nur mehr mittelst der freien Erörterung die streiprühende Vernunft — unter dem Glauben an die Kirche gefangen zu nehmen suchen *).

Allerdings ist nun in der religiösen Epöche die Verpflichtung zur Verantwortung und Rechenschaftsablage ebenso allgemein thatsächlich anerkannt, als in der politischen, und diese vielleicht eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten der gegenwärtigen Zeit, die hiernach mit Zug eine höchst kritische — (im activen und passiven Sinne des Wortes) — genannt werden kann, da Alles jetzt gerichtet, und Nichts, mandem das Urtheilsrecht schlechthin abgesprochen werden soll. Die nächste Wirkung der allgemeinen Urtheilsfreiheit ist aber namentlich im Frankreich eine Zersplitterung, und — wir möchten sagen — eine geistige Unsicherheit, die zwar für Einzelne zunächst höchst schmerzlich sind und selbst verderblich scheinen mögen, für die Entwicklung des Ganzen jedoch sich gewiß als förderlich erweisen werden. Der Mensch ist nämlich seiner ursprünglichen und unverwundlichen Natur nach nicht nur ein geselliges (wie schon Aristoteles sagte: ein *zoon politikon*), sondern auch ein religiöses Wesen. Es hat er das doppelte Bedürfnis, im Einverständnis zu leben mit Seinesgleichen und in Einigkeit mit der allwaltenden Gottheit. Nach beidem aber strebt er, um einig zu werden mit sich selbst, und so ist Einigung mit Gott und Menschenwelt

*) So giebt Hr. de Menoude, der legitimistisch-katholische Directeur der Gazette de France, ein Werk heraus, betitelt: *La raison du Christianisme, ou preuves de la vérité de la religion, tirées des écrits des plus grands hommes de la France, de l'Angleterre et de l'Allemagne*, dessen 7. Band bereits erschienen. Auch hat sich kürzlich eine Gesellschaft gebildet, welche eine Encyclopédie catholique ankündigt, welche alle übrige Bücher und Journale überflüssig zu machen verspricht, und erklärt: „ce repertoire aura spécialement pour but de battre en ruine tous les systèmes des encyclopédistes, philosophes, déistes, schismatiques, hérétiques etc. qui jusqu'à ce jour se sont faits les antagonistes de la doctrine chrétienne“ (A. J. der doctrine catholique romaine).

untrennbar von Einigkeit mit sich selbst, und Einheit und Allgemeinheit sind die zwei höchsten correlativen Forderungen des menschlichen Wesens. Führt nun die freie Entwicklung und Betätigung der individuellen Anlagen zunächst zu ausschließenden, selbst feindlichen Besonderungen hin, so wird doch gerade hierdurch jenes wesentliche Bedürfnis der Einigung — oder, wenn man lieber will, der Wiedereinigung (der Religion im weitesten Sinne des Wortes) — am tiefsten erregt. So paradox es übrigens lauten mag, so wahr ist es doch: der Mensch fühlt sich um so glücklicher, je zahlreichere, je innigere Bande ihn umschlingen; — nur müssen, und dies hebt das Paradoxale wider auf, — diese Bande keine Fesseln, sondern mit seiner Einwilligung, mit seiner freien Zustimmung gewoben sein. So ist denn Einigung das höchste Ziel des Sterbens, aber Freiheit die unerlässliche Bedingung zu dessen Erreichung.

Wirklich finden wir dies auch in Frankreich auf das Reichlichste bestätigt, und gerade, weil dort die Gegensätze auf das schärfste hervortreten, kommt diesem Lande eine so eminent welthistorische Bedeutung zu. Wie dort im Verhältnisse zur Bildung der Druck am schwersten gelockt, so ist die absolute Unentbehrlichkeit der geistigen Freiheit dort auch vielleicht am tiefsten empfunden. Wie dort die Zersplitterung und Vereinzelung vielleicht ihr Äußerstes erreicht hat, so ist auch nirgends das Bedürfnis der Einigung lebhafter gefühlt und das Verlangen danach entschiedener von allen Seiten her ausgesprochen. Darum kann auch keine Bestrebung auf allgemeine Theilnahme dort rechnen, welche die Forderung der Freiheit mißachtete oder verletzte, und dem Bedürfnisse der unumschränkten Allgemeinheit zu genügen nicht zum wenigsten verspräche. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auch nur die bedeutendsten Stimmen anführen, die jenes Bedürfnis der religiösen Einigung bezeugen und dessen baldige Befriedigung ersehnen und versprechen. Doch wird es unseren Lesern vielleicht nicht unlieb sein, wenn wir den zahlreichen Zeugnissen, die wir bereits in einigen unserer letzten Schriften*) (auf die wir deshalb verweisen müssen) anzuführen veranlaßt worden, noch einige neuere hinzufügen.

Das bedeutsamste Zeugnis von allen ist wohl das allgemeine, das eben Alles zur Veranlassung wird, das religiöse Interesse zur Sprache zu bringen, und — zur Zeit oder Unzeit — auf die Nothwendigkeit

*) Der „Saint-Simonismus“ v. von F. M. Goudé. 1831. — „Der Messianismus u.“ 1834., und „Zur Beurtheilung — der Worte eines Heiligen u.“ 1835.

einer neuen Constitution der geistigen Welt hinzudeuten. In Staatschriften, Geschichtsbüchern, Journalen, ja sogar in Romanen — wird jenes Bedürfnis laut. Es ist wie ein gewaltiges Wetterleuchten im Schmelzer, schwererwölkter Sommernacht!

Wird aber das Bedürfnis allgemein gefühlt, so zeigt sich noch eine große Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der Weise, in welcher demselben genügt werden möchte.

So bemerkt J. B. der *Observateur politique* bei Anzeige der kürzlich erschienenen *Discussion amicale* des Bischofs von Straßburg, der auf die Nothwendigkeit einer Vereinigung aller Christen zu Einer (katholischen) Kirche hingewiesen, — unter Anderem Folgendes: „Die revolutionäre Wank, die in unseren Tagen sich aller Blätter bemächtigt hat, kommt unbestreitbar von der Aufschwächung des Glaubens und von der Unglaubenssamkeit (*incrédulité*) her, deren Hauptursprung bis zu unseren Religionspaltungen (d. h. bis zur Reformation) hinaufreicht. . . Die Welt ist jetzt mit Atheisten überschwemmt. . . Den Verwüsthungen des Unglaubens und der Sittenverderbnis kann ihr aber nur Einhalt thun durch Rückkehr zur katholischen Einheit, — zu dem Einen untheilbaren Glauben.“ Die Fürsten werden dann — ihrer eigenen Sicherheit halber — zur Mitwirkung aufgerufen; wobei ihnen verheißen wird: „sie würden zu eifrigen Gehälfen die unterrichteten Geistlichen haben, die es über sich vermöchten, den Parteilichkeit dem Geiste des Evangeliums und der primitiven Kirche zum Opfer zu bringen.“ —

Noch etwas weiter als bis zur Reformation greift die *Gazette de France*, die als eines der drei gelesensten Tagblätter *) Frankreich hier verdrängt zu werden verdient. In einem „de l'Unité des croyances religieuses“ überschriebenen Artikel (im März 1835) heißt es unter Anderem: „Seit der unglücklichen Epoche, in welcher zuerst die Griechen, demnachst die Protestanten sich von der Kirche abgesondert, — war die Wiedervereinigung, und ist noch jetzt ein allgemeines geistiges Heilmittel; jetzt aber würde sie noch überdies das einzige Mittel des zeitlichen Heiles (*de salut temporel*) sein. . . Ob einzelnen Menschen haben keine andere Zuflucht mehr, um Ruhe zu finden, die Regierungen kein anderes Mittel, um sich selbst zu erhalten.

*) Im J. 1831 zählte sie über 10,000 Abonnenten, und nur der Constitutionnel überbot sie um einige Tausend. Im Juli 1835 hatten: der *leptore* noch 5,983, die *Debat* 5,900, die *Gazette* 5,400, kleine der übrigen Blätter über 4,200.

Alle Interessen treiben mich zur Erfüllung der Prophezeiung: „„daß einmal nur Ein Glaube auf der Erde sein werde.““ Aber selbst der fanatische Sectirer kann nicht für möglich halten, daß eine andere Religion, als die römisch-katholische zur Universalisirung verbestimmt sei!.. Um zu der hierdurch bedingten „Wiedergeburt der Welt zu gelangen, brauche man nur allgemein zu den Fundamental-Dogmen zurückzukehren, indem man sie von den sie entstellenden Erklärungen befreite. . . Dem Römisch-katholischen ist es ein unmögliches Opfer, das Dogma zu verändern; die Griechen und Protestanten aber würden kein Opfer bringen, wenn sie zu Regeln zurückkehrten, die sie während zehn Jahrhunderten vor Entstehung der angeblichen Reformation befolgt haben. Mögen endlich jene Zeiten eines gleichförmigen Glaubens und Cultus kommen; — wo kein Mensch mehr Seinesgleichen verdammt und Alle eine gleiche Liebe gegeneinander üben werden!.. Die Perantunft dieser Tage könnte sehr beschleunigt werden durch Abhaltung einer — ökumenischen Kirchenversammlung!“..“)

Wir haben diese ausführlichere Citation uns erlaubt, weil sie zugleich zum Beweise dienen kann für jene fast unglaubliche Oberflächlichkeit, mit welcher noch immer bei unseren Nachbarn die kirchengeschichtlichen und theologischen Angelegenheiten besprochen werden.

Anscheinend noch weiter als die katholische Gayette greift Hr. de Felice, reformirter Pfarrer zu Volbec, in seinen „Betrachtungen über die Verhältnisse der christlichen Religion zur gegenwärtigen Lage Frankreichs.“ (1834) Auch er sieht als Ursache des unglücklichen Zustandes von Frankreich den Mangel an Religion an, und meint dann, „das einzige Heilmittel für dessen tiefe gesellschaftliche Wunde sei die Rückkehr, die Herrschaft des Evangeliums.“ Doch fügt er die nähere Erklärung bei: „daß er hier von dem Grunde (soud) des Evangeliums und nicht von seinen Formen spreche.“ Was er unter jenem Grunde versteht, ist aber nichts Anderes, als „daß der Mensch auf keinem anderen Wege zum Heile gelangen könne, als durch die Gnade des Herrn, und durch den Glauben an den Sohn Gottes, welcher unsere Sünden selbst gesopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze!“ . . .

*) An dieses platon desiderium schließt sich ein durch mehrere Blätter der Gayette fortlaufender Aufruf des Hrn. von Bonald, Fürst von Frankreich, — an die zu Ratisch versammelten Monarchen, um zur Vereinigung der christlichen Confessionen mitzuwirken.

Viele Andere gehen aber bei ihren Entwürfen zur religiösen Wergeburt auch noch über die positiven Dogmen des Evangeliums hinaus, um nur die allgemein begreiflichen Lehren desselben als das wahre Heilmittel zu bezeichnen. Für die meisten derselben ist Rousseau's Profession de foi d'un vicieux savoyard noch immer zugleich Summa und Symbolum ihres Glaubens.

Salvador, über dessen Histoire des Institutions de Moïse wir in Nr. 108 ff. der Allg. Arch. Bez. von 1830 berichtet, sucht sogar den angeblich reinen Mosaismus als die wahrhaft allgemeine Religion zur Anerkennung zu bringen, wogegen Hegellini in seinem Examen du Moïsme (hiernach Nr. 4.) noch über Mose hinaus zu dem verbergenden „großen Baumeister der Welt“ hinauffeigt, und auch jetzt noch eine Religion — ohne Glauben an Unsterblichkeit für möglich hält, während doch der Mensch, wenn er einmal zum Bewußtsein seiner unendlichen Bestimmung erwacht ist, dieß ebenso wenig wieder aufzugeben vermag, als das Bewußtsein der Freiheit und Humanität!

Diesen regressiven und vermeintlich altgläubigen Katholiken, Reformirten und Juden gegenüber, sucht nun allerdings auch der wirklich altgläubige, streng römische Katholicismus, der streng symbolische Calvinismus und mitunter auch der talmudische Mosaismus sich zu behaupten. Hr. Aug. Theiner meint sogar *), „die französische Kirche“ (d. h. doch wohl nur ein Theil ihres Klerus) „habe sogar in der Erkenntniß der reinen hierarchischen Grundsätze durch Zertrümmerung der eheleichen Fesseln des Gallicanismus **) Fortschritte gemacht;“ — „alle (!) Glieder des französischen Klerus handelten nur unter ihr einen Inspiration ihres Bischofes, und diese (sic) wiederum nur unter der des Papstes.“ . . Diese wesentlich inhumanen, weit absolut exclusiven Bestrebungen dienen jedoch nur dazu, das Bedürfnis einer religiösen Wiedervereinigung der zerstreuten menschlichen Gottesgemeinde immer fühlbarer zu machen.

So mehrt sich denn auch die Zahl derjenigen, die, im Hinblick

*) Geschichte der geistlichen Bildungsanstalten. 1835 B. XX und XXI der Vorrede.

**) Hr. Th. hat wohl nicht bedacht, daß die französische Kirche schon seit Ludwig d. Heil. jene „ehelichen Fesseln“ zu tragen angefangen, und daß die gallicanischen Freiheiten schon allgem. in Frankreich gesetzliche Geltung im Jahr 17. Jahrhunderte gehabt, in welches er „die schönste Blüthezeit“ jener Kirche versetzt.

auf die überwiegen verunglückten Versuche, das Wort der allgemeinen Veröhnung zu finden, den Gedanken aufgeben, daß es einem Menschen vergönnt sein könne, den ersehnten Friedensbund zu stiften, und alle ihre Hoffnung auf baldige Herabkunft eines neuen göttlichen Gesandten setzen. Von den vielen Sehnsuchtsstimmen, die sich in solcher Weise in den letzten Jahren haben vernehmen lassen, scheint uns jedoch keine der Erwähnung würdiger, als die — des, sowohl als Volksvertreter, wie als Menschen gleich achtbaren und allgemein geschätzten Dichters de Lamartine. In einem Gespräche*) mit der berühmten Lady Stanhope, die in einer Einsiedelei auf dem Libanon einem neuen Messias entgegenbarret, erwiderte Hr. de Lamartine derselben unter Anderem Folgendes: „Ich glaube an Christum, weil er die heiligste, fruchtbarste und göttlichste Lehre auf die Erde herabgebracht, die jemals den menschlichen Geist mit ihren Strahlen erleuchtet. . . . Christus hat es gesagt, wie die Vernunft es sagt, — die Lehren sind an ihrer Moral zu erkennen, wie die Bäume an ihren Früchten. Die Früchte des Christenthumes — und ich spreche hier noch mehr von den zukünftigen, als von den schon geprüften und verdorbenen, — sind unendlich, vollkommen und göttlich; also ist die Lehre selbst göttlich; also ist ihr Urheber ein göttliches Wort, wie er sich selbst genannt.“ Als ihm dann Lady Stanhope entgegnet: „Aber finden Sie denn die sociale, politische und religiöse Welt in guter Ordnung? fühlen Sie denn nicht, was alle Welt fühlt, das Bedürfniß, die Nothwendigkeit eines Offenbarers, eines Erlösers, des Messias, den wir erwarten und den wir in unseren Wünschen schon sehen?“ — Da erwiderte er: „Das ist eine andere Frage! Niemand leidet und seufzt mehr wie ich mit dem allgemeinen Seufzen der Natur, der Menschen und der Gesellschaften. Niemand bekennt lauter die ungeheuren socialen, politischen und religiösen Mißbräuche. Niemand wünscht und hofft inniger auf einen Heiland (réparateur) für diese nicht zu ertragenden Leiden der Menschheit. Niemand ist fester überzeugt, daß dieser Heiland nur ein göttlicher sein könne! Nennen Sie dies: einen Messias erwarten, dann erwarte ich ihn, wie Sie, und mehr wie Sie seufze ich nach seiner baldigen Erscheinung. Wie Sie und mehr wie Sie, sehe ich in den erschütterten Glaubensmeinungen des Menschen, im Aufstuhle seiner Ideen, in der Leere seines

*) Es findet sich in den „Erinnerungen, Eindrücken, Gedanken und Landschaftsskizzen“, die Hr. v. Lam. herausgegeben als Gedächtniß seiner Reise in den Orient in den Jahren 1832 und 1833.

Herzens, in der Verderbtheit seines socialen Zustandes, in den widerbeiten Erschütterungen seiner politischen Institutionen — alle Symptome einer Umwälzung (*bouleversement*), und mithin einer nahe bevorstehenden Erneuerung. Ich glaube, daß sich Gott immer gerade im dem Augenblicke zeigt, wo alles Menschliche unzureichend ist, wo der Mensch bekennet, daß er für sich selbst Nichts vermag. Auf diesem Punkte steht jetzt die Welt. Ich glaube deshalb an einem nahen Messias. Aber in diesem Messias sehe ich nicht Christum, der uns nicht noch ein Mehreres zu geben hat an Weisheit, Tugend und Wahrheit; sondern ich sehe darin denjenigen, dem Christus als nach ihm Kommend uns verheißt, — jenen immer thätigen, heiligen Geist, der dem Menschen immer beisteht, der immer ihm offenbart, je nach Zeit und Bedürfnis, was er thun und wissen muß. Ob dieser göttliche Geist sich in einem Menschen oder in eine Lehre, in eine Thatfache oder in eine Idee incarnirt, thut Nichts zur Sache; es ist immer er; — Mensch oder Lehrer, Thatfache oder Idee, ich glaube an ihn, ich hoffe auf ihn und ich erwarte ihn, — und mehr noch, wie Sie, Melabr. — rufe ich ihn an (*je l'invoque*)! —

Uebersetzen wir nun die ganze Fülle von Erscheinungen, von denen wir nur die bedeutendsten hier hervorheben konnten, dann wird man es nicht auffallend finden, wenn Graf Peint. v. Biel-Cassel in seiner Schrift: „*De la société et du gouvernement*“ die Bemerkung gemacht: „die heutige Zeit sei vollkommen derjenigen gleich, die dem Christenthume voranging; unsere Zukunft sei mithin eine durchaus religiöse.“ Ist freilich — vom höchsten weltgeschichtlichen Standpunkte aus angesehen — unsere Zeit wohl ebenso erhaben über das erste christliche, wie dieses über das erste mosaische Jahrhundert, so ist doch nicht im Abzweifel zu stellen, daß — nur äußerlich verglichen — sich viele sehr auffallende Ähnlichkeiten zwischen dem Jahrhundert von 1735 bis 1835 und den Zeiten der Entstehung des Christenthums nachweisen lassen. Ist nämlich von jenem ersten Standpunkte aus für Jeden, der sehen kann und will, ersichtlich, daß für Europa, und durch dieses für die ganze Menschheit, bereits eine neue Zeit, besonders seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, damit begonnen, daß der höchste Gedanke der allgemeinen menschlichen Bestimmung zu unendlicher vervollkommenung durch immer innigere — weil freithätige — Vereinigung mit dem allliebenden Gott Wurzel gefaßt und zum lebenskräftigen Principe einer neuen Weltordnung geworden, — so ist doch allerdings der Lärm der zusammenstürzenden bisherigen Religionsgebäude noch so

bedeutend, daß noch von den Weissen jenes linde Elaufeln überdeckt werden kann, in welchem sich zum andernmale die Gegenwart Gottes verkündet, — ja sogar jenes gewaltige Brausen, in welchem zum andernmale sein Geist neubelebend — und gestaltend in die Menschheit sich einsetzt.

Wir haben zuerst anzudeuten versucht, welches die Hauptursachen der religiösen Zerspaltung sind, die wir gegenwärtig in Frankreich wahrnehmen. Dann wurde der Wünsche und Erwartungen gedacht, die zugleich Symptome sowohl schwerer Krankheit, als des Anfanges der Genesung sind. Wir haben jetzt noch über einige Erscheinungen uns zu verbreiten, die — von ferne angesehen — eine Rückkehr zu jener Kirche vermuthen lassen könnten, welche sich noch immer die einzige allgemeine zu nennen fortfähret, obgleich sie, nur durch Spaltung der christlichen Kirche entstanden, seit Verhärtung dieses Zwiespaltes ihre eigenthümliche Einheit nur durch Feuer und Schwerdt scheinbar eine Zeit lang zu behaupten, seit dem XVI. Jahrhunderte aber den christlichen Theil von Europa nicht mehr in ihrem Zwinger zurückzuhalten vermocht hat, und nun sogar schweigend zusehn muß, wie jene mit Feuer purifizierte und gegen allen humanen Geistesverkehr sterng abgeschlossene protestantische Halbinsel erst von ihren Regierungen das päpstliche Ansehen mit Hüfen treten läßt, dann sogar den vom Alerus gegen alle Andersgläubige genährten Fanatismus mit einemmale gegen die Kister und ihre Geistlichkeit wendet, die gerade nächst dem Papstthume als das eigenthümlichste und höchste Institut der katholischen Kirche anzusehen sind *).

Das erste Zeichen nun, aus welchem man in Frankreich zum Wenigsten auf eine Disposition zur Rückkehr zum Katholicismus zu schließen sich veranlaßt finden möchte, sind die Conferenzen, welche der Erzbischof von Paris im vorigen Jahre (1834) zur Fastenzeit in der Hauptkirche (Notre-Dame) hat abhalten lassen, und in Person mit einer Predigt, oder vielmehr Rede — „über die Nothwendigkeit des Studiums der Religion“ eröffnet hat. Ein eifriger Katholik, Hr. Scanier de Cassagnac, berichtet über diese Conferenzen u. A. Folgendes **):

*) E. noch die Bulle Gregor's XVI. vom 19. Mai 1835 in der A. R. Z. vom 1. Sept. dess. J.

**) E. Révue du progrès social, Août. 1834. p. 150.

„Die homélies wurden gehalten in Mitte eines Zulaufes von Menschen aller Art, unter denen die Künstler und hommes de lettres sich in erster Reihe zeigten. Von Seiten des unachteen Auditoriums kam den Rednern stets Eifer, Aufmerksamkeit und Geneigtheit (savour) entgegen, und die Leser des Constitutionnel vernahmen wohl mit großem Erstaunen, daß in Paris noch von Katholicismus die Rede sei.“ Dem noch nimmt Herr v. Cassagnac kein Bedenken, der Wahrheit zur Steuer, zu bemerken, daß, „mit Ausnahme der einzigen Rede des Erzbischofs, des Hrn. v. Dueten, die übrigen Conferenzen Nichts waren, als eine verwässerte, leere, prätentöse, schlechte Rhetorik.“ Ueber das Publicum aber und die etwaige Wirkung, welche diese Rhetorik auf dasselbe gehabt haben mag, ist wohl nichts Treffenderes gesagt worden, als von der Dominicale *), einer unter unmittelbarer und eingestandener Leitung des Erzbischofs selbst erscheinenden Zeitschrift. Hier wurde in Beziehung auf jene Conferenzen unter Anderem bemerkt:

„Die reichste Bewegung, welche sich der Gemüther bemächtigt hat, ist im Allgemeinen nur erst noch Anwendung von den philosophischen Lehren; man hat sie studirt, geprüft und leer befunden, und

*) La Dominicale, journal des Paroisses, consacré aux intérêts sociaux, à la politique, aux sciences, aux lettres et aux arts, dans leurs rapports avec la religion de. année. Dieses Blatt erscheint alle Sonntage und kostet jährlich 20 Fr. Von den übrigen zeitlichen Blättern und Zeitschriften sind die bedeutendsten und gelesensten folgende:

1) L'univers religieux, philosophique, politique, scientifique et littéraire. Erscheint alle Tage mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Kostet jährlich 50 Fr. und wird im Sinne der katholischen Majorität in Frankreich geschrieben.

2) La revue Européenne; deren neue Serie vom 15. März 1835 an in Monatsheften erscheint und jährlich 30 Franken kostet. Es ist das Journal der philosophirenden Katholiken.

3) La sentinelle des Mœurs, journal religieux, moral et littéraire, publié par une société d'ecclésiastiques et de gens de lettres, seit dem Januar 1835 in monatlichen Heften herausgegeben vom Abbé Orsini. Kostet jährlich 6 Fr. 50 Cent.

Unter den Protestantischen:

1) Le libre examen (früher le protestant), herausgegeben v. Coquerel, einem reformirten, eifrig antimethodistischen Prediger.

2) Le sémence; journal religieux, politique, philosophique et littéraire, ein calvinistisch-orthodoxes Wochenblatt, das jährlich 15 Fr. kostet.

3) Les archives du Christianisme aux 19. siècle. Journal religieux, seit 1^{em} Jahree, zweimal wöchentlich erscheinend. (6 Fr. jährlich.)

man kommt, das Wort Gottes zu hören, nicht aus Liebe, Bewunderung oder Ehrfurcht, sondern aus — wissenschaftlicher Neugierde. Man will es auch der Prüfung (*verification*) unterwerfen, — und sehen, ob es besser, als die griechischen und deutschen Schulen, die großen psychologischen oder sittlichen Fragen auflöst, mit denen die Jugend sich jetzt vorzugsweise beschäftigt, — ob es allgemeiner, umfassender, begreiflicher ist, — und das ist Alles. Wollte man aber wahre und wirkliche Frömmigkeit, die auf die Knie sinkt, betet und in christliche Thätigkeit (*actes*) übergeht, in dem übrigen nicht bloß scheinbaren Eifer der gegenwärtigen Generation suchen, so würde man sich gewaltig täuschen . . . Wißt ihr, wo jene zwanzig- und dreißigjährigen jungen Männer, die eure Kanzel umdrängen, und denen ihr auf eurem apostolischen Wege bisher nicht begegnet seid, — wißt ihr, wo sie herkommen? . . . Ach! sie haben alle eine lange und ermüdende Reise gemacht, — von Plato zu Locke, von Locke zu Voltaire, von diesem zu Kant, von Kant zu St. Simon; — überall, in allen Zeiten haben sie nach der Lösung des menschlichen Räthsels gesucht; Lebende und Tode haben sie befragt um Kunde von Gott, Seele, Tugend, vom Guten und von der Zukunft; — aber seelenmüde, enttäuscht, verzweifelt kommen sie zurück, und das Einzige, was sie gelernt haben, ist, daß die menschliche Philosophie ein zweites Nabel ist, ein zweiter Thurm, erbaut aus Sophismen, Stolz und Täuschungen, den die Vernunft zu jeder Zeit bis zum Himmel erheben wollte, den man aber immer verlassen hat wegen der Verwirrung der Sprachen. Glücklicherweise haben sie sich noch einer Lehre erinnert, in der sie als Kinder unterrichtet worden, und nun haben sie sich gesagt, man müsse nicht an der Wahrheit verzweifeln, so lange man nicht alle Theorien erschöpft hätte. Und so sind sie zum christlichen Unterrichte gekommen, und verlangen von ihm, was sie vergeblich von den Philosophen verlangt haben, nämlich Gewißheit über die Punkte, an denen der menschlichen Seele vor Allem gelegen. Fürwahr, dies ist der Ursprung und Charakter der religiösen Bewegung, die überall wahrzunehmen ist, — man ist der menschlichen Dinge so müde, daß man sich zu den göttlichen flüchtet.“ —

So äußerte sich die erzbischöfliche Kirchenzeitung im Frühling des Jahres 1834 und wie hoffen, keine Mißbilligung zu erfahren, wenn wir nun noch aus der *Revue de Paris* vom Mai des laufenden Jahres 1835 einige Betrachtungen des geistreichen Velletristen Philargète Chasles über die anscheinlich noch fortdauernde „kirchliche Revolution in Frankreich“ hinzufügen.

„Unsere ernsthafte und gerechte Generation, die sich immer eine ungläubige nennt, begt in ihrem Zweifel eine Traurigkeit, welche beinahe Glauben ist. . . Poesie, Kunst, Roman, — Alles bezeugt jenes unbewusste Bedürfnis einer erstrebten Ueberzeugung. Das Jahrhundert ist jener Oeflopf, der das Gesicht verloren und nun heulend in der tiefen Finsterniß seiner Höhle umhertappt. . . Die Sphäre der Kunst hat sich wieder mit christlichen Ideen bevölkert, und man könnte dieses Symptom fast für einen letzten Sieg des Zweifels halten! Denn, in der That, wenn die Glaubensmeinungen Aethologie werden, dann scheint ihr Tod nicht zu bezweifeln. . . Was konnten wir im Jahre 1835 nun noch Neues sehen? Wir würden es niemals errathen haben! Es ist Folgendes: der Gegenwart müde, der Zukunft überdrüssig, die man uns geben wollte, kammert man sich an einige Trümmern der Vergangenheit.“ Drei Prediger haben in dieser Zeitungszeit die Aufmerksamkeit auf sich gezogen: „der Abbé Guette — ein zweiter Brédaine, Abbé Coeur — ein Massillon, — und Abbé Lacordaire, der Courbaigue von Notre-Dame. Alle haben Proselyten; der erste den Faubourg St. Germain (d. h. den legitimistischen Adel), der zweite die Atrien, bürgerliche Einzelheiten, die Finanz, die Handelschicht, endlich Studenten und Abkömmlinge der polytechnischen Schule; der dritte hat einen großen Theil der schauerbärtigen Jugend erobert, er zählt Oberste und Lieutenants unter seinen Adepten. . . Abbé Lacordaire ist der Ausdruck des neuen Frankreichs: er ist traurig, unruhig, aufgestört und gelanawelt (ennuyé). . . Er hat an 6 bis 8 Tausend Zuhörer des höchstgebildeten Standes. Dieses Publicum kommt aber nicht zu ihm, weil es glaubt, sondern weil es glauben möchte; wegen man es sieht, hat man eine Idee von einem geistigen Mittelalter. . . Uebrigens bezeugte der Eindruck, den der Abbé Lacordaire gemacht hat und die Emotionen, welche die beiden anderen Abbés hervorgerufen, — die Wirklichkeit einer reichlichen Reuision. Hier und weder in der Kammer noch sonst wo, findet sich die geistige Bewegung. Die Gesellschaft will sich reconstituieren, sie will glauben und lieben. . . Aber Tacitus unter Trajan hat das Christenthum, Shakespeare und Raco unter Jakob I. haben nicht die Ankunft der politischen Freiheit errathen!“ —

Aus diesen Anführungen und Allem, was wir im Vorhergehenden bemerkt, wird man wohl zur Genüge entnehmen, daß, aller äußerlichen Demonstrationen ungeachtet, weder der gallikanische, und noch viel weniger der römische Katholicismus bei den Gebildeten wieder in's Leben gerufen werden könne. Allerdings wird, wie schon bemerkt, das Bedürfnis der Religion immer tiefer empfunden; allerdings hat, — beson-

ders seit der Juli-Revolution, d. h. seit Aufhebung der gewaltsamen Einwirkung von Seiten der früheren Staatskirche und ihrer Congregationen, — die nicht mehr zur Opposition gegen jenen Protestantismus genöthigte Geistesthätigkeit sich mit zunehmendem Eifer dem Studium des Christenthumes zugewandt; allerdings haben sogar einige für das Griesartige empfängliche Geister sich theoretisch für das hierarchische System der römisch-katholischen Kirche enthusiastisch mitgetheilt. Wie aber selbst im Mittelalter das Papalsthem sich in Frankreich nicht gegen das Königthum behaupten konnte, wie demüthigt sogar dem Tridentinum fortwährend die Promulgation verweigert worden, — so könnte nur ein Bildsinniger noch wähnen, daß der römische Katholicismus jetzt, — nach fast fünfzig Alles umwälzenden, Alles freilassenden Jahren, — wieder zur Religion der Gebildeten werden könne. Ohne unbedingten Respekt für das Tridentinum aber und ohne blindgläubige Unterwürfigkeit unter den Papst ist der römische Katholicismus nur ein Schwerdt — ohne Klinge, ein Kumpf ohne Arme und Kopf.

Aber unterhalb der Classe der Gebildeten steht die bei weitem zahlreichere der Halb- und Viertelgebildeten, welche den eigentlichen Bürgerstand begreift und unter heiden die immense Menge derjenigen, die alle ihre Kräfte auf Erwerbung des nothdürftigsten Lebensunterhaltes für sich und ihre Familie zu verwenden haben *). Was nun jenes Mittelstand betrifft, so stimmen die Berichte über denselben darin überein, daß er fast durchgängig von jener sogenannten Aufklärung des 18. Jahrhunderts beherrscht wird, die sich früher der höheren Stände bemächtigt hatte und von diesen durch Sitten und Unsitte, durch Schulunterricht, Zeitungen, Romane und Theater auf den Mittelstand übergegangen ist. Selbst aber die niederen Stände sind durch die bald fünfzigjährige Erschütterungen und besonders durch das stätig in sie zurückkehrende Milieu dem kirchlichen Glauben sehr entfremdet worden, und Reisende, welche Frankreich nach allen Richtungen hin durchkreuzt, haben uns versichert, daß mit Ausnahme einiger südwestlichen Provinzen, von denjenigen, welche dem Gottesdienste beizohnen, durchgängig der übergehende Theil (oft Neunzehntel) dem weltlichen Geschlechte angehört, und selbst der sogenannte gemeine Mann den Geistlichen nur insoweit noch einigermaßen respectirt, als derselbe sich streng auf willfährige Vollziehung seiner kirchlichen Amtsverrichtungen beschränkt.

*) Nach X. Mautly (*Dangers de la situation actuelle de la France*, 1832, p. 70.) müßten 22½ Millionen Bewohner Frankreichs mit 30 Centimen (nicht ganz 2 fr.) täglich alle ihre Bedürfnisse bestreiten.

Indessen hat besonders seit der Julirevolution sich immer Mehreren die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Religion die wesentlichste Bedingung ist, sowohl der friedlichen Aufrechterhaltung des einmal Bestehenden, als der wirklichen oder vermeintlichen Vervollkommenung desselben.

Jene Partei, welche im Sturme der Julitage sich mittheil einiger listigen Handgriffe des Steuerräubers bemächtigt, glaubte ihre Gewalt hinlänglich gesichert zu haben, indem sie in der Charte das Wort Staatsreligion durch „Religion der Mehrheit der Franzosen“ ersetzt und den katholischen Clerus zum bloßen Staatsdiener gemacht hatte. Die Kirche mochte für das Jenseits sorgen; das ganze Diesseits nahm der Staat, d. h. die Regierung, in Anspruch, und zum Diesseits rechnete man auch den himmlischen Unterricht, — die Kreuze auf den Kirchen, — ja sogar die Schuldigkeit des Priesters, die Leiche des Ungläubigen, — falls er der Geburt nach katholisch gewesen, — in die Kirche aufzunehmen und gleich der eines Gläubigen zu bestatten! —

Aber die neue Regierung hatte gleich mit zwei Parteien zu kämpfen, deren eine man die römisch-katholische nennen kann, wogegen die andere nur als die antikatolische zu bezeichnen sein dürfte. Jede von beiden schied sich dann wieder in zwei Klassen.

Zur katholischen zählten wir 1) die echt römisch-katholischen Legitimisten, welche an eine göttliche Succession der Päpste und der Könige glauben, und 2) die vermeintlich römisch-katholischen, halbpäpstlichen, halbdemokratischen Anhänger des Abbe de Lamennais, dessen Kirchenstaats-Ideal nach Eben in eine dreifache Krone, nach Unten in lauter selbstherrliche Republikaner auslief.

Zur antikatolischen Partei gehörten 1) die theils allgemein-christlichen, theils rein theistischen, theils ungläubigen Republikaner, — und 2) die pantheistischen Saint Simonisten.

Durch diese Parteien fand sich die Regierung in doppelter Verlegenheit versetzt. Da sie selbst nur durch einen Aufstand gegen den Vorwurf eines Presszwanges zur Gewalt gelangt war, mußte sie zunächst sowohl die volle Pressfreiheit, als das Recht des Aufstandes gegen eine Verfassungsverletzung der Regierung — und, was noch mehr ist, sie mußte, der Legitimität gegenüber, auch eine unveräußerliche Souveränität der Nation anerkennen. Da sie sich aber fürchtete, der Anerkennung der Volkssouveränität irgendwie Folge zu geben, so entbehrte sie jeglichen festen Stützpunktes. Nur allein darauf denkend, sich im Besitze der Gewalt zu behaupten, blieb ihr keine andere Wahl,

als je nach dem Erfordernissen des Augenblickes die gegen sie aufstrebenden Parteien — zu lähmen.

Die Wirksamkeit der römisch-katholischen Partei suchte die Regierung besonders dadurch zu paralysiren, daß sie nach ihrem Gutdünken den Religionsunterricht bestimmte. Die Leitung desselben blieb fast ununterbrochen einem reformirten Gelehrten, — (Herrn Guizot), — und nächst ihm einem ekklesiastischen Philosophen, — (Herrn Cousin) — anvertraut. Auch übernahm es der Letztere, eine Art von „metallischem Katechismus“ anzufertigen, der dann, ohne deshalb die Zustimmung des Episkopates einzuholen, auf Staatsunkosten gedruckt und in 50,000 Exemplaren verbreitet worden ist. Von welchem Gesichtspunkte Hr. Cousin hierbei ausgegangen, ist aus einer beiläufigen Äußerung desselben über die Alexandrinischen Neuplatoniker zu entnehmen. „Was, fragt derselbe, was können Philosophen den bestehenden Culten gegenüber thun?“ Und er antwortet hierauf: „sowohl die Würde als die Beschränktheit der höheren Philosophie mit ihren Abstractionen und Allgemeinbegriffen besteht darin, daß sie nur an einen sehr kleinen Kreis von Auserwählten (élite) sich wendet. Will sie zum großen Haufen sprechen und auf die Massen einwirken, dann bleibt ihr nur Ein Hülfsmittel übrig: sie muß die Sprache der Religion annehmen, und aus dem bestehenden Kultus, indem sie ihn deutet und klärt, ein Mittel zur Ausbreitung der Wahrheit machen.“)

Allerdings hieß es auch noch in der reformirten Charte art. 5.: „chacun professe sa religion avec une égale liberté, et obtient pour son culte la même protection;“ — allerdings klagte namentlich Hr. de Lamennais, — (dem deshalb auch der Papst und sein Episkopat so lang als möglich seine anderweitigen Aepereien nachsahen) — mit äußerstem Nachdrucke über das verfassungswidrige Benehmen der Regierung, in so weit dieselbe dem katholischen Klerus weder den Unterricht, noch den Verkehr mit Rom durch Priester, und mit den Gläubigen durch Wandemens, Katechismen u. s. w. frei gab. Da aber noch kein Gesetz über Verantwortlichkeit der Minister vorhanden war und jene Klagen über Intoleranz gegen eine intolerante Kirchenlehre keine besondere Theilnahme erregten, so blieb dem katholischen Klerus, der doch seinen Staatsgehalt nicht aufgeben wollte, nur Geduld übrig.

*) E. Journal des sçavans. Mars, 1835. p. 137.

Schwieriger war die Stellung der Regierung der antikatholischen Partei gegenüber. Diese Partei war es vorzüglich, welche die alte Dynastie und ihre Congregation gestützt hatte. Ihr war der neue König nur zu sehr verpflichtet; ihr gehörte vorzugsweise die lebenskräftige Jugend an. Mit einem Theile derselben aber war besonders in den letzten Jahren der Restauration durch den regressiven Fanatismus des Ricus eine Veränderung vorgegangen, die wir nicht besser als mit den Worten des bereits erwähnten Hrn. Gagnac *) charakterisiren können: „die jungen Männer unserer Zeit, bemerkt derselbe, die zum Nachdenken über die sociale Bestimmung der Völker hingezogen werden, haben erkannt, daß der Hauptmangel der neueren Theorien über die Staatsregierungen darin bestand, daß sie die religiösen Thatsachen denen nicht beigeschäft, hinsichtlich deren befriedigt zu werden für die Menschen, und welche sich geneigt zu machen für die Staatsgewalt das Wichtigste ist. Nimmt eine Gesellschaft gar keine Rücksicht auf eine Classe wichtiger socialer Thatsachen, dann werden dieselben offenbar ihre Befriedigung außerhalb der Gesellschaft suchen. So fordern gebietender, als man es zu glauben geschienen, die religiösen Thatsachen, constatirt, anerkannt, zugelassen und legitimirt zu werden, wenn sie nicht sich Jemanden zuwenden sollen, der sie aufnimmt und befriedigt, oder wenn sie nicht anderwärts ihren Mittelpunkt finden und jenes Schreckniß der Staatskünstler erzeugen sollen, die Bildung eines Staates im Staate. Diese Einsicht scheint das Eigenthum unserer Epoche zu werden, — und so lehrt die Religion — durch die Wissenschaft, und die Politik wieder zurück, durch welche sie sich entfernt hatte.“

Andererseits erschien durch den Mißbrauch, den die restaurirte Dynastie mit der königlichen Gewalt getrieben, diese letztere gar Vielen nur mehr als ein Hinderniß der freien, nationalen Entwicklung. Die Verfassung der nordamerikanischen Freistaaten hatte besonders durch Lafayette sehr zahlreiche Anhänger gewonnen, und man hatte sich einen neuen König nur gefallen lassen, weil man glaubte, daß er thatsächlich nichts Anderes sein wolle und werde, als ein lebenslänglicher Präsident des nunmehr volksouveränen Staates.

Wie nun die Einen alle ihre Hoffnungen und Bestrebungen der reichlichsten, freiesten Entwicklung des neuen Staatsprincipes zuwandten, so waren Andere besonders darauf bedacht, dem nur formalen Principe durch Wiederaufnahme des religiösen Momentes In-

*) In der *Revue du progrès social*, Août 1836, p. 146 et 147.

halt und Leben zu geben. Unter diesen traten sich besonders die Saint-Simonisten hervor; jene bildeten die verschieden nuancirte republikanische Partei. Beide suchten ihre Absichten durch Bildung von Gesellschaften, durch öffentliche Reden und Journale zu beschütigen; beide bezeugten besonders dem vierten Stande, dem der sogenannten Proletariat, die bei der letzten Umwälzung zunächst noch leer ausgegangen waren, ihre lebhafteste Theilnahme. Die Simonisten wollten sie, wie sie sagten, „moralisiren“, die Republikaner wollten sie über ihre Rechte aufklären; beide wollten für Linderung ihrer mannigfachen zeitlichen Elendes Sorge tragen.

Die Staatsregierung aber (d. h. der König und die Majorität der Deputirtenkammer), konnte der neuen Religion, die im Grunde keine Religion war, nicht gewogen sein, und wollte der consequenten Entwicklung des neuen Staatsprincipes die Hand nicht bieten. Der Simonismus selber nun zwar durch seine eigene Haltlosigkeit; gegen den Republicanismus aber konnte die Staatsregierung bis jetzt sich nur dadurch behaupten, daß sie nach und nach selbst die durch die Charte gewährten oder aus ihrem Principe unmittelbar ableitbaren Freiheiten größtentheils wieder aufhob *) und hierdurch gewissermaßen die Restauration wieder theilweis restaurirte.

Je weiter auf diese Weise die gewalthabende Partei der sogenannten Doctrinaires sich von der antikatholisch-republikanischen entfernte, um so mehr näherte sie sich eben damit der katholisch-legitimistischen, und gab thatsächlich immer entschiedener den Standpunkt der richtigen Mitte (*juste-milieu*) auf, den sie zwischen einer *r. u. l.* und einer fortstrebenden Partei durch beharrliches Stehenbleiben behaupten zu können gewöhnt hatte. In Wahrheit nämlich ist gerade der Stabilitismus selbst das formale Princip sowohl der katholischen Kirche als der feudalen Legitimität; die Juli-Revolution hingegen war eine Protestation nicht blos gegen die alte Dynastie und ihre Erbenennungen, sondern wesentlich auch gegen den Stabilitismus, dessen Incarnation die Dynastie, dessen Wachspruch die Erbenennungen gewesen. Die neue Dynastie verkannte aber nur zu oft das Princip der Progressivität, und, näher bezeichnet, das der freien Entwicklung der Nationalität, dem sie doch ihre Erhebung zu verdanken oft genug in den

*) Wir erinnern hier nur an die Besetze gegen die öffentlichen Versammlungen, gegen die Ausrufer der Tagblätter und gegen die Associationen. Die Verhättnisse endlich führten, soweit als jetzt möglich, zum antirevolutionären Principe zurück.

ersten Hitterwochen erklärt hatte. Sie restaurirte allmählig den Hof und mancherlei unpassend gewordene Titulaturen; sie buhte um die Gewogenheit des alten Adels und ließ sich immer angelegener sein, auch die Gunst des katholischen Klerus wieder zu gewinnen. In das Gesetz vom Primär-Unterrichte ließ man (durch Cousin) die Bestimmung einschreiben, daß der katholische Pfarrer in den Gemeinde-Ausschuß aufzunehmen sei. Schon 1833 wurde vom Moniteur das Napoleonische Decret in Erinnerung gebracht, welches die weltlichen Autoritäten zur Theilnahme an den öffentlichen Religions-Feierlichkeiten verpflichtete, während der Ausbreitung der sogenannten französischen Kirche des Abbe Châtel durch mancherlei amtliche Einschreitungen entgegen gearbeitet wurde. Wie weit dann fernernhin die doctrinaire Dynastie in die gute alte Zeit zurückgeschritten, und sich bemüht hat, die alte Kirche vergessen zu machen, daß sie nicht mehr als Staatskirche in der Verfassung prangt, — dieß ist zur Genüge aus der Geschichte der letzten Juli- und der ersten Augusttage d. J. in Paris zu entnehmen. Wir glauben, da es höchst charakteristisch für die gegenwärtige Lage der kirchlichen Verhältnisse in Frankreich ist, einiges Nähere darüber hier anführen zu müssen. —

Am 31. Juli d. J. erließ Ludwig Philipp ein Rundschreiben an alle Bischöfe Frankreichs, in welchem er für die Opfer des Attentats vom 28. „die Fürbitten (auktrogen) in Anspruch nimmt, welche die Kirche allen in ihrem Schooße gestorbenen Christen bewilligt.“ Zugleich fordert er die Bischöfe auf, „in allen Kirchen ein feierliches Te Deum abhalten zu lassen zur Danksagung für den auffallenden Schutz (protection éclatante), den Gott ihm habe angedeihen lassen.“

Aber schon unterm Datum vom 30. hatte der Cardinal, Prinz von Croi, Erzbischof von Rouen ein Rundschreiben zu gleichem Zwecke an die Pfarrer seiner Diöcese erlassen. Das ministerielle Journal des débats, vom 1. Aug., führt diese beiden Schreiben an und begleitet sie mit Bemerkungen, von denen folgende einen tiefen Eindruck in die Wünsche und Bestrebungen der Regierung gestalten. „Wir machen, heißt es nämlich, unsere Leser auf das eben mitgetheilte Schreiben des Erzbischofs von Rouen aufmerksam. Alle religiöse Gesinnungen werden mit Freude dieses erste Zeichen der Versöhnung des Klerus mit der Juli-Revolution wahrnehmen. Nur zu lange schien die Religion den Gefühlen der Bevölkerung (population) fremd bleiben zu wollen, und die Entfernung schadete dem gerechten Uebergewichte (ascendant), welches der Klerus unschätbar über die Gesellschaft haben muß.“ — — — „Danken wir dem Erzbischofe v. Rouen, daß er

zuwerf den Nachtheil, welchen jenes ehnmächtige Schwellen (*houderie*) der Religion brachte, so wie die schwere Verantwortlichkeit eingesehen, die ein Hirt vor Gott eingegangen, indem er das Volk von der Kirche abstieß, statt es in dieselbe zu berufen. Denn in der That wird dasselbe abgeloßen, wenn man Nichts thut, um sich seinen Wünschen und Gefühlen anzuschließen, wenn man ihm durch ein affectirtes Schweigen zu erkennen giebt, daß man verabscheut, was es liebt, und daß man mit allen Wünschen herbeieilt, was es verweist. . . Der Erzbischof v. Rouen hat nun die erste Gelegenheit ergriffen, diesem schmerzlichen Zerwürfniß (*divorce*) zwischen dem Volke und Klerus ein Ende zu bringen u. Er hat seine Pflichten und den Geist seiner Zeit richtig begriffen.“ —

Dagegen gab dann die legitimistische *Gazette de France* am 2. August folgenden Artikel, mit der Ueberschrift: „doctrinärer (d. h. ministerieller) Angriff auf den Klerus“:

„Wir geben hier eine sonderbare Anklage, welche der *Moniteur du Commerce* *) gegen den Klerus richtet: „Können Sie sich denken, heißt es in diesem Tagblatte, wie die sittlichen Ideen gedeihen und fruchtbringend werden, wenn das Sanctuarium der öffentlichen Moral in Verderbniß übergeht, wenn ein Theil des Klerus selbst sich weigert, die constitutionelle Monarchie durch Belehrungen und Beispielgebung zu heiligen und zu befestigen, welche die Schutzwache jeder Regierung, die Grundlage und Bürgschaft aller Gesetze sind.“

Hierzu fügt die *Gazette de France* folgende Bemerkung: „der Klerus glaubt, daß der Aufstand (*revolte*) niemals erlaubt ist; — er verabscheut die Insurrection und die Souveränität des Volkes; — er glaubt nicht an Gesellschaftsverträge, sondern an die Nothwendigkeit einer souveränen Autorität; — er glaubt, daß das Erbrecht für Kronen auf ein und denselben Principien beruhe, wie das Erbrecht für Grundgüter; — er glaubt, daß, in welchem Lande immer man wohne, eine Veränderung in demselben nur den Gesetzen gemäß stattfinden könne; — er glaubt, daß es Grundgesetze gebe, gegen welche Nichts geschehen könne, was nicht in sich selbst nichts wäre; — er weiß endlich, daß es seine Pflicht ist, die Wahrheit zu verkündigen und die Hände zum Gebete zu erheben und daß hierin die durchaus friedliche Sendung bestehe, die er von seinem göttlichen Meister empfangen.“

„Wie! weil es euch beliebt hat, die Charte zu vernichten, alle Ge-

*) Die *Débats* sind das unmittelbare, dieser *Moniteur* nur das besoldete Organ des Ministeriums.

sege umzuwerfen, eine neue Regierung und einen neuen König einzuführen, — wollte ihr, daß der Clerus seine Grundsätze verändere? Aber er wolle nicht mehr das Priesterthum, höre er auf, bis zum Ende der Zeiten die Maximen fortzupflanzen, die er von den Aposteln empfangen!“ — Dessenungeachtet schreibt daselbe französische katholische Zeitblatt am folgenden Tage: „das Schreiben Ludwig Philipps an die Bischöfe ist der erste Schritt zu einer socialen Restauration. Man kündigt an, daß St. Germain-l'Auxerrois und St. Gervais dem Gottesdienste wiederzugeben werden sollen. . . La providence a fait acte de gouvernement; elle s'est rétablie officiellement dans les esprits par un coup de tonnerre.“ —

Wirklich scheint die doctrinäre Regierung durch das furchtbare Ereigniß vom 28. Juli wie vom Blitze gerührt worden zu sein; denn am 6. August, gerade ein Fuhrum nach der Entfernung der Staatsreligion aus der Charte, zog der König in Begleitung seiner calvinischen, theistischen und sonstigen Minister in die Metropolitan-Kirche von Paris, und geruhte an der Pforte derselben folgende Apostrophe vom Erzbischof von Quëren, dessen Palast vor fünf Jahren zerstört worden, entgegenzunehmen: „Sire! die Religion schlägt in diesem Augenblicke ihrem Schmerzensschreier zurück. Sie entblößt ihre edle Stirne; sie erhebt ihre noch mit Thränen benetzten Augen gen Himmel; sie vereinigt ihre Stimme mit der Ihrigen, um dem Allmächtigen feierliche Danksaugungen darzubringen. Indem sie heute das Haupt und die Körperschaften des Staates (le chef (nicht le roi) et les corps de l'état), doppelt gemarnt durch das Unglück und die Wohlthat, einen gerechten Zoll von Danksaugungen und Huldigungen am Fuße der heiligen Altäre darbringen sieht, hofft sie für Frankreich; denn, wenn der Undank gegen Gott das furchtbare Verbrechen besitzt, den Lauf seiner Gaben zu hemmen, so hat die Dankbarkeit des Glaubens dagegen die Macht, sie zu vervielfältigen und zu bereichern, daß sie reichlich über Fürsten und Völker sich ergießen.“ Dies heißt denn, in schlichte Worte übertragen, doch wohl nichts Anderes als: „Zeit fünf Jahren betrauert der Clerus der früheren Staatskirche das Ereigniß, durch welches der Staat sich von der Kirche abgesondert. Das Attentat vom 28. Juli ist eine Warnung der göttlichen Vorsehung. Nun aber die gesammte Staatsregierung sich ewig der katholischen Kirche in die Arme geworfen, hofft der Clerus, daß der König die Warnung auch gehörig verstanden, und dem katholischen Gatte dadurch seine Dankbarkeit für die wunderbare Rettung thätlich bezeigen werde, daß er den unmittelbaren Stellvertretern desselben den zur Wohlfahrt Frankreich's erforderlichen Wirkungskreis sofort wieder einräume.“ Der

König aber, indem er eine solche Strafspreibung im Angesichte der Nation über sich ergehen lassen, hat eben damit, als höchster Repräsentant der letzteren, thatsächlich bekannt, daß dieselbe mißgethan, als sie vor fünf Jahren dem Staat von der Kirche getrennt. —

Wir haben hier nicht zu erörtern, inwiefern ein solches Bekenntniß von Seiten des Julikönigs und der Herren Guizot und Thiers, der beiden Apologeten der englischen und französischen antikatbolischen Revolutionen, aufrichtig gemeint sein könne. Bedauern aber müssen wir eine Nation, die durch eine ihr ganz eigenthümliche Zügung in eine Lage sich versetzt findet, in welcher ein innerer Friede noch immer zu den absoluten Unmöglichkeiten gehört. Während Deutschland bereits im 16. Jahrhunderte zum großen Theile den Despotismus der römischen Hierarchie gebrochen und hierdurch der religiösen Entwicklung die Bahn geöffnet, wurde in Frankreich die Glaubensfreiheit gewaltsam unterdrückt. Während England bereits im 17. Jahrhunderte den Feudaldespotismus durch Nationalrepräsentation zu beschränken angefangen, und hierdurch eine friedliche Entwicklung des staatsbürgerlichen Lebens möglich gemacht, wurde Frankreich nach und nach jede Rechtsbürgschaft durch die Willkür der Könige und ihrer geistlichen Minister entzogen. So mußte dann die, dennoch nicht zu hemmende Geistesethätigkeit zu einer gegen geistliche und weltliche Gewaltthäter feindlichen Macht erwachsen. Der Krieg brach aus und die rasche Zerstümmerung des katholisch-feudalen Staatsgebäudes bezeugte die Verderblichkeit der bisherigen Gewaltherrschaft. Die schlimmste ihrer Wirkungen war aber die, daß sie jene leidenschaftliche Spannung gegen alles Bestehende hervorgerufen, durch welche die herrlichsten Kräfte vorherrschend zu zerstörenden wurden. Sowohl im Religiösen als im Politischen hatte der Druck von Oben herab die aufstrebenden Geister vereinzelt. Nur einige in der Ueberzeugung von der Unrechtmäßigkeit des Druckes, zersieten sie, als es wieder aufzubauen galt. So konnte, als im Politischen die Anarchie und im Religiösen die Meinungsverschiedenheit überhand nahmen, in beiden Sphären die Restauration der alten Kirche und der despotischen Staatsgewalt wiederholt mit einigem Erfolge versucht werden, da sie Einheit und Ordnung, die wesentlichsten Bedingungen menschlichen Zusammenlebens, herstellen zu können versprach.

Bei dem wiederholten Hin- und Herschwanke zwischen Revolution und Restauration ist nun allerdings eine Staatsanordnung allmählig zu Stande gekommen, welche als ein wesentlicher Fortschritt anzuerkennen ist. Hierbei darf indeß nicht übersehen werden, daß die

englischen und nordamerikanischen Verfassungen Vorbilder darboten, die nur wenig modificirt zu werden brauchten. Anders aber verhielt es sich hinsichtlich der kirchlichen Verhältnisse. Die antikatolische Bildung hatte vor der Revolution nur der höheren Stände sich bemächtigt. Nirgends fand sich ein kirchliches Mustertbild, welches gebraucht werden konnte, die katholische Kirchenordnung zureichend zu ersetzen. So fand sich denn sowohl Napoleon als Ludwig Philipp in die wahre tragische Alternative versetzt, entweder die alte Kirche, so wiek es eben ihre Staatseinrichtung gestattete, wieder herzustellen oder aber das Volk in religiöser Beziehung sich selbst zu überlassen. Beide haben sich für das Erste entschieden und man kann hierbei nur die Nothwendigkeit einer solchen Wahl beklagen.

Nur solche jedoch, die der wissenschaftlichen Bildung völlig fremd geblieben, können jene Nation für befriedigt halten durch ein solches nochgedrungenes Concoctat zwischen einer ausschließlich auf Autorität und blinden Glauben und Gehorsam beruhenden Kirche und einem wesentlich auf Glaubens- und Pressfreiheit und allgemeine Verantwortungspflicht gegründeten Staate. Die römisch-katholische Kirche hat sich in Jahrhunderten gestaltet, in denen sie erhaben war über die damaligen weltlichen Institutionen, und deshalb nach göttlichem Rechte dieselben beherrschte. Was sie werden konnte, ist sie geworden: die höchste weltgeschichtliche Macht des europäischen Mittelalters. Aber die Zeit ihrer Blüthe ist längst vorüber und da sie bei ihrer Gestaltung die Möglichkeit künftiger Umgestaltung ausgeschlossen, so ist sie demnächst in immer lebensgefährlicheren Conflict gerathen mit Allem, was bei ihrer Gestaltung nicht zu seinem Rechte gelangt war, was sogar von ihr ausgeschlossen und perhorrescirt werden mußte. Die Wissenschaft hat über ihre Theologie, das weltliche Recht, über die kanonischen Satzungen, humanere und darum gotteswürdige Religionen haben sich über ihre Glaubensdecrete erhoben, und schon seit drei Jahrhunderten hat sie aufgehört, die höchste Machtstelle in Europa einzunehmen.

Der heilige Geist der Humanität hat mittelst der Druckpresse ihr den Scepter aus den Händen gewunden, und die Geschichte der neuen Zeit hat von ihr nur die stätige Abnahme ihrer Kräfte und ihres Ansehens und das Verunglücken aller ihrer Vertheidigungs- und Restaurationsversuche zu berichten. Der Strom des Lebens reißt ein Land nach dem anderen vom Gebiete des mittelalterlichen Kirchenstaates ab, und die Zeit möchte nicht mehr ferne sein, in welcher der Geist

Petri völlig vereinsamt stehen wird in Mitten der lebendigen Gewässer und der angebliche Nachfolger des Apostelfürsten für seine kirchliche Majestät nur mehr innerhalb des Vatikans volle Anerkennung findet. Wie jedoch die Kirche sich gestalten möge, welche bestimmt ist, die wahrhaft allgemeine zu werden, dieß ist uns jetzt noch verborgen, wenn gleich von Tag zu Tag allgemeiner eingesehen wird, daß weder der gallische, spanische, irländische, württembergische, bairische oder Wienerische, am aller wenigsten der echt römische Katholicismus geeignet ist, der hartenden Menschheit den immer schmerzlicher vermischten, immer länger ersuchten Frieden zu bringen.

Diese Betrachtungen aber, zu denen der Hinblick auf die kirchlichen Verhältnisse unserer westlichen Nachbarn uns veranlaßt, glauben wir nicht angemessener schließen zu können als mit den Worten eines dem höchsten gesellschaftlichen Kreise unseres Nachbarlandes angehörigen, vielerfahrenen Staatsmannes *), der uns Folgendes schrieb: „So liegt für jetzt das Schicksal einer gemeinsamen besseren Religionsverfassung in Frankreich ausschließlich in den Händen der Vorsehung, und eben weil es außer aller menschlichen Berechnung liegt, wird es wahrscheinlich den Indifferentismus oder Egoismus beider Parteien täuschen.“

*) Des selbst: kaiserlich verheirateten Grafen Reinhard, Fürst von Frankfurt.

Die Götterdämmerung in Frankreich *).

Als Lucrätius sein profanisches Gedicht „von der Natur der Dinge“ und Cicero seine unphilosophische Abhandlung „von der Natur der Götter“ in die Welt schickte, da war die Götterdämmerung schon lange in Rom und längst in Griechenland angebrochen. Die Trakel verkümmerten, die Opferfeuer erloschen, die Sternengötter stürzten auf die bebende Erde, und den alten Himmel umwob immer dichter die uralte, grauenvolle Nacht. Wohl zwei Jahrtausende hatten die alten Götter geherrscht. Da brach in der tiefen Götterdämmerung die alte Welt in Stücke; ein neuer Himmel, ganz Licht und Glanz, strahlte durch die zerrissenen Wolken, — aus den abgründlichen Spalten der Erde schlugen die Flammen einer ewigen Hölle empor; — die beiden Mächte der Höhe und Tiefe begannen einen furchtbaren Kampf um die jagende, zitternde Menschheit. Und der Kampf währte das ganze, lange Mittelalter hindurch, bis zuletzt der Mensch, des unversöhnlichen Zwiespaltes müde, in der Natur und im eigenen Wesen die Eintracht und Verteidigung suchte, die das doppelschlechtige Jenseits ihm versagte. Götter- und Dämonen-Wesen wurden allmählig aus der Gegenwart verdrängt, und als Haldach für sein „System der Natur,“ Voltaire für seine „Ruinen“ und Dupuis für seinen „Ursprung aller Religionen“ immer zahlreichere Leser fanden, — da war eine zweite Götterdämmerung angebrochen, zunächst für Frankreich, — von hier aus auch allmählig sich ausbreitend nach anderen Regionen.

Wie aber bei der ersten Dämmerung mit der alten Religion auch alle andere Bande sich lösten, und immer tiefere Nacht, immer wilderes Chaos hereinbrach, als bereits das Wort der Wiedergeburt und der

(* Geschrieben Ende 1835.

allgemeinen Umgestaltung in die allgemeine Verwirrung und Auflösung hineingefprochen worden: so möchte — bei ähnlich erschreckenden Symptomen — auch jetzt einer gleich tröstlichen Hoffnung Raum zu geben sein. Hingudeuten auf die Zeichen, die zu dieser berechneten, bleibe einer anderen Gelegenheit vorbehalten*); um aber anschaulich zu machen, daß in Frankreich jenes zweite große Weltalter zu Ende gelaufen, wird genügen, auf einige wenige Thatfachen aufmerksam zu machen, die, in den letzten Tagen aufeinanderfolgend, nur aus jener Voraussetzung erklärbar sind.

Daß ein so chaotisches Buch, wie die „Worte eines Gläubigen**), von dem geistreichsten, eifrigsten und vielgeprüften Vertheidiger der alten Kirche geschrieben, und in wenigen Monaten mehr als zehn Auflagen erfordern konnte, dürfte für sich allein schon dem Nachdenkenden als hinreichend zur Charakteristik der Zeit und des Volkes gelten, in denen eine solche Erscheinung aufgetaucht. Ungeachtet nun die höchste Behörde der alten Kirche die Verbammung jener Schrift durch alle unteren Behörden bekannt machen lassen, hat die Nachfrage nach derselben noch nicht aufgehört, und noch in diesen Tagen ist eine neue, zum mindesten die zwanzigste Auflage angekündigt worden.

In seinem janusköpfigen „Avenir“ hatte jener wunderliche Gläubige den grisen, rachsüchtigen Despoten der mittelalterlichen Kirche zu einem allverschmähten, freilassenden Weltheren zu verjüngen versucht. Bekannt ist, wie der römische Stellvertreter des verschwindenden Gottes in freierlichem Rundschreiben gegen jeden solchen dialektischen Versuch, seine Individualität in ihr absolutes Gegentheil überzuführen, protestirt hat. Wie nun dieser Gott immer von Neuem und noch zuletzt auf das Entschiedenste — die Humanität im vollen, wahren Sinn dieses Wortes gelugnet, so hat die Empörung gegen diese Abhängung des Gewissenfien sich auch wieder mit suchbarer Energie in die Abhängung aller Divinität geworfen.

Es kann zwar nur als Hyperbole angesehen werden, wenn der Observateur politique in diesen Tagen behauptet, „das Weltall sei gegenwärtig mit Atheismen überschwemmt.“ Aktienmäßig aber ist Folgendes erhärtet:

Am 19. Sept. d. J. fand vor dem Kassationshof des Seine-Depar-

*) S. u. a. die 1833 erschienenen „Worte des Friedens“ des Wrs. —

**) Eine Analyse dieses geistigen Thuns- und Wunsches findet sich in der Schrift des Wrs.: „Zur Beurtheilung des Buches des politischen Pilgrims, der Worte des Gläubigen.“ Jülich, 1833. S. 54 ff.

tements Philipp Dubois, als Verfasser des *Catéchisme véritable des croyans*, beschuldigt: „durch Bekanntmachung dieser Schrift die „öffentliche und religiöse Moral verletzt und die römisch-katholisch-„apostolische Religion lächerlich gemacht zu haben.“

Dieser Katechismus fange nämlich so an:

Frage: „Was ist Gott?“

Antwort: „Gott ist ein himmlisches, unmögliches Wesen, welches „nur im Munde der Gläubigen existirt.“

Fr.: „Was ist ein Gläubiger?“

Antw.: „Ein Gläubiger ist ein Mensch, der auf den gesunden Menschenverstand und auf die Vernunft verzichtet, um an alle Pöffen „(balivernes) zu glauben, welche fanatische Betrüger sich den Spass machen vorzutragen.“

Der Verfasser wurde zu sechs Monaten Gefängniß und 1000 Franken Strafe verurtheilt, und über seine Schrift die Beschlagnahme verhängt*).

Gleichzeitig wurden, auf den Grund gerichtlicher Urtheile aus der Restaurationszeit, bei mehreren Buchhändlern einige der gelesesten atheistischen Schriften des vorigen Jahrhunderts confiscirt, namentlich der *Bonnans du curé Meslier*, *Diderots Religieuse* und *Jaques le Fataliste*, das *Abrégé de l'origine de tous les cultes*, von Dupuis**), u. a. m.

Dies veranlaßte aber den National u. a. zu folgenden Bemerkungen: „die Mehrheit der Franzosen übt keinerlei Got- „tesdienst“ (ne pratique aucun culte). . . Oder glaubt etwa „diese Mehrheit an die wirkliche Gegenwart Jesu Christi An der Eucharistie? Nein, fürwahr, nein. Diese Mehrheit ist also nicht katholisch! . . . Hat man uns aber nicht ausdrücklich versprochen, daß der Staat künftig „nicht mehr als Anwalt auftreten werde für die Dogmen des Katholizismus? Man verletzt also eines der feierlichsten Juli-Verbindnisse, indem man sich erlaubt, gewisse Schriften dem Umlauf zu entziehen. . . Das Königthum ist wieder sehr christlich (très chrétienne) geworden! . . . Was läßt doch die doktrinaire Tartüferie sich einfallen?“ . . .***)

Die *Gazette de France* †) glaubte nun zwar gegen diese Behauptung protestiren zu müssen; ihre Einwendungen beschränkten sich

*) *E. Temps* vom 21. Sept. d. J.

**) *National* v. 26. und *Gazette de France* v. 27. Sept. 1835.

***) *National* v. 26. Sept.

†) *E. M. Sept.*

aber im Wesentlichen darauf, daß doch alle Franzosen ihre Kinder taufen, daß die meisten sich kirchlich trauen und ihre Verstorbenen kirchlich bestatten lassen. Sie fügt jedoch die Bemerkung hinzu: „Allerdings (sans doute) finden, mit Ausnahme jener drei kirchlichen Gebrauche, — hinsichtlich aller übrigen — unzählige Abweichungen statt. Allerdings wird eine sehr große Anzahl (von Franzosen) von den Situationen des menschlichen Geistes zwischen dem Guten und Bösen mit „fortgerissen, auf- und absteigend jene unermessliche Stufenleiter, welche „vom Himmel zum Abgrund hinabreichet“ . . . Indessen wird doch von den „Landbewohnern (populations agricoles) jene Fundamental-Wahrheit „von der Gegenwart Christi im Abendmahl nicht in Frage gestellt,“ und auch die Stadtbewohner der südlichen und westlichen Provinzen bewahren noch den alten Glauben.

Wir lassen die Richtigkeit dieser letzteren Behauptungen dahingestellt sein, und bemerken nur noch in Beziehung auf das consizierende Einschreiten des doktrinalen Ministeriums, daß — kaum acht Tage nach den ersten Versuchen desselben — der National *) bereits, ohne Widerspruch zu erfahren, berichtet: „Nach mancher Erörterung, nach mancher Protestation des Hrn. Thiers gegen die Beschlagnahme des „Jacques le Fataliste, des Faublas und der Pucelle, nach mancher Homelie des Hrn. Guizot, des Religiosen des Ministeriums, „ist man übereingekommen, fortan keine Beschlagnahme älterer Schriften „wegen Verleumdung der Religion, der Reue der Franzosen und der „moralischen Grundsätze der Herren Minister mehr bevorzuzulassen zu lassen.“

So schwebt also zwischen den Reliquien des alten Glaubens, die sich bei den Landbewohnern erhalten haben mögen, und den einzelnen Menschenverknöcherungen, die man Athesisten nennt, jene vielgestaltige Masse von Menschen ohne festes Princip, ohne bestimmtes System, welcher der alte Glaube, die alte Kirche nicht mehr genügen, ohne daß noch ein zureichender Ersatz für das Ueberlebte sich darböte. Der alte Spiritus rector verliert, wie sein dreifach gekrönter Statthalter, ein Gebiet nach dem andern, nicht weil Er ein Anderer, oder schwächer geworden, sondern weil die Geister und Mächte, die ihm gedient, in dem Dienste erstarrt, nun eines mächtigeren, größeren Herrschers bedürfen. Nun aber das frühere Band der Obedienz aufgelöst, ist gleichsam ein Interregnum eingetreten, während dessen die bisherigen Vasallen, selbstherrlich geworden, nur mehr ihre besondern Zwecke verfolgen. In anderer Beziehung ist es der

*) M. S. C. 11.

ermachene Sohn, der, der allgütigen eiterlichen Zucht sich entwindend, umherschweift, und — wohl auch fehlgeht, — die seine Sehnsucht und sein Sterben durch Gründung einer Familie und Theilnahme am Staatsleben eine neue, höhere Fassung gewonnen. Noch aber gleicht der französische Jüngling nur zu sehr erst dem verlorenen Sohne, der seines Elendes inne zu werden anfängt. Doch ist auch dieses Gleichniß unzureichend, und nur die Uebergangszeit von dem Heiden- zum Christenthume bietet Erscheinungen dar, denen die neuern Vorgänge in Frankreich einigermaßen vergleichbar sind.

Wie sehen nämlich im dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung zugleich auf der einen Seite das Abendroth der alten, auf der andern das Morgenroth der neuen christlichen Welt; auf der einen die stoischen platonischen Theologen des Heidenthums, auf der andern die platonisirenden Kirchenväter der neuen Theologie. Wie diese mitreißt der alten Philosophie der neuen Religion Eingang zu verschaffen suchten, so bemühten jene sich, die alten Naturgötter zu vergeistigen, die alte Volkreligion zu humanisiren, die alte Autokratie mit dem christlichen Asketismus zu erweichen. Hier geht ein heidnischer Philosoph zum Christenthum über, dort kehrt ein Christ zurück zu der noch äußerlich bestehenden alten Staatsreligion. Derselben Bestrebungen und Fluktuationen wiederholen sich jetzt in der christlichen Welt und ganz besonders in Frankreich, wo die Staatsgewalt den Geist, den sie so lange unterdrückt, nun nicht länger mehr zu bändigen vermag. Hier sahen wir einen Chateaubriand, einen Frappinoux, de la Luzerne, de Maille und de Bonald sich abmühen, den abgelebten Katholicismus durch Versegung mit neueren Ideen zu restauriren; während die doctrinaire Schule, die Simonisten und so viele Andere dem aufstauchenden Humanismus durch Einfügung oder Wiederaufnahme christlicher Ideen Anerkennung zu verschaffen suchten. Hier auch sehen wir einen Victor Hugo, de la Martine, Chateaubriand, selbst einen de la Mennais immer entschiedener von der alten Kirche sich abwenden, während es auch nicht an Neuerern fehlt, die die verlorne Gemüthsruhe durch Rückkehr in die alte kirchliche Befriedigung wiedergugewinnen hoffen.

In den merkwürdigsten Erscheinungen dieser letzten Art gehöret unstreitig die Vereinigung der verschiedenartigsten Leute, die in diesen Tagen mit Ankündigung der Bildung einer Université Catholique hervorgelitten. Schmerzlich ergriffen von der allgemeinen Dissolution haben Trümmer der römisch-katholischen Hierarchie, der gallikanischen Kirche, der Schule des de la Mennais und der Simonisten

Rischen Affiliation*) sich zusammengefunden, um, wie sie in ihrem Programm erklären, den Mangel einer — von der Staatsgewalt unabhängigen strenglich katholischen Universität vorläufig durch eine — *Revue religieuse, philosophique, scientifique et littéraire* zu ersetzen. Ihre Ansicht der Weltverhältnisse und ihre Absicht bei Gründung dieser Monatschrift spricht sich in jenem Programm näher dahin aus: „Betrachtet man, heißt es daselbst, die gegenwärtige Stimmung der Gemüther, so nimmt man zwei Bewegungen wahr: die eine nähert sie dem Katholicismus, die andere entfernt sie von demselben. . . Unstreitig hat seit den ersten Jahren dieses Jahrhunderts ein großer Fortschritt stattgefunden. Der Materialismus und Atheismus des 18. Jahrhunderts sind überwunden worden.“ (1) „Die engherzige Polemik des Deismus jener Epoche gegen die Offenbarung ist wie eine Mode vorübergegangen. Der sociale Einfluß der Kirche, ihre organisirende Macht sind bereits ziemlich billig gewürdigte, große historische Thatfachen. Glänzende Arbeiten haben die Poesie und die übrigen Künste belehrt, daß die höchste Quelle ihrer Begeisterungen sich im Christenthume findet. Auf tausend verschiedenen Wegen ist die Gleichgültigkeit so erschüttert worden, daß beinahe alle jetzige Zeitschriften sich mehr oder minder mit der Religion beschäftigen. Alle Fragen von irgend einem Belang gehen allmählig darauf hinaus, sich in religiöse Fragen umzuwandeln. . . Indessen ist die Wirksamkeit dieser Fortschritte bei Mehreren durch eine neue Evolution des Unglaubens getrübt, welcher sich mit jenem Fortschritt selbst zu combiniren sucht. Indem man zugestehet, daß die katholische Autorität die mächtigste und heilsamste Institution ist, welche der Erziehung des Menschengeschlechtes vorstehen könne, (?) fügt man hinzu, daß, nachdem sie gegenwärtig durch die mannbar gewordene Vernunft überflügelt worden, sie sich zurückziehen und dieser die Sorge zu überlassen habe, die Wissenschaft, die Moral, die Societät und die Künste zu organisiren. Der Katholicismus sei nur ein großes Präceptorat der Menschheit gewesen. Dies ist die neue Gestalt, in welcher die antichristlichen Meinungen hervortreten und sich entwickeln.“ — In Beziehung auf diese doppelte Thatsache will

*) In den beiden ersten Rubriken glauben wir rechnen zu dürfen: die Abbés des Menoude, Boisset, Jussé, de Salinis, de Scorbiac Douhaire, die Herren Riambourg, Berrier, Parbessut, de Raimenville, Liban de Billeneuve, Bargemont, Accamier u. m. a. Zur Schule des Avenir gehörten: Montalembert, Abbé Gerbet, de Cour, de Gagetan; zum Simonistischen Birein: Margerin, Henffau, de Courbonsix.

nun die sog. katholische Universität einerseits durch Reinigung der verschiedenen Gebiete des menschlichen Geistes die Rückkehr zum Katholicismus fördern, anderseits nachweisen, „daß der kath. Glaube die Philosophie oder die allgemeine Wissenschaft erzeugt, welche die Einheit aller besonderen Wissenschaften bildet, daß die kath. Hierarchie den Stützpunkt abgibt für sociale Ordnung und ihre Fortschritte, daß die kath. Liebe (charité), verbunden mit den Resultaten der Wissenschaft, allein auf vollständige und dauernde Weise die wichtigsten Probleme der Staatsökonomie auflösen kann, daß alle Kunst christlich sein muß, und daß alle Christliche aus dem Katholicismus hervor- oder in ihn zurückkehrt.“ „Dies,“ so behauptet das Programm, „sei die große religiöse Aufgabe des neunzehnten Jahrhunderts.“

Wir dürfen es für überflüssig halten, uns in eine Kritik dieser prunkenden Phrasen einzulassen; um aber unsere Leser in Stand zu setzen, in voller Sachkenntniß ein Urtheil zu fällen, wird es hinreichen, ihnen aus jenem Programm und dem beigegebenen Discours préliminaire des Abbe Gerbet noch Folgendes mitzutheilen.

Im ersten erklären die Mitglieder des Vereins: „sie hätten sich zum Voraus vereinigt gefunden in derselben Liebe zur Religion und zur Wissenschaft, in derselben Unterwürfigkeit (Soumission) unter alle Entscheidungen des heil. Stuhles, und ganz besonders unter die neuesten *), endlich in derselben Absicht: mit allen ihren Mitteln der katholischen Sache zu dienen.“

Zu diesem Endzwecke wollen sie nun vom 15. Nov. 1835 an in der angekündigten Revue Vorlesungen mittheilen über die heil. Schrift, die christlichen Wahrheiten, die Religion, Staatsökonomie und ihre Geschichte, Literaturgeschichte, christliche Kunst, Geologie, französische Geschichte und literarische und sociale Geschichte der kath. Jahrhunderte. Daneben sollen alle bedeutende, neuerscheinende Schriften beurtheilt und merkwürdige Ereignisse besprochen werden.

Der beigelegte Discours préliminaire verbreitet sich über alle Zweige des Wissens — mit Ausnahme — aller kirchlich-theologischen Wissenschaften!

Da aus diesem Vorwort wohl mit einigem Rechte die Auspizien für die nachfolgenden Vorlesungen zu stellen sein dürften, so mögen einige Mittheilungen aus demselben hier nachfolgen.

*) Dies sind bekanntlich das gegen alle, von der Gegenwart in Anspruch genommene Privilegien protestirende Anglikanism von 1832 und die Verdamnung der Paroles d'un croyant.

„Das Universum,“ so lehrt uns Herr Abbé Gerbet, „ist die bleibende Harmonie einer großen Analyse und einer großen Synthese,“ (was an das noch größere Wort des h. Maximus erinnert: *θεος εστι θεος και διαλογος παντων*) „ein erhabenes Spiel dieser beiden Bewegungen, bei welchem die sondernde Kraft im Dienst der vereinigenden steht; lebendige Methoden, — göttliche Logik, von welcher unsere künstliche nur ein bloßes Abbild ist.“ (p. 13.) „Die Organisation des Universums resultirt aus der Vereinigung des Stoffes der Wesen mit den wirksamen und belebenden Prinzipien, die deren Formen bestimmen und erhalten.“ (p. 15.)

„Das Menschengeschlecht, welches in die Mitte des Universums, wie in einen Tempel sich gesetzt fand, erforschte zuerst dieses göttliche Bauwerk (architecture) und alle Wunder der Außenwelt, bevor es die Wunder des Gedankens, dieser Ideenwelt, die es in seiner Seele trägt, zum Gegenstand seiner Forschungen machte.“ (p. 24.) „Besonders als mit Vernunft und Freiheit begabtes Wesen ist der Mensch selbst Vorwurf einer unerschöpflichen Wissenschaft. Durch diese Vermögen gehört er einer höhern Welt an. Ein Lebenszug (attraction vitale) treibt ihn hin zum Wahren und Guten; er hegt einen erhabenen Hunger und Durst nach diesen Dingen; sie sind die natürliche Speise seines Geistes.“ (p. 25.) „Die Idee ist das unbeschränkte Licht — die Vernunft das Auge, welches dieses Licht empfängt.“ (p. 26.) „Die Bewegung der Vernunft, welche man mit dem Namen Wissenschaft bezeichnet, ist eine Entwicklung, mittelst welcher der menschliche Geist in der ganzen Schöpfung Bilder Gottes, und über die Schöpfung hinaus Gott selber sucht.“ (p. 36.) „Sie sucht die mittelbaren und unmittelbaren Beziehungen aufzufassen, welche stattfinden zwischen den endlichen Dingen und dem Unendlichen, gedacht als Macht, Vernunft und Einigungsprinzip (Liebe)“. . . „Wenn nun alle Gestirne zu Einem Plan gehören, der die Offenbarung der göttlichen Macht ist, die die Gedanken der Weisheit ausführt und bewegt wird von der Güte, — dann werden auch alle Ideen, die den Raum unserer Intelligenz ausfüllen und gleichsam deren Sterne sind, — sie werden auch alle in Einen Plan sich einfügen und ordnen, der ebenmohl die Ehre Gottes dem Auge der Vernunft, indem sie selbst ihr eigenes Wesen anschaut, offenbart^{*)}. Die Wissenschaft besteht, bewegt sich und lebt im göttlichen Gedanken; Gott ist allüberall gegenwärtig — in der menschlichen Vernunft, wie in der Natur.“

^{*)} — „qui révèle sous la gloire de Dieu à l'œil de la raison, contemplant elle-même sa propre essence“. . .

(p. 40.) „Aber auch die Thatsachen, aus denen die Geschichte besteht, bleiben ohne Bedeutung, wenn die Beziehungen, die daraus hervorgehen, sich nicht in letzter Analyse in eine große Offenbarung der Gesetze zusammenfassen lassen, die die Geschichte der Völker bewahren und deren Befolgung das sociale Leben erhält, wie ihre Verletzung den Untergang herbeiführt. . . Aber die Völker sind nur Individuen eines allgemeinen Volkes, — der Menschheit. Widersprechend wäre nun, wenn jeder Theil, nicht aber das Ganze, Gesetzen untergeben wäre, wenn in den Theilen Ordnung, im Ganzen aber Anarchie herrschte. . . Die Geschichte kann also nur begreifen werden als ein fortgehendes Sprechende, als eine unerschöpfliche und wunderbare Rede, welche mehr oder minder klar die Gesetze oder den Willen der Vorsehung erklärt, eben wie die Natur nur zu begreifen ist als eine wesenhafte Schrift (*écriture substantielle*), welche die Gedanken des göttlichen Geistes ausgestaltet (*figure*).“
 (p. 40. 41.) „Jeder Körper ist aber nothwendiger Weise einem Gesetze unterworfen, welches ihn beherrscht und bestimmt, damit er zur allgemeinen Ordnung der natürlichen Welt mitwirke, während zugleich in ihm irgend eine Kraft ist, die ihm seine individuelle Gestalt zu bewahren strebt. Ebenso muß jeder Mensch sich einem Gesetzesgesetz unterwerfen, welches ihn dem Gemeinwohl zuordnet, während doch auch ein Streben nach Selbstbefriedigung in ihm ist. . . Da nämlich jedes endliche Wesen zwei Seiten, zwei Eigenschaften hat, indem es an Gott hängt, und zugleich unterschieden und gesondert von ihm ist, — so läßt sich begreifen, wie in jeder Ordnung von Existenzen, aus denen das Weltall besteht, allgemeine Thatsachen zu finden sind, die eine Folge oder ein Bild dieses allgemeinen Gesetzes sind.“ (p. 45.)

„Die Philosophie ist es nun, die unabhängig von Gott zur Welt herab, von der Welt stets wieder zu Gott emporsteigt. . . Um ihres Amtes zu warten, kleidet sie sich in doppelte Form; sie ist entweder rational oder mystisch. Die erstere beruht auf der Generation der Ideen, — die andere auf der Ausströmung des Gefühls. . . bezieht die Zeugnisse des Denkens, so bietet dagegen die Vernunft ihr den Gedanken (*conception*) dar, der sie legitimiert. Dieser Gedanke besteht darin, daß das natürliche und geistige Universum nicht nur eine Offenbarung der göttlichen Vernunft ist, sondern auch eine Ausströmung der göttlichen Liebe in sich begreift. . . Darum bildet erst die Vereinigung der rationalen mit der mystischen Philosophie die vollständige, die lebendige Wissenschaft. Weder das Denken, noch das Gefühl allein soll philosophiren, sondern der ganze Mensch.“ (p. 45. 47.) Wie nun die Philosophie alle Wissen-

schaften, so strebe die Erziehungskunst alle übrigen Künste zur Einheit hinzuführen. „Alle Pflichten der Familien- und der Staatsmitglieder sind nämlich eine Ableitung aus den religiösen Pflichten des Menschen gegen Gott; nur aber eine geistige Gesellschaft (Soc. spirituelle) vermag eine allgemeinere Erziehung, als die familiäre und staatsbürgerliche, zu vollbringen, — die Erziehung des Menschengeschlechts... Man muß daher wünschen, daß, außer den Vertretern der besonderen Interessen jeder Nation, es noch eine einige und allgemeine Gesellschaft gebe, welche die gemeinsame Mutter der Menschheit sei... Die allgemeine Erziehungskunst besteht demnachst in der Verwaltung aller Künste, aller Wissenschaften, aller bekannten Wahrheiten, und in der Anwendung derselben auf die Entwicklung aller menschlichen Vermögen (facultés), aber auf ihre harmonische Entwicklung, die einzige, welche wahrhaft und dauernd ist.“ (p. 47. 48.)

Nach diesen Mittheilungen glauben wir keinen Widerspruch mehr zu erfahren, wenn wir unsere anfängliche Behauptung wiederholen, daß in Frankreich die Götterdämmerung angebrochen, und wenn wir hinzufügen, daß auch das neue Tagesgestirn schon im Aufsteigen begriffen sein muß, um, wie in jener Vorrede geschehen, die zurückweichenden Wolken der mittelalterlichen Nacht mit reinem Gold und frischen Rosen säumen zu können.

Die Kultusfreiheit und Villot's unitarisch-französische Kirche.

(1836)

Mit Erlaubniß des Bürgermeisters von Pecq hatte Herr Villot am 10 Juni 1836 eine französisch-katholische — oder, wie sie auch genannt wird, eine unitarische und reformirende (unitaire et reformatrice) Kirche eröffnet. Bald darauf ließ der Präfect des Departements die Erlaubniß zurücknehmen und den neuen Tempel „versiegeln.“

Als alle Schritte, die Siegel wieder aufheben zu lassen, vergeblich geschehen, brach Herr Villot sie am 31. Juli und eröffnete am 7. August von Neuem seinen Gottesdienst. Sofort präsentirte sich ein Instructionsrichter und Herr Villot wurde angeklagt, Theil genommen zu haben an einer nicht autorisirten Association von mehr als 20 Personen, die Siegel durchbrochen und gesetzwidrig ein Priestergewand getragen zu haben. — Die Sache kam am 3. und 9. Septbr. vor das Zuchtgericht von Versailles. Der Gerichtssaal war gedrängt voll. Der Staatsprocurator sucht dadurch die Anwendbarkeit des Artikels 291 des Strafgesetzbuches auf den vorliegenden Fall darzuthun, daß er die kirchliche Zusammenkunft zu einer Association stempelt, und will jenen Artikel mit dem 5. der Charte, welcher Kultusfreiheit verbürgt, dadurch vereinigen, daß er behauptet, diese Freiheit sei nur für die drei damals bestehenden Kirchen, die katholische, die protestantische und die jüdische, proklamirt worden. —

Herr Ferdinand Barrot macht dagegen aufmerksam auf den wesentlichen Unterschied zwischen association und réunion, und behauptet, daß durch die Beschränkungen, welche der Staatsprocurator aufstellt, die Freiheit nicht nur beschränkt, sondern völlig ver-

nichtet werde. Er bemerkt ferner: „die Kultusfreiheit sei nur eingesetzt worden, um es den Sekten überhaupt möglich zu machen, ohne Zerreißung oder Erschütterung der Staaten sich zu produziren.“ . . „Die Reformatoren, fuhr er fort, haben ihren Glauben nicht mehr mit ihrem Blute zu versiegeln.“ . . „Die Concurrenz aber, gegen welche man sich jetzt erhebt, wird nur zur Läuterung dienen. So bewirkte die erste christliche Kirche durch ihre bloße Gegenwart, daß das Heidenthum sich reinigte und der Moral zuwandte, was selbst von christlichen Schriftstellern des III. und IV. Jahrhunderts zugestanden worden. Ähnliches geschah durch Luthers Reformation, durch welche der Katholicismus neue Kraft gewann. Epflet,“ so schloß er, „lasset die Religionen hervortreten und wachsen; denn wenn ihr ihnen die Freiheit gebet, so werden sie euch dafür die Sittlichkeit zurückgeben.“ —

Die begeisterte Rede des Herrn Barrot scheint auf den Gerichtshof keinen Eindruck gemacht zu haben; denn er erklärte die zu Pécq unter Leitung des Herrn Pillot gebildete religiöse Association für aufgelöst und verurtheilte den Lectoren zu 6 Monaten Gefängniß und zu den Kosten.

Herr Pillot wies appelliren, — und gewiß wird der Audienzsaal des Appellhofes nicht alle diejenigen fassen, die hinzuströmen werden, um den Debatten in dieser hochwichtigen Sache beizuwohnen.

„Regierung und Politik,“ so schreibt kürzlich ein wohlunterrichteter Pariser Freund dem Hr., „betrachten die Religion überhaupt und den Katholicismus insbesondere fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkte der Politik; jene als einen Gegner, den man gewinnen oder als ein Werkzeug, das man benutzen muß; diese als ein consequentes System von Einheit, das ästhetisch und logisch Beifall verdient und übrigens auch seine praktische Brauchbarkeit hat. Das Ideal, das vorschwebt, scheint China zu sein, Confucius für die oberen Klassen, der Fohi-Dienst für den Pöbel.“ — Deshalb wird der schematischen und reformirenden (s. französischen) Kirche auf alle Weise entgegengearbeitet; ob aber der Appellhof dieser Influence nachgeben wird, steht noch zu bezweifeln. Schon öfter hat die französische Justiz die französische Regierung von einem Abwege zurückgeführt.

Die Sache des Herrn Pillot ist am 30. Novbr. 1836 vor dem Pariser Appellhofe zur Verhandlung gekommen. Es geht in der Hauptsache die Frage, wie der Artikel 8. der Charte zu verstehen

sel, welcher jedem Franzosen gestattet, seine Religion frei zu üben. Ohne auf die Details der Verhandlungen, die in den französischen Blättern zu finden, näher einzugehen, beagnügen wir uns aus der Rede, welche Herr Ferdinand Barrot, als Anwalt des Angeklagten an die Richter gehalten, folgende Schlussbemerkungen hier anzuführen:

„Nehmen sie sich in Acht, meine Herren, Uebersieferungen zu ermuntern, die man seit längerer Zeit unter uns auszubereiten sucht. Es ist uns leicht darzuthun, daß die Herrschaft der Freiheit dem Katholicismus (1) günstiger gewesen, als die der Bevorrechtung. Wir berufen uns auf die Fortschritte des religiösen Geistes, die sich seit 1830 bemerklich machen. Ja, meine Herren, die Voltairischen Uebersieferungen des Liberalismus sind gegenwärtig aufgegeben, verleugnet. Nützliche und soziale Wahrheiten gewinnen Raum (*so font jour*); die Ära des Unglaubens ist zu Ende; man sucht den großen Endzweck des Jahrhunderts an die Wahrheiten der christlichen Glaubenslehre wieder anzuknüpfen; man möchte fast sagen, die Welt habe sich zu Gott hin auf den Weg gemacht (*que le monde s'est mis en marche vers dieu*).“

„Warum dies Alles? Weil der Katholicismus wieder in das Gemeingebiet zurückgetreten. Würde er morgen wieder ein Werkzeug der Gewaltherrschaft, so würden Sie alle progressiven und religiösen Menschen zur Vertheidigung der Freiheit zurückeilen und von Neuem jenen Aultus bekämpfen sehen, der gerne Mensch werden möchte, nicht um die Welt zu erlösen, sondern um sie zu beherrschen.“ —

„Lassen Sie darum jene neue Religionen gewähren, die da aufkommen. Dienten sie auch nur dazu, einige verirrte Gewissen wieder zu sammeln, einige Gewohnheiten zu bessern, die zu schlimm sind, als daß der Priester bis zu ihnen hin dringen könnte, — so würden jene neuen Religionen schon einen hinreichend großen Dienst geleistet haben. Ich vertheidige also nicht ein Prinzip der Anarchie, sondern vielmehr ein Prinzip der Ordnung.“ —

Am 3. Decbr. bestätigte der Appellhof das gegen Villot erlassene Strafurtheil erster Instanz. Hinsichtlich des Thatbüchlichen habe sich nämlich ergeben: „daß Villot, sich qualifizirend, als *ministre chrétien, directeur de l'église française unitaire et réformatrice* im laufenden Jahre aus Spekulation zu Pecq einen angeblichen Tempel eröffnet, in welchem er ohne Ermächtigung der Regierung eine Association von mehr als 20 Personen gebildet und geleitet, welche zum Zwecke hatte, zusammen zu kommen, um sich damit, was Villot den *culte chrétien primitif* nannte, zu beschäftigen, ein Verein, dessen

Mitglieder sich an bestimmten Tagen versammelten, von Herrn Pillot Brú der genannt wurden, und demselben Geldbeiträge lieferten."

Hinsichtlich des rechtlichen Momentes erklärt der Appellhof:

1) „Die Charte könne nicht hindern, daß die Art. 291 und 292 des Code penal und die Art. 1 und 2 des Gesetzes vom 10. April 1834 auf Pillot angewendet wurden;" denn „der Gesetzgeber würde 1832 bei Revision des Strafgesetzbuches und 1834 durch das Gesetz vom 10. April jene Art. 291 und 292 nicht beibehalten und bestätigt haben, wenn sie der Charte widersprächen."

2) „Der Art. 5 der Charte, welcher bestimmt, „daß Jeder seine Religion mit gleicher Freiheit bekennen und für seinen Kultus gleichen Schutz erhält," vereinige sich vollkommen mit den Erheischnissen der gesellschaftlichen Ordnung, welche im Interesse der allgemeinen Ruhe und selbst in dem der freien Ausübung der verschiedenen Religionen, die Associationen, die sich mit religiösen Gegenständen beschäftigen wollen, der Ermächtigung der Regierung untergeordnet haben." Endlich

3) „daß, wenn seit Bekanntmachung der Charte, die organischen Gesetze der anerkannten Kulte in Kraft geblieben (?), die Versammlungen und Associationen zur gemeinschaftlichen Ausübung nicht anerkannter Kulte nicht des Vorrechtes genießen können, von jeder Regel und von den Vorschriften der allgemeinen Gesetzgebung befreit zu sein." —

Wie man nun auch über die angebliche Geldspeculation des Herrn Pillot urtheilen mag, so wird man doch zugeben müssen, daß der Ausspruch des Appellhofes dem Art. 5 der Charte jegliche Bedeutung entzieht, da er die Freiheit der Religionsübung völlig von beliebiger Ermächtigung von Seiten der Staatsregierung abhängig erklärt. Gegen die Willkür der Letzteren ist hiernach hinsichtlich der Religionsfreiheit noch kein verfassungsmäßiges Schutzmittel vorhanden.

Religiöses und kirchliches Leben in Frankreich.*)

Die Zeiten sind vorbei, in denen die Repräsentanten der Wissenschaft zweierlei Wahrheiten annahmen, eine philosophische und eine theologische, so, daß in der Schule wahr sein könne, was in der Kirche verworfen wird, und umgekehrt. Selbst die Capienza zu Rom hat die Nothwendigkeit erkannt, ihre offenbarte Weisheitslehre als übereinstimmend mit den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung zu demonstrieren. Vorbei sind auch die Zeiten, in denen die Rechtsverständigen der Societät zweierlei Gesellschaften statuirten, eine religiöse und eine politische, so daß von der Religion als Sünde verdammt, was von der Staatsweisheit als erlaubt, ja sogar als nothwendig angesehen wurde. Selbst römisch-katholische Kanonisten haben in den Staaten, deren Verfassungen die Religionsfreiheit als ein heiliges Recht anerkannt, sich gemüßigt gesehen, die Vereinbarkeit des kirchlichen mit dem staatsbürgerlichen Rechte zu proklamiren. Aber vorbei ist auch die Zeit, in welcher die Choraen der Poesie zweierlei Schönheiten anzunehmen schienen, eine kirchliche und eine poetische, so daß man einerseits christlichen Idealen huldigte, während anderseits den poetischen Göttern des Heidenthums oder des Naturglaubens, oder beiden, Weihrauch gestreut wurde. Lamartine, Leopold Scherer und Rückert eröffnen eine neue poetische Aera. Immer tiefer wird das Bedürfniß empfunden, das allgemeine Einigungsbund aufzufinden, das Aufgefunden durch Institutionen zu

*) Eine zu Anfang 1857 geschriebene Anzeige und Beurtheilung der Abhandlung „Ueber religiöses und kirchliches Leben in Frankreich“, v. Prof. W. H. Pflang. 1856. —

befähigen, es durch künstlerische Bildungen zur begeisterten Anschauung zu bringen. „Eine Wahrheit, ein Recht, eine Schönheit,“ — dies der Wahlspruch des neunzehnten Jahrhunderts. Und wie das Streben nach dessen Verwirklichung jetzt die heiligste Angelegenheit der europäischen Civilisation ist, so spricht es sich auch immer vermehmlicher aus in den Zeitblättern, in denen das innerste aktuelle Leben des Zeitgeistes zu Wort kommt. Die wissenschaftlichen Zeitschriften ziehen Politik, Kunst und Religion in den Kreis ihrer Verhandlungen; die politischen Blätter der gebildeten Nationen machen aufmerksam auf die Fortschritte der Wissenschaft, auf die Leistungen der Kunst und auf die Ereignisse des religiösen Lebens; die religiösen Zeitschriften bringen Fragen des Rechtes, Kunstwerke und Ergebnisse der Wissenschaft zur Erörterung; ebenso werden immer häufiger religiöse, wissenschaftliche und politische Interessen auch in belletristischen Journalen zur Sprache gebracht. Dies Alles aus keinem anderen Grunde, als weil man immer tiefer empfindet, immer klarer erkennt, daß das Leben der Menschheit, wie des einzelnen Menschen, ein einziges, untrennbares ist, dessen Momente in innigster, wesentlicher Wechselbeziehung stehen, und daß keine Sphäre des Daseins wahrhaft gefördert werden kann, als durch möglichst gleichmäßige Entwicklung und Verklärung aller Uebrigcn.

Dasselbe Bedürfnis, dasselbe Streben, welches im Ganzen, macht sich auch in jeder besondern Sphäre bemerklich, und so ist ebenwohl die vorliegende Schrift aus dem Bedürfnisse hervorgegangen, auf die Bezüge aufmerksam zu machen, welche Statt finden zwischen dem kirchlichen und religiösen Leben und der übrigen Bildung und den Einrichtungen der französischen Nation.

Diese Bestrebung und die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Herr Verfasser ihr zu genügen sich bemüht hat, ist um so erfreulicher, je entschiedener die berechtigten, legitimen Stimmführer der Kirche, welcher derselbe angehört, sich bisher nur durch äußerliche Uebermacht, und auch hierdurch nur theilweise — aus der Isolirung haben herausreißen lassen, welche das Charakteristische ihres dogmatischen Systems ausmacht. Dieses strenge, in sich folgerichtige System ist übrigen nicht dasjenige, zu welchem der Herr Verfasser sich bekennt. Er glaubt nämlich, „daß die Kirche, der er angehört, mancher Verbesserung gar sehr bedürfe,“ und beklagt es, „daß diejenigen, in deren Händen das Kirchenregiment ist, dem lauten Rufen nach Reformen, das seit dem Concilien von Constanz und Basel nie geschwiegen, kein Gehör geben“ (XII). Dies der Standpunkt,

von welchem aus er berichtet habe und auch beurtheilt zu werden wünsche.

Wir können nun zwar auf keine Weise diesen Standpunkt für haltbar anerkennen; denn zwischen dem gläubigen, unbedingten Gehorsam unter ein angeblich von Gott eingesetztes und aufrechterhaltendes Kirchenregiment — und der freien individuellen Anerkennung des Objektiv-Göttlichen, zu welcher die Protestation gegen die Auctorität jenes Regiments hingeführt hat, giebt es wohl sehr viele auf Selbsttäuschung beruhende Uebergänge, aber keinen legendwie haltbaren Standpunkt; — eine Wahrheit, welche so unbestreitbar ist, daß nur sie allein jene angebliche Renitenz der katholischen Kirchenobern, in die eigentlichen Reformen, die seit Constanz gefordert worden, einzuwilligen, erklärt — und so weit als möglich — entschuldigt. Diese Unhaltbarkeit des Standpunktes des Verfassers denimmt indessen dem Berichte, den er uns erstattet, nichts von seinem Werthe, wenn auch die Reflexionen, mit welchen er denselben begleitet, nur für diejenigen einige Bedeutung haben können, die sich mit ihm auf gleich vornittem und ephemeren Standpunkte befinden. Das Sterben, das längst abgeschlossene System der römisch-katholischen Kirche mit moderner Aufklärung zu verquicken und seine starre Stabilität wieder in Fluß zu bringen, ist selbst nur ein Moment der französischen Zustände; nur wer ein gleiches Sterben hegt, ist nicht befähigt, dieselben nach ihrer ganzen welthistorischen Bedeutung aufzufassen und zu würdigen. Wir werden uns daher auch darauf beschränken, mit Uebergabung der subjektiven Ansichten des Herrn Verfassers, nur auf das Thatsächliche aufmerksam zu machen, über welche die vorliegende Schrift uns berichtet.

Um aus eigener Anschauung über das wirkliche kirchliche Leben in Frankreich urtheilen zu können, hat Herr Professor Pfanz eine Reise nach Paris und der Normandie unternommen. In der vorliegenden Schrift bietet er uns die Ergebnisse seiner Nachforschungen, die sich mithin nur hinsichtlich eines Theiles des nordwestlichen Frankreichs auf eigene Beobachtung gründen. Der größte Theil derselben (S. 1 bis 279) bezieht sich auf die katholische, der kleinere auf die protestantische Kirche (274 — 306) und der kleinste auf die „neueren, kirchlichen Erscheinungen“ (306 — 319), nämlich auf den Saint-Simonismus, die Templer, den Abbe Châtel und die Kirche des neuen Jerusalem. Wir werden die Hauptpunkte hervorzuheben und

angelegen sein lassen, über welche die vorliegende Schrift uns ausführliche Angaben darbietet.

1. Katholische Kirche. Zuerst giebt uns Herr Pflanz eine Uebersicht von den Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten. Die von Napoleon gegründete Universität von Frankreich, ist „eine mit dem Unterricht und der öffentlichen Erziehung in ganz Frankreich ausschließlich beauftragte Körperschaft.“ Unter ihr stehen 28 Akademien, welche theils nur aus einer, theils aus mehreren Facultäten bestehen. Unter ihnen stehen die königlichen und die Communal-Collegien, so wie alle Privat-Unterrichtsanstalten und die Primar- oder Elementarschulen. Unabhängig von jenen Akademien sind die Seminarien für die Geistlichkeit. Eigentlich sollten die Candidaten derselben auch die theologischen Facultäten besuchen. Hr. P. behauptet indeß, die Bischöfe erlaubten denselben nicht mehr diesen Besuch, weil die Professoren dieser Facultäten auf die gallikanischen Freiheiten verpflichtet werden; so gebe es jetzt nur noch eine neufranzösische ultramontane Kirche in Frankreich (24). Dieser Isolirung des Klerus habe zwar die Ordonnanz vom 25. December 1835 zu begreifen gesucht, welche akademische Grade zur Erwerbung der einträglichen Pfarrstellen erheischt; bis jetzt sei aber diese Anordnung ohne Wirkung geblieben. — Von den sorgfältig gesammelten Nachrichten über den Gymnasialunterricht führen wir nur an, daß die, von de la Salle 1724 gestifteten, von Napoleon 1808 hergestellten, dann 1821 erneuerten Schulen der frères des écoles chrétiennes auch von dem doctrinairten Ministerium wieder begünstigt werden. Von 1440 Brüdern und 221 Schwestern werden 239 Institute besorgt, was als Gewinn anzusehen, da im Jahre 1834 noch 15,000 Gemeinden waren, die kein Geld für Schulen vorwilligen wollten. — Die Schullehrerbefoldungen sind sehr gering; für Mädchenschulen ist noch sehr wenig gesorgt. Zur Errichtung von Kleinkinderschulen hat aber Guizot seit 1833 überall aufgemuntert.

Hinsichtlich der wissenschaftlichen Bildung des Klerus bemerkt Hr. P., daß jetzt nicht mehr von der alten ehrwürdigen gallikanischen Kirche die Rede sei; vielmehr herrschen bei dem französischen Klerus die Grundsätze der Jesuiten vor. Die jungen Kleriker werden von Kinderjahren an abgesondert erzogen; etwas Latein, wenig Griechisch, gar kein Hebräisch; dies die philologischen Vorstudien der künftigen Theologen Frankreichs. Mit der neueren Philosophie werden sie nicht bekannt gemacht. Ihr Lesebuch ist die sogenannte *Younger Philosophie* von 1782, im Jahre 1834 neu aufgelegt. Die

ehemals so berühmte Serbonne hat gegenwärtig keine theologischen Zubehör. In den Seminarien wird keine Exegese gelehrt, Nichts von Kritik, Hermeneutik, biblischer Archäologie, grammatisch-historischer Interpretation. Selbst Kirchengeschichte und Kirchenrecht werden in der Regel dort nicht gelehrt, praktische Theologie sehr unvollständig; von Theorie der Kanzelberedsamkeit und Katechetik keine Rede. Dogmatik wird noch im scholastischen Gewande, Moral als Casuistik vorgetragen.

So findet denn Hr. P. „die Klagen über Unwissenheit der Geistlichen nur zu gerecht“ (129). Ueber den moralischen Wandel der selben hört man jedoch keine Klagen. Auch sei bei denselben die Abschaffung des Ehelohns nicht in Anregung gekommen; lobenswerth bei ihnen die Einrichtung der jährlich einmal gehaltenen *Mercato*.

Unter der Rubrik „Äußere Stellung des Klerus“ finden wir angegeben, daß die barmherzigen Schwestern jetzt 300 Häuser in Frankreich haben. Außerdem giebt es dort noch Lazaristen, die Mission vom h. Geiste, die Gesellschaft der Priester von St. Eulapier, Brüder der christlichen Schulen und Frauenklöster für Unterricht und Erziehung. Für die Seminarteiler hatte zwar der Art. 24 des Concordats Unterscheidung der Deklaration von 1682 vorgeschrieben; seit der Restauration sei aber diese Vorschrift in Abgang gekommen.

Was die Weltgeistlichen betrifft, so kommt auf 10,000 Seelen nur ein Pfarrer, auf 1000 Seelen ein Geistlicher. Ein Pfarrer 2ter Klasse unter 60 Jahren hat nur 1200, für die Succursales hat ein Vikar nur 300 Franken Gehalt! Für ganz Frankreich giebt es jetzt 3 Cardinale, 14 Erzbischöfe, 66 Bischöfe, 1214 Canoniker, 3261 Pfarrer, 24,517 sq. Desservans, 6989 Vikarien, 449 Kaplanen, 945 Aumeniers, 1158 Direktoren, Professoren u. bei den Seminarien, überhaupt also 11,732 Weltgeistliche. Frauenklöster giebt es 3024 mit ungefähr 18,000 Nonnen; aber nur 18 Klöster sind dem bräutlichen Leben gewidmet.

Von der Wirksamkeit des Klerus läßt sich schon nach dem Vorhergehenden wenig erwarten, da ihm nur geringe geistige und weltliche Mittel zu Verfügung stehen. Den näheren Angaben des Hrn. P. zufolge, lassen die Geistlichen in den Schulen biblische Geschichte und den „scholastischen Dilectus-Katechismus“ auswendig lernen und recitieren. Ueberhaupt — wenig gute Prediger; vorzüglich die Furcht angewendet, um dem Volke die Religion ehr' ürdig zu machen. „Thut Buße, das Gericht ist nahe,“ dies der Refrain, der fast in allen Vorträgen der französischen Prediger wiederkehrt. Alles

wird zum Strafgewichte gemacht für die Philosophen und Söhngeister; als Mittel, denselben zu entgegen, Fasten, Ablässe, Wallfahrten, Rosenkranz u. dgl. empfohlen. Der Gesang und viele Gebete bei dem Gottesdienste, — welcher ausführlich beschrieben wird, — sind noch lateinisch. Die Sonntagsfeier zu Paris sehr wenig beachtet. Eigene Sittenpolizei hat der Pfarrer nicht auszuüben; auch werden keine Kirchenconvente gehalten. Strenge übt aber der Clerus das Recht der Excommunication und der Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses, und dringt im Beichtstuhle auf Beobachtung der Fasten- und Abstinenzgebote, — jedoch ohne merklichen Erfolg. Auch die öfterliche Beichte und Communion wird von Wenigen gehalten. Von der im Jahr 1830 zu Paris in Folge einer angeblichen Vision gefertigten, jetzt auch in Baiern verbreiteten Wundermedaille aber sind auch in Frankreich viele Tausende abgesetzt worden. Häufig werden auch noch Ablässe erteilt.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes giebt uns Hr. Pf. als Resultat: „daß die französische Geistlichkeit durch Lehre, Cult und Kirchendisziplin das religiöse und kirchliche Leben eifrig zu fördern suche, daß aber dieser Eifer nicht immer die gewünschten Früchte trägt, theils, weil die Geistlichkeit selber größtentheils aus Mangel an gründlicher, wissenschaftlicher Bildung in der Wahl der Mittel nicht durchweg glücklich ist, theils auch, weil in dem Volke noch viel zu wenig religiöser Sinn sei, als daß ihr Streben, wenn es auch zweckmäßiger wäre, gehörigen Anklang finden könnte“ (224).

Herr Pf. sucht dann den Einfluß zu bestimmen, welchen die Literatur auf das Volk ausübe. Er meint, die Journalistik spiele hierbei die größte Rolle. Ueberall Tagblätter zu finden: in den Kaffeehäusern, in den Gärten des Luxembourg, in den Omnibus. Politisch — Hauptsache; Religion nur als Mittel angesehen. Schließe der Clerus sich der Regierung an, dann erhebe sich Indifferentismus als Opposition; sei die Regierung christlich (?), dann die Opposition antichristlich. Am weitesten in das Volk hinab reichen die kleinen satyrischen Journale. Die Schriften aus den Letzten und im Geiste der Encyclopädisten gehörten noch immer zu den gelesensten Volksschriften. Von einigen modernen Männern, — Jussieu, Beaud, Lemaire, Picot, Ruzier, Buchon, Bâle, Wade u. m. a. — seien neuerdings Versuche gemacht worden, durch gute Volksschriften (namentlich die *Bibliothèque populaire*), auf das Volk zu wirken; in den wenigsten ihrer Schriften sei jedoch die Religion berücksichtigt. Mehr zu hoffen sei davon, daß man in der letzteren Zeit fast alle Schriften

unseres Kinderfreundes Hr. Schmidt in's Französische übersetzt. Von den Dichtern übrigens *Béranger* Volksdichter, wie vor ihm noch Keiner. Herr Pf. führt (S. 239 — 241) das Urtheil an, welches Herr von Wessenberg in seinen „Betrachtungen u.“ (1831) über *Béranger's* Lieder gefällt, und findet Nichts hinzuzusetzen. Es ist das Urtheil eines wohlwollenden deutsch-katholischen Geistes; aber kein Urtheil von weltlichsozialem Standpunkte. — Hinsichtlich des Katholicismus der neuen Romantiker beruft Herr Pf. sich auf *Saint-Marc-Girardin*, der mit Rechte bemerkt: „spricht nicht mehr von dem alten Katholicismus *Bossuet's*; wir haben an seiner Stelle einen phantastischen Katholicismus“ — Doch rühmt Herr Pf. die Religiosität *Lamartine's* und die Arbeiten *Chateaubriand's*, erwähnt flüchtig die philosophischen Bestrebungen *Guizot's* (1), *Comte's* u. a. m., gedenkt der 1821 gegründeten *Société de la morale chrétienne*, die zwar mehrere wichtige Preisschriften erzieht, aber in Bezug auf christliche Lehre indifferent sei. Die neueste theologische Literatur bespricht, Herrn Pf. zufolge, mit Ausnahme von *Genoude's Raison du christianisme*, fast nur in neuen Auflagen älterer Werke, zahlreichen Uebersetzungen und Ausgaben des *Thomas à Kempis*, *Abtatsbüchlein* u. dgl. m. Bibeln sind bis jetzt über eine Million Exemplare von der englischen Bibelgesellschaft in Frankreich verbreitet worden.

Vermuthlich bespricht Herr Pf. den Einfluss, den die Kunst auf das Volkleben ausübe. Das Schauspiel biete nur das Unerbötliche, sei eine Schule des Lüstern; das Lustspiel biete nur das Leichtfertige, Triviale, die bildende Kunst theils Schlachtgewühl, das Gefällliche, Entschliche, theils das Lüstern; was die Musik betrifft, so finde sich in Frankreich außer dem römischen Choral keine Kirchenmusik. Ueberhaupt trage in Frankreich die Kunst zur Bedung und Förderung des religiösen Lebens wenig bei, es gehe kein religiöser Grundton durch sie hin.

Wir übergehen, was Herr Pf. über das Verhältniß der Regierung zur katholischen Kirche bemerkt, und wenden uns zur protestantischen oder vielmehr reformirten Kirche; denn die meisten französischen Protestanten gehören der von *Calvin* und *Beza* gegründeten reformirten Confession. Die aus derselben sich zum geistlichen Stande bestimmen, machen ihre Studien auf den Collèges, daher dieselben „vor den katholischen Geistlichen den Vorzug einer höheren wissenschaftlichen Bildung erhalten.“ Es fehle indes der protestantischen Kirche in Frankreich (wohl überall) an innerer und äußerer Einheit. Auch hier Spaltung in Nationalisten und Parisianer. „Auf Erüben

der ersten, das müssen wir anerkennen — (Schreibt Herr Pf., findet sich größere Wissenschaftlichkeit, findet sich Mäßigung und Verträglichkeit; auf Seiten der letzteren dagegen ein unbeschränkter Glaubenseifer.“ Im Ganzen haben die 4 Mil. Protestanten 610 Pfarreien; nämlich die Reformirten 384 (unter 89 Consistorien) in 54, die Augsburger Confessionsverwandten 226 (unter 31 Consistorien) in 8 Departementen.

Was Herr Pf. über die neueren kirchlichen Erscheinungen beibringt, bietet uns Nichts erheblich Neues.

Die Resultate aller seiner Beobachtungen über das religiöse und kirchliche Leben faßt er in folgende zwei Sätze: „es mangelt dem größeren Theil der Priester die Weihe der Wissenschaft, und dem größeren Theil der Laien die Weihe des Glaubens“ (319).

Im Ganzen ist die Darstellung und der Sammelreiß des Herrn Verfassers zu rühmen. Seine Schrift liefert einen werthvollen Beitrag zur kirchlichen Statistik Frankreich's.

Ueber Heghelin's von *Examen du Moïsaïsme et du Christianisme*'),

mit dem Epitaph aus Lactant. Inst. Div. L. I. C. 11. Nr. 69. *videtur alium deum fuisse regem primis temporibus, alium consequentibus. Potest ergo fieri ut alium sit postea futurum. Si enim regnum prius mutatum est, cur desperemus etiam posterius posse mutari?*"

Es sind jetzt (1835) fünf Jahre, daß wir Bericht erstattet haben über Salvador's *Histoire des Institutions de Moïse et du peuple hebreu.***) Diese Schrift hatte die Absicht, die Lehren und Gesetze Moses darzustellen als enthaltend die Grundlage der wahrhaften Religion und des wahrhaften Rechtes. Sie machte aber den mosaischen Jehovah zur spinozistischen absoluten Substanz und den Menschen zum flüchtigen, bei dem Tod in die Substanz untergehenden Accidens. Hieraus ergab sich dann von selbst, daß das Christenthum, als eine Befähigungsanstalt für einen jenseitigen Himmel — zur Tugend, der Staat aber, durch welchen jeder Einzelne das größtmögliche irdische Wohl erreichen sollte, — zur bloßen Nützlichkeitsanstalt wurde. Wie nun Salvador über den Talmud hinaus zu einem mehr oder weniger willkürlich gedeuteten, angeblich reinen Mosessthum, so versuchten zu derselben Zeit Andere über die kirchlichen Satzungen hinaus auf ähnliche Weise zu einem sogenannten Urchristenthume zurückzuführen.

Die Julirevolution, indem sie mit der alten Dynastie auch die theokratische Inflation des röm. kath. Alerus beseitigte, entfernte eben

*) Paris 1834. à la Librairie orientale de Prosper Dondrey-Dupré, Rue Richelieu Nr. 37. 3 Vol. 8.

**) *ibid.* X. 2. 3. 1830. Nr. 100 — 112.

damit jeden bis dahin bestehenden Grund zur Verstellung. — schließlich aber auch einen großen Theil des zur Thätigkeit erweckenden Antrieges. Rückhaltlos konnte sich nun die Forschung auf das Achte der Geschichte zuwenden. Die politischen Irrungen aber, die aus der wesentlichen Spannung zwischen einem neuen dynastischen Interesse und dem Principe der Volkssouverainetät, kraft dessen die neue Dynastie den Thron bestiegen, entstehen mußten, waren wohl hauptsächlich Ursache, daß die nicht jüdischen Forscher sich zunächst vorliebig der weltlichen Geschichte zuwandten; denn außer einigen Schriften über die Reformation von Seiten der Aufgeklärten und einigen Versuchen, die Vernünftigkeit (!) des Katholicismus zu erweisen, von Seiten der Halbaufgeklärten, hat die christliche Literatur der letzten Jahre nichts Erhebliches aufzuweisen. Nicht wenig zu dieser Unfruchtbarkeit mag indessen auch der Umstand beigetragen haben, daß die Hauptstimmführer, für sich selbst über jede Autorität, als solche, — über jeden positiven Kirchenglauben hinausgerückt, in der Verfassung, dem Cultus und der Disciplin der römisch-katholischen Kirche eine für das Volk nicht bloß nützliche, sondern für jetzt noch unentbehrliche, weil noch nicht ersphäre, Anstalt respectierten, deren Ansehen bei dem großen Haufen zu schwächen sie für unklug hielten.

Bei den Juden aber, welche in Frankreich schon seit der Revolution im vollen Besitze des Staatsbürgerrechtes sind, war kein unmittelbar drängendes Interesse vorhanden, die Geschichte ihres Glaubens und Volkes wesentlich zur Sprache zu bringen. Unter den Wenigen, die in wissenschaftlichem Sinne sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, verdient jedoch Hr. Cahen eine ausgezeichnete Erwähnung. Das Rabbinenthum mit seinem Talmud steht zu Moses und dem Alten Testamente in demselben Verhältnisse, wie die röm. kath. Kirche mit ihrem kanonischen Gesetzbuche und Allem, was dazu gehört, zu Jesus und dem Neuen Testamente. Die Reformation begann für das rabbinische Judenthum, wie für die röm. kath. Kirche in Deutschland — mit Popularisierung der ältesten Religionsurkunden. Mendelssohn übersetzte das A. Test. in's Deutsche; — Cahen hat es nun auch in's Französische übertragen. Im Vorworte zu demselben macht der Letztere auf den Gang aufmerksam, den die Erregse bei seinem Volke genommen, und wir glauben die Hauptmomente dieser Darstellung um so eher hier andeuten zu dürfen, da sie zugleich eine interessante Parallele zur Geschichte der Erregse in der christlichen Kirche darbietet. Zur leichteren Uebersicht führen wir die ausführlichere Darstellung Cahen's auf folgendes Schema zurück: Die jüdische Literaturgeschichte beselget

I. die dogmatische Methode, welche davon ausgeht, daß die

heiligen Schriften von Gott selbst dictirt oder inspirirt worden sind. Von diesem Standpunkte aus gestaltet sich:

- 1) eine religiöse Dogmatik. Die Rabbinen suchen darguthun, daß die mündlich überlieferte Lehre in der ursprünglich niedergeschriebenen enthalten sei. (Diese reinkirchliche Function wiederholt sich in den katholischen Canonisten.)
- 2) eine philosophische Dogmatik.

- a) Philo bemühte sich nachzuweisen, daß die Platonische Lehre, — welche von apriorischen Grundsätzen ausgeht, um das Wirkliche hiernach zu begreifen und zu gestalten, — wesentlich mit der offenbarten übereinstimme. (Ein ähnliches Streben zeigte sich bei den platonisirenden christlichen Kirchenvätern des ersten Jahrhunderts.)
- b) Raimondus führte zuerst (in seinem *mores-nebuchim*) die aristotelische Philosophie, — welche von der Erfahrung zum Allgemeinen aufsteigt, — in die Christenklärung ein, und suchte mittelst derselben die anscheinlichen Widersprüche und Dunkelheiten aufzulösen. (Dasselbe setzten die katholischen Scholastiker sich zur Aufgabe.)
- c) Mendelssohn suchte in seiner Bibelübersetzung den Pentateuch mit den neueren Entdeckungen in den Naturwissenschaften in Einklang zu bringen. (Gleiches versuchten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts zahlreiche sogenannte Rationalisten der katholischen und alarhologischen Kirchen.)

3) eine politische Dogmatik.

- a) Göttliches Recht, welches die Quelle der Rechte der Regenten im Himmel aufsucht, und daraus die Pflichten der Unterthanen ableitet: unbeschränkte autokratische oder aristokratische Herrschergewalt. Die Länder und Völker sind von Gott den legitimen Königen zum Eigenthume verliehen, die aber selbst durch die Krönung Eigenthum der Kirche werden. (Da dieses Recht bei den Juden keinen Dogmatiker gefunden, so erinnert Cohen hier an Bossuet's *politique sacrée*, welche allerdings in vielen Beziehungen zur jüdischen Literatur gerechnet werden kann; doch hätte er Hrn. v. Haller und mehrere Andere hier ebenwohl erwähnen können.)
- b) Volkssouverainität, welche von den Bedürfnissen, dem aufgeklärten Willen, dem Rechte der Regierten ausgeht, und daraus die Pflichten des Regenten ableitet. Es Salaboe in seiner *Histoire des Instit. de Moise*. — (Wir finden Keinen

in der christlichen Kirche, der diese Tendenz vollständiger repräsentirt, als den Abbe de Lamennais.)

II. Kritische Methode. Sie sieht von außerordentlicher Einwirkung bei Abfassung der heiligen Schriften ab und erforscht dieselben in ihnen und um ihrer selbst willen, mit Hülfe der Philologie, Archäologie, Ethnographie u. s. w. (Zu dieser nun bekennt sich Hr. Cahen, und stellt sich hiermit auf denselben Standpunkt, auf welchem sich die Mehrzahl der akatholischen Dogmatiker in Deutschland findet, welche der sogenannten historisch-grammatischen Exegese huldigt.)

Wie aber zu derselben Zeit, in welcher die rationalistisch gläubige Exegese in der christlichen Kirche aufgetaucht, im Verborgenen sich eine Art von Verschwörung gegen jeden eigentlichen Glauben bildete, so scheint dasselbe Phänomen sich auch bei den jüdischen Aufklärern zu wiederholen. Schon Poëne Wronsky hat in seinem *Messianisme* (T. I. p. 45. 60 etc.)*) von Secten gesprochen, deren Lehren er als höllischen oder kaledämonischen Mysticismus bezeichnet, und deren Vorhandensein und geheime Wirksamkeit er zu seiner Zeit zu entlarven verspricht. „Die Lehre des Messianismus,“ heißt es (a. a. O. S. 60), „wird endlich den dichten Schleier zerreißen, der so völlig diese Trümmer der Vorwelt den Augen der Menschen verbirgt.“ Zu diesen Secten zählt er auch die *Et. Simo-*nisten (a. a. O. S. VII. 62. 68. 72.); wir müssen aber nunmehr vermuthen, daß er auch auf eine noch namenlose Secte oder Verbrüderung hindeuten wollte, welche, wie kürzlich behauptet worden**), von Paris aus sich durch Frankreich und Deutschland verbreitet, und an die Stelle sowohl der mosaischen als der christlichen Religion einen mystischen Naturalismus zu setzen sich angelegen sein läßt***). Aus diesem geheimen Bunde scheinen, — der Abfassung und dem Verleger nach zu urtheilen, — die *Paroles d'un voyant, en reponse aux paroles d'un croyant, de Mr. l'abbé de la Menais, par J. Aug. Chaho* (Paris 1834. Dondoy-Dupré), — dann aber auch zwei Schriften von Requellimi de *Chio* hervorgegangen zu sein, deren erstere unter dem Titel: *La magie, considérée comme le résultat des religions égyptiennes, juive*

*) Der Messianismus, die neuen Tempel u. v. B. W. Gorce. 1834. S. 206.

**) Worte der Vernunft, des Rechts und der Freiheit u. (1834.)

***) Auch die Scepten der neuen Tempel mögen hierhin gehören. Vergl. *Epistelen*. 1831. S. 57 ff. 66 ff. und 279 ff. Man vergesse aber nicht, daß auch die Jesuiten eine geheime Congregation gebildet haben, welche nicht bloß in Frankreich die alten Weiser, und Vortragsmeister wiederherstellen möchte.

et chrestienne (3 Vol. chez Dondey - Dupre) — erschienen, deren letztere: Examen du Mosaisme et du Christianisme, — uns zu gegenwärtiger Anzeige Veranlassung gegeben.

Der Verfasser der zuletzt angeführten Schrift stellt die Ergebnisse der darin angestellten Untersuchungen am Schlusse des dritten Bandes (S. 545 — 549) zusammen und broct wir uns darüber äußern, wird es zweckmäßig sein, dieselbe unseren Lesern in treuer Uebersetzung vorzulegen.

„Wir glauben,“ sagt Hr. K. a. a. D., „daß aus dieser Untersuchung hervorgeht: daß das Lesen und die Bedenkenung des A. Test. mit unseligen Sitten und Gesetzen unverträglich ist; daß es ein Libell gegen die bestehenden Regierungen ist, um so mehr, da es uns die jüdischen Patriarchen als sehr verdorbene und unsittliche Menschen darstellt, — die Richter Israels als blutgierige, zu Menscheneß gezeigte Sklaven, — die Könige Juda's und Israel's als Verräther und als mit Mordthaten bedeckte, in Unzucht versunkene Usurpatoren; die Hohenpriester als Weibergeraffer, die das Volk in grausamer Sklaverei hielten, und deren Heiligkeit ein Wahnbild ist, da sie, mit tausend Verbrechen besudelt, von Heiden zur Hohenpriesterwürde erhoben wurden.

„Die Forschung vergewissert uns, daß die Juden immer Sklaven waren, daß sie keineswegs das Eigenthum des Grund und Bodens von Judäa hatten und daß sie Menschenopfer und Naturdienst zuließen.

„Es hat sich ergeben, daß die Vulgata ein Gesetzbuch voller Widersprüche ist, und daß oft ein Gesetz durch das andere aufgehoben wird, ohne in Anschlag zu bringen, daß der heil. Hieronymus in seinem barbarischen Stel Aenderungen darin vornahm, die mit der Uebersetzung der LXX und mit der Geschichte nicht übereinstimmen.

„Wir haben gesehen, daß dieses Buch auf keine Weise von Mose sein kann, der mehrere Jahrhunderte vor der Zeit gelebt hätte, in welcher man die Schrift kennen lernte, und daß Josua im Cap. 8. V. 32. ankündigt, er habe das Deuteronom, welches Mose dem Volke vermacht, in Stein gegeben, — was unmöglich, wenn man, um ein Wort zu verzeichnen, mehrere Figuren braucht. Was man von den jüdischen Schültern beigebracht, ist von widriger Abschnide, von Unwissenden niedergeschrieben, die besonders Feinde der Könige waren, und zusammengestellt, um die Kasse der Struereinnahmer zu Ansehen zu bringen; eine Kasse, welche die oberherrschenden Souveraine vertrat, und durch alle Mittel sich bei einem Volke zu einer geheiligten zu machen suchte, welches nur widerwillig die Abgaben zahlte, von denen es niedergebrückt wurde.

„Diese Thatfachen waren es, welche der Secte der Zeloten Entstehung und Ausbreitung gaben, einer Secte, die von einem den Un-

treibendern natürlichen Unabhängigkeitsgeiste befehle, ein Haupt an ihrer Spitze stellen, das sie den Befreier, den Christ nannte, — die sich wie ein Blitz durch die dem römischen Reiche unterworfenen Provinzen verbreitete und überall, wo sie aufkam, aufrührerische Bewegungen verursachte.

„Die Geschichte hat erwiesen, daß die Häupter der christlichen Zetoten die Massen in Bewegung setzten, um durch Zerstörung des Kaiserreiches ihrer eigene Herrschaft zu erweitern, und daß sie diejenigen, die sich für ihre Interesse opferten, zur Unsterblichkeit erhoben.

„Die Forschung hat erwiesen, daß das N. Test. erst nach der Sitververbesserung geschrieben worden, daß es, ebenso wie das A. Test., ein unsittliches Buch ist, welches den Ungehorsam gegen jede Staatsregierung predigt, — wie dieß die Oberhäupter des Christenthums von Anfang an bis auf den heutigen Tag durch Thatfachen erwiesen haben.

„Es ist bemerkt worden, daß die ersten Heiden des Christenthums identische Personen sind mit denen, welche in dem Kriege der Juden gegen die Römer auftraten, daß der Christ nur ein allegorisches und Gedankwesen (*être de raison*) ist und daß das Problem seiner wirklichen Existenz sich verneinend auflöst.

„Eine genaue Untersuchung hat erwiesen, daß diejenigen, welche auf der Kirchenversammlung zu Nicäa die Glaubenslehren festgestellt, corrumpten Menschen waren, Nichtswürdige, die vom römischen Hofe mit dem Titel von „sehr heiligen“ bekleidet, Feinde aller Gerechtigkeit und Ordnung waren.

„Die Geschichte hat erwiesen, daß diejenigen, welche man Bischöfe nannte, Reichthümer waren, die von heidnischen Fürsten zu dieser Würde erhoben wurden, und daß das christliche Priestertum oft der Preis der Verrätherie und der Intrigue war, zuweilen bestimmt, der Menschheit oder dem Staate geleistete Dienste zu bezeichnen; aber man hat auch gesehen, daß man einen Kaiser oder einem Usurpator zum Geistlichen machte, um sich seiner zu entledigen.

„Die Forschung hat erwiesen, daß in den Zeiten der Barbarei dieses Priestertum, um sich Ländereien zu verschaffen oder um sich den Besitz derer, welche es usurpiert hatte, zu versichern, Kündungen geschmiedet und grausame Bürgerkriege verursacht, um seine Kinder, Neffen und Anhänger zu bereichern; Kriege, welche Ströme Blutes in Deutschland, Frankreich und besonders in Italien fließen machten, um des Kaiserthrones zu Rom sich zu bemächtigen und den päpstlichen Despotismus durch Anechtung des Volkes zu befestigen.

„Die Geschichte hat erwiesen, daß die Fürsten der Kirche die furchtbarsten Feinde jedes weltlichen Souveräns und aller Aufklärung und Wis-

enschaft sind. Ihre Bücher sind vorhanden, und die darin enthaltenen für göttliche Gebote ausgegebenen Grundsätze sind es, welche tausend Unordnungen verurfsacht, mächtige Fürsten geführt und Usurpatoren auf den Thron gehoben . . .

„Obgleich die Juden oder ihrer abbinischen Schreibern diesem habgierigen und selbstsüchtigen Priesterthume die Wege bereitet, so sind es doch gerade sie, denen das Menschengeschlecht jenes Regenerationsstufes verdankt, welches seit zwanzig Jahrhunderten dem Despotismus bekämpft und das Joch der Unterdrückung zu zerbrechen getrachtet. Die Secte der Zeloten ist eine jüdische und über das ganze römische Reich verbreitet. Sie erhob überall einen Befreier, einen Christ. Die Juden können stolz darauf sein, daß die Religion, welche Europa und America bedeckt, aus der jüdischen, als ihrem Stamme hervorgegangen, den Namen tragend des Jodels der Secte der Zeloten, des Christ's, des Befreiers, aus welchen man die Christen, die Befreier, die Freisinnigen (libéraux) gemacht hat.“ —

Dies sind die Ergebnisse der weitläufigen Erörterungen, welche Hr. Reghellini dem französischen Publicum in drei umfänglichen Bänden dargelegt hat, und als deren Kernpunkt man das Bestehen, die ersten Christen mit den jüdischen Zeloten zu identificiren, betrachten kann. Da nun wohl die wenigsten unserer Leser sich veranlaßt finden dürften, in jener Schrift selbst der von ihrem Verf. versuchten Beweisführung nachzugehen, so wird es denselben vielleicht nicht unlieb sein, wenn wir die Hauptargumente jener Deduction in gedrängtester Kürze zusammenzustellen versuchen. —

Nachdem R. im ersten Bande sowohl die Immaculät und Unschuld des A. L., als die Unsittlichkeit und Empörungssucht des jüdischen Volkes zu erweisen gesucht, unternimmt er im zweiten darguthun, daß der Jesus der Christen gar nicht wirklich existirt habe. — „Das A. L.“ bemerkt er, „beginnt mit dem Geschlechterregister J. C., als des Sohnes David's, und dennoch widerlegt Jesus selbst (Mith. 22, 42 ff.) die Pharisäer, welche behaupteten, Christus müsse David's Sohn sein. Diese Fragen und Antworten beweisen uns, daß der Verf. dieses Evang. Christum als ein anostisches Wesen betrachtete, welches von Ewigkeit her existirte, und der Befreier war, welchen die Juden erwarteten, so wie Esdras ihn verheissen hatte.“ (II. 167.) Sueton und Juvenal sprechen von einem Christus in Rom, der fast gleichzeitig mit dem in Jerusalem das Haupt von Aufstehern war. Ein gewisser Norvius hatte ein Drama (Laurolus) gedichtet, worin das Haupt der Rebellen, nachdem es gekreuzigt, in voller Glorie vom Kreuze herabstieg. Domitian wollte, Lau-

erolus solle selbst ans Kreuz genagelt werden: „non salus pendens in cruce Laureolum.“ (171.)

Die *Setheaner*, welche in den ersten Jahrhunderten der Kirche blühten, behaupteten, Jesus habe nur in der Person Seth's existirt; Jesus Christus sei nur ein allegorisches Wesen. Die *Ebioniten* glaubten, Jesus sei Adam oder sonst eine Emanation des Geistes Gottes. Die *Gnostiker* verabscheuten diejenigen, welche den Gekreuzigten anbeteten. Ihr Christ war das *Pleroma*, aus der Erde herabgekommen, um die Tugenden ihrer Gewalt zu berauben. Die *Carpokratianer*, welche sich an Apflg. 2, 44. hielten, wonach Alle Alles gemein hatten (die Frauen gehörten im Oriente zu den Sachen), — lehrten, Chr. sei nur ein Gedankewesen. Auch die *Valentinianer* sahen Christus als allegorisches Wesen an. *Hermogenes* lehrte zu Ende des 2. Jahrh., der Körper Christi sei in der Sonne enthalten, und die *Vasilianer* behaupteten, Chr. sei nicht gekreuzigt worden, sondern habe sich nur metamorphosirt. Den *Hellesianen*, die aus den Ebioniten hervorgegangen, war Chr. ein chimärisches Wesen; Andere dagegen hielten ihn für einen bloßen Menschen. *Theodor von Byzanz* versicherte, erst *Euseb*, unter dem Papste *Jephrin*, habe die Gottheit Jesus gelehrt. *Theodoret* und *Epiphanius* berichten, zu den Zeiten der Verfolgungen unter *Galatius* habe *Hierokles* von *Nicomeden* ein Werk, betitelt „die *Philalethen*,“ geschrieben, in welchem er die Lehren angefochten, die unter *Petri* und *Pauli* Namen verbreitet wurden, und behauptet: Christus, von Jerusalem verjagt, habe 900 Menschen um sich versammelt, mit denen er das Land geplündert. Auch *Faust*, der *Manichäer*, bestritt (Ende 2. Jahrh.) Geburt und Existenz Christi: er verglich ihn mit *Mithra* und behauptete, „alle Welt wisse, daß die Evangelien weder von Chr., noch von seinen Aposteln, sondern lange nach ihnen von Unbekannten geschrieben worden.“ (*August. c. Faust. II. 1.*) u. s. w. (II. 171 ff.)

Auf diese Weise heft nun wohl Hr. M. die Person Jesu Christi aus dem Wege geräumt zu haben, und nachdem er so jenen Eckstein, — der ihm ein Stein des Anstoßes geworden, — beseitigt, geht er auf dessen Lehre und Anhänger über. Er bemerkt zuvörderst: Unter der Verwaltung des *Corenus* bildeten sich die geheimen Gesellschaften, welche die Fühne der jüdischen Freiheit und Gleichheit erheben, und „deren Lehrern von *Simon*, dem *Sabucäer*, und *Judas*, dem *Galliläer*, gepredigt wurden“ (II. 129.). Das N. Test. spricht nirgends von dieser Gesellschaft, während es aller übrigen Secten Erwähnung thut. Aber die christl. Kirche feiert am 28. October zugleich *Simon* und *Judas*. *Judas* nennt sich in seiner Epistel einen *Diener Jesu Christi* und *Bruder Jakobs*.

Jakob war offenbar ein Haupt der Zeloten. Lukas nennt den Jakob Zeloten (hier verwechselt H. den Judas mit Simon, der Lukas 6, 15. als Zylwerg bezeichnet wird). Simon und Judas werden mit Edge und Art dargelegt; — mit diesen beiden Instrumenten öffneten die Zeloten die Thore Jerusalems und des Tempels, und zerstörten die Häuser der Reichen. Diese Instrumente dienten nicht zur Bestrafung rebellischer Juden. Judas und Simon verwüsteten nach Herodes d. Gr. Tod Judäa und das Land von Jericho; und Simon wurde als Rebell gekreuzigt. Josephus in seiner Geschichte der Juden (XVIII. 1. art. 760.) schildert aber die Secte der Zeloten folgendermaßen: „Der Enthusiasmus war die Seele dieser Gesellschaft; mit glühender Liebe strebten sie nach vollkommener Gleichheit und Freiheit. Nur Gott war ihr Herr und König. Die römische Polizei verfolgte sie, wo sie deren antraf... Sie gaben Beweise eines bis dahin bei den Juden unbekannten Stolzismus...“ Erbiß Kinder weigerten sich standhaft, den Kaiser ihren Herrn zu nennen. (Jos. B. J. VII. 36. a. 540). Diese Secte entstand in Judäa zu derselben Zeit, in welche man die Geburt Christi versetzt.“

„Ihre Lehre war dieselbe, wie die des Befreiers.“

a) Die Evangelisten stellen die Pharisäer und Schreiber dar als der Regierung ergebene Leute, als Feinde jeder Priesterreform. Auch zeigt Mark. 12, 14., daß die Pharisäer dagegen Jesum als Anhänger der Zeloten Simon und Judas, oder Manahem's oder des Simons Barjonas ansahen; denn sie fragen ihn, ob es erlaubt sei, Steuern zu zahlen? und bemerken: er nehme keine Rücksicht auf die Person, — gerade wie die Zeloten weder Richter, noch Priester, noch Reiche achteten, und sich zum Theil empöten, weil sie keine Steuern an die Römer zahlen wollten (II. 196 ff.).

b) Der Befreier wiederholt zwar das Gebot, Vater und Mutter zu ehren; er selbst aber war ihnen schon als Knabe ungehorsam (Luk. 2, 43 ff.), und erklärte demnach: „wenn Jemand zu mir kommt, und haßt nicht Vater und Mutter u.“ Luk. 14, 26.; sagt dem Sohne, der uralter Vorschritt gemäß seinem verstorbenen Vater die letzte Ehre bezeigen will: „lasse die Todten die Todten begraben“ (Matth. 8, 21 f.), und bezieht Matth. 12, 47—49. seiner Mutter wenig Ehrerbietung...

c) Jesus selbst erklärt Luk. 4, 18., er sei gesandt: „zu verkündigen das Evangelium den Armen, — zu predigen den Gefangenen die Erlösung, — die Zerschlagenen zu erlösen, zu predigen das angenehme Jahr des Herrn.“ Auch wurde er (Luk. 23, 2 ff.) angeklagt, daß er gewehrt, Steuern zu entrichten, und die Evangelien stimmen darin

überein, daß er König werden wollte. In diesen und mehreren anderen Beziehungen findet zwischen ihm und Manahem, wie Josephus (de B. J. II. 32. a. 205 f.) ihn darstellt, große Ähnlichkeit statt. Uebrigens wird auch Apßg. 13, 1. ein Manahem unter den Anhängern Christi genannt. Ebenso bietet die Geschichte des Simon Barjonas (b. Jos. B. J. IV. 30. 32. V. 19 etc.) mit der des Befreiers merkwürdige Vergleichungspunkte dar. (II. 106 ff. 297 ff.) Und nicht nur wendet Chr. sich an die Armen, sondern erklärt auch, er sei gekommen, um Zwiespalt zu stiften zwischen Sohn und Vater, Tochter und Mutter (Mtth. 10, 34 ff.); und bei seinen Anhängern werde Keiner herrschen und Gewalt haben; sondern, wer groß sein wolle, der möge dienen (Mtth. 20, 25 f.).

d) Auch fand Chr. Widerstand bei den Reichen; aber Anhänger unter den Armen und solchen, die schlechten Wandel führten. Wirklich erklärt er, wie es fast unmöglich sei, daß ein Reicher in sein Reich eingehe (Mark. 10, 14 ff.), und gebot, Alles den Armen zu geben. Auch wurden die Christen die Armen, die Heiligen genannt, und Apßg. 5. zeigt, daß es lebensgefährlich war, etwas Eigenes für sich behalten zu wollen. Ebenso berichtet Josephus (de B. J. IV. 22. a. 326. 24. a. 330.), daß die Reichen flohen und getödtet und beraubt wurden, wenn sie sich den liberalen Zeloten nicht anschließen wollten (II. 220.); daß sich aber durchgängig Leute schlechten Lebenswandels an Christum angeschlossen, ist aus Mtth. 9, 10. Luk. 5, 29 f. Mark. 2, 14 ff. zu ersehen.

e) Wie den Zeloten — ging Christo der Schrecken (terreur) voraus. Dem Lande, welches seine Jünger nicht aufnimmt, soll es schlechter ergehen, als Sodom und Gomorha (Mtth. 10, 14 f.), und „die Feinde, die ihn nicht zum Könige haben wollen,“ sollen vor seinen Augen umgebracht werden (Luk. 19, 27.). Vor seinem Einzuge in Jerusalem läßt er sich, als Herr, ein Füllen holen. Auch die Zeloten nannten nur ihr Oberhaupt Herr. Die 12 Apostel und die 70 Jünger sollen sich Schwerdter kaufen. Hieraus sind jene anderen Stellen zu erklären, wo Kreuz zu nehmen geboten, wie Mtth. 10, 38. 16, 24. Mark. 8, 34 u. s. w. Kreuz war nur eine andere Bezeichnung für Schwerdt. Christus selbst erklärt, er sei nicht gekommen, Friede, sondern das Schwerdt zu bringen (Matth. 10, 34. Luk. 11, 53 ff.). Dieß erklärt, warum nächstlich Bewaffnete gesendet wurden, Jesum einzufangen, und wie Petrus das Schwerdt gegen die Gesandten erheben konnte. Dieß erklärt auch, wie Petrus an 5 Mos. 18, 15 ff. erinnern konnte, daß, welche Seele den verheissenen Propheten nicht hören werde, gestillet werden solle aus dem Boile (Apßg. 3, 22 ff.). Noch Paulus wird angeklagt, Auf-

ruhe zu stiften und ein Haupt zu sein der aufrührerischen Motte der Reparerer. (Apslg. 24, 5 ff.).

f) Die Glaubenslehre des Befreiers war aber: „der Herr, unser Gott, ist der einzige Herr, und den Nächsten liebe, wie dich selbst.“. Also: Unabhängigkeit und allgemeine Republik; also Alles gemein. Der Gesetzgeber selbst hatte sich Allen gleich gemacht; — nach diesem Reiche der Gleichheit und Freiheit fragten die Apostel noch nach Christi Auferstehung (Apslg. 1, 6.); — der Ersagmann für Judas wurde, wie bei dem Zeloten, durch das Loos gewählt; — Christus hatte Jedem ein gleiches Recht mit den Priestern zugesprochen. — So sagt auch Chateaubriand in seinen *Ét. hist.*: „Ich beweise, daß die christliche Kirche eine auf das Princip der vollkommensten Gleichheit (*de la plus complète égalité*) war; — als das Volk (*peuple*) verschwand, wurde es Priester und bewahrte sich unter dieser Bezeichnung den Gebrauch und die Souverainität seiner Rechte ... Die Freiheit ist eine Christin (*la liberté est chrétienne*).“ ... Dieß nun, daß Gleichheit, Freiheit, Bräderschaft verheißen, war ebenwohl Hauptursache, daß das Christenthum bei Sklaven, Unterdrückten und Barbaren so rasch und leicht sich verbreitet (II. 223 ff.).

g) Wirklich ist die Predigt des ersten Märtyrers, des Stieghaus, durchaus „demagogisch“, wie er denn namentlich von Rose rühmt, daß er den despotischen Aegyptier erschlagen. Jakobus predigt den zerstreuten Judentheilen „das Gesetz der Freiheit“ (E. 1, B. 25.), und der Gleichheit (2, 1—9.), und „wer nicht thut, wie geboten, soll gerichtet werden nach dem Gesetze der Freiheit“ (2, 12, 13.), welches, nach Apslg. 3, 22—24. zu urtheilen, kein anderes war, als: Freiheit und Gleichheit — oder Tod.

„Petrus und Johannes lehren das Volk, und das Volk scheint an ihrer Lehre Gefallen gefunden zu haben (Apslg. 5, 26.); hätten sie Gehorsam unter die Obrigkeit gepredigt, würde es sie verfolgt haben. Auch stellt Gamaliel sie (Apsl. 5, 36 ff.) in gleiche Reihe mit Theudas und Judas, den Galiläern, welche Zeloten waren. Auch Theudas — oder Thaddäus — hielt auf Gemeinschaft der Güter (s. Jos. II. J. XX, 11. o. 838.) Judas aber predigte Heiligkeit der alten Freiheit, wo keine Steuern bezahlt wurden, und plünderte die Reichen (Jos. eod. XVIII. 1.). Josephus, der um 70 schrieb, bezeichnet die von Judas gestiftete Secte der Zeloten als die vierte, nach den Sadducern, Essäern und Pharisäern; mithin kann die christliche damals noch nicht unter dem Namen der christlichen existirt haben; — er bemerkt aber auch, daß die Secte der Zeloten „nicht bloss Judäa in Unruhe versetzt habe“ (I. c. c. 2.) Uebrigens war

Judas im J. 6 und Theudas im J. 44, also nicht, wie es Apflg. 5, 38. heißt, vor Judas aufgestanden.

„Paulus ist wohl derselbe mit dem Saulus, von welchem Joseph (II. J. XX. 7.) sagt: „er hatte viele Kriegskrieger, war gewaltthätig und immer bereit, den Schwachen zu unterdrücken.“ Apflg. 21, 38. wird er für den Aegyptier angesehen, „der vor diesen Tagen einen Aufstand gemacht hat.“ Apflg. 24, 5. wird ihm Schuld gegeben, „Aufstand zu erregen allen Juden in der ganzen Welt und ein Haupt zu sein der Secte der Nazarenen“; — Apflg. 17, 6. 7. wird er bezeichnet als gehörig zu denen, „die den ganzen Weltkreis empören,“ — die sagen: „ein Anderer sei König (als der römische Kaiser),“ — dasselbe, was nach Sueton den Christen zu Rom vorgeworfen wurde. Wirklich steigt er (Apflg. 18, 2.) zu Aconth bei Aquila ab, der in Folge des Edictes des Claudius Rom verlassen und somit wahrscheinlich zu den Unruhelisten gehörte, — „quos vulgus Christianos appellabat“ (Tac. Ann. XV. 44.)

„Ueberhaupt aber war es nicht die Frage über einen Jesus: Gott, gleich ewig mit seinem Vater, welche die Juden zu Rom, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem in Bewegung brachte; sondern die Freiheit, der Messias, der Christ, d. h. der Befreier, und der Beifall des Plinius (L. X. ep. 97.) beweist, daß man die Christen von Verbanien nicht wegen ihrer Religion verfolgte, sondern weil der Kaiser ihre geheimen Versammlungen für Verschwörungen gegen die Staatsgewalt gehalten. „Maeterias esse vetuera“ (irruptione bedeutete bei den Griechen besonders Verbindungen zu politischen Zwecken). Auch würden gewiß weder Trajan, noch Antonin so viele Verdrüßte haben strafen lassen, wenn sie dieselben nicht für Staatsgefährlich gehalten.“

„Nach der Zerstörung Jerusalems hört man Nichts mehr von Sadducäern, Pharisäern, Zeloten oder Sadoceern, Galleaniten: man findet diese Namen gleichsam ersetzt durch viele andere Secten, die den Lehren des Simon und Judas folgten, Beschneidung und andere gesetzliche Vorschriften der Juden beachteten. Spuren solcher Christen finden sich noch in Abessinien und Aethiopien (II. 233 ff.)“

Dies sind die Hauptargumente, welche H. zur Begründung seiner Hypothese beigebracht hat. Dieselben im Einzelnen hier kritisch zu beleuchten, wäre in mehr als einer Beziehung unsinnhaft. Im Allgemeinen glauben wir jedoch Folgendes darüber anmerken zu dürfen. Aufollen muß es vor Allem, daß H. seine Hauptbeweise aus Schriften schöpft, die er für untergeschoben erklärt, und die nur Bedeutung haben können, wenn man Jesus für eine wirkliche geschichtliche Person

hält, den M. nur als Gedankenwesen angesehen wissen will. Ebenso auffallend ist es, daß M. jene Beweise aus Schriften geschöpft, in denen doch die der seinigen entgegengesetzte Ansicht jedenfalls die vorherrschende ist. Mögen auch, was seit den Wolfenbüttler Fragmenten nicht mehr füglich in Abrede gestellt werden kann, — mögen auch die meisten Apostel mit den übrigen Juden auf einen nicht bloß religiösen Volksheiler gehofft, mögen sie denselben in Jesus gefunden zu haben und noch lange nach dessen Tod an dessen baldige Wiederkunft zur Befreiung des erwählten Volkes geglaubt haben, so war und blieb doch — die freiwillige Erbüdung aller Entbehrungen, Schmerzen und selbst des Unrechtes, um der Welt und dem natürlichen Selbst abzustehen — der eigentliche Lebenspunkt der neuen Religion. Andererseits ist nicht zu läugnen, daß das neue Ferment, welches mit dem Christenthume in die Menschheit ein- oder, wenn man lieber will, aus ihr hervortrat, — auf die mannigfaltigste Weise von den Zeitgenossen assimiliert wurde und somit viele Erscheinungen hervorrief, in denen die Elemente der alten Welt sich reproducirten. Dasselbe wiederholte sich in verjüngtem Maßstabe zu den Zeiten der deutschen Reformation und der französischen Revolution. Auch diese, wie jene hatten Zeloten gar mancherlei Art, und wie die Reformation ihre Päpste und Inquisitoren, aber auch ihre sonatischen Freiheits- und Gleichheitsprediger, so hatte die Revolution ihre Despoten und ihre Lettres de cachet, aber auch ihre Rivellisten und ihre Sansculottes. Und dennoch war das unsterbliche weltgeschichtliche Wesen beider Ereignisse etwas ganz Anderes, als was jenen sie begleitenden Erscheinungen zum Grunde lag. Vom höchsten Standpunkte aus angesehen, war nun der in beiden Ereignissen hervortretende jweiartige Zelotismus allerdings lebendigst in sie verwachsen und es darf wohl angenommen werden, daß die beiden großen Fortschritte der Menschheit nicht ohne ihn zur bleibenden Wirklichkeit gelangt wären. Wenn es aber unsäglich ist, die kirchlichen und politischen Reformatoren und ihre Bestrebungen unbedingt verküßern und als Musterbilder für alle Zeiten aufstellen zu wollen, dann ist es doch eine nicht geringere Einseitigkeit, die Trübungen für das Licht selbst auszugeben, welches in jenen großen Momenten in der Geschichte zum Durchbruch gekommen.

Auß man aber von diesem Standpunkte aus das Verfahren Hegellini's für sich allein genommen als ein durchaus unhistorisches bezeichnen, so erfordert gerade die Weltansicht, kraft welcher man diesen Tadel ausspricht, daß man ein solches unhistorisches Unternehmen selbst auch historisch würdige und in der trüben Darstellung, die uns dargeboten, das

Licht zu erkennen sucht, dessen Trübung es ist, und ohne dessen theilweise Aneignung es gar nicht zum Dasein gekommen wäre.

Dieses Licht nun ist kein anderes, als jenes „wahrhafte, welches jeden Menschen erleuchtet, der in die Welt kommt“ (Joh. 1, 9.); es ist der Götterfunke, der im Innersten, im Allerheiligsten jedes Menschen glimmt, und bestimmt ist, zur Sonne zu werden, welche den ganzen Menschen durchleuchte und durch Ausstrahlung seine Mitmenschen und ihn selbst heilige und beselige. Bestimmter gefaßt ist es dasjenige im Menschen, was als Sinn das Schöne und Erhabene wahrzunehmen und zu empfinden, als Gewissen Pflicht und Recht zu fühlen und auszusprechen, als Liebe das Gute zu empfinden und zu vollbringen, das Besondere dem Allgemeinen aufzuopfern vermag; es ist endlich die Vernunft, welche befähigt ist, im Schönen, Rechten, Eitelichen, Guten das göttlich Wahre, im Wahren das Gesetzmäßige, das heilig Nothwendige, das an ihn gerichtete, ihm sich offenbarende Wort Gottes zu erkennen, das er als solches anerkennen muß, denn er auf keine Weise widerstreben soll.

Dieser Götterfunke nun ist dasjenige, worin alle Menschen einander gleich sind; er ist dasjenige, was Jeder in allen Uebrigen anerkennen muß; er ist somit das eigentliche Fundament des allgemeinen Menschenrechtes — und der diesem Rechte entsprechenden allgemeinen Menschenpflicht; er ist das heilige Band, welches zugleich alle Menschen wie Edelsteine an einander reiht, um sie allesamt unter einander und mit dem Einen Allgegenwärtigen zu verbinden. So ist er überhaupt das Princip der einen, lebendigen, wahrhaft allgemeinen Religion. Sind aber Alle hierdurch im tiefsten Grunde einander gleich, so unterscheiden sie sich dadurch von einander, daß in dem Einen jener Funke bereits heller leuchtet und erwärmer Strahlt, als in dem Anderen, und dieser Unterschied begründet alle Ueber- und Unterordnung unter denselben. Der noch schwächere Funke muß den bereits stärkeren als solchen, d. h. als übergeordnet, anerkennen kraft des Beiden gemeinsamen Lichtes; ebenso muß aber auch der bereits kräftiger Strahlende den untergeordneten als wesentlich Seinesgleichen anerkennen, kraft ihrer gemeinsamen Natur und Endbestimmung. Darum protestirt dieses Licht nothwendig sowohl gegen jede absolute Gleichmachung oder Gleichstellung (Nivelirung), wie gegen jede absolute Bevorzugung oder Bevorzuehung (Präminenz); denn jeder Einzelne kann auf Anerkennung seiner wesentlichen Gleichheit mit allen Anderen nur Anspruch machen kraft des Lichtes, dessen kräftigere Ausstrahlung bei Anderen, deren Ueberordnung also er anzuerkennen verpflichtet ist; ebenso kann Keiner auf Anerkennung seiner formellen

Präternanz Anspruch machen, als Kraft des Lichtes, welches ihn übertrug, alle Andere als wesentlich und der Endbestimmung nach Seinsgleichen anzuerkennen.

Nothwendig mußte nun jene formelle Ungleichheit, als für die Wahnehmung unmittelbar vorhanden, — auch von Anfang an wahrgenommen werden und lange allein anerkannt bleiben, bevor die wesentliche und Bestimmungs-Gleichheit zum Bewußtsein, und vollends, bevor sie zur Anerkennung kommen konnte.

Indessen war diese Gleichheit schon auf den ersten Blättern der ältesten Uebersetzung in wahrhaft göttlichen Offenbarungsworten ausgesprochen, daß der Mensch nach und zu Gottes Ebenbild erschaffen sei! Und als die Zeiten erfüllt waren, tauchte diese Offenbarung des Vaters in dem Sohne des Menschen aus langer Verborgenheit wieder auf, und der Menschens Sohn wußte sich als Sohn Gottes und offenbarte seinen Mitmenschen, daß sie alle Kinder desselben Vaters und zur allgemeinen Heiligkeit bestimmt seien *). Und das göttliche Licht strahlte in alle Welt; aber die Welt erkannte es noch nicht in seiner ganzen Herrlichkeit. Wie jedoch die Zeiten vor Christus den Boden bereitet, in welchem das Wort des Lebens Wurzel schlagen, und, wie der Banianenbaum, rings umher sich ausbreiten konnte durch Zweige, die selbst wieder wurzelnd, sich in die Erde senkten, — so haben die Zeiten nach Christus die Vorbereitungen getroffen für die Offenbarung des Geistes, welcher in jenem Worte enthalten war und nun seine Anerkennung finden sollte in allen Geistern und allen Herzen. Und als zum zweitenmale die Zeiten erfüllt waren**), da

*) Es versteht sich von selbst, daß hiermit nicht auf die judaisirenden Aussprüche Bezug genommen, in welchen von Söhnen des Satans und von ewiger, der göttlichen Barmherzigkeit widerstrebender Verdammniß die Rede ist.

**) Zum erstenmale waren die Zeiten erfüllt, als der berechnete und gelehrte römische Augur, als Ciceron die menschenfreundliche Religion des Sokrates in sentimentalen Phrasen predigte, während der Pontifex maximus zu Ehren der Götter, — zum Heile Verstorbenen und zur höchsten Glückseligkeit der Lebenden, — Gefangene und Bekehrte sich einander mordeten ließ, — als ein von sokratischem Stoiker erzeugter römischer Imperator und Pontifex, — der seine eigene Mutter gemordet, sich als Herrn der Welt, — als einen Gott verehren ließ, — und eine pharisäische Priesterkaste das anerwählte Volk Gottes beherrschte, während die reinen, Gott und Menschen liebenden, Ossäer in entlegenen Quidben fromme Gemeinlichkeiten bildeten.

Aber zum zweitenmale waren die Zeiten erfüllt, als römische Wissenschaftler im Namen einer Religion der Einheit, der Demuth, der freiwilligen

brach die Krone jenes Christbaumes in Fläthe aus, und es begann eine Reihe von großen Weltbegebenheiten, welche auf verschiedene Weisen und unter verschiedenen Namen doch nur Offenbarungen waren des Einen nach allgemeiner Anerkennung ringenden gottmenschtlichen Geistes.

Erklärt durch Wiedererinnerung an das ursprüngliche Wort des Lebens und an alles Schöne, Wahre und Gute der alten Welt, eröffnete der geistige Geist der christlichen Zeit sein Befreiungswerk durch die Reformation, deren innerstes Princip, wie wir andernorts nachgewiesen haben*), kein anderes war als dieß, das religiöse Gewissen der Einzelnen der absoluten Herrschaft der Priesterherrschaft zu entziehen und in sein unveräußerliches Recht einzusetzen. Das Jahrhundert der Aufklärung aber brachte nicht nur dieses Recht, sondern auch den Folgerfolg desselben, das Recht der Einzelnen und der Nationen auf freies Dasein in der Außenwelt, zum vollen Bewußtsein, und leitete eben damit das zweite große Ereigniß ein, durch welches zu gleicher Zeit in zwei Welttheilen die Heiligkeit der äußeren und der inneren Freiheit des Menschen zu allgemeiner Anerkennung gelangte**).

Armut, des Wohlthuns und unendlicher Erbarmung und Vergebung mit göttlichen und herrschsüchtigen Kriegeren in Amerika und Ostindien raubten, mordeten und brannten, während ihr Pontifex maximus ad majorem Dei gloriam durch seine Bullen die hochfeierlichen Verbrennungen von Herzen und Argen insituirte; — als ein anderer irdischer Herrscher und Oberpriester, — durch Giftmischung und Tochterfälschung ein zweiter Nero, — als Gottes unschuldbarer Stellvertreter eine halbe Welt verscheut; endlich als ein empfindsamer Oxyerpriester den Menschenhandel in Vorschlag und Aufnahme gebracht, während die trinen und Gott und Menschen liebenden Waldenser selbst bis in die entlegenen Bergschluchten von römischen Pphariskern verfolgt wurden.

*) E. über kirchliches Christenthum u. Briggis, 1835 S. 266—396.

**) Schon hatte die protestantische Elisabeth den Menschenhandel als das verabscheuungswürdigste Verbrechen gebrandmarkt, als noch 1703 das katholische Spanien mit dem katholischen Frankreich einen Contract auf jährliche Lieferung von 40000 vollständigen Negern (*pièces d'Inde*) abschloß, und mehr als 6 Millionen schwächeten in der Sklaverei, als die Quäker (seit 1723) die Rechte der Menschheit geltend zu machen anfangen, und schon 1788 in Nordamerika die Befreiung der Sklaven eröffneten, während das katholische Südamerika noch seinen infamen Negerhandel gewissenlos fortsetzte. Wodurch anders ist aber die Abschaffung dieses menschenhändlerischen Handels möglich geworden, als durch die Gewissensfreiheit, welche noch Kaiser XVI. als Bohnsinn, und die Pressfreiheit, welche er als „nie genug zu verabscheuen“ — bezeichnet?

Nun erst war die grundwesentliche und die Bestimmungs-Gleichheit aller Menschen, als solcher, als Lebensprincip in die Geschichte eingetreten, und die ganze Arbeit der gegenwärtigen Zeit besteht nur darin, dieses Princip zur allgemeinsten Anerkennung zu bringen und alle Folgerungen aus demselben in die Wirklichkeit einzuführen. Auch wird nicht eher die nothwendige Ueber- und Unterordnung zu dauerndem Bestande gelangen, als bis die Gleichheit, welche deren tiefste Grundlage ist, nicht mehr bestritten wird.

Noch aber kämpft die aufgegangene Sonne mit den Arbeitswolken alter Vorurtheile und immer sich erneuernder Selbstsucht, und Viele, die nur an der unmittelbaren Wahrnehmung kleben, sehen in dem durch die irdischen Dünste blutroth gefärbten Himmelsgeröll nur ein verderbendrohendes Meteor. Indessen steigt der Lichtgeist unaufhaltsam am Horizont empor und immer zahlreicher und lauter werden die Stimmen, welche seinen baldigen Sieg über die Geburten der Finsterniß verkünden.

In solcher Zeit des Kampfes nun, wie diejenige ist, in der wir leben, ruft jeder Widerstand, der sich dem aufsteigenden Lichte entgegenstellt, neben besonnenen auch leidenschaftliche Kämpfer hervor. Zu lange haben Nacht und Dämmerung gewähet, als daß bei dem geringsten Anschein wiedererbrechender Verfinsternung, von Angst ergriffen, die kaum beginnende Freiheit sich wieder entrißnen zu sehen, nicht Manche mit blinder Hastigkeit in dem Kampf sich stürzen, und durch den Staub, welchen sie aufwirbeln, und die Pfeile, welche sie auf den Gegner schleudern, selbst zur Verdunkelung des aufgegangenen Lichtes beitragen sollten. Immer aber beweist ein solcher Kämpfer das Vorhandensein eines gleich ungebührligen Gegners, und wenn es Pflicht ist, jenen zur Ordnung und Gehör zurückzurufen, so ist es nicht minder Pflicht, sein Unmaß mit Schonung und billiger Berücksichtigung der Veranlassungen zu denselben zu richten.

Es kann nun, ohne die Geschichte zu verläugnen, nicht in Abrede gestellt werden, daß Christus zugleich vom Fanatismus und vom Egoismus der jüdischen Priesterherrschaft an das Kreuz geschlagen worden, weil er sowohl die absolute Präminenz des jüdischen Volkes als die seines priesterlichen Adels durch seine menschenfreundliche Lehre angegriffen. Der Glaube an jene Präminenz gründete sich aber auf den Glauben an absolute mysteriöse Offenbarung und an Vorlesse Gottes für ein von ihm ausgewähltes Volk und in diesem für einen seiner Stämme. Somit waren es eigentlich diese beiden Vorstellungen, welche den Menschenfeind begünstigt haben.

Allerdings ist nun wohl die Christenheit über die letztere Vorstellung hinausgegangen, indem sie alle Völker zum Eintritt in ihre Kirche

berief und die Aufnahme in ihrer Priesterschaft nicht mehr von der Schwert abhängig erklärte. Indessen blieb jener Offenbarungsglaube unverändert, und wenn auch Mehrere als früher des Preies theilhaftig werden sollten, so wurde doch für diese der Glaube an Auserwählung festgehalten. Und wieder wurden diese beiden Vorstellungen zum zweischneidigen Schwerte, welches nach Innen und Außen wüthete. Dasselbe Schwert, welches in die Hand der jüdischen Priesterschaft zur Vertilgung der Canaaniter, Ammoniter und Moabiter geschwungen worden, und Jesus und Stephan hingerafft hatte, wurde von der christlichen Priesterschaft gegen Heiden, Muhamedaner und Juden, — gegen Sachsen, Amerikaner und Asiaten — gewendet, und — wie zum Hohne des Martirides Christi — griff seine Priesterschaft auch noch zur Brandfackel, um zugleich mit Feuer und Schwert diejenigen auszureuten, welche innerhalb der Kirche von ihrem Offenbarungs- und Auserwählungsvorstellungen abzuweichen sich wagen würden.

Jene beiden Vorstellungen waren es hauptsächlich, welche die politische Reformation in eine Revolution umzuschlagen genöthigt, welche die Wendes zur Empörung gereizt und die Gleichgültigkeit gegen die Priesterschaft in Wuth verwandelt haben. Sie waren es, welche später die heilsame Regeneration durch eine freisinnige Verfassung vergiftet und das umwidlungsmüde Volk zur Julirevolution hingetrieben haben. Sie sind es auch, welche in Deutschland so mancherlei und so heftige Spannungen hervorrufen, wie sie namentlich in dem Streite zwischen Katholiken und A Katholiken über gemischte Ehen, zwischen symbolgläubigen und eisennennenden Protestanten über Supernaturalismus und Rationalismus, zwischen alten und modernen Juden über Talmud und Rabbinerthum, zwischen Christen und Juden und solchen, die keiner anerkannten Confession zugehören, über das Staatsbürgerrecht, endlich zwischen Staat und Kirche über das Verhältniß ihrer Verfassungen zu einander, hervorgetreten sind.

Unter solchen Umständen kann es dann nicht befremden, wenn immer noch Einige mit leidenschaftlicher Gerechtigkeit sich gegen die Partei der alten Zeit erheben und in ihrem theilweise gerechten Zorne alles dasjenige befeinden, was in näherer oder entfernterer, ja, selbst was nur in ganz äußerlicher Beziehung zu jenen Verfehlungen steht. Am wenigsten darf und eine solche Polemik in Frankreich befremden, wo durch gewaltsame Unterdrückung der Reformation die wissenschaftliche Eutrerung der kirchlichen und theologischen Gegenstände weit hinter der übrigen Verstandesbildung zurückgeblieben, und wo selbst die meisten Vertheidiger des Katholicismus sich angelegen sein lassen, die Begriffe zu verwirren und glauben

zu machen, ihre Kirche fordert nur einen auf Vernunftgründe gestützten Glauben und schließt keinen gewissenhaften Menschen vom Heile aus. Indem sie auf diese Weise den Katholicismus mit dem Christenthume, und dieses mit rationaler Humanität für identisch ausgeben, sind sie selbst Schuld daran, wenn ihre Gegner, der zahllosen Gedulthaten gedenkend, welche im Namen jenes angeblich rationalen und humanen Glaubens verübt worden, nicht blos den wirklichen Katholicismus, sondern auch das ganze Christenthum und jeden Glauben als solchen angreifen.

Dies ist der Standpunkt, von welchem unserer Ueberzeugung nach auch Hegellini's Bestrebungen zu würdigen sind, ebenso wie die in Deutschland unter Anderen des weit gründlicheren und geistvolleren D a u m e r 's „polemische Blätter“ (Nürnberg 1834) nur von solchem Gesichtspunkte aus ihr wahrhafte Bedeutung gewinnen möchten. Die Sache der Wahrheit wird durch solche Angriffe nicht nur nicht gefährdet, sondern vielmehr gefördert, da sie, an das große Publikum gerichtet, jetzt nur mehr Widerlegungen oder Berichtigungen und hiermit neue Begründungen oder lichtvollere Auseinandersetzungen des Wahren veranlassen können. Auch ist niemals der Sieg der Wahrheit durch theoretische Entstellung, sondern nur durch gewaltsame Entfernung der Gegner aufgehalten worden. Ebenso werden diese, den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur zufolge, nicht durch ihnen sich gleichstellende Leidenschaftlichkeit, wohl aber durch billige Rücksichtnahme auf die Veranlassungen zu ihrer Feindseligkeit zur Billigkeit und Versöhnung gestimmt. Endlich ist, leider! nicht in Abrede zu stellen, daß Hegellini wie D a u m e r mehrere Ansichten und Bedenkllichkeiten urtut haben, welche auf unabwgbare Thatfachen gegründet, noch immer nicht allgemein genug berücksichtigt worden sind.

Ist übrigens Hr. H. durch den Gang seiner Bildung und die Gewalt der Umstände dahin gebracht worden, daß er nur mehr „die Natur, den großen Baumeister der Welten, als seinen alleinigen Herrn“ anerkennt (II. 407.), daß er behauptet, „die Gerechtigkeit sei und werde stets dem elenden Sterblichen unbekannt bleiben“ (408.), und daß er nicht mehr an Unsterblichkeit glaubt, „weil diese die Menschen den Göttern gleich machen würde“ (409.), — dann kann seine tiefe geistige Verarmung uns nur ein eben so tiefes Mitleiden einflößen, und wir müssen bedauern, daß Hr. H. in seiner heftigen Entzückung über die vielfachen Trübungen des ewigen Lichtes dieses selbst so weit aus dem Augen verloren hat, ebalsich er nur Kraft einzelner Strahlen derselben gegen jene Trübungen ankämpfen konnte. Treibt er nämlich öffentlich und mit Nennung seines Namens in die Schranken gegen alle die Unfertlichkeiten, die Rechtsverletzungen,

den Betrug, die Despotie und die Noththaten, mit welchen fortwährend — seiner Meinung nach — jüdische und christliche Priesterschaften die Erde besudelt haben, — dann muß er doch wohl im Tiefinnersten an Recht und Sittlichkeit, an Wahrheit und Güte, als an das Wesenhafte, — er muß an Freiheit, Frieden und an Völkerglück als an die Endbestimmung der Menschheit glauben; er muß endlich glauben, daß die Wahrheit und das Recht über Bahn und Unrecht siegen werde, da er sich sonst keiner so mühseligen Arbeit unterzogen hätte, als diejenige war, deren Ergebnisse er uns mitzutheilen sich gebrungen fand.

Wir wollen daher auch hoffen — und schließen hiermit unseren Bericht — daß sowohl Hr. K., als so manche Andere, die seine Ansichten theilen mögen, — nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern vor Allem der eigenen Erleuchtung und dann auch des Lichtes inne werden, welches nie und nirgend zu leuchten aufgehört, aber freilich seinen vollen Glanz erst durch Ueberwindung des geistlichen und irdischen Dunkels entfaltet.

Soziale Bestimmung von Victor Considérant.

Unter dem Titel: „Destinée sociale“ ist zu Anfang 1836 eine Schrift erschienen, in welcher einer der eifrigsten Jünger Karl Fourier's das System des letzteren von neuem in Erinnerung bringt.

Dies ergriffen von dem mannigfachen Elend der Gesellschaft, welchem die sog. Philosophen, als sie in den 90er Jahren das Streuer der Regierung gehandhabt, keine Abhilfe zu bringen gewußt, wandte A. Fourier sich von allen bisherigen Systemen ab, und trat 1808 zuerst mit seiner Theorie des 4 mouvements hervor, in welcher er das große Problem der Menschheit-Beglückung, seinen wesentlichsten Bestimmungen nach, gelöst zu haben hoffte. — Seine Stimme verscholl im Kriegsgelärm. — Während der Restauration machte er wiederholt (1822 u. 1829) auf seine Entdeckung in mehreren Schriften aufmerksam; fand aber auch jetzt nur bei wenigen geneigtes Gehör. Die Saint-Simonisten, die, ohne ihre Quelle zu nennen, mehrere ihrer brauchbarsten Ideen aus Fourier's System geschöpft, hatten damals den reformationsdürstigen Theil der französischen Jugend an sich gezogen. Als aber die Extravaganzen dieser Gesellschaft ihr frühe ein nicht unverdientes Ende gebracht, gingen einige Mitglieder derselben zu Fourier's Lehre über, und einer der begabtesten, — Jules Lechevalier, — eröffnete im Laufe des J. 1832 — Vorlesungen über dieselbe. Damals waren es aber wohl die republikanischen Regungen, welche das Interesse der Bewegungsmänner auf sich zogen. Seitdem ist auch der gewaltsame Republikanismus zu Grunde gegangen, und es thut sich jetzt ein zunehmendes Bedürfnis nach neuer, religiöser Fassung der gesunkenen, sozialen Elemente kund.

Dieser Augenblick scheint Herrn Victor Considérant geeignet, seinen Zeitgenossen nochmals das System seines (noch lebenden) Meisters vorzulegen.

Wir wollen versuchen, die Hauptmomente desselben in möglichster Kürze zusammenzustellen.

Nach Fourier's Ansicht ist die Menschheit, wie alles Endliche, wie Pflanze, Thier, Weltkörper, dem allgemeinen Gesetze des Lebens und — Todes unterworfen. Sie entwickelt sich in zwei aufsteigenden Phasen, verweilt mehrere tausend Jahre auf dem Gipfelpunkt der Wohlfahrt und sinkt in zwei absteigenden Phasen in das anfängliche Chaos, in den Untergang nieder, nachdem sie ungefähr 80,000 Jahre gelebt. Wir befinden uns aber noch in der ersten Phase, in der der Kindheit, welche sich in 7 Perioden vertheilt. Diese Perioden sind die des Ede-
nismus, der Wildheit (Savagerie), des Patriarchat's, der Barbarei, der Civilisation, des Garantismus und der einfachen Association.

Die Periode der Civilisation hat mit dem Feudalismus des Abols begonnen, und ist nun im Begriffe, mit der industriellen Feudalität zu endigen, um dann in die 6te Periode, die des Garantismus überzugehen. Denn schon stirbt die kleine Industrie und der kleine Handel dahin, und alle großen Geschäfte werden von Aktiengesellschaften betrieben. Schon lasten in Frankreich allein 13 Milliarden hypothekarische Schuld auf dem Boden, und bald werden die Capitalisten eine wirkliche finanzielle Feudalität bilden. Dann wird die Regierung sich der mittleren Eigenthümer und der Arbeiter annehmen müssen, wie früher der Unfreien gegen die großen Vasallen. Große Mittelpunkte der Production und Consumption werden gebildet, alle Arbeiten und Geschäfte organisiert, und jedem Bürger Arbeit und Brod gesichert sein. (Garantismus.)

Es bedarf dann nur mehr eines Schrittes, um in die 7te Periode, die der einfachen Association überzugehen, der letzten Stufe vom Chaos zur harmonischen Gestaltung der Welt.

In dieser neuen Welt sollen die Ordnung und Harmonie des Sternsystems herrschen; denn die Sphäre der Menschheit hat ebenso ihre hierarchischen Gesetze und ihre bestimmte Gravitation, wie der Himmel, und die Nationen und Individuen sollen friedlich ihre Bahnen durchlaufen, wie die Gestirne.

Die Bestimmung der Menschheit ist aber im Allgemeinen die: ihren Planeten so zu bearbeiten und zu bewahren, daß er ein Abbild darstelle der Ordnung des Himmels; und daß alle in ihm

ruhenden Schätze an den Tag gebracht werden. Wie nun dort ein Alles zurechtstellender (régulateur) Gott herrscht, so muß auch hienieden ein einheitliches Regiment bestehen, als Mittelpunkt aller großen industriellen Unternehmungen der Völker, und als Gipfelpunkt der verwaltenden Hierarchie, die den ganzen Erdboden wie ein großes Regumfassen soll. Dies Regiment bildet die General-Agentur des Erdballs, welcher namentlich obliegt, die Production der Welttheile mit der Consumption in's Gleichgewicht zu stellen, und dem Austausch der Erzeugnisse vorzustehen. Zunächst unter ihm gruppieren sich die Regenschaften über ganze Welttheile, und unter diesen wieder Regierungen kleinerer Umkreise, und so weiter hinab, bis zur Gemeindegemeinde, welche das sociale Element des gesammten menschheitlichen Organismus bildet.

Die Gemeinde begreift zum wenigsten 400 Familien auf einer Quadratmeile und besteht aus Ackerbauern, Handwerkern, Gelehrten und Künstlern, die alle zusammen gleichsam einen vollständigen Menschen bilden und eine einzige große Haushaltung. Eine von allen erwählte Regenschaft vertheilt die Verrichtungen und steht der Arbeit vor, die durch ihre Anordnung anziehend (attrayant) gemacht. Vergeblich ist versucht worden, die „leidenschaftliche Anziehung“ (attractions passionnées) durch die Vernunft (raison) zu bekämpfen. Die Fruchtlosigkeit dieses Kampfes nöthigt daher, anzunehmen, daß alles darauf ankomme, eine Anordnung zu finden, welche „jener Anziehung in jeder Hinsicht genüge.“ Da nun alle Menschen nach Gewinn trachten und vom Reichthum und Vergnügen angezogen werden, so ist unstreitig diejenige Gesellschaftung die von der Natur geforderte Einrichtung, in welcher, mit dem geringsten Aufwand von Mitteln, allen Mitgliefern der reichlichste Genuß zu Theil wird. Es läßt sich aber erweisen, daß eine Gemeinde, deren Mitglieder gemeinschaftlich arbeiten und haushalten, viermal so viel produziren kann, als eine solche, in welcher jeder für sich allein arbeitet und haushält. Hiermit ist aber weder Eigenthum, noch Vererbung aufgehoben, sondern nur die vereinzelter Beschaffung der Lebens- und Genußmittel. Alles Erworbenes wird vielmehr im Verhältniß zum Produziren, zum bestimmten Einsatz von Kapital, Arbeit und Talent nach festen Gesetzen vertheilt. So ist jeder am Gemeinwohl theilhaftig, weil seine Emolumente sich verhältnißmäßig mit den Ergebnissen aller Gewerbetätigkeiten vermehren. Eine allgemeine Erziehung erweckt und entwickelt alle besondern Anlagen.

In Mitten aber des Gemeindegutes erhebt sich das Gemeindegelände, für's erste nur gesund und bequem, in der That schön und prächtig, ein wahrhafter Palast des Menschen. Dies ist, was Fourier einen Phalanstère nennt. —

Die Ersparnisse, die durch solche Gemeinschaft erzielt werden, sind unberechenbar; die Ausführung dieses Planes und seine Verbreitung über die ganze Erde unausbleiblich, sobald nur einmal die Einrichtung eines Phalanstériums die glänzenden Vorzüge solcher Veranstaltung zur Anschauung gebracht haben wird.

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts,

veranlaßt durch einen Streit zwischen V. Considérant
und der *Gazette de France**).

Auf dem historischen Congress, der jüngst zu Paris abgehalten worden, hatte auch Victor Considérant die Geschichtsansicht seines Lehrers, Karl Fourier, exponirt. Die *Gazette de France*, die sich so gern in den königlichen Mantel der christlichen Liebe hüllt, um als Verteidigerin der Religion zu prunken, aber jedesmal aus der mühsam einstudirten Rolle fällt, wenn sie auf Juden, Reformation, und heterodoren Philosophen zu sprechen kommt, brachte jenen Vortrag, auf das Schärfste entkräftet, zur Sprache, und weigerte sich dann, die eingesandte Berichtigung aufzunehmen. Erst als sie Kraft einer Bestimmung des Preisgerichtes dazu aufgefordert wurde, öffnete sie der Zuschrift des Verunglimpften ihrer Spalten. Da diese Differenz aus dem geistigen Zwiespalt hervorgeht, welchem nicht nur Frankreich, sondern das soziale Leben der ganzen gebildeten Welt jezt mehr oder minder verfallen, so möchten einige Worte darüber in einer Schrift nicht an ungeeigneter Stelle sich finden, welche das Streben der Zeit nach Versöhnung der widerstrebenden Elemente dadurch zu fördern hofft, daß sie, den Gegensatz scharf in's Auge fassend, zugleich die vermittelnden Momente zur Anschauung zu bringen sich angelegen sein läßt.

Wir beginnen mit dem Schreiben des Herrn V. Considérant an die *Gazette de France*. Nach anständiger Abweisung mehrerer völlig falscher Anschuldigungen, bemerkte Hr. C.: in dem kritischen Theile seines Vortrages „habe er sorgfältig die von Christus gegebene Lehre

*) Veröffentlicht im Januar 1836.

der Liebe und Wohlthätigkeit von dem älteren orientalischen Dogma unterschieden, welches den unveränderbaren Fall (dechéance) des Menschen und das angeborene Verderben seiner Natur bekennt und sich unglücklicherweise in das Christenthum eingeschlichen habe.“ — „Mit aller Wärme meines religiösen Glaubens an die angeborene Güte der menschlichen Natur, die Gott zu seinem Ebenbild gemacht,“ fährt E. fort, „habe ich jenes alte Dogma der fatalistischen Herrschaft des Bösen über den Menschen angegriffen, — und es nur deshalb ein christliches genannt, weil es gleich zu Anfang so getauft worden und noch jetzt in der Welt diesen Namen führt. — Ich habe gezeigt, daß die Menschheit stets gegen dasselbe angekämpft, — und daß der Mensch endlich in unseren Tagen es zu überwinden anfängt mittelst des Glaubens an eine Zukunft des Glückes und der Harmonie, die für ihn und durch ihn auf dieser Erde verwirklicht werden kann; denn der Mensch beginnt einzusehen, daß Gott ihm diese Erde anvertraut hat, nicht um sie zu verwüsten und seine Brüder auf ihr zu erwürgen, sondern um sie zu verschönern, zu verwalten und zu beherrschen.“ Aus dem fraglichen Vortrage führt er dann u. a. Folgendes an: „Mit jenem älteren Dogma, welches die menschliche Natur für unvermögend und ehrlos erklärt, hat Christus sich wenig befaßt, wie sich augenscheinlich aus dem Vaterunser ergibt, dem einzigen Gebete, welches, seinem Willen nach, der Mensch an Gott zu richten habe. . . . Fürwahr, es ist erlaubt zu glauben, daß Christus, am Kreuze sterbend und für die Menschen bittend, nicht an die Möglichkeit gedacht, daß die Menschen bald darauf dieses unglückliche Kreuz zum Gegenstand ihrer Sehnacht (aspiration) und zum Endzweck ihrer Bestimmung erheben.“ Indem sich E. dann noch ausführlicher gegen die abstracte Heiligung der Erniedrigung und des Leidens erklärt, tadelt er eben so entschieden die Philosophie des 18ten Jahrhunderts, welche sich in unbestimmten Verneinungen herumgibt, und die zur „absurden“ Herbeiführung unbedingter Gleichheit sich verirrt habe, deren Ende Anarchie und Umwälzung gewesen. —

Die Gazette de France fügt diesem Schreiben eine Nachschrift bei, in welcher nur folgende Stelle uns erheblich scheint: „Dr. E. spricht von der angeborenen Güte des Menschen; das Christenthum glaubt auch daran; es ist der Unschuldsstand, den wir den unsprünghchen nennen. Er spricht von einer glücklicheren Zukunft schon hier auf Erden, und wir sagen mit — Montesquieu: „„Wunderbar! Das Christenthum, welches unser Glück im anderen Leben machen soll, bereitet auch noch unsere Glückseligkeit hienieden.““

Nicht also noch der Zwischenzustand, und Hr. C. erklärt ihn für schlecht, da er sagt, „die Gesellschaft sei schlecht eingerichtet, und er sie umgestalten will. Es gibt also eine Degradation vom Urzustand, ein in der jetzigen Natur des Menschen verwirklichtes Böses. Christus hat nichts Anderes gesagt; die Christen sagen nichts Anderes.“

In Beziehung auf Frankreich ist hier nur noch dies zu bemerken: Die Gazette hatte in ihrem ersten Artikel der Regierung zum Vorwurf gemacht, daß sie nicht gegen jenen Vortrag eingeschritten. Die Regierung aber war so verständig, rein wissenschaftliche Erörterungen nicht vor ein Forum zu ziehen, welches nicht mehr als competent für solche Streitigkeiten angesehen wird. Das ministerielle Journal de Paris nahm sogar jene Rede in Schutz, wie ja auch in unserm Deutschland nicht selten von den Staatsbehörden die sog. rationalistischen Bestrebungen unterstützt werden gegen Parteien, welche mit veralteten Glaubenslehren die aufkeimende allgemeinmenschliche Bildung bekämpfen zu müssen wähnen. — Was aber die Frage selbst betrifft, die jenseits des deutschen Stromes zwischen dem ausgezeichnetesten Schüler Fourier's und einem der namhaftesten Degane des neufranzösischen Katholicismus zur Sprache gekommen, so möchte dieselbe wohl nur mittelst gründlicher Erforschung der Natur und unbefangener Würdigung der Geschichte des Menschen zu schlichten sein.

Die letztere zeigt uns, wie zu Ende der alten Welt irdische Genußsucht und selbstherrliche Hoffahrt sich der Weisheit bemächtigt hatten. Der selbstherrliche Dünkel konnte nur durch den Glauben an die Allmacht Gottes und daraus hervorgehende Demuth, — die Selbstsucht nur durch Begeisterung für selbstopfernde Liebe und daraus hervorgehende Entsagungsfertigkeit, die irdische Genußsucht nur durch zuversichtliche Hoffnung auf himmlische Glückseligkeit und durch Heiligung des Leidens als des Allen zugänglichen Mittels zur Erreichung des höchsten Endzwecks überwunden werden. Der Mensch mußte innerlich frei werden gegen sein vereinzeltcs Selbst, gegen die Natur und die herrschende Weltmacht, um, über sie erhoben, später in ihnen frei werden zu können. Um sein natürliches Selbst und die Welt zu überwinden, mußte sein besseres Selbst in Gott gefestigt, und durch Anschauung gottmenschlicher Liebe und Aussicht auf himmlische Seligkeit zur Selbstopferung begeistert werden.

Wirklich wurde er von dieser Begeisterung ergriffen, als göttliches Walten und Demuth, reinste Liebe und Entsagung, freiwilliges

Leiden und Gewissheit unsterblichen Lebens und künftiger Seligkeit ihm durch den „Sohn des Menschen“ auf das Herrlichste zur Anschauung gebracht wurden.

Und das Christenthum überwand die alte Welt, insofern sie überwunden werden konnte; denn auch die Natur hat ihre ewigen Rechte, auch die alte Welt hatte Unvergänglichliches, Göttliches ausgeborn. Als daher der Sieg errungen, als Glaube und Demuth zur Herrschaft gelangt und der Mensch von der Furcht des Todes befreit, durch den Hinblick auf den Befreier und auf den Himmel einen festen Standpunkt gewonnen, machten Bedürfnisse sich geltend, auf deren Befriedigung die kämpfende Kirche nicht hatte Bedacht nehmen können. Die Kirche aber, die, ihrer Bestimmung gemäß, sich zum Kampfe gestaltete und im Kriege groß und stark geworden, konnte später, als in Friedenszeiten die vorübergehend unterdrückten oder beseitigten Bedürfnisse wieder aufliegen, ihre einmal angenommene Gestaltung nicht mehr preisgemäß verändern.

So verfiel die Christenheit in einen Zwiespalt, in welchem die kirchliche Form sich gegen den lebendigen Geist immer mehr verhärtete, während dieser in seinem Streben nach Freiheit immer mehr erstarkte. —

Wirklich sonderte sich allmählig zuerst der, durch das Christenthum gesäuberte Staat von der Kirche, dann die Wissenschaft von der kirchlichen Dogmatik und das soziale Leben von der geistlichen Askese.

Hiermit entstanden zwei völlig einander entgegengesetzte Ansichten von dem Verlauf der Geschichte. Während die Kirche bis auf den heutigen Tag immer schmerzlichere Klage führt über das zunehmende Verderben der Christenheit, durch welches sie dem jüngsten Gericht entgegensteife, hat seit dem dreizehnten Jahrhundert die anfangs nur dämmernde, nur vereinzelte Hoffnung auf Verjüngung, Entwicklung und Vervollkommenung der Menschheit sich zu einer immer allgemeineren, festeren Zuversicht gesteigert. — Die Kirche oder, was dasselbe ist, die strengen Altgläubigen, bemühen sich, eine Heilsoekonomie unverändert festzuhalten, welche in dieser Form ihre weltgeschichtliche Bestimmung erfüllt hat gegen die früheren, damals zerfallenden Natur- und Götterreligionen, gegen den alten auf Eroberung und Sklaverei gegründeten Staat und gegen die aus beiden hervorgegangene fürchterlichste Entsetzlichkeit. Die Anhänger der neueren Weltansicht hingegen, die besonders seit Anfang des vorigen Jahrhunderts — erst in den höheren Ständen, selbst unter Kaisern und Königen (Joseph II. und Friedrich II.) und dann auch in dem Mittelstande der gebildeteren Nationen sich ausgebreitet hat, — sie sehen für jetzt den Staat als den

höchsten, lebenskräftigen Vertreter der humanen Interessen an. Sie glauben, daß das Reich Gottes nicht bios von jener Welt, sondern auch schon in dieser Welt in Herrlichkeit zu kommen bestimmt sei, wie jener edle Forscher (Montesquieu), auf den die Gazette mit Unrecht als auf einen der Ihrigen sich berufen, — schon vor mehr als einem Jahrhundert angedeutet hat. — Sie haben endlich in allen Reichen der Natur zu deutlich die leuchtenden Spuren des göttlichen Wollens erkannt, als daß sie noch setner an ein allgemeines Grundverderben der menschlichen Natur glauben könnten, wenn sie auch in tiefer Demuth bekennen müssen, daß die Menschheit stets ebenso der Gottheit bedarf, wie die Erde der Sonne und wie das Kind seiner vorsorgenden Eltern. Da sie nun nicht mehr, wie die ersten Christen, den Sieg des besseren Geistes über die widerstrebende Welt in eine unbestimmte Zukunft hinauszufügen brauchen, sondern schon mehrere Welttheile in der Wiebergebuert zu edlerem Dasein begriffen sehen, so hat sich auch allmählig jene fremdlichere Weltanschauung befestigt, nach welcher die Ewigkeit schon hier beginnt, und der heitere Genuß der göttlichen Schöpfung nur durch freie Zustimmung in die allgemeine sittliche Weltordnung bedingt erscheint. Leiden, Dulden und Entsagen ist ihr daher nicht mehr, für sich selbst genommen, ein gottgefälliges, verdienstliches Werk (wie es der veralteten Kirche, ihren höchsten Idealen und Produktionen, den Heiligen und Märtern, nach zu urtheilen, gewesen); — sondern nur da geboten, wo es sich als unmittelbar nothwendig erweist zur Erhaltung und Förderung der sittlichen Gemeinwesen oder zur Reinerhaltung und Vervollkommenung des Verpflichteten selbst.

Diese, hier in den allgemeinsten Zügen angedeutete Weltansicht läßt sich als diejenige nachweisen, welche, schon seit Jahrhunderten wirksam, der neuesten Zeit zum Bewußtsein gekommen, und jetzt schon so tief eingewurzelt und so allgemein verbreitet ist, daß immer seltener ein entschiedener Widerspruch sich dagegen zu erheben magt.

Ein solcher Widerspruch ist nur von zwei Standpunkten aus möglich, welche früheren Entwicklungsstufen der Menschheit angehören.

Von dem einen Standpunkte aus, der der vorchristlichen Welt angehört, ist das Leben des Menschen auf sein irdisches Dasein beschränkt, und jedes Opfern, Entsagen und Dulden ist Thorheit, von dessen zeitlicher Nützlichkeit für ihn selbst der Einzelne sich nicht überzeugen; höchst reichlicher Genuß der Gegenwart ist hier nothwendig unbedingter Endzweck, jeder Einzelne sich das Einzige; das Nüchternliche nicht mehr werth als das Sinnliche, da beide gleichmäßig vor dem in den Tod, in die Vernichtung schauenden Auge verschwinden. Diese Ansicht, die ihrem

Besen noch materialistisch ist, und zum niedrigen Sinnenbegriffe hinführt, wird, wo sie noch austauschen und sich unumwunden aussprechen mag, mit Verachtung gebrandmarkt und zum Schweigen oder — zur Verstellung gezwungen.

Von dem andern Standpunkte aus, auf dem das Abendland sich im Gegensatz zu jenem naturalistischen erheben, ist der Mensch und durch ihn auch die übrige Natur in Folge der ersten Sünde von bösen Wesen infiziert, und dieser vom Boze Gottes über diese Welt verhängte Fluch kann nur durch Opfer, und bis zum Untergange dieser Welt immer nur theilweise gelöst werden. Die Geschichte ist dieser Glaubensmeinung im Grunde nur ein Kampf der Gottheit mit jenem bösen Wesen, in welchem jene bis an das Ende dieser Weltzeit im Ganzen genommen stets den Kürzeren zieht, dafür aber von dem jüngsten Tage an eine endlose Rache nimmt. Die höchste Aufgabe für die Zwischenzeit ist ihr, durch Abstinenz und Mortifikation sich der Möglichkeit der Infektion zu entziehen, und durch freiwillige Kasteiung sich den reichlichsten Anspruch auf jenseitige Glückseligkeit zu verdienen. — Diese Weltansicht, die im Grunde satanistisch ist und einestheils zu grausamem Fanatismus, andernteils zum egoistischen Aскетismus hingeführt hat, wagt schon jetzt höchst selten mehr, sich in ihrer nackten Gestalt zu produziren.

Zwischen diesen beiden Standpunkten schwanken jetzt noch gar manche, die mehr oder minder der Einseitigkeit und ferneren Unhaltbarkeit ihrer Weltansicht inne werdend, die versöhnende höhere Mitte suchen. Zu diesen Suchenden gehören dann sowohl die Industriellen, die in den Schriften und Vorträgen der Journalisten, wie die modernen französischen Katholiken, die in der Gazette de France zu Wort gekommen, und nun bei Gelegenheit des historischen Congresses, sich auf dem Wege zur höheren Einheit begegnet sind.

Wie die letzteren noch sehr in dem einseitigen Supernaturalismus ihrer Kirche, so sind jene noch in dem naturalistischen Gegensatz gefangen, den der frühere Aскетismus in der neueren Zeit wieder hervorgerufen hat.

Die Einen haben die Rechte der Natur, der Vernunft, der Freiheit und Gegenwart, die Andern die Majestät des Uebermenschlichen und Unendlichen noch nicht gebührend anerkannt. Beide aber verkennen noch gleichmäßig den göttlichen Rhythmus der Geschichte, in welchem die Weisheit des Allmächtigen die Menschheit nach der ewigen Ordnung des Werdens ihrer irdischen Bestimmung entgegenführt; — denn keine Ansicht der Welt und ihrer Geschichte ist als die wahrhafte anzusehen, welche nicht alle Völker der Erde und alle weltgeschicht-

sehen Ereigniffe in ein einiges harmonisches Ganges zu vereinigen vermag.

Oder sollten etwa alle Krystalle, alle Pflanzen, alle Thiere bis hinauf zu dem Menschen eine große Pyramide harmonisch geordneter Reiche bilden, und von der Menschheit aufwärts alle Monde, Planeten, Kometen und Sonnen sich bis zu Gott hinauf in eine einzige Harmonie sphärischer Systeme verschlingen, — und nur allein die Menschheit und ihre Geschichte sich von paradiesischer Unschuld bis zu jenem gesürcheten „Tage des Zornes“ stets nur in unaufhörlichen Dissonanzen bewegen, um dann in alle Ewigkeit nur mehr das Halleluja weniger Erwählten über dem Verzweiflungsschrei zahlloser Gotteslästerer vernahmen zu lassen?

Für das ungebildete Ohr des Laiken sahen die Chöre in der großen Passion unseres Sebastian Bach oft so berggeräuschend auseinander, daß eine Auflösung des ungeheueren Zwiespalmes ihm eine Unmöglichkeit schien. Und dennoch führt der erhabene Meister, mit sicherer Hand, die scheinbar Unversöhnlichen zum seligen Frieden des Himmels zurück, und läßt so das grauenhafteste Zornwüthiß zur Verherrlichung desjenigen dienen, der ihm einen Funken seines unverbrüchlich-einzelnetigen Schöpfergeistes, seiner ewig unerschöpflichen, nie ermüdenden Liebe in die Seele gehaucht! —

H. Heine und Prosper Enfantin.

(Jhr. 1836.)

Nachdem Enfantin die einjährige Gefängnißstrafe bestanden, zu welcher er, als Haupt der Saint-Simonistischen Gesellschaft, am 28. August 1832 wegen Bekanntmachung sittenverletzender Aufsätze verurtheilt worden, begab er sich nach der Levante, und fixirte sich dann in Aegypten, wo er nun schon seit längerer Zeit bei der großen Eindämmung und theilweisen Absperrung des Rils thätig ist, welche von Linant, einem französischen Genieoffizier, geleitet wird, und dazu dienen soll, die Bewässer des großen Segensstromes zur reichlichsten Befruchtung Aegyptens zu verwenden. Aber auch in der Ferne verlor Enfantin die europäische Welt nicht aus den Augen. So wandte er sich an H. Heine mit dem Ersuchen: „ihn bekannt zu machen mit dem Gange, den die Ideen in der letzteren Zeit in Deutschland genommen, und mit den Verhältnissen, welche die geistige Bewegung dieses Landes mit der Synthese der Lehre (der Simonistischen) verknüpfen.“ —

Heine antwortete ihm im Mai v. J., indem er ihm seine letzte Schrift über Deutschland widmete, und ihm bei dieser Gelegenheit schrieb: „Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir damit erwiesen, daß Sie wünschen, ich möge Sie über jenen Gegenstand erbaun (edifizir), und ich schätze mich glücklich, diese Gelegenheit zu finden, mit Ihnen durch weite Räume zu communiciren (communier).“ Zum Schlusse drückte er den Prosper Enfantin, sein Buch „als ein Bezeugniß ehelichstvolster Sympathie aufzunehmen.“

Enfantin erwiderte diese Huldigung durch ein Schreiben (vom 11. October v. J.), welches nun Duguet, einer seiner Jünger, mit Genehmigung Heine's, als Manuscript hat drucken lassen, — zur Mittheilung „an Denker und Staatsmänner jeder Partei und Nation, die durch

the Wissen oder über Gewalt (pour voir) berufen sind, eingewirkten auf die Schicksale Europa's und der Welt.

Eingangs dieses Briefes bemerkt E.: „die großen philosophischen Namen Deutschlands,“ von denen H. in seiner Scheit gesprochen, „sien Vergangenes für ihn, — eine Geschichte.“ Er fährt dann fort: „Es gibt in Deutschland Brüder der jungen Leute, mit denen sie gerne in Frankreich communiciren (communier), und diese Brüder kennen einander nicht. Es ist nun an Ihnen, ihre Hände in einander zu fügen und auf ihre Häupter ein Zeichen zu pflanzen, an welchem sie sich erkennen können. Damit werden Sie nicht mehr Geschichte, sondern lebende Politik, sondern Religion wirken.“ (Vom serex de la religion Seite 5. 6.) Als nächste Aufgabe für H. bezeichnet er dann, ein Werk zu schreiben, „über die politische, städtische, künstlerische und industrielle Lage Deutschlands,“ und stellt ihm in dieser Beziehung die Frage: „Der Pantheismus, dessen Uebersetzung in politische Sprache: Gefellschaftung (association) der Völker unter sich und der Menschheit mit dem Erdball (!), — dieser Pantheismus — ist er in die Massen eingebrungen, und, wenn dies der Fall ist, bedarf er nicht sehr einer mächtigen Anregung, um sich dacin zu entwickeln!“ (7.)

E. findet recht schön, daß H. die „cartesische oder französische Philosophie“ in die englische (Locke) und deutsche (Leibniz) auseinander gehen lassen, um beide dann in dem „großen Juden“ (Spinoza) zu resumiren, der auf diese Weise als „initiateur“ der Christen in den Pantheismus erscheine. Aber er tadelt, daß H. „ungefähr mit Herrn Cousin ende,“ da er mit Napoleon hätte schließen oder vielmehr wieder anfangen müssen, mit seiner Epoche, seinem Volke, den Franzosen, „welche Europa in den Pantheismus in der Politik und der Industrie eingeweicht haben;“ — denn jetzt könnten nicht mehr einzelne Menschen, Heiden, Philosophen den Typus, das Maas, das Kriterium des Fortschritts abgeben, sondern Völker. (7—9) „Die französische Revolution,“ — so fährt E. fort, — „ist in der That der menschliche, populäre, lebende Ausdruck des pantheistischen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktischen und zerstörenden, sondern in ihrem theozentrischen Abzitt. Philanthropie, Völkerverbündung, Freiheit des Ausdrucks, religiöse Duldung, — davon träumte alle Welt im Rittren der Winterkräfte, des Krieges, des Marasmus und des Bandes der Kisten und Kirchen.“

„Dieser Widerspruch zwischen dem Traum und der Wirklichkeit ist übrigens ein Beweis der Unvollkommenheit des vorzüglich theozentrischen

und philosophischen und nicht religiösen Pantheismus Spinoza's, ein Mangel, welcher hauptsächlich darin besteht, daß das Gefühl für Hierarchie, die Würdigung der Verschiedenheiten und die Unterscheidung zwischen gut und böß wenig oder gar keinen Raum darin einnehmen. Durch diesen Mangel eignet jener Pantheismus sich gar nicht für die Praxis, für die Politik, da er weniger die Idee der Ordnung, als die der Freiheit impliziert und unmittelbar nur die der Gleichheit erzeugt, indem die Verschiedenheiten zu nicht zu achtenden unendlich Kleinen herabsinken. Vom confusen zum geordneten Pantheismus ist aber eben so weit als — von dem Worte Philosophie — zu dem Worte Religion.“ (9. 10.).

Nach dieser Discussion über den Spinozismus wendet E. sich wieder zur Gegenwart. „Sie erinnern sich vielleicht,“ bemerkt er nun, „daß wir im Globe die Affiliation der drei großen europäischen Völker so charakterisirt haben, daß wir, sie an unsere Trinität: Religion, Wissenschaft, Industrie anknüpfend, derselben Frankreich, Deutschland und England entsprechen ließen und hieraus eine Theilung der Arbeit am großen Werke des menschheitlichen Fortschritts gefolgert.“ Eine ähnliche Vertheilung, meint E., müsse für die deutsche Familie statuiert werden. Er weist dann Deßreich „die priestertliche Rolle“ zu, weil es in der That Deutschland während und seit der franz. Revolution regiert (gouverne.) „Oestreich, so meint E., wird aus seinem scheinbaren Schummer erwachen. In ihm lebt in der That die deutsche Moralität, das Leben des h. Reiches. Oestreich bewahrt die Ordnung, die Hierarchie, das Gefühl für Pflicht und besonders für den Frieden; es braucht sich nur umzugestalten; während sie in Preußen und am Rhein wieder in's Leben gerufen werden müssen, da sie dort erstorben sind.“ (1) „Auch in der Politik des großen europäischen, asiatischen, und afrikanischen Continents wird Oestreich die große Rolle zu spielen haben.“ — „Erkennen wir, daß das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollständig und ungenügend ist zur Leitung der Völker, dann müssen wir auch Oestreich dafür segnen, daß es der Ausbreitung jener bloß revolutionären Ideen widerstanden und sie selbst in einem Joseph II. von sich gestoßen hat.“ (12) „Umgeben von Nationen, in denen die Freiheit gähret, wiederholt es stets mit ruhiger, ernster Stimme: „Kinder, ihr liebt nicht — die Ordnung; ihr seid nicht reif für die Freiheit.“ Gott vertheilt nicht blindlings die Gewalt auf der Erde; er wirft sie nicht vor uns hin, nur damit wir sie mit Füßen treten sollten. Der volligste Mensch kann sich nicht genug bemühen, zu entdecken, zu welchem Zwecke Gott sie vertheilt, und er soll das Werkzeug, das sie entdekt, zu handhaben

und zu vervollkommen lernen, und nicht es zerbrechen. — Meines Erachtens ist daher Oestrreich das Centrum, die Seele des deutschen Lebens, das gelehrte Preußen ist dessen Intelligenz, während die Arme dieses großen Körpers sich längst dem Rheine hin ausbreiten.“ (12. 13.) „Dem Norden also die Wissenschaft und besonders deren Vervollkommenung; dem Westen die Industrie, die Praxis und besonders der Unterricht in der Wissenschaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Kirche, die Religion, die Musik, der Frieden.“ (14.)

„Hat nun Talleyrand am Ende seiner Laufbahn den Traum seines Lebens, die Verbindung Frankreichs und Englands, sich verwirklichen sehen, — so ist die Einigung (Union) Frankreichs und Deutschlands jetzt ein Ziel, würdig des Sterbens der politischen Männer.“ (15.) Diesem nach fordert E. „seinen lieben Hrn. Heine,“ der „die Sendung zu dieser Einigung der beiden großen Völker beizutragen in sich fühle,“ auf, den Hörsaal der Philosophie zu verlassen und „das Werk der Frau von Staël wieder aufzunehmen und fortzusetzen...“ „Lehren Sie uns das Herz des Deutschen kennen,“ fügt er hinzu, „und nicht die Geheimnisse seines Denkens (pensee); wagen Sie es, recht laut, uns die Tugenden dieses weisen, arbeitsamen, hausdäuerlichen, guten, aufgeklärten Volkes vorzusagen; — — sagen Sie allen Freunden der Harmonie, was sie von einem Volke zu erwarten haben, welches einen Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven (von Bach und Händel scheint Hr. E. noch nichts zu wissen) erzeugt hat... Von einem Volke, welches so lange eine der zwei Kronen der christlichen Welt getragen und, trotz Luther's und Napoleon's, sie noch bewahrt.“ —

„Es ist etwas so Schönes, — ein Volk zu sehen, welches in dieser Zeit, in welcher alle Grundlagen der sozialen Ordnung erschüttert, durchwühlt, zu Untert zu Oberst gekehrt worden, — seinen alten Glauben bewahrt hat, so lange noch kein neuer sich seines Herzens bemächtigt hat; ein Volk, welches Alles weiß, was der Verstand und die Kraft des Menschen gethan, um das Glück der Vergangenheit zu gestalten. — Aber nicht gesehen, daß eine von Gott erwählte Seele den Plan des neuen Gebäudes inspirirt und vorzeichnet hat, — kluglich sein altes gothisches Schloß und seinen alten Dom bewahrt und sie noch unseren bürgerlichen Häusern und unseren Deputirtensälen vorzieht! ... Wie wenn wir mit einem jener großen Poeten, einem de Rastree, v. Donald, Chateaubriand und Lamartine träumen, — so, wenn wir der Donau folgen, treffen wir — bis in die kleinste Hütte — auf eine Familie, eine Religion, eine Autocritik, — wir arme Waisen, die kein Oberhaupt, keinen Gott, keinen Vater mehr haben! ...“ „Sie wissen, daß ich eben so wenig, wie Sie, wünsche, die Moral, Religion und Politik der Vergangenheit in der

Zukunft herrschen zu sehen; aber ich halte mich nur für gerecht und wahr, wenn ich sie noch jetzt bewundere, und ich glaube sogar, daß es eine gute Berechnung (*calcul*) ist, eher auf ihre Belehrung als auf ihre Vernichtung auszugehen.“ (16. 17.)

Beiläufig wünscht nun E., daß Schelling und andere Philosophen etwas mehr die Zeit, „die ein so wichtiges Element in den menschlichen Angelegenheiten sei,“ in Rechnung brächten, was jedoch nur dann geschehen werde, „wenn sie vor Allem, wie Lessing, an das ewige Leben glauben werden.“ Auch verwundert er sich, daß H. in seinen zwei Bänden mit keinem Worte des ewigen Lebens Erwähnung gethan, was er ja nicht zu versäumen habe, wenn er zu Leistikopf sprechen werde (18.) Hiermit achtet er zu den übrigen Bemerkungen über, die er ihm in Bezug auf sein Werk über Deutschland zu machen habe.

„Nein,“ — ruft der Angefahrene von Laite aus dem Deutschen in Paris zu, — „nein, Deutschland hat nicht nöthig, daß man durch „profane Spottereien“ den Einfluß der Religion paralysire, E. S. (der Hein. Schüssi); „durch ernste, würdige Mittel muß die Religion der Deutschen nicht neutralisirt, sondern transformirt werden; ebenso muß man nicht durch eine bittere Kritik von Manern, die, ihrer Fehler ungeachtet, der Menschheit große Dienste geleistet haben, — die Meinungen und Thaten bekämpfen, die man für rückstrebend hält... — Ist es gut, Gerechtigkeit mit Strenge zu verbinden; aber Nichts rechtfertigt Unbarmherzigkeit, und der Machtbegabten (*puissans*) gibt es nicht gerade so viele, daß man einen Theil derselben in den Rath zu treten sich zu heilen hätte... Glauben Sie mir, — nichts Heiligeres (*sacré*) gibt es für den Menschen, als der Mensch selbst; über Heiliges aber müssen wir uns profaner Scherze enthalten. Der Mensch, der seines Gleichen auf den vorläufigen Planget (*pilori*) stellt, verrichtet das Geschäft eines Henkers, nicht das eines Lehrers, Priesters und Vaters der Menschheit.“

„Lassen wir den Kindern der Vergangenheit diese Waffen, die die Gegenwart schon verworfen und die die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter und behaupte, daß überhaupt genommen es eben so unsittlich ist, öffentlich und besonders während seines Lebens — die Fehler und Schwächen eines mächtigen (*puissant*) Mannes zu enthüllen, als es unsittlich von Rousseau war, das Proletariat seiner Schwächen (*turpitudes*) der Welt in's Angesicht zu werfen; — denn auf diese Weise tritt oder erbittert man starke Geister, und verbreitet anderseits unter den Massen ein verderbliches

Missionen, und spannt sie gegen die Wissenschaft und das Genie.“ (19. 20.)

Nach dieser wohlgerneinten und von freundlichen Worten begleiteten Kritik wendet der Briefsteller sich zu dem Hauptgegenstande, nämlich zu Deutschland und seinen Weltverhältnissen zurück. Er meint, „eine Geschichte von Oesterreich seit Luther, seine Stellung gegen die Türken und Rußland auf einer, gegen die übrigen europäischen Staaten auf der anderen Seite, diese Stellung des Saint-Emperre zwischen dem deutschen und dem griechischen Protestantismus so wie dem Mahomedismus, zugleich Ursache und Wirkung seiner Unbeweglichkeit, sei bis jetzt noch nicht genug gewürdigt worden; sonst könnte man ihm diese nicht zum Vorwurf machen, die uns vor der mahomedanischen Autokratie, vor dem Selbstherrscher von Rußland und selbst vor der römischen Theokratie bewahrt, auch am meisten dazu beigetragen habe, uns von der Napoleonischen Autokratie zu erlösen.“ (21.)

„Wo sind nun aber,“ fragt er zum Schluß, — „wo sind die Gesalbten des Herrn? wie heißen die Boten des Allerhöchsten, die eines Tages auf ein Zeichen alle Völker zur allgemeinen Communion hinführen sollen? Sie heißen Propheten; aber sie heißen auch Könige; das Recht und die That, das Wissen und die Macht, (pouvoir). Denn, sehen Sie nur, wie wenig die Christen in Europa gewirkt haben, so lange sie noch keinen Constantin gefunden; wie Luther verunglückt wäre, hätte er nicht sehr bald gekrönte Häupter auf seiner Seite gehabt; ja selbst was Voltaire ohne Friedrich und Catharina gemessen sein würde! Darum, Prophet! (!) muß ihre Stimme zu den Ohren der Könige dringen, wenn Sie die Völker befreien wollen. Seit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Vätern angehört sein; als wahre Christen vernachlässigen oder verachten sie die Gewaltigen der Erde! — Bedenken Sie, daß die Könige unserer Tage nicht zugleich Könige und Propheten sein können. Noch gibt es zwei Gewalten auf der Erde: die der Propheten und die der Könige, — und diese beiden Gewalten werden nicht durch eine Schlacht endigen... Die Zukunft will nur einen friedlichen Herrn, nicht einen mit Blut bedeckten Scharfrichter. — Prophet, lesen sie nochmals das „neue Christenthum“ von Saint-Simon; dann, so glaub' ich, werden sie meine Idee begriffen haben, und mein Brief, oft verworren, und ungeordnet, wird, wie eines jener wunderlichen Vorspiele sein, die ein Lendichter ausführt, bevor er schreibt, und in denen nur ein Künstler die Begeisterung entdecken und verfolgen kann, die den Musiker besetzt.“ (22–24.) —

Dies die Hauptstellen des Briefes, den der „Vater der Menschheit“ — dafür hält sich Enfantin, — an seinen lieben Sohn, — dafür hält ihn der Vater, — den der „erwählte“ und „inspirirte“ — ehemalige — Weltreligionsstifter an den zur Vereinigung von Frankreich und Deutschland „gesendeten“ Propheten Heinrich Heine geschrieben; und daß der enfantinische Jünger die Bekanntwerdung dieses Schreibens gestattet, gibt uns zum Wenigsten zu erkennen, daß derselbe die wohlwollenden Zurechtweisungen seines Meisters be-scheidenlich dahinnimmt.

Aber auch dies ist nicht zu verkennen, daß Enfantin in diesem Schreiben einen feineren Takt, größere Besonnenheit und Klugheit, und weit menschenfreundlichere und weltbürgerlichere Ansichten und Gesinnungen zu Tage legt, als sein deutscher Freund noch im vorigen Jahre zu haben schien; — denn sein diesjähriger Brief an die deutsche Bundesversammlung, welchen die allgemeine Zeitung mittheilt, dürfte wohl schon als erstes Zeichen seiner Umkehr zu betrachten sein.

Im Uebrigen zeigt das vorliegende Sendschreiben hinsichtlich des religiösen Momentes noch dieselbe Verworrenheit, die den früheren Saint-Simonismus und den späteren Henri-Heinismus charakterisirt. Wie der „Prophet“ einmal schrieb: „Materie und Geist, beides ist gleich göttlich; wer die h. Materie beleidigt, ist eben so sündhaft, wie der, welcher sündigt gegen den h. Geist,“ und: „in der That, wir sind dem Deismus erwachsen, wir sind mündig, und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge mehr,“ — und dann wieder: „er sei sich einer ursprünglichen Religiosität bewußt; — Gott sei immer der Anfang und das Ende seiner Gedanken,“ — so bekennet auch Enfantin sich einestheils wiederholt zum Pantheismus, und spricht dann doch wieder von Gott als dem Herrn der Welt, der „nicht blindlings die Macht vertheilt,“ — und dessen Absichten zu entdecken „der religiöse Mensch“ nicht angeeignetlich genug sich bemühen könne. —

Glaubt Enfantin an den in der Menschheit und am Vernehmlichen durch die civilisirtesten Nationen, und unter diesen durch das angeblich religiöseste Volk der Franzosen sich aussprechenden Gott, dann darf er weder an das „neue Christenthum Saint-Simons,“ noch an den von ihm selbst „verzeichneten Religionsplan“ appelliren; denn nicht nur Deutschland und England, sondern auch das französische Volk hat von beiden sich abgewendet. Glaubt er an einen die Macht nicht blindlings vertheilenden Gott, dann kann er denjenigen nicht als Propheten dieses Gottes begrüßen, der zu

behaupten sich vermessend, „wir bedürften keiner väterlichen Vorsehung mehr.“ Aber die Menschen unter sich, wer die Menschen mit Gott einigen will, der muß zuvörderst einig mit sich selbst sein, und nicht, wie Heine, in die Klage ausbrechen müssen: „ich bin der Krankste (also zerrissenste) von euch Allen;“ — noch, wie Enfantin: „er habe von Allen — nur Schmähdungen und Verachtung für seine Arbeiten und sein Leben geerbt.“ (E. 19), und: „wir arme Waisen haben kein Oberhaupt mehr, keinen Gott, keinen Vater.“ — ! —

Was endlich Enfantin's Ansichten von dem Verhältniß der drei gebildetesten Nationen zueinander betrifft, so bedürfen dieselben eben so wenig einer ausführlicheren Zurechtweisung, als die fast diametral entgegengesetzten des Hrn. von Raumer in seiner neuesten Schrift über England. Spricht man vom ganzen Volke, dann wird kein Geschichtskundiger mit Enfantin behaupten, die Franzosen seien das religiöseste Volk, und fast man die Völker in ihrer weltgeschichtlichen Vertretung und Wechselwirkung auf, dann kann man unumgänglich mit Hrn. von Raumer „die Hoffnung der Welt und das Rettungsmittel gegen eindringende Barbarei“ (!) ausschließlich „in dem uralten Stamme germanischer Entwicklung liegen“ sehen. Von Frankreich sind die Kreuzzüge, von Frankreich ist die geistige Bildung des Mittelalters und die Emancipation des Staates von dem Joche des Papstthums, von Frankreich sind seit Descartes fortwährend die kräftigsten Anregungen, von Frankreich endlich ist seit der Revolution die politische Reformation von Europa ausgegangen, und wenn wir uns mit allem Ernste gegen enfantinische Annahmen, so haben wir uns doch mit gleichem Nachdruck gegen selbstgefällige Präntationen auf unsere besondere Auserwählung zu verwahren. „Die Bürgschaft der Zukunft“ — liegt weder im Pantheismus Enfantin's, noch allein in Raumer's Germanenthum; sondern in der göttlichen Bestimmung der Menschheit! —

Rückblick auf den St.:Simonismus.

(Revte. 1835.)

Louis Reybaud hat in der „Revue des deux Mondes“ unter der Ueberschrift: *Socialistes modernes*, eine Reihe von Aufsätzen eröffnet, deren erster uns eine übersichtliche Geschichte des Saint-Simonismus bietet. Sie ist in sechs Abschnitte getheilt. Der erste ist der Biographie und Charakteristik Saint-Simon's gewidmet. Er enthält wenig Neues. Saint-Simons Besuch bei Frau von Staël wird folgendermaßen erzählt:

„Bei seiner Durchreise durch Genf, bat der Philosoph um die Erlaubniß, zu Coppet seine Aufwartung machen zu dürfen. Kaum eingetreten, brach er in die Worte aus: „Madame, Sie sind die außerordentlichste Frau auf der Welt, wie ich der außerordentlichste Mann: wir beide würden ohne Zweifel ein noch weit außerordentlicheres Kind erzielen.“ Frau von Staël war verständig genug, um die Sache gut aufzunehmen. Sie lachte darüber.“ —

Zu Olinda Rodriguez sagte Saint-Simon kurz vor seinem Ende, nach Reybaud's Bericht: „Der Angriff auf das Religionsystem des Mittelalters hat in der That nur Eins bewiesen: nämlich, daß es nicht mehr in Uebereinstimmung steht mit dem Fortschreiten der positiven Wissenschaften. Aber man hat Unrecht, daraus zu folgern, daß das religiöse System ganz verschwinden müsse. Es hat nur mit den positiven Wissenschaften sich in Uebereinstimmung zu setzen.“ „Saint-Simon starb am 19. Mai 1825 in den Armen einiger seiner Schüler: Auguste Comte's, seines Benjamin's, seines auserwählten Küstzeugs, der später den Meister verdäugnet, und des Olinda Rodriguez — der zuletzt sich auch zurückgezogen.“ — Den Aussagen derselben zufolge waren ihres Meisters letzte Worte diese: „Mein ganzes Leben resumirt sich in einem einzigen Gedanken: allen Menschen die freieste Entwicklung ihrer Anlagen zu sichern“ . . . und, nach kurzem Schweißen: „Acht und

vierzig Stunden nach Erscheinen des zweiten Blattes unserer Zeitschrift (des Producteurs) ist die Partei der Arbeiter constituiert; die Zukunft gehört uns.“ Nach diesen Worten fuhr er mit der Hand nach seinem Kopfe — und starb.“ . . .

Die erste Epoche, die im zweiten Abschnitt besprochen wird, eröffnet und beschließt der eben erwähnte Producteur, für dessen Herausgabe Redigirend sich nun noch Bazard (der Saint-Amand unterzeichnete), Enfantin, Carrel, Buchez und andere gesellte. Bazard war ein Haupt der Carbonari's, und wie durch ein Wunder dem Schwerte des Gerichtes entronnen, das ihn wegen Theilnahme an dem Aufstande zu Weimar und Besorg treffen sollte. — Der Producteur beschäftigte sich nur mit der industriellen und wissenschaftlichen Entwicklung der Menschheit nach Saint-Simon's Theorie. Auch Carrel nahm an der Redaction desselben Theil.

Die zweite Epoche bezeichnet der Unterricht, den die Saint-Simonisten in der „Rue Taranne“ eröffneten, wo besonders Bazard in zahlreichen Conferenzen den neuen Glauben vollständig darzulegen unternahm. Hier schlossen sich viele Schüler der polytechnischen Schule der Gesellschaft an, namentlich Carnot (des berühmten Convents-Mitgliedes Sohn), Michel Chevalier (der neuerdings interessante Briefe aus Nordamerika geschrieben), Jounein, Dugied, Barrault (der Verfasser von „Occident und Orient“), Charl. Duvorrier, Enfantin und Talabot. Herr Reybaud gibt nun einen Abriss der bekannten Exposition de la doctrine St. Simonienne, den er mit der Bemerkung schließt, daß von der Mitte 1830 an „die Schule erst Familie, dann eine Kirche geworden.“

Der dritten Epoche weist er die Herausgabe des „Organisateur“, die Gründung der St.-Sim. Familie in der „Rue Montigny“, die Ueberrnahme des Globe und die öffentlichen Predigten zu. Das Verhältniß der beiden Häupter zu einander bezeichnet er in folgender Weise: „Enfantin fand den Gedanken, Bazard formte ihn. . . Jener war die Personifikation der neuen Welt, welche es drängte: anzukommen, zu genießen, zu herrschen, sich in einer eingenommenen Wüste einzurichten. Bazard hingegen, Auswege suchend, viel kritisirend, wenig positiv lebend, war das Organ eines transitorischen Verfahrens, eine Stimme der Ausgleichung zwischen der neuen und der alten Ordnung. Enfantin debattirte auf dem Wege der Phantasie und der Theorie, Bazard auf dem der Logik und der Praxis; jener wußte sich an das Gefühl zu wenden, dieser an den Verstand.“ Ihr bestimmtestes Glaubensbekenntniß ist in der Zeitschrift enthalten, welche sie unter'm 1. October 1830 an die Deputirtenkammer gerichtet.

Das Weitere, was Herr K. über diese Stanzperiode des St.-Simonismus berichtet, ist bereits hinlänglich durch die darüber in Deutschland erschienenen Schriften bekannt.

Die vierte Epoche läßt Hr. K. mit dem Schisma und den inneren Spaltungen der St.-Sim. Familie beginnen, welche durch die Frage in Betreff der Befreiung der Proletariat und der Freilassung der Frauen veranlaßt wurden. Namentlich war es die allgemeine Versammlung am 19. November 1831, in welcher, „Enfantin feierlich erklärte, daß wenn der St.-Simonismus die Benützung (exploitation) des Mannes durch den Mann energisch bestritten und aus seinem Evangelium gestrichen, man fernerhin nicht mehr die Benützung des Weibes durch den Mann gestatten noch dulden könne; das Christenthum habe das Weib emancipirt, aber es in Unterordnung (subalterneité) erhalten; der St.-Simonismus müsse es frei lassen und dem Manne gleichstellen.“ Bekannt ist, welchen Widerspruch die weitere Entwicklung seiner Ansichten vom Verhältniß der Geschlechter zu einander gefunden, welche Folgen diese Irrungen und die späteren Finanzoperationen der vermessenen Menschheitsglucker gehabt, und wie demnach die Familie sich nach Neuil-Montant zurückgezogen. Wie sich hier ihre Ansichten gestaltet, hat Hr. K. uns aus dem Manuscript des „*Livre nouveau*“ dargelegt, dessen Einsicht er der Mittheilung seines Freundes Duverrier und der Mad. Marie Talon, die dasselbe in Verwahrung hat, verdankt.

„Die ganze Metaphysik des St.-Simonismus,“ bemerkt Hr. K., „sein Katechismus und seine Genesis — finden sich in diesem *Livre nouveau*, dem *Résumé* mehrerer Conferenzen der St.-S. Familie, an dessen Abfassung Enfantin den größten Antheil gehabt.“ „In einer neuen Form,“ fährt K. fort, „thut sich hier jene Tendenz der St.-S. Doktrin, den Geist und das Fleisch zu pacifiziren und Eines durch das Andere zu heiligen, kund. Der Krieg zwischen den beiden Prinzipien findet nicht nur in der Politik und der Moral, sondern auch in der Wissenschaft statt, und diese muß pacifizirt werden, wie die Politik. „Sie wird es,“ behauptet das neue Buch, „weil die Männer der Liebe, die ein gleiches Gefühl haben für Theorie und Praxis, für Wissenschaft und Industrie, für Wirklichkeit und Schein, einen lebendigen Glauben einpflanzen werden der stets fortschreitenden Harmonie zwischen Geist und Fleisch, Zeit und Raum, Zahl und Ausdehnung, Formel und Form, Gedanken und That, Einheit und Vielheit, Identität und Differenz, Beobachtung und Experiment, Vergangenheit und Zukunft, Auctorität und Freiheit, Ich und Nicht-Ich, Mann und Weib, Menschheit und Welt.“ „Herr!“ — so heißt es in dem neuen Buche, „den die revolutionären Mathematiker

vergeblich aus ihrem Sanctuarium verjagt, und der dennoch immer, entweder unverhüllt oder verborgen, unter dem Namen des Unendlichen, oder unter dem trügerischen Schleier der Begrenzungen (limites), darin verblieben, Gott weit herrlicher als jemals darin zum Vorschein kommen, um alle Conceptionen zu beleben. Dann wird das höchste, das infinitesimale Wort sich in der Kunst in Reden und Symbolen entfalten; der Gelehrte wird es in Formeln, der Industrielle wird es in begrenzte Formen übertragen; als Wort der Poesie und der Liebe — wird es sich durch Musik und Architectur offenbaren; als göttlicher Begriffer wird es die Algorithmie und die Aesthetik, als Wort des Priesters wird es die Wissenschaft und die Industrie, das Dogma und den Kultus erzeugen.“

Die von K. aus dem neuen Buche mitgetheilte Genesis ist zu neblig und gehalten, um hier irgendwie berücksichtigt zu werden. Ueber das ganze Werk gibt K. folgendes Urtheil ab: „Im Gegensatz zu Bagnard's Hauptwerke, der Exposition, welches durch viele Punkte mit unserer profanen Intelligenz und Wissenschaft in Berührung blieb, — ist das neue Buch die Algebra der Religion, ihre Demonstration in Formeln, die für den, der sie aufstellt, strenge; für den, der sie diskutieren möchte, unverständlich sind. Niemals war die Metaphysik auf solche Weise mit der Differential-Rechnung verwickelt, niemals die Religion mit solcher Präntion auf Binomität erschienen. Und — was das wunderbarste ist, wenn man auch Alles von dieser Arbeit, Größen und Ausdrücke, annähme, so würde man doch zu keiner in Ernst anwendbaren Lösung gelangen. Als Newton den Gang der Welten fand, leitete er doch astronomische Folgerungen, materielle Thatfachen, Naturgesetze daraus ab, welche die Menge verstehen konnte. Hier im Gegentheil führt die Erklärung der Menschheit durch die Zahlenwissenschaft zu so idealen Formeln, daß hundert parallele Formeln sich daneben aufstellen ließen, ohne daß man den Vorzug der einen vor den anderen weder erheben, noch beweisen könnte.“ —

In die fünfte und letzte Epoche stellt Hr. K. den bekannten, im Februar 1832 gegen die Häupter des Simonismus bei den Affisen anhängig gemachten Proceß und die darauf erfolgte Zerstückung der „Familie.“ In Beziehung auf die letztere bemerkt er Folgendes: „Die Einkerkelung Enfantin's war das Signal der Zerstörung der Familie. Die Einen lebten in die Welt zurück, mit der Absicht, eine stille und unwahnehmbliche Propaganda fortzusetzen; die Andern widmeten sich eifensüß ihren evangelischen Arbeiten und schifften, neue Argonauten, sich ein zur Aufsuchung der Femme-Memne. Nach seiner Befreiung folgte Enfantin diesem Theile der Familie. Nachdem ihm das große Unternehmen der Eindämmung des Nil's mißglückt, hat er nun Aegypten verlassen,

um sich nach Judäa zu begeben, denselben Weg verfolgend, den das Volk der Hebräer genommen. Zwischen ihm und seinen Jüngern in Frankreich dauert die Communien der Glaubensmeinungen mittelst brieflichen Austausches fort. Die hierarchische Thätigkeit ist durch die Entfernungen nicht unterbrochen.“

„Gegenwärtig hat der St. Simonismus noch nicht auf die Eroberung der Welt verzichtet. Nur arbeitet er nicht mehr in offener Empörung, sondern unter der Erde darauf hin. Aber auch hierbei ist er wieder in Täuschung befangen,“ . . . was dann weiter ausgeführt wird. Daß er übrigens im Grunde nur ein Amalgam älterer Elemente, und überall, wo man von der Oberfläche in sein Inneres dringt, das Plagiat erkennen läßt, deutet R. hinsichtlich der Hauptmomente an, und schließt mit der Bemerkung, „der Hauptaugen des St. Simonismus möchte wohl darin bestehen, daß eine Menge von Fragen, die vorher geschlummert, schon durch die Thatfache seines Erscheinens lebhaft angeregt und so laut zur Sprache gebracht worden, daß die allgemeine Reugirde von ihnen Besitz genommen, und sie nun dem Geiste der Analyse überliefert seien, der früher oder später durch eine Uebergangsarbeit sie zur Erörterung bringen werde.“ — In der Einleitung hatte Hr. R. sich folgendergestalt hierüber geäußert: „Die Theorien des neuen Glaubens, man wird es zugestehen müssen, sind auf eine der Reform der modernen Societäten förderliche Weise ausgesprochen worden; denn, wenn diese Theorien auch nichts unmittelbares Anwendbares enthielten, so werden sie zum Wenigsten — und dies ist ein großes Resultat — das Eigenthum und die Ebschaft aus ihrem Schlummer aufgerüttelt haben, — zwei Mächte, die bis auf den heutigen Tag nicht angegriffen worden sind. Künftighin, Ratt nach Erweiterung ihrer Besippenrechte (*droits de seigneurie*) über die verschiedenen Elemente der menschlichen Thätigkeit zu trachten, werden jene beiden Despoten des Reichthums ohne Zweifel sich mit der Arbeit zu verbinden und zu verschmelzen suchen, die wahrscheinlich der Angelpunkt der künftigen Socialisation sein wird.“ —

Die freien Frauen und G. Sand.

(April 1837.)

Als die Saint-Simonistische, oder genauer, — die Enfantinische Gesellschaft durch richterlichen Spruch unterdrückt worden und die Kinder des Kindischen sich in alle Welt zerstreut hatten, meinten Viele, es habe auch mit dem freien Frauen sein Ende genommen. Aber ein Nephisso hätte den Weinenden zuzusehen können:

Der Trübsal sind sie los;

Die Trübsal sind geblieben.

Schon im Juli vorigen Jahres wandten so sich nennende „freie Frauen“ sich mit einer Bittschrift an den König und die Kammer, darauf antragend, daß auch Frauen als verantwortliche Herausgeberinnen (gérantes) eines politischen Tagblattes und als Zeuginnen bei Civilacten zugelassen würden.

Die Kammer ging am 28. Januar dieses Jahres in Betreff dieses Gesuchs zur Tagesordnung über.

Indessen hatten die Freifrauen bereits in einer zweiten Bittschrift unterm 1. December vorigen Jahres verlangt, daß der Artikel 214 des bürgerlichen Gesetzbuches abgeschafft werde, welcher die Frauen verpflichtet, bei ihrem Manne zu wohnen und ihm, wohin es ihm zu gehen beliebt, zu folgen.

Natürlich fand dieser Antrag keine günstigere Aufnahme in der Kammer, als der erste.

Die freisichthütigen Damen ließen sich hierdurch nicht entmuthigen. Sie stifteten eine „Gazette des Femmes“, welche sie näher bezeichnen als „Journal des droits politiques et civils des Françaises.“ Frau Pouret de Rauchamps, welche die Leitung dieses (für beschriebene 15 Franken jährlich zu beziehenden) Frauenblattes übernommen, kündigt

gleich zum Voraus an, daß dasselbe keine Handelspeculation, sondern eine „freie Veröffentlichung“ (publication libre) sei, und daß diese Zeitung in so vielen oder wenigen Blättern und in solchen Zeitabschnitten erscheinen werde, als der Herausgeberin im Interesse der Verbesserung des Kosmos der Frauen dienlich scheinen werde. —

In diesem Blatte nun haben jene hartherzigen Tagesordnungen der Deputirtenkammer sich eine strenge Kritik gefallen lassen müssen, und, unabgeschreckt durch wiederholte Abweisung, haben jetzt die heidenmüthigen Frauen den Kammern eine dritte Petition überreicht, in welcher sie fordern, daß klar und ausdrücklich anerkannt werde, wasmaßen kraft der Charte von 1830 die Frauen dieselben bürgerlichen und politischen Rechte besitzen wie die Männer. Madame Poutret de Mauchamps, welche das Factum unterzeichnet hat, erklärt, Frankreich sei ein Volk von freien Männern und Frauen, welche, versammelt, einen König oder eine Königin wählen können, ohne Rücksicht auf das Salische Gesetz. Das Gesuch um gleiche Theilnahme an den Rechten stützt sich nämlich darauf, daß die Frauen auch an den Gefahren und dem Siege der Julitage Theil genommen; weshalb sie nun ebenwohl Deputirten und Paicinnen werden können müßten. Die Charte rede nie von Französinen; es sei Zeit, daß sie sage: die Französinen und die Franzosen sind gleich vor dem Gesetze; Alle sind gleich zulässig zu allen Ehren- und Geld-Ämtern, — mit Ausnahme des Kriegs-dienstes, von welchem die Wittstellerinnen Nichts wissen wollen.

Noch ist, unseres Wissens, über diese dritte Bittschrift Nichts entschrieben; aber schon ist durch Vermittelung der Frau Poutret ein viertes Gesuch an König Ludwig Philipp gerichtet worden, worin die Damen ihn bitten, er möge doch erklären, „daß er eben sowohl König der Französinen als der Franzosen sei.“*) —

Manche, wenn sie dies lesen, werden über diese Infantinischen Nachklänge spotten, Andere nur mittheilig lächeln; wieder Andere werden in fromme Klagen ausbrechen über solche Verwegenheit des andern Geschlechtes; Einige vielleicht sogar zürnen über die Pres- und Petitionsfreiheit, welche solcherlei gefährliche Grundsätze und Präntationen unter die Leute zu bringen gestattet. Glücklicherweise ist das Leben einer großen

*) Es versteht sich von selbst, daß das Sie und ihr Gesuch kein anderes Kosmos fanden als das Sie und Ihr.

Nation unabhängig vom dem Spotte und dem Tadel Einzelner, und die Freiheit der öffentlichen Mittheilung für das geistige, was die freie Lust für das leibliche Leben. Wie die freie Bewegung der Luft das Cor-
 rectiv ist für alle in sie aufsteigende schädlichen Dünste, so corrigirt die freie Öffentlichkeit alle geistigen Extravaganzen. Im Reiche des Geistes, wie in der Natur walzet im großen Ganzen eine ordnende, zurechtwei-
 sende, heilende Macht und die Wahrheit behauptet ihr Recht mit sinnen-
 der Gewalt. Es freut uns, gerade im vorliegenden Falle unsere Ansicht durch eine Thatfache bestätigt zu finden.

Die unter dem Namen George Sand bekannte und berühmte Schellessklerin ist in mehreren ihrer Romane, — in „Valentine“, „Indiana“ und selbst noch in „Lélia“, als schöngestaltiger Anwalt jener Frauen aufgetreten, die den Aufstand gegen das bisherige eheliche Verhältniß für die heiligste Pflicht gehalten. Aber die Heilkraft der Wahrheit hat auch in diesem genialrevolutionären Geiste ihre Uebermacht erwiesen. In einer kürzlich von jener reichbegabten Dichterin herausgege-
 benen Schrift spricht sich dieselbe über die Bestimmung der Frauen in folgender Weise aus:

„Ich fürchte, Marcia, daß die ohnmächtigen Verheißungen einer neuen Philosophie dir geschadet. Sei es, daß du den eigentlichen Gedanken des Saint-Simonismus unrichtig verstanden, oder daß der Saint-Simonismus in seinen Meditationen und Forschungen nicht das Wort für deine Bestimmung gefunden, — kurz, du hast aus demselben den Wunsch des Unmöglichen geschöpft“ . .

„Rein, sagst du, man lasse mich nur in das Thatenleben hinaus-
 stürzen; ich fühle mich Krieger, Kdner, Priester; ich will, ich kann kämp-
 fen, discutiren, lehren.“

„Kannst du es, Marcia, wohlthun, dann bist du eine Ausnahme, und in heroischen Zeiten hättest du dich Johanna von Arc, Marie Ko-
 land, Heloise nennen können. Aber was willst du jetzt sein? Suche die in der gesellschaftlichen Ordnung, auf allen Rangstufen der Staatsge-
 walt und der Industrie eine Stellung, von welcher du ohne Lächeln Be-
 sitz ergreifen könntest. Du kannst nur etwa Künstlerin werden, und daran hindert dich Niemand.“

„Gesezt aber, es finde sich gegenwärtig in den parlamentarischen Er-
 öterungen und in der Ausübung der Staatsgewalt Etwas, was eine edle
 Seele oder einen großen Geist anzulocken vermöchte, gesezt, mehrere durch
 ihre Erziehung und ihre Anlagen eccentricische Frauen brennten vor Be-
 gierde, ihre Stelle in der Welt zu finden, und gingen, durch die Geseze
 behindert, von Unthätigkeit und Sehnsuchtskummer verzehrt, zu Grund;

— unter uns, Marcia, sei es gesagt, ich glaube nicht, daß es gegenwärtig auch nur eine solche Frau in Europa gibt. — Gleichwohl! du wirst mir zugestehen, daß deren Zahl sehr geringe ist, und daß es unklug sein würde, um so weniger Wunderkinder willen ein Gesetz zu geben, welches zu der schon so gewaltig umdrängten Staatsgewalt, zu der schon so armseligen Förderung der Staatsinteressen alle Frauen zulasse, die wir nicht kennen und selbst die vorzüglichsten Decker, die wir am besten kennen. Also, was dich, große verborgene Seele! betrifft, lerne dich unscheinbar machen, lerne dich vernichten, lieber, als daß du, um ein persönliches Bedürfnis zu befriedigen, wünschst, das Menschengeschlecht möge einen Wahnsinn begehen!“

... „Ich sage dir es in aller Demuth, verzeihe mir; aber in allem Ernste sage ich dir: behüte dich vor jenen thörichten Ambitionen. Die Frauen sind nicht geeignet für die Ämter, die ihnen bisher von den Gesetzen versagt worden. Dies beweist indes keineswegs die Inferiorität ihres Geistes, sondern nur den Unterschied ihrer Erziehung und ihres Charakters. Das erste Hinderniß kann mit der Zeit schwinden; das zweite wird, meiner Meinung nach, ewig bleiben. Welches auch die Fortschritte der stolzen Vernunft sein mögen, — immer wird das Herz der Frauen das Reichthum der Liebe, der Sanftmuth, der Hingebung, der Geduld, der Barmherzigkeit sein, kurz das Reichthum der mildesten Reflexe der Gottheit und der unverwundlichen Inspirationen des Evangeliums. Sie sind es, die uns durch alle Jahrhunderte hindurch die Ueberlieferungen der erhabenen christlichen Philosophie bewahren werden. Sie sind es noch heutzutage, die in Mitten des Ueberfließens unserer großen Leidenschaften die Trümmer des Spiritualismus und der christlichen Liebe aus dem Schiffsbruche retten.“

„Du siehst also, daß ich weit davon entfernt bin, zu meinen, das Weib stehe tiefer als der Mann. Sie ist Seinesgleichen vor Gott^{*)}, und Nichts in den providentiellen Plänen bestimmt sie zur Sklaverei. Aber sie gleicht nicht dem Manne^{**)}, und ihre Organisation, wie ihre Rügung weisen ihr eine andere, nicht minder schöne, nicht minder edle Rolle an, über welche sich zu beklagen, meines Erachtens, ein Zeichen geistiger Entartung sein würde. Die Vorsehung, die ihr die Kindheit des Menschen in die Arme und an die Brust gelegt, hat sie ihr nicht eine glühendere Liebe zur Erstgeburt, eine erhabene Thätigkeit (industrie) für diese erste Beschäftigung und unaussprechliche Früden

*) Elle est son égale devant Dieu . . .

**) Elle n'est pas semblable à l'homme . . .

verliehen, deren Nacht ein Geheimniß für die Keuschheit der Männer ist?

„Wer malt uns das Entzücken der Mutter bei dem ersten Kusse ihres Kindes? Aber wird uns erklären, wie der leusche und göttliche Reiz dieser ersten Liebkosung sie tausendfach für die Wehen der Geburt und die Mühen und oft grausamen Besorgnisse der Stillung entschädigt? . . Das Weib hat die Beschwerlichkeiten des Haushaltes, der Mann die Einrichtung zu tragen: zwei verschiedenartige aber gleich nothwendige und dadurch geübte Weisen in der Familie zu arbeiten . . . Hier ist die Größe der Frauen, hier ist ihr Ruhm“ . . .

„So ist also jedem Geschlechte sein Beruf vorgezeichnet, seine Aufgabe angewiesen, und die Vorsehung verleiht jedem die dazu geeigneten Werkzeuge und Hülfsmittel. Warum sollte nun die Gesellschaft diese wunderbare Ordnung umstoßen, und würde sie der Verberbniß, die sich ringschließen, dadurch abheilen, daß sie, das Weib in Allem dem Manne gleichstellend, die natürliche Ordnung umkehrt?“ . . .

Robert Owen.

(August 1837.)

Paris ist seit lange die Weltbühne, auf welcher alle die Wunderlichkeiten und Contraste, alle die Ueberschwänglichkeiten und Absurditäten zu Wort und mitunter zu That kommen, die ringsumher von den Bewohnern der Logen, des Paradieses, des Parterres und des Souterrain's beherbergt werden. Nach Unterdrückung des Saint-Simonisten, nach natürlichem Verkommen des Fourierismus und des modernen Templerthums, nach unmerklichem Verhallen der Paroles d'un croyant und unbeachteten Reformationsversuchen Chatel's und Auzou's — war eine kleine Ruhezeit eingetreten. Jetzt tritt ein neuer Sprecher für das Menschengeschlecht dort auf; aber er kommt von Jenseits — des Nordmeer-Ermels, es ist Robert Owen, der nicht müde wird für das, was er als nothwendig zum Heile der Menschheit erkannt zu haben glaubt, nicht nur Zeit und Worte, sondern auch Geld und Mühe aufzuwenden. Das sehr bedeutende Vermögen, welches er theils ererbt, theils erworben, hat er seit länger als 30 Jahren einer Reihe von philanthropischen Unternehmungen gewidmet. Er hat kurz nach 1800 die große Anstalt zu New-Lanark in England, später (1824) New-Harmony in Pennsylvanien und vor einigen Jahren eine dritte zu Ordeskon bei Glasgow gegründet. — Wer ihn persönlich kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, wird ihm einen ehrenhaften Charakter, lobenswürdige Beharrlichkeit und wahrhaft menschenfreundliche Gesinnungen nicht absprechen können.

Am dritten dieses Monats hat er im Pariser Athendäum sein neues soziales Lehgebäude zu exponiren, oder vielmehr exponiren zu lassen angefangen. Da er selbst nur ein glücklicher Sprecher, so läßt er eine französische

fische Uebersetzung seiner Vorträge vorlesen; ladet aber seine Zuhörer und Zuhörerinnen ein, denn auch Damen wollen an der Beglückung des Menschengeschlechtes Theil nehmen, — ihre Einwürfe vorzubringen, die ihm dann sofort in's Englische übersetzt werden, worauf er unverweilt seine Antwort ebenfalls dem Gegner übertragen läßt. Ein zahlreiches Auditorium wohnt aufmerksam und theilweis als Opposition lautwerdend — den Vorträgen bei, deren Hauptsache auf Folgendes hinausläuft:

Die Menschheit befindet sich in einem durchaus verkehrten Zustande. Die Grundursache davon ist ein Ueirrthum, in welchem zu allen Zeiten der Mensch über seine natürlichen Kräfte und seine Bestimmung verfallen. Dieser Irrthum besteht darin, daß man glaubt, der Mensch erhalte bei seiner Geburt das Vermögen, sich beliebig eine Glaubensmeinung und einen guten Willen zu bilden. Deshalb macht man ihn für seine Handlungen und Gefühle verantwortlich, und tadelt oder lobt Dinge, die eben so unabhängig von seinem Willen sind, als die Farbe seiner Haare oder die Züge seines Antlitzes. „Worum,“ fragt Herr Owen, „warum den Menschen bestrafen oder belohnen deshalb, weil er so ist, wie Natur und Gesellschaft ihn gemacht haben?“

Dieser Irrthum hinsichtlich der Verantwortlichkeit, meint er, habe dem Geiste individuellen Eigenthums, so wie allen Varietäten irdischer Ideen, Formen und Ceremonien, die auf den verschiedenen Theilen des Erdballs angenommen sind, Entstehung gegeben, so wie den Verbrechen, die auf der Erde begangen werden, und der individuellen Classification, welche dem allgemeinen Glück entgegenstehe. Kurz, Hr. D. behauptet, die Glaubensmeinungen, Gefühle und Benehmungen des Menschen seien nur das Ergebniß natürlicher Wirkungen und äußerer Eindrücke, und da alle Gesetzgeber mit dem Gesetz der Natur in Widerspruch ständen, so könnten sie nur Uebles erzeugen.

Hierauf sieht er die bisherige Abtheilung der menschlichen Gesellschaft in Klassen als ein Haupthinderniß der physischen und geistigen Entwicklung der Menschen und als die Hauptquelle aller Uebel an, welche auf der Menschheit lasten.

Das Heilmittel findet er deshalb in einer neuen Classification, durch welche alle Menschen, groß und klein, ohne Unterschied, Mitglieder einer Gesellschaft werden sollen, welcher Alle eine große Masse Nutzen bringen, und aus der Alle, Männer, Frauen und Kinder, Vortheile ziehen können, die ihnen jetzt versagt bleiben.

Hr. D. versichert, seine Theorie sei sehr leicht in Ausführung zu bringen; die Hauptschwierigkeit dünkt ihm die, den Regierungen es

begrifflich zu machen, daß es ihnen leichter werde, die neue Gesellschaft zu organisiren, als die alte aufrecht zu erhalten.

Die neue Classeneintheilung besteht indeß in nichts Anderem, als in einer Abtheilung nach dem Alter, so daß es verschiedene Serien vom Beruf und Beschäftigung geben soll, je nachdem man noch nicht 5 Jahre alt ist, oder älter als 5, — 10, — 15, — 20, — 25, — 30, — 40 Jahre u. s. w. In allen Classen soll nur der natürliche Trieb walten und weder von Lohn noch von Strafe die Rede sein.

Der französische Berichterstatter im National, dem wir die Hauptzüge der beiden ersten Vorträge entnommen, bemerkt hierbei, daß wenn diejenigen, die das vielfache Elend des Volkes zu lindern verheissen, nur das Unterspand der Theiligkeit, Ueberzeugung und guter Absichten bieten, ihren Vorschlägen der Eingang in die Oeffentlichkeit nicht zu versagen ist, da man nie vergessen müsse, daß bei dem Aufsuchen des Steines der Weisen, des reinbaren Goldes und einiger anderen Chimären, die Alchemisten des Mittelalters die Wissenschaft gefunden, welcher die Menschheit die meisten Fortschritte verdankt, die sie bis jetzt hinsichtlich ihres materiellen Wohles gemacht hat.

In einer dritten Conferenz, welche Hr. D. am 6. dieses Monats gehalten, erwartete man, daß die Art und Weise angegeben würde, auf welche er den Uebergang vom alten zum neuen Zustand bereiten wolle. Hr. D. beschränkte sich aber fast ganz darauf, schon Gesagtes zu wiederholen, ohne irgend ein praktisches Mittel zur Verwirklichung seines Planes anzugeben.

Er hatte sich bereit erklärt, nach Beendigung seines Vortrages auf alle Einwürfe die man ihm machen würde, zu antworten. Nur eine Frage wurde laut: „wie er in seiner neuen Gesellschaft die Arbeit organisiren wolle?“ Hr. D. aber antwortete ausweichend — erst, dies sei eine Detailfrage, dann die Antwort darauf würde zu weitläufige Erörterungen erheischen, und erklärte sofort die Conferenz für geschlossen.

Gewiß werden unsere Leser ebenso lebhaft beklagen, daß ein so wohlwollender Mann, wie H. D., in solcherlei Absurditäten verfallen kann, als diejenigen sind, welche die dogmatische Grundlage seiner Weltansicht ausmachen, — wie sie andererseits die Höflichkeit bewundern werden, mit welcher ein gebildetes Auditorium solchen Vorträgen bis zu Ende beizuwohnt hat. Bedarf es doch nur des allergewöhnlichsten Menschenverstandes, um einzusehen, daß es absurd ist, einmal zu behaupten, die Menschen würden auf nothwendige Weise durch ihre Natur bestimmt, und

dann wieder, sie seien von Anfang an durch einen Irrthum zum Glauben an Verantwortlichkeit bestimmt worden, aus welchem dann die Gesetze und Einrichtungen der Menschen hervorgegangen, welche sämmtlich mit dem Gesetz der Natur in Widerspruch ständen! Als wenn nämlich, was allen Individuen einer Gattung, bis auf einen Einzelnen zukömmt, nicht als aus ihrer Natur hervorgehend anzusehen sei! Daß Hr. D. durch seine Natur zur Verwerfung der sittlichen Freiheit und der Verantwortlichkeit bestimmt werde, mag man ihm zugeben. Er mag es dann aber sich auch gefallen lassen, wenn die Menschheit von der Natur bestimmt wird, eine Behauptung für verrückt zu erklären, welche ihrem Gesammtbewußtsein widerspricht und sie in das Thierreich herabstürzen würde, über welches sie sich nur durch ihrer Willensfreiheit und Verantwortlichkeit erhebt. —

Charles Fourier.

(Novbr. 1837.)

Als die levitische Priesterschaft noch täglich ihr Allerheiligstes mit dem Blute geopferter Lämmer bezog, standen Propheten auf, die versicherten, Jehovah liebe solche äußerliche Opfer nicht, sondern ein reines Herz und Liebe zu Gott und den Menschen. Und sie weissagten von nahem Gericht und von künftigen besseren Tagen, wo das Volk Jehovah's gebessert über alle Völker herrschen und die ganze Erde ein einziges großes Paradies sein werde. Dieser Propheten einige wurden verfolgt von einer Stadt zur andern, andere gegeißelt und gekreuzigt. Als aber die Zeiten erfüllt waren, kam das Gericht über die alte Welt, und eine neue vollkommene Weltgestalt tauchte auf aus der alten Sündfluth, doch sehr verschieden von derjenigen, welche vorherkündet worden. —

Ähnliches bietet die Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit. Gar mancherlei Propheten sind aufgestiegen nach Ablauf des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung, und nicht zu leugnen ist, daß die meisten nicht mit Unrecht über ihre Zeitgenossen geurtheilt. Nicht mehr zu leugnen auch, daß, wie sie geweissagt, ein Gericht hereingebrochen über die mittelalterliche Welt, und —, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Wehen der letzten Jahrhunderte in Wahrheit Geburtswehen sind einer neuen besseren Gestaltung der Welt.

Aber auch jetzt scheint wieder das kommende Neue ein anderes zu sein, als was jene Propheten von ihrer Warte aus geweissagt; wir denn immer der Altmaltende sich die Freude verheißt, seine Menschheit mit neuen Gaben zu überraschen.

Von dem hier angedeuteten Standpunkte aus dürfte der großen Zahl neuerer Propheten auch jener edle Mann beigesellt werden, dem wir

diese Zeiten gemüthet; denn auch er hatte ein Herz, groß genug, die Leiden der ganzen Menschheit mitzufühlen, und stark genug, von den meisten seiner Zeitgenossen verkannt, unter vielfachen Bedrücknissen den Glauben an eine bessere Zukunft festzuhalten, und alle ihm verliehenen Kräfte zu deren Herbeiführung zu verwenden. Es wird deshalb wohl auch Billigung finden, wenn wir dem, was schon im Vorhergehenden (N. 5.) von uns über seine Bestrebungen mitgetheilt worden, noch Eini- ges beifügen, was wir über sein Leben und seine Lehrer zum größten Theile aus französischen Blättern geschöpft.

Nacé Jourrier war im Jahr 1772 zu Besançon geboren. Was das Ziel seines Sterbens werden sollte, that sich schon in früher Kindheit bei ihm kund. Sein Vater handelte in Tuchwaaren. Als nun, kaum fünf Jahre alt, das Kind von ihm dafür gekostet wurde, daß es einem Käufer die Wahrheit über ein Tuch gesagt, kam ihm die Falschheit der Handelsverhältnisse lebhaft zum Bewußtsein. In der Folge sich demühend, auf seine Weise Wahrheit und Loyalität in die Tauschfragen einzuführen, fand der zum Manne Gereifte seine A. L. e. r. b. a. u. G. e. s. e. l. l. s. c. h. a. f. t. u. n. g. (association agricole), sein großes Serien-Ge. s. e. g. (loi sériaire) und das Theorem der Bestimmungen proportionirter Ang. l. i. e. n. g. e. n.

Schon mit neunzehn Jahren jedoch hatte er, getrieben von dem Bedürfniß, in noch unerforschte Gebiete der Wissenschaft einzudringen, wie spielend die Pise und ahn erfunden. Diese Idee, welche die materielle Gestalt der neuen Welt und die Grundlagen der Industrie umändern sollte, wurde aber von dem jungen Ökonomen, als ungenügend für seine weit hinaus schweifende Phantasie, nicht weiter beachtet.

Nach vierjährigen, neben nothgedrungenen Handelsgeschäften betriebenen Studien trat er endlich im Jahr 1808 mit seiner *Théorie des quatre mouvements* hervor, als ganz Europa unter Napoleon's eisernem Scepter littete. Wie konnte da ein armer, unbekannter Commis eines Handelshauses hoffen, daß die Aufmerksamkeit sich einer neuen Social-Theorie zuwenden werde?

Diese Theorie der vier Bewegungen (nämlich der so- z. i. a. l. e. n. oder passionellen, der animalen oder vielmehr instinktiven, der organischen und der materiellen) bietet in einem sehr origi- nellen und mitunter poetischen Stile die allgemeinen Formeln von Fou- r. i. e. r.'s Lehre. Es ist eine Uebersicht, welche durch Kraft und Glanz die Literatur des Kaiserreichs und die Bülletins des Prinzen von Wagram weit überflügelte. Damals kannte man aber nur zwei Schulen: die Jeunillesons des Abbe Geoffroy und die Gedichte von Delille.

Selbst Herr von Chateaubriand hatte noch nicht vollständige Aufnahme gefunden. Joucier's Theorie mußte völlig unbekannt bleiben.

Im Jahr 1814 fügte er seinen früheren Entdeckungen die Gesetze des *Mouvement aromal**) hinzu und hatte hiermit vollständig den Grund zu seinem Werke gelegt. Fortan beschäftigte er sich damit, dasselbe im Einzelnen zu gliedern, und theilte dann im Jahr 1822 die Hauptergebnisse dieser zweiten Arbeit mit — in seinem *Traité de l'association domestique agricole*, welches eine vollständige Darlegung seines Systemes enthält. Die neuesten und oft anziehendsten Fragen der Metaphysik, Kühne, aber immer eng untereinander zusammenhängende Ansichten über eine nahe Reform der Sitten und Familienverhältnisse, Entwürfe zu einer Gemeinde-Organisation, tiefe und helle Ideen über den Einfluß der schönen Künste auf die Entwicklung der Menschheit, verflochten sich, wie durch einen Zauber mit den Gliederreihen einer herausfordernden und unerlöschlichen Synthese, und dies gerade ist das Witzgeschick der Schriften Joucier's. Sein gleichsam aus Einem Guß hervorgegangener, von einer vereinigten Natur beherbergter Geist versteht sich zu keinen Concessionen, Uebergängen noch Schonungen.

Der Ausgangspunkt seines Systemes ist der *leidenschaftige***) Organismus des Menschen. Der Mensch wird mit Neigungen, Geschmackseindrücken (*goûts*), Leidenschaften geboren, welche aus seiner Natur entspringen und eine eben so strenge Folge derselben sind, wie alle seine physischen und geistigen Vermögen. Andererseits sind diese angeborenen Neigungen, diese die menschliche Natur constituirenden Leidenschaften, die ersten und einzigen Mobbile alles unsers Thuns, die bewegenden Kräfte, welche alle unser Vermögen in Spiel setzen, da wir immer nur handeln, um ein Bedürfnis, eine Neigung, eine Leidenschaft, einen Wunsch zu befriedigen; alle sozialen Verhältnisse haben also ihre Quelle im passionellen Systeme des Menschen.

Man hat viel über angeborene Güte oder Verderbniß des Menschen gestritten. Für Joucier ist dies nur eine schlechte Lukubration einer schlechten Metaphysik. Er geht nur davon aus, daß das Indivi-

*) Joucier nimmt ein eigenes Princip an, welches er *Aroma* nennt, und alles das begreift, was die Physik unauflösbare Flüssigkeiten nennt. Er wies der aromalen Bewegung ihre Stelle an zwischen der instinktiven und der organischen.

**) *Passionnel*, was durch leidenschaftlich wohl nicht genau wiedergegeben wäre.

thum mit Bedürfnissen geboren ist, welche eben befriedigt werden müssen. Diese Bedürfnisse trieben ihn zu guten Bekehrungen, wenn die von den sozialen Verhältnissen dargebotenen Befriedigungsmittel mit den Interessen der übrigen Menschen zusammenstimmen; zu bösen (pervers) im entgegengesetzten Falle. Derselbe Reizung oder Leidenschaft ruft bald Handlungen hoher Tugend, bald Verderben hervor; so erzeugen Liebe, Freundschaft, Ehrfurcht, Familien-Zuneigung, religiöse und überhaupt alle dem Menschen angeborene Leidenschaften stets — je nach den Stellungen und Umständen — die verschiedenartigsten Resultate, denen man alle Stufen anweisen kann, vom Schauderhaftesten bis zum Erhabensten.

Das Uebel (mal) ist also keineswegs in der Natur des Menschen und in seinen angeborenen Reizungen zu suchen, sondern nur in den sozialen Umständen, welche, statt seinen Reizungen einen glücklichen und gerechten Verlauf zu bereiten, ihnen meistens nur Wege des Betruges, des Kampfes und der Ungerechtigkeit darbieten.

Das ganze System Fournier's entspringt aus dieser Voraussetzung.

Seiner Ansicht nach muß aber Gott, der im materiellen Giedbau des Menschen eine so bewunderungswürdige Intelligenz hervorzuheben lassen, auf gleich bewunderungswürdige Weise den passionellen Organismus eingerichtet haben. Hat Gott unsere Leidenschaften geschaffen, dann mußte er ihnen eine Anwendungsart zuweisen, und sie für eine Gesellschaft bestimmen, in welcher sie durch ihre Uebereinstimmung eine eben so schöne und mächtige Harmonie hervorbrächten, als die Verwüstungen fürchterlich sind, welche aus ihrem Zusammenstoß in unseren schlecht geordneten Gesellschaften entstehen.

Durch diese Gedankenreihe wurde Fournier zur Berechnung der Bestimmung des Menschen und der Universal-Einheit geführt, als deren Ergebnis er die Anziehung (attraction) als das allgemeine und höchste Gesetz der Ordnung und Harmonie ausspricht. Die stoffliche Anziehung hält die himmlischen Sphären in ihren Bahnen und macht über dem Gleichgewicht in ihren Bewegungen. So muß die leidenschaftliche Anziehung, der Anreiz (attrait), das regelnde Gesetz für die Gesellschaften bilden, wenn die Menschheit in ihre Bestimmung eintreten wird.

Von diesem Gesichtspunkt ausgehend ist Fournier zu dem System gelangt, welches er, als mit der Natur des Menschen concordirend, in Vorschlag gebracht, und dessen Hauptcharakter darin bestehen würde, Alles anreizend zu machen, was gut und nützlich ist.

Dies in Kürze die theoretische Grundlage des Systems, welches

demnach von der Thatfache ausgeht, daß Kräfte vereint mehr vermögen als vereinzelt; daß also auch der einzelne Mensch nur dadurch zum möglichst reichen und glückseligen Dasein gelangen kann, wenn in immer reicherm Streb nach alle Menschen alle ihre Kräfte vergemeinsamt haben werden.

Ein erster Versuch zur Anwendung des neuen Systems wurde nach der Julirevolution gemacht. Herr Baudet-Dulaup gab ein Journal, „la Phalange,“ heraus, um die Lehren von der Ackerbaugesellschaft zu verbreiten: ein Phalanstère *) wurde zu Condé-sur-Vesgre bei Versailles, als einstweiliger Mittelpunkt der Ausführung gegründet. Keine dieser beiden Unternehmungen hatte sich aber besonderen Erfolge zu erfreuen. Vor ungefähr einem Jahre wurde die Phalange von Herrn Victor Considérant, dem ausgezeichnetesten Schüler Fourier's, von neuem in Schwung gebracht, und der Phalanstère von Condé-sur-Vesgre, auf kleinere Verhältnisse reduziert, hing an unter Pflege und durch neue Anstrengungen der Freunde und Bewunderer der Ecole sociale zu gedeihen, als der Meister selbst unvermuthet dahinstarb.

Man fand ihn am 10. dieses Monats (Nov. 37.) entleert am Fuße seines Bettes. — Wohl hatten seine Jünger für ihn treulich Sorge getragen; dennoch ist er, wenn auch vor Nothdurst geschützt, fast in Armuth (indigent) gestorben. Diese war übrigens nur die Folge seines ungemein edlen Charakters. Nicht leicht erkannte er sogar der Freundschaft das Recht zu, ihm nützlich zu sein. Im äußeren, wie im vertrauten Umgange zeigte sein ganzes Leben nur ein einziges, stetes, eifriges, man kann sagen, hartnäckiges Thun: die Entfaltung seines Systems. Reichthum, Familie, Freuden des Daseins, Ehren des Talents, — nichts von diesem Allem hat er gekannt, nichts gesucht, nichts gewünscht. Auch wurden seine Jünger mehr durch den unwiderstehlichen Anreiz seiner Nüchternheit zu ihm hingezogen, als daß er selbst sich um ihre Anhänglichkeit bewerben hätte.

Der Ausspruch eines dieser Jünger zufolge hätte Fourier am Tage vor seinem Hinscheiden sich in folgender Weise über die Zukunft ausgesprochen:

„Ich habe die Vorurtheile begriffen, welche das allgemeine Mißgeschick (infortune) und der wissenschaftliche Stolz gegen mich geltend

*) So nennt Fourier das soziale Element seines menschheitlichen Organismus. Ein solcher Phalanstère befaßt mindestens 400 Familien auf einer Quadratmeile und besteht aus Ackerbauern, Handwerkern, Gelehrten und Künstlern. —

machen werden; ich habe hiezburch den Leser gegen die Sackathmen jener Menge waffen wollen, welche (schneidend (tranchement) über das abspricht, was sie nicht versteht, welche auf Raisonnements durch Wortspiele antwortet, deren Manie selbst das gemeine Volk angesteckt hat und überall die Gewohnheit der Spöttelei verbreitet. Wenn aber erst die Beweise meiner Entdeckung an's Licht gebracht sind und man den Augenblick, die Früchte davon zu ernten, sich nahen sehen wird, — wenn man die Universal-Einheit bereit sehen wird, sich über den Trümmern der Barbarei und der Civilisation zu erheben, dann werden die Kritiken plötzlich von Gerinauschung zum Kaufe übergehen; sie werden den Eschinder zum Halbgott machen wollen, und von neuem durch übermäßige Schmeicheleien, wie jetzt durch unbedachte Spötereien sich verächtlich machen.“

An letztem hat es nun allerdings bis jetzt nicht gefehlt, und noch vor wenigen Tagen wurde der kaum Dahingekiedene von der jesuitisch-katholisch-historisch-legitimen Gazette de France in folgender Weise abgefertigt: „Es haben wohl Einige in den letzten Jahren von der Joutieristischen Schule gesprochen; aber Wenige haben sie, besonders wenige deren Begründer gekannt. Und doch scheint derselbe viele jener Eigenschaften in sich vereinigt zu haben, welche die Menschen anziehen und festsehn. — Güte, Uneigennützigkeit, Wohlwollen. A. Joutier lebte nur in seiner Lehre, nur durch diese Lehre; nichts war aber minder anziehend. Ihrem Behalte nach mittelmäßig war sie durch die Form, in welche er sie gekleidet, von zum Sprichwort gewordener Dunkelheit und Fremdartigkeit (étrangère). Die wenigen guten Gedanken, die sich darin finden mochten, waren durch den Styl des Verfassers so gewaltig compromittirt worden, daß, wenn er auch noch länger als ein Jahrhundert gelebt, er sie doch niemals von der ursprünglichen Lächerlichkeit (ridicule) hätte retten können, welcher sie gleich von Anfang unterlegen.“

Mit dieser sich selbst richtenden Kritik nimmt die Gazette, das gebildetste Organ der angeblich katholisch-legitimen Partei in Frankreich von jenem edlen und tief sinnigen Manne Abschied, den sie gleich bei seinem ersten Auftreten im Jahr 1808 auf ähnliche Weise mit scheinbarer Gutmüthigkeit — und wirklich lächerlich machendem Spötte begrüßt hatte.

Indessen hat es, wie schon bemerkt, in den letzteren Jahren auch an solchen nicht gefehlt, welche, unabgeschreckt durch die vielen Wunderlichkeiten des Styles und die auffallenden Mängel des Systems selbst, der in abstoßender Schale sich begregenden Partei ihre Aufmerksamkeit und Liebe zugewandt haben. So, um hier nur noch an einiges Bedeutsamere zu

erinnern, schlossen Tranfon und Jules Lechevalier, zwei sogenannte Saint-Simonisten, richtiger Enfantinisten, nach Enfantin's Verurtheilung, sich dem edleren Meister an. Lechevalier hielt selbst im Winter von 1832 auf 1833, nach Fourier's System, Vorlesungen „sur la science de l'humanité“, deren Wesentlichstes er demnächst unter dem Titel „Études sur la science sociale“ herausgab. Auch ließ ein Herr Maurige zu Ende 1832 eine Schrift erscheinen, betitelt: „Dangers de la situation actuelle de la France“, worin er vorzüglich auf die Mängel der gegenwärtigen Staatsverfassung Frankreichs aufmerksam machte, und hiermit die Politiker für Fourier's Lehre zu gewinnen suchte, welche er als Heilmittel für den kranken Staatsorganismus darstellte. Victor Considérant und mehrere Andere wirkten in ähnlichem Sinne nach andern Richtungen hin.

Um dieselbe Zeit wurden nachgerade auch deutsche Humanisten auf jene Lehre aufmerksam, und versuchten, den praktischen Ideen derselben Eingang in Deutschland zu verschaffen. Hr. Fr. Tappernhorn bot uns „die vollkommene Association, als Vermittlerin der Einheit des Vernunftstaates und der Lehre Jesu,“ als „Weitweg zur ruhigen Lösung aller großen Fragen dieser Zeit“ (Augsburg. 1834.) Zu gleicher Zeit erschien „das Problem der Zeit und dessen Lösung durch die Association von E. K. Schneider“ (Weitha. 1834). Beide Schriften, aus acht deutschem Gemüthe hervorgegangen, lassen die dürftige philosophische Grundlage des Anziehungssystems völlig bei Seite liegen, um sich ausschließlich mit dem ächten Kerne desselben, dem Princip der Gesellschaftung oder freien Gemeinseamung und seiner möglichst erweiterten Ausführung in's wirkliche Leben zu beschäftigen. Herr Tappernhorn hat hierbei den Blick mehr auf das Ganze, auf die geschichtliche Entwicklung der Menschheit, Herr Schneider sein Augenmerk ausschließlich auf das unmittelbar drängende, industrielle Bedürfnis gerichtet, stellt die Association als einziges Mittel dar, dem Fortschritte der Verarmung zu steuern und der Mehrzahl einen Zustand behaglichen Lebensgenusses zu bereiten.

Noch ist aber keine Darstellung des gesammten Systems Fourier's erschienen, wozu sich indeß hoffentlich bald dadurch die geeignete Veranlassung bieten wird, daß die Freunde des Verewigten seine hinterlassenen Schriften herauszugeben wohl nicht ermangeln werden.

Aus demjenigen, was bis jetzt von seinen Werken und Bestrebungen uns bekannt geworden, ergibt sich jedoch bereits zur Genüge, daß

Jourier unbedenklich zu den bedeutsamsten Erscheinungen der neuesten Zeit zu rechnen sein dürfte.

Ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Gemeinwohl bricht mit Gewalt schon in dem Gemüthe des Kindes hervor und charakterisirt schon zum Voraus sein ganzes Leben. Handel und Gewerbe, wie sie jetzt getrieben werden, erzeugen furchtbare Massen von Elend und Betrug. Ueberhaupt erweisen fortwährend abstrakte Befehle und Gebote sich nur zu ohnmächtig gegen die Forderungen und die Gewalt der Leidenschaften, Neigungen, überhaupt der pathetischen Natur des Menschen. Jourier hat die harmonische Ordnung in der materiellen und organischen Welt wahrgenommen; er ist von dem Glauben durchdrungen, daß es auch eine soziale Ordnung geben müsse, in welcher die mannigfaltigen Seelenkräfte auf harmonische Weise zur Wirkbarkeit kommen könnten. Diesem, bisher nicht nach Gebühr beachteten Momente widmet er seine ganze Aufmerksamkeit, und wenn man einerseits bedauern mag, daß er hierbei stets in schroffer Einseitigkeit befangen geblieben, so dürfte doch anderseits nicht zu vergessen sein, daß die Erkenntniß der Wahrheit gerade dadurch am meisten gefördert wird, daß einzelne Momente, bis zum Uebermaße geltend gemacht, das Ausgeschlossene zur stärksten Reaktion erwecken und hierdurch die volle Würdigung des Einen wie des Anderen möglich machen und herbei führen. Nicht zu übersehen ist endlich, daß Jourier's Lehre aus zwei ganz verschiedenartigen Elementen besteht, von denen jedes selbst auch aus dem Gegensatz zu begreifen, welchem dasselbe entgegengetreten ist. Die Lehre von der passionellen Anziehung, welche auf möglichst reiche, präsentе Befriedigung aller Einzelnen als solcher ausgeht, ist selbst nur eine jener mannigfaltigen Oppositionen, welche sich in neuerer Zeit gegen die abstrakte Askese und Mortifikation der mittelalterlichen Kirche erhoben. Der einseitigen Forderung unbedingter Selbstvernichtung in Hoffnung jenseitiger Glückseligkeit ist die nicht minder einseitige Forderung unbeschränkter, unmittelbarer Selbstbefriedigung entgegengetreten, und hat vielfach zu egoistischer Vereinzelnung und Zersplitterung, eben dadurch aber gerade auch zu vielfachem Elend und verzweifelter Selbstvernichtung hingeführt.

Gerade dieser Vereinzelnung ist nun auch Jourier wie früher Saint-Simon, mit der Forderung der Gemeinsamung entgegengetreten, und das Bemühen, dieses Princip in die ganze Oekonomie des menschlichen Daseins einzuführen, bildet das andere Element seiner Bestrebungen. Jourier hat zwar dieses Princip weit tiefer erfaßt und auf minder abstrakte Weise entwickelt, als dies von der Saint-Simonistischen Familie geschehen, ist aber auch nach dieser Seite hin nicht von Uebertrei-

hung frei geblieben. Wie er bei Erörterung des passionellen Moments die übergeordneten rationelle, moralische und religiöse Sphären größtentheils unbeachtet gelassen, so hat er bei Entwicklung des Associations-Princips gerade die Rechte der Individualität nicht zureichend gewürdigt.

Wird nun dieser wesentlichen Mängel seiner Lehre wegen die Nachwelt sich wohl schwerlich versucht finden, ihn „als Halbgott zu verehren,“ so wird sie doch gewiß auch nicht in die Spötterreien derjenigen einstimmen, welche, unfähig, das Streben von dem Geistlichen, dem ewigen Kern von der vergänglichen Schale zu unterscheiden, für große, ungewöhnliche Individualitäten keinen anderen Maßstab haben, als den, welchen ihre eigene Borntheit und Alltäglichkeit ihnen darbietet. Karl Jouret hat sein ganzes Leben der Erforschung der Wahrheit zur Verbesserung des sozialen Lebens gewidmet; er hat, vielfach irrend, zugleich vielfach zur Erweiterung der Erkenntniß angeregt, und mit Verzichtung auf alle sonstigen Freuden des Daseins dem Wohle der Menschheit sein Leben gewidmet. Somit hat er sich ein heiliges Recht auf dankbare Anerkennung erworben, und gewiß werden auch unsere Leser kein Bedenken tragen, die Grabbedurne des edlen Forschers mit einem Kranze von Immortalen zu umflechten.

Z e i t s t i m m e n.

Jetzt, wo sich Alles resumirt, wo alles Resumirte laut wird, ist es mehr als je von Interesse, dem großen Weltgespräch die Worte abzulauschen, in denen sich die höchsten Wünsche, Hoffnungen oder Befürchtungen der Zeitgenossen kund thun. Wir bieten daher unter der obigen Rubrik eine Reihenfolge von Aeußerungen der Organe der öffentlichen Meinung, in denen wir den gealterten Phönix der bisherigen Weltgeschichte zu vernehmen glauben, der die würdigen Heiler zu seinem Flamme-grad zusammentragend, wie ein Scheidender prophetische Worte baldiger Verjüngung und Verklärung sammelt. —

a.

Die Débats und die Gazette.

„Wir lesen,“ heißt es in der „Gazette de France“ vom 25. August 1836, wir lesen Nachstehendes im Journal des Débats: „Der Materialismus hat seine Zeit gehabt, wie der Aethrismus, dessen Ursache und Wirkung er ist. Es regt sich etwas mehr in den Gemüthern, was beim ersten Augenblick zum Ausdruck kommen wird. Unser Jahrhundert hat ein unbestimmtes Gefühl von Größe und Zukunft: es trüme überall davon (il le rêve partout), es findet die Wissenschaft zu enge . . . Die Geschichte hat es gesagt und wird es noch deutlicher sagen, was der Glaube Großes auf der Erde enthält, und sie wird zeigen, daß da, wo er aufgehört, Alles — bei einem Anschein von Kraft — gelitten. Die Geschichte wird die Wissenschaft bestimmen, das Leben, das sie nicht hat, in ihrer natürlichen Quelle, im Glauben, zu suchen.

Der Glaube aber wird sich einer Waffe bedienen, die er auch zu handhaben versteht, nämlich der positiven Wissenschaft. — Wir gehen einer großartigen Einheit entgegen“ (*nous marchons vers une magnifique unite*). — Diesem fügt nun die *Gazette* die Bemerkung bei: „Sollte man nicht glauben, man höre die „*Gazette de France*“ und die „*Raison du christianisme*“ sprechen?“ Dann läßt sie noch eine Stelle der *Debats* folgen, von welcher wir nur den Schluß geben wollen: „Die Religion, da sie allein die menschliche Gesellschaft reinigt, wird ein Gegenstand des Zurückwünschens und der Wißbegierde für unser Jahrhundert, welches nicht weiß, wem es Gehör geben soll. „Ist sie tot?“ hat man gefragt. Gott, der uns ein so großes Bedürfnis der Berücksichtigung (*fraternite*) eingepflanzt, der den Gelehrten wünschen läßt, mit dem Dichter übereinzustimmen, den Künstler, mit dem Staatsmann sich zu verständigen, und den Priester, von allen geliebt zu werden, hat Gott einen so unermesslichen Wunsch geschaffen, um ihn nicht zu befriedigen? wird es einen neuen Katholicismus geben, eine neue Allgemeinheit (*universalite*), welcher die Civilisation angehören wird? — Dies sind die Fragen, die uns bewegen, — Fragen, die man nicht leichteln aufgibt. Poesie, Philosophie, Wissenschaft, jede für sich allein genommen, sind fast gleichgültig, wenn man sie mit dem weitem Centrum vergleicht, welches sie künftig einmal vereinigen soll.“ —

So das Hauptorgan des Ministeriums und, gedankenlos oder bewußt, treulich ihm beistimmend, das Hauptorgan der älteren Legitimität in Frankreich. —

b.

Die sogenannte religiöse oder katholische Reaction in Frankreich.

In einem der gelesesten Zeitblätter Frankreich's bemerkt Auguste Nisard's gelegentlich (1836): „Schmähung (*insulte*) *Voltaire's* ist an der Tagesordnung in — ich weiß nicht welcher Schule, die sich auf eine — ich weiß nicht welche, christliche Reaction stützt. — Reaction, erfunden als Lockspeise für Novitäten in der Literatur von Anfängern (*debutans*) ohne Verleger, von Verlegern ohne Kunden, — Reaction, die wohl die Anpreisepalmen der Tagblätter revolutionirt hat, von welcher man aber vergeblich die Spuren in den Kirchen suchen würde, und die schließlich nur darauf hinausgelaufen, in zwei oder drei Jahren mehr Lügen und Heucheleien zu erzeugen, als in dem ganzen Leben von Voltaire seine grimmigsten Ankläger aufzufinden vermochten! . . . Die Societät stirbt

dahin in Apathie und Gleichgültigkeit. Wir lieben Nichts, wir hassen Weniges, wir dulden Alles! .

c.

É p é r a n c e .

Pierre Etiquier, der im vor. J. (1835) durch seine geistige Schrift „Christ et peuple“ die Aufmerksamkeit des nachdenkenden Publikums auf sich gezogen, hat nun durch ein zweites Werk, betitelt „Espérance“, den Erwartungen entsprochen, zu denen sein erster schriftstellerischer Versuch uns berechtigt. Wir entnehmen aus dem Vorwort seiner zweiten Schrift eine Stelle, welche uns ein schönes Zeugniß dafür gibt, daß auch in Frankreich die früheren, vorherrschend negative Betrachtungsweise der Geschichte der aufstrebenden Jugend nicht mehr genügt.

„Damit unser Gewissen,“ heißt es in jenem Vorwort, „mit Sicherheit an jener allgemeinen Harmonie unserer Anlagen und Kräfte arbeite, bedarf es eines klar ausgesprochenen, edlen und heiligen Principes, welches berechtigt sei, alle unsere Gedanken, alle unsere Wünsche und Wirksamkeiten zu regeln und zu bestimmen. Welches ist dieses Princip? — Es ist das Christenthum. — Verfolgen wir seine Geschichte.“

„Bei seinem Ursprung verschließt es sich in den Tempel, als in die ehrwürdigste und geheiligteste Stätte. Es lebt darin, ganz hingeeben (absorbt) der Frömmigkeit und frei von allem irdischen Eigennutz. Seine erste Sendung ist die, die Macht des Bösen an die Stelle der physischen Gewalt zu setzen. Es hat seine ganze Kraft aufzuwenden, sich ganz in sich selbst zu sammeln, um die Vollführung dieser ersten Sendung zu beginnen.“

„Bald aber wird das Christenthum der Ausbeugung beugungslos, und es beugt seinen Nacken unter dem Weile der Verfolgung; es hat erkannt, daß das Wort nicht ohne Blutvergießen ausgebreitet werden kann.“

„Eofert wird das römische Reich in allen seinen Theilen bewegt. Syrien und Gallien, Germanien und Spanien bedecken sich mit römischen Soldaten, die sich einander würgen. In dieser furchterlichen Anarchie, verursacht durch den Umsturz aller Religionen, durch die Unstetlichkeit des Reiches und die Wuth der Sekten, dient das Christenthum zum Sammelplatz für alle Intelligenzen, die noch nicht am Heile der Menschheit verzweifeln.“

„Vom ersten bis in's fünfte Jahrhundert erzeugt es durch die Kirchenräthe eine Literatur, die ohne Zweifel das Reinste, Beste und dem

Fortsetzungen der Völker Toleranz enthält, was noch je (1) gesagt worden ist."

„Was dahin hat das Christenthum sich vor Allem den übernatürlichen Interessen gewidmet, nunmehr aber schon einen zu mächtigen Einfluß auf den Geist der Nationen gewonnen, um ihrer praktischen Thätigkeit fremd bleiben zu können. Es tritt deshalb nun als zeitliche Gewalt auf und mischt seine geheiligte und furchtbare Stimme in den großen Meinungs-Streit (polémique) der Profanen. Die Schätze des Geistes waren ihm verliehen; es muß geltend machen, was Gott ihm anvertraut hatte. Und mit einemmale wandelt das römische Tribunal sich in ein kirchliches, welches das Volk gegen die Tyrannie der Kaiser und Könige beschützt."

„Das Christenthum, welches seit dem VIII. Jahrhundert aus dem Tempel hervorgegangen, unterwirft nun die seculare Welt seinen Gesetzen. — Spiritualist und Märtyrer durch seinen Eifer und seine ersten Anhänger, war es dogmatisch und philosophisch geworden durch den h. Hieronymus, den h. Augustin, den h. Ephraem und ihrer Schüler in der griechischen, lateinischen und syrischen Kirche. König wird es nun durch Stephan III., Tribune durch Hilbrand, Kaiser durch Julius II. und Leo X." —

„Noch hat," meint denn Hr. C., „das Christenthum Nichts von seiner Kraft verloren, und die Nationen, wenn sie in Ehren und Frieden leben wollen, haben Nichts anderes zu thun, als dasselbe als den letzten und höchsten Herrn ihres Handelns aufzunehmen." —

d.

Das junge Europa und die Gazette de France.

In der Gazette de France v. 2. May 1836 ist Folgendes zu lesen: „In einem Affociationsakt des jungen Europas, den der Bon Sens bekannt macht, finden wir unter der Ueberschrift: „Glaubenspunkte," nachstehende Sätze: „Ein einziger Gott; ein einziger Herr, „das Gesetz; ein einziger Dolmetsch (interprète) dieses Gesetzes, die „Menschheit." Wir fragen den Bon Sens, welches ist dieses Gesetz! damit es das Gesetz Gottes sei, muß es eine Offenbarung geben. Welches ist dann die wahre? Gibt es keine Offenbarung, dann sind alle Religionen der Menschheit gut, diejenigen, welche das Für und das Wider sagen, und die, welche Vielgötterei zulassen. Erklärt auch; sonst können zwei points de croyance (Glaubenspunkte) wohl gar point de croyance

(Glaubensnichte) bedeuten. — Wir lesen noch in demselben Stück: „man muß die Menschheit so constituiren, daß sie vorschreiten kann zur Entdeckung und zur Anwendung des Gesetzes, welches sie regieren soll.“ Dieses Gesetz Gottes (fährt die Gaz. fort) ist also noch nicht entdeckt: es gibt also Menschen auf der Erde, welche die Sendung erhalten haben, die Menschheit zu constituiren, ohne ein Gesetz zu haben, da es erst entdeckt werden soll. Da haben wir religiöse Krise ohne Ende. Man muß gestehen, daß die Vernunft ein gar schweres Ding ist für diejenigen, die der Offenbarung des fleischgewordenen Wortes nicht unterworfen sind.“

e.

Abbe Saume und Pfarrer Coquerel.

Februar 1837.

Der um die Restauration seiner Kirche eifrig bemühte Abbe Saume leitet (in seiner Schrift: „Du catholicisme dans l'éducation“) nicht nur alles Unheil der neueren Zeit aus der Reformation her, sondern will auch die alten Classiker sammt und sonderb aus den gelehrten Schulen verbannt wissen. Der reformirte Pastor Coquerel zu Paris schreibt dagegen in dem von ihm edirten „Libre examen“: „Das französische Volk hat unter allen Völkern der Christenheit am meisten nöthig, daß man ihm beweise, wie die Vernunft und der Glaube, Philosophie und Theologie nur verschiedene Namen derselben Orientirtheit, derselben Kultur des menschlichen Geistes sind. In einem Jahrhundert und in einem Lande, wie das unsrige, muß der Priester der christlichen Religion die Weisheit der alten Heiden mit der des Moses, die Weisheit der Neueren von Descartes bis auf Kant und seine Nachfolger — mit der Weisheit des Evangeliums vergleichen können. Beschränkt er sich darauf, die Bibel zu lesen, so hat er nur Eine Seite im Buche der Menschheit gelesen, er hat das Blatt nicht umgewendet. . . Er sieht in der Philosophie eine Feindin, da er doch in ihr eine Alltöchter suchen sollte.“

f.

Französische Presse.

Die Gazette de France (Juni 1837) fährt aus einem „Journal libéral“ folgende Stelle an: „Ein sehr sonderbares Zeichen dieser Zeit ist, daß man gewiß sein kann, beinahe in Allem, was in Druck erscheint, und selbst in Werken über Industrie — zwei oder drei Scheitern zu finden, de-

ren Tendenz durchaus erklärt ist. Der Eins, von Eisenbahnen sprechend, verirrt sich in eine mystische Digression; der Andere, einen Roman entwerfend, verwechselt göttliche und profane Liebe; ein Dritter bearbeitet das diskretische Gebiet nur, um die schmmsten Legenden aus der Wiegengzeit des Katholicismus zu sammeln. Ich habe schon von der „Ame exile“ gesprochen, welche zugleich Roman, Novelle, Erzählung und Gebet ist. Ein noch wichtigeres Buch, betitelt „Arthur“, dessen Vfr. Hr. Guttinguer sein soll, — streift zugleich an die Romane, die biographischen Denkwürdigkeiten und die religiösen Bekenntnisse . . . Es ist in der neuesten Zeit wenig Einfacheres, Schlichteres und Hincisenderes geschrieben worden als dieser symbolologische und mystische Versuch . . .“ Die Gazette beschließt ihre Citate mit den Worten: „Cette tendance religieuse prouve le mouvement secret et le travail de la société vers une réorganisation morale.“

g.

Siguir's France contemporaine.

Pierre Siguir kündigt (im Juli 1837) eine Zeitschrift an, die er unter dem Titel: France contemporaine herausgeben will. Im Prospektus, erklärt er: „Wir sind müde der Lügen, der Sophismen und conjecturaler Gebhrlichkeiten und Zuneigungen. Müde sind wir der „Hülle, des Chaos, welche uns alle unsere Tugend- & Histrionen, unsere „Freiheitscherrier, alle unsere Prediger des alten Régime's, unsre berrckte „Neuere betritten haben. Was uns am lebhaftesten drängt, das ist das „Bedürfniſs einer hohen Wahrheit, welche alle unsere geistigen Erhebungen berichteige, unsere Gegenwart beschütze und uns die Entwicklung und „civilisirenden Einfluſs unsers National-Genie's verbürge.“ Die Gazette de France bemerkt hierzu: „cette disposition d'esprit est assez commune aujourd'hui.“

h.

Lamartine's Selbstvertheidigung gegen Rom.

Bekanntlich ist im vorigen Jahre (1836) auch Lamartine's Jecelen von der päpstlichen Censurbehrde den tausenden, der ganzen Kirche verbotenen Büchern beigesellt worden. In der Vierte zue dritt-ten Auflage jenes Gedichtes verwahrt sich nun der Dichter dagegen, als habe er die Ehdlosigkeit der kathol. Priester in ein ungnztiges Licht stellen

wollen, und sucht dann den Verdacht zu beseitigen, als sei er dem kathol. Glauben untreu geworden. „Gibt es in der Welt etwas Freies und Unvergleichliches,“ bemerkt Hr. de Lamartine, „so ist es gewiß der Gedanke, die Uebergewinnung. (Auch Huß und Halliä meinten dies eine Zeitlang). Der Hse. hat hier kein Glaubensbekenntniß abzulegen; aber er erklärt seine Ehrfurcht, seinen Dank, seine Liebe, gewidmet einer Religion, die das ganze Myfterium der Menschheit auf die Erde gebracht und zusammengefaßt hat; einer Religion, durch welche das Wort des Ewigen Fleisch, die Moral zum Dogma und die Tugend zum Gesetz geworden ist; einer Religion, die seit 1800 Jahren in Milliarden menschlicher Wesen dem religiösen Triebe eine Seele, einen Körper, eine Stimme, allen Gebeten eine Sprache, allen Hingebungen einen Beweggrund, allen Schmerzen eine Hoffnung gegeben hat. Auch dann, wenn der Hse. über den mehr oder weniger symbolischen Sinn legend eines Glaubens, sagtes dieser großen Gemeinschaft der Geister eine verschiedene Meinung unterhielte, könnte er ohne Unbath, ohne Verbrechen, einer Religion feindlich sein, die der Schutz seiner Jugend, die Religion seiner Mutter war, die ihn Alles gelehrt hat, was er vom göttlichen Dingen weiß“ . . . Diese Verwahrung schließt er mit den Worten: „Mein Gott ist der Gott des Evangeliums, der Vater, der im Himmel ist, das heißt überall.“ — Die Congregation des Jades wird aber, im glimpflichsten Falle mit Böche's Worten dem sich selbst täuschenden Dichter antworten:

„Wenn man's so hört, möchte's trübsalig scheinen,
 Steht aber doch immer schief darum;
 Glaubst nicht an das Tridentinum!“

Begüterung der Geistlichkeit in Frankreich.

In der Sitzung der franz. Deputirtenkammer vom 15. März 1837 theilte Hr. Fombert folgende merkwürdige Angaben mit. An Geschenken und Vermächnissen erhielt die französische Geistlichkeit in den 12 Regierungsjahren Napoleons (von 1801 bis 1814) nur 2 Millon. 900,000 Fr., und unter der Restauration im J. 1814 sogar nur 133,000 und 1815 nur 131,000 Fr.; — dann aber 1816 schon 738,000, im J. 1818 bereits 1,473,640 Fr. Von nun an stieg der jährliche Betrag bis zum J. 1823, wo er sich auf 11,468,000 Fr. belief. — Seit der Julirevolution hatten die Schenkungen und Vermächnisse etwas abgenommen. Sie betrugen 1831 nur 628,000 Fr. Von nun an aber stiegen sie 1832 auf 1,013,000, — 1833 auf 1,678,000, betrugen 1834 noch 1,592,000, im Jahre 1835 dagegen 2,373,000 und sollen im vor. J. auf drei Millionen gestiegen sein, so daß die Geistlichkeit seit 1801 wieder ungefähr 60 Millionen in Besitz genommen hat. — „Wie Sie sehen, fügte Hr. Fombert hinzu — *il y a progrès.* (Nunc general.) —

Protest des Erzbischofs von Paris gegen — David's Siebelfeld des Pantheon's.

Der Erzbischof von Paris hat unterm 7. Septbr. 1837 ein Mandement an die Pfarren seiner Diöcese erlassen, dessen Hauptstellen mitgetheilt zu werden verdienen: „Im Anblick des großen Skandals, so beginnt der eifrige Hirt, welches vor unseren Augen ausgebrochen, und sich im Angesicht der Sonne auf unserem heiligen Berge zeigt, — vor dem gekrönten Schalten gottloser, unsittlicher und sittenverderblicher Scherstellerei, die an die Stelle der demüthigen und kruschen Hirtin gesetzt worden (der h. Genoveva), deren Schutz (protection) die Hauptstadt vor den größten Gefahren (l) bewahrt hat, stößt der Glaube des Chlodwig, Karl's d. G. und des h. Ludwig, stößt der Glaube Frankreich's, der Glaube des Vaterlandes einen Schrei des Schmerzes aus. Das Klagegeflöhne und die Thränen der Heiligkeit, der frommen Gläubigen, aller Christen — müssen darauf antworten. Möge der Himmel sich gnädigst mit dieser Sühne (expiation) begnügen!“ Sieben Tage sollen nun in allen Messen die Gebete der Festtage der Krönungserhöhung und der h. Genoveva recitirt werden. —

Die Debatte, das Ungeheuerliche (man kann wohl sagen Skandalöse) des Hirtendiebes rührend, meinen, die Regierung, obgleich sie mit dem Fronton des Pantheon's, gegen welches jenes Mandement fulminirt ist, eben nicht Ursache habe, sehr zufrieden zu sein, könne doch nicht hindern, daß „Voltaire und Rousseau zwei der berühmtesten Genies, zwei der größten Schriftsteller Frankreich's seien.“ —

Die Gazette de France aber hat schon früher so viel Gift und Galle gegen jenes Siebelfeld ausgespien, daß sie jetzt ganz trocken das Mandement des Erzbischofs, ohne irgend eine Bemerkung beizufügen, ab-

gedruckt. Darin jedoch müssen wir ihr bestimmen, daß ein talentvoller, vielwackender Schriftsteller darum noch kein großer Mensch ist, und daß das Vaterland nur denen feierliche Dankestronen zu widmen habe, die sich selbst und ihre Arbeiten in edler Gesinnung dem Vaterland gewidmet. —

Uebrigens gehört die artistische Ausschmückung eines kirchlichen Nationalgebäudes auf keine Weise in den Bereich eines Erzbischofs, und es dürfte dem Hrn. v. Lucien wohl zu rathen sein, nicht von Neuem — durch Ueberschreitung seiner Amtsbefugnisse — den kaum eingeschlummerten Löwen zu wecken. — Voltaire und Jansen nebeneinanderzustellen, war eine Unsicherheit, welcher das Ministerium vorbeugen sollte; aber eine weit größere Ungehörlichkeit ist es, wenn ein geistlicher Oberhirt, sich unbefugt in weltliche Angelegenheiten mischend, die ihm anbefohlenen Gläubigen zum Zerne gegen die Staatsregierung reizt und zur Eohe der Religion macht, was einem ganz andern Gebiete angehört. —

Die Elsäßisch-Römischen Pilgrime.

I.

„Die *Hermestianer*, nämlich die Professoren Braun und Clément, — so wird unterm 7. März 1838 von Rom aus geschrieben, — welche hier auf de Lamenais und Lacordaire gefolgt, und in wenigen Tagen — (unverrichteter Sache) — abreisen werden, — sind nun von Prof. Bautain und seinem Schüler Abbé de Bonne Chose aus Straßburg abgejagt worden. Diese haben nämlich den Streit, den sie seit mehreren Jahren mit ihrem Bischof führen, — nun ebenfalls bei dem Papste anhängig gemacht.“ —

Bei der lebhaften Theilnahme, welche sich neuerdings für die religiösen Angelegenheiten kund gegeben, wird es unseren Lesern erwünscht sein, wenn wir in der Kürze den Streitpunkt andeuten, welcher jetzt, wie es scheint, von Hrn. Bautain dem unfehlbarseinsollenden römischen Stuhle zur Entscheidung vorlegen will.

Herr Bautain, seit einer Reihe von Jahren Lehrer der Theologie zu Straßburg, hat sich mit Entschiedenheit der alten, folgerichtigen Kirchenlehre zugewendet, welche die Wiedergeburt aus dem verkehrten Naturzustande durch Einwirkung göttlicher Gnade beginnen läßt, und die Anerkennung der göttlichen Offenbarungslehren für bedingt hält durch göttlich inspirierten Glauben. Sein Bischof hingegen, ein ehemaliger Oberoffizier der Napoleonischen Armee, hegt eine entschiedene Vorliebe für das *Raisonniren*, und kämpft nun schon seit länger als fünf Jahren im Dienste des natürlichen Menschenverstandes gegen Hrn. Bautain.

Dieser letztere hat einen großen Anhang gewonnen; jener aber bedient sich seines Hirtenstabes, um dieses feindliche Heer zu Paaren zu treiben. Unterm 19. Novbr. 1835 hatte er bereits ein *Sieges-Bulletin* ausgehen

lassen, in welchem er seinen Diöcesanen verkündigte, die Hn. Batain, Carl, Goshier, Natisbonne, de Regny, de Bonnehose, Merrian, Grater, J. Lewel und A. Lewel schlossen sich mit Geist und Herz dem ersten Hirten ihrer Diözese, als dem Mittelpunkte der Einheit an, pflichteten nun folgenden sechs Sätzen bei:

1) „Das Raisonnement kann mit Gewißheit das Dasein Gottes beweisen, — der Glaube, ein Geschenk des Himmels, ist ein Späteres als die Offenbarung; man kann also nicht füglich gegen einen Atheisten sich auf den Glauben berufen.“

2) „Die mosaische Offenbarung wird mit Gewißheit durch die mündliche und schriftliche Uebersieferung der Synagoge und des Christenthumes bewiesen.“

3) „Der Beweis der christlichen Offenbarung, der aus den Wundern Christi geschöpft wird, hat — Nichts von seiner Kraft und seinem Glanz verloren. Wir finden diesen Beweis in der mündlichen und schriftlichen Uebersieferung aller Christen; durch diese doppelte Uebersieferung müssen wir die christliche Offenbarung denjenigen beweisen, die sie verwerfen, oder die, ohne sie noch zuzulassen, nach ihr verlangen.“

4) „Man hat nicht das Recht, von einem Ungläubigen zu erwarten, daß er die Auferstehung Christi annehme, bevor man ihm nicht zuverlässige Beweise geliefert, und diese Beweise werden aus der nämlichen Uebersieferung durch das Raisonnement abgeleitet.“

5) „Der Gebrauch der Vernunft geht dem Glauben voran, und führt den Menschen zu ihm hin durch die Offenbarung und die Gnade.“

6) „Die Vernunft kann mit Gewißheit die Authentizität der Offenbarung erweisen, die den Juden durch Moses und den Christen durch Jesum Christum gegeben worden.“ —

Es ist nicht zu verkennen, daß diese Sätze im Wesentlichen mit dem Prinzipien des Hermes übereinstimmen, welche durch das päpstliche Dekret vom 26. Septbr. 1835 als unrichtlich verworfen worden sind. Ueberraschen mußte es aber, daß Hr. de Bonnehose zu Anfang 1836 im Ami de la Religion erklärte: „er und seine Freunde hätten Nichts widerrufen,“ und daß er im Namen des Hn. Batain im protestantischen Semeur die Versicherung abgab, „daß sie sich den Propositionen des Hn. Bischofs durchaus nicht unterworfen, sondern neuer, von denselben ganz verschiedene Sätze aufgestellt hätten.“

Seitdem soll der Bischof von Straßburg den römischen Stuhl zur förmlichen Verdamnung der gegenwärtigen Lehresätze zu veranlassen versucht, bis jetzt aber nur ablehnende Antwort erhalten haben. Durch die zu- dringliche Appellation der Hrn. Baintain und de Donnechose an die päpstliche Unfehlbarkeit wird diese sich nun in keiner geringen Verlegenheit befinden. Als Bischof der Bischöfe durfte doch der Papst die sechs Lehresätze des Bischofs von Straßburg nicht ignorieren, die zwei Monate nach dem Dekrete aufgestellt worden, welches die Schriften des Hermes verdammt hatte, weil derselbe „den von den Lehrern der Kirche von jeher vertretenen königlichen Weg verlassend, — die Vernunft — (die Franzosen nennen sie *Raison* und ihre Thätigkeit: *Raisonnement*) als Hauptnorm und einziges Mittel hingestellt, durch welche der Mensch zur Erkenntniß übernatürlicher Wahrheiten gelangen könne.“ Jenen bischöflichen Lehresätzen zufolge sollte aber Alles, was wesentlich zur Religion gehört: das Dasein Gottes, die Offenbarung und die Authentizität der Uebersetzung durch das *Raisonnement* mit Gewißheit bewiesen werden können, wodurch dann von selbst der bloß inspirierte Glaube völlig überflüssig würde. Wie ist es nun gekommen, daß die Schriften des Hermes verdammt, die Lehresätze des Herrn Bischofs von Straßburg ohne Censur geblieben sind?

Wem wird auf diese Frage jetzt antworten müssen, worüber dann in der Folge berichtet werden soll. —

II.

Wir haben berichtet, wamassen zwei antirationistische und somit antihermesische Abbe's von Straßburg nach Rom geschickt, um bei ihrem heiligen Vater Klage zu führen gegen ihren Bischof, welcher dem *Raisonnement* das Recht vindiziert, nicht nur zum Glauben hinzuführen, sondern auch das Faktum und den Inhalt der Offenbarung zu erweisen.

Die *Gazette de France*, welche stets in treulichstem Verkehre mit dem Mittelpunkt der römisch-katholischen Einheit steht, bringt uns nun unterm 27. Mai folgende, allem Anschein nach zuverlässige Kunde:

„Bei ihrer Ankunft zu Rom sind die Hrn. Abbe's Baintain und Abbe's Donnechose mit väterlichem Wohlwollen von S. Heiligkeit, und mit aufmerkamer Güte von S. Em. dem Kardinal Staatssekretär aufgenommen worden. Die Untersuchung ihrer Angelegenheit wurde einem der glänzendsten Lichter der Kirche, — dem Kardinal Mezzofante übertragen.“

„Michtern, die so hoch gestellt sind, und unter deren Augen unsere beiden Landesleute lebten, war es nicht schwer, die Gewissheit der Gesinnungen zu würdigen, die sie „zur Schwelle der h. Apostel“ geführt, und die Bülle und Aufrichtigkeit ihrer Unterwerfung unter die unverrückliche (irrefrayable) Autorität des heiligen Stuhles zu erkennen. Da aber die vollständige Prüfung und letzte Entscheidung dieser ziemlich complicirten Sache sich noch einige Zeit erwarten lassen werden, so ist den Hrn. Dautain und Bonnehofe die Kunst folgenden Abkommens geworden: Sie lassen in den Händen S. Em. des Cardinal Mesfange eine Erklärung, durch welche sie versichern, daß sie sich unbedingt (absolument) dem zu fällenden Urtheil unterwerfen und ihm mit allen Kräften anhängen wollen. Und so vollkommen ist die Aufrichtigkeit dieser beiden Kirchendieners, daß sie, die Herausgabe eines philosophischen Werkes, in welchem Hr. Dautain dem Publikum die vollständige Darstellung und die theoretische Entwicklung seines Systems geben wollte, aufschiebend, die Handschrift dieses Werkes mit nach Rom gebracht, aus Besorgniß, irgend eine Behauptung aufzustellen, welche nicht die Genehmigung des höchsten Richters in Glaubenssachen erhalte!“ —

„Der h. Stuhl hat zu gleicher Zeit geruht, den Herren Dautain und Bonnehofe zu versprechen, zu ihren Gunsten ein Schreiben zu erlassen, welches der Gewissheit ihrer Gesinnungen und der völligen Unterwerfung ihrer Gefühle (sentimens) unter die Regel aller Wahrheit, Gerechtigkeit angedeihen lassen wird.“

„Wir werden dann abreisen,“ schreiben sie, „das Herz durchdrungen von tiefer Ehrfurcht und süßer Dankbarkeit für Alles, was wir hier an Glauben, Weisheit, Güte, Offenheit und christlicher Liebe gefunden. Wir fühlen unser Herz erweitert; wir hängen inniger als jemals und mit dem Innersten unserer Zuneigungen an Dem, was wir das Glück hatten, in der Nähe zu verehren, — dem Mittelpunkte und der Keuchte der allgemeinen Kirche. Wir werden unser ganzes Leben lang das Bedürfniß fühlen, unsere Stimme mit dem Hymnus zu vereinigen, der so viele Jahrhunderte gesungen worden, um die Erfüllung der göttlichen Verheißungen zu glorifiziren, indem wir erzählen, was wir Schönes und Gutes in der Residenz des Stellvertreters Christi gesehen und empfunden haben.“ —

Nach solchen wechselseitigen Höflichkeitsbezeugungen, mit welchen der erste Akt dieses kirchlichen Drama's sich geschlossen, dürfte die Vermuthung wohl nicht zu gewagt erscheinen, daß den eifrigen Pilgrimen erfreuliche Andeutungen in Betreff der demnächst zu erlassenden päpstl.

den Entscheidung zu Theil geworden seien. Ob dann der Herr Bischof von Straßburg, der früher als Offizier unter Napoleon Gelegenheit gehabt, sich an strenge Subordination zu gewöhnen, auch unbedingt sich unterwerfen wird, quand Rome aura parlé, — müssen wir völlig dahingestellt sein lassen. — Nothwendig und darum gut ist es aber, daß Rom veranlaßt wird, sich auch noch bis in die äußersten Spitzen und Wurzelsperden seines Reiches zu petrifiziren; es bleibe dann jenen vielen lauen Haltungen, die sich in den unbegrenzten Punkten noch herumtreiben, keine andere Wahl mehr übrig, als völlige Mortifikation und Submission oder entschiedene Selbstemanzipation und Rückkehr zum allgemein-menschlichen Leben und zur Freiheit des geistlichen Geistes.

Görres in Frankreich.

In einem bombastischen Artikel in der *Gazette de France* (im April 1838) über Görres, der als „das Haupt der katholischen Partei in Deutschland“ bezeichnet wird, sagt der Verfasser, ein Herr François de Laboullerie u. a. „Es gibt nur noch zwei Länder in der Welt, es gibt nur noch zwei Völker: das katholische Volk und das Volk, welches nicht katholisch ist!“ . . . „Man sage nicht mehr: Dieser ist ein Franzose, Jener ein Deutscher. Wir werden sagen: Dieser ist ein Katholik, Jener ist es nicht. Katholiken, unser Vaterland ist schön; wir müssen anfangen, seine Ehren (gloires) zu erkennen, und wenn Görres, unser Landsmann, uns seine alte und heilige Stimme zu vernehmen geben wird, laßt uns dann nicht fragen, wer dieser Mann ist!“ (!) In Beziehung auf den Rhein. Neck, bemerkt Hr. de Laboullerie: „Als unbeschränkter und protestantischer Fürst mußte der König von Preußen die Verehrung der durchaus katholischen und liberalen Ideen von Görres fürchten. (!) Diese Idenverknüpfung hat lange selbst die gradsinningsten Gemüther erschreckt. Und doch was ist natürlicher? (!) Die Freiheit existirt nur im Gebiete der Wahrheit. Wer bezweifelt es? Die Freiheit ist für den Menschen niemals unbedingt; sie ist relativ: er muß dienen; das wichtige für ihn ist, sich seinen Herrn zu wählen. Seine größte Freiheit ist seine längste Kette. Ist das eine Ende der Kette zu Berlin, dann habt ihr, um euch zu bewegen, nur den Durchmesser von Preußen; ist das Ende im Himmel, dann habt ihr das Universum.“ Die Franzosen bleiben doch immer gewaltige Phrasenmacher! — Warum stellt Hr. de Laboullerie der Hauptstadt Preußens nicht Rom, warum nicht Wien und Paris gegenüber? Etwa ad maiorem dei gloriam?

Normännischer Protestantismus.

Auch im nördlichen Frankreich scheint sich für die katholische Kirche eine Aetse vorzubereiten. Daß bereits eine Gemeinde bei Cherbourg protestantisch geworden, weil der Erzbischof von Coutances einem ihr verhassten Geistlichen ihr aufdringen wollte, ist schon früher berichtet worden. Kürzlich hat nun derselbe Erzbischof, Hr. Robion, eine neue Taxe der Kirchengebühren ausgeben lassen, welche bedeutende Unruhen veranlaßt. Diese Taxe bestimmt den Preis des Glockengeläutes bei Beisetzungen nach Zahl der zu lautenden Glocken und der Glockenschläge. Da aber die Glocken durchgängig durch Beiträge sämmtlicher Pfarrgenossen selbst angeschafft worden, so wollen diese auch gleiches Geläute und gleiche Taxe für Alle. „Der normännische Bauer,“ schreibt ein französischer Correspondent der Leipz. Allg. Bez. im April 1838 „ist religiöser, als alle anderen in ganz Frankreich; aber er ist überdies Franzose und der Sohn des XIX. Jahrhunderts. Wo ihm direct ein Unrecht geschieht, da regt sich in ihm der Geist des Widerstandes, und kräftig und rüstig gibt er diesem Widerstande Nachdruck. Die Unduldsamkeit der französischen, besonders der höhern Geistlichkeit hingegen hat sich auch hier vielfach geltend gemacht; — die neue Taxe hat nur die Gelegenheit dargeboten, einen längst sich regenden Geist herauszubekennen.“ So wurden schon vielfach bei Sterbefällen die Glockenthürme erschlagen, an einigen Orten Freilichtbäume neben den Kirchen aufgesperrt, und der bischöflichen polizeilichen Einschreitung ungerachtet, das alte Glockenrecht behauptet. Der Temps merkt sogar, daß der Widerstand gegen die Geistlichkeit täglich bedenklicheren Charakter annimmt; in den letzten Tagen habe ein Bataillon der Nationalgarde bewaffnet gegen die Taxe protestirt. Auch in Deutschland hat die Reformation mit dem Protest gegen kirchliche Geldforderungen begonnen.

III.

Kritisches und Literarisches.



Kritisches und Literarisches.

1.

Schriften über die französische Revolution.

Die erste Form alles Lebens ist die fortlaufende Entwicklung eines ursprünglichen Keimes, die stätige Ausführung bestimmter Anlagen und Triebe. In dieser Epoche ist das Hauptstreben auf Selbstbethätigung und Produktion, der Blick ist auf Gegenwart und Zukunft gerichtet. Hat aber die, zur Offenbarung drängende Idee sich in die Wirklichkeit übersezt und ihre volle Gestalt gewonnen, dann wendet der Geist am Ende seines Schöpfungstages sich zurück auf das Vollbrachte, um das Aufeinanderfolgende im Bewußtsein zu versammeln und es denkend zu genießen oder richtend sich darüber zu erheben. Dies ist die zweite Form des Lebens, die dann wieder der Ausgangspunkt für ein neues Fortstreben wird, und die man im Gegensatz zur produktiven, poetischen, praktischen, — die retrospektive, spekulirende, kritische nennen kann. Wer seine Biographie schreibt, der hat seinen irdischen Lebenslauf vollendet; Völker, Kirchen, welche Objekte geworden für Philosophen, Geschichtsschreiber, Kritiker aus ihrer Mitte, sind an das Ende einer Entwicklungsperiode gelangt. So beginnt mit Thukydides und Plato, eigentlich schon mit Herodot und Sokrates — für das griechische, mit Livius und Cicero für das römische, wie mit Josephus Flavius und Philo für das israelitische Volk, das Ende der ersten unmittelbaren Existenz, und die Alexandrinische Kritik beschließt den Lebenslauf der alten Welt. Griechen und Römer gehen als Völker unter in der Christenheit, — um als griechisch- und römisch-katholische Kirchen wieder aufzuerstehen, und Rom fängt zum zweitenmale an, den goldenen Faden der weltgeschichtlichen

rischen Entwicklung fortzuspinnen. Die jugendlichen nordischen Völker werden mit eingewoben in das großartige hierarchische Gespinnst, welches Europa zu einer einzigen Glaubensgenossenschaft verkettert. — Und wieder strömt das Leben erzeugend, bildend, werththätig durch Jahrhunderte hin, und die in der alten Welt gereiften Samen, so wie — die aus der neuen nordischen Welt entsprossenen frischen Keime entfalten sich zu Kirche und Reich, zu Kunst und Scholastik des Mittelalters, welches erst dann an sein Ende gekommen, als die gestaltenden Principien ihrer nothwendige Grenze gefunden.

Diese Grenze war durch die Beschränktheit der Ideen gesetzt, die in der zweiten großen Weltperiode in Ausführung gebracht werden sollten. Als daher der ewig schöpfungslustige Geist sich von allen Seiten durch den Leid beschränkt, gehemmt, zurückgedrängt fand, den er selbst sich erzeugt hatte, ging er in sich, sammelte seine Kräfte, und erhob sich denkend und richtend über die Vergangenheit, die ihm nun zum Object geworden. Er schrieb jetzt die Geschichte, — nicht eines einzigen Volkes, denn über diese Gestalt war er durch das Christenthum hinausgehoben; — sondern der Kirche und ihrer Voraussetzung, — der alten Welt. Er philosophirte über den Gott, zu dessen Füßen er bisher gebetet, und hielt Gericht über Alles, was er bis dahin produziert, was ihm bisher gegolten hatte. — Und je weiter die Meinungen und Phantasmen aus einander liefen, je heftiger der Wortstreit die Parteien spannte, um so lebhafter wurde das Bedürfnis empfunden, einen festen Boden zu gewinnen. Die Einen suchten ihn in der Natur, die Anderen in der Geschichte. In beiden Bestrebungen liegt das Positive, daß der einzelne Mensch sich jenen beiden großen Wirklichkeiten unterordnet, daß er für sich als maßgebend ein solches erkennt, welches unabhängig von ihm zur Existenz gekommen.

Dieses Interesse an allem, was in Zeit und Raum in die Wirklichkeit getreten, dieses Bedürfnis durch Erkenntnis, Beurtheilung und Sichtung des Vergangenen die Gegenwart zu begrreifen und zu genießen, breitet sich noch immer weiter aus. Jede Wissenschaft, jede Kunst, jede Gemeinschaft will ihre Geschichte haben, und selbst der Roman mußte sich dazu verstehen, historisch zu werden.

Noch aber ist der geschichtliche Stoff durchgängig nur erst rohes, ungeläutertes Material, und so wird er von jeder der feindlichen Parteien zur Begründung oder Betrüftung und Beschönigung ihrer Ansprüche benutzt. Da indes die Geschichte durchaus gebiegen, die Parteien dagegen eben als solche, mehr oder minder einseitig sind, so sehen wir auch jede derselben die geschichtlichen Thatfachen einmal als Rechtstitel gebrauchen,

ein andermal wieder sie als Abnormitäten, als Erzeugnisse menschlicher Irrthümer, Leidenschaften und Schlichtheit charakterisiren. Allerdings haben *Nico* und *Montesquieu* einer höhern, wahrhafte humanen Geschichtsbetrachtung die Bahn geöffnet, und vorzugsweise deutsche Forscher diese Bahn mit Bewußtsein und Erfolg betreten. Noch aber sind es nur erst einzelne, in den Geist des dritten großen Weltalters Eingeweihte, welche — von den Stufen des im Bau begriffenen neuen Tempels herab, die Vergangenheit mit jener reinen Wahrheits- und Menschheitsliebe übersehen, die allein einem jeztlichen sein Recht — und seine Gnade angedeihen läßt. An der Tagesordnung in dem großen Sprechsaal — ist hingegen noch jene partielle, mehr oder minder leidenschaftliche, oberflächliche Weise, welche die Thatsachen ihren Absichten dienlich läßt und sie da verschweigt oder entstellt, wo sie sich ihren Ansichten nicht fügen wollen. Welcher Kategorie die hier anzuzeigenden Schriften gehören, wird sich aus Nachfolgendem ergeben.

- 1) Geschichte der französischen Revolution von 1789 — 1814; von J. A. Mignet, nach der 6. Ausgabe von Dr. G. Buchhardt. (2 Bände in 25 Lief.) Band 1. in 12 Lief. mit 25 Stahlstichen. Paris, Gebrüder Didot. Leipzig, J. J. Weber 1836. 1836.
- 2) Geschichte der französischen Revolution von M. A. Thiers, deutsch bearbeitet von H. Philipp. (In 30 und einigen Lief., jede Lief. mit einer nach den besten Meistern gezeichneten Scene aus der Revolutionszeit.) Leipzig 1836. In Commission bei G. Wigand. 4 Lief.

Daß diese beiden Entreprisen der großen leselustigen Masse zugewendet sind, ist nicht zu bezweifeln. Dem kleineren Kreise der Gebildeten sind längst diese Werke in der Ursprache bekannt, und die in Stahl gestochenen Bilderchen, die dem ersten, und die ganz ausnehmend schlechten, — radirten, oder vielmehr gekritzelten Abbildungen, die dem zweiten Werke beigegeben sind, können nur einem Publikum dargeboten sein, welches hinsichtlich seiner ästhetischen Bildung noch zur Kleinkinderschule gehört. Wir haben uns daher nur darüber auszusprechen, ob überhaupt diese Werke für die Menge geeignet, und ob, falls dies zu bejahen wäre, die Form, in der sie ihr mitgetheilt werden, zu billigen sei? —

Daß beide gut geschrieben, und besonders das erste durch seine geistreiche, übersichtliche Darstellung zur Unterhaltung, zum sogenannten Zeitvertreib dienen können, daß auch beide, und namentlich das letztere, viel Belehrendes enthalten, mag ohne Weiteres zugegeben werden. Dessenungeachtet scheint uns keines dieser beiden Werke zur Bereicherung unter

die Masse der deutschen Leser geeignet. Um eine richtige Ansicht von dem complicirten Ereigniß, welches man die französische Revolution nennt, zu gewinnen, muß man die Zustände, Verhältnisse, Begebenheiten und Verwicklungen genau kennen, aus denen es mit jener Nothwendigkeit hervorgegangen, die man die historische zu nennen pflegt. In den vorliegenden Werken ist aber so gut wie gar nichts dargeboten, um zu solcher Kenntniß hinzuführen. Die sehr kurze, sehr flüchtig gearbeitete Einleitung Wignet's berührt nur die Oberfläche und selbst diese nur an einigen Punkten; Hr. Thiers fertigt die ganze Vorgeschichte auf nicht vollen vier Seiten ab. Und doch ist der fürchterlich erbitterte Kampf zwischen den Nichtadligen und Nichtgeistlichen auf der einen, und dem Clerus und dem Adel mit dem Königthum an dessen Spitze — auf der anderen Seite, den jene Historiker uns darstellen, schierethin nur aus jener Vorgeschichte verständlich! Wignet und Thiers haben die Revolution nur vom politischen Standpunkte aus angesehen und dargestellt, während sie doch gerade deshalb ein so bedeutungsvolles, man kann sagen ungeheures Ereigniß ist, weil die ganze Nation mit allen Elementen ihres Daseins und Lebens in den Strudel hineingezogen worden. Es war nicht bloß ein Kampf zwischen Individuen, Kasten und politischen Interessen; sondern auch ein Kampf zwischen allen, das Leben bestimmenden, geistigen Mächten, zwischen antiker und mittelalterlicher, zwischen alter überliefelter und moderner, menschlicher Bildung. Es war ein Kampf jener weltlichen Mächte, welche in Deutschland die kirchliche, in den Niederlanden und England die staatliche Reformation bewirkt hatten, — gegen die Gewalten, durch welche beide bis dahin in Frankreich theilweis unterdrückt worden waren. Nur durch Hinweisung auf die wesentlichen Principien, von denen die feindlichen Parteien beherrscht wurden, gewinnen diese selbst ihre wahrhaftige Bedeutung, wie anderseits die eigenthümliche Gestalt, welche den großen Kampf von allen übrigen Umwälzungen unterscheidet, dem Ausländer nur durch eine Genese des französischen National-Charakters erklärt werden kann.

Eine Darlegung dieser tiefliegenden Ursachen und Elemente der französischen Revolution ist aber um so unentbehrlicher, je weiter noch die Triane der Publizität in ihren Urtheilen über dieses Ereigniß von einander abweichen. Wälzte Barruel alle Schuld auf die Philosophen, Freimaurer und Illuminaten des vorigen Jahrhunderts, so erklärten Andere den Uebermuth des Adels und die Zerrüttung der Finanzen für die einzigen Ursachen der Umwälzung. Meinte — noch kürzlich — Herr de Coning die „religiöse Insurrection“ zu Anfang des 16. Jahrhunderts sei die Urheberin alles späteren Unglücks seiner Nation, so wies

dagegen das Berliner polit. Wochenblatt (f. Nro. 24 v. 11. vor. W.) mit Bezug auf Montlosier's Werk de la monarchie française — alle Schuld auf die Könige von Frankreich, auf deren schon mit dem 13. Jahrhundert beginnende „unglückliche Verblendung, oder ganz falsche Regierungspolitik,“ auf ihre „Uebergriffe in die lehnherrlichen Rechte der Baronen,“ namentlich die verderbliche „Emanzipation der Communen,“ die demnächst von den Königen „in offenbaren Empörungen gegen ihre Herrn unterstützt worden seien.“ Schuld gibt das Wochenblatt der „beharrlichen Leidenschaft“ der Könige, ihre Gewalt „in ihrem egoistischen Interesse“ zu erweitern, eine Gewalt, welche „übermüthig und herrisch in Zeiten des Glücks, kriechend und intrigant im widrigen Schicksal gewesen.“ Hierdurch sei die Entwicklung des „germanischen Princips“ in Frankreich gebrochen worden, dagegen „das antike römische Element und die Eigenthümlichkeit des gallischen Charakters zu übermäßiger Geltung gekommen.“ Diesemnach seien also „nicht sowohl falsche und antisociale Doktrinen, als vielmehr der materielle Stoß (!) der seit Jahrhunderten (durch die Könige) politisch verwirrten Volksmassen die Ursache der Revolution gewesen;“ — „was aber dergestalt in Frankreich schon in früherer Zeit geschehen, stelle sich seit dem verfloßenen Jahrhundert beinahe in allen Staaten Europas dar.“ — Es bedarf zwar nur sehr weniger Ueberlegung, um einzusehen, daß alle solche Erklärungsweisen und ganz besonders die letztern, indem sie das Schicksal eines ganzen Volkes von der Schlichtigkeit einzelner Menschen abhängig machen wollen, eben so schändlich dem allgemeinen und uralten Glauben an das Walten der Providenz, als dem, in neuerer Zeit sich mit Macht ausbreitenden Glauben an eine stätige Entwicklung und fortschreitende Entfaltung der Nationalitäten widersprechen, und daß jedenfalls eine Staatseinrichtung des Fortbestehens nicht werth sei, wenn sie durch die Willkür Einzelner von Grund aus umgestürzt werden könnte. Aber gerade diese Ueberlegung kann bei der Masse nicht vorausgesetzt werden, da wir sie ja selbst bei solchen nicht vorfinden, bei denen sie ihrer sozialen Stellung nach weit süßlicher vorauszusetzen wäre! —

Wir können diesemnach auf keine Weise billigen, daß dem großen Resepublikum die Geschichtswerke von Mignet und Thiers ohne alle erklärende und ergänzende Einleitung, — eine hieroglyphische Inschrift ohne Schlüssel, — dargeboten werden. Wollten wir aber auch hiervon absehen, so müßten wir doch jedenfalls rügen, daß die Hrn. Uebersetzer sich nicht einmal die Mühe genommen, durch beigefügte Anmerkungen so manches einzelne zu erläutern, was der Mehrzahl der nicht französischen Leser unverständlich sein muß, und manche Angaben zu berichtigen,

von deren Irrigkeit sie sich gar leicht überzeugen konnten. So, um nur auf's Gnadewohl ein paar Beispiele anzuführen, findet sich bei Mignet (S. 53) und Thiers (S. 51) die Antwort, welche Mirabeau am 23. Juni 89 dem Oberceremonienmeister Dreu de Brezé gegeben, noch in der Fassung, deren Unrichtigkeit von de Brezé's Sohn in der Pairskammer (am 9. März 1833) konstatirt worden. Ebenso läßt Mignet noch den Reichvater Ludwig's XVI. zu demselben bei Besteigung des Blutgerüstes sagen: „Sohn des heiligen Ludwig's, steige empor zum Himmel!“ was doch nach dem, von Chateaubriand (aus dem *Thermomètre du jour* v. 21. Febr. 1793) in seinem *Oeuvr. compl.* mitgetheilten Berichte des Schafrichters Sanson der Wahrheit nicht gemäß ist. Thiers läßt, dem *Moniteur* (v. 16/20 Juni 89) und auch Mignet zumider, den Vorschlag, die Versammlung der Abgeordneten des 3. Standes *assemblée nationale* zu benennen, statt von *Épaves* von Légrand ausgehen. Wollte man aber diese beiden Werke mit der gewissenhaft gearbeiteten *Revolutiongeschichte* von Schüge und der reichhaltigen Arbeit von Montgaillard confrontiren, und die bereits erschienenen 20 Bände der *Histoire parlementaire de la rev. franc.* von Buchez und Roux dabei zu Rathe ziehen, so möchten die vorzunehmenden Berichtigungen wohl noch manche Nachlieferung zu den vorliegenden Werken erheischen! —

Historische Erinnerungen aus der Zeit der Restauration, der Revolution von 1830 und den ersten Jahren der Regierung Ludwig Philipp's. Von der Herzogin von Abrantes*).

Der Deutsche führt vorliebig ein contemplatives Leben. Nur die schmachthafte Gewaltherrschaft der Fremden hat ihn vorübergehend zu lebhaftem Bewußtsein der Nationalität erweckt. Das Staatsleben ist noch theils zu neu, theils zu bornirt. Der höhere gesellschaftliche Verkehr in den Residenzen hat es durchgängig mit partikularen, wenig bedeutenden Verhältnissen zu thun. Auch die Gabe der Rede, und darum des leichteren, discursiven Styles, findet wenig Gelegenheit, sich zu entwickeln. So fehlt durchgängig das Interesse, die objektive Anregung, und ebenwohl die Befähigung zu Abfassung von Denkwürdigkeiten. Friedrich der Große, von Dohm, neuerdings von Strombeck und wenige Aenderer bilden nur Ausnahmen von der Regel.

*) Deutsch von E. von Müvnsieben. Bd. I. 278. II. 252. III. 280. IV. 268. Leipzig, allgemeine niederländische Buchhandlung (E. Hochhausen und Jourd'et.) 1836. 8.)

In England dagegen ist alles irgend Denkwürdige so sehr Sache der Öffentlichkeit, daß den Einzelnen kaum ein Anreiz bleiben kann, Memoiren zu schreiben. Die unermesslichen Tagblätter überheben ihn dieser Arbeit. Anders ist es in Frankreich. Seit Jahrhunderten ist das Volk durch seine Hauptstadt und mehrfache gemeinsame Unternehmungen zum Bewußtsein der Nationalität erwacht. Das geistige und staatliche Leben derselben concentrirte sich im Hofe, dem Parlament, der Couronne und späterhin theilweise in der Akademie. Hierdurch, wie durch seine übrige Weltstellung gewann es in mehreren Beziehungen einen Vorsprung vor den übrigen Nationen Europa's und erhielt eben damit eine weithistorische Bedeutung. Je mehr sich zu gleicher Zeit die feudale Staatsverfassung zu einer absoluten Monarchie entwickelte, — denn Entwicklung war die Durchführung eines Princips, welches eine Hierarchie ohne legale Verantwortlichkeit erzeugt hatte, — um so mehr wurde das soziale Leben von der Persönlichkeit des Souverains und seinen näheren Umgebungen abhängig. Auf diese Weise erhielten die individuierten Verhältnisse der höchststehenden Personen eine Wichtigkeit und Bedeutung, durch welche sowohl sie selbst als ihrer Umgebungen sich frühe veranlaßt finden mußten, dieselben als denkwürdig zu verzeichnen. Da nun das stete Beisammensein so vieler Notabilitäten nothwendig zu reicher Ausbildung des gesellschaftlichen Lebens hinführen mußte, so entwickelte sich gar bald auch jene Leichtigkeit der Auffassung, jene Festlichkeit und Gefälligkeit, jene Gebrängtheit und Geistreichigkeit der Darstellung — sowohl bei mündlichem als bei schriftlichem Vortrage, welche bis jetzt noch die eigenthümlichste Virtuosität der Franzosen bildet. Der Anreiz zur Abfassung von Denkwürdigkeiten wurde aber auf das Höchste gesteigert, als mit dem Ausbruche der Revolution nicht nur die gesammte Staats- und Kirchen-Ordnung, sondern sogar die Sitten und gesellschaftlichen Bestimmlichkeiten umgewälzt wurden und eben damit die Individualitäten die eminenteste Bedeutung gewannen, und der Konflikt zweier weithistorischen Principien, zu einem Weltkampfe sich gestaltend, ganz Europa in die Mitleidenschaft, in den Kampf und die Krise hereinriß, wodurch die Persönlichkeiten, in welche die kämpfenden Principien sich gleichsam incarnirten, auch zu weithistorischer Merkwürdigkeit gelangten. — Jener Anreiz erstieg vollends seinen Culminationspunkt, als das aufgeregte Leben der Nation sich aus seiner chaotischen Zerstreuung in der einzigen, eminenten Persönlichkeit Bonaparte's auf eine Weise zu sammeln schien, und dieser größte Heros der modernen Zeit sich Europa unterwarf. Was Franz I. angestrebt, was Ludwig XIV. zum Theile, wenn auch erst nach seinem Tode erreicht, das gelang in vollem Maße

dem corsischen Unterleutnant: er wurde Selbstherrscher aller Franzosen und der mächtigste aller Fürsten der Erde. So lange die Welt steht, hatte noch keine Individualität im öffentlichen Staatsleben eine so hyperbolische Bahn durchlaufen. Aber Napoleon vergaß, wodurch Bonaparte zu solcher schwindelnden Höhe sich hatte aufschwingen können; er verletzte jede der sittlichen Mächte, deren energische Seitenhelfung ihn auf den Weltthron gehoben; er stürzte, um diesen die Bahn zu neuen Siegen zu eröffnen. Noch einmal zwar versuchte das feudale, auf der Individualität der Gewalthaber ruhende Princip, mittelst heuchlerischer Concessionen an das rationale Princip der Allgemeingültigkeit, zur Alleinherrschaft zu gelangen, und so erneuerte sich auch für Frankreich wieder theilweise der soziale Zustand, in welchem die Persönlichkeit der Staatslenker zu besonderer Bedeutung gelangte. Indessen wurden eben dadurch die allgemeinen Wesenheiten zu neuer Kraftanstrengung genöthigt, und die Julischoke des Jahres 1830 sah den Entscheidungskampf und zugleich den entscheidenden Sieg des neuen Principis.

Die Herzogin von Abrantes, deren Denkwürdigkeiten uns zu dieser Ueberzeugung Veranlassung gegeben, gehört, der Blüthenzeit ihres Lebens nach, der Napoleonischen, der gereiften Bildung nach, der Restaurationsepoche an, welche letztere man jedoch füglich als das dritte Stadium des Kampfes zwischen dem feudalen und dem rationalen Princip bezeichnen möchte. Wie nämlich den sieben Decennien von 1721 bis 1789 der vorherrschend theoretische, und den fünf ersten Revolutionsjahren der leidenschaftlich-praktische Kampf jener Principien angehörte, so hatte der Kampf in den 15 Restaurationsjahren einen aus den Intriquen der alten und den parlamentarischen und journalistischen Angriffen der neuen Partei gemischten Charakter. Da überdies die alte Partei die materielle Gewalt in Händen hatte, so spielten die Persönlichkeiten, zum wenigsten dem Anscheine nach, noch eine große Rolle, und besonders diese sind es, über welche die Verfasserin der vorliegenden Memoiren uns viele sehr interessante Details mittheilt.

In Corsika geboren, von der Mutter her aus der Familie der Comenonen abstammend, war Laurette Vermon von Jugend auf mit der Bonapartisten Familie bekannt. Als sie später den tapfern Junco heirathete, empfing sie von Napoleon eine stattliche Brautgabe, spielte eine glänzende Rolle an seinem Hofe, wurde späterhin Hofdame bei der Kaiserin Mutter, lebt nun aber seit mehreren Jahren zurückgezogen im Nonnenkloster Abbaie-aux-bois zu Paris. Ihre Denkwürdigkeiten aus der Kaiserzeit, die sie 1831 herausgab, erregten großes Aufsehen. Auch die vorliegenden Memoiren sind eben so belehrend als unterhaltend. Es heißt zwar,

Herr Malitourne habe großen Antheil an deren Abfassung, nach Einigen sogar an deren ursprünglichen Composition. Das Letztere müssen wir so lange bezweifeln, bis Beweise dafür geliefert sind, da Madame d'Abantes sich als Verfasserin nennt. Nichts ihre Wahrheitsliebe zweifelhaft macht, und die Denkwürdigkeiten selbst auch nirgends andere Herbergwege erkennen lassen, als solche, die von einer so geistreichen und feingebildeten Frau, wie die Marschallin Junot ist, herrühren können. Fortwährend glaubt man sich in dem Salen der Frau Herzogin zu befinden, wo ein gewählter Kreis sich versammelt hat, um die edle Wirthin über eine bereits geschichtlich abgeschlossene Epoche auf anziehende Weise zu discutiren und eine Fülle interessanter Partikularitäten mittheilen zu hören. Kann man auch den hier und dort eingestreuten Urtheilen über Personen und Thatsachen nicht immer beipflichten, so empfängt doch der Glaube stets neue Nahrung, daß die Erzählerin stets die Wahrheit und zwar die ganze Wahrheit sagen wollte, und, da sie theils mit den handelnden Personen selbst, theils mit deren Umarmungen in gesellschaftlichem Verkehr sich befunden, auch die Wahrheit sagen konnte. Man wird aber an ihrer Wahrheitsliebe um so weniger zweifeln wollen, wenn man die Freude wahrnimmt, mit welcher sie so oft auch dasjenige erzählt, was zu Gunsten der Personen spricht, über welche entweder sie selbst oder ihre Freunde sich zu beklagen berechtigt erscheinen, wie sie andererseits auch unumwunden nicht selten die letzten tadelte, wo sie es verdienen, — selbst Napoleon, von dem sie an andern Stellen mit begeisterter und fast abgöttischer Verehrung spricht (s. u. a. II. 126. III. 4). Ihrer Unparteilichkeit geht selbst so weit, daß sie mitunter in Widersprüche verfällt, indem sie an einigen Stellen die Mitglieder der bourbonischen Familie, von Ludwig dem XVI. his herab zum Herzog v. Angoulême, von dem Vorwurfe freisprechen möchte, als seien sie Miturheber der Ereignisse, die deren Sturz herbeigeführt haben, während sie doch bei so vielen anderen Veranlassungen, wo sie einzelner Thatsachen gedenkt, nicht umhin kann, ein entgegengelegtes Urtheil zu fällen. So, um nur ein paar Beispiele hier anzuführen, versichert sie (I. 16) „Ludwig XVIII. habe das Bedürfniß einer neuen Ordnung der Dinge begriffen,“ und verspricht darzuthun, wie „Blacas nicht nur das Unglück der Bourbons, sondern auch das Frankreichs herbeigeführt habe;“ die Partei dieses Herzogs sei es gewesen, „die den König damals geleitet und in das Verderben gestürzt“ (I. 47).

Sieht man ab von einzelnen solchen Schwächen, die ohnehin durch das übrigens vorherrschende gesunde Urtheil minder bemerktlich werden, so kann man es der Verfasserin nur Dank wissen, daß sie uns ihre Erinnerungen aus einer so bewegten, so bedeutsamen Zeit nicht vorenthalten hat.

Fast von allen irgendwie interessanten Personagen, die sie in hüner Reihe an uns verüberführt, entwirft sie einen Umriss ihrer Lebensgeschichte, ihres Aeußeren und ihres Charakters, und, sehr weiblich, vergißt sie bei ihren Schilderungen nie, anzugeben, ob ein Mann schön, oder nicht schön gewesen. Damit aber unsere Leser über den Reichthum dieser Remoken urtheilen können, wollen wir die Mittheilungen kurz angeben, die uns als die interessantesten erscheinen.

Im ersten Bande werden wir näher mit den Personen der königlichen Familie bekannt gemacht, dann mit dem Herzog von Blacas (17 ff. 242 ff.), mit Bourmont (140—160), Tallenrand (195 ff.) und Fouché; doch wird die niederträchtige Verruchtheit des Letzteren besonders in dem dritten Bande (80 ff. 146—153 und 236—240) und zu entsetzlicher Anschaulichkeit gebracht. Der erste Band führt uns dann noch episodisch manches Interessante aus früheren Jahren vor; so über Frau von Eustine (210 ff.), dann, zum Beweis der Rechtschaffenheit und Tugend des Kaisers Franz I., die Geschichte von einer untreuen österreichischen Gräfin, die ihr Mann eigenmächtig in ein Tollhaus gesperrt, in welchem sie 10 Jahre geschmachtet. Nach dem Tode des Grafen entlassen, zog sich die Unglückliche in die Einsamkeit zurück; aber der Kaiser erhielt Kunde hiervon. „Wie,“ sagte er, „solche Ungerechtigkeiten konnten unter meiner Regierung geschehen?“ Ein eigenhändiges Bistt von ihm lud die Gräfin ein, noch an demselben Abende nach dem kaiserlichen Schlosse zu kommen. Als sie nun dem Kaiser ihre Geschichte erzählte, — sagte er zu ihr: „Frau Gräfin, ich bin von Ihren Gnaden abhängig, und Sie dürfen Alles von mir fordern. Was verlangen Sie als Genugthuung für die Beleidigung, die Ihnen widerfahren?“ Die Gräfin bat um einen Paß in das Ausland. Der Kaiser drang mit den rührendsten Bitten in sie, von dieser Bitte abzustehen; aber die Gräfin beharrte, und, als auch noch andere Schritte erfolglos waren, gewährte der Kaiser die Bitte (204—260). Merkwürdig ist auch, was die Herzogin von einem Plane von St. Helena erzählt, den ihr Freund More de St. Vincent im Jahre 1802 von dieser Insel mitgebracht, dem Napoleon damals zurückbehalten, dann, als er Waimaison für immer verlassen mußte, dort zufällig wiederfand, und ihn, noch nicht wissend, wohin sein Verhängniß ihn führen werde, mitnahm. Derselbe Plan lag später zu Kenigreeb auf dem Tische des Verbannten ausgebreitet (224—227). — In demselben Bande finden wir auch noch einige Mittheilungen über den Wiener Congreß und Hrn. von Metternich, mit welchem die Herzogin in freundschaftlichem Weiswechsel stand (160 ff.), und ein Urtheil des Herzogs von Palm über Napoleon (242 ff.).

Gelegentlich erfahren wir auch, daß das so oft wiederholte: „je ne suis qu'un Français de plus,“ welches der Graf von Artois bei seiner Rückkehr nach Frankreich gesagt haben soll, ihm von seinen Anhängern unterge-
schoben werden ist (271).

Der zweite Band bietet uns Denkwürdiges über *Barra*s (9 ff.), *Lavalette* (43) und *Carnet* (213 ff.) und manche nicht unwichtige Anekdoten aus dem 100 Jagen. So u. a. die Ausrufung des Marschall *Soult*, der, als Napoleon, von Elba kommend, an Frankreichs Küsten gelandet, im Ministerrathe, dem Ludwig XVIII. präsidierte, dem Herzog von Blacas erklärte, nicht ein einziger Musketenschuß werde von der Armee auf Napoleon gerichtet werden, indem er hinzufügte: „ohne Zweifel ist die Armee treu; ohne Zweifel hat sie dem Könige den Eid der Treue geleistet; aber auch ich bin S. M. (dem Könige) treu, auch ich habe diesen Eid abgelegt; und dennoch — stände Napoleon mir gegenüber, und sähe mich an, oder sagte nur ein einziges Wort, so würde ich nicht die Kraft haben, der Verlockung zu widerstehen, die mich zu ihm hinführt“ (63). — Uebrigens meint Madame d'Abantes: „die kurzfristigen Politiker, welche das Kabinet Ludwig XVIII. leiteten, und ich nehme ihn selbst nicht aus, Herr von Blacas, Herr Dupont, d'Ambray — sind die wahren Verräther, die Napoleon zurückbrachten“ (87). Einer ihrer Freunde sagte zu ihr: „Wahrscheinlich, es ist schmachvoll für die Restauration, daß sie zu ihrem Dienste Mordelöcher fand, und doch 1815 nicht einen Soldaten, der für ihre Sache gestorben wäre“ (94). — Episdisch wird auch mitgetheilt, wie Savary den am Herzog von Enghien begangenen Justizmord vorzüglich dem Kriegsrathe zur Last legt, der „nicht gewußt habe, wie er den Prinzen verurtheilen solle,“ und sein Urtheil nur allein auf die Versicherung des Prinzen hin gefällt, daß, wenn die gegen den Kaiser damals, ohne sein (des Prinzen) Mitwissen, angesetzte Verschwörung gelungen wäre, er „augenblicklich nach Frankreich zurückgekehrt sein würde“ (115).

Der dritte Band beginnt mit Napoleon's Abreise nach *Waterloo* und führt uns bis zu den Reaktionen, die die Rückkehr der Bourbons bezeichnen. — Den Moment, als der Kaiser zu Waterloo seine Truppen die Flucht ergreifen sah, schildert die Herzogin in folgender Weise: „Der Kaiser war regungslos; Thänen traten ihm in die Augen, und rannen über seine Wangen... Sein Gesicht war schrecklich entstellt. Mehrere Personen, welche ihn damals beobachteten, haben mir versichert, daß sich bei keinem Vorfalle seines Lebens seine Stirn mehr unter der Eisenhand des Schicksals gebeugt... Er war bleich, seine Lippen bebten — und seine Zähne schlugen krampfhaft zusammen“ (12). Später (S. 68 f.)

kommt sie noch einmal darauf zurück. — Auf Lafayette ist die Verfasserin nicht gut zu sprechen; sie meint, „er habe durch seine ideologischen Meinungen nicht nur dem Kaiser, sondern auch Frankreich viel Böses zugefügt“ (15). Mit verdienter Hochachtung hingegen spricht sie von Lucien Bonaparte, über dessen edles Benehmen sie uns ausführlichen Bericht erstattet (29 ff.). Höchst ergreifend ist die Schilderung, welche sie von der Entrevue entwirft, bei welcher Carnot den Kaiser gleich nach seiner Rückkehr von Waterloo auf den Knien beschwor, nicht sich an England zu ergeben, sondern nach Amerika zu fliehen (71 ff.). Ein großer Theil dieses Bandes ist, wie schon bemerkt, der Charakteristik Fouché's gewidmet. Auch über den Herzog von Angoulême (früher unter dem Namen von Piennes bekannt), werden bemerkwürdige Ausführungen gegeben (94 ff.), bei welcher Gelegenheit uns erzählt wird, daß Frau von Staël ihre „Melanie“ zum Andenken an die erste Frau jenes Herzogs geschrieben, die derselbe so unglücklich gemacht, daß sie im 22. Jahre gestorben (103). Mit S. 158 beginnt die Darstellung der Rückkehr Ludwig's XVIII. und seines Despotismus, der schauerhaften Ermordung des Marschalls Bona (177 — 216) und der vergeblichen Bemühungen seiner Wittwe, die Regierung zur Bestrafung der Mörder zu verlassen (217 ff.). Ueber „Herren von Metternich, der sie damals alle Abende besuchte,“ spricht sie sich eben so günstig aus, wie spöttisch über den Herzog von Wellington (228 ff.). Weiterhin erfahren wir, daß es eigentlich die edle Prinzessin von Baudemont war, welche damals ihrem Freunde Lavalette zur Flucht verhalf (247 ff.). Auch über die Brüder Jaucher, welche am 27. Sept. 1815 erschossen wurden, bringen diese Memoiren uns eben so interessante als rührende Details (257 ff.). Zum Schluß des dritten Bandes wird ausführlich über die Schicksale des Marschalls Ney berichtet (262 ff.), dessen Prozeß und Ende im vierten Bande (36 ff.) dargestellt werden.

Suver wird noch des Marschalls Radenab, der Regenten im Süden Frankreichs und der Ohnmacht der Behörden gegen diese Gräuelt thaten (1 ff.). Demnächst berichtet die Verfasserin über Labedoyère (37 ff. 91 ff.), über Murat's Ende (59 ff.), und die schreckliche Ermordung des Generals Kamel zu Toulouse (64 ff.). In dem Briefe Baurré, der im Mai 1816 als Präsident der Militärcommission nach Genua entsandt wurde, lernen wir einen kammibatischen Royalisten kennen (76 ff.), und mit Freuden begleiten wir auf eine Weile den Prinzen von Canino nach Italien (102 ff.), und lassen uns hier von der erlauchten Verfasserin die höchst merkwürdige Geschichte des Gasparone erzählen (139 — 151), zu dessen Eintritt in eine Räuberbande ein unschuldiger Scherz der

Töchter Luzian's Veranlassung gegeben. Zurückkehrend nach Frankreich finden wir hier die Jesuiten in voller Thätigkeit (152 f. 158. 164). Gelegentlich erfahren wir, daß es damals eine ultraroyalistische, vielleicht nur ächt monarchische Partei gab, welche Ludwig XVIII. für einen Jakobiner hielt, weil er die Charte gegeben, und ihm deshalb keinen Gehorsam schuldig zu sein glaubte, vielmehr den von Jesuiten entworfenen Plan zu einem Königreich Aquitaine im Süden Frankreichs auszuführen gedachte (152). Weiterhin wird uns die Lebensgeschichte der Hrn. Decazes (159 ff.) und de Serres (163 ff.) geboten, und der angebliche Seher Martin, ein Bauer aus Gollardon bei Châtres, vorgeführt (170 ff.). Dankbar nehmen wir dann noch den schönen Brief entgegen, den die ehem. Königin von Westphalen, eine Prinzessin von Württemberg, im J. 1815 an ihren Vater geschrieben (181 ff.) und lesen mit Interesse eine Charakteristik Pasquier's, (188 ff.) und Villèle's (205), besonders aber was Mad. d'Abrantes von ihrem corsischen Verwandten, dem jungen Carbonaro Stephanopolis erzählt, der nach Paris gekommen, um im Auftrag seiner Verbündeten die Herzogin zu ermorden, weil, während die italienischen Carbonari verfolgt wurden, und Napoleon auf St. Helena schmachtete, „sie die Bourbon's sehe.“ Aber Stephanopolis rißte nach acht Tagen wieder ab, überwunden von dem Edelmuthe seiner herzoglichen Cousine, seine Schwester blieb bei der Herzogin; — bald darauf fand man in der Nähe von Regensburg den jungen Corsen mit zwei Messerflüchen getödtet. Nichts von seinem Gepäcke war ihm geraubt (207 ff.).

Wie gerne aber die Herzogin jedem Verdienste huldigt, davon werden sich unsere Leser noch durch folgende Stelle überzeugen, mit welcher der vierte Band ihrer Memoiren schließt: „Frau von Staël,“ heißt es hier, „ist unter den Frauen, die nicht Königinnen waren, die berühmteste, und selbst unter den Herrscherinnen wäre sie noch ausgezeichnet gewesen. . . Sie hat uns in zehn ihrer Werke gezeigt, daß ihr Herz edel, und ihre Seele von dem heiligen Feuer ergriffen war, welches den wahren Patriotismus und die wahre Tugend nährt. Besonders verabscheute sie die religiöse und politische Heuchelei. Unstreitbar war sie ungeduldig, aber darnach, das Menschengeschlecht wiedergeboren und im Besitze aller seiner Rechte zu sehen. . . Zuweilen, nur durch ihre Leidenschaften geführt, war sie vielleicht ungerecht gegen die Menschen, wenn auch nicht gegen die Ereignisse; sie besaß Fehler, aber durch wie viele Tugenden und große Eigenschaften wurden sie aufgezogen! . . . Sie besaß die Seelengüte, die stets das Genie begleitet. . . Sie war eine vortreffliche Freundin, nachsichtig wie das Talent, und kannte nie den Reid. Ihre Seele war der Herd,

der jede Reizung wärmt und belebt, und jede Liebe vergast sie hundertfältig.“ (266 f.). Dieses Lob krönt zwei Haupter zugleich; es ehrt sowohl die Lobende, wie die Geliebte, und wenn es ein süßes und erhebendes Gefühl ist, einem reichbegabten Genius zu huldigen, so ist es der süßeste Lohn eines arbeitsvollen Strebens, eine so freie, so schöne Anerkennung zu finden.

Wie viele Bände *Memorien* dem vierten noch folgen werden, wissen wir nicht; gewiß aber sind wir, daß sie, wie die früheren, sehr Vielen eine sehr anziehende Unterhaltung und mannigfaltige Belehrung darbieten werden.

Wir wünschten auch versichern zu können, daß die sehr gefällig geschriebenen Denkwürdigkeiten auch einen recht gewandten Uebersetzer gefunden; leider ist die vorliegende Arbeit nur eine sehr mangelhafte Fabrikarbeit. Ueberall gewahrt man, mit welcher Eile gewissermaßen Wort um Wort und Zeile nach Zeile übertragen worden, ohne das leichte Französisch in ein reines, gediegenes Deutsch zu übersetzen. Nicht selten ist es uns nur dadurch gelungen, den ursprünglichen Sinn eines Satzes zu errathen, daß wir die Uebersetzung zuerst wörtlich wieder in's Französische zurück übertragen haben.

Zur Charakteristik der Franzosen und ihrer schönen Literatur.

In einem Lande, in welchem, wie in Frankreich, die Hauptstadt im eigentlichen Sinne des Wortes das Haupt des Landes und des Volkes ist, giebt das Leben in derselben auch die Eigenthümlichkeit des Nationalgeistes zu erkennen. Ist nun in solcher Hauptstadt wie in Paris das Leben wesentlich ein gesellschaftliches, in welchem daher die öffentliche Meinung unumschränkt herrscht, dann läßt sich aus den Schriften ihrer beliebtesten Schriftsteller auch mit einiger Zuverlässigkeit die gegenwärtige Stimmung jenes Nationalgeistes entnehmen.

Unstreitig hat sich nun *St. - Beuve* durch seine *Vie et poésies de Delorme*, seine *Consolations* und seine *Critiques et Portraits littéraires* eine Stelle unter den geschätztesten neuern Schriftstellern der französischen Hauptstadt erworben, und seine Werke können um so eher zu dem angegebenen Zwecke dienen, als sein Talent kein vorherrschend schöpferisches, sondern ein wesentlich reproduktives ist. Besonders seine Kritiken bezeugen den feinsten Takt und die sorgfältigste Berücksichtigung des Thatsächlichen, und berechtigen zu der Annahme, daß Hr. *St. - Beuve* seinem Publikum — d. h. der Blüthe des französischen Volkes, — nichts darbieten werde, was nicht den Ansichten, Sitten, Wünschen, Bedürfnissen und Bestrebungen des größten Theiles seiner Leser sich anschmiege, oder wobei er, sofern es zur Charakteristik der Wirklichkeit dienen soll, irgendwie gegründeten Widerspruch zu gewärtigen habe.

Wir glauben daher ein nicht undrauchbares Scherstein zur Kunde Frankreich's beizutragen, wenn wir Einiges aus der neuesten Schrift jenes geistreichen und feinsüßigen Mannes hier mittheilen.

Bezeichnend ist schon gleich, daß Hr. *St. - Beuve* seine neuesten Mittheilungen in einen Roman einkleiden zu müssen, und diesem

*) Erschienen im Jahr 1835.

Roman — die Ueberschrift *Volupté* geben zu dürfen geglaubt, während er doch wissen mußte, daß seine Schrift kein eigentlicher Roman und die Ueberschrift keineswegs passend sei. In der That ist nämlich dieser sq. Roman nur ein einziger Brief, in welchem ein nach Amerika reisender katholischer Missionär einem jungen Freunde erzählt, wie er durch Sinnlichkeit, Liebesverhältnisse, Hingabe an den herrschenden Unglauben, und Ehrsucht zu einer Art Christenthum belehrt worden, das er für identisch mit dem römisch-katholischen Kirchenglauben hält, und zu dessen Verbreitung er sich in die neue Welt begiebt. Dieser Brief ist mit weltläufigen Reflexionen und Schilderungen durchwebt, aus denen wir dasjenige hier mittheilen wollen, was uns zur Charakteristik der sq. guten Gesellschaft in Frankreich dienlich scheint. Wir beziehen uns hierbei auf die zu Brüssel (1834) bei Mellin erschienene Ausgabe.

Ueber die Vortlesungen, welche der Held des Romans bei Lamack über Naturgeschichte gehört, läßt Hr. Ste. Deuve ihn Folgendes berichten: „Seine Ansicht der Dinge war sehr einfach, sehr nackt und — sehr traurig. Er baute die Welt aus so wenig Elementen, mit so wenig Krisen und auf so lange Dauer als möglich. Ihm zufolge machten sich die Dinge von selbst, ganz allein, in stätiger Folge, mittelst hincihender Zeiträume, — ohne plötzliche, durch allgemeine Krisen, Fluthen oder Erschütterungen bewirkte, Uebergänge oder Umwandlungen, ohne Mittelpunkte, Knoten oder Organe, die absichtlich zur Beihülfe oder Verstärkung angeordnet wären. Eine langwierige, blinde Gebuld — das war sein Geist des Universums (*génie de l'univers*)... In der Sphäre des Organischen, nachdem er einmal jene geheimnißvolle Macht des Lebens so klein und elementarisch als möglich vorausgesetzt, nahm er an, sie entwickle, bilde und mache sich selbst; das dumpfe Bedürfniß, die bloße Gewohnheit in den verschiedenen Medien lasse auf die Länge hin die Organe entstehen — zuwider der stäten Gewalt der Natur, die sie zerstörte; denn Hr. v. Lamack trennte das Leben von der Natur. Die Natur — in seinen Augen — war Stein und Asche, der Granit des Grabes, der Tod! das Leben trat nur dazwischen als ein fremder und wunderbar betriebener Zufall (*accident*); es war ein fortgesetzter Kampf, hier und dort, mit mehr oder minder Erfolg und Gleichgewicht, aber zuletzt immer besiegt; und kalte Unbeweglichkeit herrschte nach wie vor.“ (I. 211—213.)

Wie in dieser Stelle die noch immer bei sehr Vielen herrschende Ansicht von der Natur, so ist in der nachfolgenden die nicht minder weit verbreitete Ansicht vom menschlichen Leben dargelegt:

„Amaury, Amaury, (sagte der Marq. de Coubert), „das Leben ist

ein rauher, mühseliger Kampfplatz, eine undankbare Feide . . . Wahr-
scheinlich gibt es wohl ein Gesetz, eine unbedingte Ordnung über un-
sern Häuptern, liegend ein wachsamcs und unfehlbares Uhrwerk der Gestirne
und Welten. Aber für uns andere, für uns Menschen sind jene ferncn
Einflüsse (accords), als wären sie nicht. Der Dctan, der über unsern
Äthern hinflücht, mag wunderherrlich in eine höhere Harmonie einstim-
men; aber das wirbelnde Sandkorn, wenn es denkt, muß an das Chaos
glauben. Seitdem der Mensch, wie man sagt, aus der Erde hervorge-
gangen, ist er dem Noedwind nicht minder ausgesetzt, als früher; —
hier umstürzt, verkrüppelt und entfruchtbar (sterile), dort majestä-
tisch, gebietend und dichtbelaubt. Und dennoch ist die Kraft des verzweigt-
en Stammes nicht die geringere. Die Schicksale der Menschen entspre-
chen ihrer Seelenkraft nicht. Im Grunde ist diese Kraft Alles in Jedem.
Nichts wird ohne sie gethan oder versucht; aber zwischen ihr und der Ent-
wicklung, nach der sie strebt, steht der müße Zwischenraum, die Herrschaft
der Dinge, der Zufall der Verlickheiten und der Begegnungen. Gibt
es eine allgemeine Wirkung, welche die Menschheit in Masse in Beziehung
auf das Ganze des ewigen Gesetzes zu vollbringen hat, — mich kümmert
es wenig. Die Einzelnen kennen diese Wirkung nicht. Sie wirken blind
dazu mit, der Eine hinstürzend, fortschreitend der Andere. Keiner kann
sagen, daß er mehr, als sein Nachbar, jenes Werk zu fördern bestimmt sei.
Es gibt eine so unendliche Menge von Individuen und von Würfelfäl-
len, die zu diesem Ziele hinführen, indem sie sich auf mannigfaltige Weise
untereinander kompensiren, daß bei allen anscheinlichen Widersprüchen
der Endzweck dennoch erreicht wird. Die Erscheinung strafe das Gesetz
immerfort Lügen; die Welt geht ihren Gang und der Mensch leidet; die
Gattung schreitet fort — und die Einzelnen werden zermalmt.“ — (I. 120.)

Zugleich theilweise Schilderung des herrschenden Sittenverderb-
nisses und beginnende Erhebung über dasselbe finden wir dann
in den nachfolgenden Stellen: „Die Materialisten, — und heut-
zutage sind es die meisten Männer, zum wenigsten in der Praxis, —
sehen die Wollust als etwas von dem übrigen Lebenswandel beinahe Un-
abhängiges an, dessen Einwirkungen nicht über den Kreis des sinnlichen
Lebens hinausreichen; ihre Psychologen werden sogar von einer vermeint-
lich fördernden Rückwirkung auf das Gehten schwagen. Die Väter, die
älteren Brüder, die Vormünder machen bei dem Rath, den sie hierüber
ertheilen, gemeinlich eine Sache der Gesundheitspflege, der Sparsamkeit,
der Lebensordnung daraus. In diesem Allem ist ein tiefes Vergessen der
wesentlichsten und zartesten Beziehungen zu beklagen. Wer kann es sa-
gen, wie viel in großen Städten zu gewissen Stunden des Abends und der

Nacht, wie viel Schätze des Geistes, schöner und wohlthätiger Werke, edler Theorien der Nützung und fruchtbarer Vorleser hierdurch versiegen, abgeleitet noch vor ihrer Geburt, in der Wurzel erstickt, in alle Winde gestreut mit wahränziger Verschwendung! Der Eine, belästigt, ein großartiges Denkmal seines Wirkens zu hinterlassen, tödtet muthwillig seine Denkkraft und wird der Welt nur Bruchstücke bieten. Ein Anderer, in welchem eine erhabene Schöpfung des Geistes bei strenger Enthaltensamkeit geblieben wäre, wird die Stunde, den Vorübergang des Gestirns, den flammenden Augenblick, der nie wiederkehrt, verfehlen. Ein Dritter, von Natur, zur Güte, zur Wohlthätigkeit und zu einer liebfreundlichen Blickeit bestimmt, wird feig, träg, oder selbst hartberzig werden. Jener Charakter, der nahe daran war, Festigkeit zu gewinnen, bleibt zerstreut und leichtfertig. Jene Phantasie, welche am andern Tage, in sanftem Glanze gestrahlt hätte, wird in Dunkelheit dahinschwinden. Ein Herz, das spät und viel geliebt haben würde, wird unterwegs sein Empfindungsvermögen verschleudern. Der Mann endlich, der rechtschaffen und unbestechlich geblieben wäre, — wird, wenn er mit fünf und zwanzig Jahren in Küsten sich gesplittert, mit vierzig sich zu beugen und den Gewaltthätern sich anzuschmiegen lernen. Wird so die parteste Märbe des Leiblichen zu schlimmstem Zweck getödtet, ist sie nicht mehr in uns, um, als der reiche Götterfunken uns zu durchströmen und zu verhären, — dann wird, durch dieses Lebensgeistes Flucht, der Mensch entsteht, in seiner innersten Kräftigkeit verarmt, und geschlagen in seinen höhern, verborgenen Quellen. Unbegreifliche Wege der Gerechtigkeit! Solidarität unseres ganzen Wesens! Geheimniß, welches — das des Lebens und — des Todes ist!“ — (I. 206 — 208.)

„Ich gehöre nicht zu denen, das wissen Sie, schreibt dann Amaran seinem Freunde, welche dem sterblichen Pilgrim jede Meatrix auf seinem Dornenspfad versagen möchten. Aber denken Sie immer daran, lieber Freund, das Herz, das sich Ihnen gegeben, nicht zu missbrauchen, vielmehr diesen Dienst, den Sie einem auserwählten Geschöpfe widmen, nur zu einer durchsichtigen und erfasslichen Gestalt der göttlichen Liebe zu erheben. Wenn an irgend einem Charfreitag Abend, in einer Kirche Sie sich zufällig am Hüter des Grabes, das man verehrt, nicht weit von ihr auf den Knien liegen, wenn nach dem ersten ausgetauschten Blick, Sie sich sofort jedes fernern Blickes aus Mitleid mit dem schauervollen Grabe enthalten, o wie werden Sie dann empfinden, daß Sie niemals wahrhafter und inniger geliebt haben, als in diesen erhabenen Momenten! Hängen sich wirklich Geheimnisse zwischen ihnen beiden, — o dann nehmen Sie sie an, lieber Freund, segnen Sie dieselben, lieben Sie die Abwesenheit! Lassen

Sie den Gedanken an Gott den Gott Ihres gewöhnlichen Begierens sein; er ist das natürliche Band der Seelen. Verleihen Sie ohne Aufheben miteinander in demselben Geist der Gnade. — jeder von Ihnen Weiden unter einem Flügel desselben Engels! (II. 118) ... —

„Der Wollüstige aber, der die Schönheit nur sinnlich wahrnimmt und genießt (qui la sent et la goûte) ist auch nur die Geisel derselben. Er entweiht sie durch seine Huldigung. Er geht nur darauf aus, sie herabzumwürdigen, sie zu verdunkeln. Statt sich durch sie zu erheben, freut es ihn, sie durch seine lästerliche Liebeslungen zu erniedrigen; er stürzt sie auf immer und opfert sie auf. Die edle Schönheit hingegen, wenn die Seele, die sie bewohnt, ihrer Bestimmung treu verbleibt, wird nicht mit dieser irdischen Hülle vergehen. Sie wird verdienen, durch die Wahrheit verklärt und gereinigt durch Liebe, auch anderwärts fort zu bestehen, und demjenigen, der ihr dienen gedient, wird es vergönnt sein, sie noch fernerhin in der neuen Gestalt, die sich nicht mehr verändert wird, zu lieben. Es ist uns Bedürfnis, dies zu hoffen, und Nichts, o mein Gott! untersagt uns, es zu glauben.“ (I. 102.)

Die eigentliche Bekehrung wird demnachst durch nachfolgende Betrachtung eingeleitet:

„D, wie hat jene Leichtigkeit des Fallens, die nicht aufhört bis zu den äußersten Grenzen hin und so lange man nicht die gebilligten Gluthen des Jerdans überschreiten, — dieselbe ist in den Wollüstigen auf allen Stufen des Kampfes bis zur unbedingten Bekehrung, — o wie hat diese Gebrechlichkeit mich es erkennen lassen, wie wenig es genügt, nur halb, wie notwendig es ist, ganz zu wollen, und wie es nicht genügt, ganz zu wollen, sondern wie auch dieses Wollen, welches das Unferre ist, von Gott genehmigt (agréé), gesegnet und gewollt werden muß. Unser Wollen allein vermag nichts, ebgleich ohne dasselbe die Gnade nicht leicht (goûte) herabsteigt oder nicht Bestand hält. Der große Augustinus, selbst ein Slave der Rückfälle, hat es nach der Schrift wiederholt: „Die Enthaltensamkeit ist eine Gabe.“ Willen und Gnade! Euer ewiges Geheimniß habe ich am meisten in jenen Augenblicken (des Rückfalles) in mir sich bethätigen (s'agiter) gefühlt, aber ohne es jemals der Erörterung zu unterwerfen. Und warum hätte ich es erörtern sollen! Dieser Kampf, der für so viele Gelehrte und heilige Männer ein Stein des Anstoßes geworden, warum sollte ich es nicht gestehen, — als Geheimniß aufgefakt, setzte mich auf keine Weise in Verlegenheit. — So oft ich so geradezu fiel, ohne daß es unmittelbar meine Schuld war, fühlte ich mich frei, wenn auch noch verantwortlich; bei jedem Fall hat unser Wille immer noch An-

theil und schuldige und geheime Mitwirkung genug, und zudem finden sich in ihm noch ältere und ursprüngliche (originellen) Sünden genug aufgehäuft, um in den Augen des Gewissens solche Verweigerung der Gnade zu erklären und zu rechtfertigen. Jedermal hingegen, wenn ich durch Mühe und Anstrengung den Sieg daventreue, süßte ich nicht bloß meinen Willen, sondern auch die günstige Gnade, die mir beistand und über mich schwebte; immer findet sich im achsamsten und kräftigsten Willen noch Mangel und Unbedachttheit genug, um im Falle eines sittlichen Erfolges noch die stäte Dagwischenkunft der Gnade zu erheischen.“ (II. 10—12.)

Das Glaubensbekenntniß endlich, zu dessen Vertheidigung der Bekennte nach Nordamerika segelt, ist gar kündig in folgender Erklärung enthalten:

„Lieben, für diejenigen setzen, die man liebt, auf Erden Gutes thun mit Beziehung auf zurückgewünschte Dahingegangene, mit Beziehung auf geliebte Schatten und ihre anderweitige Genugthuung, ein glühenderes de profundis für diejenigen sprechen, die man einen Augenblick gehaßt hat, in allen Dingen in kindlichem und brüderlichem Geiste leben, auch ohne Zögern das Böse verabscheuen, aber ohne Bitterkeit gegen die Sünde (t), an die Gnade von Oben und an die Freiheit in und glauben, — dies ist das ganze innerlichste (intime) Christenthum (II. 153 f.)

Wir erlauben uns über das hier Mitgetheilte nur wenige Bemerkungen.

Auffallend ist vor Allem die Dürftigkeit und Oberflächlichkeit sowohl der sog. Philosophie, welche die eine Seite, als des Glaubensbekenntnisses, welches die andere Seite des zum Roman zu Grund liegenden Gegenstandes bildet. Ein kalter und kalter Dualismus, Fatalismus und ethischer Indifferentismus auf der einen Seite, auf der andern eine, auf wenig unbestimmte Allgemeinheiten beschränkte, fast Alles Kirchlichen und näher Alles eigenthümlich Römischen entkleidete katholische Moral! — Zwischen Beiden das tiefgefühlte Bedürfniß der Erlösung aus dem Wüste der Sittlosigkeit, aus der isolirenden Gefangenschaft im Egoismus, und aus der Armuth und Gedrechlichkeit des gottentfremdeten Willens. In Allem aber, und dies ist das positive Resultat: Das Streben, das Sinnliche dem Sittlichen wieder unterzuordnen, die Verbindung des Einzelnen mit Allen, und Aller mit Gott wiederherzustellen; also Streben nach Einigung und Frieden mit sich selbst, mit allen Menschen und mit Gott, — durch Reinigung, Liebe und Gebet, — nach Religion im allgemeinsten Sinne des Wortes, —

Ob dieses Streben auf solchem Wege zu erreichen sei? Hierauf zu antworten, müssen wir unseren Lesern überlassen. —

Bewegung der französischen Presse.

(im Jahr 1835.)

Die *Revue des deux mondes* gibt im 1. Heft ihres 2. Trimestres 9. 1836 eine (mit A. E. Tiffot? unterzeichnete) Uebersicht, deren Elemente sie aus dem *Journal de la Librairie* v. Deuchot entnommen, welches nun schon seit 25 Jahren alle Drucksachen ohne Ausnahme zur Anzeige bringt. Wir werden das Erheblichste aus jener Uebersicht hier zusammenstellen*).

Das Inventarium für 1835 bietet zwar 6700 Nummern, von denen jedoch nur 4,656 eigentliche Schriften, die übrigen aber theils Ankündigungen, theils nur Fortsetzungen sind. Die 6700 Nummern bestehen in 82,298 Druckbogen, — doppelt soviel als 1817. Von jeder Schrift werden im Durchschnitt 1500 Abzüge gemacht, wonach also 125 Millionen Bogen Papier im vorigen Jahre für Druckschriften verbraucht worden sind.

1. Metaphysische Wissenschaften. — 1. Theologie: 708 Werke von nicht weniger als 14,365 Druckbogen. — Von den ersten Jahren der Restauration an hat die kathol. Theologie viele Schriften in Umlauf gesetzt; die Julirevolution hat diese Thätigkeit nicht vermindert. Doch ist dies nicht bloß allein dem Wiedererwachen der Religiosität, sondern theilweis auch der Gewandtheit der Spekulantens zuzuschreiben, die den Clerus und die Frommen durch sehr wohlfeile Ausgaben u. zu fördern verstehen.

Das kirchliche Publikum hat aber Abscheu vor allen eigentlichen Novitäten, und so findet sich auch, daß unter den theol. Schriften des vorigen Jahres ^{von} neuer Produktion sind, und selbst dies Hundert-

*) Die wörtlich übertragenen Stellen werden wir durch „—“ bezeichnen.

theil verräth eben keinen großen Aufwand von Intelligenz. Zwei Dritttheile sämmtlicher theol. Werke sind „zum Gebrauche der Geistlichen.“ — Die streng theologischen unter denselben haben noch die scholastische Argumentation und das barbarische Latein des Mittelalters bewahrt. Die übrigen besitzen größtentheils in Wiederausgaben der sämmtlichen Werke von Bossuet, Fénelon, Massillon, Bourdaloue, François de Sales, und in einer ausgewählten Bibliothek der Kirchenväter, namentlich, des h. Basiliius, Ephraïm des Syr., Augustin's, Gregorius und des heil. Bernhard's. Die theologische Kritik hingegen bleibt gleichgültig und unthätig bei dem Fortschreiten der Orientalisten und Archäologen, und läßt sich an ihren alten lateinischen Paraphrasen genügen. Verschont in ihre Unschicklichkeit, nimmt sie kaum von den Namen jener neueren Gelehrten Notiz, die durch ihre Beweisführungen die erhabenen Hypothesen der Geneseis bekräftigt, oder der Philosophen, die ihrer Theorien der socialen Wiedergeburt aus der evangelischen Moral hervorreiben lassen.

Die Schriften, in welchen die Geistlichkeit sich an die Laien wendet, nehmen eine breite Stelle ein; man zählt 513 kleine Produktionen dieser Art (in 5070 Druckbogen). Ein Dritttheil derselben besteht in Kirchen- und Gesangbüchern und Katechismen; die übrigen bieten den Fidejuten und Abergläubigen reichliche Nahrung; ihr außerordentlich starker Absatz erklärt sich einigermaßen, wenn man bedenkt, daß solcherlei Schriften für die andächtigen Schwärmer das sind, was die Romane den lesebegierigen Weltkindern. Das Phantastische dieser Art Bücher gewährt den Einen schwärmerischen Genuß, den Anderen jene Veräufung, die sie Resignation nennen. Hierhin gehören „der Pallast der göttlichen Liebe,“ — „die vier Pforten der Hölle,“ „die Schutzmittel gegen unehrbare Versuchungen,“ und alle die Träume, Visionen, Wunder, Prophezeiungen, die als eben geschehen, den Landleuten angepriesen werden, wie z. B. die Wunder der h. Philomena, die, nachdem sie den Fürsten von Hebenlohe verbedungen hat, nun selbst durch die mordliche Immachtheit bedroht wird.

Gleiche Apathie, gleiche Unfruchtbarkeit herrscht in den acht katholischen Glaubensgesellschaften. Die Protestanten leben vom Ererbten, wie der Sequer. Der Saint-Simonismus, die sogenannte französische Kirche, der Illuminismus u. a. dgl. teilig. Unternehmungen haben nur durch einige unbedeutende Zugschriften ihr Dasein bezeugt.

Als Ausnahmen, — die eben als solche die Regel bestätigen, — sind hier etwa nur die Schrift des Abb. Gaume, „vom Katholicismus in der Erziehung,“ und „die Philosophie des Chri-

Renthums“ von Abbe Bantain zu erwähnen, welcher Letztere aus der Richtigkeit aller philos. Systeme die Nothwendigkeit des Glaubens zu erweisen sucht. —

Unter den nicht wenigen Schriften, welche eine reichliche Nachwirkung bewirkten, finden sich auch zwei in das Französische übersezt, die eine von Brougham, die andere von Mangoni. — Uebrigens kann Lamennais in seinen neuesten Vorreden (zu seinen *Mélanges* und zu *La Voie*) uns noch immer nicht den politischen Mechanismus offenbart hat, der seine Ideen in die Wirklichkeit einführen soll, wird er dennoch vom Oberhaupt des kirchlichen Unterrichts (dem Ed. v. Luquet) als Förderer des „Carbonarismus, der die neueren Gesellschaften bedroht,“ denunziert, und ein Prof. der Sorbonne, der Abbe Guillon, sammelt gleichsam alle gegen diesen theologischen Kuberklärer gerichteten Vorwürfe seiner Collegen in den 3 Bänden, die er als „*Histoire de la nouvelle hérésie du 19 siècle*“ herausgibt. Somit hat das Jahr 1835 dem langen Kettenverzeichniß noch die *Lamennaisiens* hinzugefügt. —

Uebrigens hat die Theologie, nachdem sie in den Seminarien ziemlich mißhandelt worden, ihren Lauf in die Welt genommen und ihren Namen verändert. Die alte Wissenschaft der göttlichen Dinge nennt sich jetzt *Spiritualismus*: die Lösungen der großen gefragenden Männer der christlichen Welt erscheinen jetzt unter den Namen, welche die Mode genehmigt hat, als — „*menschheitliches Gesez (loi humaine), sociale Doktrin, Theorie der Zukunft, providenzielle Absichten, Fortschritte*“ welches ihr Loos sein wird, läßt sich nicht ohne Vermessenheit angeben; unbestreitbar aber üben sie einen großen Einfluß auf die höheren Sphären des Geistes, wie sich aus der Thatfache erkennen läßt, daß die Fragen, die früher innerhalb des theologischen Gebietes verhandelt wurden, jetzt in den Lebenskreis der Weltphilosophie hineingezogen sind. —

2. Allgemeine Philosophie. — Nur 75 Druckwerke, unbedeutende Flugschriften mit einbegriffen, gehören diesem Reife an, und haben nur 1464 Druckbogen angefüllt. „Ueberhaupt genommen, sieht das Publikum die ersten Bücher mit Mißtrauen an; die Abstraktion ist ihm ein Abgrund, dem es mit oft komischer Zuchtlosigkeit ausweicht.“

Unter den philos. Druckchriften d. J. (1835), welche der *Speculation* angehören, nehmen die Werke von Baco und Descartes, die mit zweckmäßigen Anmerkungen wieder aufgelegt worden, die erste Stelle ein. Herr Tissot aber verdanken die franz. Ideologen nun die erste vollständige Uebersetzung von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Herr Tissot hat dagegen in seiner Schrift *de la Pensée des sensualistes*

ischen Materialismus Comblac's vertheidigt. Dennoch hat im Allgemeinen der Spiritualismus die Oberhand behalten.

In der praktischen Philosophie hat vor Allen Graf v. Hedern durch seine *Considerations sur la nature de l'homme* sich ausgezeichnet. Etel und Methode sind gleich, licht und klar, und alle Thatsachen zur Begründung des socialen Gesetzes hat er aus den Quellen der Psychologie, der exakten Wissenschaften und der Geschichte geschöpft. Auch Jouffroy's Vorlesungen über das Naturrecht bieten interessante Bemerkungen über die bisherigen Systeme dieser Wissenschaft.

Die sympathische oder Gefühls-Philosophie erinnert durch drei Schriften gegen den Selbstmord an eine, leider! jetzt herrschende Seelen-Krankheit. Leiden lehren ist darum gewiß der heilsamste Unterricht. Hierzu tragen wohl auch die sechs verschiedenen Uebersetzungen von Silvio Pellico's Memoiren bei, die inderß den ersten Uebersetzer, A. Delatour, nicht in Vergessenheit bringen. Auch die Erziehung der Jugend hat viele Denker beschäftigt. Zehn Schriften sind über diesen Gegenstand erschienen, und Herr Julien, der Verfasser von einer derselben, hat alle bekannten Erziehungs-Methoden der Kritik unterworfen, um schließlich von seinem eignen Entwurf zu sagen, daß „er eine Art von Mechanik werde, deren Räderwerk das Auge leicht beobachten, dessen Springfedern es leicht verfolgen könne.“ —

Für die „neue Wissenschaft“ Vico's, die ihr Aufsehn in Frankreich dem ihr von Michelet gewidmeten „Auteuf“ verdankt, und eigentlich auf Erziehung des Menschengeschlechtes abgibt, ist in diesem Jahre eine zweite, wahrhaft verbesserte Ausgabe des „Traité de Legislation“ von Charles Comte — (in 4 Bänden) erschienen. Ihr schließt sich der „Pacte social“ (in 3 Bänden 8.) an, dessen ungenannter Verfasser in der Vorrede sich anheißig macht: „die allgemeine Wohlfahrt zu verschaffen, ohne die besondern Interessen zu verletzen.“ Einen werthvollen Beitrag zur Philosophie der Geschichte hat auch Herr Ducloux geliefert in seiner Schrift: „Sur l'homme et le développement de ses facultés, ou Essai de Physique sociale“ (2 Vol. 8.) Doch hat er, wie schon die zweite Hälfte des Titels zu erkennen gibt, den Ergebnissen seiner Forschungen nicht immer die richtige Deutung zu geben gewußt. Er faßt den Menschen, die Völker, die ganze Menschheit zu ausschließlich als Naturen auf, und behauptet: „die Handlungen der einzelnen Individuen haben ihre Nothwendigkeit . . . Aus einer gegebenen socialen Organisation entspringt, als nothwendige Folge, eine bestimmte Zahl von Tugenden und Verbrechen. Diese Nothwendigkeit findet sich im Guten, wie im Bösen, in der Entfaltung der Meisterwerke und der Edelthaten,

die ein Land eheem, wie in der Erscheinung der Plagen und Gelfein, die es verurtheilen.“

Dieser Alles mechanisirenden Ansicht gegenüber, ist an die schönste Stelle zu erinnern, die wir in Jouffroy's gleichzeitig gehaltenen und im Druck erschienenen Vorlesungen über das Naturrecht finden, wo es heißt: „Der Wille ist es, durch den wir in unser Schicksal interveniren; er ist es, der uns nöthigt, unsere Bestimmung zu begreifen, und uns selber selbst zu vernichten; er erweckt die Persönlichkeit im Wesen, und indem wir eine Person, — werden wir zugleich eine Ursache, in der wahren Bedeutung des Wortes, eine freie, intelligente Ursache, die einen Zweck, einen Plan hat; die vorsteht, wünscht, sich entschließt, und das Verdienst und die Verantwortlichkeit ihrer Entscheidungen hat; mit einem Wort, etwas Gott ähnliches, ein sittliches und vernünftiges Wesen, ein Mensch!“ —

3. Jurisprudenz. Auf die Wissenschaft der sozialen Verhältnisse beziehen sich 102 Schriften (ungefähr 3,289 Druck-, und 5 Millionen gedruckte Bögen).

a. Rechtsquellen: Fünf Ausgaben von Gesetzbüchern in einem Jahre; die erste bietet 15, die zweite 16, die dritte sogar 18 Code's. Dazu noch drei große Sammlungen der französischen Gesetze und Ordonnancen mit Anmerkungen.

b. Allgemeine Commentare — nicht weniger als 24, aber größtentheils noch unvollendet; unter den Verfassern derselben prangen die Namen der Carnot, Duranton, Proudhon, Dalloz, Troplong, Gromieur.

c. Besondere Abhandlungen zählen wir 29; fügen wir dann noch 3 Schriften über das römische Recht und 10 Handbücher für die Studierenden hinzu, dann bleibt uns nichts weiter anzuführen; denn keine einzige Schrift gibt Zeugniß von den Studien oder dem Rechts-talent der französischen Advokaten. —

4. Allgemeine Politik. Diese Abtheilung, welche die abstrakten Regierungsprinzipien, die Polemik in Bezug auf die National- und Auslands-Angelegenheiten, endlich die auf die Verwaltung bezüglichen Dokumente und Theorien angeht, — hat dem Buchhandel nur 275 Werke und Flugchriften, (circa 2,705 Druck- und etwa 2½ Million gedruckte Bögen) geliefert.

Der und über allen Schriften dieser Klasse verdient das Werk von „Alexis de Tocqueville de la Démocratie en Amérique“, welches bereits mehrere Ausgaben erlebt hat, genannt zu werden. In Mittem der Fortschritt, die alle nur an den nächsten Morgen denken, sinnst Herr von Toc-

querelle auf die Zukunft. „Die kufenweise Entwicklung der Gleichheit der Stände (conditions), bemerkt derselbe, ist eine providenzielle Thatsache. Sie hat die Hauptmerkmale einer solchen: sie ist allgemein und andauernd . . . die Demokratie aufhalten wollen, wäre also gegen Gott selbst kämpfen.“ Deshalb glaubte er, das Prinzip und die Wirksamkeit der Demokratie selbst in dem Lande studiren zu müssen, in welchem sie am kräftigsten organisiert ist, nämlich in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Werk, welches Herr von Tocqueville uns geliefert, beweiset einen eben so scharfsinnigen als verständigen Beobachter. —

Was die übrigen Schriften dieser Classe betrifft, so müssen wir im Allgemeinen bemerken, daß die Meister der Staats-Wissenschaft nur zu oft vergessen, daß die Regierung Mittel ist und nicht Zweck. Von 15 Schriftstellern haben 10 sich mit dem Problem der Abmilderung der Gewalten beschäftigt. Jeder stellt die Individualität eines Körpers fest, ohne zu bestimmen, in welcher Richtung er sich bewegen soll.

Auf die National-Politik beziehen sich 47 Bücher und Pamphlets, auf auswärtige — 16. Unter den letzteren bemerken wir die Schrift des Herrn Ch. de Vicoeur, der die Evolution der Diplomatie in Belgien nach der Revolution von 1830 urkundenmäßig entwickelt, und eine zweite, aus dem Englischen übersetzte, welche urkundliche Nachweisungen gibt über die Abschaffung der Sklaverei in den Antillen.

Hat man Klage geführt über die Ignoranz des Publikums hinsichtlich der Debatten, für die es sich früher lebhaft interessirte, so ist diese Klage allerdings durchaus begründet. Das Publikum ist auf lange hin der Thesen und Theorien satt. Indessen ist die Abwesenheit von Doktrinen, Leitung und Sympathieen ein sehr mißliches Uebel. Mehrere Schriften beschäftigen sich mit diesem Gegenstand: so u. a. die folgenden: „Des Causes du malaise qui se fait sentir dans la société en France,“ von Soupirer Dumolard (ehemaliger Präfekt des Rhonedepartements), dann: „De l'agonie de la France,“ von Mary, de Villeneuve, (der nacheinander 5 Departements verwaltet hat), — und „Idées anarchiques, répandues dans toutes les classes de la société,“ von Karl Baillou, (einer der Gründer des Constitutionnel). Zur Bewehrung der Krise bringen sie im Vorschlag: allmähliche Reform der Verwaltungs-Verhältnisse, Entwicklung der Industrie zur Verbesserung der materiellen Wohlfahrt und Unterstützung der unverschuldet Verschuldeten durch Arbeitskräfte.

Ueber die Anwendung der Mittel aber, wie über so vieles Andere, sind die Meinungen sehr verschieden, wie man aus den 17 Schriften für Departemental-Statistik und den 5 über Staatsökonomie

erleben kann. Unter den Letzteren ist ein Wiederabdruck von Ricardos. Das Ausgezeichnetste unter ihnen ist aber die „*Philosophie de l'économie politique*,“ von Dutens (2 Vol. 8.) Nächst diesem ist die „*Philosophie du budget*,“ von Edelstand-du-Réail, ihres präglösen Titels ungeachtet, durch gründliche Untersuchungen schätzbar. —

Mit allgemeiner Verwaltung, Finanzen und Polizei befaßten sich 46 Schriften. Das meiste Interesse bietet die des Herrn Marquet-Basselot, der sich über die verschiedenen Theorien des Penitenciar-Systems verbreitet und dessen Anwendbarkeit auf Frankreich erweist. —

Dem Handel gehören 20 Schriften an, unter denen 3 die Gesellschaftungs-Theorie Ch. Fourier's exponiren. Die von Duchatel geleitete und herausgegebene *Kompte* über die Ausfuhrverbote bleibt ein schätzbares Dokument. — Ueber Wege und Verkehrs-Mittel sind nicht weniger als 22 Schriften erschienen, — über Kriegswesen 21, für und gegen Colonisation 9. — Mehr als 30 Zugschriften produzierten Reform-Projekte; und wirklich mußte die Gesellschaft zu Grund gehen, wenn das Uebel, welches in's Auge fällt, nicht überwogen würde durch das Gute, welches im Stillen geschieht. Drei und dreißig Schriften beziehen sich auf Wohltätigkeits-Anstalten oder machen die Arbeiten von zehn nützlichen Gesellschaften bekannt. — Noch lebt in Frankreich die Bereitwilligkeit zu Aufopferungen.

II. Strenge und Erfahrungswissenschaften.*) — Die Gelehrten — vorzüglich in Frankreich — haben jetzt eine ganz andere Stellung und Bedeutung als in früheren Zeiten. Mit Glücksgütern und Erben begabt, sind sie jetzt zugleich Staatsmänner, Männer der Salons, der Akademien und der — Aktien, d. h. Aktionnaires in allerlei Unternehmungen. — Die Politik, die vor der Bewegung der Geister erschreckt, und sie auf die anscheinlich fernliegenden Studien hingeleitet, — hat das 19. Jahrhundert zum goldenen Zeitalter der Wissenschaften gemacht. — Die Gelehrten selbst wissen sich zwar vorzüglich etwas mit ihrer *positivität*; — sie vergessen aber, daß beinahe alle physischen Wirkungen Unbekanntes zu ersten Ursachen haben, und daß selbst die Chemie, indem sie unzersehbare Substanzen als Elemente annimmt, von einer Hypothese ausgeht. — Die wissenschaftlichen Werke begreifen eine Reihe

*) Der französische Sprachgebrauch unterscheidet noch *Science*, als gewisses, auf Berechnung oder unmittelbare Beobachtung sich stützendes Wissen, von *Philosophie* und *Métaphysique* — als den Gebieten der Speculation und des durch Schlüsse vermittelten Erkennens.

von Thatfachen, die durch analytisches Raisonnement, oder experimentale Beobachtung gewonnen sind. Um die Leistungen eines ganzen Jahres zu würdigen, müßte man alle neue Thatfachen aufzählen, die sich hervorathen haben, um hiernach ein allgemeines Ergebniß zu formuliren. Da dies zu weit führen würde, so mögen flüchtige Umriffe hier genügen.

1. Die reine Mathematik hat gemeinschaftlich mit den physikalischen Wissenschaften sich um 74 Werke (1642 D. N.) bereichert. Die transscendentale Mathematik hat nur einige Broschüren an's Licht gerufen; die Astronomie in allem nur 9 Druckwerke, unter denen nur zwei Erwähnung verdienen. Herr J. J. Sebillot hat nämlich eine arabische Handschrift übersetzt, die unter dem Titel: „*Sammlung der Anfänge und der Enden*“ von dem astron. Verfahren der Araber handelt, und Herr de Pontecoulant hat durch seine „*Théorie analytique*“ das Weissstern von Laplace bestätigt, welches jetzt zum Gemeinmale aufgelegt worden. —

Die Physik hat zwei Werke ersten Ranges gewonnen, durch Becquerel's (noch nicht ganz beendigten), „*Traité de l'électricité et du magnétisme*“ und durch Poisson's „*Théorie mathématique de la Chaleur*.“

Die Chemie reproduziert und vervollständigt die Arbeiten von Berzelius, Thénard und Dumas.

Denkschriften der Provinzial-Akademien, größtentheils der Physik gewidmet, erschienen 13. —

2. Naturwissenschaften (im engeren Sinne). Das Naturstudium ist jetzt zu einem Vergnügen des guten Tones geworden. Ihm verdankt der Buchhandel des vorigen Jahres 91 Werke. (v. 1810 D. N.) Beinahe alle sind Monographien, zum Theil veranlaßt durch mikroskopische Beobachtungen. Wird hierdurch die Wissenschaft mit Zersplitterung bedroht, so scheinen dagegen einige Forscher den Weg zu einer neuen vereinigenden Methode eingeschlagen zu haben, indem sie die Phänomene beobachten, welche der Entstehung und Organisation jeder Gattung vorgehen, um hierdurch zu einem allgemeinen Bildungsgesetz zu gelangen, welches auf die ganze animalische Reihe angewendet werden könne. Hierhin möchten zu rechnen sein: Die „*Philosophie de l'histoire naturelle*“, von Vixen, der „*Précis d'anatomie comparée*“, von Hollard und ein „*Essai sur la Vitalité*.“ Bemerkenswerth ist die Behauptung Hollard's: „*Gott ist der Wissenschaft der Natur eben so unentbehrlich, als der Natur selbst.*“ Ähnliches erklärt der Essai und gibt Vixen zu verstehen.

Näher vertheilt sich jene Zahl von 91 Schriften, den einzelnen Zweigen nach, folgendermaßen:

Zwölf Schriften für allgemeine und Elementarkenntnisse. Für Zoologie: Zwölf, größtentheils von Bedeutung und empfohlen durch die Namen: Duméril, Valenciennes, Lesson, Milne-Edwards und de Herpissac. Zur Insektenkunde bieten ausgezeichnete Beiträge die „Entomologie des Environs de Paris,“ von Boisduval und Lacordaire, dann die „Lépidoptères,“ von Gohart und Duponchel und die „Coléoptères,“ vom Grafen Dejean. — Unter den 20 botanischen Schriften zeichnet sich aus de Candolle's „Introduction à l'étude de la botanique,“ und die „Phytographie médicale“ (die Geschichte der Pflanzengifte), von Jos. Roques. — Die Geschichte der unorganischen Welt beschäftigte 19 Schriftsteller. Diese Wissenschaft, und namentlich die Geologie ist *sehr en vogue*, und zu den wieder aufgelegten klassischen Werken dieses Zweiges muß man noch die von Elié de Beaumont, Amédée Burat und Rogat hinzufügen. Cuvier's „Recherches sur les ossements fossiles“ sind zum 4tenmal aufgelegt worden. —

3. Medizin. Die hierhin einschlagenden Arbeiten haben 191 Werke (v. 2865 D.B.) geliefert. Von diesen gehören 19 der Anatomie. Wir bemerken darunter die Schriften von Cruveilhier, Boudet und von Dr. Carus. Auch der Phrenologie sind einige Abhandlungen gewidmet, und die Erscheinung der Homöopathie hat 12, die der Cholera noch 27 Flugschriften hervorgerufen. Der Chirurgie gehören 27 spezielle Abhandlungen, der Pathologie, Therapeutik und Gesundheitslehre 96 Schriften.

4. Die industriellen Künste haben Stoff zu 178 Schriften (v. 2629 D.B.) gegeben, von denen 37 dem Geniewesen, 40 dem Ackerbau und der Landwirtschaft, 27 der Thierarzneikunde, 14 der Haushaltungskunst, 51 dem Fabrik- und Handelswesen gewidmet sind.

Zum Schluß dieser Abtheilung mag erwähnt werden, daß man im Laufe dieses Jahres die Newtonische Anti-Attraktion (!) entdeckt haben will, — ferner eine einzige Bewegung des Universums; — ein physikalisch-chemisches System, welches auf drei Elementen beruht; — mehrere medizinische Utopien, — das *perpetuum mobile* und die Quadratur des Kreises. Die Palme gebührt aber wohl dem Verfasser der „*Art de élever les lapins, et de s'en faire 5000 Fr. de revenus.*“ —

III. Allgemeine Erziehung. — Die Erziehung und Bildung des Menschen soll eigentlich nie aufhören; bei vielen fängt sie erst spät an, und diese bleiben gewissermaßen ihr Leben lang Kinder. Hiernach kann

man die hierhin gehörenden Schriften abtheilen, in solche, die der Jugend, und in die, welche den erwachsenen Kindern bestimmt sind.

1. Jugendergiehung. — Die Buchhandlungen, welche die Schriften für die Elementarstudien verlegen, sind im Allgemeinen die thätigsten und in commercieller Hinsicht creditreichsten. Bios für den Gebrauch der Kinder lieferten sie eine Masse von 40,000 Druckbogen, von denen jedoch ein Theil Wiederabdrücke sind. — Der Schriften zum Gebrauch der Schulen gab es 607 (v. 5,557 D.B.), von denen durchschnittlich jede in 2000 Abdrücken erschien. Unter dem 54 Lesebüchern finden sich 33 Abcarien und 21 neue Methoden, von denen die einen sich analytische, andere synthetische, intuitive u. s. w. nennen; auch gibt es „citologies, prentologies“ u. dergl. m., für Schreibkunst 7 Abhandlungen, und eben so viel verschiedene Verfasser, als Professoren. Französ. Grammatiken 123, mit immer neuen Theorien; die zum 21stenmal aufgedruckte Gr. v. Chomond ist der Rahmen für diese Neuerungen. Der lateinischen und griechischen Sprache sind 151, den neueren Sprachen 41 und zwar der deutschen allein 17 Schriften gewidmet. — Für Historik 82, Geographie 51, Geschichte 79, für Elementar-Mathematik 41, für allgemeine Kunde von Wissenschaften und Künsten 24.

Der Ref. klagt mit Recht über die noch aus alten Zeiten beibehaltene Einrichtung der franz. Schulbücher, und wünscht, was in Deutschland schon vielfach geschehen, daß solche Schriften eine Reihenfolge von Belehrungen und Demonstrationen darböten, die in gleichem Verhältniß mit der Entwicklung der Intelligenz sich steigerten.

Zunächst an diese scholastischen Unterrichtsbücher reiht sich eine Gattung Schriften, die, dem Anzeigen nach, beabsichtigt „Geist und Herz der Jugend zu bilden.“ Dieser Industriezweig, dessen Vorkalt der allbekannte Berquin ist, hat 422 Schriften (m. 3627 D.B., jeden in mindestens 2000 Abzügen) geliefert.

Bisher genügte es, um solchen Kinderschriften reichlichen Absatz zu verschaffen, wenn dem Titel das Wort *petit* eingeflochten wurde, z. B. *les petits voyageurs, la petite ouvrière* u. dergl. m. Jetzt aber hat der Speculationsgeist der Buchhändler sie auf einen bessern Weg geführt. Sie haben gesehen, daß ein einziger Buchhändler von den Erzählungen des deutschen Canonikus Schmid in mehr als 40 kleinen Bänden, drei anderer Uebersetzungen ungeachtet, 15,000 Exemplare abgesetzt. Sofort sind sie auf Kinderschriften ausgegangen, die sorgfältig gearbeitet, von höchster Eitelkeit und gerianet waren, das Mißgefühl der Kinder

anzuregen, — und „noch sind die wohlthätigen Folgen nicht zu remessen, welche dieser Wettstreit ungewisseit haben wird.“ —

2. **Erziehung der Erwachsenen.** Es gibt große Kinder, die gerne von Allem etwas wissen, aber doch zu wissen scheinen und über Alles ein Wort mitsprechen möchten, aber jede Mühe und Anstrengung des Studiums scheuen. Für solche alte Kinder hat sich eine eigene Gattung von Büchern gebildet, welche die Buchhändler dadurch bezeichnen, daß sie dem Titel den Zusatz geben: „à l'usage des gens du monde.“ — der Stoff dieser Schriften bleibt so ziemlich derselbe, und seit etwa 50 Jahren ist die *Encyclopédie* das Magazin, aus dem sie alle schöpfen. Nur zuweilen wird die Form etwas geändert und einiges Neues hinzugeführt.

Hierhin gehören 131 Werke (m. 2, 402 D.-B.), die, — Dank sei es dem neuen System der Lieferungen, — *dites à bon marche*, — in so vielen Abdrücken vorbereitet werden, wie sonst kaum die gelesesten Schriften. In erster Reihe stehen vier *Encyclopédien*, von denen 2 nach dem weitestgehenden Plane des deutschen Conversations-Lexikons. Wie nachlässig dabei die Herausgeber mitunter verfahren, erweist sich aus der Thatfache, daß die zweite, aber unverbautefte dieser *Encyclopédien*, — das „*Dictionnaire de lecture et de conversation*,“ das zunächst auf 48 Lieferungen angekündigt war, diese Zahl überschreiten, ohne noch den 5. Buchstaben des Alphabets erschöpft zu haben. Auch sind die Artikel dieses Lexikons ungleich gearbeitet und das Ganze ermangelt der inneren Einheit. — Ueber diese Vorwürfe erhaben ist nun die „*Encyclopédie pittoresque*“ oder „*nouvelle*,“ deren Leitung den Händen des fleißigen und mit philosophischer Bildung reich ausgestatteten P. Leroux anvertraut ist. —

Die Bilderbücher haben 20 Serien von Lieferungen hervorgezogen; — der Reiseberichte von Liebhabern gab es 37. Es fanden sich Waghäls, die bis nach Italien, London, Brüssel, ja sogar bis nach dem Havre drangen! — Hierhin gehören noch 22 *Almanache*, 18 Büchlein für Spiele, Toilette, Wohllieben u. s. w., und 31 nicht genau zu bestimmende Productionen.

Seit man so viel von der Emancipation der arbeitenden Klasse gesprochen, ist die **Volkserziehung** (*educ. populaire*) ein neuer Erwerbszweig für die Buchhändler geworden. Das vorige Jahr bietet 234 hierhin einschlagende Schriftlein (mit 773 D.-B.). Davon geben 30 Elementarkenntniß der Geist- und Naturwissenschaften, — 18 sind Handbücher für verschiedene Industriezweige, 26 für all-

gemeine oder besondere Geschichte; — 9 neue Biographen Napoleon's finden sich darunter; — 21 kleine Traktate scheinen unter dem Patronat der Legitimisten herausgegeben zu sein; 11 tragen den republikanischen Stempel; 11 sind in verschiedenen Patois geschrieben. Im Ganzen genommen ersehen jetzt nützliche Bücher die früher sogenannten populaires, d. h. Volksbücher. Dieser letzteren zählt man nur noch ungefähr 74. Die Geschichten von *Carrouge* und *Mandrin*, der Traumschlüssel vom großen *Erreila*, der „*Catéchisme poissard*“, die „*Oeuvres badines*“ von *Picon* und anderer ähnlicher Unrath verliert sich immer mehr aus den Hütten der Dorfbewohner; bald werden sie bibliographische Seltenheiten sein. —

Die ungeheure Menge der Bücher, die da belehren wollen, gestattet nicht mehr, diejenigen zu unterscheiden, die mit Talent und Ehrlichkeit geschrieben sind. Im Ganzen dienen sie zur Verbreitung allgemeiner Kenntnisse von dem, „was — nicht zu wissen — nicht mehr erlaubt ist.“ Aber sie ermangeln alles höheren Ansehens. Fragt man nun, unter welchem Einfluß sich denn die sogenannte öffentliche Meinung jetzt bildet, so muß man nicht vergeffen, „daß inmitten der französischen Association sich mehrere Nationen gefunden, von denen jede ihr Gesetz und ihre Propheten hatte. Zu gleicher Zeit hat sich ein gemeinsamer Mittelpunkt gebildet, durch wechselseitige Annäherung aller derer, die irgend eines Vorrechtes genießen, bestehe dies nun in Amt, Adel, Schönheit, Vermögen, Intrigue oder Talent. Dies ist das Volk der *Salons*, die gute Gesellschaft, die Welt (*le monde*)! Und wirklich gebührt ihr diese unbeschränkte Bemerkung, da sie die Bewegung ertheilt und alle sekundären Weiten in ihr System mit fortzieht.“ Man weiß aber jetzt, in welcher Schule sich die herrschende Klasse bildet. Ihrer Einsichten und Vorurtheile, ihre Abneigungen und Sympathieen, ihre Gründe für und gegen jede Sache werden ihr von den Werken geboten, deren Form angenehm und guten Tones ist; denn sie macht alles zur Mode und zum Vergnügen. Verändert sich ihre Sprachweise, — so geschieht es, indem sie die Farben eines Dichters annimmt. „Die Erörterung beginnt über ein Princip erst, nachdem sie von einem beredten Schriftsteller eröffnet worden. Die Geschichte ist ihr kaum durch etwas anderes bekannt, als durch das, was sie der Malerei und der Bühne leiht, es sei denn, daß sie selbst ein Drama oder ein Bild werde. Ou

peut enſui dire ſans exagérer, — ſo ſchließt Herr A. C. L. Schwer überſichtlich dieſen Abſchnitt, que, bonne ou mauvaſe, l'éducation de la société active s'accomplit par les arts de ſentiment et d'expression.“ —

IV. Schöne Künſte. — Hier begegnen wir nicht einer einzigen Abhandlung ernſtlicher Aeſthetik. . . Wenn die Künſtler zur Feder greifen, ſo iſt es, um ihre Zeichnungen mit erläuterndem Texte zu begleiten. 81 dieſem gehörige Werke geben nur 781 D. B. Wir finden darunter für die Maler die ſchöne Galerie de l'école anglaiſe in ſeinen engliſchen Eiſen, und eine reiche Sammlung der Trachten des Mittelalters, nach Forſchungen von Camille Bonnard, von Mercuri geſtochen; — für die Architekten das Paris moderne, von Bouillon, und mehrere Sammlungen bekannter Dekorationen. Mit den voyages pittoresques wird Mißbrauch getrieben; die ſchädliche Reiſe in das alte Frankreich aber, an welcher die erſten Künſtler arbeiten, hat erſt 4 Provinzen illuſtrirt. Andere Reiſende laden und locken uns nach Aſien, Spanien, Braſilien, Griechenland und Pompeji.

Dem ſinnreichen Verfabern des Herrn Colas verdanken wir es, daß die Gegenſtände in halberhobener Arbeit jetzt mit einer mechanischen Genauigkeit dargeſtellt werden können. Einen Beweis hiervon liefert der Grand trésor de numismatique et de glyptique, der unter der Leitung des Herrn Paul de la Roche erſcheint.

Iſt es wirklich der Fall, daß, was zu ſagen nicht der Mühe lohnt, geſungen wird, dann hätte die Muſik 18 Werke von den 19, die ſie hervorgebracht hat, ſingen ſollen. Das ausgenommene 19te iſt die Biographie univerſelle des musiciens, welche Herr Fétis herausgegeben angeſungen. Die heilige Muſik aber exiſtirt leider nicht mehr bei uns.

Es werden jetzt ſehr wenig ſtudirte Arbeiten über die Künſte, aber um ſo mehr Abſchwelungen über die Kunſt gedruckt. Kein Gegenſtand, der geſchmeidiger und geeigneter wäre, die Abweſenheit aller eigentlichen Gedanken zu verbergen. —

V. Schöne Literatur. — 1. Um zuerſt von den Werken zu reden, die die Grundlagen aller Bibliotheken bilden, und die man heutzutage wenig lieſt, aber um ſo öfter zu Rath ziehen muß, — ſo bemerken wir, daß aus dem leztjährigen Verzeichniß 200 berühmte Namen figuriren; einige derſelben, wie Cicero, Voltaire, Walter Scott, bilden eine ganze Reihe von Bänden. Sie haben Stoff zu 9,188 D. Bg. gegeben, von denen jeder über 1500 Abdrücke, ſo daß ſie im Ganzen ungefähr 15 Millionen gedruckte Bogen geliefert.

Der von Henri Estienne geſammelte Schatz der griechiſchen Sprache wird, von dem ausgezeichneteſten Gelehrten Europa's beſtri-

Welt, von Neuem der Welt zugänglich gemacht. Die ersten Lieferungen des *Lexique roman*, woran *Raconeur* schon seit 20 Jahren arbeitet, sind gedruckt, aber noch nicht ausgegeben. Dieses Werk wird seinem Verf. eine Stelle neben den *Estrenes* und *Ducange* sichern.

Das *Dict. de l'Academie* erscheint in Gesellschaft von sechs nicht minder wohlbedachten Lexiken, die als *Supplements* zu ihm dienen sollen.

Die literarische Kritik schreibt keine Bücher mehr; sie zerblättert sich in den Journalen. Die klassische Philologie hat keine Varianten mehr zu vergleichen. „Die guten Texte sind jetzt häufiger als Leset für dieselben. Man sucht durch Uebersetzungen die griechischen und comischen Studien zu erleichtern.“

Unter den unübersetzten Griechen bemerken wir *Diodor von Sygilien*, übertragen von *Riot*. Die Uebersetzungen aus dem Lateinischen, 22 an der Zahl, gehören fast alle zu dem großen Unternehmen des Herrn *Panckoucke*. Befugte Richter erkennen dem *Plaute* des Herrn *Raudet* den Preis zu.

Von den altfranzösischen Dichtungen sind in d. J. 29 *Fäbilitaur* und dramatische Stücke bekannt gemacht worden. Leider lassen aber die Bibliophilen dieselben nur für ihren kleinen Verein drucken.

Die franzöf. Schriftsteller, deren Werke bereits ein Gemeingut der Buchhändler geworden, haben zu 74 Wiederabdrücken Veranlassung gegeben; aber zu gleicher Zeit wurden gedruckt: 4 *Buffon's*, 3 *Moliere's*, 3 *Moliere's* und 3 *Voltaire's*, so daß dieser letztere (seit der 51. Ausgabe von *Beuchot*), nun bei der 54. angelangt ist.

Von den jetzt lebenden, beliebten Autoren veranstalten 6 die Sammlung ihrer Werke.

Die fremden Sprachen lieferten 25 Schriften, von denen jedoch die meisten schon durch Uebersetzungen bekannt waren.

2. *Romane*. Die Leihbibliotheken und Lesezimmer haben sich um 210 Stück neue Romane bereichern können, die ihnen 1358 D.R. geliefert. Durchgängig werden von diesen Produktionen weniger als 1000 Abzüge genommen; von Anfängern selten mehr als 5: des *GM*. Indes ist der Absatz nicht immer der Maßstab des Talentes; vielmehr möchten die Höflichkeit des Debit's etwa in folgender Abkunft angzuführen sein: Patronat der Journale, Buchhändler-Geschied, Name und Stellung des Verfassers, wistlicher Werth des Werkes. . .

Setzt man 19 Wiederauflagen und 14 *M. moires*, *Souvenir's* u. dergl. in Abzug, so bleiben 177 Neugebohrne für 1835, unter denen

nur 11 Uebersetzungen. Die französl. Fabrikem versorgen vielmehr das Ausland.

Historische Romane gab es 51. Tugend eine Chronik, eine Lebensbeschreibung gibt den Stoff, einige Stunden auf der königl. Bibliothek liefern die Localfarben. —

Philosophische Romane erscheinen nicht weniger als 34. Es wird der Roman immer vorliebigert zum Mittel gewählt, um auf den indolenten Theil des Publikums zu wirken. Wir sehen dies als Fortschritt an.

Sitten-Romane, d. h. solche, welche die Sitten des Tages schildern wollen, gab es 25, und episodische, d. h. grob aneinander gekleitete Situationen, — sogar 35; bresliche, satirische, fantastische Romane, — alles Gattungen, die aufgegeben sind, — erscheinen doch noch 10; — Sammlungen von Novellen 19, von denen 6 Collectiv. —

Zu dieser romantischen Production haben 133 Schriftsteller ihre Schürken beizutragen. Unter ihnen bemerken wir 40 neue Namen, und 27 Frauen. Ob jedoch in der großen Masse von Romanen etwas Holländers aufzufinden sei, möchten wir bezweifeln. Unter allen scheinen nur die Leistungen von George Sand und Alfred de Vigny uns Auszeichnung zu verdienen. „Leone Léoni“, einer jener Figuren, die man zuweilen darzustellen wagen und durch ihre Nacktheit selbst abschreckend machen muß, — hat G. Sand ihren „Andre“ gegenüber gestellt. Diese letztere Dichtung beweist, daß der eigentliche Zauber, den die Verfasserin ausübt, seinen Grund hat in der Feinheit der Beobachtung, der Offenheit ihres Styles und besonders in dem warmen und überwallenden Lichte, welches immer ihre Werke belebt.

Unter dem Titel: „Servitude et grandeur militaire“ hat uns Alfred de Vigny eine neue, Stello's würdige Trilogie geboten. Besonders die beiden ersten Stücke sind hincisend. —

Zu erwähnen ist noch der Conseiller d'état von Ft. Soulié; zu bedauern aber, daß dieser feurige Schriftsteller die Form so wenig beachtet. Balzac hat nur zwei Novellen complettiert; den Père Goriot, von gewinner Wirklichkeit, und Scraphita, eine Pastische von Swedenborg, welche zu verfluchen — Niemand den Versuch gemacht hat.

Wir übergehen jene schriftstellerischen Lumpensammler, die „auf die Miserabilität, auf die Armseligkeit der Geister spekuliren,“ und „das längst ausgehöhrte Geleise, Schmutz nicht scheuend, befabren,“ um jener großen Zahl von Lesern, welche „die Romane verschlingen,“ — das tägliche Unterhaltungsbrot — gegen gebührenden Tagelohn — zu bieten. —

3. Theater. Die Moralisten möchten aus der Bühne einen Ort der Volkserlehrung machen. Bis sich das edle und große Genie findet, welches dies zu bewirken vermöge, bleibt das Theater, was es bisher war: — „exploitation industrielle.“ Die Direktionen müssen jährlich eine gewisse Zahl Stücke haben, und suchen dafür willige Dichter. Haben diese nun irgendwie Gunst bei dem Publikum gefunden, dann werden sie so arg um Arbeiten bedrängt, daß an künstlerische Vollendung nicht mehr zu denken ist. Nur Wenige wissen sich der Verlockung zu erwehren. Beispiele solcher Selbstständigkeit gaben Alfred de Vigny, Casimir Delavigne und Victor Hugo, denen wohl auch noch Alex. Dumas zuzuzählen ist.

Indeß verzehrt der Wettstreit von 20 Theatern so viele Stücke, daß selbst unbedeutende Schreibergefelln nicht aus der dramatischen Gesellschaft entseht gehalten werden konnten. . . Eine Gesellschaft bilden aber die Dramatiker schon seit längerer Zeit, nicht bloß zur Fabrikation der Stücke, sondern auch zur Affekuranz des Beifalls, zur Wahrung der finanziellen Interessen und sogar zur Versorgung für das emeritierte Alter. —

Folgendes ist das Verzeichniß der gespielten und dem Druck übergebenen Stücke: Das Theater Français lieferte vier große Dramen und 2 kleine Lustspiele. Chatterton, Angelo und Don Juan d'Autriche stellen treulich die neueren Theorien dar, die sich um die französische Bühne streiten. Die Oper hat 3 Werke, die Jüdin von Scribe und zwei Pantomimenbüchlein; die italienische Oper 5, die komische Oper 6 Stücke (oder 11 Akte), von denen 6 von Scribe; das Opéra 16, das Baudroville 20, die Variétés 26 und das Palais-Royal-Theater 20 Stücke; das Theater de la Porte-St.-Martin 5 Melodramen und 2 kleine Piecen; das Ambigu-Comique 10 Melodramen und 5 Baudroilles; der Cirque Olympique 3 Melodramen und 4 Baudroilles; endlich die Theater der untersten Klasse nur 14 Baudroilles und 2 Melodramen. Wieder aufgelegt wurden 65 neuere Stücke. — Ließen nun noch alle angehenden Dramatiker, denen die Probe versagt wird, ihrer Versuche drucken, so würde man Dutzend daraus aufstürmen können. Im vorigen Jahre haben nur 36 sich entschlossen, an das Publikum zu appelliren. Im Ganzen lieferten 273 dramatische Schriften 838 D. Bq., von denen im Durchschnitt 1000 Abzüge genommen. Von 151 aufgeführten Stücken haben die Tagblätter, — große und kleine, — mindestens 130 Erfolge proklamirt.

4. Poesie. Die Veremacher behaupten, wir lebten in einem augepoetischen Jahrhundert! Sie wissen wahrscheinlich nicht, daß der

vierte Theil des vorigen Jahres nicht zugewirkt hätte, Alles, was in dieser Gattung produziert worden, zu lesen. Gedruckt wurden 299 versifizierte Schriften, von denen mehr als 100 — dicke Bände bilden. Die ganze Masse besteht aus 1,220 D.:N. „Aber wer kennt nur die Namen der Verfasser, und wenn diese dem Publikum etwas zu sagen hatten, wie können sie hoffen, aus dem großen Haufen heraus vernommen zu werden?“ — „Nurmal, als die Berühmtheit noch Tempel hatte, waren die Dichter dessen ordentliche Vertreter; aber die undankbare Göttin hat den Journalisten ihre hundert Stimmen und die bunten Federn ihre Flügel verkauft! Die Seitenverwandten jener Ruhmspenden sind nun für sich selbst auf die trockenen Anzeigen reduziert, die sie mit — so und so viel per Linie — bezahlen müssen, die aber der Abonnent nur zu setzen lieft!“ —

Gedichtsammlungen erschienen 47 Bände. Die dem Dichter der Orientales in Erinnerung bringende hat wenig Aufsehen erregt, weil sie den Dichter nicht von einer neuen Seite zu kennen gab; auch ließ sich manches, dem Inhalt nach Mittelmäßige, und nicht wenig der Form nach Vernachlässigte darin bemerken.

Die Nachahmungssucht trieb auch hier ihr Spiel; die Chants du Crépuscule tiefen Rayons du matin, Brèves du soir und mehrere Heures nocturnes hervor. Auch Glaubensbekenntnisse finden sich viele darunter, und — neben den republikanischen Gesängen — lassen sich religiöse und monarchische Klagen vernehmen. Ein Saint-Emonist ruft: „En avant!“ ein von der Gegenwart Beglückter antwortet mit: „Far niente!“ Dazu poetische Blumen aus allen vier Jahreszeiten! —

Größere, didaktische, dramatisirte, satirische, beschreibende Gedichte brachte das vorige Jahr uns 17; überdies 2 Eposden, von denen eine in 24 Gesängen und 2 dicken Bänden, betitelt: *Pallantiade*; — endlich eine Apokalypse in 12,000 Versen, *La cité des hommes*, von Adolphe Dumas, — ein nebulöses Werk, von häufigen Blüten durchleuchtet.

Leichte Poesien füllen 74 Bändchen; Uebersetzungen: versuche 14; politische Dichtungen, fast alle zur Opposition gehörig, 50; Chansonniers und Chansons 32; lateinische Gedichte 7. —

„In allen diesen Produktionen findet sich nicht selten Leichtigkeit und Glanz des Ausdrucks, metrischer Instinkt, Fülle der Bilder; aber wenig Gemüth; die Gefühle, die sich darin aussprechen, sind meistens nur selbstsücht. Ein charakteristisches Symptom zeigt sich bei den Meistern, nämlich

eine unheilbare Melancholie, Geringschätzung (*déclain*) alles dessen, was ist, und ein unermessliches Bedürfnis nach Etwas, ich weiß nicht was! Der Ekel vor dem Leben ist bei mehreren so groß, daß sie geradezu davon sprechen, sich dasselbe zu nehmen. Zwei davon behaupten sogar in der Vorrede, sie seien schon seit 6 Monaten todt: — und man möchte fast zu Mitleid mit diesen Dichtern gestimmt werden, wenn nicht der Umstand, daß von 20 solcher schön ausgestatteten Dichtwerke wohl 19 — auf Kosten der Verfasser gedruckt sind, — zur Vermuthung berechtigte, daß, wer noch so viel zur Befriedigung seiner Eitelkeit verwendet und zu verwenden hat, solchen Lebensüberdruß nur affektirt, um sich interessant zu machen!“ —

VI. Historische Wissenschaften. — Die hierhin gehörigen Arbeiten haben 290 Werke geliefert, wenn man die Fortsetzungen früher begonnener Werke dazu rechnet. Sie nehmen 10,331 Druck- und nicht weniger als 28,000 Bieß gedruckte Bogen ein. Aber diese Arbeiten finden auch viel Günst. Haben sie nur legend einen wissenschaftlichen Werth, dann werden die Verfasser von der Regierung unterstützt, und, nächst den Meisterwerken der schönen Literatur, sind jene fast die einzigen, denen auch Privaten eine Stelle in ihrer Bibliothek einräumen. — Durch so viele historische Untersuchungen werden viele Thatsachen festgestellt; ein hoher, begabter Geist wick nicht ausbleiben, der das Zerstreute sammeln und die sittliche Bedeutung, den höheren Sinn — aus dem Ganzen hervorleuchten lassen wird. „Damit wird die wahrhafte Geschichtswissenschaft an's Licht treten, d. h. die Richtschnur, nach welcher man alle sozialen oder individuellen Thaten zu beurtheilen haben wird.“

„Was die Schreiberart betrifft, so kann man sagen, daß die philosophische oder vielmehr sententiöse Schule, die im vorigen Jahrhundert gegründet, beinahe verlassen ist, und daß die meisten Schriftsteller keinen anderen Ehrgeiz haben, als die Scene nach Act Walter Scott's zu beleben oder Personagen aufzuführen, beweglich, wie Croissari's Paladine. Nur wenige arbeitsame Historiker könnten angeführt werden, die sich der wissenschaftlichen und experimentalen Methode hingeeben, eine Methode, dont la révelation, — meint Herr L., — est un des beaux titres de l'Allemagne savante.“ Daß es an Compileratoren nicht fehlt, ist leicht zu denken. Noch vor wenigen Monaten bestellte ein Buchhändler sich bei einem solchen eine Geschichte Napoleon's, — wobei er ihm aber die Weisung gab: „Surtout pas un mot contre Lui; c'est pour la province.“ Das Buch circultir schon wirklich in den Provinzen. —

Ueber das Allgemeine der Geschichte und über die Methode der Ge-

schichtschreibung ist nicht ein einziges Werk erschienen. Ersah dafür bietet einigermaßen die vortreffliche Erdkunde von Ritter, die von Büttner und Deffor übersetzt worden. Es ist ein Werk, welches eine ganze Bibliothek dahin gehöriger Schriften überflüssig macht.

Die wissenschaftlichen Unternehmungen von de Freycinet, de la Place, Dumont d'Urville haben Stoff zu großen Werken gegeben, die nur langsam vollendet werden. Alcide d'Orbigny hat Südamerika 8 Jahre lang durchkreist; der Engländer Burnes und Victor Jacquemont, dessen geistreicher Briefwechsel lebhafter Theilnahme gefunden, haben sich in Asien getheilt.

Auf Geschichte der Religionen beziehen sich 15 Werke, von denen die umfänglichsten — Wiederauflagen sind; wie z. B. die „*Annales ecclésiastiques*“, von Béraut-Verkaetel und der „*Origines des cultes*“, von Dupuis, — jener für die Geistlichen, — dieser für die — Naturalisten. Die neueren Geschichten, deren ich vier zähle, — gehören dem Protestantismus oder der Philosophie an, die aus dem protestantischen Princip entspringt. Jeder dieser Verfasser sagte sich wohl dasselbe, was Mattei in seiner „*Histoire de l'église chrétienne*“ bemerkt: „Die wahrhafte Competenz unseres Jahrhunderts besteht darin, zu constatiren, was gut, zu richten, was schlecht ist.“ (I. IV. P. 481).

Für eine allgemeine Geschichte der Religionen sind die Alten noch nicht reif. Beiträge zu diesen lieferten der *Commentaire* über eine altperussische Religionschrift, von Eugène Burnouf aus dem Jend, — der theologische Theil der Veda's, von Pölly aus dem Sanskrit, und das *Livre des récompenses*, von Stanislas Julien aus dem Chinesischen übersetzt. —

Der Archäologie sind 27 Schriften gewidmet; Auszeichnung verdienen die Kupferwerke Caillaud's und Champollion's d. J. über Aegypten, Nubien und Aethiopien, und die prächtigen *Antiquités Mexicaines*.

Sieben Werke zur allgemeinen Geschichte der neueren Zeiten waren schon bekannt. Die auf die französische Geschichte bezüglichen Dokumente haben Stoff zu 18 Schriften gegeben; das alte Frankreich — zu 9. Die Geschichte der Franken schreiben Herr von Pégrennet und Herr Moke; jener erzählt; dieser erörtert und hat Treffliches geleistet. —

Der Geschichte unserer Zeit sind 39 Werke gewidmet; darunter 9 allgemeine Geschichten der Revolution. Soll man den Titeln Glauben schenken, so wäre Montgaillard in 7ter, Mignet in 6ter, Thiers in 5ter und Dulaure in 3ter Auflage erschienen. Alle Parteien haben unter dem

neueren Geschichtsschreibern ihrer Repräsentanten: die Legitimisten an Herrn von Comny, die Republikaner an Leon. Gallois, die Constitutionellen an Eugène de la Baume. Das gesuchteste Geschichtswerk gehört aber keiner der namhaften Parteien an. Es ist dies die *Histoire parlementaire* des Herrn Buchez und Roux. Ihrer Meinung nach „sollte eine Revolution, deren Princip zum erstenmal im Evangelium mit den Worten: Freiheit und Gleichheit ausgesprochen worden, — nicht aus der Philosophie des 18ten Jahrhunderts hervorgehen, welche nur den Egoismus erzeugen können;“ — sie sei vielmehr aus jenem christlichen Geiste hervorgegangen, der der französischen Nation durch die Erziehung eingekeimt, ihr unabweislich wie ein natürlicher Instinkt gewirkt. —

Auch das Kaiserreich, die Restauration und die neue Dynastie haben ihre Historiker gefunden. Die besondern Geschichten der Provinzen und Städte Frankreichs füllen 62 Schriften, die Annalen fremder Völker 19. Unter den letzteren sind die bemerkenswerthesten die „*Histoire de l'Empire Ottoman*“ des Herrn von Hammer, und die „*Critique de moine Nestor*.“ Der politische und sittliche Zustand der verschiedenen Nationen gab Stoff zu 13, die Lebensbeschreibung zu 31 Werken, zu denen auch 4 biographische Wörterbücher zu rechnen; — doch sind nur die *Mémoires* von Mirabeau hier hervorzuheben, die nach Papieren geordnet, welche im Archiv seiner Familie aufbewahrt werden. Auf die Geschichte des menschlichen Geistes beziehen sich 12 Werke, unter denen drei Auszeichnung verdienen: die „*Histoire de la philosophie*“ (aus dem Deutschen) des Dr. F. Ritter, die Fortsetzung des großen Werkes der Benedictiner über die Schriftsteller Frankreichs (jetzt bis zum 13ten Jahrhundert reichend) von Mitgliedern der Akademie der Inschriften, und die „*France littéraire*“ von Luchard, das umfanglichste und nützlichste Repertorium der Bibliographie nächst dem des F. Le Long. —

Von allen diesen 290 historischen Schriften sind ungefähr 50 — neue Auflagen, und wohl eben so viele nur unbedeutend veränderte Copien früherer Werke. —

Zu den diversen Schriften sind zunächst 216 in fremden Sprachen gedruckte Werke zu rechnen (mit 3,849 D. S. jeder zu 1,200 Abzügen). „Derselbe Art von Freibeuterei, die wir im Bezug auf unsere Schriften den belgischen Buchhändlern zum Verbrechen machen, wird nun auch von uns geübt.“ Von 95 im vorigen Jahre in Frankreich erschienenen englischen Werken gehören

42 — noch lebenden Schriftstellern an, und wie in Brüssel die „Revue de Paris“ und die „Revue des deux mondes,“ so wird in Paris die „Edinburgh Review“ nachgedruckt. — In spanischer Sprache erschienen 60, in italienischer 29, in polnischer 19, in deutscher 7, in portugiesischer 4, und in neugriechischer Sprache 3 Schriften. —

Die Drucksachen vom vorübergehendem Interesse, wie Almanache, Prospektus u. s. w. figuriren in Masse mit nahe an 4,700 D.B.; nicht aufgeführt im *Journal de la Librairie* sind aber die gerichtlichen Denkschriften, die Dissertationen, die eigentlichen Nachdrücke und sonstige verbotene Schriften. —

VII. Journale. — Da im Laufe eines Jahres an dem großen Baume des Journalismus manche alte Blätter abfallen, neue hervortreiben, — ein Wechsel, der schwer zu kontrolliren, so wird die nachfolgende Uebersicht sich nur auf den Bestand am 1sten Januar vorigen Jahres beschränken.

Zu dieser Zeit gab es in Paris: 21 Tagesblätter, welche beratende Stimme bei allen Fragen des Augenblicks haben; — Revuen, die ausgezeichnet genannt zu werden verdienen — 3 oder 4, — endlich 5 kleine satirische Blätter. Diese zusammen bilden den eigentlichen Stoc des Journalismus, da ihr Bröckchen materiell gesichert ist, theils durch den Erfolg, theils durch die von den Fundateuren gebrachten Opfer. Die übrige Journalliteratur kann ungefähr so einrangirt werden: 27 politische, meistens nicht tägliche Zeitungen, 24 religiöse und moralische Zeitschriften, unter denen 10 protestantische; 38 für Gesetzgebung und Jurisprudenz, 3 für Staatshaushaltung und Verwaltung, 12 für Geschichte, Statistik und Reisen; 44 für Literatur; für schöne Künste und Musik 9, Theater 2, mathematische und Naturwissenschaften 15, Medizin 28, Kriegs- und Marinewissenschaften 12, Ackerbau und Landwirthschaft 22, Handel und Gewerbe 23, öffentlichen Unterricht 71, für Boden 11; — Zeitschriften für Frauen, Märchen und Kinder 20, endlich: 4 *Recueils pittoresques*, 7 Anzeigblätter, und verschiedene nicht zu qualifizirende 12; — in Allem also für Paris 347. —

Die Departemental-Presse vorbereitet ihrerseits 258 Journale; nämlich 153 für Politik und Verwaltung, 4 bloß literarische, und 101 Wochen- und Intelligenzblätter. Nur 3 Departements haben kein eigenes Zeitblatt: nämlich die

Departements des haut. Pyrenees, der hautes und der basses Alpes; dagegen die Departements du Nord und der Seine inférieure 15 und 16. —

Zu diesen schon bestehenden Zeitschriften kamen nun und sollten noch hinzukommen im vorigen Jahre folgende, die, wenn sie sich erhalten, die Zahl der Journale in Frankreich auf 752 stellen; — für Literatur 23, Politik 7, Religion und Moral 9, Rechtskunde und Gesetzgebung 11, strenge Wissenschaft 4, Arzneikunde 3, Unterricht 5, Ackerbau, Handel, Gewerbe 16, für Kinder 7, für Mode und Anzeigen 12, in fremden Sprachen 3; — im Ganzen 103, von denen 25 „fabriques en province;“ endlich 38 erst angekündigte. — Doch würde man sich täuschen, wenn man hiernach die Herausgabe von Zeitblättern für eine Goldgrube hielte; — von 3 bis 4000 Journal-Administrationen, die jetzt in Paris arbeiten, sind kaum 20 im wirklichen Wohlstand. —

Schlußbemerkung.

Fassen wir die im Vorhergehenden angegebenen Resultate zusammen, so ergibt sich uns für den ganzen eigentlichen Buchhandel im vorigen Jahre eine Summe von 82,298 Druckbogen, welche, bei durchschnittlich 1500 Abzügen, 125 Millionen gedruckte Bogen geliefert haben. Für die Zeitblätter kann man wohl eine gleiche Summe annehmen, so daß wenn Blatt an Blatt gesetzt würde, man mit diesem Bande den ganzen Erdball dreimal umschlingen könnte! Diese große Masse geschwätzten Papiers ist jedoch eher ein Hinderniß als wirklicher Reichtum, und wenn man überlegt, daß mehr als 4000 Werke nur wenig Bleibendes geliefert, dann kann man das Jahr 1835 als ein unfruchtbares bezeichnen. —

Dieses Unvermögen kündigt indeß keineswegs eine Ermattung des National-Geistes an, sondern erklärt sich aus der jetzigen Verfassung der Société. Zwei Umwälzungen zu Gunsten der Intelligenz haben Vornehmende und die Gewohnheit, sich durch Lesen zu unterrichten, verbreitet. Für die höheren Klassen ist die Lektüre sogar ein unabwendliches Bedürfnis geworden. Zugleich hat sich die Industrie entwickelt, die instinktmäßig auf alle Bedürfnisse speculiert. So hat die Bucherfabrikation sich bald weit über die bisherigen Grenzen des Buchhandels ausgedehnt, und die Wuth der literarischen Unternehmungen hat sich überall wie eine wirkliche Epidemie eingeschlichen. Gegenwärtig hat sie jedoch wohl ihr Aeußerstes erreicht. Suchte die Industrie nur die guten Schriften zu vervielfältigen, so müßte man ihr Dank wissen. Aber sie will nur viel und rasch verkaufen und läßt daher, dem herrschenden Geschmack oder Ungeschmack

schönend, Bücher schreiben, für welche sie auf reisenden Abfah rechnen zu können glaubt. So ist der Handeinschluß des Verlegers die Hauptnorm für den Schriftsteller geworden, und die Literatur — statt den Impuls zu geben, empfängt ihn.

Leider aber hat die Geldsucht (*agiotage*) sich der ausgezeichneten Männer bemächtigt, und man sieht viele berühmte Namen an der Spitze vieler Unternehmungen prangen, denen sie doch nur sehr wenig Zeit und Sorgfalt zu widmen haben.

Uebrigens findet für die Mehrtheit der Schriftsteller die völlige Unmöglichkeit statt, sich auszuzeichnen, welches auch ihre Anlagen seien. Die Erfahrung zeigt, daß wer nur Vollendetes liefern wollte, unmöglich von seiner Feder leben könnte. Das Honorat vermindert sich in demselben Verhältniß, wie die Arbeit gedrängter und abgegrünt wird.

Was man aber Kritik zu nennen pflegt, ist im Allgemeinen nur ein weitseichtiges System von Leichtigkeit, welches von Geschäftsmännern eingerichtet ist, die sich so viel als möglich die Verfügung darüber vorbehalten. Die wenigen gewissenhaften und geübten Richter wenden sich gewöhnlich nur berühmten Namen und Werken zu, die ein Ereigniß sind. . . . Soll darum der junge Mann, der sich der Literatur gewidmet, seine Feder zerbrechen? Aber wohin soll er sich wenden, da von denen, die jährlich die Schulen verlassen, gewiß 5000 keine Anstellung erhalten können? — Er wird ein literarischer Tagelöhner, seine Vergeisterung empfängt ihr Maß von seinem Verleger. Wohlleben wird sein Ziel. . . An dieser Krankheit leidet unsere Literatur nun schon 10 Jahre; — doch glauben wir, daß durch das Uebermaß des Uebels sich bereits eine heilsame Krise vorbereitet. . . Die Unausbleiblichkeit einer Krise läßt sich sogar durch Berechnungen erweisen, was wir für die Vielen, die nur den Zahlen Gewicht beilegen, hier in der Kürze versuchen wollen.

Man nimmt jetzt an, daß von 100 Franzosen etwa 38 lesen können. Von den 12 Millionen aber, die mehr oder weniger des Lesens kundig sind, kann man — das Verlangen und Vermögen Bücher zu kaufen — nur der eigentlichen Aristokratie der jetzigen Zeit zuschreiben, nämlich dem Wahlkörper, der den Wohlstand des Landes darstellt, und den Klassen, die man als unterrichtet voraussetzt. Diese Aristokratie besteht nur ungefähr 300,000 Personen, und bei $\frac{1}{4}$ derselben erreicht das jährliche Einkommen nicht 1000 Franken. Sieht man auf die wirkliche Bildung, welche doch von den mehesten Schriftstellern für das Verständnis ihrer Schriften vorausgesetzt wird, so schmilzt der Leserkreis noch mehr zusammen; denn, was man literarische Bildung nennt, empfangen nur die ungefähr 100,000 Schüler der verschiedenen Anstalten, die

jährlich, zu $\frac{1}{2}$ sich erneuernd, mit 12,000 in die Welt eintreten. . . Jedenfalls arbeitet die Presse nur für $\frac{1}{20}$ der französischen Nation. Und für diesen kleinen Haufen sind im Jahr 1835 mehr als 4000 Schriften und mehr als 700 Journale erschienen. Kann aber diese sehr kleine Minorität das Kapital liefern zur vortheilhaften Deckung vom Ausgaben, die mehr als 50 Millionen Franken betragen müssen! —

Wirklich hinterlassen die literarischen Unternehmungen jährlich ein erschreckendes Deficit, und bald müssen die leichtsinnigen Speculanten ihrer Unbesonnenheit inne werden. Dann werden wir allmählich jenen dergerleichen Schacher aus der Bücherwelt verschwinden sehen, der nicht nur die Individuen appauvriert, sondern auch die Ideen, die man entblühet (deffleur), die Sprache, die man entneret, und den gesunden öffentlichen Sinn, den man schamlos bedauet. Wäge bald dieser Mißstand verschwinden, der auf den Untergang der gebildeten Talente, und auf Verirrung des sich bildenden tendirt. . . Der gegenwärtigen Epoche kann man eine eigensinnige und diffuse Kraft, kühne Intentionen, und eine lebhafte Ungebild des Erkennens nicht absprechen; es sind Wüste einer glühenden Sterbkraft, denen nur zu oft die Bedingungen der Reife gemanget. Und fürwahr, — wenn auch die Berge ausbleiben, — an Männern fehlt es nicht. Die Umwälzung vollbringe sich in dem literarischen Irriben, dessen Mängel wir bezeichnet haben, und man wird wieder solche vollendete Arbeiten hervortreten sehen, die ebenso den Geist ehren, der sie concipiert, wie die Gesellschaft, in welcher sie zu Tage gefördert werden. —

Rückblick auf die französische Literatur.

in der ersten Hälfte des Jahres 1836 *).

„Ein doppelter Fortschritt macht sich in diesem Jahre bemerklich; man hat weniger Bücher gedruckt, — man hat bessere produziert. Wir zählen mehr solide, belehrende, Nutzen bezweckende Werke, die wenigstens das Verdienst haben, viele Ideen in Umlauf zu bringen.“

Die materielle Produktion hat sich im Vergleich zu denselben Monaten des v. J. um ein Achtel vermindert; der Journalismus aber ist noch immer sehr unternehmend. Fast jede Woche sah einige neue Blätter aufsteigen, um bald wieder unterzugehen; nur wenige haben Bestand gewonnen. In den Schulbüchern (*enseignement scolaire*) ist keine Veränderung vorgegangen und auch die *sg. Novitäten* waren eben so zahlreich als im v. J. Noch jetzt rechnet man bei den Romanen mehr als einen Band auf jeden Tag, und ungefähr zwei Bände *sg. Poesien* auf eine Woche. Die Verminderung hat hauptsächlich bei den ersten Werken statt gefunden, bei den metaphysischen Wissenschaften, der classischen Literatur und der Geschichte. Dagegen ist werthvoller in diesem Bereiche geleistet. — Wir gehen zu den einzelnen Fächern über. —

I. Ideologie.

Unter den neu ausgegebenen Werken verdient nur die von dem Hrn. Gaume besorgte Ausgabe des h. Augustinus bemerkt zu werden.

*) Auszug aus der mit A. C. T. unterzeichneten *Revue littéraire* in der *Revue des deux mondes*. Die mit „—“ eingeklammerten Stellen sind wörtlich übertragen.

„Die neuen Produktionen des Alerus beschränken sich auf Brüderschafts-Ordnungen, auf das Programm einiger frommen Uebungen und auf 5 bis 6 Streichschriften, die an den herben Ton und die Zänkerreien der alten Socbonne erinnern. In Allem vielleicht nicht Eine Seite, die der Intelligenz des XIX. Jahrhunderts entspräche. Ueberdies hat die Produktion sich verhältnismäßig um die Hälfte vermindert. Unsere Priester haben aus ihren Dogmen kein Sozial-Princip zu entwickeln vermocht, welches die höher Gebildeten vereinigen, die Theilnahme des Volkes erwecken könnte. Sie empfehlen nur die Passivität, die sie selbst annulliert. Das Einzige, worauf, wie sie sagen, es ankommt, ist das ewige Seelenheil; und da dieses zu jeder Zeit an jedem Ort erreicht werden kann, so ist es nicht nöthig, das Medium zu verändern, in welchem man seine Prüfungszeit zu bestehen hat. Für das soziale Leiden kennen sie nur ein Heilmittel: die Resignation, — und gleichgültig gegen Alles, was um sie her vorgeht, sind sie ohnmächtig, und durch Gewohnheiten, Ideen — und selbst durch ihre Sprache von einer Sozialität geschieden, die sie eben so wenig verstehen, wie sie von ihr nicht verstanden werden können.“ —

Unter den klerikalischen Schriften, welche sich jeder Reformation des Katholicismus widersetzen, ist die „Censur von 56 Sätzen aus mehreren Schriften des A. de Lamennais und seiner Schüler,“ die der Erzbischof von Toulouse mit päpstlicher Sanktion und Zustimmung der meisten franz. Bischöfe bekannt gemacht, unstreitig eine der merkwürdigsten. Unter den verworfenen Sätzen findet sich auch die Behauptung: „daß der Katholicismus mit allen öffentlichen Freiheiten vereinbar sei!“ Nicht minder merkwürdig ist die *Défense de l'enseignement catholique* v. Bonnet, welcher „die nach der analytischen und dialektischen Methode des Aristoteles exponierte göttliche Wissenschaft“ gegen die Neueren in Schutz nimmt. —

II. Philosophie.

Von den etwa 20 hierhin gehörigen Schriften bezieht sich die Hälfte auf die abstrakte Metaphysik und auf Thesen praktischer Moral. Von den ersteren ist hier nur der „*Cours de Philosophie*“ von B. Cousin zu nennen, der mit seiner Ermächtigung von A. Garnier herausgegeben worden. „Was ich empfehle“ sagt Hr. C. gleich zu Anfang, „das ist jener erleuchtete Eklekticismus, der, alle Doktrinen richtend, ihnen entleiht, was sie Gemeinfaßes und Wahres, und übergeht, was sie einander Entgegengesetztes und Falsches haben.“ Bei dieser Auswahl haben sich indeß nicht wenige Widersprüche und noch mehr abstrakte, unzurei-

hende Bestimmungen eingeschlichen, und S. 320 lesen wir sogar: „Wenn man mich fragt, warum es Pflichten gebe, so antworte ich: weil es Pflichten gibt; il n'y a pas de raison à donner de la raison.“ Hr. C. versprach vor 20 Jahren, die philosophischen Studien in Frankreich zu regeneriren; bis jetzt hat er diese Aufgabe noch nicht gelöst.

Von den übrigen philosophischen Schriften ist keine besonders bemerkenswerth, wenn wir den dritten Band von Ritter's Geschichte der Philosophie, der kürzlich in französischer Uebersetzung erschienen, nicht hierher rechnen wollen.

III. Staats- und Verwaltungs-Ökonomie.

Werthvoll ist die Einleitung, welche Hr. Pagès (de l'Arrière) einer Sammlung von Fragmenten von Benjamin Constant beilegt, die unter dem Titel: „Cours de politique constitutionnelle“ erschienen. — Hr. von Sismondi beschenkte uns mit seinen „Études sur les constitutions des peuples libres,“ in denen er die sozialen Elemente analysirt und die Gesetze ihrer Wahlverwandtschaften und Abstufungen zu bestimmen sucht.

In den zahlreichen Schriften und Schriften über Verwaltungsgegenstände werden durchgängig spezielle Verbesserungsverschlüge gemacht; fast alle zeugen von „instinktiver“ Theilnahme an dem Schicksal der bedürftigen Klassen. Die Pflicht der Gesellschaft, auf Heilung ihrer leidenden Theile Bedacht zu nehmen, steht als Princip fest; nur über die Mittel hat man sich noch nicht vereinigt. Die Einen sind der Ansicht, daß jeder Bedürftige, als solcher, gewissermaßen ein Gläubiger des Staates sei, und von Rechts wegen entweder unmittelbare Hülfsleistung oder doch Zusicherung einer produktiven Arbeit ansprechen könne; wofür durch ackerbauende Colonien und — stets ihnen geöffnete, industrielle Anstalten gesorgt werden müsse. Andere sind des Darsübhaltens, daß die Wirksamkeit der Regierung in dieser Beziehung nur eine *preventive* sein dürfe, und daß der Staat es der freien Wohlthätigkeit der Einzelnen überlassen müsse, dem vorhandenen Uebel abzuhelfen. Dieser Ansicht ist Herr Duchâtel in den wieder aufgelegten „*Considérations d'économie politique sur la bienfaisance*“ und Hr. Raville in seinem trefflichen Werk „*Dela charité légale*“ Sie haben nachzuweisen versucht, daß die Geseze, welche den materiellen Bedürftigkeiten Steuern wollten, beinahe immer sittliche, weit beklagenswerthere Uebelstände herbeigeführt haben. — Mehrere gelehrte Gesellschaften haben durch Preisfragen die Forschung auf diesen Gegenstand hingelenkt. Eine Abhandlung von Emile Bérès: „Des classes ouvrières et du moyen d'améliorer leur sort,“

— ist zu Paris und zu Mâcon gekönt worden. — Eine große Anzahl von Broschüren beschäftigt sich mit den „Salles d'asile,“ dem Primär-Unterricht, den Sparkassen, den Wählgerechtigkeitsgesellschaften, der Constatuirung der Industrie, und den großen Arbeiten, durch welche viele Arme beschäftigt werden sollen. So sind allein 41 Flugschriften den Vorschlägen zur Anlage von Straßen, Kanälen und Eisenbahnen, gewidmet. Auch über das Penitentiär-System ist eine sehr lehrreiche Schrift von Karl Lucas unter dem Titel: „De la réforme des prisons, ou de la théorie de l'emprisonnement,“ erschienen. —

IV. Philologie.

Als das wissenschaftliche Testament Champollion's kann man seine „Grammaire égyptienne“ betrachten, deren erster Band in Klein Folio jetzt bei Firmin Didot erschienen (zwei andere Bände werden folgen). Das erste Hauptstück gibt einen Abriss der Geschichte der Schreibkunst. Im hieroglyphischen Systeme hat man, nach Ch.'s Versicherung, bis jetzt nicht mehr als 900 Typen entdeckt. Sie spielen bald eine figurative, bald eine symbolische, bald nur eine phonetische Rolle, das letztere, wenn das Zeichen den Buchstaben andeuten soll, mit welchem der altägyptische (koptische) Name des Dinges beginnt, dessen Darstellung das Zeichen ist. Die ägyptische Grammatik von Ch. enthält nicht weniger als sieben- bis achthundert solcher phonetischer Charaktere, um die dreißig Buchstaben des koptischen Alphabets zu repräsentiren. In der letzten Zeile der Inschrift von Rosette sieht Ch. in den 76 Charakteren — 6 figurative, 25 symbolische und 45 alphabetische (oder phonetische) Zeichen. — Noch läßt diese Entzifferung den Selbstverständungen des Interpreten einen ungemessenen Spielraum. Auch behaupten Young's Schüler in England und Hr. Du Jardin in Frankreich, daß die von Ch. entzifferten Texte nicht durch die koptische Sprache erklärt werden können. Vorläufig kann hier bemerkt werden, daß Salvolini, ein Schüler Ch.'s die Forschungen seines Meisters fortgesetzt, und daß der Abbe Peyron in Turin und Hr. Tattam in England mit der Herausgabe koptischer Wörterbücher beschäftigt sind.

Mit den Keilschriften von Persepolis hat Hr. Saint-Martin sich beschäftigt. In seiner Abhandlung darüber behauptet er, von den 30 Charakteren, die jene Inschriften enthalten, habe er 25, nämlich 12 Consonanten und 13 Vokale erkannt. Er versucht, diese Inschriften durch das Zend zu erklären. — Abbé Delatoche in seinen „Etudes hébraïques et Panorama des langues“ — meint „alles Material der Spra-

chen auf 20 bis 30 Umrundungen zurückgeführt zu haben.“ Als etymologisches Essiem kann es nicht einmal Gegenstand der Erörterung werden. — Von höherem wissenschaftlichem Werth ist hingegen das große Werk von Herrn Eichhoff: „Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde.“ Er weist darin die ursprüngliche Conformität des Sanskrit mit den europäischen Sprachen (mit Ausnahme des Baskischen, Finnischen und Maggarischen) nach. In der Einleitung resumirt er, was bis jetzt mit einiger Wahrscheinlichkeit über die vorgeschichtlichen successiven Einwanderungen der Iberier, der Thraker und Pelasger, der Celten oder Galen, Germanen und Slaven, der Maggarer und Finnen in Europa ermittelt werden konnte.

V. Geschichte.

Die geschichtlichen Arbeiten stehen formwährend in Gunst. Man durchforscht Alles und die Naturwissenschaften bieten hülfreiche Hand. „Uebrigens dürften unter den Erzählern (narrateurs) sich wohl Leute erkennen lassen, die noch vor wenigen Jahren Romane geschrieben, wie sie unter Diderot philosophirt und zu Delille's Zeiten Lehrgedichte gemacht hätten.“

Die Geschichte der Religionen, die sich gegenwärtig in alle Arten von Schriften mengt, ist in mehreren Werken besonders behandelt worden. Der „Code Sacré“ (ou exposé comparatif de toutes les religions de la terre. Grand atlas in Folio) von Hrn. Anot de Mailhières bietet manche interessante Zusammenstellung, ist aber zu lückenhaft und zu oberflächlich gearbeitet, um eine Andere, als eine transitorische Bedeutung ansprechen zu können.

Von einem höheren Standpunkte aus hat Herr Auguste Boussind in einem „Essai d'histoire universelle“ (2 Bde. 8.) die Ueberlieferungen aller Völker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten mit einander verglichen. Sein Werk zeugt von Gelehrsamkeit, langen und schwierigen Forschungen und trefflichen Absichten; statt aber die Urtexte in einfacher Uebersetzung sprechen zu lassen, hat er ihnen seine eigene spirituelle Färbung gegeben, und sie dadurch oft unkenntlich gemacht. Der Hauptzweck, das Gesetz der menschheitlichen Entwicklung darzulegen, ist durch die Art der Darstellung verkümmert worden. — Von Herrn de Potter's „Histoire philosophique et critique de l'Eglise,“ in welcher er — in acht Bänden — die Früchte 20jähriger Arbeit niederlegen will, ist der erste Band erschienen, der bis zum Ende des IV. Jahrhunderts reicht. Seite X des Vorwortes gibt der Verfasser als Motiv seiner Arbeit —

„die tiefbegründete Ueberzeugung an, daß wir die Sozietät, die in Auflösung begriffen, nur dadurch wieder zur Einigung hinführen können, daß wir die Grundprinzipien der Lehre Jesu wieder aufnehmen, und wieder uns der Mittel bedienen, welche von den Aposteln und ihren unmittelbaren Jüngern angewendet worden, nämlich der freien Liebe (charité) und Hingebung — als Religion und der brüderlichen Gesellschaftung der Menschen, die sich Alle als gleichberechtigt erkennen, als der Grundlage der sozialen Einrichtungen.“ — Als Endzweck, dessen Verwirklichung herbeizuführen „die wahre Philosophie berufen sei,“ wird dann Seite 197 die Einigung aller Menschen bezeichnet, „wenn sie die Rechte des Menschen anerkennen, an die Gerechtigkeit glauben und ihren Nächsten lieben.“ Wie nun Herr de Potter für jetzt und die Zukunft auf alle übrigen Glaubensunterschiede keinen Werth legt; so behandelt er auch die Dogmen der ältesten Kirche mit Geringschätzung, und spricht nicht selten von ihnen als bloßer Spiegelschere. Ueberhaupt „ist sein Buch in Wahrheit Nichts als eine Reihe von Dissertationen und kritischen Betrachtungen über die Hauptthatfachen der heiligen Geschichte.“ Es scheint uns in einem Geiste der Zweifelsucht und Anschwärzung geschrieben, welcher nicht mehr an der Zeit ist.“ — „Zu oft auch sind die Urtheile auf verflümmelte Thatfachen und auf Beweisstellen ohne Werth gegründet.“ Nützlich kann diese Schrift nur durch die darin angehäufte Gelehrsamkeit, populär kann sie in keiner Beziehung werden. —

Die alte Geschichte ist durch einen neuen Band von Niebuhr's Meisterwerk, deren Uebersetzung wir Herrn von Holbertn verdanken, bereichert worden. Napoleon's „*Précis des guerres de César*“ — zeugt von vollständiger Kenntniß der Pläne, Hülfquellen und Absichten des römischen Feldherrn. Nicht zu übersehen sind auch fünf Abhandlungen über römische Geschichte von Herrn Dureau de la Halle, in dem zuletzt erschienenen Bande der *Deutsche Schriften der Académie des inscriptions et des belles-lettres*. In der ersten wird dargestellt, daß die erste Ringmauer der republikanischen Weltstadt nur 638 Hektaren und die zweite, von Aurelian erbaute, nur 1396 Hektare umschloß, welches letztere nur $\frac{1}{3}$ des Flächeninhaltes von Paris beträgt. Paris aber hat nur 70, Rom hatte 275 öffentliche Plätze; jenes hat nur 50, dieses hatte 424, meistens mit heiligen Baumstücken umgebene Tempel, Paläste, Schaubühnen, Spaziergänge; Wälder waren umfänglicher und zahlreicher in Rom als in Paris. Aus diesen und anderen Daten erweist Herr Dureau de la Halle, daß Rom in seiner größten Ausdehnung und mit Inbegriff des Suburbium's nicht über 650,000 Einwohner aller Klassen zählen konnte. Dieses Ergebnis wird durch die

übrigen Denkschriften jenes Gelehrten bekräftigt, die nicht weniger lesenswerth sind, als die erste. Wir führen daraus nur das Datum an, daß die römische Republik in dem Jahrhunderte, in welchem sie Hannibal besiegte und Spanien eroberte, nur 750,000 Bürger von 17 bis 60 Jahreählte (Frankreich hat deren jetzt 9 Millionen), und zu Cäsar's Zeiten, obgleich fast ganz Italien das Bürgerrecht erhalten, jene Zahl auf 450,000 gesunken, — von denen 320,000 völlig undemittelt waren. —

Ob die historischen Bilder der großen Maler von Hellas, wie die neueren Fresken, auf die Mauern selbst, oder im Atelier der Künstler auf Holz gemalt, und dann erst an dem Orte ihrer Bestimmung befestigt worden? — über diese Frage (nachdem die meisten Alterthumsforscher mit Winkelmann für die erste Meinung, Vötriger mit anderen für die letztere gestimmt) hat Herr Letronne in seinen „Lettres d'un antiquaire à un artiste“ weitläufig die erste Ansicht als die richtige zu erweitern gesucht, Herr Raoul-Rochette die andere in einem großen Quartanten, betitelt „Monumens inédits de la peinture antique“, vertheidigt. Herr M. K. glaubt dargethan zu haben, daß das Malen auf die Mauer nur im Beginn und bei'm Verfall der griechischen Kunst, außerdem nur ausnahmsweise stattgefunden. Seine sehr gelehrte Abhandlung dürfte wohl den Sieg davon tragen. —

Die Schrift „De monstis et belluis“ aus dem X. Jahrhundert, die Herr Bergeat de Fivres in seinen „Traditions térnologiques“ mittheilt, ist nur interessant als ein neuer Beweis der tiefen Unwissenheit unserer Väter in der Zoologie.

Unter den zahlreichen der französischen Geschichte gewidmeten Arbeiten, gebührt der erste Rang der „Histoire de la Gaule méridionale sous les conquérans germains“ (4 Bde.) von Jauriel, welche die 2te Abtheilung eines größeren von ihm unternommenen Werkes über die Geschichte von Südfrankreich bildet. Es erlaßt sich aus dessen Untersuchungen, daß der gallisch-römische Widerstand nur im Süden Kraft und Dauer gehabt. Die römische Kultur ist hier so mächtig, daß sie sich zuletzt die Barbaren selbst assimiliert. „Fr. Jauriel scheint zu glauben, daß die französische Societät zur Wiege nicht den Norden gehabt, wo der Arm des Siegers dem katholischen Geiste gehorcht; sondern den Süden, wo die Keime der römischen Bildung (namentlich der Municipal-Verfassung), auf eine Weite unter den Trümmern zerstreut und zertheilt, sich von selbst wieder erheben vom X. bis zum XIII. Jahrhundert, nach der Absonderung der südlichen Provinzen von der fränkischen Monarchie.“ Wie dem auch sei, das Werk des Hrn. J. erweckt einen hohen Begriff von der

Gelehrsamkeit und dem Talente des Verfassers. Des Stoffes hat er sich vollständig bemächtigt.

Nicht minder schätzbar ist die ebenfalls aus den Quellen geschöpfte Abhandlung des Hrn. Reinaud über die Einfälle der Sarazenen in das mittelländische Frankreich. In der ersten Periode, die mit dem Jahre 759 schließt, war die Absicht derselben, nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa dem Islam zu unterwerfen. In der zweiten hingegen, die mit 889 endigt, sind sie fast nur damit beschäftigt, sich untereinander zu bekämpfen. Durch Reinaud erfahren wir, daß unter den einfallenden Sarazenen sich auch Juden und Christen befanden, und daß die Araber selbst zum Theil noch sehr barbarisch waren. So ließ Tacet, um den Einwohnern einer von ihm belagerten Stadt Chertem einzusüßeln, einige derselben, die er gefangen genommen, tödten, und — nachdem er sie tödten lassen, — von seinen Kriegern verzehren!

Zur Ergänzung unserer Kenntniß des Mittelalters beabsichtigt Hr. Lecomte de Vincennes, ein „*Livre des Légendes*“, deren Einleitung er bereits bekannt gemacht, alle romantischen und religiösen Traditionen des Mittelalters gesammelt herauszugeben. Ausgezeichnet ist die einleitende Abhandlung eben so sehr durch die seltliche Klarheit des Stils, als durch geistreiche Uebersichten und eine fast immer zuverlässige Gelehrsamkeit.

Gehen wir zu den bis jetzt noch nicht editen Dokumenten über, so haben wir zuerst diejenigen zu gedenken, welche Hr. Mignet in Betreff der spanischen Erbfolge herausgegeben. — Hr. Francisque Michel, der, drei Jahre lang, in Auftrag des Ministers des öffentlichen Unterrichts, die englischen Bibliotheken durchsucht, um die altfranzösischen Gedichte zu sammeln, die den französischen Sammlungen noch fehlen, — hat vorläufig in einem Bande alle auf Tristan bezügliche Gedichte herausgegeben und sie mit Erläuterungen und einem Glossar begleitet. Eine zweite Sammlung unter dem Titel: „*Chroniques Anglo-Normandes*“, enthält mehrere Inedite, was als Anhang zur trefflichen Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen von Thierry dienen kann. Der erste bis jetzt erschienene Band dieser Sammlung enthält Auszüge aus der Chronik von Gottfried Gaimar (einem anglo-normannischen Trouvère des XII. Jahrhunderts), aus dem anon. Fortsetzer des „*Roman de Brut*“, aus der Chronik von Peter v. Langloss und der „*Estoire e la genealogie de eux qui ont esté en Normandie*“ von Benoît de Sainte-More und das Leben des h. Eduard. „*Die Estoire*“ von Benoît de Sainte-More in 30,000 Versen wird jetzt vollständig in der königlichen Druckerei zu Tag gefördert.

Auch der „Roman de Brut“ im Jahre 1155 von Wace, einem normannischen Trouvère (dem wir auch den Roman de Rou verdanken,) gedichtet, ist von Hrn. Fero ur de Linco herausgegeben worden. Der Text ist nach 9 Handschriften berechtigt, die Varianten sind ihm beige druckt, die veralteten Ausdrücke erklärt, historische und geographische und literarische Anmerkungen hinzugefügt. — Von der „Société de l'histoire de France“ sind Briefe des Cardinal Nazarin aus den Jahren 1651 und 1652 bekannt gemacht worden, in denen der Cardinal an Anna von Oesterreich u. a. schreibt: „qu'il se meurt pour elle,“ und qu'il voudroit „lui envoyer son coeur,“ auch häufig seiner „passion“ und „ardeur“ gedenkt. Ein 2ter Band ist der erste einer neuen Ausgabe des „Gregoire de Tours,“ mit gegenüberstehender Uebersetzung von Hrn. Guadet, die jedoch Manche zu wünschen läßt, wenn sie gleich besser ist, als die kürzlich von Sauvigny besorgte und als die früheren unkritischen von 1610 und 1688. — Berühmter selbst als „Gregoire de Tours“ waren früher in Frankreich die großen Chroniken der Abtei St. Denis. Durch ihrer Herausgabe, für welche viele Handschriften benützt worden, hat Hr. Paris sich unstreitig ein großes Verdienst erworben, wenn er auch ihren historischen Werth überschätzt. Bisher war man mit St. Palaise der Meinung, daß die jetzige Abfassung des Textes, die in das XIV. Jahrhundert hinaufreicht, von Guillaume de Nançay herrühre. Hr. Paris macht es in einer eintretenden Abhandlung wahrscheinlich, daß der anonyme Renestret von Alphons, Grafen v. Poitiers, Bruder des h. Ludwig, der erste Uebersetzer oder Compiler jener Chroniken sei, deren Uebersetzung nicht mehr vorhanden ist, und die erst unter Philipp dem Schönen den Namen „Chroniques de France selon qu'elles sont conservées à St. Denis“ erhalten haben. —

Die Literaturgeschichte ist durch Bekanntmachung des neuesten „Inventaire des livres de l'ancienne bibliothèque du Louvre“ bereichert worden, welches Jules Mallet, Bibliotheks-Eustas unter Karl V., in den Jahren 1375 und 1411 verfertigt hat. Diese Büchersammlung bestand aus acht- bis neunhundert sorgfältig geschriebenen und illuminirten Bänden, und in den beiden Katalogen finden sich im Ganzen 1,236 Werke verzeichnet. Ihr Werth wurde auf 2,322 Livres 4 Sols angeschlagen. Der Herzog von Bedford, der sich als Regent des Königreichs betheiligte, eignete sie sich für 1,200 Livres an, und ließ sie nach England bringen. Unter den auf Befehl Karl's V. gefertigten Uebersetzungen bemerken wir die „Cité de Dieu“ des h. Augustin, deren Uebersetzung 1371 von Raoul de Presles begonnen; ferner Ovid übersezt von Philippe de Vitry, die Politik und Oekonomie des Aristoteles übersezt von

Nicolas Desseve, einiger Schriften Cene'sa's, dann Sueton, Valerius Maximus, Boetius, Donat, Marco Polo, den Thesaurus von Brunetto Latini, viele Schriften über Astrologie und geheime Wissenschaften, mehrere aus dem Arabischen übersehte medicinische Werke u. s. w.

Von Geschichten fremder Länder ist vor Allem die des othomanischen Reiches von Hrn. v. Hammer zu erwähnen, von deren Uebersetzung der Band III und IV erschienen. — Viele Schriftsteller beschäftigten sich mit der Geschichte und den Schicksalen Spaniens. „Eine neue Geschichte dieses Landes und Portugals von Hrn. Paquis hat die weitwichtigen Annalen von Mariana, Ferreras und La Glabe auf einen mäßigen Umfang reduziert. Bei Darstellung der bürgerlichen und kirchlichen Statuten der Westgothen ist man der historischen Schule der deutschen Rechtsgelehrten gefolgt. In Betreff der Herrschaft der Araber bemerkt man häufig die Orientalisten, besonders Lemble.“ Am lebhaftesten wird aber unsere Neugierde durch die „Histoire du soulèvement, de la guerre et de la révolution d'Espagne“ des Hrn. Toreno angeregt, die derselbe zu Paris in 5 Bänden erscheinen lassen. „Welches auch die Schicksale sein mögen, welche die Zukunft dem spanischen Volke ausbawahrt, offenbar kann es der reformirenden Bewegung, welche die Völker mit sich fortreißt, sich nicht länger mehr entziehen. Die Wiedergeburt-Krise, die ihm diese unbegrenzte Bahn eröffnet hat, ist aber unstreitig der Unabhängigkeitserkrieg. Das Jahr 1808 ist für die Iberische Halbinsel eine ihrer entscheidenden Epochen.“ Diesen Moment der Verschmelzung der verschiedenen Elemente des jetzigen Spaniens muß man in seiner hohen Bedeutung zu würdigen wissen. Ob das Werk des Hrn. T. dieser Aufgabe entsprochen? Wir müssen es bezweifeln. Demungeachtet ist seine Geschichte als das Werk eines Spaniers, eines Staatsmannes, eines Augenzeugen, zum Theil selbst als eines derer, die die erste Rolle gespielt, von nicht geringer Bedeutung, und trägt überdies das Gepräge gewissenhafter Arbeit. Mehrere sehr interessante Thatsachen werden uns zuerst durch dieselbe bekannt, wie u. a. daß Joseph Bonaparte der Regierung zu Cadix durch den Canonikus La Pena antragen ließ, er wolle sich ganz der Leitung der Cortes überlassen, wenn sie ihn als König anerkennen wollten. Am gelungensten und belehrendsten ist die Darstellung des freiwilligen, allgemeinen Aufstandes. —

Zum Beschlusse dieser Abtheilung verdient hier noch die Correspondenz des berühmten Präsidenten Charl. de Broffes angeführt zu werden, welche Hr. Colomb unter dem Titel: „L'Italie il y a cent ans,“ herausgegeben. Der gelehrte und geistvolle Präsident war im Jahr 1739 nach Italien gereist, um die Materialien zu seiner Ergänzung des Sallust

zu sammeln. Auf dieser Reise schrieb er die vom Hrn. Colomb in 2 Bänden mitgetheilten Briefe, die eine reiche Schilderung des damaligen Italiens und seines Lebens bieten. Von Rom aus beschreibt er das Conclave, welches gerade gehalten wurde, und verzeichnet alle die Intriguen und Schelmenstücke, „die sich jedesmal erneuern, so oft es gilt, der christlichen Welt ein Oberhaupt zu geben.“ Zu Neapel wohnte er den ersten Ausgrabungen von Herculaneum bei. Er durchseufchte Alles, nur einmal ermüdet ablassend, als er zu Venedig bereits 1,200 Bilder von Tintoretto durchmustert hatte.

VI. Literatur.

Die Romane, Gedichte und eine Menge capriziöser Compositionen, die nicht leicht zu rubriciren sind, nehmen, wie Eingangs bemerkt, eine große Stelle im allgemeinen Inventarium ein. Die poetischen und romantischen Werke, welche eines literarischen Studiums werth sind, bilden immer nur Ausnahmen. Die bedeutendsten des vorigen Halbjahres sind gleich nach ihrem Erscheinen so reichlich besprochen worden, daß hier nichts mehr zu sagen ist über de Lamartine's „Jocelyn“, über den epischen Versuch (Napoli'en) von Edgar Quinet, und über Alfred de Musset's „Confession d'un enfant du siècle.“ Hierher gehört auch Janin's „Chemin de traverse.“

Hr. Alphonse Karr hat zwei Bände geschrieben, die es ihm „Le Chemin le plus court“ zu betiteln beliebt. Sie sind geistreich, mannigfaltig, oft groß — und unterhaltend. Der Verfasser verschmäht die Contraste der Charaktere, die Hülfsmittel des Geheimnißvollen und Ueberaschenden. Seine Manier läßt sich mit der der flammändischen Maler vergleichen. Man verweilt mit Ergötzen bei ihrem Anblick; aber sie lassen keinen Eindruck in unsrer Seele zurück. — Sehr zu wünschen wäre, daß Hr. Karr sich künftig nicht mehr solchen Digressionen hingebe, die durch Nichts gerechtfertigt sind, daß er die paradoxen Behauptungen weglasse, die doch nur zur Ausfüllung dienen, — und Einfälle, die vielleicht nicht von allen Lesern von gutem Geschmack gebilligt werden, wie z. B., wenn er zwei Seiten weiß läßt, Jedem anheimstellend, sie beliebig auszufüllen, oder wenn er eine Seite in zwei Columnen spaltet, um gegeneinander zu streiten, was zwei seiner Personagen denken.

„Settimia“ von Mad. Hortense Allard ist ein Roman, der besonders erwähnt zu werden verdient und der Verfasserin unter den Schriftstellerinnen eine Stelle sichert, die ihr bisher nur von der Freundschaft zugesprochen wurde. *Settimia* erfüllt größtentheils die Erwartungen,

zu denen vor ungefähr zehn Jahren „Gertrude“, das erste Werk der Mad. A. uns bereichert hatte. Auch in ihren späteren Arbeiten, wie z. B. in ihrer Schöpfung: „La femme et la démocratie“, hatte Mad. A. sich als hochgesinnte, denkende Schriftstellerin bewährt. Noch blieb aber hinsichtlich der Ausführung, Farbe, Leichtigkeit und Anmuth — Manches zu wünschen übrig. Settimia läßt in diesen Beziehungen nichts vermissen. Besonders meisterhaft hat sie den Kampf zwischen Ehrgeiz und Liebe in dem Herzen der Heldin ihres Romans geschildert, der neben „Rome souveraine“, einem Roman, an den jener zuweilen erinnert, eine Stelle einnehmen verdient. —

Der Name Hippolyte Renaud, auf den man durch den Roman „Pierre“ aufmerksam geworden, soll, wie es heißt, den einer andern Schriftstellerin verbergen. Hätte die Verfasserin nicht zwei ganze Bände füllen müssen, so würden mehrere Scenen von wahren und tiefem Gefühl und glühender Ausführung nur zu loben sein. Im Ganzen genommen ist es ein glücklicher Erstling der Muse, der die Verfasserin zu ernstlichen Studien und die Leser zu wohlwollender Beachtung verpflichtet.

„Fr. v. Balzac“, der sich den fruchtbarsten unserer Romanschreiber nennen läßt, hat ein Schreibsystem erfunden, welches ihm gestattet wird, jene Bezeichnung ohne viele Mühe zu rechtfertigen. Statt sich zu bemühen, die Elemente, welche die bekannte Sprache ihm darbietet, seinen Gedanken anzupassen, schmiedet Fr. v. B. sich Worte oder gebraucht barbarische und unverständliche Ausdrücke, die er, Gott weiß wo, aufreibt. So offenbart uns der *Lys dans la vallée* bald „patimens subin en silence“, bald „blandices ignorees“, bald „leurs convictions immarcescibles“. Ein „parfum de femme“ drillet in der Seele des Helden, und diese Frau spricht mit einer „voix d'or“. Billig sollte der Herausgeber ein Wörterbuch beifügen.

Diese Fruchtbarkeit erklärt sich aber ebenwohl durch den dem Realismus entgegengekehrten Fehler: die Blässe und den Mangel an Charakter. Dieser Vorwurf trifft nur zu oft den Erst des Bibliophilen Jakob (Lacroix). Dagegen bietet er der Neugierde der Leser die Hülfsquellen einer pikanten Tiefenheit. Dies wird seinem letzten Roman: „Pigneroch, histoire du temps de Louis XIV.“ (in 2 Bänden) Dauer verleihen. Der Verfasser versucht darin eine neue Lösung des Räthfels vom Manne mit der eisernen Maske, der kein anderer sein soll, als der Oberintendant Fouquet. Hrn. Jakob zufolge hatte Fouquet, schamlos die Staatskasse plündernd, um seinen galanten Capricen zu fröhnen, die unverdächtige Kamme des Königs dadurch auf sich gezogen, daß seine Gelüste sich bis zur Mlle. de la Vallière verfliegen. Im Jahr 1664, nach dreißährigem Prozeß,

verurtheilt und in den Donjon von Vincennes eingesperrt, wos er nach 16jähriger Gefangenschaft im Entweichungsversuche ertappt, als gestorben ausgegeben und in eilige begraben, in der That aber in den eisernen Sarg gesperrt worden, in welchem er noch 23 Jahre gelebt. —

Wir werden nicht versuchen, den übrigen Plunder von Romanen und andern veränderten Productionen zu verzeichnen. Wäre es möglich, die 200 Bände dieses Belichters, die in den letzten Monaten erschienen, zu classificiren, so würde man sie in unmerklichen Uebergängen bis zur unheilbarsten Albernheit, bis zur unverschämten Nullität herabsteigen sehen. Wir begnügen uns, auf einige Züge ihrer allgemeinen Physiognomie hinzuweisen, welche in dieser Gattung auf eine neue Tendenz zu schließen erlauben.

Wir wenden uns zurück auf die Literatur, wie sie vor etwa drei Jahren war. Der Roman war damals nichts Geringeres, als das Epos der neueren Zeiten; sein Rahmen und seine Maschinerie constituirten die Aocm par excellence, und er wich vor keiner der großen historischen oder sozialen Fragen zurück. Diese Aufwallung von Stolz stieß sich durch ein bezauberndes Stück entschuldigender Gegenwartig etwas weniger gebärdet, — verzichtete der Roman nach und nach auf die Präntationen, die ihn nur zu oft bis zum Ueberlichen hingeführt haben. Er sucht wieder zu werden, was er ehemals gewesen, eine ruhende und leichte Lektüre, ein Schauspiel am stillen Kamin. Noch zu bemerken ist, daß die Mehrheit der Schriftsteller Maßigung im Style, Moralität, zuweilen sogar Rechtschaffenheit affectirt. Die Klagen über die Zuchtlosigkeit der Geister sind nicht mehr gegründet. Solchen, die in der französischen Literatur nur Schlimmes sehen wollen, ohne das Gute, das sie bewirkt, in Rechnung zu bringen, können wir die Versicherung geben, daß das moralische Uebel zu keiner Zeit geringer war, als in der gegenwärtigen. Es wäre ein Leichtes, die Beweise dafür zu häufen. Ohne aber den Kreis der literarischen Erscheinungen, den wir durchlaufen haben, zu überschreiten, führen wir zur Vergleichung ein Werk an, welches, vor fünfzig Jahren geschrieben, jetzt wieder aufgelegt worden ist, wir meinen die „Théorie des lois criminelles,“ von Beccaria de Darville (2 Vol.). Hier liest man im Kapitel über den Ehebruch: „Der Ehebruch existirt nicht in dem Befehl der Natur. Es ist vielmehr sehr natürlich, seinen Geschmack nicht auf eine Frucht zu beschränken, sondern alle Blumen zu pflücken, die dem Geruche schmeicheln und das Auge bezaubern können.“ Gewiß wird man in keiner einzigen Schrift des Tages diese anacreontische Phrase wiederfinden, die unsern Vätern in einer ernstern juristischen Abhandlung leider nicht anständig war.“ —

Rückblick auf die französische Literatur in der zweiten Hälfte des Jahres 1830.

Zur Ergänzung der vorhergehenden Uebersicht werden wir im Nachfolgenden einen gedrängten Auszug aus einem ferneren Berichte desselben Literaturcs liefern, der im Hefte vom 15. Mai eben jener Revue (S. 153 bis 178) abgedruckt ist.

Nachdem Hr. L. „die gegenwärtige Unfruchtbarkeit der französischen Literatur und die unerküdete Erstarrung (*engourdissement*) der Geister“ beklagt, bemerkt er, daß, „in Ermangelung von Werken ersten Ranges, er eine Stufe herabsteigen müsse,“ um vorzugsweise die belehrenden Arbeiten zu berücksichtigen, die er unter die Rubriken Philosophie, Geschichte und Literatur geordnet.

I. Philosophie.

In einer an Regeneratoren so fruchtbaren Zeit darf man es verwunderlich finden, daß volle sechs Monate nicht ein einziges philosophisches Evangelium, nicht ein neues Programm der menschlichen Wissenschaft geliefert haben. Einige und zwanzig Bücher und Zeitschriften theilen sich in kritische Studien über alte Systeme und Abhandlungen über Erziehung. Die letzteren sind nicht bedeutend genug, um näher besprochen zu werden. Im allgemeinen sind es blühende Bemühungen die kommenden Geschlechter vom Zwiespalt zwischen Gefühlen und Principien, von der unbedeutlichen Schwärzerei, von jener eiteln Neugierde, dem Zweifel und den tausend geistigen Kengeln zu befreien, welche unsere Epoche bis zur Verblümmung ermüden.

Unter den kritischen Werken verdienen drei besondere Erwähnung. Einer sehr umfänglichen Druckschrift, welche die *Charges inédites d'Abelard* enthält, ist eine sehr belehrende Einleitung des Hrn. Cousin voran

gestellt. Jene unedirten Worte bestehen in dem „*Sic et non*“ und in der verästelten Dialektik Abelard's. Das erstere ist nur eine Kistkammer von Gelehrsamkeit, ein Repertorium von Sentenzen aus den Kirchenvätern, die so zusammengestellt sind, daß sie die Meinungsverschiedenheiten derselben über die Hauptpunkte der Theologie anschaulich machen; doch bemerkt Abelard im Prolog, daß diese Differenzen nur anscheinlich seien, obgleich die Kirchenväter allerdings auch dem Irrthum unterworfen gewesen.

Den Streitpunkt, der zur Zeit Abelard's die Scholastiker hauptsächlich beschäftigte und sie in Realisten und Nominalisten spaltete, entwickelt die Einleitung des Hrn. Cousin mit großer Klarheit. „Können den Gattungen und Arten ein eigenes, wirkliches Sein zu, oder sind es nur Abstractionen des Verstandes?“ Ist z. B. unter *Menschenge* schlecht ein wirkliches Gesammtwesen zu verstehen, oder ist es nur eine verabredete Bezeichnung, ein bloßer Laut, um eine Gruppe ähnlicher Einzelwesen damit zu bezeichnen? Die Neuerer ließen, dem (missverständenen) Aristoteles folgend, alle wahren Begriffe nur durch die Sinne uns zukommen; da diese nun das Einzelne (Individualitäten) zur Verstellung bringen, so schrieben sie nur diesem Wirklichkeit zu und wurden, weil sie die Allgemeinheiten zu bloßen Namen machten, *Nominalisten* genannt. Die altgläubigen Philosophen hingegen behaupteten, die Gattungen beständen durch sich selbst, seien wirkliche und lebendige Substanzen, die Individuen nur deren verschiedene Accidenzen. Man nannte die Anhänger dieser Meinung *Realisten*. „Zwischen diesen beiden Parteien, bemerkt Hr. L., spielte Abelard die Rolle eines Schlingenspißes, der sich vor Allem durch ein eigenes System berüchtigen will, und gegen Cousin behauptet er: „*Abelard fait de l'éclecticisme*.“ Zum Erweis führt er des Letzteren Worte an: „die Arten und Gattungen sind Erzeugnisse des Geistes; es sind weder Worte, obgleich Worte sie aussprechen, noch Dinge außer: oder innerhalb der Dinge; es sind Begriffe (*conceptions*).“

„Von der scholastischen Philosophie zum deutschen Idealismus,“ meint dann Hr. L., „sei der Uebergang leicht und legitim,“ und wendet sich sofort zu der „*Histoire de la philosophie allemande*“ (2 voll. 8.) des Hrn. Barthelemy de Feuchaux.

„In fünf Kapiteln, welche — Leibniz, Kant, Fichte, Schelling und Hegel überschreiben, reconstituirt und formulirt ziemlich deutlich (?) der Vfr. das System jedes dieser Philosophen, indem er die in ihnen zahllosen (!) Becken zerstreuten theocertischen Ansichten zusammenordnet.“

Aus dem aber, was Hr. T. aus dieser Geschichte anführt und darüber und dagegen bemerkt, ist leicht zu ersehen, daß weder Hr. Bartheu, noch Hr. T. die Systeme jener Philosophie in ihrer wesentlichen Eigentümlichkeit erfaßt haben.

Die einzige hier noch zu erwähnende Schrift ist das „Examen critique de la philosophie de Bacon“ des verstorbenen Grafen Jos. de Maillet, welches aus seinem Nachlasse jetzt erst herausgegeben worden. Es wird darin zu erweisen versucht, daß die im *Novum organum* zur Befreiung der alten Logik vorgeschlagene Induktions-Methode falsch, und daß alle Wissenschaften bereits auf dem rechten Erfahrungswege im Fortschreiten begriffen, als Bacon auftrat. Diese Gegenchrift enthält zwar manche treffende Zurechtweisung, aber auch nicht wenige Beispiele bitterer Feindseligkeit und frömmelnder Unerschlichkeit des Verf. *)

II. Geschichte.

1) Allgemeines. Die Aufgabe des Historikers wird immer schwieriger und gefährlicher. Unser Jahrhundert, welches Alles wissen will und Alles bezweifelt, scheint Thatsachen und deren Beweise jenen ergreifenden Gemälden vorzuziehen, wo die Kunst der Composition und der Scharfsinn des Urtheils die Fähigkeit des Schriftstellers besser beweisen als die Anhäufung von Citaten . . . Man muß Geologie und Physiologie verstehen, um die Verhältnisse und den Organismus der Völker zu erklären; Theologie, Jurisprudenz und Staatswirtschaft, um die Dogmen und den Gesetzsstand zu vergleichen; Archäologie, Philologie und Aesthetik, um die Anfänge und Entwicklungen des geistigen Lebens kritischen zu können. Alle Wissenschaften müssen beitragen zur Wissenschaft der Thatsachen. Auch ist zu bemerken, daß beinahe alle ernsten Arbeiten mit mehr oder minder Zug die historische Gestalt annehmen, weshalb wir unter diese Abtheilung auch Werke begreifen, die nicht unmittelbar hierhin gehören.

Wir beginnen mit dem Wiederabdruck des „*Essai zoologique sur le genre humain*“ von Hrn. Bory de Saint-Vincent und dem „*Essai sur les races humaines*“ von Hrn. Broc. Bisber hat in Betreff der ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechtes einerseits der religiöse Eiferglaube hartnäckig am biblischen Buchstaben (oder vielmehr an der kirchlichen Deutung desselben) festgehalten, andererseits die sog. Auffklärung jede Widerlegung der Ueberlieferung als einen Sieg der Wissenschaft gefeiert. Gegenwärtig wird mit Ruhe die Lösung jenes Räthsels von der

*) Hostilité flagrante et pleinemont déloyale.

Physiologie erfragt. Linné nahm 4, Blumenbach 5, Cuvier 3, Düméril und Vireo jeder 6, Desmoulins 11, Walte-Reun 16 Klassen an; Dr. Boer, nachdem er die Primaten in Mensch und Orang-Utang unterschieden, theilt die erstere Gattung in 15 Arten, die er selbst wieder in Rassen und Familien unterabtheilt, jeder jener 15 Arten eine eigene Heimath zuweisend. Dr. Boer dagegen nimmt mit Hen. Seebo eine menschliche Urgattung und vier, nach der Hautfarbe unterschiedene Unterabtheilungen an.

„Da der organische Mechanismus überall derselbe ist, so können die besondern den Benennungen nur von der Gestalt, dem Umfang (volume) und der Farbe hergenommen werden. Die beiden ersten Merkmalen schienen uns sehr unzuverlässig, da alle Welt weiß, daß die vorzugsweise erregten Organe sich auf Kosten der übrigen entwickeln, und daß die Verschiedenheit der Lebensweise hinreichend die der Aeußerlichkeiten erklärt.“ Diese Unterschiede, durch viele Geschlechter sich fortsetzend, erzeugen auf die Länge hin scharf abgeforderte Typen. Das dritte Merkmal, der Farbe der Haut und dem Haar entnommen, regt Fragen an, zu deren Lösung vor der Hand noch keine Aussicht eröffnet ist.

Als eine „Anwendung der Psychologie auf die historischen Studien“ bietet uns Dr. Lélut, ein sonst ausgezeichnetes Aerg, eine Abhandlung „Du Démon de Socrate.“ Zur Charakteristik derselben genügt die Anführung nachfolgender Stelle: „Es ergibt sich hieraus, daß Sokrates ganz eigentlich ein Narr ist (est bien véritablement fou), da, wenn es ein förmliches und ungewisselhaftes Zeichen von Nartheit gibt, es die Hallucinationen sind, nämlich der Geisteszustand, in welchem wir unsere eignen Gedanken für Empfindungen halten, die durch unmittelbare Einwirkung äußerer Dinge verursacht werden. Der Philosoph hat, vielleicht 10 Jahre lang, diesen unablässigen Charakter geistigen Jockeins dargeboten.“ Dr. L. dagegen meint mit Montaigne: „Der Dämon des Sokrates war ein gewisser Impuls des Willens, welcher sich ihm ohne Rath seiner Vernunft darstellte.“ Schon längst aber hat Herr Koroff, ein zu Paris prakticirender Arzt, in einer demselben Gegenstand gewidmeten Schrift die Lösung dieses historischen Räthfels in dem Gebiete des Somnambulismus und des Hellsehens gefunden.

2) Geographie. — Die gelebten Forschungen Joach. Lelewel's, über die Kosmographie der Alten, sind zusammengestellt unter dem Titel „Pytheas de Marseille“*) herausgegeben worden. Polybios und Strabo hielten die Reiseberichte des Pytheas für fabelhaft; auch

*) In 8^o, mit Karten. A la Librairie polonoise.

Gesselin verwarf sie noch. Hr. Leliewel versucht das Ansehen jenes Reisenden zu rehabilitiren. Auf den beigegebenen Karten kann man den Galle-Strichen begleiten, wie er Iberien umschifft, an der Spitze von Minster den cartthagischen Seeweg verläßt, Cornwallis berührt, die östliche Küste Britanniens bestreift, bis zur ultima terrarum Thule (Island oder Jerow), und zuletzt im baltischen Meer bis zur Mündung des Tanais dringt. Wir glauben, daß Hr. L. dem kühnen Reisenden die Ehre seiner Entdeckungen wiedergegeben hat.

In der ersten Abtheilung der „Histoire de la Géographie du nouveau continent,“ — des Hrn. A. v. Humboldt, verbreitet sich derselbe über die Ursachen, welche die Eroberung der neuen Welt vorbereitet und herbeigeführt haben. „Die Ausdehnung der Erde war schon bei den Alten angekündigt durch die Pythagoräer, Aristoteles, Strabo, Seneca und Macrobius. Diese Meinung, von den Arabern bekräftigt, verbreitert durch Dante, Roger Boko, Albert d. Br., Vincenz v. Beauvais, Peter v. Ailly, war allgemein angenommen.“ Hr. v. Humboldt weist nach, daß schon vor Columbus der Astronom Toscanelli, der Kaufmann Martin Behaim u. m. a. auf den Gedanken gekommen, auf einem Wege nach Westen den Orient zu erreichen. Hr. L. erinnert bei dieser Gelegenheit, daß schon Jean de Béthencourt, Kammerer Karls VI. und Neffe des Grafadmirals, sich auf den Ozean gewagt zur Entdeckung unbekannter Regionen, aber, auf eigne Kosten schiffend, nicht so weit nach Westen vorbringen konnte, als er beabsichtigte, sondern nur bis zu den kanarischen Inseln gelangte, von denen er 1402 Besitz nahm. Möglicherweise nannte wohl, daß Pierre d'Ailly, aus dessen Werken, wie Hr. v. Humboldt erweist, „Columbus seine klassische Gelehrsamkeit und seine moralische Ueberzeugung geschöpft,“ — als Reichvater des Königs, dessen Kammerer Béthencourt war, von diesem Mittheilungen empfangen, wie auch portugiesische und spanische Chroniken dem Erfolge Béthencourt's den Eifer Heinrichs v. Portugal für Beförderung der Astronomie und der Schifffahrt zuschreiben.

Außer den Arbeiten von Leliewel und v. Humboldt, erwähnt Hr. L. nur noch die von Hrn. Cayeux besorgte Uebersetzung von Capitain Baud's Reise in die arktischen Regionen in den Jahren 1834 und 1835. (2 Bände mit Karten). Die Genauigkeit des Berichtes, die beigelegten wissenschaftlichen Anmerkungen und die Brichtigkeit der Uebersetzung machen dieses Werk empfehlenswerth.

3) Alte Geschichte. — Mit Recht wendet sich die Aufmerksamkeit der Gelehrten jetzt den paläographischen Arbeiten zu, da deren Erfolg ein neues Licht über das Alterthum ausbreiten würde. Hr.

Salvolini gibt eine „Analyse grammaticale et raisonnée des anciens textes égyptiens“ heraus. Die erste davon erschienene Abtheilung bietet den Text und die Erklärung der berühmten Inschrift von Rosetti.

Unter den geschichtlichen Werken verdient zunächst mit Auszeichnung genannt zu werden die Geschichte des römischen Reiches von der Schlacht von Actium bis zum Falle des abendländischen Reiches, von Hrn. Carr. Der erste 700 S. starke Band, dem noch zwei andere nachfolgen sollen, erzählt die Ereignisse vom Ende der Bürgerkriege bis auf Nero. Hr. Carr. sich ausdrücklich der fatalistischen und der sembolischen Schule entgegensetzend, gehört auch nicht zu der pietistischen, wohl aber zu der Schule Voigt's und des Tacitus. Mit sorgfältigem, fleißigem Studium verbindet er gesundes Urtheil und klare Darstellung.

Der Orient wird bald besser in Europa, als im Orient selbst gekannt sein, was größtentheils dem Uebersetzungsverein zu verdanken, der zu London seinen Sitz hat, und auch auswärtige Philologen zur Mitwirkung anregt. Seine Sammlung ist jetzt durch zwei schätzbare Arbeiten bereichert worden. Die Eine derselben ist die von Hrn. Dubeur besorgte französische Uebersetzung von Tabari's Chronik (l. Pöönig No. 164). Die andere bieten uns die „Lettres sur l'histoire ancienne des Arabes,“ von Hrn. Fulgence Fresnel... „In der Wüste sind die Haupttage diejenigen, die merkwürdig werden durch das Aufeinandertreffen zweier Stämme, einen kühnen Handstreich, einen bitterlichen Kampf, eine Vendetta. Der Bericht von einem denkwürdigen Tage, von einem Augenzeugen erhellt, prägt sich dem Gedächtnisse eines Kawi's ein, des Geschichtener's dieser Zeit, dessen Verdienst darin besteht, Wort für Wort, ohne Zufügung oder Weglassung einer Silbe, wiederholen zu können, was er gehört.“ Auf diese Weise pflanzt die ursprüngliche Abfassung sich völlig unverändert durch mehrere Geschlechter von Erzählern fort. Im VIII. Jahrh. unserer Zeitrechnung machte Abu-Übaidah sich berühmt durch die große Anzahl und Genauigkeit der Sagen, die er erzählen konnte. Ein Jahrh. später schrieb ein arabischer Compiler zu Cordova Alles nieder und nannte die Sammlung das Haleband, weil jeder der 25 Bände, aus denen sie besteht, den Namen eines Heilheiles trägt. Diese in die ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung hinaufreichenden Uebersetzungen sind in Prosa, der ältesten arabischen, die wir besitzen, verfaßt, und zwar in dem Dialekt, dessen nur Mahomed vollkommen mächtig gewesen sein soll. Die ungemeinen Schwierigkeiten, die er darbietet, hat Hr. Fresnel mit Hüffe eines arabischen Gelehrten zu überwinden gesucht, und dem Texte überdies sehr reich Anmerkungen beigelegt.“

4) Geschichte von Frankreich. „Diese, an Reizgeiten

erme Abtheilung, hat einen großen Umfang durch den Haufen von schon größtentheils bekannten Memoiren und Dokumenten, welche in den größten Sammlungen ihrer Stelle finden, die durch die Concurrenz der Buchhändler vervielfältigt worden. Eine Ausnahme hiervon ist zu Gunsten der „Archives curieuses de l'histoire de France“ zu machen, welche die Hrn. Cîmber und Dajou herausgeben.“ Dieses jetzt auf 13 Bände angewachsene Repertorium bietet mitunter noch unedirte Urkunden, außerdem Abdrücke meistens sehr selten gewordenen Flug-Schriften und Flugblätter. Die drei zuletzt erschienenen Bände (X. bis XII.) führen und das Drama der Ligue vor, wie es von der sechsten Waffenerregung der Hugonotten im Jahr 1590 bis zum Frieden von 1598 zwischen den Königen von Frankreich und Spanien sich entwickelt. Die Herausgeber führen uns die Sprecher der verschiedenen Parteien vor, und deuten in beigefügten kurzen Notizen den geschichtlichen Werth derselben an.

Die Sammlung der auf die Geschichte von Frankreich bezüglichen Aktenstücke, welche mit königlicher Ermächtigung und mit Hülfe des Buchget's veranstaltet wird, ist um einen Band vermehrt worden: „Le Polyptique“ oder Status der Grundstücke, Einkünfte und Leibeigenen der Abtei St. Germain des Prés, der unter Karl d. G. vom Abte Irminon gefertigt.

Für die Geschichte der neuesten Zeit wird man bedeutende Aufschlüsse von den Mémoires de Lucien Bonaparte erwarten; hierin aber durch den ersten (von 5 bis 6) im vorigen Jahre erschienenen Band sich getäuscht finden, da er kaum irgend einen charakteristischen Zug, eine neue Angabe bietet, die zur Berichtigung der bis jetzt geltenden Annahmen dienen könnte. Hoffentlich wird der zweite Band, der die Tragikomödie des 18. Brumaire eröffnet, für welche Herr Lucien Bonaparte der wichtigste Zeuge ist, uns für den ersten entschädigen.

Ungeachtet so viel Schriften über Napoleon erschienen, blieb doch noch ein Werk erwünscht, worin die Thatfachen in geordnetem, aber nicht confundirender Scrupelung nach zu den Resultaten hinführten. Der „Essai sur l'établissement monarchique de Napoleon“ von Hrn. Camille Paganet entspricht diesem Wunsche. Der Verfasser hat hiermit eine treffliche Biographie eines Mannes geliefert, der eine ganze Epoche in sich absorbiert. Sein merkwürdiges Talent für den Styl weiß die gewöhnliche Trockenheit analytischer Resümés zu verballen.

5) Ausländische Geschichte. Das Interesse, welches der Kampf auf der Iberischen Halbinsel einflößt, hat im vorigen Jahre nicht weniger als drei allgemeine Geschichten Spaniens, und mehr als 20 Scherfen über die Einrichtungen, Hülfsmittel und jetzigen Kämpfe

dieses Landes hervorgerufen. Wir hätten hier zunächst die von der Akademie der Inschriften gekrönte Abhandlung des Herrn Papencorde (v. Berlin) über die Wanderungen der Vandalen und ihrer Niederlassung in Afrika zu erwähnen, wenn dieselbe in Druck gegeben worden wäre. Von den übrigen Schriften möchte dauernder Werth wohl nur der „Histoire d'Espagne“ (vom Einfall der Gothen bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts) von Herrn Messieu de Saint-Hilaire zukommen sein. Der erste im vorigen Jahre erschienene Band bezeugt treues Studium der Original-Urkunden, scharfe Gelehrsamkeit und besonders ein richtiges Gefühl für historische Composition. Die Ausführung zeichnet sich vielleicht weniger durch hervorragende Vorzüge als durch Vermeidung der jetzt so geläufigen Mängel aus. — Auch die Geschichte des osmanischen Reiches von Herrn von Hammer verdient von Neuem in Erinnerung gebracht zu werden. Der V. und VI. Band der Uebersetzung, die zuletzt erschienen, umfassen (von 1520 bis 1574) die Regierung von Soliman, den die christlichen Völker als den großen beglückt, und die von Selim II., dessen Mängel unter dem Abgang des vortrefflichen Ruhmes verschwanden. —

Ob das Türkische Reich Bestand halten könne? Ein Reich, in welchem 14 Millionen Menschen conglomerirt sind, wo die eigentlichen Türken, die erwerbende Klasse, kaum $\frac{1}{10}$ theil, die Korangidhigen höchstens ein $\frac{1}{2}$ theil, der Bevölkerung bilden, die zwei anderen Drittel von verschiedenartigen Glaubensmeinungen und Gesetzen beherrscht: Die Zeit, die Alles abnutzt, hat die Schärfe des Säbels abgestumpft; man braucht keine andere Ursache für den Verfall eines Reiches zu suchen, dessen Grenzen bloß mit dem Säbel eingefurcht worden. Eine letzte Ausrüstung wird für nahe genug gehalten, um alle politische Cinkel zu beschäftigen. Doch gibt es Pöbeln, die in der Ottomanischen Staatseinrichtung bis jetzt noch nicht wahrgenommene Bedingungen der Kraft und Dauer entdeckt zu haben behaupten. So die Verfasser der Denkschrift: „La Turquie, ses ressources, son organisation municipale et son commerce“ und der Einleitung dazu. Die letztere (auch abgesondert unter dem Titel: „Les deux mondes“ ausgegeben) ist von Herrn Gustav von Eichthal (ehemaligem Saint-Simonisten), verfaßt. Er meint, der Unterschied, der sich in den gesammten sozialen Einrichtungen des Orients und des Occidentis kund gebe, sei in ertlichen und unveränderlichen Ursachen begründet. Beide Welten müßten deshalb darauf verzichten, einander zu modificiren, vielmehr mit wechselseitigem Wohlwollen die Entwicklung des eigenen Lebensprinzips jedes von Beiden zu fördern suchen. Er sieht in Constantinopel und Paris zwei auf die ganze Menschheit ausstrahlende

Lichttheorie; Dessenreich ist ihm die vermittelnde Fortschrittsmaschine, welche, als Conductor, den civilisirenden Funken leitet. — Bedeutender ist das Hauptwerk, dessen Verfasser, Herr David Urquhart, emalischer Gesandtschaftssekretär zu Constantinopel ist. Er sieht in der Türkei ein Land, mit 3000 (engl.) Meilen Seeküsten, und einem Boden von 5000 L. Meilen überdeckt mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen u. s. w., welches — in seiner Integrität zu erhalten, England ein großes Interesse hat, da es hoffen darf, dort Herr des Marktes zu werden. — Beide Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Türkei in sich selbst die Elemente ihrer Wiedergeburt besitze, und noch lange Europa als Damm gegen die umschweifende Wuth Rußland's dienen könne. Das Princip der Rettung glaubt Herr Urquhart in den örtlichen und Municipal-Einrichtungen entdeckt zu haben, welche die Eroberer vorgefunden und durchgängig unberührt gelassen hätten. — Wie dem auch sei, jedenfalls bleibt das Werk des Herrn Urquhart eines der brauchbarsten, um hinsichtlich der Bevölkerung, der Verwaltung und des Finanzen und des Handels der Türkei zu Rath gezogen zu werden.

Interessante Uebersichten bietet ebenfalls der in zwei Hefen in Paris vom Grafen Stanislas Plater herausgegebene „Atlas historique et militaire de la Pologne.“ Hier werden uns auf mehreren colorirten Bildern die Territorial-Revolutionen, die denkwürdigsten Feldzüge, Belagerungen und Schlachten vom Anfang des XVII. Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag hin vorgeführt. Der gegenüberstehende Text resumirt die politische Stellung der Epoche, die Stärke und Bewegung der Heere und die allgemeinen Resultate der Feldzüge. —

Ueber England finden wir manches Belehrende in dem „Observations recueillies en Angleterre“ (2 voll.) von Herrn Simon, und in „Angleterre en 1836“ (2 voll.) der Uebersetzung der *Revue* an Freunde von Hrn. von Kaumer. Dieser Letztere verläumt keine Gelegenheit, die drei Königreiche auf Kosten des armen Frankreich's herabzusetzen. Diese Schwäche abgerechnet, zeigt er Wissen und hohen Verstand. „C'est lui la pensée d'ordre et non l'observation.“ — Das Werk des Herrn Simon contrastirt mit dem ebenenwähnten durch die Pediglon des Planes und eine Unparteilichkeit, die von gutem Geschmack zeugt. Die Schalen der Waage, die er zwischen den beiden Völkern hält, schwanken auf und ab, ohne jemals zu verwinden. Die schwachen Seiten England's — Literatur, Künste und höhere Unterreich — werden schonend berührt; der größte Theil des Buches zeigt den Verfasser als gelehrigen Schüler der großen Wissenschaft des *Comfort's* und der Gesetze der industriellen Bewegung. —

„Wie und in welcher Gestalt die Franzosen sich die Neuerungen der englischen Kasse aneignen mögen?“ Dies ist das Programm, welches Herr Michel Chevalier seinen „Lettres sur l'Amérique du Nord“ voransetzt. Da nun die Engländer ihre Superiorität hauptsächlich durch Vervollkommenung der Communicationen und die Credit-Wissenschaft behaupten, so hat Hr. C. auch sein Hauptaugenmerk auf diese beiden Punkte gerichtet, die umso mehr in Nordamerika die Hauptsache ausmachen, als durch die erste das Hinderniß, welches die großen Entfernungen bieten, durch den Credit aber der Mangel an aufgesammelten Schätzen beseitigt werden muß. — Da bereits eine zweite Ausgabe dieser Briefe nöthig geworden und ihre Bedeutung auch in deutschen Blättern Anerkennung gefunden, so dürfen wir übergeben, was auch Hr. L. zu ihrem Lobe sagt. —

Auch das Werk des Herrn Davis über China, welches Herr Razin der Aeltste in's Französische übersetzt hat, ist bereits hinlänglich in Deutschland bekannt. Wir haben aus Hr. L.'s Uebersicht nur noch die Notiz hinzuzufügen, daß Herr Davis 20 Jahre als Handelsagent in Canton zugebracht und, im Gefolge von Gesandten, bis jetzt noch den Europäern unzugänglich gewesene Provinzen durchreist hat, auch das Chinesische eben so geläufig sprechen und schreiben soll, als das Englische. Herr Razin aber hat der Uebersetzung noch eine Abhandlung über Sprache und Literatur der Chinesen und die Uebersetzung mehrerer ausgewählter Stücke der Kestren beigelegt. Interessant bemerkt übrigens Hr. L.: „der väterliche Despotismus, dem man die Stabilität des chinesischen Reiches zuschreibt, würde es schon dem Untergange zugeführt haben, wenn sein trauriger Einfluß nicht einigermaßen dadurch ein Gegengewicht empfinde, daß das Wissen, oder vielmehr die buchstäbliche Gelehrsamkeit dort zu allen Stellen führe.“ Nicht unwichtig endlich ist, gegenwärtig, wo die außerordentliche Bevölkerungzunahme in China schon nicht mehr mit den Subsistenzmitteln in Verhältniß steht, daß ein in Nordamerika wohnhafter Franzose bei dem dortigen Congreß um Ermächtigung und Unterstützung eingekommen sein soll zu einer Reise nach China, um eine nothwendig gewordene Auswanderung zu veranlassen, die, auf der Westküste Nordamerica's sich niederlassend, den Orient in directe Verbindung mit der neuen Welt bringen würde. —

6) Archäologie. Das Abendland hat zwar den Chinesen die Ehre überlassen, den Compas, das Pulver und den Buchdruck erfunden zu haben, obgleich die Erfindungsheer doch eigentlich weniger einer oft zufällig gemachten Entdeckung, als der sinnreichen Anwendung einer beobachteten Thatsache zukommt. Doch möchte nunmehr die Erfindung der

Stereotypie, die bei den Chinesen nicht über das X. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaufreicht, dem Abendlande zu vindiciren sein. Herr Quatremère de Quincy hat nämlich in einer Abhandlung, die sich in einer von ihm herausgegebenen Sammlung befindet, dargethan, daß schon Barro ein Verfahren entdeckt, dem ähnlich, welches man noch jetzt bei dem Drucke von Stoffen und Tapeten in Anwendung bringt. Er ließ nämlich mit dem Gedächtniß so viele Eisenblechplatten schneiden, als Nuancen in dem Modell-Porträt sich fanden, und dann ein Kinnen nach einander auf die verschiedengefärbte Platten mittelst eines großen Stein- cylinders pressen. Dies folgert der gelehrte Akademiker aus einer neuen Erklärung einiger Stellen Barro's und einer im Heerulanium aufgefundenen Darstellung einer Aetna's-Scene. — In derselben Sammlung findet sich eine Abhandlung über die Bräut von Milo, die eine der Hauptzierden des Pariser Museums ist. Herr Quatremère de Quincy macht es höchst wahrscheinlich, daß dies ein Werk des Praxiteles ist. —

Eine Denkschrift des Herrn von Santarem verdient hier noch erwähnt zu werden, die das einzige Bedeutsame ist, was die zuletzt herausgegebenen Schriften der Societé d'antiquaires enthalten. Es wird darin über einige kostbare in portugiesischen Bibliotheken vergrabene Manuskripte Bericht erstattet, welche mit herrlichen Miniaturen geschmückt sind. Herr von Santarem bemerkt, daß die Miniaturmalerei in Frankreich in hoher Blüthe stand, als Italien sie selbst dem Namen nach noch nicht einmal kannte, und daß die Könige von Portugal Pensionäre zu Paris hielten, welche die Malereien ausführten, die man in jenen Manuskripten bewundert. Er glaubt in denselben den Reichthum der Erfindung, die Reinheit des Stiles, kurz alle die eminenten Eigenschaften zu erkennen, welche die Schule Perugino's später in Anwendung brachte. —

Ein mit Recht geschätztes Werk, der „Cours d'antiquités monumentales“ des Herrn von Caumont, ist durch einen fünften Band bereichert worden, welcher sich über die bürgerliche und Kriegsbaukunst verbreitet. Obgleich die Forschungen des Hrn. v. C. sich auf den Westen Frankreich's beschränken, so verdient er doch den Dank der Künstler für die gute Beobachtungs-Methode, die er bei uns in Aufnahme gebracht. —

Damit die Monumental-Archäologie ihr wissenschaftliches Ansehen befestigen konnte, mußte sie viele so genaue und scharfsinnige Forscher zu den Ihrigen zählen, als Herr Prosper Mérimée sich erwiesen. In seiner Eigenschaft als Inspektor der historischen Denkmäler hat er im Jahre 1836 die Monumente der alten Bretagne besucht, welcher mehr als irgend einer andern Provinz das Gedächtniß der drei Älter der europäischen

Civilisation ausgedrückt ist. Die Zahl der eisenen Denkmäler ist dort sehr groß. Der Dolmen von Gavé Jannis zeichnet sich besonders durch bizarre Skulpturen und Zeichnungen aus, welche dessen Wände bedecken. Die altrömischen Ruinen haben nur ein strategisches Interesse. Die römischen Gebäude aber reichen nicht über das XIV. Jahrhundert hinaus. Das Werk des Herrn Merimée zeichnet sich durch schlichte klare Behandlung aus. —

7. Geschichte-Philosophie. Die Geschichte, ohne aufzuhören, ein Werk der Kunst und des Gefühls zu sein, wird sich gewiss einmal zur Präzision einer exakten Wissenschaft erheben. Sie wird ihren genau bestimmten Endzweck, ihre Experimental-Methode, ihre Bewandlungs-Regel haben. Schon längst ist diese Ummüzung durch instinctive Versuche angekündigt. Das letzte Semester des vorigen Jahres hat uns die „Philosophie de l'histoire“ gebracht, eine vom Abbé Lechat (in 2 Bänden) besorgte Uebersetzung der von Friedrich von Schlegel im Jahre 1828 zu Wien gehaltenen Vorlesungen.

Der Verfasser, der in Folge seiner Conversion sich der katholischen Schule angeschlossen, erklärt als seine Absicht, daß er die Geschichte mit der geheiligten Ueberlieferung wieder versöhnen wolle. Der gesunde Logik zuwider ist dies ein Schließen vor der Beweisführung. Eine solche Versicherung ist unnütz für den Gläubigen und ohne Autorität für solche, die sich ihr Prüfungsrecht nicht nehmen lassen wollen. Statt einer philosophischen Deduktion hat Herr von Schlegel nur ein Plaidoyer zu Gunsten einer Dectrin geliefert. Ihm zufolge kämpfen vier Kräfte in der Welt miteinander und bestimmen den historischen Fortschritt: die Natur oder die materielle Kraft, der individuelle Wille, das böse Princip, über welches man eine Erlösung vermißt, und die göttliche Macht, welche die menschliche Rasse erlösen und zuletzt zur religiösen Ueberzeugung hinführen soll. Da diese vier Kräfte sich aber niemals in Handlung zeigen, so ist es unmöglich, ihre Energie zu ermessen.

III. Commerczielle Bewegung der Presse.

Der Buchhandel ist ein Markt, der durch die Routine verproviantirt wird. Seine Fabrication entspricht mechanisch unüberlegten Bedürfnissen. Die Differenz von einem Jahre zum andern ist daher durchgängig zu wenig maclend, um die Launen der Meinung zu verrathen. Wie beschränkt uns deshalb hier nur auf Angabe der erheblichsten Veränderungen, wobei das Journal de la Librairie zu Grund gelegt wird.

Das Jahr 1835 hatte 82,298 Capbogen geliefert; das Jahr 1836 lieferte deren nur 79,238. Auch glauben wir, daß die Zahl der Abzüge sich bedeutend vermindert hat. Die Zahl der gedruckten Bogen schätzten wir für 1835 auf 125 Millionen; für 1836 dürfte sie 100 Millionen nicht viel übersteigen haben. Eine starke Abnahme zeigt sich hierbei hinsichtlich der metacischen und metaphysischen Wissenschaften, der Mathematik und der Naturwissenschaften, der schönen Künste, der classischen Literatur und der Geschichte. Dagegen macht sich eine Zunahme bemerklich bei der Jurisprudenz, der Politik und der capriziösen Literatur: dem Romanen, dem Theater und der Poesie. Die stärkste Abnahme zeigt sich in der theologischen Abtheilung, welche 14,365 Capbogen im Jahr 1835, aber im vorigen Jahre deren nur 11,508 produziert hat. Doch findet keine Verminderung bei der Liturgie und den mystischen Büchlein statt. Die Philosophie brachte nur 1042 Capbogen zu Stande. Auch die Bibliothekdrücke unserer Classiker sind von 9188 Bogen auf 6284 herabgesunken. Als ein seltenes Beispiel von Uebereinstimmung der Regierung mit dem Lande ist zu erwähnen, daß die Gesetze zur Förderung der Volkserziehung unter den Buchhändlern eine nützliche Concurrenz erweckt haben. Sie vermehren die Studienbücher und zeigen leblichen Eifer für deren Verbesserung. Die Bürgerklasse, die für ihren Unterricht sich an Theater, Romane und Revueillons hält, konnte in den Lesefabinetten 9,218 Bogen (also *fußt*) mehr finden als im Jahre zuvor. Die Zahl der aufgeführten Stücke ist von 221 auf 296 gestiegen, von denen 237 gedruckt worden. Im Jahr 1835 nahm es uns Wunder, daß man Reime genug gesammelt, um 1220 Bogen damit zu füllen; das Jahr 1836 bot deren sogar 1663! Eiß große Gedichte (Jocelyn nicht mit eingerechnet), 49 Sammlungen, 19 Uebersetzungen, Cantaten, Satyren, Elegien, *Opuscula* ohne Zahl!

Auch die einfältige Habsucht, der ohnmächtige Ehrgeiz haben den Druckern ihren jährlichen Tribut entrichtet. Hundertundsechzehn Zeitblätter wurden im Jahre 1836 angekündigt. Neun Zehnthelle derselben sind nicht über die Probenummern hinausgekommen; auf die Hälfte deren, die zu erscheinen fortfahren, läßt sich das traurige Wort der armen Leute anwenden: „Desein ist nicht leben.“

„Zum Schluß nur dies: die Unfruchtbarkeit des zweiten Halbjahres hat die Hoffnungen Lügen gestraft, zu denen wir uns durch die Erzeugnisse der ersten Monate des Jahres berechtigt halten durften, und das gesammte Werk reduziert auf das ruhmvolle und dauernde Element, entspricht bei Weitem den Erwartungen nicht, die man von einem großen Volke zu hören das Recht hat.“ —

Drei französische Encyclopédien.

(1835.)

1. *Praktische Encyclopédie*. — Während in Deutschland die Gelehrten noch durchgängig vereinzelt arbeiten, gefellen sich in Frankreich die Bestrebungen jeder Art zu gemeinsamen Unternehmungen. Zu den bedeutendsten gehört 1.) die „*Encyclopédie pratique, agricole, industrielle et économique*“, zu welcher sich Darcet, Charles Dupin, Francoeur, de La Flegrie, Gillet de Grammont, Bory de St. Vincent und mehrere andere tüchtige Männer vereinigt haben. Diese Encyclopédie erscheint nun schon seit 11 Jahren als *journal des connaissances usuelles et pratiques*, oder „Sammlung von Kenntnissen, die unmittelbar zu den Bedürfnissen und Genüssen aller Klassen der Gesellschaft dienlich sind.“ — Mehrere Jahrgänge mußten bereits wiederholt aufgelegt werden.

2. *Katholische Encyclopédie*. Am 25. Dec. 1835 ist der 1te Band eines Werkes erschienen, welches auf folgende merkwürdige Weise angekündigt wird: „*Encyclopédie catholique, bibliothèque universelle, par ordre alphabétique, et avec planches, — de théologie, de philosophie, de morale, d'histoire, de littérature, de sciences mathématiques et naturelles, etc. etc., d'hygiène et d'horticulture, etc. etc., seul ouvrage complet, indispensable à toutes les mairies, à toutes les cures, comme corps de bibliothèque, indispensable à tous les gens de monde, aux savans et artisans, comme répertoire à étudier ou à consulter sur toutes les choses, sur tous les hommes, sur toutes les matières généralement quelconques*.“ Und damit dieses Universalwerk auch in ökonomischer Beziehung ansehnlich wird, noch zugesagt, daß man hier für 150 Francen in 50 Bänden erhalte: „l'essence et la substance de mille ouvrages qu'on ne pourrait se procurer pour 10,000 francs.“ — Unter circa 120 namhaft gemachten Mitarbeitern bemerken wir als irgendwie bedeutend nur die Namen: de Honald, Batain, le général Clouet, l'Abbé Coeur,

de Vatimemil, de Chateaubriand, Dudo, de Cour, Champollion-Figeac, Ballanche, le baron d'Eskatein (Eckstein), Berryer, le comte de Peyronnet, Michaud, Jules Janin, Geoffroy-Saint-Hilaire, Soumet, Raoul-Rochette. Auch dieses Werk erscheint auf Actien (von 150, 300, 450, 600, 750 und 1500 Franken).

3. Encyclopédie des 19ten Jahrhunderts. Wie die kirchlich-katholische, so sammelt nun auch die wissenschaftliche Welt ihre Kräfte und kündigt beschreibend eine *Encyclopédie du dix-neuvième siècle* an, als *répertoire universel des sciences, des lettres et des arts*, publié par M. Arge de Saint-Priest. In dem Prospektus wird bemerkt, diese Encyclopédie soll die des XVIII. Jahrhunderts ersetzen, welche einertheils nur der Ausdruck materialistischer Ansichten gewesen, anderntheils jetzt in keiner Hinsicht mehr austerliche. „L'encycl. du 19. siècle sera l'expression la plus nette et la plus fidèle de l'époque actuelle.“ In wissenschaftlicher Hinsicht werde sie alle Entdeckungen, Kenntnisse und Fortschritte in allen Gattungen resümiren. Durch ihre sittliche Haltung (direction morale) werde sie die Rückkehr der Gemüther zu christlichen Ideen darthun. Doch wird, auffallend genug, im Plan des Werkes noch beiläufig bemerkt: *L'Orthodoxie des doctrines religieuses est assurée par la surveillance immédiate du directeur chargé de la division des sciences morales, et par le concours d'un comité particulier composé de savans théologiens.* —

Bereitet wird die Arbeit von Ampère (Vater), Graf Beugnot, Fortin d'Urban, Hennequin, Lauretie, Parinet, Abbé Réceveur und Baron von Walkenauer. — Unter den Mitarbeitern werden wenige bedeutende Namen vermisst. Merkwürdig aber ist, daß mehrere Mitarbeiter an der kathol. Encycl. auch hier aufgeführt werden, wie z. B. Baron von Eckstein, Michaud, Raoul-Rochette u. Auch dieses Werk wird aus 50 Bänden in 4. bestehen, und 300 Actien jede von 500 Franken werden dafür auszugeben. — Wir haben dieser beiden Werke hier ausführlicher gedacht, weil sie zwei für die Culturgeschichte höchst bedeutsame Thatfachen zur Anschauung bringen. Für's Erste nämlich beweisen sie die Spaltung der geisteten Welt in Frankreich; für's Andere geben sie zu erkennen, wie die kirchliche Partei das Bedürfniß wissenschaftlichen Fortschreitens, wie die wissenschaftliche dagegen das Bedürfniß, sich den religiösen Ueberlieferungen anzuschließen, empfindet. Leicht einzusehen ist jedoch, daß keines jener beiden Sammelwerke ein gebrägliches Ganzes bilden wird. Beide werden verschiedenartigen Mischungen von Sauerstoff und Wasserstoff zu vergleichen sein. Der electrische Funken fehlt, der den Wischmasch in lebendiges Wasser verwandelt.

Balzac's Séraphita.

(Dezember 1835.)

Nachdem Herr von Balzac in seiner „Recherche de l'absolu“ das Leben eines begeisterten Alchimisten dargestellt, glaubte er in der Séraphita gleiche Ehre dem Mysticismus erweisen zu müssen. Er selbst sagt hierüber im Vorwort zu diesem letzteren Roman: „der Verfasser hielt dafür, es ziemte der französischen Literatur nicht, über eine so großartige Poesie, als die der Mystiker, stumm zu bleiben. Das literarische Frankreich trägt seit fünf Jahrhunderten eine Krone, welcher ein Kleinod fehlen würde, wenn diese Lücke sich nicht, wenn auch unvollkommen, durch das nachfolgende Buch ausgefüllt fände. Nach langen und beharrlichen Arbeiten hat sich daher der Verfasser an die schwierigste aller Unternehmungen gewagt, die darin bestand, — das vollkommene Wesen (l'être parfait) innerhalb der Bedingungen zu malen, welche gefordert werden von den streng angewandten Gesetzen — Swedenborg's.“ — Dies vollkommene Wesen ist Séraphita, und der nach ihm genannte Roman der Schluß einer religiös-philosophisch-mystischen Trilogie, zu welcher die Proscriptions und Louis Lambert die beiden ersten Glieder bilden. —

Die religiösen Pariser Porten.

(1836.)

Es ist schon im Vorbergehenden einer in Paris unter dem Namen *Universite catholique* gegründeten Zeitschrift, einer *Encyclopedie catholique* und zuletzt einer katholischen Kunst-Gesellschaft Erwähnung geschehen. Auch von einigen katholisirenden Poeten war die Rede. Einstweilen verdient es bemerkt zu werden, daß die religiösen Porten sich täglich mehren, und es möge beispielsweise zweier junger Dichter erwähnt werden, die den religiösen Journalen zufolge zu den hoffnungsvollsten gehören sollen. (1)

Théophile Barbot debütiert im Vorwort zu seinen *Flowen de poésie* mit folgendem Glaubensbekenntniß im schweren Lapidarstyl: „In der sozialen Ordnung die Familie. Die Familie, aus welcher ehemals die Gesellschaft hervorgegangen, wo allein sie in jetziger Zeit sich wieder betreiben kann. Alle zu dieser Wiedergeburt beitragen können, in dem sie dazu beitragen, die Sitten herzustellen, die Sitten — die Familie, die Gesellschaft. — Mittel zu dieser sozialen Wiedergeburt: Beispiel, Handlung, Rede, Hingebung der höheren Classen an die übrigen; Arbeit und Nützhätigkeit (*charité*), christliche Führer unserer Zukunft. — In der geistigen Ordnung, Gott, notwendiger Schöpfer; die Freiheit des Menschen, notwendige Vorstellung, welche von Allem vorausgesetzt wird, was seit 6000 Jahren gesagt und empfunden worden, um zu billigen oder zu tadeln. — welche endlich in der geistigen (*moral*) Welt das ist, was in der physischen die Begriffe von Zeit und Raum, Ausgangspunkt aller Erörterungen über die Körper und von keinem bewiesen. — In diesen beiden Ordnungen überall das Licht, welches die Religion verbreitet.“ — Die Gedichte des Herrn Barbot entsprechen dem lapidarischen Vorwort.

— Nicht viel poetischer läßt sich Herr Alphonse Esquiroz an, aus dessen *Sirandelles* (bei Renduel) hier einige Strophen zur Probe sehen mögen:

Dire à son Dieu qu'on l'aime et le redira encore;
 Dans ses pleurs à grands flots épanche son amour;
 Sentir son cœur voler vers celui qu'on adore;
 Soupirer le bonheur et désirer l'aurore

De l'éternel séjour;

Se plaindre avec amour, comme un fils à son père,
 Que nos jours ici bas sont abrégés du fel,
 Lui dire: quand viendra le moment qu'on espère?
 Que cette vie est longue, et que l'absence amère
 Fait désirer le ciel!

Et puis, avoir en soi comme une âme nouvelle,
 Ne plus sentir qu'on vit, être au ciel, être Dieu, (!)
 Épancher sur ses jours cette joie éternelle;
 C'est là tout le bonheur que notre âme fidèle

Peut attendre en ce lieu.

Der Schluß erinnert an das vor hundert und einigen Jahren an die vom Breichswegen geschlossene Pforte des Kirchhofs von St. Nédard angebesene Epigramm:

Défense faite à Dieu

De faire miracle en ce lieu.

Goethe's Faust in Frankreich.

a) Uebersetzung.

Von Gérard's Uebersetzung des Faust in's Französische ist Ende 1835 eine zweite Auflage erschienen. Auch in England scheint, den Anschuldigungen des Goethe'schen Advocatus Saboti zum Troß, der Enthusiasmus für das Meisterwerk unseres großen Meisters nur noch zuzunehmen. Nachdem L. Somer vor 12 Jahren mit einer sehr mangelhaften, dann Hayward zu Anfang 1833 zuerst mit einer sehr getreuen Uebersetzung in Prosa hervorgetreten, folgten rasch aufeinander vier poetische Uebersetzungen, eine erste von Lord Francis Egerton, die drei folgenden von Byrne, Blackie, und Talbot. Eine fünfte von Joh. Anstler, P. D., die in diesem Jahre erschien, übertrifft in einzelnen Partikeln allerdings die früheren Versuche, entspricht aber noch keinesweges allen den Forderungen, die man an eine vollendete Uebersetzung zu machen berechtigt ist. —

b. Fortsetzung.

Auch die Franzosen fangen an, den Faust, nämlich den alten, ersten, zum Teufel gefahrenen, — fortsetzen und — erlösen zu wollen. So hat Eugène Robie im Juni 1836 ein dramatisches Gedicht, betitelt *Livia* herausgegeben, welches in fünf *Journées* eingetheilt ist. Am ersten Tage begibt sich Mephistopheles mit seinem Höllen-Magistrat (als Gegensatz zum Candidaten) auf dem Weg nach dem Finsterrich, ist jedoch seinem Gefangenen Rufe genug, um ein Langes und Beides mit dem verächtlichen Don Juan, dem sie begegnen, zu conversiren, was dann in gemeiner gereimter Prosa vor sich geht, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen:

„Vivre n'est pas souffrir, mais ce n'est pas savoir,
Qu'est-ce-que la science ? Oh ! non, l'humaine vie
Sera décolorée et peu digne d'envie;
Mais vivre, c'est sentir, mais vivre, c'est aimer . . .“

Am Ende des ersten Tages hat Faust vom Teufel noch eine Salgenfrist von 40 Tagen erhalten. Er benutzte sie, um die zweite *Journée* in einem Wald zuzubringen, und hier sein trauriges Geschick zu beklagen und mit anderen großen Gottes-Majestät's-Verbrechern, wie Cain, Häsverus und sogar mit Prometheus sich zu unterhalten. — Am dritten Tage des Drama's schürzt sich eine Art von Knoten, indem die schöne Livia sich in den irrrenden, hoffnungslosen Faust verliebt, der nun glücklich wäre, wenn er nicht an den baldigen Ablauf der fatalen Frist denken müßte. Aber Livia gelingt es, ihm sein Geheimniß zu entlocken, — und sie erschrickt nicht, sondern versichert ihm, es gebe einen heben Priester, der ihn befreien und lossprechen könne.

„Car le Christ est en lui qui lui donna ce don:
Notan, c'est le péché; Jésus, c'est le pardon.“

Sie gehen nach Rom; aber finden dort auf dem päpstlichen Throne nur einen im Sterben begriffenen, nur mit seinen eigenen Gefahren beschäftigten Greisen.

In der fünften und letzten *Journée* entschließt sich Livia, die Verdammniß ihres Gatten zu theilen, und fügt ihre Unterschrift der des Faust auf dem diabolischen Vertrage hinzu.

„Ah! souffrir avec lui c'est plus de la souffrance!“

Aber der Teufel, der nun mehr haben wollte, als ihm gebührte, verliert auch das, was sein eigen war, die unendliche Liebe hat Gnade gefunden vor dem, der ganz Liebe ist. „Aime et tu m'aimeras“ sprach der Ewige zu Faust, und sofort werden die Seelen Livia's und die seine nur eine sein.

Man muß gestehen, daß, wenn der Anfang dieser Fortsetzung misset, — das Ende wahrhaft poetisch ist, und nur wünschen läßt, daß, statt der aus der Luft gefallenen Livia, Gretchen selbst vom Himmel herabgestiegen wäre, um ihre erste unschuldige Liebe zur höchsten, himmlischen zu erklären. —

Die 31te Ausgabe von Voltaire's sämmtlichen Werken.

Wenn durchgängig eine reichliche Production auf flacker Consumption und diese auf flacker Bedürfnisse, — wirkliche oder eingebildete, — immer aber doch vorhandene, schließen läßt, dann ist auch ein Rückblick auf die zahlreichen Ausgaben eines bänderreichen Werkes von Interesse. Die erste Ausgabe von Voltaire's Werken erschien im Jahre 1728 und enthielt in — einem einzigen Duodezband den *De Dipe*, die *Henriade* und einige unächte Stücke. Eine 2te folgte 1732 in 2 Oktavbänden. Zu jenen zwei Stücken waren noch *Drusus* und der *In-dicret* hinzugekommen. Eine 3te Ausgabe ist von 1738 in 3 Bänden, denen 1739 ein 4ter mit *Miscellen* und einigen Capiteln aus dem Jahrhundert Louis XIV. hinzugefügt wurde. Erst 12 Jahre später erschien dies letztere Werk ganz, wurde aber schon 1753 von Rom aus interdictet. Von 1739 an, wo die 4te Ausgabe von Voltaire's Schriften erschien, folgten einander die vermehrten und verbesserten Ausgaben ein Viertel-Jahrhundert hindurch fast Jahr für Jahr. Jetzt on meinte zwar, die 1763 erschienene Quartausgabe werde wohl die letzte sein; seitdem aber sind diese Werke noch einige 20 Mal, und, von der ersten Ausgabe an gerechnet, in Allem 50 Mal aufgelegt worden. Unter den frühern Ausgaben ist die von 1777 die sorgfältigste und reichste; doch mußte noch Manches weggelassen werden, wie unter andern die Worte d'Alembert's vom 31. Juli 1762: „Enfin le 6 du mois prochain la canaille parlementaire nous delivrera de la canaille jésuitique.“ Von dieser Ausgabe wurden 28,000, und gleichzeitig in Reht von einer Ausgabe in 92 Duodezbinden 15,000 Exemplare abgezogen. — Die Versuche der älttern Bourbons und ihrer Anhänger, den kirchlichen und feudalen Absolutismus möglichst zu restauriren, — restaurirten auch das sehr gesunkene Ansehen des alten Spottphilosophen. Bis von 1817 bis 1824

erschienen in Frankreich zwölf neue Ausgaben seiner Werke. Die neueste — 51ste Ausgabe (April 1836) ist von Herrn Deuchot besorgt. Sie besteht in 70 Bänden und ist in jeder Beziehung die beste aller bisher erschienenen, da der Herausgeber bei der Revision des Textes mit strengster Kritik verfahren, die einzelnen Schriften zweckmäßig geordnet und sie überall mit den zum Verständniß unentbehrlichen Anmerkungen und Einleitungen begleitet hat. Zwanzig Jahre waren diesen Vorarbeiten gewidmet, und — wenn auch, — was eben nicht wahrscheinlich ist, — der Patriarch von Jerney seine welthistorische Rolle schon ganz ausgespielt hätte, — so würden doch die Bemühungen des Herrn Deuchot dankbar anzuerkennen sein, — wäre es auch nur, daß er den gewaltigen Abgeschiedenen in ein anständiges Todtengewand eingehüllt hätte.

Das Buch der Gemeinden.

Während Hr. de Lamennais an seinem *Livre du peuple* arbeitete, um im Allgemeinen die Wahrheit einzuschärfen, daß mit jedem Recht auch eine Pflicht untrennbar verbunden sei, und um auf die Ursachen jetziger Mißverhältnisse aufmerksam zu machen, hat Hr. Lorgues sein Augenmerk der unmittelbaren Wirklichkeit zugewendet und in seinem (1837) erschienenen *Livre des communes* die vorhandenen Grundelemente des Staatsgebildes: „*le presbytère, l'école et la mairie*“ zu einträchtiger Wirksamkeit hinzulenken versucht, überall Ordnung und fortschreitendes Wachsthum erzielend. Hr. de Lorgues will die kleinen Gemeinden in den Augen ihrer Mitglieder rehabilitiren. Die Verbesserung der Municipalräthe und der Wohltätigkeitsbureau's, die Erweiterung der Dienste, welche der Primarunterricht den arbeitenden Klassen leisten soll; die Darstellung der Würde und Wichtigkeit des Priestertums; der Vorrang des Ackerbau's vor den Handwerken und der Industrie, — dies sind die Mittel, durch welche Hr. de Lorgues die kleinlichen Ambitionen zügeln möchte, die auf dem Lande so häufig hervortreten und dasselbe veröden, um die Städte mit Leuten zu übersüllen, die nach jedem kleinen Amtschen, jedem Verdienstchen haschen und zuletzt nur die Masse der Proletarier und Unzufriedenen mehren. Das Buch, aus guter Gesinnung hervorgegangen, wird gewiß mannigfachen Nutzen stiften, wenn auch, wie jetzt noch die Priesterschaft in Frankreich beschaffen, auf keinen dauernden Frieden zwischen ihr und dem Staat und der Schule zu zählen sein dürfte.

Enosh von Gustav de Ponone.

Ein Weltgedicht ist zu Anfang 1838 zu Paris erschienen, — und zwar ein katholisches. Ein Weltgedicht, denn es umfaßt in drei gro-

jen Gefängen, Schöpfung, Erlösung und letzter Gericht, — Eden, Jerusalem, Jesaphat. Gott schreitet zur Erschaffung inmitten des Kollenchens des Himmels und der lichternden Fläche des Abgrundes. Ensch, — vom Zeitworte anaha, leiden, ist aber der Name des ersten Menschen nach seinem Falle. Das Wort der Zukunft wird Fleisch; sein Erlösungswerk ist der Inhalt des zweiten Gesanges, welcher als der wenigst mißlungene angesehen werden kann. Gute Episoden bilden hier die Samaritanerin, Symbol des Stolzes, der durch den Gläubigen, Maria Magdalena, Symbol der von der höheren Liebe überwundenen irdischen Lust, die Tochter des Jairus, als Symbol des Todes, der von der Hoffnung besiegt wird. Den Hauptinhalt des dritten Gesanges hat der Dichter dem Seher von Patmos entliehen. Er schließt mit dem Urtheilsspruch über Alle. Das große Wort Christi am Kreuze: „es ist vollbracht,“ war auch das Signal des Anfangs der Ewigkeit. Ein Triumphhemmus, 'ein ewiges Aelulja erhebt sich und herrscht über den Ruinen der Welt und der Zeit; die Auserwählten nehmen Besitz vom himmlischen Jerusalem und zuletzt hört man noch in weiter, weiter Ferns den Wuchschrei des Satans — und diesmal einen hoffnungslosen! denn die Stimme Michael wiederholt ihm, wie am Tage des ersten Kampfes: „Wer ist gleich Gott?“ — Der Dichter ist bald nach Vollendung seines Werkes in der ersten Blüthe seiner Jahre gestorben.

13.

Lamartine's Chute d'un ange.

(1838)

Der Fall eines Engels von Herrn de Lamartine ist endlich, nach sehrlichem Erwarten, am 9. Mai d. J. ausgegeben worden. Schon seit den Meditationen denkt der große Dichter auf ein Weltgedicht, von welchem er in Jocelyn und eine Episode gegeben. Der Fall eines Engels gehörte wahrscheinlich zum ersten Theil jenes Allgedichtes.

Hier beginnt die lange Biographie jenes unsterblichen Helden, welche der Dichter uns erzählen wird. Der Engel, bezaubert von einer Sterblichen, wird Mensch, um seiner Geliebten innigst nahe zu sein. Er

unterwirft sich freiwillig den Schmerzen, Qualen, Leidenschaften und Bekümmernissen der Menschheit, bis, wenn er alle Zeiten, Schmerzen, Regionen und Glückszustände durchlaufen, — der gefallene Engel einst sich wieder zu seiner göttlichen Natur erheben wird.

Der *Courrier français* leitet eine herbe Kritik dieses Gedichtes mit der Bemerkung ein: „wenn die Engel fallen, sind die Dichter demselben Risikogeschick unterworfen. Die Engel kommen zu Fall durch Stolz und durch Ruhlsucht mit den Töchtern der Erde; die Dichter durch die Berechntheit des Erfolges, durch Vertrauen auf ihr Genie und durch Vernachlässigung und Geringschätzung ihrer Kunst.“ Weiterhin meint dann der Rezensent, „je weiter Hr. de Lamartine auf seiner Bahn vorangeschritten, um so mehr habe er sich gegen die Verpflichtung zur Geduld und zum Bescheiden aufgesetzt, um so mehr habe er das Joch der Grammatik und der Prosodie abgeschüttelt. In den ersten Meditationen hätten sich nur seltene Flecken gezeigt, welche die Schönheiten eher gehoben als getrübt; in den zweiten Meditationen und in den Harmonien habe sich die Inkorrektheit gemehrt, die Lizenz sei verwegener geworden; im Toccata habe das Sichgehenlassen sich zum System erhoben; in der *chute d'un ange* stehe es in einen monströsen und kontinuierlichen Mißbrauch aus.“ Es wird dann erzählt: „es sei Jemand um seine Meinung über dieses Gedicht gefragt worden, der erwidert habe: „es ist der Fall eines Engels!“ ... Noch härter spricht das *Univers* sich darüber aus: „Anzusehen mit der Legende, welche dem Gedicht zum Ausgangspunkte diene, — tout y est vulgaire de conception.“ Die *Gazette de France* schließt den Trauerchor mit der Versicherung: „La presse est unanime sur le poème de M. de Lamartine, c'est une chute complète.“

IV.

Uebersetzungen und Auszüge

aus

französischen Schriften.



Uebersetzungen und Auszüge aus französ. sichen Schriften.

1.

Die Civilisationen*).

A. Die europäische Civilisation.

Die Civilisation, welcher die Völker Europa's angehören, wandert auf dem Erdball von Osten nach Westen. Aus dem Herzen des alten Asien's und herab von Oberägypten, welche ihre doppelte Wiege waren, ist sie auf einer Reihe von Nationen bis an die Ufer des atlantischen Meeres vorangeschritten, und hat längs desselben festen Fuß gefaßt von der äußersten Südspitze der iberischen Halbinsel bis zu den nördlichsten Endpunkten der britischen Inseln und des fast insularischen Scandinavien's. Sie schien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben, als Christoph Columbus ihr den Weg zu einer neuen Welt zeigte.

Auf jeder Station hat sie andere Glaubensmeinungen und andere Sitten, andere Gesetze und andere Gebräuche, eine andere Sprache, andere Tracht, eine andere Gesundheitspflege und Ernährungsweise, ein anderes öffentliches und Privatleben angenommen. Die großen Fragen vom Verhältniß des Menschen zu Gott, zu den Mitmenschen und zur Natur, sowie die der politischen und sozialen Hierarchie und der Familie, welche jedesmal, wenn die fortschreitende Kultur zu verweilen begonnen, eine Lösung erhalten hatten, wurden nach einer gewissen Zeit von Neuem in Erörterung gezogen, und, wieder in Bewegung sich setzend, ist die Ci-

*) Aus Michel Chevalier's Introduction zu seinen *Lettres sur l'Amérique du Nord*.

viltisation ein wenig weiter nach Westen fortgeschritten, um jenen Fragen eine neue Lösung zu geben.

Diese Strömung, die auf diese Weise ihren Weg von Osten nach Westen nimmt, resultirt aus der Vereinigung zweier anderer, die aus den beiden großen Rassen der Bibel, der semitischen und der japhetischen, entsprungen, und, um sich in einander zu verschmelzen, die eine von Süden, die andere von Norden kommend, aus ihren Urquellen in jeder Periode unserer Civilisation während der Zwischenspiele sich erneuen, welche diese majestätische Pilgerschaft unterbrechen und variiren.

Abwechselnd hat jeder der Anstöße vom Norden und vom Süden, deren Vereintwirken (resultante) die Bewegkraft bildet, welche die Menschheit vorwärts treibt, das Uebergewicht über den anderen gewonnen. Daher kommt es, daß unsere Civilisation, statt in gerader Linie von Osten nach Westen fortzuschreiten, von Norden nach Süden und von Süden nach Norden geschwankt hat, auf diese Weise eine Schlangenlinie beschreibend, und abwechselnd reineres semitisches und japhetisches Blut in sich aufnehmend. Doch findet der Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden Statt, daß dieser öfter auf jenen dadurch eingewirkt, daß er ihm die Keime der Civilisation übersandte, ohne ihm seine Race aufzubringen, während der Norden, um die im Süden entschlummerte Civilisation zu erwecken, die entnervten Völkerschaften mit Schwärmen kraftvoller Barbaren überschwemmt hat, „Japhet's verwegenes Geschlecht,“ — „anlat Japheti genua.“

So vollbringt sich ohne Unterlaß die große Weissagung über Japhet: „Und er wird in Sem's Hütten wohnen,“ „et inhabitabit in tabernaculis Sem.“

B. Die orientalische Civilisation.

Unabhängig von unserer Civilisation gibt es auf der Erde noch eine andere, welche nicht minder große Volksmassen umfaßt; denn ihr gehören mehrere Millionen an. Es ist die des fernsten Orients, deren Vorposten in Japan, deren Haupttheil in China ist. Im Gegensatz zu der unsrigen ist diese von Westen nach Osten vorgedrungen. Ihre Bewegungsfähigkeit auf dem Erdball ist sehr beschränkt. Man könnte fast die Geschwindigkeiten der beiden Civilisationen mit denen der beiden Erdbewegungen vergleichen, der des jährlichen Umlaufs und der andern, welche das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen bewirkt.

Die orientalische Civilisation hat, gerade wie die abendländische, sich zu verschiedenen Epochen regenerirt, durch eine neue Vermischung der

Männer des Nordens mit denen des Südens. Die Japhetische Race, die uns die Barbaren, vor denselben die Pelasger, Scythen, Celten und Thracier, und nach ihnen die Tücken und Slaven, hat dem Morgenlande seine Mongolen und Mantschu's gegeben. Es ist sogar einmal geschehen, daß die Familie des Dschingis-Khan, der es erobert, zugleich ihre Horden in der Nähe des Rheines hat blühen lassen.

Die Civilisation des Orients's, minder beweglich und minder thätig, als die des Abendlandes, wahrscheinlich, weil sie nicht genug semitisches Blut und zu viel von den niederen Racen in sich aufgenommen, hat sich nicht auf dieselbe Stufe der Vollkommenheit erhoben, wie ihre Schwester. Doch muß man ihr Gerechtigkeit angedeihen lassen, und zugestehen, daß ihr der Ruhm mehrerer Haupterfindungen zukömmt, wie die des Compasses, des Buchdrucks und des Pulvers, mit denen wir uns brüsten. Besonders muß man anerkennen, daß sie die Aufgabe gelöst hat, während einer unbegrenzten Reihe von Jahrhunderten unter einem einzigen Befehl eine Volksmasse zu erhalten, welche größer ist, als die Bevölkerung von ganz Europa. Das römische Reich, welches minder bevölkert war, als China, hat in seiner Integrität nur dreihundert Jahre bestanden. Die bloß geistliche Gewalt der Päpste hat sich über eine kleinere Länderstrecke ausgedehnt, als die des römischen Reiches, und war förmlich anerkannt nur von der Zeit Kari's des Großen an bis auf Luther.

C. Vereinigung der beiden Civilisationen.

Die beiden Civilisationen, die abendländische und die morgenländische, in feste Bündel (*faisceaux*) verknüpft an den beiden Endpunkten des alten Continents und den Rücken sich zulehrend, waren durch einen ungeheuren Raum von einander geschieden, bevor die erstere sich in Amerika niedergelassen. Gegenwärtig ist mehr als die Hälfte jener Raumstrecke zurückgelegt. Mexiko und Südamerika sind mit Sprößlingen der westlichen Civilisation bedeckt, sowohl auf dem Abhange, der Asien zugewendet, als auf dem, der uns zugekehrt ist. Auch die vereinigten Staaten können nicht lange mehr schlummern, sich auszubreiten, von einem Meere zum andern. Die Inseln des Meeres fangen an, sich mit Europäern zu bevölkern.

Von diesem Gesichtspunkte aus leuchtet ein, daß Amerika, zwischen die beiden Civilisationen hingestellt, einer hohen Bestimmung vorbehalten ist, und daß die Fortschritte, welche von den Völkermassen der neuen Welt bewirkt werden, von höchster Bedeutung sind für den allgemeinen Fortschritt des menschlichen Geschlechts.

Die Inbegriffung*) beider Civilisationen, der östlichen und westlichen, zueinander ist unstreitig der großartigste Gegenstand, mit dem der menschliche Geist sich beschäftigen kann; sie ist das Ereigniß, welches in den Augen des Freundes der Menschheit die größte Fülle von Hoffnungen in sich schließt.

Sie umfaßt:

in politischer Hinsicht — die Affoziation aller Völker, das Gleichgewicht der Welt, von welchem das europäische Gleichgewicht nur einen Theil ausmacht;

in religiösem Betrach — das Gesetz der gesammten menschlichen Familie, den wahrhaften Katholicismus;

in Bezug auf Sittlichkeit — die harmonischste Gleichschwebung (balancement) der beiden entgegengesetzten Naturen, welche sich in jede Lage, jedes Geschlecht, jedes Volk, jede Familie theilen, und welche die h. Schrift in den beiden Figuren von Kain und Abel dargestellt hat;

geistig genommen — die vollständige Encyclopädie und die allgemeine Sprache;

in industrielle Beziehung — einen definitiven Plan zur Benützung des Erdballs.

In unserer Zeit hat diese Frage aufgehört, eine bloß speculative zu sein. Jetzt ist dies mehr als nur ein Vorwurf für die Träume der Philosophen; es muß jetzt ein Gegenstand sein für das Nachdenken der Staatsmänner.

Seit Ludwig XIV. haben die Handelsleute, — diese Schanzgräber der Politik, — mit immer zunehmendem Eifer versucht, Verbindungen mit China anzuknüpfen, weil sie die Wichtigkeit eingesehen eines Systems regelmäßigen Austausches zwischen Europa und einer Masse von Produzenten und Consumenten, die sich auf zweihundert Millionen Menschen beläuft.

Die Emanzipation von Nordamerika und ganz neuerdings die Aufhebung des Monopols der englisch-indischen Compagnie haben den Bemühungen des Handels eine unüberwindliche Intensität verliehen. Für ihn sind die Geseze, welche das himmlische Reich verschließen, ohne Kraft. China ist umzingelt — im Süden von den Engländern, Indien's oder ihren Todtbesichtigten; im Norden von den Kosaken, der Boerhut Rußland's; die britischen Flotten und die amerikanischen Colaboren belauern es vom Ocean her; die in Schiaf gesunkenen Spanier Mexiko's und der Philippinen, die sich der Gallonen erinnern, sind mit halb-

*) La mine en rapport.

geöffneten Augen nach ihm hingewendet. Das menschliche Geschlecht ist in Besitz von neuen Verkehrsmitteln getreten, welche die Entfernungen auf unerwartete Weise verkürzen. Die beiden Civilisationen werden in Bälde zusammentreffen und sich vermischen. Es wird die größte Thatfache der Geschichte der Menschheit sein! —

. 2.

K a m p f

der Indo-Germanischen und der Semitischen Rasse,

(aus Michelet's Histoire Romaine I. 145 ff.).

„Nicht ohne Grund, dem Michelet (Hist. rom. I. 245 f.) lat., ist das Andenken an die Punischen Kriege so lebhaft in der Erinnerung der Menschen geblieben. Es galt nicht nur dem Schicksale zweier Städte oder zweier Reiche; sondern die Frage war, welcher von den beiden Rassen, — der Indo-Germanischen oder der Semitischen, — die Herrschaft der Welt angehören sollte.“ —

„Zu jener gehören die (Inden, Perser, Griechen, Römer und Germanen; zur anderen die Juden, Araber, Phönizier und Karthager. Auf der einen Seite der Geist des Heidenthum's, der Kunst und der Befriedigung; auf der anderen der Geist der Industrie, der Schifffahrt und des Handels.“ —

„In der ältesten Geschichte Persien's und Chaldaä's bekämpfen die Helden ohne Unterlaß ihre gewerkehätigen und treulosen Nachbarn. Diese bestehen aus Handwerkern, Schmieden, Vergleutern und Zaubern. Sie lieben Gold, Blut und Lust. Sie erbauen Thürme von titanischer Vermessenheit; Lustgärten, Zaubertische Paläste, welche das Schwerdt der Krieger zermalmt und von der Erde wegseht.“ —

„Der Kampf erneuerte sich auf allen Küsten des Mitteländischen Meeres zwischen den Phöniziern und Griechen. Ueberall verdrängten diese die Comptoir's, die Colonien ihrer Rebenbuhler im Orient, wie später die Römer dasselbe im Abendland thun. Auch sehe man, mit welcher Wuth die Phönizier unter Xerxes die Griechen bei Salamis angreifen im demselben Jahre, in welchem die Karthager das ungeheure Heer in Sicilien ausschiffen, welches Gelon zu Himera vernichtet.“ —

„Später greifen dann die Griechen ihre Todfeinde in ihrem eigenem Lande an, und Alexander verfuhr noch weit ärger gegen Tyrus als Salmanassar und Nabuchodonosor. Indem er Alexandrien erbaute und hierdurch dem Handel eine andre Wendung gab, machte er es den Tyern unmöglich, sich jemals wieder zu erheben.“

„Noch blieb Carthago. Rom vernichtete es. —“ und von dem ganzen Reiche blieb nichts „als der Periplus des Hanno, einige Münzen und etliche zwanzig Verse im Plautus.“ —

„Es währte einige Jahrhunderte, bis sich der Kampf zwischen beiden Kassen erneuern konnte. Die Araber, diese furchtbare Nachhut der Semitischen Welt, erhoben sich aus ihrer Wüste, und der Kampf der Kassen wurde ein Kampf zweier Religionen.“

„Glücklicherweise begraneten diese kühnen Ritter im Osten den unerschrockenen Wauern von Constantinopel und im Westen dem Hammer (Francisque) Karl Martell's und dem Schwerte des Cid. Die Kreuzzüge waren die natürlichen Rückschläge auf die Arabische Invasion und die letzte Epoche dieses großen Kampfes der zwei Hauptfamilien des menschlichen Geschlechtes.“ —

Mittheilungen.

aus „*Occident et Orient, études politiques, morales, religieuses pendant 1833—1834 de l'ère chrétienne, 1249—1250 de l'hégire, par E. Barrault. Paris 1835.*“

Bekanntlich war Herr Barrault der Hauptredner der Saint-Simonisten. Nachdem die Sekte, hauptsächlich durch Zwiespalt bei Bestimmung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander, in sich zerfallen, in der öffentlichen Meinung sich zu Grund gerichtet, und am 28. August 1832 durch ein Urtheil des Pariser Assisenhofes aufgelöst worden, begab Hr. B. mit mehreren Anderen sich nach Lyon. Hier nannten sie sich *Compagnons de la femme*, predigten gegen ferneren Gebrauch des Schwerdtes und verkündigten die baldige Emancipation der Frauen. Als aber der von ihnen erwartete weibliche Messias immer nicht erscheinen wollte, zogen sie nach dem Orient, um das verheißene „freie Weib“ dort aufzusuchen. Nach 20 Monaten vergeblichen Suchens ist nun Hr. B. aus der Levante zurückgekehrt, und theilt in der oben angeführten Schrift seine Ansichten und Gedanken über die durchchristen Länder mit, wie er im Vorwort erklärt: „um nach Kräften die Vereinigung des Orients mit dem Occident vorzubereiten.“ In der ersten Abtheilung „erörtert er die politische Frage und deutet deren sittliche und religiöse Seite an;“ in der zweiten „sind Beschreibungen und Bemerkungen über Geschichte und Sitten des Orients die Hauptsache.“ Wir werden versuchen, in gedrängtem Auszuge dasjenige zusammenzustellen, was auch für Deutsche von allgemeinem Interesse sein dürfte.

Erste Abtheilung.

1. Frage. — Jetzt, wo die Allianz zwischen Frankreich und England die Einheit des Occidentes gefestigt hat, ist die Vereinigung des Ori-

ents mit dem Occident die Hauptfrage der Politik. Seit dem Sturze Napoleons: im Occident Ruhe und ein Regime, welches das Vergangene herstellt und Zukünftiges vorbereitet; — im Orient hingegen abwechselnd Unruhen und Kriege. (2.) Konstantinopel und Cairo, jetzt die beiden Angelpunkte der Diplomatie. Im Occident kein eigentlicher Krieg mehr, weil die Nationalitäten zum Bewußtsein ihrer selbst und ihrer Würde gekommen. Jede hat jetzt ihr *chez soi* und ihr Recht. Die Bewegung ist überall eine innere — der Krise und der Organisation. Im Orient dagegen vielerlei Kagen neben einander, Bevölkerungen ohne Nationalität; ein Reich, das, in sich ungleichartig, alle Disharmonie der Eroberung zeigt und eben dadurch diese provoziert. (2. 3.) Der Orient theilt sich in zwei Regionen: im Norden das türkische, im Süden das arabische Reich; im Westen davon Griechenland, im Osten Persien, und wie England und Rußland in Persien einander berühren, rivalisiren sie mit einander in Griechenland; aber Rußland laßt auf dem ottomanischen, England auf dem arabischen Reiche. Es gilt zwischen beiden die Suprematie in Asien. Soll Frankreich jetzt nicht thätig, vermittelnd interveniren, den Orient besiedeln und dessen Vereinigung mit dem Occident vorbereiten? (4. 5.)

2. Das ottomanische Reich. — Wenn Gerechtigkeit in der Todesstunde beginnt, dann — Gerechtigkeit für das ottomanische Reich! Es schick brachte Leben auf den Lebnacker des griechischen Reichs; es schützte die Griechen gegen die römische Intoleranz und unterwarf einen Theil der muslimännischen Familie einer gewissen Zucht und Ordnung. (7 — 9.) Griechen, Armenier und Juden behielten ihre eigenen Haupter und Geseze; — nur Todesstrafe konnten sie nicht verhängen. Steuern mußten sie wie die Osmanen zahlen; — nur der Karatsch (Kopfsteuer) lastete allein auf den Uebervundenen, (9) dagegen auch nur die Osmanen kriegspflichtig waren. (10.) Alle übten ungestört ihre Religionsgebäude aus. Endlich ist nicht zu übersehen, daß erst durch das ottomanische Reich das sogenannte europäische Gleichgewicht und eine Art von Eintracht in der Christenheit zu Stande gekommen, wie eben auch nur mittelst der Türkei eine gewisse Toleranz zwischen dem Islamismus und der Christenheit Eingang gefunden hat. (10. 11.)

Indessen konnten die Osmanen sich nicht in die begrenzten Bevölkerungen einwurzeln, und so fanden die Griechen Befreier, während die Araber durch den Ehratz eines Pascha's vom ottomanischen Reich losgerissen wurden. (12.) Hierdurch aber wurde auch die Reform möglich, die Wahmud unternahm: denn „diese konnte der Nation nur in die Wunden eingimpft werden, die ihr von jener Seite beigebracht wurden.“ (12.)

Mahmud war es, welcher unternahm, sich der Vormundtschaft der Janitscharen zu entziehen, sein Volk mit Europa in Einklang zu bringen und den Vorwurf der Barbarei von ihm abzuwälzen. (13.) Sein unerschütterlicher Muth vermochte den Zerfall des Reiches nicht aufzuhalten, sicherte aber den Sieg der Revolution. (14.) Mit der Vernichtung der Janitscharen endete der lange Kampf zwischen dem militärischen und dem laienlichen Despotismus; aber eben damit ging auch ein constitutives Moment jenes Reiches zu Grund, und alle Gewalt, die bisher zwischen den Janitscharen, den Ulema und dem Sultan getheilt, ging ganz auf den letzteren über. (16—18.)

Durch Europäisirung der Armee, die ganz aus jungen Leuten rekrutirt, wird das Volk mit der Reform vertraut und befreundet. (21) nachdem es von seiner Militärfeudalität befreit. (22) Die Oberherrschschaft der Osmanen über die Kajas ist das einzige Ueberbleibsel aristokratischer Vorherrschaft. (23.) und auch dieses schwindet allmählig, weil der Sultan einsehe, daß es nothwendig ist, die Kajas für Aufrechterhaltung des Reiches zu interessiren, weshalb er nun bereits die Gleichheit aller seiner Unterthanen, der Türken und Kajas, proklamiert, (24) und den letzteren die Erhebung des Karatsch anheim gegeben hat. (25.) Beide, Türken und Kajas, sind jetzt vereinigt in der Klage über die Verwaltung, die, jährlich verpachtet, die Pächter zu Expropiationen nöthigt und zahllose Ungebühen veranlaßt. (26.)*) doch ist allerdings durch diese Verwaltungsweise die militärische Feudalität allmählig ausgerottet und einem Erbadel vorgebeugt worden. (27.)

Der Sultan hält jetzt eine Art richtiger Mitte, zwischen den Anhängern des alten Wesens und den, freilich nicht zahlreichen, des neueren. (29.) Seine Hauptthaten waren die Aufhebung der Janitscharen und die Einführung der europ. Tracht. Durch letztere schwindet namentlich das Abzeichen, welches die Türken von den Kajas absonderte. (31.) „Dem Sultan schmeichelt es, Reformator genannt zu werden, und, während sein Reich zusammenstürzt, wendet er selbstgefällig sein Auge an dem Scheinbild einer eingepreßten Civilisation. Um den Monarchen Europa's sich zu ähnlichen, mensdirt und sehr er sich und trinkt, wie sie: man sagt sogar, er trinke mehr, — den Keran, dessen Bewachung zudächst ihm anvertraut, mit Wein beschmeichend, dessen Laufe der Islamismus so begierig von der christlichen Bildung annimmt.“ Die Sprache seiner Diplomatie hat das orientalische Gewand abgestreift, und — wie seine durch-

*) Im Mai 1838 wurde die Verpachtung für das ganze Reich aufgehoben, und den Gemeinden die Erhebung überlassen. —

Jugend aus dem Grabe erstanden sind. Wer dürfte es heutzutage wagen, das Leichentuch über das Antlitz der Osmanen hinzubereiten? Die Form, in welcher sie bis jetzt erwachsen, ist zerbrochen; aber war denn ihr Geschick an diese Bedingung geknüpft? Welches auch die Form ihrer künftigen Existenz sein mag, — sie sind zu einem neuen Fortschritt bereit, zu welchem Alles sie aufruft. In unserer Epoche fällt ein stehendes Volk nicht mehr in Barbarei, sondern in die Civilisation.“ (35—37.)

3. Der Kampf zwischen Rußland und der Pforte. —

„Der Kampf des osten. Reichs mit dem russischen ist eines der großen Schauspiele der Geschichte. Osmanen und Russen, nebeneinanderwohnend, in fast gleichem Kulturalter und lange unter dem gemeinsamen Namen von Barbaren begriffen; einander ähnlich durch ihre halb asiatische halb europäische Physiognomie; sich ähnlich auch durch die Art der Ubergewalt, die bei beiden ein zugleich geistlicher und weltlicher Despotismus ist; gemeinsame Erben des alten morgenländischen Reichs, von welchem der Eine die politische Herrschaft, der Andere den kirchlichen Glauben erbieth; letzte feierliche Repräsentanten des Kampfes zwischen der Christenheit und dem Islamismus, — waren sie abwechselnd Sieger und Besiegte. Peter der Große entschied den Sieg zu Gunsten Rußlands.“ (40 f.) „Seitdem hat das letztere nichts versäumt, die Eroberung der Türkei vorzubereiten. Schon ist diese nun mehr ein Trabant des nordischen Geistes, und nichts hat dieses Geschick aufzuhalten vermocht. Als vollends Polen getheilt wurde, waren für Rußland zugleich zwei Wege geöffnet, der eine nach dem Abendland, der andere nach Constantinopel.“ (49—45.) „Da brach die Revolution aus. Kühner als von Luther, wurde die religiöse und die politische Frage nun für ein ganzes Volk aufgestellt, und gelöst durch den Umsturz des Altars und des Thrones. Die Freiheit hatte wie ein Riese in Frankreich sich emporgerichtet; ein riesenhafter Nebenbuhler erhob sich am andern Ende Europa's: die, in Rußland sich incarnirende, die politische und kirchliche Gewalt in sich vereinigende Autorität.“ (45.) „Ohne Rußlands Hüfe hätte das Abendland gegen Frankreich nichts vermocht. Rußland nahm die Interessen der Vergangenheit in Schutz, und grüßte sich bald als die eigensie Personifikation eines bedrohten Prinzips.“ (45.) „Napoleon wollte diese Verbündete Englands nach Asien zurückdrängen; aber sie opferte ihre asiatische Hauptstadt und zog mit den Deutschen siegend in die französische Kaiserstadt ein.“ (47.) „Von nun an gewann Rußland ein merktliches Ubergewicht, und gab es durch die heilige Allianz, diese zweite Auflage des europäischen Gleichgewichts, zu erkennen.“ „Diesen Staatsvertrag machte es zu einer

Art von Religion, dessen Feinden die folgenden Congressse wurden.“ (49.)
 „Unbehindert konnte es nun seine Lieblingspläne, in Beziehung auf die
 Türken, verfolgen. Zunächst, um die baldige Capitulation dieses alten Rei-
 ches herbeizuführen, bestetz Rußland das insurgente Griechenland wie ein
 Brandstiftung ihm an die Seite. Europa aber sah nur „einen Kampf zwi-
 schen Freemann und Sklaven, zwischen Scharfrichter und Märtyrern.“ (50.)
 „Die westlichen Mächte plärten; Rußland eilte den Griechen zu Hülfe;
 durch die Unpopularität der Pforte wurde Rußland populär.“ (51.)
 „England und Frankreich aber machten es zum Herrn des schwarzen Meers,
 als sie die ottomanische Flotte zu Navarin verbrannten; die europäischen
 Mächte ließen es geschehen, daß die Pforte dem Czar ginspflichtig wurde.“
 (52 f.) „Indeß ist es doch Rußland, durch welches Griechenland zur Frei-
 heit wiedergeboren werden, und wie nun dieser Emancipation im ottom.
 Reiche selbst die Befreiung aller Sclaven erfolgt, so hat Rußland auch mit-
 gewirkt, die Umgestaltung des mahomedanischen Kultur-Zustandes vor-
 zubereiten.“ „Zu dieser Sendung war es durch seine Lage und seine Re-
 ligion berufen, und sein Ehrgeiz trieb es voran; aber welcher Ehrgeiz hat
 jemals arbeits, ohne sich auf eine heilige Sache zu stützen, und welche hei-
 lige Sache hat je triumphirt, ohne des Ehrgeizes Hülfskräfte?“ (54 f.)
 „Nachdem indeß Rußland die Griechen zum Aufstand gereizt und in
 Folge dessen zu Adrianopel sein Lager aufgeschlagen, warf es sich bald dar-
 auf gegen die Araber zum Vertheidiger der Legitimität des Sultans auf, — um seine Fahnen vor den Thoren Constantinopels selbst
 aufzufpangen.“ (55.) „Da gingen mit einemmal Europa die Augen auf;
 aber Rußland hatte sich den Traktat von Unkur-Ekelessi erkämpft, der
 ihm die Oberhoheit von Constantinopel sicherte. Und es schreitet nun
 unaufhaltsam vorwärts, und zu spät recriminirt die Diplomatie.“ (56.)
 „Rußland, um nicht in dem schwarzen Meere eingekerkert zu bleiben, be-
 durfte der Dardanellen, und, wie jede nordische Nation, suchte es, nach
 Süden hin sich auszubreiten. Würde es sich aber Stambul bemächtigen,
 dann wäre ein neues Kapitel errichtet, von welchem die Wege über
 ganz Europa abschleubert werden könnten. Aus vielen Gründen indeß
 steht eine solche Bestimmung nicht zu befürchten.“ (60 ff.) —

4. Polen und die Türkei. — „In der Restauration Polens
 und der Pforte die Schutzwehr für die Ruhe und die Freiheit des Abend-
 landes zu sehen, dies, so schließt Herr Barante seinen zweiten Abschnitt,
 ist die fixe Idee der politischen Gleichgewichtler (*equilibristes*).“ „Er meint
 aber, „man bereite sich eine grausame Enttäuschung vor, wenn man sein
 Gedulde auf zwei Grundlagen stütze, deren eine bereits zusammen-
 schüttele sei, deren andere wirklich zusammenzuschüttele.“ (62.)

„Polen,“ fährt er dann fort, „war eine Vorhut Europas und der Christenheit gegen Asien und den Islamiemus. — Aber, exaltirt in ihrem Kriegerisitz, ihrer Ritterethik und ihrer Freiheitssehnsucht, konnte diese Heudalstätt Keinerlei Concentration der Gewalt ertragen, daher Unmöglichkeit jedes anderen Regime's als des kriegerischen. Der Krieg war das Leben der Polen.“ (65.) Seit nun Rußland zur Grenzmacht zwischen Europa und Asien erwachsen und der Islamiemus drohend zu sein aufzuhört hat, ist — wie Herr Barrault meint, die Mission Polens zu Ende. — „Es war ein Lager, aber keine Gesellschaft; es konnte keine Nation bleiben, seitdem es aufgehört, eine stets bewaffnete Heeresmacht zu sein.“ (66.) (Herr Barrault will hier wohl nur eine Thatsache erklären, nicht aber ein unverrückbares Rechtssystem darauf bauen. Der auferstandene griechische Volks-Kaizars würde ein solches System, wie das Leben einen Lebenssaug gerathmen!) —

„Während ferner in Polen das feudale Element auf anarchische Weise zur Vorherrschaft gelangt, hatte in Rußland das monarchische Element gestiegt.“ (67.) „Rußland kräftigte sich durch Einführung der Wissenschaft, Kunst und der Industrie Europas; Polen, einer Regierung ermangelnd, mußte in dieser Beziehung weit zurückstehen.“ Dazu kam, daß „ein turbulenter Adel und eine Wahl-Souverainität seine Verfassung selbst zur stets offenen Pforte für rivalisirende Präntentionen und fremde Einflüsse machte; — daß es seine Unabhängigkeit nur bewahrt, um sie zu verkaufen, und ihr fortwährend Gewalt anthun zu lassen.“ (69.) — während Rußland auf der einen, Deutschland auf der anderen Seite immer mächtiger wurden. So kam es denn, daß kurz vor der französischen Revolution — „während in Nord-Amerika die Freiheit, — in Polen die Autokratie siegte; in beiden Ländern aber das Vorseh zu sein Ende fand.“ (71.)

„Daß dann bei dem Sturmgetöse der Julirevolution Polen sich erheben, auflodernd in Erinnerungen an Unabhängigkeit und Ruhm, in abligem Ehrgeiz, der von seinen alten Vorrechten träumte, und in gereizten und schlagelustigen Kriegerleidenschaften, — aufgetrieben von demokratischem Sauerwein, den die französischen Heere dort zurückgelassen, und von Feindschaft gegen die fremde Gewalt Herrschaft, die allerdings das unterwerfene Land mit einem dicken und grüllenden Krawohn behandelte; daß dann, schmörend zu allen Göttern, zur Mutter Gottes, der alten Nationalversammlung, Aeschyllos, Napoleon, dem Convent, — es sich in den Kampf gestürzt, mit dem Kreuz, mit Trümmern gothischer Waffen, mit Fraueneingien, vaterländischen Farben, den Aepfen der drei Aepfen, mit der Erklärung der Menschenrechte, mit Sicheln von Bauern besetzt an den

Skandalen derselben, mit den Segnungen der Kirche, den Inspirationen der Klubs und der Parodie der Revolutionscenen. — zugleich Mäcchere, Ritter, Soldat, Demagog, Leibeigener; — daß es solchergehalt, einig nur in seiner Antipathie gegen Rußland und, alles inneren Zusammenhangs ermangelnd, gleichsam ein Nischling der Bend-er und des Berges (die tabuläre Partei im franz. National-Convent), daß es gewagt, eine Stelle unter den politischen Mächten anzustreben, — man sehe recht zu, was hat Polen in diesem Augenblick beurlundet? Die Unfähigkeit, eine Nation zu sein.*) Sein Aufstand war der letzte Zeitzug der polnischen Feudalität und ihrer Vasallen, ängstlich verbunden mit einer demagogischen Minocide und Trümmern der alten Garde. Es hatte Krieger, aber kein Volk; Dictatoren, aber kein Oberhaupt. Polen wurde abermals der Anarchie überführt und hatte von Neuem die Strafe derselben zu ertragen! Achtung vor seinen Leiden; Ruhm und Preis seinem Heldenthum; — aber — um unabhängig zu werden, gebracht ihm die constitutiven Elemente eines Staates.“ (73—75.)

Herr Barrault meint nun, nach der Zertrümmerung der polnischen Dugarchie sei es die heilsame Bestimmung der besiegten Nation, mit Rußland vereinigt zu bleiben. Uns scheint eine Vergleichung des Verhältnisses dieser beiden Nationalitäten zueinander, mit dem zwischen Dänemark und Schweden, Irland und England, Belgien und Holland, Portugal und Spanien nicht für jene Annahme zu sprechen. —

Herr Barrault geht dann zur Beantwortung der Frage über: „welche Möglichkeiten vorhanden seien, für eine Restauration des ottomanischen Reiches!“ Die Antwort laßt er zunächst in Folgendem zusammen: „Es erschlacken, wäre ihm zurückgegeben — seine Einheit, und es gerichtet sich, — seine kriegerische Seele, und es ist entwaffnet, — seine Hülfquellen, und es ist ruiniert, — seinen Despotismus, und es gibt seinen Sklaven die Freiheit, — seinen religiösen Fanatismus, und es modifiziert sein Gesetz, — seine feudale Einrichtung, und es hat sie zerstückt, — seinen Abscheu vor den Christen, und es europäisiert sich, — seine Nationalität, und es denationalisiert sich, — seinen Glauben an den Sultan, und es blickt ihn nur mehr mit Verachtung, Haß oder Gleichgültigkeit an! Kein Mittelweg für das ottomanische Reich: sein, was es war, oder nicht mehr sein.“ (79.) Nach Ausführung der eben angeführten Punkte, schließt Herr Barrault diese Erörterung mit der Behauptung: „das ottomanische Reich

*) Herr Barrault hat wohl vergessen, daß die verhängenen Herrscher zweimal Frankreich occupirten, sonst würde er den bedingungslos richtigen Schluß nicht nur bedingt aufgeworfen haben. — Zum. des Uebers.

vermag also ebensowenig für seine Rettung als Polen es vermocht hat," (91) und wendet sich dann zu einigen allgemeinen Betrachtungen über das ottomatische Reich. Wir schließen hier die Mittheilungen aus der ersten Abtheilung mit einigen Betrachtungen Barrault's über Constantinopel. —

5) Constantinopel — Stambul. „Moscheen mit gerundeten Kuppeln und zugespitzten Minareten, die man für Trophäen halten möchte von glänzenden Schilden und vergoldeten Lanzen; zahllose Häuser von Holz, roth angemalt, wie auf Geradewohl und in Eile hingeworfen, Häuser oder vielmehr Zeite eines ungeheuren Feindlagers; Serais, erst, prachtvoll und würdig, wie das alte Reich; Padschas von gestern, elegant, gebrechlich, schimmernd, theatralisch wie die Reform; Khan's und Bazar's den orientalischen Luxus ausbreitend; Springbrunnen mit glänzenden Arabesken; Arsenal der Artillerie und der Marine, Batterien, Schiffswerfte, Kasernen; und hier und dort schlafende Vorstädte der wachsenden Hauptstadt, weißliche Grabhöfe mit ihren dunkelgrünen Pyramiden von Cypressen!"

„Ungeheure Stadt, kaum sich haltend in ihren Ringmauern, unter hundert Namen zerstreut am Fuß und auf der Spitze der Hügel, auf den beiden Seiten des Kanals, die sie mit ihren lachenden Gehäusen durchhaften; verbunden durch den Bosphorus mit dem schwarzen Meere, von dem es die kalten Winde, die Nebel und die Strömung empfängt, — durch die Dardanellen mit dem weißen Meere, welches ihm laue Küste, einen reinen Himmel und Lichtströme sendet; öffnend seinen Hafen allen Segeln, die von Süden, Norden, Osten und Westen der Seicocks und die Acamontane ihm zuführen unter mannigfaltigen Wimpeln; unablässig herbeirufend die Karavane von Anatolien, Syrien, Persien und der Tartarei, und fackelschillernd im Sonnenschein oder spargelnd in den Blüten alle diese mannigfache Pracht, mit welcher Kunst und Natur es begabt!"

„Verknüpfungsband (noeud) von Europa und Asien, die in ihr sich den Friedensfuß zu geben scheinen; Karavanen der Völker des Orients und Occidents, die in ihr die bunten Verschiedenheiten ihrer Trachten, Sprachen und Physiognomien mischen; Tempel, wo fünfmal des Tages vom Gipfel der Minarets der Name Allah's erschallt, schwebend (planant) zwischen Himmel und Erde wie eine stolze Bestimmung der Erde durch den Himmel des Propheten, und wo demüthig am Fuß der Altäre der Name des Gefalbten erdicht, zuweilen nach außen von Glocken gemurmelt; — vielsprachiges (polyglotte) Buch, versammelnd hundert durcheinander die lebendigen Blätter der Bibel, des Evangeliums und des Korans!"

„Dies die alte Metropole des Christenthums, treue Bewah-

recin des Labarum's, welches von den Wolken sich auf Constantin's Thron herabgesenkt, — und neue Hauptstadt des Islamismus, der die Fahne Mahomed's dort aufgepflanzt hat."

"Dies die zweimal heilige, zweihäuptige, zweinamige Stadt! Constantinopel! Stambul! Und ganz Europa hat seine Blicke auf diese verhängnisvolle Stadt geheftet!"

"Die Autorität will ihren Thron dort aufschlagen, von wo sie den Orient und Occident beherrsche: die Freiheit will sich dort wie eine Festung verschanzen. *Prinzipienfrage.*"

"Der Moskowitzsche Adler mit ausgebreiteten Schwingen, der heitische Leopold mit ausgestreckter Zunge — messen einander bei diesem Zankopfer, den der Genius des Handels der alten Welt zwischen sie hingeworfen. *Interessenfrage!*"

"Das Christentum hält schwebend über ihr ein neues Labarum: der Islamismus erschauert (erschrickt) gewährend, wie dieser irdische Mond, der die Feiertlichkeiten seines Lebens regelt, sich verfinstert. *Glaubensfrage!*"

"Dreifache Frage in lebendiger Anregung (palpitante) auf einem einzigen Punkte des Erdballs!"

"Europa schwebt in Unruhe... Und doch kann es diesen Kampf der Principien, diese Concurrenz der Interessen — weder durch seine Weisheit noch durch seine Kraft beendigen!... Es betrachte genauer die beiden großen Glaubensmeinungen, die in Constantinopel einander gegenüberstehen, — jenes Kreuz und den Halbmond, die — so nahe beieinander — sich anziehen und abstoßen, ohne sich trennen zu können, und auch einer Versöhnung bedürfen. Wäre es nicht vielleicht der Fall, daß das dreifache Problem, welches an den Ufern des Bosphorus sich aufgestellt hat, eine einzige und gemeinsame Lösung herbeiführt?" (p. 101 — 104) — „Man sage nicht: weg mit dem Kreuz und dem Halbmond! Weg mit dem Evangelium und dem Koran! Weg mit der Kirche und der Moschee!... Nein, die Menschen geben ein Zeichen, ein Buch, einen Tempel nur für ein anderes Zeichen, ein anderes Buch, einen anderen Tempel!“ (106) „Die Mahomedaner sind aber ebenso wenig bekehrbar zum (bisherigen kirchlich-) christlichen Glauben, als die Juden, die seit Jahrhunderten zerstückt und verfolgt fortgelebt, ohne von ihrem Glauben abgebracht werden zu sein.“ (107).

„Darum können weder die Sultane noch die Gize, welche von beiden auch Herrn des Reichs werden mögen, einen Staat dort restaurieren oder gründen, weil zwei religiöse Symbole einander gegenüber stehen, von denen keines von beiden zum anderen übergehen mag. Der *Dschanne*

ist gefallen, weil er nicht vermocht hat, alle seine Völkerschaften zur (religiösen) Gemeinschaft zu bringen (*faire communier*); besiegt, niede, gestreckt, verstümmelt — bleibt er gebrechlich aber unverletzlich. Der Halbmond, nachdem er sich wie ein Schiffroth gebeugt hat, weist Widerstand — wie ein Schild. Und weil der Russe ebenso wenig alle seine Unterthanen in Gemeinschaft zu setzen versteht, kann er, obgleich Sieger, aufgerichtet, unverletzt, doch nur über Trümmern herrschen; er bleibt unwiderstehlich aber unmächtig (*impuissant*). Das Kreuz, nachdem es wie ein Schwert eingebrungen, scheint nur ein Schiffroth zu sein. Zwischen diesen beiden Zeichen oszilliren die Schicksale zahlreicher Bevölkerungen, ohne sich zu regeln und zu vereinigen. Stambul, seine Pforten für Constantinopel öffnend, ist unzerbrechlich; Constantinopel, siegreich, kann über Stambul nicht triumphiren.“

„Stadt der zwei Zeichen und der zwei Namen, die sich bekriegen, um welche Europa spielt und wettert für zwei miteinander streitende Principien und Interessen; — symbolischer Ausdruck der alten Welt für Alles, was antipathisch, gespalten, feindlich ist; — doppelt in sich selbst und gestellt zwischen zwei Lager wie ein Schlachtopfer und ein lebendes Gebet; — sie conspirirt und steht für sich selbst und für Alle um ein Einigungsband — zwischen den Glaubensmeinungen, Principien und Interessen, zwischen Rassen, Ueberlieferungen und Sitten, zwischen Nationen, Rechten und Bedürfnissen!“

„Darum gebe es Träumer, die den Blick nach jenem Gesichtskreis gewendet, den Hauch eines Wortes zu vernehmen, den Schatten einer Hand hin und her weben zu sehen glauben, von denen die Glaubensmeinungen, die Rassen und Nationen zu einer neuen Gesellschaftung gerufen und getrieben werden durch Einverständigung von Constantinopel und Stambul.“

„Und Europa, ungeachtet seiner Weisheit und Stärke unentschlossen und unthätig, schaut hin, bis daß es, müde, weder Frieden noch Krieg zu Stand zu bringen, selbst eine der Stimmen und eine der Hände wird, welche jene geträumte Gesellschaftung vorbereiten.“ (112 — 114).

Zweite Abtheilung.

Wie müßten fast das ganze Buch übersetzen, wollten wir Alles daraus mittheilen, was uns darin interessant geschienen. Wir lassen des-

hath nur einzelne Stellen, die wir ihrem Inhalte nach geordnet haben, hier nachfolgen, um unsere Leser auf jene geistreiche Schrift aufmerksam zu machen.

1. Stambul. „Das griechische Kaiserthum, ein Ueberbleibsel des Alterthums, vom Evangelium belehrt, aber nicht wiedergeboren, hatte einen Theil der alten Welt durch die Taufe gerettet, und die neue christliche Welt auf den Trümmern der Vergangenheit gepflanzt. Nur ein gemischtes, verworrenes, unfruchtbares Leben führend — mußte es des Todes sterben. Die Ottomanen bringen dem Alterthum im Orient sein Ende, wie die Barbaren es ihm im Abendlande gebracht.“ (298) „Der Sieg des Halbmondes zerbricht für die Besiegten die Ueberlieferungen, die sie fortzuschreiten hinderten, den rohen Despotismus des Kaisers und des Patriarch's; die theologischen Streitigkeiten, die fortan die Entwicklung des Geistes nicht mehr fördern konnten; die ohnmächtige Anschauung der Meisterwerke des Alterthums; endlich auch die erniedrigende Fiktion, die der griechischen Nationalität den römischen Namen auflegte hatte. Besiegt — werden sie wieder Griechen; sie werfen das Joch ihres ewigen Homer's und ihrer ewigen Controversen ab; sie werden von ihrer privilegierten Aristokratie befreit und wieder von Häuptern ihres Blutes, ihrer Wahl, — von ihren Priestern bewaltet. Die Barbaren haben sie unterjocht; aber ihnen ihre Gesetze und eigene Gerichtsbarkeit gelassen; sie haben ihre alten Statuen und Tempel zerstört, aber ihre Acker und Aeckern verschont. So hat die griechische Rasse sich mit einem Theil ihrer Vergangenheit entzweit, um die Bahn ihrer Zukunft zu betreten, und inmitten der Ruinen ihrer Sprache und ihrer Denkmale verjüngt und modernisiert sie sich (299, 300). Aber die Ottomanen vereinigen auch unter einer einzigen religiösen und politischen Herrschaft die vom Säbel der Araber und den Pfeilen der Seltschucken eroberten Provinzen. Dies, und ein dauenderer Friede in einem großen Theile der mahomedanischen Welt, zwischen dieser Welt und einem großen Theile Europa's, ein erster Waffenstillstand, — dies sind für die Civilisation die Früchte ihrer Eroberung. — (300).

„So ist Constantinopel der strahlende Mittelpunkt jenes ungeheuren Zettes geworden, das, einem türkischen Dichter zufolge, Erkan im Traume erschien, sich stützend auf den Kaukasus, den Balkan, den Libanon und den Atlas, durchströmt von dem Tigris, dem Euphrat, der Donau und dem Nil!

„Buntes und verschiedenes Geschick des alten Byzanz's! Unter dem Namen von Constantinopel wurde es die erste Metropole der Christenheit, unter dem Namen von Stambul — die zweite des Islamismus; durch Con-

Constantinopel oszillirte das Abendland nach dem Orient mit dem ganzen Gewicht Constantin's und des Arius; durch Stambul oszillirte der Orient nach dem Occident mit dem ganzen Gewicht Mahomeds II. und seiner Erben. So kömmt dieser Stadt, durch ihr abwechselndes Schwanken, die Ehre zu, die Einkung des Orient's und des Occident's vorzubereiten! (300. 301.).

2. Die Türken. — „Der Türke liebt das chersoi. Nur das Kaffehaus hat ihm ein öffentliches Leben geboten, welches er früher nur in der Moschee und im Heere fand. Das Kaffehaus, welches die Strenge der Kufis's und die ängstliche Klugheit der Sultane zu überwinden hatte, hat ihm eine Art profaner Gemeinsamkeit (communion) bereitet, die ihm unentbehrlich geworden. Demungeachtet ist sein Haus ihm sehr werth. Hier herrscht er; hier erheut er sich der Ehretdienung seiner Diener, seiner Kinder und Frauen, und er behandelt sie mit einer durch Zurückhaltung ermäßigten Vertraulichkeit, mit der Güte eines Lehrers (avec une bonte magistrale); hier übt er eine edle Gastsfreundlichkeit gegen den Fremden und Barmherzigkeit gegen den Armen. Wahrlich! weder in Medlichkeit, und Gerechtigkeit, noch in Mitleid mit dem Unglücklichen steht der Türke dem Christen nach. Seiner Höflichkeit fehlt zwar die Anmuth und Liebendwürdigkeit, die der Europäer durch steten Verkehr mit den Frauen gewinnt; dagegen glieden ihn jene Einfachheit und Aufrichtigkeit, die bei dem Europäer infolge jenes Verkehres durch Grinasse und Falschheit verdrängt werden. . . . Der Türke achtet, und will, daß man ihn achte; er besißt in hohem Grade das Gefühl der persönlichen Würde. Halter ihn nicht für knechtisch, weil er sich vor seinem Oberen niederwirft, und ihm den Saum seines Mantels küßt; es ist dies eine Huldigung, die er, ohne zu erröthen, mehr dem Rang als der Person darbringt, und die der Obere annimmt, ohne dadurch verblendet zu werden; denn der Eine, wie der Andere weiß, daß der niedrigste der Türken — wenn es Gott gefällt, — zu den höchsten Stellen des Reiches gelangen kann; und ein solcher Aufkümmling wird auf dem neuen Rang weder Respekt noch Undeulhoissenheit zeigen, — so reichlich ist seine natürliche Würde gekostet (etoffe), in welcher man von einem Tage zum anderen die Fülle eines Bey- oder Pascha's Mantels finden kann. Mit einem Worte: die Türken haben ausgezeichnete Privat-Tugenden, und, fürwahr! diese Barbaren, wie man sie nennt, haben einen guten Ton! (413—415).

3. Der Koran. — „Das Morgenland hatte zwei große Religionsbücher hervorgebracht: das alte Testament und das Evangelium. Jenes, eine besondere Verordnung für ein Volk, ein auf seine Ueberlieferungen und Hoffnungen gegründetes Gesetz, war, wie das gelobte Land,

ein ihm zu eigen gebendes Erbstück, unmittelbar an fremde. Seine Werbereichtheit empfing es erst durch das neue Testament, wie der Baum sich erst fortpflanzte, nachdem er seine Frucht getragen. Und kaum vollständig, war das Evangelium schon nach Griechenland und Rom gebracht; die gute Botschaft, welche Jesus gebracht hatte, war besonders für die Heidenchaft, die Plato vorbereitet hatte, und für die noch wilden Völker des Abendland's, die herbeieilten, daran Theil zu nehmen. Indessen blieben mehrere Racen des Orients in Aberglauben versenkt, der ihr Fortschreiten hemmte. Da setzte der Orient, in einer neuen Anstrengung seiner Offenbarungs-Fruchtbarkeit, den Sinai in Berührung mit Jerusalem; ein prophetischer Funke sprang zu Netza hervor — und der Koran trat an's Licht.

„Der Koran lehrt einen einzigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, das jüngste Gericht und ein ewiges Leben. Noch hat es keinen eifrigeren Apostel des Dogma's der Einheit Gottes gegeben, als Mahomed. Arabien, in von einander unabhängige Stammgenossenschaften getheilt und anbetend das Heer des Himmels, war im Politischen, wie im Religiösen der Vielheit preisgegeben. Persien war zwar in seiner Theogonie weiter fortgeschritten; aber es warf sich nieder vor einer zahllosen Hierarchie göttlicher Wesen, auf deren gespaltenem Gipfel es die zwei feindlichen Principien pflanzte. Dabei eine energetische Rückwirkung gegen die Vielheit, die im Orient im Günst stand. Während es daher dem Christenthume gestattet wurde, die Analoge der göttlichen Einheit zu unternehmen, weil schon die jüdische, griechische und römische Gesellschaft das Gefühl dafür hatte, — formulirte der Islamismus eine untheilhabe, compacte Einheit.

„Der Prophet beschuldete sich nicht darauf, den Götzendienst niederzuschmettern; er flücht jenen Bevölkerungen, deren ganzes Leben in die Gegenwart versenkt war, die Hoffnung und die Furcht der Ewigkeit ein; er versuchte, ihre stürmische Beweglichkeit zu zügeln, indem er auf jeder Seite des Korans die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht predigte.

„Um aber Nationen, die zur Verehrung der Welt und zum Genuß des Augenblick's fortgerissen worden, unter jenes Gesetz gefangen zu nehmen, bedurfte es einer strengen Disciplin, die die Lebhaftigkeit ihrer Neigungen zu dämpfen vermochte. Mahomed ordnete Gebete an, die fünfmal des Tages verrichtet werden mußten, und erinnerte dabei, daß, h. Uebertretungen zufolge, Gott anfänglich fünfzigmal zu beten befohlen habe. Er stempelte diese Gebetspflicht zu einer unverdrücklichen Schuldigkeit, die weder Rücksände, noch Verjährung zuließ, so daß selbst der

Tod nur die Weise der Entrichtung dieser Schuld verändern könne. Durch dieses Gebet, welches die demuthsvolle Stellung des Betenden charakterisirt, sollten die wahren Gläubigen besonders geistige Gnaden erhalten, als weit erhaben über alle weltlichen Gunsterweisungen. Während des Gebetes sollte Keiner die Augen zum Himmel aufrichten, wo früher die Blicke die Höhenlande der Anbetung aufgesucht hatten. Er verbot jede religiöse Feierlichkeit gerade im Augenblick des Aufgangs, des höchsten Standes und des Untergangs der Sonne, und vermied das Zusammentreffen der Feste mit den Epochen der Tag- und Nachtgleichen und der Solstizien. Die Anordnung eines unbedingten Fastens an dem dreißig Tagen des Ramazans, die strengen Uebungen, deren die Wallfahrer nach Mekka während der 40 Tage, an welchen sie den Ihram, d. h. den Bußmantel, tragen, sich unterziehen müssen, — endlich das Verbot des Weines, der Hazaßspiele, der Musik und des Tances, beschloßen die Vorschriften des Islam's zur Abkühlung der Sinne.

„Indessen ließ der Prophet es sich weit mehr angelegen sein, Gott als A l l e i n i g e n, als Gott, als H e i ß zur Verehrung aufzustellen, und er griff den Götzendienst mehr in seiner Vieltheiligkeit als in seinem Materialismus an. Er gewährte sogar Genugthuung den dringenden Forderungen jener sinnlichen Volksmassen, zunächst durch Befestigung der Vielweiberei und die Verehrungen seines Paradieses, wie er denn den Arabern die Verehrung ihrer weiblichen Himmelswesen nur untersagte, um sie in wonnigen Gärten die ewigen Liebesungen der Huzis hoffen zu lassen.

„Gebetern machte er zum wesentlichen Bestandteil des Gebetes, so daß es nichtig würde, wenn die unentbehrlichen Zeichen unterblieben. Endlich, während die Gemeinschaft der Christen sich in der Zeit, abgesehen von den Vertilckleiten, vollzog, erhoben die Wallfaher nach Mekka und die Pflicht, alle Gebete nach der Kaaba zu richten, den Raum zum herrschenden Element der Gemeinschaft der Muselmänner.

„Der Koran, in welchem die L e i d e n des A. und des N. Testaments 14 mischen, ist von Anfang bis zu Ende im Ramen des gndbigen und darmherzigen G e t t e s geschrieben.

„Er schafft den Krieg nicht ab; er erhebt ihn selbst zur Pflicht gegen die Ungläubigen und die Götzdiener. „Der Götzdienst ist schlimmer als Mord.“ Aber er hob seine verderblichen Wirkungen bei den Arabern auf, indem er ihre Waffen nach außen hin lehrte.

„Er läßt die Sklaverei bestehen; aber er macht aus der Befreiung eines Sklaven, aus dem Verkauf eines Gefangenen ein Verdienst, und schreibt sie oft als Sühnung vor. Die Sklaverei bei den Mahomedanern

nicht nicht, wie bei den Älten, die Admübrigung desjenigen, der sie zu tragen hat, nach sich: der Koran, indem er allen Menschen denselben Ursprung aufschreibt, strebt, sie alle zu einer Familie zu vereinigern. Arabien verdankte es seinen Sandwüsten, daß es einem theokratischen Regiment, daß es einer Kasten-Hierarchie und einer fortwährenden Unterjochung durch Fremde entgangen war.

„Dieser Boden, den der Wind mit sich fortreißt, der einem Reiche keine dauerhafte Grundlage gewährt, hatte die stolze Freiheit seiner wandernden Stämme beschützt, die Unabhängigkeit der einzelnen Gemeinden aufrecht erhalten und zur Steigerung des Gefühles menschlicher Würde beigetragen. Der Koran, der diese Gefühle spiegelt und sie überall entwickelt, wo er hindrang, brach die Scheidewände nieder, welche die verschiedenen Klassen von einander absonderten.

„Er setzt an die Stelle des unheilsamen Wiedervergeltungsgegesetzes den Zühnlauf des vergossenen Blutes. Er rathet nicht, wie das Evangelium, die rechte Wange dem darzubieten, der die linke geschlagen; er sagt: „Wer einen Menschen getödtet, ohne von ihm Gewalt erlitten zu haben, ist des Blutes des ganzen Menschengeschlechtes schuldig, und wer das Leben eines Menschen rettet, wird belohnt werden, als hätte er es dem ganzen menschlichen Geschlechte gerettet.““*)

„Er begnügt sich mit einem Worte gegen den Selbstmord. Dieser ist eher ein Verbrechen des Abend, als des Morgenlandes; sich tödten — ist sich selbst ein Gesetz aufstellen, um keines zu empfangen; ist — sich selbst sein Loos bereiten, um einem fremden Geschick zu entgehen. Der Abend glaubt an die Freiheit, der Orient an das Verhängniß.

„Der Koran macht das Almosengeben zum Verdienst, zur Pflicht, zur Schuldigkeit; und doch, während er vorschreibt, öffentlich und insgeheim, am Tag und bei Nacht Wohlthaten zu spenden, sagt er, daß Menschlichkeit in Worten und Werken den Almosen, auf welche Ungerechtigkeit folgt, vorzuziehen sei.

„Er verbietet die Ausstellung der Kinder, — ein Verbrechen, das sich in allen Gesellschaften der alten Welt wiederfindet, wo die Erde sich die Schwäche opferte: Saturn, der seine Kinder verschlingt, war dessen Inpud.

*) Diese Uebereinbereinstimmung des Korans und des Evangeliums ist deshalb anpassend, weil dieses nur die Selbstlichkeit im einzelnen Menschen brechen und nicht in das Staatswesen, das nicht zu seinem Reich gehörte, eingreifen wollte. Der Koran hingegen ist, wie das Mosaische Gesetz, theokratisch auch für diese Welt.

„Er behält die Polygamie bei, und — mit ihr — die Knechtschaft der Frauen. Doch beschränkte er diese Institution, die er vorfand, indem er die Zahl der legitimen Frauen auf vier herabsetzte. Er sicherte ihnen eine lausere Behandlung von Seiten ihrer Herren; er setzte günstige Bestimmungen für sie fest hinsichtlich der Verehrung, der Morgengabe, des Ehe- Bündnisses und der Scheidung, und erhöhte ihre Würde, indem er ihnen neue Rechte verlieh. Wenn er ihnen eine Art von Gefangenschaft auferlegte, so geschah dies, weil damals die arabischen Frauen sich in Schlächten und blutige Händel mischten, wie sie es noch jetzt bei den Beduinensstämmen thun, und er mußte sie völlig von dem öffentlichen Leben ausschließen, welches damals ihr Wesen entstellte. Durch das Gebot der Zurückgezogenheit nöthigte er sie, die friedlichen Neigungen und die Privattugenden ihres Geschlechtes zu pflegen.

„Der Koran enthält wenige Stellen, geeignet das Herz zu rühren; er bietet keine jener Erzählungen, die im alten und neuen Testament die Blutsfreundschaft und die Nächstenliebe erregen; — nichts, was sich der Geschichte Joseph's und der Parabel vom Samaritaner vergleichen ließe. Aber er ist sehr reich an Stellen, die eine von Liebe zu Gott, Untermüßigkeit unter seine Rathschlüsse, von Eifer für seine Sache und Bewunderung seiner Herrlichkeit, seiner Gerechtigkeit und seines Erbarmens — ein- ausgehende Begeisterung athmen. Ebalsich sich der orientalische Stolz in seinem Glanz und seiner Pracht darin zeigt, so hat doch Mahomed die Phantasie der Araber eher gezüchtigt als eraltirt. Nur in den Uebersetzungen entfaltet sich die Frische und der Luxus dieser Einbildungskraft, wie rund um einen Baumstamm kräftige und reichblättrige Schößlinge aufstreiben.

„Der Koran steht dem alten Testament viel näher als das Evangelium. Bei den Mahomedanern hat der Buchstabe über das Wort, der Text über den Commentar, das Gebot über die Homölie, die Anwendung des Gesetzes über die Leitung der Gewissen und die Rechtsberatung über die Rechte der Vorherrschaft erlangt.

„Dies ist, kurz gesagt, das Gesetz Mahomed's, wohl geeignet, die Fortschritte der Völker des Südens und des Orients, die es zu spiritualisiren angefangen, zu beschleunigen und ihre Harmonisirung vorzubereiten mit den Völkern des Nordens und des Abendlandes, welche die Religion Jesu bekennt hat.“ — (S. 371—378).

4. Die arabische und die ottomanische Rasse. —

„Vergleicht man die Araber und die Ottomanen, die beiden Rassen, welche in der Geschichte des Islamismus die Hauptrolle gespielt haben, mit einander, dann wird man die Araber — die Apostel, die Pforten,

die Romantiker, hingegen die *Ottomanen* — die Staatsmänner, die Juristen, die Historiker des Islamismus zu nennen geneigt sein.

„Den *Arabern* gehöret der Säbel, leuchtend wie der Blitz, und die blühähnlichen raschen Eroberungen; ihnen die abenteuerlichen Unternehmungen, die hohen Thaten, die wunderbar tapferen Heldenthaten: es sind die Ritter des Islamismus. Die *Ottomanen* führen den Krieg mit einem durch Beharrlichkeit, Disciplin und Gelassenheit bewunderungswürdigen Muth. Die ersteren verbreiten den Glauben mit einem unvergleichlichen, fruchtigen und glänzenden Heldenthum; die andern stellen die schwindende Lebenskräftigkeit desselben durch ihre Anstrengungen behufs seiner Concentration — wieder her.

„Die Unabhängigkeit des arabischen Geistes verewigt die Spaltungen der Stämme, und beschleunigt den Verfall des Kalifat's durch die stümmische Insubordination hundert wetteifernder Dynastien. Die *Ottomanen* bewahren die Einheit ihres Reiches durch Einführung einer Feudalordnung, und, indem sie die Araber unterjochen, befreien sie dieselben von der terranischen Anarchie ihrer Volksfürsten. Ein Zug charakterisirt sie: die Bildung des Janitscharenkorps, jener furchtbaren Schaar von Fußvolk, welche, zu einem regulirten Corps in einer Zeit organisiert, in welcher die Völker Europa's nur erst noch unregulirte Truppen hatten, eine erfolgreiche Wirksamkeit haben mußte. Diese Miliz, deren esprit de corps während drei Jahrhunderten sich durch den esprit de Famille verflücht hat, die ihre Archive, ihre Verwaltung, eigene Handwerker, Körperschaften, Affiliationen, Gerichtsbarkeit und Vorrechte besaß, macht den Staat nach und nach unabhängig von der kriegerischen Feudalität, deren Herabsetzung sie durch ihre überragende Wichtigkeit vorbereitet.

„Die *Araber* entwickeln das Gesetz Mahomed's in einer großen Zahl von weisheits- und voraussichtsvollen Gesetzen. Die *Ottomanen* bemächtigten sich dieser Lebhaftigkeit, führen die zahlreichen canonischen Bücher auf eine gemeinsame Regel für alle theologischen und gesetzlichen Entscheidungen zurück, und prägen ihnen die Einheit eines Gesetzbuches auf. Sie thun noch mehr. Sie setzen mit früher unbekannter Einigkeit und Autorität die Körperschaft der Ulema's ein, — zugleich Sorbonna, Parlament und Universität, zahlreich und doch einig, in ihren verschiedenen Verzweigungen von einem Oberhaupte abhängig, von dem Kalif, dem geistlichen Stellvertreter des Sultan's.

„Dieser Klerus, dem nicht, wie dem christlichen, ein geheimes Gerichtsstuhl zu Gebote steht, von welchem herab er die Gewissen zur Reicht hören und leiten kann, — erhebt das öffentliche Gericht, wo er über die Handlungen der Gläubigen zu entscheiden hat, — läßt geschickt den Verwalter

der Gerechtigkeit den Verwalter des Aultus überholen (grüner), und sich erit sich hierdurch eine politische Rolle. Bekleidet mit dem Uebergange, welches ihm das heilige Gesetz verleiht, dessen Lehrer, Casuist, Professor, Anwender und Verwalter er zu gleicher Zeit ist, — steigert er dasselbe noch durch eine Anhäufung von Reichthümern, welche sich durch die Einkünfte der Dotationen der Moschere vermehren, und sich durch die Taxen, die öffentlichen Auflagen und die Confiscationen in seinen privilegierten Händen zusammensparen. Diese Art von Kirche endlich verschafft in Mitten der Unruhen dem Rechtsstande die Oberhand; entreißt das der Gerechtigkeit Angehörige den bewaffneten Händen; gründet die Unabhängigkeit der Magistratur durch die Fortpflanzungen ihrer bedeutendsten Stielen in den angesehensten Familien, deren Erbeigenthum sie werden, und bringt das Privateigenthum in Sicherheit vor den Spoliationen der Regierung mittelst einer mäßigen Abgabe, welche man der Moscher, als einer gnädigen und barmherzigen Oberherrin, zu entrichten willigt. Lange bildet sie ein nützliches Gegengewicht für die Autokratie der Souverains oder die Willkühr des Säbels, und erweist sich günstig den Interessen des Volkes, der Ordnung und des Friedens. Gewiß ist es die merkwürdige Verfassung der geistlichen Gewalt, die bei den Mahomedanern statt gefunden. In Persien, wo der Monarch, als unbeschränkter Herr, die geistliche Gewalt nicht in dem Maße delegiert hat, daß er die Errichtung einer Körperschaft begünstigt hätte, welche seinen Despotismus beschränkte und seine Handlungen sanctionirte, — in Persien ist es nur die Erhebung (exaltation) eines Scherif's, der durch die öffentliche Stimme der Einsamkeit entrisen wird, — in welcher er eine Warnung finden kann, einen besseren Weg einzuschlagen. —

„Die Oetomanen machen in Wissenschaften und Poesie den Arabern die Palme nicht streitig; sie setzen ihren Ruhm in das Herrschen. Ihre wichtigste Wissenschaft ist das Recht; ihre nationalste Literatur — die Geschichte. Der Stolz ihrer Historiker, zunächst ganz durchblüht mit Anführungen aus ihren Dichtern, entleidet sich allmählig dieses fremden Luxus und gewinnt an Einfachheit und Bestimmtheit. In ihren Phantasie-Works bleiben sie die Kopisten der Porell und der Werke ihrer persischen oder arabischen Vorgänger; nicht, als seien sie keine eigenthümlichen Dichtung fähig; sondern weil ihr Geist eine andere Richtung genommen. Aber auch dasjenige von ihrer Poesie, was noch naiv und ursprünglich ist, kann nicht den glänzenden Orientalismus des Südens azogelgen; die Sonne ihres Vaterlandes geht über kalten Steppen auf!

„Der gebiegene, edle, ernste Charakter ihrer Bauwerke bezeugt ihren eigenthümlichen Geist (*génie*). Die Ottomanen und die Araber bedienen sich des Rundbogens (*courbe*), als der vorherrschenden Linie ihrer Architektur. Aber bei den Arabern erscheint sie in mannigfaltiger gleicher Abwechselung. Sie legen das Abenteuerliche, Unerwartete, Pikante in die Formen, die sie in riesenhaften Arkaden, in feinen Verzierungen, in Lüthen und leichten Spiralen, in träumerischen Schwebbögen, in Kuppeln, die eine Art von Biegbarkeit und Geschmeidigkeit haben, entfalten. Die Ottomanen halten fest an der Strenge des Halbkreises in den Domen ihrer Moscheen und Bazar's; und während der arabische Minarett, in seiner ganzen Länge verzerrt, in eine Art von Ausbauchung ausläuft, die dessen scharfer Zuspitzung vorangeht, steigt der türkische Minarett nackt empor und verlängert sich in eine Spitze. Der Minarett — *weich* erhabene Umgestaltung der griechischen Säule! Die griechische Säule war stumm; der Islamismus hat ihr eine Stimme gegeben und eine Wache aus ihr gemacht. Und — wenn zu bestimmten Stunden alle diese Stimmen sich über die Stadt verbreiten, den Namen Allah's verkündend, bietet diese religiöse Harmonie dann nichts, dessen Erfindung das Christenthum zu beidern hätte!

„Bei den Arabern und Ottomanen gibt die Strenge des Gesetzes dem Kulteus ein Gepräge großer Einfachheit. Die Verwerfung der Sculptur und der Malerei läßt den Wänden der Moscheen keine andere Zierathen, als Inschriften zuweilen in goldenen Buchstaben, denen bei den letzteren ihre phantastischen Ausschmückungen, bei den letzteren Zierathen in Mosaik sich anschließen. Alle Darstellung von menschlichen oder von Thier-Gestalten ist selbst bis auf die Teppiche verboten, es sei denn, daß sie für das Auge fast unwahrnehmbar sind. Die Einen und die Anderen haben versucht, diese Leere durch den Reichthum und die Menge von Candelabern, von Lampen und Säulen zu ersetzen. Indes beschränkt die gottesdienstliche Feierlichkeit sich auf das Wort, und die Verbannung der Musik reduziert das Wort auf eine Psalmodie oder einen Monolog. Der *Namaz*, das gemeinsame Gebet, von Imam mit lauter, von der Versammlung mit leiser Stimme gesprochen, begleitet von genau ausgeführten Gebärden und untermischt mit Vorlesung einzelner Koranstellen; der *Kutbe*, das Glaubensbekenntniß, welches mit einer Ermahnung an die Gläubigen und einem Gebet für das Reich und den Monarchen schließt, — bilden den ganzen öffentlichen Gottesdienst; zuweilen reiht sich eine Predigt demselben an. Nur zu Mekka bei der Feier des Kurban-Baieam entfaltet der Kulteus eine größere Mannigfaltigkeit und Pracht. Dieser ungeheure Zusammenfluß von Hadjis, die in Proffession

sich der Kaaba nähern und den schwarzen Stein umkreisen, und nach mehrfachen Revolutionen das Fest mit Tausenden von Opfern, mit Feuerwerken, Rängen und kriegerischer Musik beschließen, muß das prächtige Schauspiel einer großen religiösen Communion darbieten. Der Monat des Ramazan's, vereinigt miteinander die strengen Uebungen der Fastenzeit und die Vergnügungen des Carneval's: der Tag, ganz dem Fasten gewidmet, ist eine Buße; die Nacht, der Andachtsübungen ungeachtet, die zu verrichten sind, ist ein Fest; es ist die Zeit der größten Lustbarkeiten bei beiden Nationen. —

„Das heilige Wort, unvollständig und streng, wie es ist, ruft das profane hervor. Die Erzähler mit ihren romanesken, verlichten, heroischen Erzählungen, die Sänger auf Volksmelodien improvisirend, von groben Instrumenten begleitet, und oft den Tanz mit Musik verbindend, sind bei beiden Nationen, besonders bei den Arabern, in großer Anzahl vorhanden. Das Kaffehaus dient ihnen gewöhnlich zur Bühne. Hier auch werden jene possenhafte, in Geberden und Worten obscene Darstellungen aufgeführt, die einzigen Spuren dramatischer Kunst bei den Muselmännern, die diese Scenen auch im Innern ihrer Häuser aufführen lassen.

„Die Perser sind die einzigen, die dem Kultus durch feierliche Einführung des Drama's eine Erweiterung gegeben. In jedem Jahre wird, während der eifrig ersten Tage des Monats Moharem, das Gedächtniß des Märtyrthums der Söhne Ali's in Scenen gefeiert, in denen die Akteure, bestimmte geschichtliche Personen darstellend, durch pathetischen Vortrag und Geberden, und mit einer seltenen Pracht von Poesie die tiefsten schmerzlichen Gefühle und die lebhafteste Bewunderung erregen. Es sind Darstellungen, die mit den Mysticism der mittelalterlichen Christenheit die größte Analogie haben.

„Noch mehr; neben dem Gottesdienst des Tempels errichten die Derwische noch den des Klosters; mit dem Gebet haben sie Geschei, Gesang, Musik und Tanz verbunden, die aus der Moschee verbannt sind. „„Wer läßt euch so im Kreise drehen?““ fragte man einen Derwisch. „„Wer läßt die Gestirne kreisen?““ antwortete er: „„die Liebe Gottes.““*)

„Und, fürwahr! wenn man die Ordnung wahrnimmt, die sie in ihren Rotationen befolgen, und wie ihr weites Gewand von den Hüften an sich in eine Art von strahlender Atmosphäre ausbreitet, während der Ton ihrer sanften Flöten und Tam-Tam's in einer anderen Sprache die Har-

*) Dies, wie das französische l'amour de Dieu, bietet den doppelten Sinn von Liebe zu Gott, und Gottes Liebe.

monie zu wiederholen scheint, die sie in ihren Geberden beobachteten, — dann fällt es nicht schwer, anzunehmen, daß ihre cadenzirten Evolutionen die astronomischen Bewegungen nachahmen, und bis zu den Zeiten des arabischen Sabbismus hinaufreichen. Die Dervische sind gleichsam die irreguläre Miliz des islamitischen Alerus; in ihnen ist ein Keim von Protestantismus (?) gegen den Koran.*) ... Wenn man sich außerhalb der Kaaba befindet, sagen sie, dann ist es gut, seine Augen nach ihr zu richten; aber wenn man in der Kaaba ist, gleichviel dann, nach welcher Seite man sich wendet!“ Die Kaaba ist aber für sie das Sinnbild der göttlichen Liebe. — Ihre Ceremonien ersetzen so viel als möglich die ihrem Cultus mangelnde Communion. Nach dem Tanz findet unter allen Mitgliebern der Gemeinschaft eine Art von Liebesmahl (agape) statt, — das einzige Beispiel von Zärtlichkeits-Erziehung, das sich im Mahomedanischen Ritus findet. Endlich hören die Dervische sogar, bis auf einen gewissen Punkt, die Reichte der Frauen. Ihre Heiligkeit hat die Bedenkllichkeiten der Eifersucht soweit überwunden, daß sie ungehindert die Anvertrauungen und Umarmungen der Frauen entgegennehmen. Die ersten Gesellschaften von Dervischen sind von Arabern gebildet worden; aber gegenwärtig findet sich das Kloster der Dervische nur bei den Tettomanen; der Santon d. h. der einsiedlerische Mönch ist Araber. Die Araber haben nicht die ersten Tänze der Dervische; sie haben etwas ihrer Phantasie genügenderes: dies sind die Tänze der Alm's, die an den wichtigsten Festtagen ihre Bette auf den Kirchhöfen errichten und hier Ausrufen entfalten, was die Geschmeidigkeit und Grazie des Körpers — in Abwesenheit einer strengen Schamhaftigkeit — Vollständiges darbieten. Den Tettomanen eigenthümlich sind die Dervische; den Arabern die Alm's.

„Auch in der Liebe bilden beide Klassen einen Contrast. Iren den Uebertreibungen ihrer Vorfahren, welche weibliche Enkel (augen-sonnen-) idolatrieten, wurden die Araber Verehrer ihrer Frauen. Obwohl sie dieselben mit einer Strenge im Schatten hielten, die noch durch ihre Eifersucht gesteigert wurde, widmeten sie ihnen einen Kult von Zärtlichkeit und zitterlicher Aktivität (courtisane), und zeigten sich immer bereit, ihrem Einfluß auf sie zu gestatten. Die Tettomanen, jenen leidenschaftlichen Huldigungen fremd, zeigten gegen die Frauen nur eine Ehrerbietung, die besonders ihre Quelle in der Achtung der Männer füreinander hatte, und sie geseien sich in dem Gefühle ihrer Superiorität; mehr Ehegatten

*) Obwa, wie im Kelticismus des Mittelalters ein Keim des Protestantismus gegen die kirchliche Autorität lag?

als Liebhaber, — immer Herren. Dennoch, Dank sei es der bleibenden Würde, die jene Ehrerbietung gegen sie den Frauen gewährt, Dank sogar einer vollständigten Absonderung der beiden Geschlechter voneinander, — ist es gerade bei den Osmanen, daß die Frauen baldig Besitz von einiger Freiheit gewonnen haben.

„Endlich, — um die Charakteristik dieser beiden großen Rassen zu vollenden, — was der Koran Erlaubtes enthält, hat das Leben der Araber bestimmt; was didaktisch in ihm ist, ist den Osmanen anheim gefallen. Der Islamismus, in dem er sie im Geiste ihrer eigenen Natur entwickelte, gab ihnen Eigenschaften, die ihnen fehlten; er hat die Araber septentrionalisirt — und die Osmanen meridionalisirt. Zusammen kann man mit Wahrheit sagen: bei den ersten ist der Islamismus mehr Weib, und bei den letzteren mehr Mann!“ — (397 — 447.)

5. Neu-Stambul. — „Wie prachtvoll, wie großartig es sich auch darstellt, — was ist jetzt Constantinopel? Der Keim einer noch größereren, noch prächtigeren Stadt, die schon aus ihm hervorgeht. Die Stadt Constantin's und Mahomed's II. war vor Allem eine militärische Position, war die Hauptstadt eines bewaffneten Reichs. Aber von dem Tage an, an welchem die Genueser der Schwäche der griechischen Kaiser die Erlaubniß abgenöthigt, auf der anderen Seite des Hafens, der Stadt gegenüber, Galata zu colonisiren, — von dem Tage an, wo die Christen mittelst ihrer Capitulationen sich vortheilhaft in der Türkei niederlassen konnten, trat Constantinopel aus seinen Mauern heraus; es fing an, sich auf den europäischen Ufern des Bosphorus einzurichten. Die Thätigkeit der französischen Kaufleute und ihrer griechischen, jüdischen und armenischen Klientel bemächtigte sich dieser Stellungen, und bald reichten Galata und Pera, rechts und links, allen jenen, früherhin zerstreuten Horden die Hand, die gegenwärtig sich bis in das Innere des Hafens und bis zu den äußeren Ufern hin ausdehnen. Auf diesen Küsten, sowohl von Europa, als von Asien, erbauten die Sultane selbst für's erste ihre Lusthäuser, bis endlich Mahmud abwechselnd die kaiserliche Residenz in die verschiedenen Wohnungen, mit denen er sie geschmückt, verpflanzte; und gegenwärtig ist das alte Serail, Louvre der osmanischen Kaiser, für den Sultan nichts mehr, als ein Absteigequartier zu Stambul. Mahmud hat das Janitschariat kassirt und mit dieser Willig zugleich auch das alte Stambul. Stambul ist die alte Citadelle, der Waffenplatz die Festung; aber die Stadt! Sie läuft jetzt längs des Bosphorus hinab; — schon breitet sie sich fast bis nach Terapia und Bugakbéré hin aus. Die heilige Stadt, die muslimännische, die bevorrechtete Stadt wird vom Handel und von der Reform verlassen;

die Comptoirs, die Bazar's, die Paläste, die Kasernen werden anderwärts hin verlegt; Stambul ist in voller Unruhe.

„Betrachtet man diese Umgestaltung, die in der Hauptstadt, wie bei ihren Bewohnern vor sich geht, so ergötzt man sich an diesem Schauspiel einer neuen Stadt, die aus den Ringmauern der alten hervorblüht, um sich über Felder und Hügel hin zu verbreiten.“ (314—315.)

6. Die Zukunft der *Tetomanen*. — „Es nahen sich große Ereignisse! — Acht Jahrhunderte sind es, daß eine Nomaden-Rasse aus ihren fernen Steppen heranstürmt bis vor die Wälle der orientalischen Hauptstädte, ihre Zelte mit Palästen vertauschte und die Namen ihre Khane neben die eines Cetus, Alexander's und Constantin's einschrieb. Gegenwärtig scheint die *tatarische* Rasse in Entkräftung zu versinken, und von allen Seiten her sich eine Verschwörung gegen sie zu bilden. Dahin stürmend hatte sie ihre Dynastien auf die Throne von Samarkand, Schirvan, Isfahan, Bagdad, von Delhi, Peking, Jerusalem und Constantinopel geworfen; von den Mauern Chinas bis nach Moskau und an die Grenzen von Deutschland, von Kairo bis an die Meerenge von Gibraltar hatte sich ihre Macht fortgepflanzt oder ihre Herrschaft errichtet. Aber China hat sich gegen die Herrscher, die es von ihr empfangen, empört; von den Kaisern von Delhi hat England nur mehr ein Schreinbild übrig gelassen; Aegypten und Arabien haben sich durch die glückliche Verwegenheit Mehemet-Ali's emancipiert, der recht gut weiß, daß seine Macht nur unter der Hohnung lebenskräftig ist, daß der Genius Arabiens sich in ihm und seinen Nachfolgern incarnirt; Frankreich hat den Des von Algier vertrieben; die Des von Tunis und Tripoli sind in's Geheim schon bedroht; der Sultan von Constantinopel endlich und der Schah von Teheran wanken auf ihren Thronen, und Rußland breitet gegen beide seine bewaffneten Arme aus. — „Es gibt nämlich Augenblicke, in denen die glorreichsten Rassen, um einen neuen Fortschritt zu vollbringen, fremder Einwirkung bedürfen. Schon hat das Zeit Dschang's sich zusammenzufalten begonnen, und die ottomanische Rasse ist berufen, ihre Stelle unter einem umfangreicheren Zeit einzunehmen.“ (327. 328.)

7. Der *Islamismus* und die *Christenheit*. — „Wir jetzt die Sachen stehen, dominiert überall die Christenheit über den Islamismus. In Indien überholt (primo) England die mahomedanischen Throne. In Persien üben England und Rußland ihren Einfluß und streiten sich um dies Land, wie um eine Beute. Was das ottomanische Reich betrifft, so hat Europa sich das Recht genommen, in alle seine Angelegenheiten sich zu mischen und Rußland zieht die Türkei in ihren Machtkreis heran. Der Islamismus hat alle politische Uebergewalt verloren, und

sind nicht auch alle seine Künste, seine Wissenschaft und Industrie im Verfall, während es für die Christenheit keinen Stillsand gegeben?

„Ja, der Orient ist besiegt; er erbläst vor dem Gestirne Europa's. Aber Europa gestehe auch die Ursache seiner Superiorität! Es gestehe, daß, bei seiner bewaffneten oder friedlichen Verührung mit dem Islamismus, — es sich einen Theil des Lebens des Orient zu assimiliren gewußt.

„Kaum hat Arabien die spekulative Philosophie der Griechen zur Experimental-Wissenschaft gemacht, und schon nimmt Europa sie ihm. Sein Geist, von Plato erhoben (exalté), stützt sich auf Aristoteles, arbeitet unablässig unter diesen beiden Meistern und verdankt dieser doppelten Bewegung die Stätigkeit seiner Fortschritte. Eine geistliche Körperlichkeit, die durch das Kreuz gegen die Anordnungen der Kriege beschützt wird, und kräftigen Intelligenzen keine andere Freiheit läßt, als auf dem Gebiete des Nachdenkens und der Entdeckungen, bringt sie bald zur Ausblüthe, bewahrt, vermehrt alle Kenntnisse und überhändigt diese kostbare Hinterlage erst dann der Gesellschaft, als diese sie nicht mehr verlieren, sondern nur noch vervollkommen kann.

„Das Gegentheil davon begab sich im Orient. Nach einem glänzenden und kühnen Beginn dreht er sich nur mehr im Kreise der Experimente, ohne das Geheimniß zum Aufsteigen in einem höheren Kreis zu finden; er erschöpft sich im Aristoteles, und übersteigt die Grenzen der beobachteten Thatsachen nur mittelst einer ungetrübten Schwungkraft.

„Der abendländische Geist strebt, die Ursache von allem zu erkennen; der morgenländische hingegen, die Wirkungen zu vervielfältigen; der eine trachtet in eine Idealwelt einzubringen, der andere möchte die sinnliche Welt erweitern; der eine will wissen, der andere schaffen. Aber der orientalische Genius, der keine andere Regel hat, als seine Laune, mißgähret oder erzeugt nur Ungeheuer. Vergeblich hat Mahomed, um den Götzendienst zu tödten, alle Verbindung der Menschheit mit der Natur gebrochen; gegen Mahomed beruft der Orient sich auf das Ansehen Salomon's, des Weisen unter den Weisen, wie die Uebersetzungen sagen. Die Magie bleibt das Erbstück der Völker Israhel's; die Alchemie verschwindet nur durch das Uebermaß von Janotanz; die Astrologie ist öffentlich anerkannt. Während der Occident, — mit erhabener Selbstverleugnung der interessirten Berücksichtigung des Ganges der Gesehne entsagend, sie nur erforscht, um in der harmonischen Zusammenstimmung der Sphäre ein neues Bezeugniß der ewigen Weisheit entdecken, und im Grunde ihres lärmenden und gemeinen Glanzes den geheimnißvollen Preisgesang zur Ehr Gottes zu vernehmen, — während dessen will der Orient, der die Bedürfnisse und Interessen des Menschen nicht zu vergessen vermag, — daß die

Himmel ihm die Ereignisse der Erde erzählen. Mag immerhin der Orient mit seinen Methoden und Esystemen dem Unendlichen nahen und sich selbst für wenig zu rechnen lernen, — ein Uebermaß von Demuth, welches das Geheimniß seiner Macht wird; — der Orient will alle Umwälzungen der Gestirne auf sein Endliches zurückführen; er macht sich zum Mittelpunkt, Alles bewegt sich um die Erde, Alles für sie: die Erforschung der Einflüsse der Gestirne und die Theorie des Ptolemäus hängen wesentlich zusammen. Was endlich die Wissenschaft des Orients noch besonders zurückhält, ist der Umstand, daß der mahomedanische Aleras, in das Weltleben verflochten, nothwendig auch alle Wechsel desselben erfährt; — die Schulen erheben sich und stürzen mit den Königreichen!

„Der Islamismus hat alle materiellen Künste begünstigt, die dem Krieg und dem Prunkte dienen; der Occident eignet sie sich an. Wenn die Kirche ihnen nur eine unvollständige und furchtsame Sanktion ertheilt, so werden sie dagegen von der Welt beschützt und gehegt. Dieses, noch nicht harmonisirte, aber immer erhaltene Gleichgewicht zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt macht die eigenthümliche Vitalität der christlichen Gesellschaft aus. Die Gewaltigen der Erde, und an ihre Spitze die Frauen, ermuntern die Gewerthätigkeit, die ihr Geschick und ihre Neigungen erheischen, und das Volk ergreift mit Begierde dieses Mittel, seine Freiheit durch den Reichtum zu erwerben. Die Kirche selbst gründet ihnen ihren Segen; da sie nicht durch die Könige verdunkelt werden will, zieht sie der schlichten Pracht der Lillie den Purpur und die Seide Salomon's vor.

„Aber der Orient, unter einem Befehle stehend, welches den Krieg heiligt, hat alle dessen verderbliche Folgen zu tragen. Einfälle von Außen her und der Despotismus des Sabels im Innern erlauben ihm nur einzelne Lehren auf seinem eigenen Felde aufzulesen; nöthigen ihn, spärlich zu säen, da er säen muß zu den Füßen des Räubers seiner Garben, — und bestimmen ihn, seine Schätze zu vergraben, wie ein Verbrecher die Beweismstücke seiner That. Die Arbeit ist entmuthigt, die Reichthümer verbergen sich; Credit ist ein Wort, das der Orient gar nicht kennt, und seine hinsterbende Industrie hat zur einzigen Stütze eine wie sie hindernde Wissenschaft; — die Industrie und die Wissenschaft, diese beiden Augen des alten Orients, — der neue Orient hat sich deren beraubt!

„Und die prächtigen Schöpfungen der arabischen Architektur, — hat die Christenheit nicht einen frommen Raub an ihnen begangen für ihre Kirche, die sie in gothischem Stile geschrieben (écrit)? Sie systematisirt nach dem Zeichen ihres Glaubens einen Theil der Elemente, die sie von einer in ihren Kühnheiten unregelmäßigen Kunst geliehen; sie predigt anmu-

thigen und schlanken Formen eine überraschende Erhabenheit auf, indem sie dieselben harmonisch an ein gefasstes und hohes Ganzes knüpft; sie thut für die arabische Architektur, was später durch Michel-Angelo für die griechische und römische Baukunst, sie erhebt sie zu ihrer eigenen Höhe. Allerdings kann sie in dem Abbilde sie nicht in ihrer ursprünglichen Natur erhalten; indem sie aber dieser Puci die Taufe gibt, entzieht sie ihr nicht allen Zauberreiz ihrer Phantasie; an ihren Zügen kann man noch immer ihren Ursprung erkennen.

„Und die arabische Poesie mit ihren Dästem und Stichen, besuert sie nicht den Genius der christlichen Troubadours, wie die arabische Galanterie in Spanien und im Orient auf den Charakter des Ritterthums einwirkt? Aber Europa entwickelt nicht nur mit Superiortät die Kunst, die es vom Orient empfangen, wie es aus der Puppe des Seidenwurmes wunderbare Stoffe zu ziehen versteht; ungeachtet der geistlichen Reprobation, die an den Künsten der Form haftet, treibt es auch die Skulptur und Malerei, die der Islam verbietet, zu raschen Fortschritten an. Das ist eben, weil der Gott der Christen, Fleisch gewordenes Wort, geboren, geliebt, gestorben und wieder auferstanden, und seine Geschichte andächtigsterweise in Bildwerken und Gemälden geschrieben wird. Ueberdies, was thut die Kirche? Sie ist bemüht, das Mysterium Jesus zu erneuern, indem sie sich selbst in die Welt incarnirt. Sie stellt Christum dar, nicht am Kreuz oder im Grabe; sondern lebend und auf dem Throne der Himmel; sie ist nicht das gealterte und versuchte, sondern das verjüngte und triumphirende Jerusalem, und sie umgibt sich mit allem Glanze der Künste, die unter ihren friedlichen Fittigen groß werden und ihren Aufschwung nehmen. Das Papstthum, welches nicht einmal einen Stein empfangen, um sein Haupt darauf zu betten, macht sich ein Babylon; das Kalifat, welches von dem Schwerte ein Babylon empfangen, verliert es durch das Schwert.

„Der Islamismus hatte also bis auf einen gewissen Punkt ein Fortschreitungsvermögen; aber da er sich nicht angeeignet, was ihm gebracht, erschöpfte er sich und gerieth in Stillstand. Der Koran hatte weder Rand, noch weiße Blätter, und nichts konnte neben dasjenige geschrieben werden, was die Hand Gottes in demselben verzeichnet hatte. Bei den Juden zeugte das Gesetz Moses das Prophetenthum. Aber nach einem Gesetzgeber, der sich für den letzten der Propheten ausgab, war, unter den Zeitgenossen, hätte wohl zu prophezeien gewagt? Aber Jesus hatte seinen Nachfolger den heiligen Geist hinterlassen, um sie zu erleuchten. Daher die Fortschritte, in welche die Kirche willigte, fast im Widerspruch mit der Strenge ihres Dogma's. Der Jesuitismus war der letzte Ausdruck ihres Accommodationsvermögens, und der Protestantismus war von Seiten der

Welt nichts anderes, als, daß sie von der Kirche die Erbschaft des heiligen Geistes wieder zurückforderte. Bei den Christen herrscht der Commentar und der Text biegt sich unter jeder Erklärung. Aber bei den Mahomedanern herrscht der Text und der Commentar ist untergeordnet; der Fanatismus des Buchstabens tödtet die Schwungkraft des Geistes, und die Schulen, die die Erklärung des Gesetzes lehren, beschränken sich auf eine Art von Scholastik, welche von ihm ausgeht und zu ihm zurückkehrt. Um sich zu erweitern und zu befruchten hatte also der Islamismus weder Protestantismus, noch Jesuitismus; er blieb stationär, nachdem er seine Grenzen erreicht; und verschmähend, die Nachbarschaft Europa's zu benutzen, pferchte er sich ein in seine stolze Ignoranz. Wissenschaft, Kunst, Industrie, alles versank in Enkräftung und der Krieg, — das einzige Mittel, welches ihm blieb, einige politische Vortheile zu bewahren, — als er bei den Christen geliebt und industriell geworden, bestrafte den Islamismus grausam dafür, daß er auf ihn, ohne Rücksicht auf die Entwicklung der Kultur, gerechnet hatte. Endlich, während die Christenheit durch ihre weit ausgebreiteten Colonisationen ein erdrückendes Ubergewicht erwarb, blieb der Islamismus an dem alten Continent haften. Mahomed hatte seine Völker gewissermaßen an ihn festgekettet, als er ihnen die Pflicht der Wallfahrt nach Mekka auferlegte. Jesus hingegen gab seinen Söhnen die ganze Erde, als er zu ihnen sagte: „Urbetall, wo ihr sein werdet, wenn ihr zu drei seid, werde ich mit euch sein.“

„Und dennoch wäre es eine große Ungerechtigkeit, den Fortschritt nicht anzuerkennen, der bei den mahomedanischen Völkern selbst während ihres Verfalls stattgefunden. Dieser Fortschritt besteht in dem Untergange aller militärischen Institutionen in Persien und im ottomanischen Reich. Die Feudalherrschaft ist entwurzelt, die großen kriegerischen Körperschaften sind zertrümmert worden. Die beiden Hüften des Orients endlich haben mit merkwürdig weischaudendem Blicke eingesehen, was alles sie von dem Occident zu lernen hätten, und diesem nach das ihnen aus Europa Zugebrachte aufzunehmen. Der Kezan hat seine Verschanzungen überfliegen gesehen und die christliche Civilisation ist auf dem Punkte, den Orient an dem Früchten der kostbaren Keime Theil nehmen zu lassen, die er ihm entführt hat, um sie zu pflügen und zu entwickeln.“

„Europa ist jetzt verpflichtet, dem Orient Wissenschaft, Industrie und Kunst zu bringen. Es ist dies nicht blos ein Geschenk, das es ihm machen wird, sondern eine Schuld, die es ihm mit vollen Händen zu entrichten

hat. Europa hat Griechenland, der Mutter der Civilisation, seine Reizung zugewandt; aber Europa ist nicht blos die Tochter vom Griechenland, es hat auch die Milch des Orients getrunken.

„Und jenes schöne geſtorbene und ſelbſt in ſeinen erſtarrten Zügen noch reizende Weib, für welches Heron Europa Liebe eingeſchloß, — es iſt nicht allein Griechenland; es iſt der ganze Orient.

„Spende immerhin Europa mit vollen Händen ſeine Gaben, es wird nicht dadurch verarmen! Der Himmel und die Erde des Orients haben ſich noch nicht in Inſpirationen erſchöpft. Neue Offenbarungen hatten bereit, die kommen werden, um zu geben und ſich verwundern werden zu empfangen. Europa hat nicht blos ſich vorzuſetzen, den Orient zu ſeinem Ebenbilde zu machen; es muß auch ſtreben, ſich dem Oriente zu ebenbüten. Nur ſo wird ſich die Harmonie des Orients und des Occidents vorbereiten!“ — (418—427).

Schlußbemerkung des Ueberſetzerſ.

Die Glaubensfeindſchaften ſind im Verlöſchen; der Friede ſchwingt ſeine Palme über die alte und die neue Welt. Die Kreuzfahrten mit Feuer und Schwerdt haben aufgehört; die Fahne des Propheten ſtärkt nicht mehr im Sturme fanatiſcher Bekehrungskriege. Rom hat eine proteſtantiſche Kapelle in ſeine Ringmauern aufgenommen, Großbritannien ſeine Katholiken emancipirt. Die drei großen Anwälte der römischen, der griechiſchen und der evangeliſchen Glaubensgenoſſenſchaften haben vor aller Welt ſich als Brüder begrüßt, und die Juden ſind in mehr als einem Staate zu freien Bürgern erhoben worden.

Noch mehr! Selbſt der Nachfolger Mahomed's hat vielfach die gebräuchlichſten Sagen des Korans und des Herkommens überſchritten, um der Bildung der Ungläubigen den Eingang in ſein Reich zu öffnen, und ſein Stellvertreter in Aegypten ruft fränkiſche Krieger und Künſtler herbei und ſendet Jünglinge auf die Hochschule von Frankreich, um Aegypten aus dem langen Todesſchlummer zu wecken.

Europa wendet ſich theilnehmend nach dem Orient; ſeine Dichter, Chateaubriand, Byron, Göthe, Lamartine, Rückert und viele andere, ſchöpfen neue Begeiſterung im Morgenland; ſeine Gelehrten und Philoſophen beſahren eifrig die öſtlichen Fundgruben, und dankbar beſten Stambuls und Teherans Beherrſcher die Orden der Sonne und des Mondes auf die Bruſt eines ungläubigen, aber hochverdienten Geſchichtsforſchers.

Unter so schönen, so hoffnungsvollen Auspizien kann es weder überraschen, noch viel weniger befremden, daß der Gedanke an eine Vereinigung des Orients und Occidentis, den Pos tel schon vor drei Jahrhunderten gehegt, *) sich wieder zu regen begonnen. Bekanntlich haben die St. Simonisten ihn mit Enthusiasmus aufgegriffen, und selbst, nachdem ihrer Gesellschaft vor bald vier Jahren von Brichetwegen aufgelöst worden, lassen mehrere ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder es sich angelegen sein, nach Ardres an den nöthigen Vorbereitungen zu jener Vereinigung mit zu wirken.

Unter diesen Mitgliebern ist E. Barrault, der Hauptredner jener Gesellschaft, unstreitig der geistreichste. Seine Schrift, aus der wir das allgemein Interessanteste, wenn auch lange nicht alles Bedeutsame und Werthvolle im Vorgehenden mitgetheilt, das, unseres Wissens, in Frankreich wenig Aufsehen erregt, in Deutschland ist ihrer nur flüchtig erwähnt worden. Sollte dies vielleicht daher kommen, daß ihr Verfasser, zu keiner der jetzt aufgestellten Fahnen haltend, keiner Partei genügt, jeder irgendwie anstößig geworden, indem er auf jeder Seite neben der Licht- auch die Nachtseite enthält? Wie dem auch sei, — uns schien es ein Akt literarischer Gerechtigkeit, auf eine Arbeit aufmerksam zu machen, welche, aus einem großartigen Streben hervorgegangen, eben so thatfachen als gedankenreich ist, und uns den Verfasser zugleich als gewissenhaften Forscher und als Poeten, als kenntnißreichen Denker und als kraftvollen Redner zu erkennen gibt.

*) Siehe u. a. dessen Schrift „de orbis terrae concordia“ (1543) und „Pantheonum“ (1544).

Ein Besuch bei Lady Stanhope.

(Nachträglich zu den vorhergehenden Mittheilungen.)

Noch schwebt wohl unsern Lesern in frischem Andenken der interessante Bericht, den Hr. de Lamartine von seinem der Lady Stanhope im Jahre 1833 gemachten Besuche erstattet hat. *) Kurz nachdem der fromme Dichter in seine Heimath zurückgekehrt, fanden sich einige den Orient durchpilgernde Saint-Simonisten veranlaßt, die berühmte Frau aufzusuchen, und Hr. E. Barrault erzählt uns in seinem *Des crient und Orient* (1835), aus welchem im Vorhergehenden mehrere Auszüge geliefert, welche Aufnahme seine Strebengengenossen bei der Lady gefunden. Jetzt, wo Esfantin, der sog. Vater dieser Sekte, aus Aegypten nach Paris zurückgekehrt ist, dürfte der Bericht des Hrn. Barrault ein eigenthümliches Interesse darbieten. Wir geben ihn daher nachfolgend in treuer Uebersetzung. —

„Im Jahre 1833 verließen einige Reisende, die kurz zuvor in Syrien gelandet waren, Bairuth, um sich nach einem Dorfe zu begeben, welches eine halbe Stunde von der Wohnung der Lady Stanhope entfernt liegt. Von hier aus baten sie um die Erlaubniß, der Königin von Palmyra ihrer Aufwartung machen zu dürfen. Noch vor Einbruch der Nacht hatte sie geruht, ihnen durch ihren Dragoman eine, ihren Wünschen entsprechende Antwort zugehen zu lassen, und am folgenden Tage, gegen sieben Uhr Abends sandte sie ihnen Pferde. Für ihren Empfang hatte sie die Stunde nach Sonnen-Untergang anberaunt, — wie sie sagte — wegen des nachtheiligen Einflusses des Mondes, der während des Tages herrschte.

*) E. I. N. 2.

Nach ihrer Ankunft zu Djiun, — so heite der Theil des Libanons, wo Lady Stanhope ihren Wohnsitz aufgeschlagen, — wurden sie, nach kurzem Harren, eingeführt. Das Licht, durch Vorhänge verschleiert, war so angebracht, daß die Ankömmlinge znchst nur durch eine Art von Wolfe diejenige wahrnahmen, die ihrer Blide eifrig suchten, jene Frau, die stark durch ihre Genie, ihre Schönheit und ihre Glaubensmeinungen, wie Nacht zu Nacht, mit den Pascha's unterhandelte, in Mitten der Wüsten und Ruinen durch ihren Namen Schutz verlieh, arabische Stämme sich zu ihren Füßen beugen sah, und von ihrer Dankbarkeit als Königin begrüßt wurde, — sie, ein Weib, Weib und ganz allein! die Reisenden grten sie mit tiefgefhlter Ehrerbietung, und sie vernahmen eine Stimme, und auch diese Stimme schien bewegt, indem sie sprach: „man hatte mich wohl verkündigt, daß mein Unglück in diesem Jahre enden werde.“

Wer hatte es ihr angekündigt? Wie verknüpfte diese leidende und muthige Frau mit der Ankunft dieser Fremden das Ende ihrer Leiden? dies ist ein Geheimniß zwischen ihr, den Geistern und den Gestirnen. Und ihre Leiden, worin bestanden sie? Abgesehen von der Zerrüttung eines großen Vermögens, welches durch unvorsichtige Freigebigkeiten zu Grund gerichtet und durch häufige Anleihen schlecht gestgt wurde, — war es die Müdigkeit einer hohen und glühenden Seele, die hartnäckig Träume verfolgte und immer, wie eine Luftpfeigelung zurückweichen sah, welche die Wüste an jedem Tage auf allen Punkten des Horizontes von Neuem ihr vor Augen stellte.

Nach jenen ersten Worten whete die Unterhaltung, nur kurz durch die Abendmahlzeit unterbrochen, bis um ein Uhr nach Mitternacht. Lady Stanhope nahm mit ihren Gen den Kaffe ein, bot ihnen die Pfeife an und rauchte die ihre. Während der übrigen Zeit ihres Aufenthalts zu Djiun empfing sie dieselben jedesmal am Abend. Für sie ist der Tag der Ruhe gewidmet und das thätige Leben beginnt erst mit der Nacht. Im Angesicht des Weltalls, sich erleuchtend durch seine tausend Facets, hört sie auf, allein zu sein, und sie findet in ihm den Unterredner für ihre langen Nachtwachen; der Tag versenkt sie wieder in die Wüste. Es war immer, bevor sie von der Erde an den Himmel ihre geheimnisvolle Leiter knüpfte, daß sie mit den Reisenden sich unterhielt, die sie auf so edle Weise aufgenommen, und in jedem dieser Gespräche erwies sie sich als eine höhere Natur, welches auch immerhin ihre Meinungen waren.

Speech sie von den Nationen Europa's, dann begeisterte sie immer eine lebhafteste Sympathie für Frankreich. Bei ihr war dieses Gefühl sogar in der Zeit des Kampfes von Frankreich mit England schon vorhanden. Lächelnd brachte sie in Erinnerung, daß sie ein Schiff und seine Mann-

schaft für den Schleichhandel ausgerüstet, um in dem Salon, ja selbst im Kabinet ihres Onkels Pitt französische Stiefle tragen zu können. Sie glaubt, daß Frankreich in der gegenwärtigen Zeit eine große Sendung habe.

In der Staatsökonomie sprach sie Gedanken aus, die man für wenig fortgeschritten halten dürfte, übrigens ziemlich dem Geist der alten Feudalität angemessen waren. Ihr zufolge müßte die Gesellschaft nur aus Bauern und Knechten bestehen. Obwohl sie übrigens auf die künftige Herrschaft des Friedens hofft, sieht sie für die arme Menschheit noch lange Schlachtentage voraus. Jedes Land, meinte sie, müsse sich mit seinen Erzeugnissen begnügen, sich des Handels enthalten, da derselbe etwas höchst Schlechtes sei, — eine zum wenigsten in einigen Beziehungen zu entschuldigende Reaktion einer Engländerin gegen England.

Sobald sie auf die Sitten Europa's zu sprechen kam, war ihre Unterhaltung reich an geistvollen und feinen Bemerkungen. Weit entfernt, irgend etwas von jener Welt etwas vergessen zu haben, von welcher sie schon längst getrennt, schien sie sich in ihrer Einsamkeit eine Karte von größter und pikantester Genauigkeit davon gezeichnet zu haben. Nicht ohne bitteren Scherz erinnerte sie an jene Mischung von Spießbürgerei (*pruderie*) und Anstößigkeit (*scaudale*), die deren Moralität charakterisirt. Sie selbst schien nicht vor den vorweggenannten Theorien über die Liebe und die Ehe zurückzuschrecken.*)

Astrologie endlich, Magie, die Uebersetzungen und ihre eigenen prachtvoll in diesen breiten orientalischen Zettel eingeschlagenen Hoffnungen, — dies waren die Gegenstände, die sie am vorliebzigsten, aber immer mit Zurückhaltung besprach. Von der Wichtigkeit dieses Wissens vor-
eingenommen, konnte sie sich kaum vorstellen, daß ihre Gäste so viel Glauben an die Zukunft hegten, als sie ihr zu erkennen gaben, wenn sie nicht die geheimen Wissenschaften und die Zustimmung der himmlischen Zeichen zu Bürgen dafür hätten, und sie sagte zu ihnen: „Mein Gott! Sie müssen entweder junge Narren oder sehr große Gelehrte sein.“ Eines Nachts ließ sie dieselben aufwecken, um einer Mondfinsterniß beizuwohnen. Was bedeutete ihr dieser Moment des ewigen Drama's der Welten? Sie haben es nicht erfahren; aber Nichts geht am Himmel vor, was nicht einen Reflex oder einen Schatten in ihr Leben wirft.

Ein seltsames Schicksal für die Nichte Pitt's, für diejenige, die ihm oft als Schreiberin diente, und durch ihn in die positivsten Interessen, in die ergreifendsten Wirklichkeiten hineingezogen wurde, — als Sibylle und

*) Wir lassen hier drei Zeilen unübersetzt, weil wir besorgen mußten, daß unsere Uebersetzerinnen unser Uebersetzertum mißbilligen würden.

Zauberin in einer Wüste des Orients zu leben! Abgelöst durch den Tod ihres Lehms von jener öffentlichen Wirksamkeit, die ihr erstes Dasein absorbirt hatte, — abgelöst durch den Tod ihres Bräutigams von jenem Leben einiger Jüdtlichkeit, welches ihre Seele zum zweitenmale absorbiren sollte, — verließ sie Primath, Familie, Ehren, Alles, um nur mehr ihrem Zukunftsleben anzugelohnen, in welche sie die Politik und die Liebe wieder hinein verslocht, indem sie ihnen einen höheren Maßstab und reizendere Färbung verlieh. Einmal angelangt auf dem Boden und unter dem Himmel des Orients, in jenem Vaterland großer Ambitionen und glänzender Einbildungen, fühlte sie sich wieder aufleben wie eine Verbannte, die ihr Vaterland wiederfindet, und sie entsagte dem irdigen. Ist Lady Stanhope nicht ein zugleich geschwisterliches und doch verschiedenes Geschick von dem des Lord Byron? Beide überhäuft und doch unerfüllt von allem Ruhm und aller Lust; beide ihres Vaterlandes, seines Klima's, seiner Sitten müde und durch unwiderstehlichen Zauber nach den Orient hingezogen; beide abenteuerlich, man weiß nicht, welchen Traum, welches Unvorhergesehenes verfolgend; der Warte allerdings: immer zweifelnd, immer der Ungewissheit Preis gegeben, die glänzenden Farben des Orients nur in tiefen Abgründen der Traurigkeit und der Ironie zurückstrahlend, endlich sein Leben Seelenland hinwerfend, ohne recht zu wissen, ob er in ihm ein Werkzeug des Heiles oder der Selbstvernichtung suche; — Lady Stanhope, sich stützend auf einen Felsen Syriens, sich erlühnend, den Zweifel unter die Füße zu treten, und ihr einsames Leben zu einem großen morgenländischen Gedichte gestaltend!

Lady Stanhope harret der Ankunft eines Messias, der auf der Welt eine einzige Gewalt einsetze, eine allgemeine Religion, und sie hat sich ihrer Stelle neben ihm angewiesen. Woher wird dieser Messias kommen? Aus dem Morgenland. Wie wird er der Erde angekündigt werden? Sie behauptet, es werde durch einen Engel geschehen, und er selbst wolle sich erst durch diese Ankündigung erkennen. Man weiß, daß sie ihm eine Statue mit satyrischem Rücken aufbewahrt, die nie ein Reiter bestiegen.

Wenn, wie man versichert, auch in den Ställen des Schah von Persien, ein immer gefatteltes und gesäumtes Pferd sich befindet für den Reiten des Imams, der wiederschein soll begleitet von seinem Generalissimus Jesus, um die Welt zu besiedeln (pacifier), dann sieht man, daß zum Wenigsten im Orient der Gesandte Gottes nicht zu Fuß zu gehen brauchen wird.

Jeden Tag erwartet sie ihn, und nicht, um sich zu seinen Füßen zu setzen, wie Magdalena dem Worte ihres Meisters horchend. Obgleich sie einwilligt, dem Manne ein Wenig Superiorität zu lassen, so erwartet

sie ihn doch, um sich auf das Pferd ihm zur Seite zu schwingen, ihn als Königin zu begleiten, und mit ihm triumphirend in Jerusalem einzuziehen. In diesem Paare personifiziert, welches den Orient und den Occident darstellte, würde die Menschheit, um eine neue Bahn zu betreten, noch einmal die Stadt David's und Salomons durchziehen, und Jerusalem, ihren Weg mit Palmen bestreuend, würde nochmals singen: „Gefegnet sei, der in des Herrn Namen kommt!“

Kennt, wenn Ihr wollt, diese Prätentionen und diese Sprache Wahrheit; aber erwäget die stete Ausnahmigkeit (exceptionnalité) der Formen, unter denen sich jede Weissagung hervorthut, und, statt die Seltsamkeit des Anschlusses zu bestritten, sucht unter der Wunderlichkeit des Buchstaben den Geist zu erkennen. Vereitigt, wenn es euch beliebt, jene Statue mit sattelförmigem Rücken, die gerne die Nachfolgerin von Jesus Christus werden möchte, und mit ihr Jerusalem, die Dazwischenkunft der Geister, und jenes ganze glänzende Gerüste, welches Eurem Verstande Anstoß gibt, entlebigt dieser Zurüstung — bleibt nicht ein wahrhafter Gedanke zurück, — der einer Wiederversehnung aller Glaubensmeinungen? Lady Stanhope ist das lebendige Orakel der religiösen Einigung des Morgen- und des Abendlandes. Würde ihr genügt haben, ihre Voraussetzung trocken zu formuliren? Nein, sie hat sich dieselbe incarnirt, und indem sie sich zu einer der Personen der Prophetie gemacht, hat sie mit einer erstaunlichen Kühnheit geweissagt. Eine mutthige Braut, harret sie, ohne zu ermüden, ohne Klage, ihres Königlischen, ihres göttlichen Gemahles, ihres Gemahles vom Morgenland. Dem Orient, den die gemeine Meinung zu einem Satelliten des Abendlandes macht, gibt sie eine Initiative in die Bewegung der menschlichen Dinge zurück; sie krönt seine Stürme mit einer Aureole. Ihr ganzes Leben, ein langer Seufzer der Liebe, ein langer Traum der Ruhmbegierde, — ist das Symbol der Vermählung jener beiden Welten, zwischen denen sie ihre Stütze genommen.

Und wundert euch minder darüber, daß der Orient zu seinen sinnvollen Geheimnissen, zu seinen phantastischen Kühnheiten das Weib des Occidents verführt hat, welches durch die Taufe Christin geworden, aber von ihrer Seele zur Jädin oder Mahomedanerin gemacht worden war. Den Versucher stellt euch jedoch so vor, wie er in Wahrheit ist. Ein Weirtheil, ganz durchfurcht von Lavaströmen, die gegenwärtig erhärtet, einst in brennenden Wogen den Feuerbergen entquollen, die man Religionen nennt, — nicht ungestraft folgt man seiner Lockung, sich hinüber zu neigen über den Rand jener erschossenen Krater, in deren Tiefe man noch immer ein verborgenes Feuer brennen zu sehen glaubt. Auf allen Seiten

— in seinen Hügeln, seinen Felsen, in Thälern, Seeböden, Seen und Räumen — wie viele bündig ausgeprägte (steriotypen) Wunder! Der Feigenbaum, den er uns verdoert zeigt, scheint er nicht eines neuen Wortes zu harren, um wieder aufzuwachen! Das Wunder des Vorabends bürgt für das Wunder des folgenden Tages; es ist eine Frucht, die nicht kommt, der man aber zu jeder Jahreszeit entgegenhocken kann. Wer wird auf diesem Boden die glanzvollen Uebersieferungen in Aerebe stellen, deren Kürzlichkeit (vulgarité) durch so viele äußere Zeichen bekräftigt wird? . . . Und bedenket Ihr wohl auch, daß glühende Leidenschaften hier ohne Unterlaß den Willen des Menschen über seine Vermögen hinausstürzen! Hier, um ihm die Atmosphäre zu erweitern, um ihm die Eingeweide des Bodens zu eröffnen, die Entfernungen ihm abzukürzen, ihm Alles zu offenbaren, was er nicht weiß, hier, um ihm zu helfen, nach seinem Wünschen die doppelte Kette der Räume und Zeiten zu beherrschen, hat der Mensch eine Menge unsichtbarer Agenten, Diener, Beschützer erweckt, als eben so viele neue Sinne, die er der Unvollkommenheit seiner eigenen hinzugefügt, als äußere Vervollendung seiner eigenen Schöpfung. Von Hoffnung becausht, wie von Opiumdampf, glaubt er Alles, was er wünscht. Dieser Himmel endlich mit seinem lichten Azur, wo der Blick sich sanft in grenzenlose Tiefen taucht, und sobald sich mit den Wendungen und Bahnen aller Gestirne vertraut macht, — dieser Himmel, der sich gut sehen läßt, daß man glaubt, er lasse sich beherrschen, offenbart er nicht noch heute, wie in den Tagen der Vergangenheit, ein geheimnißvolles Verstehe von Einflüssen zwischen seinen Gestirnen und allen lebenden Wesen? Schaut man ihn lange an, sieht man zuletzt doer sein eigenes Bild und sucht in ihm sein Geschick. Kann es diesemnach bestreben, daß Lady Standhope all' diesen Begauberungen nicht entrinnen konnte und daß sie mit Begeisterung diesem so schönen, mit so viel Porfie geschmückten Orient sich ergeben? Sie hat ihn ganz für ihre königliche Gemahlschaft beschworen. Sie hat ihren Palast auf die Uebersieferungen erraut als auf einen Grund, der dauerhafter ist, als der Granit des Libanons. Jede Nacht webt sie ihren Hochzeitmantel aus den Strahlen aller Sterne; und, ihre Zukunft zugleich an die Wissenschaft der fernern Vergangenheit und an die glänzenden Erscheinungen der Welten anknüpfend, beruft sie alle Mächte, um mit ihrer Hülfe ihren Ring, ihr Scepter und ihr Diadem zu schmieden. — Das ist es, was ihre mächtige Weibes-Eindibungskraft gethan, vielleicht thun mußte, ergriffen von der erhabenen Hoffnung der Vereinigung des Morgen- und des Abendlandes. —

Der Glaube an Gott und an den Teufel, an gute und böse Geister, das ist in wenigen Worten ihr Glaube. Doch bekennt sie sich zu einer

den orientalischen Ueberlieferungen entliehenen Meinung, wonach der Kampf der beiden Principien an sein Ende rühete. Eines Tages, als einer der Reisenden ihr den Teufel anzuklagen geschienen, unterbrach sie ihn lebhaft, indem sie ausrief: „sagen Sie nichts Böses vom Teufel; der Teufel ist der Freund Gottes. Der Teufel war zuerst in Gunst, dann in Ungnade; jetzt aber ist die Zeit gekommen, wo er sich mit Gott wieder versöhnen wird.“ Diese lebhafteste Vertheidigung des Teufels würde nicht ganz uneigennützig sein, wenn es wahr wäre, daß sie schwarze Zauberei triebe, wie sie dessen von den Anhängern der weißen Magie beschuldigt wird.

Fest überzeugt, daß durch Jerusalem sich ein neues religiöses Ereigniß vollbringen wird, ist Lady Stanhope auf den Katholicismus und Rom ungebunden. Auf einer Reise, die sie zur Zeit einer Papstwahl dahin gemacht, trieb sie die Neugierde, den Papst in der Einsamkeit zu sehen, in welche er sich bald nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl begeben muß. Mitteltst vielen Geldes und einer Verkleidung konnte sie ihn gerade in dem Augenblicke sehen, in welchem er sich mit Gott allein glaubte. Sie legte diesem Umstand, über den sie sich nicht weiter aussprach, eine besondere Wichtigkeit bei und empfahl ihren Gästen, ihn im Gedächtniß zu behalten. Bei einer solchen Gelegenheit, wo sie vom Christenthume sprach, war es, wo sie dieselben von jenem berühmten Reisenden unterhielt, der sie vor ihnen in ihrer Einsamkeit besucht hatte. Nachdem sie von ihm mit hoher Achtung gesprochen, und auch ihn gestattet hatte, ihre Bewunderung für diesen edlen und schönen Dichtergenius zu bezeugen, wollte sie über dessen Glauben urtheilen und sagte: „Perr de Lamartine glaubt nicht; denn er ist immer damit beschäftigt, sich selbst zu überzeugen.“

Es ist nicht nöthig, hinzuzufügen, daß sie ihre divinatorische Kunst auch an ihren Gästen übte. Es schien ihnen, als besäße sie einen seltenen weiblichen Scharfblick, was wohl auch eine Divination ist. Das Minuturbild eines Mannes aufmerksam betrachtend, dem die Reisenden ihren Vater nannten *), sagte sie: „Er hat zwei Planeten, ein wenig Mars und viel Jupiter.“

Nach 14 Tagen, die sie theils zu Dijon, theils auf Ausflüchten in der Nachbarschaft zugebracht, nahmen die Reisenden Abschied von Lady Stanhope. Ihre großmüthige Gastlichkeit, Erbabenheiten ihres Genies und ihres Charakters, selbst ihre Schönheit, welche ihre Jahre achtet, hat-

*) Infantin.

ten sie mit Dankbarkeit und Bewunderung erfüllt. Nicht ohne ein Gefühl von Traurigkeit begrüßten sie zum letztenmale Osim, wo ein Weib zurückblieb, in der Einsamkeit mit schmerzlicher Hartnäckigkeit das ungeheure Gedächtniß ihrer Tode zu bewahren: ein neues Beispiel des Todes in der Wüste für diejenigen, die dem Fortschreiten der Menschheit es erleuchtend voraneilen!

Wird die Zukunft, dieses Vaterland der Propheten, nicht mit einem Zeichen auf dem Libanon das Gedächtniß der Königin von Sion und Jerusalem feiern? —“

• • •

Es scheint, daß die Reisenden in Lady Stanhope das freie Weib zu finden hoffen, dessen Enfantin vor mehreren Jahren zu harron versichert, um in Gemeinschaft mit ihr seine hohe Sendung zur Emancipation der Frauen und zur Stiftung einer Weltreligion zu vollbringen.

G.

Affaires de Rome

von

H. de Lamennais.

Bekanntlich hatten manche kirchgläubige Katholiken an den begeisterten Reden, welche das vom Abbe de Lamennais herausgegebene *Mémorial catholique* zu Gunsten der Gewissens-, Kultus- und Pressfreiheit, so wie der National-Souveränität gehalten, ein heftiges Aergerniß genommen, und den Abbe und seine Mitarbeiter der Heterodoxie angeklagt, ja selbst sie bei dem Papste verdächtig. Um sich von diesem Verdachte zu reinigen, jedenfalls nicht ungeböht verdammt zu werden, waren dann Herr de Lamennais mit zweien seiner vertrauesten Mitarbeiter, dem Abbe Lacordaire und dem Grafen Montalembert, nach Rom gepilgert. Sowohl diese Pilgerschaft, als wie sich seine Angelegenheit zu Rom gestaltet, beschreibt Herr de Lam. in der kürzlich unter dem Titel: „*Affaires de Rome*“ herausgegebenen Schrift. Dieses Werk jenes vielgelesenen und vielgeschmähten Mannes enthält mehrere sehr geistreiche Darstellungen und Ausführungen, durch deren Mittheilung wir den Dank unserer Leser zu verdienen hoffen. Wir beginnen mit der —

a.

Reise von Antibes nach Rom.

„Von Antibes nach Genua bestreift die Landstraße fast immer das Meer, in welches die reizenden Ufer ihrer mannigfaltigen Kümmlungen einschneiden, wie unser flüchtiges Leben seine geberdlichen Umrisse in die unermessliche, ewige Dauer einzeichnet. Nicht mit Worten zu beschreiben ist die begaubernde Schönheit dieser Gegend, die immer umspielt werden von dem lindem Hauche des Frühlings. Auf der einen Seite die zugleich bewegliche und einflussige Ebene, auf welcher hier und dort einige weiße Segel erscheinen, die sie nach verschiedenen Richtungen hin durchkreuzen.

Auf der entgegengesetzten Seite die Gebirge, welche von fruchtbaren Thälern oder tiefen Schluchten durchschnitten werden, — die unerschöpflichen Schätze einer bald erhabenen, bald anmuthigen Natur, welche sich der Seele bemächtigt, die stürmischen Gedanken, die bitteren Erinnerungen, die heunruhigenden Ahnungen in ihr befruchtet, und sie allmählig in die unbestimmte Betrachtung einwickelt von Etwas — ich weiß es nicht zu nennen — unersäglich, wie der flüchtige Ton, geheimnißvoll, wie das Getöse und unendlich, wie dessen Schöpfer!

So mächtig aber sind die ersten Eindrücke, daß selbst von diesem lauhenden und prachtvollen Schaubildern keins für mich denjenigen gleich kam, die sich mir in meiner Kindheit dargeboten hatten: jene flarten und nackten Ufer meines alten America's, seine Stürme, seine von grünen Wogen gepeitschten Brandfluten, seine von weißem Schäume bedeckten Klippen, sein weitgestreckter Eder Strand, an welchem das Lär Nichts vernimmt, als das dumpfe Brausen der Wogen, das schneidende Geschrei der Möwe, die unter den Nebelwolken kreiset, und die traurige und sanfte Stimme der Meeresschwalbe!

Zu Vercelleto, zwischen Nizza und Genua, zeigt man das seit Kurzem wieder hergestellte Haus, wo Christoph Columbus zur Welt gekommen. Die pompbaste Inschrift, die, in Marmor gegraben, über der Thüre eingemauert ist, sagt weit weniger, als der bloße Name dieses Mannes, der, nachdem er Ferdinand und Isabella eine neue Welt geschenkt, von ihrer königlichen Dankbarkeit Ketten zum Lohne, und zur Wohnung einen Kerker empfangen!

Wer die Natur liebt und Gefühl hat für ihre Schönheiten, wird, wenn er Italien gesehen, es wiederzusehen wünschen. Und wie viele andere Reize locken noch nach diesem verführerischen Lande! Ueberall irgend ein Denkmal der Kunst, überall irgend eine ruhmvolle und anregende Erinnerung. Aber überall auch in diesen schümmen Tagen irgend ein schmerzliches Schauspiel, ein trübendes Brandmal der Sklaverei. Das öffentliche Elend, welches sich unter tausendlei schreulichen Gestalten darstellt, bildet fast überall einen herben Gegensatz zu dem ursprünglichen Reichtume des Bodens. Wozu mehr arbeiten, als die gebieterische und strenge Nothdurst erheischt, wenn Keinem die Frucht seiner Arbeit gesichert ist? Trägheit, Apathie, Niedergeschlagenheit, Unwissenheit, Sorglosigkeit, — das ist es, was zuerst in die Augen fällt. Dieses Volk, welches unter dem Stoß des Fremden, oder im Schatten des väterlichen Habenseins der so nationalen Regierungen zur Welt kommt, lebt und stirbt, — da es kein Vaterland hat, als in der Vergangenheit, oder in einer Zukunft, die immer vor ihm flieht, — macht sich ein solches aus dem

Himmel, der Luft, dem Bewußte der Gegenwart — und aus dem Schlafe ein eben solches, ähnlich dem letzten, dem des Grabes!

Wir sprechen hier von den ungebildeten Massen; denn außerhalb derselben gibt es eine stets zunehmende Anzahl aufzukletternder und edler Menschen, deren Seele die Unterdrückung nicht zu brechen vermocht hat, und die eine glühende Liebe für ihr Land in dem mühevollen Sterben aufrecht hält, demselben ein besseres Loos zu bereiten.

Alle Zeitalter finden sich hier versammelt und drängen, aufeinander geschichtet, sich auf diesem Trümmerlande. Die Herrustische Zeit, von welcher merkwürdige Denkmäler übrig sind, knüpft die älteste Epoche der ersten bekannten Bewohner Italiens an die des Romulus. Dann auf den Trümmern, welche die barbarischen Besieger des Reiches aufgebäuft haben, kommen wieder andere Trümmer zum Vorschein. Hier halb verborgen unter Doergestüppe und verweilten Klustern — das Gerippe irgend eines Hauses, einem Todten ähnlich, den seine Gefährten auf ihrer Flucht nicht völlig beerdigten konnten; — dort auf der Spitze eines Felsens, in Mitten jener steilen Landschaften der Apenninen, ein zusammenstürzender Thurm, breite Mauerwände mit Epheu umrankt, ehemals der Wohnsitz irgend eines Lebensherrn, wo jetzt, gegen Abend, der Nachtrabe sein trauriges Geschrei erheben läßt!

Anderwärts, — zu Lucca, Pisa, Florenz, Siena, in allen Städten, die von volkstümlichen Gemeinwesen belebt wurden, rufen die Spuren einer anderen gefallenen Größe die Zeit in das Gedächtniß zurück, in welcher allein frei in Mitten der allgemeinen Knechtschaft, und reich und mächtig durch die Freiheit, sie die erlöschene Fackel der Künste, der Wissenschaften und der Gesehsamkeit, wieder angezündet haben.

Als Denkmünzen späterer Jahrhunderte steht man gedrückte Porträts, verlassen, verödet, besonders in der Nähe von Rom, von Jahr zu Jahr immer mehr und mehr verfallen, durch ihre schanken, allem Wind und Regen offenstehenden Fenster noch die Spuren einer Pracht sehen lassend, an welche Nichts in unseren unbedeutenden neueren Bauten erinnert, und eines großartigen und feinen Luxus, dessen Wunder von den verschiedenen Künsten um die Wette erzeugt worden waren. Die Natur, die niemals altert, bemächtigt sich nach und nach dieser prachtvollen Willen, die stolz sind wie der Mensch, aber auch gebrechlich wie er. Wir haben Tauben nisten sehen auf den Kameisen eines Saales, den Raphael gemalt hatte; wir sahen wildes Geisblatt seine Wurzeln einschlagen in die Spalten geissenen Marmors, und Fichten ihn bedecken mit ihrem breiten grünen und weißlichen Platten.

Erlebst die Religion, deren vergangene Herrlichkeiten mit Erlaunen erfüllen, scheint während zehn Jahrhunderten nur gearbeitet zu haben, um sich ein weites Grab zu erbauen! Auch des fünfzehn Franziskaner durchzogen gegenwärtig die ungeheure Emdie jenes Klosters von Aßisi, welches einst mit sechstaufend Mönchen bevölkert war! Nicht weit davon, bei einem Kloster desselben Ordens, erhob sich die Kirche Santa Maria della Angeli, die unter ihrem hohen Wölbungen eine noch ältere Kapelle barg, berühmt durch ein Gesicht, welches, wie man sagt, der heilige Franziskus dort gehabt. Wir verweilten dort einige Augenblicke, um unser Gebet in diesem berühmten Heiligthume zu verrichten. Drei Wochen später verwandelte ein Erdbeben es in einen Haufen von Trümmern! Etwas Verhängnißvolles, ich weiß nicht was, verfolgt den Wanderer in jenem schönen Lande.

An dem Rande des Lago in Umbrien sieht man die Überbleibsel eines uralten Tempels des Clitumnus. Es war eine jener geweihten Eilanden, wo sich der Italische Bund versammelte, bevor Rom alle andern Freiheiten in seiner eigenen Freiheit erstickt hatte. Gerade dort begegneten wir, von Schicren des Papstes geleitet, einem Haufen armer Gläubiger, die je zwei aneinander gekettet waren. Das Aussehen mehrerer verrieth eher Leiden als Verbrechen. Alle umdrängten uns, die Hände ausstreckend und mit jammervoller Stimme um einige bajocchi per carita *) flehend. Wie hatten wir Augen die Nachkommenlinge der Herrn der Welt! —

h.

H o m.

Man hat gesagt, Rom sei das Vaterland für solche, die keine haben. Wie können es nicht einsehen, wie diese Stadt für irgend wen ein Vaterland sein könne im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes. Nicht, als ob sie nicht etwas ungemein Anziehendes habe, obgleich man es zurecht nur wehlig, oder auch gar nicht bemerkt. Was man in den ersten Tagen empfindet, ist eben nur eine Art von tiefer Langeweile, und von unbestimmter und drückender Traurigkeit. Bei jedem Schritt und Tritt steht der Fuß auf Ruinen und regt die jetzt durcheinander gemengten Aste auf von Menschen aller Rassen und aller Länder, die dreißig Jahrhunderte hindurch, als Sieger oder Besiegte, als Herren oder Sklaven — viele Ecken der Größe und der Verwüstung bewohnt haben. Man erkennt noch in

*) Fianzig aus Ordauern.

diesem Zimmerchaufen die Spuren der verwichenen Wälder und Zeitströme, und aus diesem Aërum steigt — ich weiß nicht was für ein Gedächtniß auf, welcher die Seele beruhigt und sie einschlüffert, und einmüdet in die Träume des letzten Schlafes. Man kann dahin kommen, um dort zu sterben, aber nicht, um dort zu leben; denn von Leben — ist kaum ein Schatten in dieser Stadt zu finden. Keine Bewegung — als nur das vorübergehende Treiben einer Menge kleinlicher Interessen, die im Dunkel umher trischen und einander durchkreuzen, wie Würmer im Innern eines Grabes. Staatsgewalt und Volk scheinen nur Gespenster der Vergangenheit zu sein. Die Königin der Städte, in Mitten einer Wüste thronend, ist zur Stadt des Todes geworden; er herrscht dort in seiner ganzen furchtbaren Macht und Majestät.

Was ist übrigens gegenwärtig die Bevölkerung dieser entfernten Stadt? Eine kleine Zahl wirklich römischer Familien vegetirt hier unbedeutend. Alle großen Namen des Mittelalters, die Colonna's, die Desim's, die Savelli's, sind entweder erloschen oder nahe am Erlischen. Der prinzipliche und herzogliche Adel gehört dem Lande weder durch die Art seiner Einsetzung, noch durch geleistete Dienste, noch durch seinen Ursprung an. Es war mehrere Jahrhunderte hindurch ein stehender Gebrauch, daß jeder Papst seine Pfaffen und Vettern erhebe und bereichere, und sehr oft waren Conspirationen, Spoliationen und Raubthümer die Grundlagen jener Häuser, die jetzt beinahe alle verfallen. Dem Uebermaße des Prunkes ist, wie man sagt, das Uebermaß des Gegentheiles gefolgt. Zurückgezogen in jene weitschichtigen und schwerigamen Paläste, in welche Niemand Eingang findet, hat diese Klasse, die auf gleiche Weise von ibern Erinnerungen, wie von ibern Besorgnissen für die Zukunft schmerzlichst bedrückt wird, — sich eine Einsamkeit in der Einsamkeit gebildet. Ein natürlicher Instinkt, der allen Geschöpfen gemein ist, treibt sie, sich zu isoliren, wenn ihr Ende sich naht.

Abenteurer aus allen Nationen und jeden Standes, Mönche aus allen Ländern, Geistliche, die aus allen Welttheilen herbeikommen in Hoffnung, beschieden zu werden, oder auch nur, um ihren Lebensunterhalt hier zu suchen, bilden den übrigen Theil der Bevölkerung. Ohne irgend ein Band, ohne Einheit, ist ihr Dasein nur ein Bescheidenlassen. Der politische Rechte, deren Name ihr sogar unbekannt ist, beraubt, hat sie weder mitzuthun, noch unmittelbar Theil an der Regierung und der Verwaltung. Jeder hat nur sich zum Zweck, sichin außerhalb der Religion entweder materiellen Gewinn, oder gegenwärtige Lust im Auge. Ruhe, Nichtsthun, Schlaf, von Zeit zu Zeit durch Schauspiele, welche die Sinne erregen, unterbrochen, — darin besteht das Glück, wie jene Menschen

sich es denken, in denen jedoch noch ein Keim höherer und kühnerer Gefühle schlummert. Kein öffentliches Leben; — mithin nichts, was zu einer edlen Thätigkeit aufriefe, nichts Sociales; die bestehende Herrschaft drängt von allen Seiten in das niedrige Privatinteresse zurück. Gewissermaßen zum Spott auf das alte Rom — handhabt ein sogenannter Senator auf dem Kapitol, ich weiß nicht was für eine Beredsamkeit exerzirt, und über dem Palaste des Gouverneurs, welche Stelle immer einem Prälaten ertheilt wird, lieft man das berühmte Monogramm: S. P. Q. R., *) dessen richtigste Uebersetzung noch immer die eines Franzosen ist: „Si peu que rien.“ Rom bewahrt lange Etwas von seinem alten Geiste und von seinen Institutionen, wie dieselben durch die allgemeinen Sitten des Mittelalters modifizirt wurden. Dies war ein Hinderniß für die Befestigung der zeitlichen Herrschaft der Päpste. Bis in's XVI. Jahrhundert hatten sie gegen die Macht der hohen Barone und gegen das, was von den Municipalfreihheiten übrig war, zu kämpfen. In jener Epoche fand eine Ummäuerung in der Gesellschaft statt. Die unbeschränkten Monarchien entstanden, und dieser Umstand verlieh den Päpsten Sieg; sie blieben allein Herren. Sixtus V., durch Enghern und von Natur Despot, um den vornehmlichen und lehensherrlichen Oppositionen ein Ende zu machen, centralisirte vollends die Gewalt in die Hände der Geistlichkeit. Der Papst und unter ihm das heilige Collegium und die Prälaten, ausschließend mit der politischen, administrativen und gerichtlichen Gewalt bekleidet, bilden den eigentlichen Staat; alles Uebrige zählt und gehorcht. Es werden also die Abnehmer von Fremden regiert, verwaltet und gerichtet; denn, abgesehen vom Papste, gehören die Cardinäle und die Prälaten Rom nur durch den Zufall der Begebnisse an, die sie aus dem übrigen Italien und aus ganz Europa dahin geführt haben.

Ist das ein Volk? Ist das ein Vaterland?

Denkenungeachtet, wir wiederholen es, bleibt diese sonderbare Stadt, — zu verschiedenen Zeiten Mittelpunkt der ungeheueren politischen und moralischen Verderbnis, — sie bleibt dennoch ungemein anziehend, etwa wie das Gesicht einer verschwundenen Welt. Riesenhafte Bauten, die den Tarquiniern zugeschrieben wurden, bis zu dem Palast Braschi, — fast jedes Jahrhundert hat seinen Stempel diesem durch seine Trümmer erhöhten Boden aufgedrückt, der einem weitläufigen Kirchhofe zu vergleichen, auf welchem eine lange Reihe von Geschlechtern schlummert! Jedem derselben liegt da unter seinem mehr oder weniger verkrümmelten Grabstein; und der Wanderer, der sich niederbeugt, um die Inschrift zu lesen,

*) Senatus populusque romanus.

— wenn er nur unformliche Dage, nur halb ausgeführte Charaktere findet, — pilgert schwermuthsvoll weiter; denn er hat gesehen, was der Mensch ist und sein Geschick! Während seines rasch dahinschwindenden Daseins bereit er sich, an den Ufern der Zeit prachtvolle Gebäude aufzuführen, die, so glaubt er, sein Gedächtniß verewigen werden; aber die Zeit in ihrem Lauf unterwühlt sie nach und nach und reißt sie hinab in ihrer abgündlichen Tiefen. —

Die heiligsten Erinnerungen, die zu Rom in Ueberfluth vorhanden, die frommen Ueberlieferungen, welche so zahlreiche christliche Denkmäler uns wieder in's Gedächtniß rufen, machen ohne Zweifel einen lebhaften Eindruck auf gläubige Seelen. Wie auch sollten sie nicht tief gerührt werden in Ritten der Katakomben, — zugleich Petresische und Vatikan jener glorreichen Zeit, — in welcher die christlichen Priester (pontifices de I. C.), — denen die Gebeine der Hirtengegen zum Altar, und unterirdische Gewölbe zum Palaste dienten, — bei dem Schimmer einer düsteren Lampe tief in der Nacht die heiligen Mysterien feierten, und — nach dem erquickenden Gebete — zu den Gläubigen sprachen: „Ihr wolt die Welt wiedergebären; wohlan, so wisset zu leiden und zu sterben!“ —

In der Stadt und rings umher trifft man überall auf Gegenstände, die geeignet sind, dieselben Gefühle zu erwecken, welche der Anblick der Schweigefamen und dunkeln Ccrypten hervorruft, und wo das verfolgte Christenthum seine ersten Wurzeln schlug. Der Zauber Roms entspringt jedoch aus einem allgemeineren Grunde, da er auf gleiche Weise diejenigen ergreift, die niemals Glauben heuten, als solche, die ihn verloren haben. Und scheint er nämlich der zu sein, der alles dasjenige auf den Menschen übt, was ihm lebhaft seine Größe und seine Ueberrücktheit, seine Macht und seine Kernseligkeit zur Anschauung bringt. In jenen Trümmern, die sich über Trümmern häufen, weht eine wunderbare Poesie der Vergangenheit, und in ihrem Contraste mit einer reichen und kraftvollen Natur ist Etwas, was uns zum Unvergänglichem emporhebt, und unter der sterblichen Hülle, welcher unser wahres Wesen sich entwindet, und sanft einwiegt im Schooße einer unbestimmten Unendlichkeit, und — als hätten wir schon das Grab durchwandert, und mit dem unerschöpflichen Leben durchdringt, welches Gott in das Weltall ausgegossen hat! . . .

Der bewohnteste Theil von Rom nimmt bei der Liber den Raum des alten Marsfeldes ein. Von kleinen unregelmäßigen und schmutzigen Straßen durchschnitten, bietet dieser Theil der Stadt im Allgemeinen einen Ansehn von Armuth und einen traurigen Anblick dar, ungeachtet der zahlreichen Gebäude, die auf dieser beschränkten Fläche zusammenge-

bringt sind. Man sieht hier die neuere Zeit, — wie sie war, bevor noch eine mittlere Klasse, die jetzt in der Hälfte von Europa vorherrscht, zwischen dem Volk und der Aristokratie ihre Stellung genommen. Nur die Religion minderte, ohne sie zu tilgen, die Entfernung, welche jene beiden Extreme der Gesellschaft voneinander absondert, und besonders das Mönchthum hatte in dieser Beziehung einen Einfluß, den zu verkennen ungerecht wäre.

Die Kirchen, hinsichtlich der Kunst gegen die Paläste zurückstehend, gehörten einer Epoche des Verfalls der christlichen Baukunst an. Nach dem damaligen Geschmack in's Griechische travestirt, ist das Christenthum hier des Prachtgewandes entkleidet, mit welchem die Künstler in den Jahrhunderten des Glaubens es geschmückt hatten. Nichts, was an die alte Kathedrale erinnert mit ihren symbolischen Formen, ihren entblößt aufsteigenden Gewölben, ihren Thürmspitzen, die zum Himmel sich aufschwingen, wie glühender Sehnsucht Gebete, mit ihren mannigfaltigen und bedeutungsvollen Zierrathen, ihren geheimnißreichen Beleuchtungen und ihrem fernher thönenden Wiederhalls. Statt dessen Allem — ziemlich schwerfällige Dome, zuweilen mit bewunderungswürdigen Fresken verziert, andere Meisterwerke des Pinsels, und ein großer Reichtum seltener Marmorarbeiten; aber ein völliger Mangel dessen, was die Seele ergreift, was sie rührt und sie in eine höhere Welt mit sich fortzieht. —

Das alte Rom, gegenwärtig fast gänzlich verödet wegen der übertriebenen Furcht, welche die *aria cattiva* den Römern einflößt, umfaßt beinahe den ganzen Raum, den die sieben Hügel einnehmen. Nur der Citorio gehört zur neueren Stadt. Eine schwache Bevölkerung, die auf diesem weiten Umfange zerstreut ist, bildet hier und dort, wie kleine Städte oder sogar Dörfer, die durch angebautes Land voneinander getrennt sind, einige Villen und prachtvolle Ruinen, wie namentlich die Thermi des Diocletian, die des Titus, das Colosseum, der Bogen des Septimius Severus, die Trajanssäule und andere zahlreiche Bruchstücke der Herrlichkeiten des Königsvoiles und der Cäsaren, die es entthront haben.

— Später wach der christliche Genius auf diesen Boden Denkmäler verschiedener Art: bescheidene Kapellen und unermessliche Basiliken, unter denen die Peterskirche sich majestätisch auf dem Grunde eines Platzes erhebt, der, — wenn man Alles zusammennimmt, vielleicht der schönste in ganz Europa ist; endlich Klöster, denen ihre Einsamkeit, die Ruhe und Stille, die sie, wie mit einer milden Atmosphäre umgeben, — einen wunderbarlich melancholischen und süßen Reiz verleiht. Die meisten derselben haben nur wenige Bewohner; einige, völlig verlassen, verfallen wegen Mangel an Pflege, und werden selbst bald nur noch Ruinen sein.

Also auch hier ein Anblick der Hinfälligkeit und Bilder der Zerstörung; aber auch hier, in dieser von so vielen Erinnerungen bevölkerten Einsamkeit, unerschöpfliche Quellen inhaltsreicher Gedanken und tiefer Rührungen!

Unter einem Himmel, bald prangend in tiefem Ayr, bald von trüben, heißen Dünsten umzogen, und am äußersten Horizonte begrenzt von unaussprechlich großartigen und anmuthigen Linien, — entdeckt man bei jedem Schritte irgend eine jener bezaubernden Fernsichten, die kein Pinsel vollkommen darzustellen vermag. Denken Sie sich eine unermessliche, ungleiche Ebene, einem Meere ähnlich, dessen Wogen, in tausend Richtungen sich erhebend, plötzlich verfeinert werden wären, — so haben Sie ein Bild von der römischen Campagna. Ueberbleibsel von Wasserleitungen, Trümmer von Gebäuden zeigen sich hier und dort. Die Tiber durchschlingt sie, gelb und schmal, und meistens kann man ihren Lauf zwischen den nackten Ufern verfolgen, wie man die Spuren einer Schlange erräth, die durch das Gras dahin schlüpft. Weiter hinaus — aufgenommen auf dem Wege nach Ostia, — erheben sich Berge, hinter denen sich andere Berge von felsam mannigfaltigen Formen hingleben, sich öffnen, sich schließen, sich wieder öffnen, als wollten sie den Blick nach jenen bezaubernden Landschaften des alten Latium's verlocken, welches nach Süden hin das Meer begrenzt, das zugleich die Küsten Afrika's und die vom Testlana bespült — *vastum mare et spatiosum manibus*. —

Der Orient hat andere Schönheiten und andere Erinnerungen: durch seine Lehren, seine Philosophie, seine Künste, Gesetze, Sitten und seine ganze Kultur bildet er eine eigene Welt, voll Größe und Geheimniß. Aber für uns, Männer des Abendlandes, gibt es keinen Ort, der uns gewaltiger ergreift, als Rom, der eine gleich einbeinliche Sprache zu uns spricht. Unsere ganze Vergangenheit ist hier in ihrem Trauerpompe versammelt, und erscheint hier ganz allein. Die Zeit scheint geschlossen auf diesem Boden, wo die Seelen, wallend, wie die langen Kolonnen auf den Kirchhöfen, nur klagende und erstorbende Töne vernahmen lassen. Vom Gipfel dieser Trümmer betrachtet den Horizont; — kein Zeichen, welches den Aufgang der Zukunft verkündigt!

c.

Das Kamaldulenser-Kloster bei Rom.

„In der Umgegend von Rom waren es besonders ein Kapuziner-Kloster und ein Kloster der Kamaldulenser, welche uns vorzüglich anpre-

den durch den tiefen Frieden, den man dort athmet, und durch die wunderbare Großartigkeit der Landschaft, zu welcher sie gehören.

Die Kamaldulenser bewohnen jeder ein kleines abgesondertes Haus, welches aus mehreren Kammern besteht. Wir langten bei ihnen am Abend an, zur Stunde des gemeinsamen Gebetes. Sie schienen uns alle schon ziemlich vorgerückten Alters zu sein und von mehr als mittlerer Größe. Auf den beiden Seiten des Chores gerichtet, blieben sie nach dem Gottesdienst auf den Knien liegen, unbeweglich, in tiefer Betrachtung. Man hätte fast meinen mögen, sie seien schon nicht mehr von dieser Erde; ihr kaltes Haupt drängte sich unter anderen Gedanken und anderen Sorgen. Keine Bewegung, kein äußeres Zeichen des Lebens; eingehüllt in ihren langen, weißen Mänteln glichen sie jenen Statuen, die auf den alten Grabmälern stehen.

Wir begreifen recht wohl, welchen Reiz diese einsame Lebensweise besitzt für gewisse Seelen, die ermüdet sind von der Welt und enttäuscht von ihren Illusionen. Wer hat sich nicht schon nach etwas Aehnlichem gesehnt? Wer hat nicht schon mehr als einmal seine Blicke nach der Einöde gewandt, und geträumt von Ruhe in irgend einem Winkel des Waldes, oder in der Höhle eines Berges, nicht fern von der Quelle, aus welcher die Vögel des Himmels ihren Durst stillen? Und doch ist dies nicht die wahre Bestimmung des Menschen. Er ist für das Handeln geboren; er hat seine Aufgabe, die er erfüllen soll. Siehe! wie, ob sie schwierig ist! Ist sie nicht der Liebe gegeben?

Indessen gibt es Zeiten, in denen der Muth nachzulassen scheint, in denen man sich fragt, ob man, das Gute wollend, dessen anscheinlich so leichte Vollbringung durch so viele unvorhergesehene Hindernisse gehemmt wird, — nicht einem Wahnbilde nachjagt, und wo dann die Brust bei jedem Athemzuge die Last eines unermeßlichen Kummeres emporhebt. Ich habe es stets empfunden, daß in solchen Momenten der Anblick der Natur, eine innigere Berührung mit derselben, nach und nach die innere Unruhe besänftigen. Der Schatten der Wälder, das Rieseln der Quelle, die Tropfen um Tropfen herabfällt, der Gesang des Vogels im Gebüsch, das Gesumme der Bienen, der Glanz, der Duft der Blumen, das Rauschen des Staaes, das die Lüfte bewegen, — dies Alles und besonders die unerschöpfliche Ausathmung des Lebens, jenes Lebens, welches Gott in Erdarmen in den Schooß seines ewig jungen, ewig geordneten Wirkens für die Gesamtheit der Wesen und für jedes Wesen in's besondere, zu einem sichtbaren Endzweck geheimnißvoller Glückseligkeit ergießt, — dies Alles belebt von Neuem die weikende Seele, tränket sie mit neuem Lebenssaft und gibt ihr die erlöschende Kraft wieder zurück!

d.

I t a l i e n .

„Italien, Italien deine alten Todten haben sich erhoben; die Toten haben sie gesehen, wie sie von den Anhöhen der Apenninen herab, — mit Trauer auf der Stirne, die Haare mit dem Staube des Grabes bedeckt, ihre stolzen Blicke über jenes sonst so glorreiche, so freie Land dahin schweifen ließen: und, — als wenn sie es nicht wieder erkannt hätten, das Haupt mit einem bitteren und furchtbaren Lächeln schüttelnd, — sie sich wieder in ihre Gräber gebettet!“ —

„Der sittliche Zustand Italiens ist im Allgemeinen beklagenswerth, weniger jedoch als der von Spanien. Die Abwesenheit geistigen Lebens, der Müßiggang, die Langeweile treibt die Menschen dazu an, in den Sinnengüssen eine brutale Zerstreuung zu suchen, die sie dem Bewußtsein eines zwecklosen Daseins auf Erden entreiße. Wenn die höheren Kräfte schlummern, kommen die niedrigen Triebe zur Herrschaft. Sie mischen sich selbst in die Religion, und dann sieht man eine Nation, bis auf wenige Ausnahmen, in zwei, von Tag zu Tag sich mehr besondernde Klassen sich scheiden: die gläubige Klasse, die aus ihrem Glauben, — der auf ein abstraktes Symbol und auf äußerliche gottesdienstliche Verrichtungen beschränkt ist, — sich ein Mittel macht, der Strenge des Sittengesetzes zu entgehen; — die nicht gläubige, zu deren Absonderung von der Religion der Mißbrauch, der von derselben gemacht wird, sehr Vieles beiträgt. Diese letztere Klasse, deren Ursprung in Italien in eine schon weit entlegene Epoche zurückgeht, ist dort weit zahlreicher, als man gewöhnlich glaubt. Ein dumpfes Arbeiten der zweifelnden und misstrauenden Vernunft, verbunden mit den Grundsätzen und der politischen Wirksamkeit der Geistlichkeit hat seit vierzig Jahren jene Zahl um ein sehr Bedeutesendes vermehrt. Sonst bedeckte sie sich mit einem mehr oder minder dichten Schleier; heutzutage zeigt sie sich wie sie ist; sie verhehlt weder die Verachtung, noch den Widerwillen, die sie hegt, und die sich bei ihr manchmal bis zur Leidenschaftlichkeit steigern. Das Volk gewöhnt sich, sie ohne Zorn und ohne Bestreben anzusehen, aber auch ohne sich zunächst noch disponirt zu zeigen, ihr auf dem Wege, den sie betreten, nachzufolgen. Es hält noch fest an dem Glauben, in dem es aufgezogen worden, und dessen Glang seine nach Schaugepränge gierenden Sinne übermächtig,

während er seine Einbildungskraft erregt und jenes unheilliche Bedürfnis der Seele befriedigt, welches man den religiösen Instinkt zu nennen pflegt. . . *).

Um sich indeß zu überzeugen, wie viel Gewalt dasjenige, was Hr. de Lamennais den Katholicismus nennt, noch über die Gemüther besitze, meint er, „man müsse die Sitten der Straße und die einiger Salons verlassen, und in eine andere Sphäre eindringen, um hier den Schleier zu lüften, der zahllose Werke der Barmherzigkeit bedeckt, welche vom Geist der christlichen Liebe eingegeben werden. Dann stellt sich unsern Blicken, heißt es weiter, ein wunderbares Schauspiel dar: Männer und Frauen des höchsten Ranges, stets um den Armen sich bemühend, ihn heimsuchend auf seiner Bodenkammer, ihn mit eignen Händen pflegend auf seinem Strohlager, einathmend die verderbte Luft, die er athmet, und in der Heimlichkeit der Hingebung, — die nie ermüdet, nie sich abschrecken läßt, — sich gefellend allem seinem Elend, um es zu lindern, allen seinen Ängsten, um sie zu länstigen. Dort noch etwas weit Näherndes: der Arme selbst, der sich dem Dienst des Armen widmet. Das Volk zu Neapel theilt sich in mehrere Bruderschaften, deren Mitglieder nach der Reihe von Spital zu Spital, von Haus zu Haus gehen, um den Kranken die Hülfe zu bringen, die ihr Zustand erheischt, um bei ihnen zu wachen, sie zu trösten, kurz, um alle Liebespflichten eines brüderlichen Wohlwollens, eines christlichen und zarten Mitleidens bei ihnen zu erfüllen. Die Fremden, die nur nach Denkmälern sich umsehen oder nur nach Zerstreuung verlangen, sehen dies nicht; aber Gott sieht es. Keine Stadt besitzt so viele für die leidende Menschheit gestiftete Anstalten als Genua, Neapel und besonders Rom. Kein Bedürfnis, kein Schmerz ist vergessen worden; überdies sind die Almosen, welche noch besonders von allen Klassen gespendet werden, nicht zu berechnen.“ — In dessen „herrliche“, wie Hr. de Lam. in einer Note vom J. 1836 an merkt, „zu Rom im Allgemeinen eine tiefe Unordnung in der Verwaltung jener Wohlthätigkeitsanstalten. Die Verordnungen für dieselben sind bewundernswürdig; aber man weicht ihnen aus, und das Gut der Armen ist zum großen Theil die Beute derjenigen geworden, die ursprünglich bestimmt waren, nur die Auspenden und strengen Bewahrer desselben zu sein.“ —

*) Dies aus dem 1836 geschriebnen Theil der *Altares de Roma*. Das Nachfolgende so wie das demnachst mitgetheilte über Spanien aus dem oben dieser Schrift einverleibten Fragment einer Abhandlung „*des maun de l'eglise*“, welche Hr. de Lamennais zu Anfang 1832 zu Frascati begonnen, aber nicht zu Ende geführt hat.

Wir übergehen, was Hr. de Lamennais noch weiter berichtet von dem Verfall des päpstlichen Ansehens, von der „demüthigenden Abhängigkeit,“ in welcher das Oberhaupt der Kirche von den weltlichen Mächten Europa's steht, von dessen Schweigen und Apathie bei den Stürmen aller Art, welche die ganze Christenheit durchwühlten, von der Nachgiebigkeit des Stuhles Petri gegen die Uebergriffe der Fürsten, von dem Mangel an höherer wissenschaftlicher Bildung und an Kenntniß des gegenwärtigen Weltzustandes, der sich durchgängig bei dem italienischen Klerus bemerklich macht, so wie von dessen „Furcht vor den Büchern, vor den neuen Ideen und vor fast Allem, was den Hauptinhalt bildet des Unterrichtes und der Studien der gebildeten Nationen.“ Ebenso müssen wir es uns versagen, ausführlich mitzutheilen, was in derselben Abhandlung „des maux de l'Eglise“ noch bemerkt wird über Alles, was „die Kirche in den nichtrömischen Staaten Italiens zu leiden habe von der Eifersucht der bürgerlichen Gewalt,“ welche alle Schritte und Tritte, alle Aeußerungen der geistlichen Pieten, und besonders ihren Verkehr mit dem Papste überwachet, während sie an vielen Orten gegen Rom, ja selbst gegen das Christenthum zu schreiben gestattet. Ueber die Nachteile, die aus diesem „Zustande der Abhängigkeit und der Erniedrigung entspringen, in welchem die Staatsgewalt den Klerus halte,“ äußert Hr. de L. sich in nachfolgender Weise: „Was zuerst hinsichtlich der Geistlichkeit demjenigen auffällt, der jene ebenso unglücklichen als schönen Gegenden durchwandert, ist etwas Weichliches (*molle*), Apathisches, Kaltes, Gleichgültiges, mit einem Worte — der Mangel an Leben, und Rom selbst macht in dieser Beziehung keine Ausnahme. Alles geht, wie es eben gehen kann, aus einer Art alter Gewohnheit und halbvertrauchten Mechanismus. Nichts ist seltener, als wahrhafter Eifer, als feurige Liebe zum Guten, als Hingebung und Selbstaufopferung. Man lebt von seinem Berufe und das ist Alles. Wer aber einmal so weit gekommen, der will immer besser leben; und da mittel- oder unmittelbar die Gnaden vom Souverain ausgehen, so macht man diesem den Hof, man sügt sich seinen Wünschen, man schickt sich in seine Launen, man nimmt seine Grundsätze, seine Präventionen an, man rechtfertigt sie und heiligt sie, im Namen des Bewußtseins: kurz, man macht sich zum gelehrtigen Werkzeug seiner Politik, gleichviel, welcher Art diese sei.“

„Zwei Dinge, außer dem bei allen Menschen so mächtigen Interesse, tragen dazu bei, den italienischen Klerus diesem Abwege zuzuführen. Das erste nebst der Art von Erziehung, die er empfängt, und den Vorurtheilen in Betreff der schlecht definierten Rechte der zeitlichen Gewalt, ist die Angewöhnung selbst an das Joch, das ihn herabwürdigt, und welches eine

Art von Prostitution der Intelligenz bewirkt. Er sieht die Ordnung in dem Bestehenden, weil er Unterwürfigkeit in demselben erblickt. . . für's Andere, indem der Klerus (ohne zu untersuchen, ob er nicht selbst die Hauptursache davon ist) unter denen, die eine von der seinigen verschiedene politische Richtung verfolgen, eine lebhafteste Antipathie gegen die Kirche findet, — so läßt er sich hierdurch noch mehr in seinen Ansichten bestärken. Indem er dann Gott zu dienen vermeint, wenn er allen Despotismen dient, entfremdet er eben damit nach und nach die Völker sowohl sich als der Religion selbst. Dies ist die wahre Ursache der tiefen Zindschaft, welche er in Italien, wie Anderswo, sehr Vielen einflößt, die unbestreitbar die thätigste, und im Allgemeinen die unterrichtestte Klasse bilden. . . Sie haßten den Klerus mit aller der Liebe, die sie für ihr Vaterland hegten. . . Die Welken sind wieder zum Vorschein gekommen, aber auf dem Ruinen der Freiheit, der Künste, der Wissenschaften und der öffentlichen Wohlfahrt; sie fanden einen Sibyllinischen Klerus. Dies einzige Wort erklärt Alles.“

„Um die nationale Bewegung, die sie beunruhigt, zu hemmen, greifen die Regierungen zur Gewalt, und suchen das Denken zu erschrecken. Aber von diesen beiden Mitteln ist das erste unzureichend, das andere unmöglich. Ungeachtet ihrer Censoren und ihrer Rauchknecht, circuliren die Ideen unaufhaltsam. . . Sie nehmen daher auch ihre Zuflucht zu einem dritten Mittel. Sie begünstigen — die Sittenlosigkeit bei der Jugend, in der Gewißheit, daß sie von Menschen Nichts zu fürchten haben, die durch die Lust verweichlicht sind, und durch Genüsse entnervt. . . Die Zunahme der Ungläubigkeit dient ihnen hierbei vortreflich, besonders dadurch, daß sie die Bevölkerung in sich selbst veruneinigt.“

„So schwindet der Glaube von Jahr zu Jahr und der Haß nimmt seine Stelle ein. . . Die geistliche Gewalt aber, von der öffentlichen Meinung verlassen, flüchtet sich in das Lager ihrer natürlichen Gegner, und hier, täglich genöthigt, ihren eigenen Niederlagen beizuwohnen, verschließt sie das Wort, das die Welt von ihr erwartet, in ihre Brust, oder, wenn sie ihr furchtbares Schweigen zu brechen versucht, deckt der Trommelschlag sofort ihre Scimmie.“

„In die Mitte des Amphitheaters, welches die ersten Christen mit ihrem Blute begossen, hat man ein einsames Kreuz gepflanzt. Je junger kommt wohl ein armer Mönch, um am Fuße dieses Kreuzes von Christus und seinen Leiden zu sprechen, und von den Kämpfen des Glaubens in den vergangenen Zeiten, und von denen, die hier, auf diesem Kampfsplatz starben, um die Freiheit des Menschen-Geschlechtes zu erobern. Das Volk horcht zu und weint. Die letzten Strahlen der untergehenden

Sonne strahlen durch die langen Böbungen, durch die gebrochenen Bögen. Fremde gehen vorüber und beschauen gleichgültig diese ungeheuern Ruinen. Ein Soldat bewacht den Eingang. Dies das Bild des Katholicismus zu Rom und in ganz Italien.“ —

c.

Spanien.

„Viele Mitglieder, sowohl der Welt als der Ordensgeistlichkeit, könnten hinsichtlich der Aetue, mit welcher sie ihren heiligen Beruf erfüllen, überall als Vorbilder dienen. Von wohlverbienter Achtung umgeben, mildern sie durch ihr Beispiel den schlimmen Einfluß eines andern Theiles des Klerus, den ein Zeugniß, zu allgemein, um bezweifelt werden zu können, beschuldigt, an der allgemeinen Erschlaffung der Sitten theilzunehmen, und hierdurch derselben eine schmähtliche Weihe zu geben. Diese praktische Corruption der christlichen Moral, die durch Unwissenheit — nicht in Betreff der Glaubenslehren, sondern hinsichtlich der Grundsätze des Evangeliums in ihrem Bezug auf die menschlichen Handlungen — sich erhält, und wunderbar abergläubischen Vorurtheilen vergesellschaftet ist, — diese Corruption ist die große Wunde des Katholicismus in Spanien. Man erlaubt sich Alles gegen die Gebote, indem man sich unter den Schutz eines mißverstandenen Kultus flüchtet. Die von einigen Gewissen geträumten Kompensationen zwischen einem bestimmten Verbrechen und einer gewissen Andachtsübung (devotion), der geringe Abscheu, den sie oft vor den ungeheuersten Verbrechen empfinden, ihre naive Sicherheit in der Gewohnheit des Lasteres oder in den Entschlüssen zur Rache, die seltsamen Gründe dieser Sicherheit, die unbegreifliche Mischung einer manchmal äußersten Unsittheit mit anscheinender Frömmigkeit, jene höllvollen Scenen in Ruhe vor dem Altar, jene blutigen Hände, die sich zum Gebete falten, ohne daß irgend ein Zittern oder Beben sich bemerklich machte: Dies Alles erfüllt uns mit Staunen und Bestürzung. Ein falsches Vertrauen auf den Schutz irgend eines Heiligen, einer Madonna, selbst auf die Wirkung der Sacramente, die doch nur unter Mitwirkung eines bekehrten Willens heilbringend sein können, — hat die Begriffe vom Guten und Bösen, selbst von der Reue in der Wurzel verkehrt. Es zeigt sich hier allerdings eine bedauerliche Schwächung des inneren christlichen Sinnes, eine Art von Rückkehr zu den heidnischen Verfehlungen. Kaum möchte man anderwärts etwas Ähnliches wiederfinden, es sei denn in einigen Kantonen Italiens,

und namentlich in den Abruzzen, wo die Kläuberei nichts Anstößiges hat und selbst andächtig ausgeübt wird!“ . . .

„Nach Jahrhunderten des Ruhmes jeder Art, nachdem es eine der reichsten und schönsten Literaturen Europa's erzeugt und mit Italien um die Palme der Künste gestritten, ist Spanien nach und nach in eine so tiefe Lethargie verfallen, daß man es in dieser Beziehung mit keinem andern Lande vergleichen kann. Weit zurückgeblieben hinter den Nationen, an deren Spitze es früher vorwärts schritt, ist das spanische Volk jetzt völlig bedeutungslos im wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Gebiete, kurz in Allem, ausgenommen hinsichtlich des Muthes, der Hingebung und der Energie des Charakters: treffliche Eigenschaften, die Dastehende erhalten haben, wodurch die Gesellschaften wieder auflieben, nämlich das Nationalgefühl, wenn auch bisher noch in unfruchtbarer Weise, da bis jetzt das Heil noch nicht daraus hervorgegangen ist! Alles, was seit zweihundert Jahren sich in der wissenschaftlichen und geistigen Welt begeben, ist fast so gut als gar nicht vorhanden für dieses Volk. . . . Nichts in Europa kommt seiner Apathie, seiner Unwissenheit gleich. Es ist der geistigen Bewegung, die im 16. Jahrhundert begonnen, so fern abgeblieben, daß nicht ein einziger Spanier sich einen Namen gewonnen in der Mathematik, Astronomie, Physik, Physiologie, Medicin, Philologie, kurz in irgend einem Zweige der Wissenschaften. Die Studien sind bei ihm noch, was sie drei Generationen nach Karl V. waren. Keine Veränderung, kein Fortschritt; Alles ist vielmehr von Tag zu Tag schwächer geworden. Der Geist, der von Bewegung lebt, ist in schweren Schlaf gesunken. Geistliche, Laien, Alle — sind — der Anstrengungen einiger nutzlos für ihr Vaterland eifrigen Männer ungeachtet — noch bei dem 15. Jahrhundert. Ein wenig scholastische Philosophie und Theologie, ein wenig Zivil- und kanonisches Recht, Alles auf ein wenig Latein gegründet, — das ist der ganze Vorrath des Unterrichts. Unbeweglich verharrten sie bei ihren alten Methoden, bei ihren alten Meinungen und Ideen, und noch herrscht Aristoteles bei den Nachkommen der Kantabrier und der Westgothen. Uebrigens keine Hilfsquellen für das Studium der Sprachen, der Philologie, der Geschichte, und der positiven und der Naturwissenschaften; keine Schule, wo neue Künstler sich bilden. Namentlich selbst die Poesie ist erloschen. Was bleibt denn Spanien? Sein Glaube, das Schwert des Eid, und mit diesen die Hoffnung der Wiedergeburt.“

„Unmöglich ist jedoch, daß die Religion nicht durch eine solche Färbung, einen solchen Verfall auch leide. Wirklich hat sie von ihrer ersten Kraft verloren, da sie der Nation keine mehr mitzutheilen vermag. Zwei

ist eine unbestreitbare Thatsache, und um sich dieselbe zu erklären, braucht man nur auf das Verhältniß der Kirche zur Staatsgewalt und zu einem Theile des Volkes hinzusehen."

„Das Rechtsverhältniß, auf welchem lange die christliche Gesellschaft beruhte, ist in Spanien eben so gestört als sonst überall. Die Staatsgewalt hat sich über die Kirche erhoben, beherrscht sie, und behandelt — je nach den augenblicklichen Absichten — sie bald wie einen Verbündeten, den man schont, bald wie einen Feind, den man fürchtet. Die Maximen, die der Staat in Bezug auf die Kirche befolgt, sind gar nicht verschieden von den Grundsätzen der französischen Parlamente, welche Philipp V. in den Escorial eingeführt hat, und die ihn nicht mehr verlassen haben. Eifersüchtig auf den Einfluß der Kirche, gierig nach ihren Gütern, hat die Staatsgewalt sie mehrmals beraubt und sie geschwächt, so sehr sie konnte. Man weiß, was sie unter der despotischen Verwaltung der Florida Blanca, der Aranda, der Campomanes zu erleiden hatte. . . . Doch glauben wir, daß der Episkopat seine Rechte dort besser verteidigt hat, als in andern Ländern. . . . Ueberdies fühlt der Souverän in seiner prekären Lage, wie sehr er nicht nur des Episkopats, sondern der gesamten Geistlichkeit in einem Lande bedarf, wo der Hirtenstab gewichtiger ist, als das Zepter, und bei einem Volke, welches, wenn es wählen müßte, nicht ansehen würde, sich für Gott gegen den König zu entscheiden. . . . Eine einzige Thatsache genügt indeß, die Principien der Regierung in Beziehung auf den Katholicismus zu charakterisiren. Sieben volle Jahre hindurch hat sie dem Papst nicht gestattet, die in den Kolonien erledigten bischöflichen Stühle zu besetzen; sieben volle Jahre hindurch hat sie ihn mit einem eklatanten Bruche bedroht, wenn er, seine heiligste Pflicht erfüllend, die verwaisten Kirchen mit Hirten versorgte!" . . .

„Als der Enkel Ludwig XIV. auf den spanischen Thron gelangte, brachte er die politischen Grundsätze seiner Familie mit. Besonders vergaß er nicht den Rath, den sein Großvater ihm bei dem Abschiede gegeben: „Hüte dich, die Cortes zu versammeln: sie würden dir die Hände binden.“ Da begann im Verborgenen die Arbeit der Souveränität, um nach und nach, mit den Provinzialfreiheiten und den Bürgschaften gegen die Willkür, die alte Verfassung des Reiches zu vernichten. . . . In der allgemeinen Vernechtung haben nur Biscaya, Navarra, Alava und Guipuscoa ihre Privilegien behauptet. Diese Ausnahme beunruhigte die Regierung; vor wenigen Jahren wollte sie dieselbe tilgen; — aber der Widerstand, dem sie begegnete, ließ sie bedenklüche Ereignisse befürchten; sie zog sich zurück.

„In dem Maße aber, in welchem die alten Institutionen zusammenbrachen, erlosch das Leben des Staates. Die Geschichte dieses Verfalls würde eben so traurig als belehrend sein. Man würde sehen, wie die Granden, — des politischen Einflusses beraubt, zu Gliedermännern des Hofes, zu erblichen Anbetern des Bösen, den die Zeit im Vorüberfluge auf dem Thron warf, erniedrigt, — im Schooße des Nichtthums und der Lüderlichkeit verzweigten, und wie die letzten Spodklinge ihrer, selbst physisch entarteten Rasse, auf jenem Boden, dem ihre Ahnen einen so großen Namen gemacht haben, sich herumschleppen wie ungegestaltete Phantome, ein Gegenstand des Spottes der Menschen! Dann würde sich jene lange Kette innerer Uebel entfalten, die, ein wahrer Krebs des sozialen Körpers, um so schneller um sich greifen, wenn die Staatsgewalt, endlich in die Hand eines Einzigen concentrirt, ohne andere Regel als ihre Einsfälle, ohne Kontrolle, ohne Zügel, abwechselnd gehandhabt wird von einem Hünstling, einer Maitresse, einem Lakaien und einem Stubenpuer.

„Man fährt fort, solchem niedrigen Despotismus den Namen Monarchie, Regierung zu geben; das alte Formular wird beibehalten; es ist eine Hand da, die, von dem nächsten Besten geführt, „Ich, der König“ unterschreibt; es bedarf keiner andern; es ist die Legitimität, die ewige Ordnung, das Gesetz und die Propheten, der Rathschluß Gottes selbst. Gebt dem Cäsar zurück, was des Cäsar's ist! Dem Cäsar also eure Güter, eure Person, euer Leben, Alles, Alles ohne Ausnahme, widrigenfalls, wie hier einzusehen, die Societät von Grund aus umgekehrt würde!

„Aber der Ackerbau liegt darnieder, die Felder liegen brach, die Industrie erstirbt, der Handel geht zu Grund; die Finanzen, von Hofleuten verschleudert, werden mit Schulden belastet, die öffentlichen Bankrotte folgen einander regelmäßig wie die Jahreszeiten, das Heer verfaßt, die Schiffe vermodern in den Häfen, die Zeughäuser stehen leer; kein Verwaltungszweig, der nicht leidet; die Landstraßen bedecken sich mit Banditen, die, wie Nacht zu Nacht, mit der Regierung unterhandeln und zuweilen ihr Schutz zu versprechen geruhen; die Polizei, unvernünftig die Sicherheit der Bürger zu beschützen, zeigt sich nur thätig, um den häuslichen Heerd zu beunruhigen; die Gerechtigkeit, knechtisch und verkäuflich, ist bald das blinde Werkzeug der fürstlichen Rache, bald das Vorrecht des Mächtigen, Reichen, oder die Schutzwache ihrer Vergehen. Aber das Land entvölkert sich, das Elend wächst von Jahr zu Jahr, die Nachkommen Deers, die unter den Goncalvi's und den Cortez gekämpft, die Spanien eine neue Welt gegeben, strecken ihre Hand aus an den Ecken der Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, um von dem Mitleiden der Vorübergehenden einen Maravedi zu erbetteln; nackte Menschen irren umher auf einem nackten

Noben; von ihrem alten Reichthume, ihrer alten Größe haben sie Nichts bewahrt, als das Schwerdt und den Stolz des Kriegers, den kein Mißgeschick darniederbeugt. Aber die Seelen selbst sind verurtheilt, nur eine weite Wüste zu bewohnen! Von den alten Universitäten bleibt nur ein Schatten, die Schulen sind nur ein Spott; die Janotang, als Stütze des Thrones ausgerufen, breitet ihr Leichentuch über den Genius der Nation: überall Finsternisse, tiefe Nacht überall; und wenn in dieser Nacht eine einsame Lampe in irgend einer abgelegenen Hütte brennt, sofort wird diese Hütte verdächtig, und Derjenige, dessen Augen, der Dunkelheit müde, das milde Licht der Wissenschaft suchte, findet statt ihrer nur die rächlichen und rauhenden Fackeln der Verfolgung! Aber alle Erörterung in Bezug auf die Gewalt, ihre Thaten und die öffentlichen Angelegenheiten ist verboten; jede Forderung einer Reform wird als Empörung angesehen; Bücher, Zeitblätter, Briefe, die nicht gerade Privatsachen betreffen; — Nichts von allem Dem kommt über die Grenze. Aber das ganze Volk wird in geheimem Verwahr gehalten; aber das Denken selbst ist verboten! Was thut's? Es ist das Recht des Souveräns, die Bürgerschaft seiner Macht. Wollt ihr denn eine Umwälzung?

„Es gibt in Spanien Menschen, die darauf antworten: „„versteht ihr unter Umwälzung eine vollständige Umänderung in der jetzigen Lage der Dinge, eine politische und administrative Reform, Abhilfe der Beschwerden, Herstellung der alten Freiheiten, Einführung eines gerechten Systems allgemeiner Freiheit? Ja, dann wollen wir eine Umwälzung. Wir wollen ein Gesetz, das uns beschütze, statt eines Gutdünkens, welches erdrückt und tödtet. Unsere Knechtschaft fällt uns schwer. Seht unsere von Ketten blutrünstigen Arme; wir wollen nicht, daß die unserer Kinder mit diesem schmähligen Zeichen gebrandmarkt werden: wir wollen ihnen ein Vaterland hinterlassen, und keinen Kerker. Es gab eine Zeit, wo die Sonne Spaniens ein starkes, freies, glückliches Volk beschien. Was bescheint sie jetzt? Unbebaute Ebenen, schweigsame Städte, an deren Thoren einige Bettler sich an ihren Strahlen erwärmen; alte mit Epheu bedeckte Ruinen, königliche Insignien und Rabensteine. Der Fremde, der unsere Fluren, unsere Städte, die einst so blühend waren, besucht, scheidet mit einem Herzen voll großen Mitleids. Dieses Mitleid verletzt, es demüthigt uns. Wir wollen nicht mehr, daß man uns beklage: erheben, bald möglichst erheben wollen wir uns aus dieser Erniedrigung, diesem Elend. Wir wollen unter den Nationen den Rang wieder einnehmen, der uns gebührt, und um den man uns gebracht hat. Wenn, wir wiederholen es, wenn dies Dasjenige ist, was ihr eine Umwälzung nennt; ja, dann wollen wir eine solche!““

„Die Männer, die solche Rede führen, gehören größtentheils weder zum Adel, noch zum gemeinen Volke; zu jenem nicht, weil die Individuen mit der Institution, zu der sie gehören, sich schwächen und korrumpiren, und dies ist eine Ursache, weshalb die politischen Körper niemals zur Vervollkommenheit gelangen; — zum Volke nicht, weil, weniger durch den Despotismus gedrückt, minder empfänglich für jene sinnliche Erregung, die durch Erinnerung an die Vergangenheit und Wahrnehmung gegenwärtiger Unordnungen hervorgerufen wird, es keine andern geistigen Bedürfnisse kennt, als die, welche von seiner Religion befriedigt werden, und dabel, ohne sich zu viel Mühe zu geben, entweder durch seine Arbeit, die er theuer verkauft, oder durch Almosen, die in katholischen Ländern nicht versiegen, das Stück Brod erwirbt, dessen er bedarf, um zu leben. Seine Armuth ist nicht der Hunger, und das ist schon viel; seine Gefühle aber, seine Gedanken und Wünsche nehmen die Richtung, welche die Geistlichkeit ihnen gibt, die im Allgemeinen den Veränderungen abhold ist, nach denen ein bedeutender Theil der Nation so eifrig verlangt. Dieser Theil ist der Mittelstand, der überhaupt gegenwärtig unstreitig der unterrichtete, am weitesten vorgeschrittene und thätigste in Europa ist. Inmitten der Trümmer der alten Societät, die zusammenfällt, stellt die mittlere Klasse die neue Gesellschaft dar, mit ihrem edelmüthigen, aber noch verworrenen Gedanken, ihren mitunter blinden Leidenschaften, ihrem unersättlichen Bedürfnis nach Erkenntnis, Bewegung und Thätigkeit, ihrem Hoffen auf die Zukunft, und mit der Kraft ihres jungen Lebens.

„Indessen hatten die ersten Häupter des Liberalismus in Spanien, wie anderswo, sich in der Schule des 18. Jahrhunderts gebildet, — und näherten gegen den Katholicismus einen Haß, den ihre Handlungen offenbarten, als sie der Gewalt sich bemächtigt. . . . Der Klerus, der sich in seiner ganzen Existenz bedroht fand, glaubte sich und das Christenthum nicht anders retten zu können, als indem er die bestehende Staatsverfassung, wie sie immerhin beschaffen sein mochte, aufrecht zu erhalten, ihr Princip und seine Konsequenzen zu vertheidigen suchte. So warf er sich blind in die Arme des Despotismus, der ihm schmeichelte, um sich eine Stütze und ein Werkzeug aus ihm zu bereiten. Seine Macht ist in der That sehr groß. Unter das Volk gemischt, dessen Existenz in allen Beziehungen innigst mit der seinigen verflochten ist, verfügt er unbeschränkt über dasselbe. Und darin ist nichts Unrechtes oder Verwerfliches; denn, nimmt man dem gemeinen Volke seine Geistlichkeit, so verliert es eben damit Alles, was sein Leben und den Reiz desselben ausmacht, — Nist, Schule, Rath, Unterricht und die Almosen, die es nähren, und den Glauben, der

es zur Menschenwürde erhebt, und den Kultus, der zu seinem Herzen spricht und die Felle, die es von seinen Leiden ablenken.

„Man stelle sich nun diese entgegengesetzten Elemente in spanischen, hartnäckigen, glühenden, rachsüchtigen, manchmal furchtbar grausamen Seelen gäbrend vor, und man wird eine Ahnung des Zustandes der Gemüther in jenem bejammernswerthen Lande gewinnen können. Es sind nicht nur zwei Völker auf demselben Boden, sondern zwei feindliche, unverträgliche, unversöhnbare Rassen, die in der Erkläre ihres Hasses mit Wonne von ihrer gegenseitigen Ausrottung träumen! . . .

„Offenbar unmöglich ist es indeß, daß irgend eine Gesellschaft Bestand halte unter einem rein willkürlichen Regiment, ohne Fundamentallgesetze, ohne Finanzen, Polizei, Verwaltung und Gerechtigkeitspflege. Gott selbst könnte ein solches Wunder nicht vollbringen, ohne die ganze Natur des Menschen zu verändern. Es wird daher eine Ummildung stattfinden — (dies wurde Anfangs 1832 geschrieben) und diese Revolution wird nicht nur gegen den Thron, sondern auch gegen den Altar sich erheben, der mit dem Thron sich solidarisirt gemacht hat.“

„Man wird von tiefem Grauen ergriffen, wenn man sich vorstellt, welche Kalamitäten und Verbrechen diese unvermeidliche Katastrophe nach sich ziehen wird. Der Geist wendet sich mit Entsetzen davon ab; was er gesehen, was er gehört in dieser Sturmesnacht, ist unsagbar: der Lärm jener Tempel, die da einstürzen, der rothe Schein des Brandes, die eiligen und dumpfen Schritte Derer, die entflohen und Derer, die sie verfolgen, Blut, Gotteslästerung, Heulen und Wehklagen; — man möchte es für einen jener Träume halten, die erdrückend auf der Brust uns lasten, wie das Anse des Satans!“ . . .

f.

Die Iberische Halbinsel.

„Portugal und Spanien, obgleich durch alte Nebeneiferschaft und wechselseitige Antipathie von einander geschieden, gleichen einander doch fast in Allem. Der Portugiese ist ein in seinen guten Eigenschaften und seinen Mängeln geschwächter Spanier. Auch dieses Volk, wie das spanische, ist herabgesunken — nach einer Epoche des Ruhmes. Von der zu Zeit trägt es sich in seinem Grabe, als hätte es irgend vom Leben gelaunt. Außerdem — keine Bewegung, kein Fortschritt, kaum ein Schatten von Civilisation. Zwei Brüder streiten mit den Waffen in der Hand um dieses Erbgut eines blödsinnigen Vaters. Der Theil der Nation,

der nach politischen Reformen verlangt, begünstigt den Aelteren; der Jüngere hat auf seiner Seite die Geistlichkeit und den Pöbel, einen unwissenden, fanatischen, grausamen Pöbel, den man mit Scharfeichtern im Zaum hält und mit Hinrichtungen kurzweilt. Die Gefängnisse strotzen von Unglücklichen, auf denen die Schuld oder der Verdacht ruht, ihrem Vaterlande eine bessere Zukunft zugewünscht zu haben. Wird der Raum gar zu enge, dann kommt der Galgen zu Hilfe. Auf diese Weise wird der Blutdienst durch Nichts aufgehalten — und die Ordnung herrscht.

„Man kann sich leicht vorstellen, was die Religion in einem solchen Lande sein kann. Der Glaube hat allerdings dort noch tiefe Wurzeln; man würde für ihn in den Tod gehen; aber, sich verirrend in einer Menge falscher und abergläubischer Vorstellungen, übt er auf die Sitten fast gar keinen Einfluß, und selbst die Geistlichkeit trifft einigermaßen dieser Vorwurf. Die Andachtsübungen erschlaffen die Moral. Das Christenthum umhüllt das Leben, aber durchbringt es nicht, wie denn überall, wo man der Bildung des Geistes Einhalt thut, die Sinnlichkeit vorherrscht. Was nun den Unterricht betrifft, so steht Portugal auf derselben Stufe, wie Spanien; hiermit ist Alles gesagt. Keine Mittel zum Studiren, und wenn deren vorhanden wären, würde die Staatsgewalt, davor erschreckend, sich weilen, sie zu vernichten. Der erste Lichtstrahl, der den finsternen Dunkelkreis, mit dem der Regent sich umgibt, durchdringend, seine Stiene trübe, würde ihm das Zeichen des Todes ausprägen. Denken ist für ihn gleichbedeutend mit konspiciren. Er kann nur bestehen mit Hilfe eines unbedingten, blinden Gehorsams, der außerhalb des Rechtes liegt, und niemals einen forschenden Blick auf ihn wirft; also nur mit Hilfe eines thierischen Gehorsams. Unter der Regierung, in welcher er seine Sicherheit sucht, ist ein Auge, das sich erschließt, eine Gefahr, die sich erhebt. (Unter Don Miguel's Regierung geschrieben.)

„Der Alerus, aus dem Bewußtsein eigener Schwäche und in nothwendiger Folge der abhängigen Stellung, die er sich erkoren, unterstützt in dieser Veyezung, und zwar zu großer Gefahr für die Kirche, die Politik der herrschenden Gewalt. Er sieht nicht, daß, indem er die Wissenschaft zuerstößt und sie eben dadurch zu einer Feindin der Religion erklärt, er darauf hinarbeitet, das Volk entweder in Gottlosigkeit oder in Barbarei zu stürzen: dachatisch geworden würde es bald zu Grunde gehen; würde es aber gottlos, was sollte da wohl aus der Geistlichkeit werden, die es in diesen Abgrund gestürzt? Ich lege einen Nachdruck auf diesen Punkt, weil er von höchster Wichtigkeit ist, und es keinerlei Vorwände gibt, die man heutzutage nicht aufbringt, um sich dahinter in der Unwissenheit zu verfangen.

„Man spricht von den Verheerungen, welche eine falsche Philosophie anstellt; sie sind wirklich vorhanden; Wer könnte sie in Abrede stellen? Aber warum hat man ihr nicht eine bessere entgegengestellt? Endlich, wenn sie in den Ländern, die sie entstehen sahen, diskreditirt worden, hat sie nicht dazu gedient, die Religion zu kräftigen, die sie bekämpfte? Man spricht von der Einfalt des Glaubens; — ja freilich soll der Glaube einfältig sein, er ist für das Herz, wie für die Vernunft ein Alt des Gebets; denn Wem glaubte man sonst als sich selbst. Weil aber der Glaube einfältig sein soll, müssen darum die Völker die Einfaltspinsel sein? Müssen deshalb die zu ihrer Entwicklung nothwendigen Kenntnisse verbannt oder vernachlässigt werden? Ist deshalb der Fortschritt des menschlichen Geistes nicht gut? Halte Ihr ihn für schädlich, wohl, so rühmt ihn auch nicht mehr an als eine der wohlthätigen Wirkungen des Christenthums, als einen der Beweise für dessen Wahrheit. Wollt Ihr ihm Grenzen setzen, welche sollen dieselben sein? Nichts bleibe hienieden stehen; Alles muß vor- oder rückwärts gehen. Euch erschreckt das Wort vorwärtsgehen; nun, so schreitet denn zurück. Aber bis wohin, ich bitte euch, werdet Ihr zurückgehen? Hat man nicht überall und zu allen Zeiten mit der Wissenschaft, wie mit allen andern Gaben des Schöpfers Mißbrauch getrieben? Noch einmal, so sagt uns denn, wo Ihr anhalten wollt? Um nicht inkonsequent zu sein, werdet Ihr, auch wider Euren Willen, bei jener Maxime Rousseau's anlangen: „der Mensch, der denkt, ist ein entarteter Thier.“ Ist etwa, um diese Lehre der Welt zu verkünden, Euch gesagt worden: „Geht hin, und lehret alle Völker?“ Glaubet nur, pflanzt nicht in der Finsterniß die Altäre desjenigen auf, der die Sonne geschaffen!

„Wir können nicht mit Züßschweigen eine andere, nicht minder bedauerliche Folgerückwirkung der jetzigen Lage des Klerus in Spanien und Portugal übergehen. So wie er die Sache der Religion mit der des Despotismus vermengt, hat dieser verderbliche Irrthum ihn sofort zu einem ungeheuren Mißbrauch des Wortes Gottes hingeführt. Die politischen Leidenschaften haben sich der Kanzel bemächtigt, und sie mit niederträchtigen, gotteslästerlichen Schmeicheleien besudelt. Das ist aber noch nicht Alles. Die Lippen, die sich nur öffnen sollten, um Frieden, Erbarmen und wechselseitige Liebe zu predigen, haben die Sprache des Hasses und der Rache geendet. Entsetzliche Wünsche, schauerhafte Drohungen sind mehr als einmal laut geworden im Angesicht des Tabernakels, auf welchem der Sohn des Menschen thront, der sich für das Heil seiner Brüder aufgeopfert hat! Statt Dienen Desjenigen, der an dem Kreuze für seine Heiler gebetet, glaubte man Kains-Priester zu hören!

„So vieler und so schwerer Mißstände ungeachtet, werden jene bei-

den Wülfen nicht zu Grund gehen: es bleibt ihnen ein Anker im Sturme. Bevor sie aber in der neuen Welt landen, welcher gegenwärtig alle Wülfen zufliegen, werden sie noch sehr stürmische Meere zu durchschiffen haben, noch an vielen Klippen auflaufen, und in ihrer Arbeit, in ihren Kämpfen wird ihnen der Weg sehr lange scheinen. Von ihren Führern hängt es ab, ihn zu kürzen, indem sie über den Wolken, welche die stürmischen Wogen bedecken, das Zeichen suchen, welches sie leiten soll auf der gefährvollen Reise!“

R.

Die Jesuiten.

„Als die drei Pilger*) (zu Ende 1831) nach Rom wanderten, waren ihnen diplomatische Noten von Oesterreich, Preußen und Rußland vorgelegt, welche den Papst drängten, sich gegen jene gottlosen Volksoberführer auszusprechen, die den Namen der Religion zur Empörung aufforderten. Die französische Regierung handelte in demselben Sinne und wurde hierbei von der Karlistischen Partei unterstützt, an deren Spitze sich der Kardinal von Rohan, der Kardinal Lambruschini und die Jesuiten befanden, denen man überall begegnet, wo eine Intrigue im Werk ist . . .“

„Diese letzteren haben mit niemals die nachfolgende Stelle einer meiner früheren Schriften (des *progrès de la révolution*) verlesen: „Es ist hier weder der Ort, noch der rechte Augenblick, um über die Gesellschaft Jesu zu urtheilen und zwischen den Verdämnungen des Hasses und den Lobpreisungen des Enthusiasmus die strenge und reine Wahrheit zu suchen. Nichts ist absurder, unbilliger und empörender, als der größte Theil der Anklagen, deren Gegenstand sie gewesen. Nirgends wird man eine Gesellschaft finden, deren Mitglieder mehr Recht besäßen, ihres Eifers wegen bewundert und ihrer Tugenden halber hochgeachtet zu werden. (1) Ob dann aber ihr Institut, wie heilig es auch an sich ist, heutzutage frei von Nachtheilen — und zwar sehr ernstlichen, — ob es dem gegenwärtigen Zustande der Gemüther und den Bedürfnissen der Jetztwelt anpassend genug sei? Wir glauben es nicht.“ . . .“

„Wenn einmal die Jesuiten von der Schaubühne der Welt abgetreten, nur mehr der Geschichte angehören, dann wird billige Unparteilichkeit ihr die Pflicht auflegen, strenger gegen sie zu sein, als wir es gewesen. Forschend nach der Ursache des eigenthümlichen Charakters, der diese Gesellschaft von ihrem Ursprung an ausgezeichnet hat, des Geistes, der sie

*) Herr de Lamennais, Graf Montalembert und Abbé Lacordaire.

Stets befeuert, des Lobes, das man ihr so reichlich spendet, der bittern Vorwürfe, die immer gegen sie gerichtet worden, wird man diese Ursache in dem Principe selbst finden, welches bei ihrer Gestaltung gewaltet. Dieses Princip ist die **Vernichtung der Individualität** in jedem Mitgliede der Körperschaft um die Kraft und die Einheit der letzteren zu vermehren. Die Handlungen, die Worte, selbst die Gedanken sind bei dem Jesuiten Gehorsam schuldig und zwar unbedingten Gehorsam. Ein Oberhaupt, welches General genannt wird, und einige Beisitzer, die ihm helfen und rathen, bilden die Regierung der Gesellschaft, sind deren Intelligenz, deren Wille. Die Uebrigen, leibende Werkzeuge in ihrer Hand, folgen blindlings dem Impulse, den man ihnen gibt. Nichts wird in den Schreien ihres Stifters nachdrücklicher eingeprägt, als diese völlige Verleugnung seiner selbst. Dies das Opfer, welches der Orden von Jedem heischt, der in demselben einzutreten wünscht.

„Hieraus ergeben sich mehrere Folgewirkungen.“

„Was auch der Mensch thue, so ist es ihm doch völlig unmöglich, bis auf diesen Punkt sich selbst zu entsagen. Seine Anstrengungen, um dies Ziel zu erreichen, erreichen nur so viel, daß er dasjenige versteht, was er vernichten zu haben glaubt. Sein ganzes Wesen überträgt sich in das zusammengesetzte Wesen, mit welchem er sich geeinigt, mit welchem er sich verschmilzt. Er liebt sich in ihm, und diese Liebe, die erste seiner Pflichten, ist um so glühender, um so thätiger, als das Bewußtsein selbst ihn nöthigt, seine eigene Befriedigung zu suchen, und als derjenige, der sie hegt, — geleitet durch Befehle, die für ihn zum unbedingten Gesetz werden, wenn sie nicht eine offenbare und unmittelbare Verletzung der göttlichen Gebote implizieren, — von aller moralischen Verantwortlichkeit frei ist. So sind die Leidenschaften, die von einer strengen Regel zurückgehalten wurden, so lange sie sich mittelbar auf den Einzelnen bezogen, — nunmehr geheiligt und nicht ausgerottet. Sie gehen gewissermaßen in den Dienst der Körperschaft über, welche sie leitet und verwendet, um ihren Zweck zu erreichen. Dieser Zweck, ehrenvoll und gut an sich (?), bestimmt, was sich auch Gutes in der Thätigkeit der Körperschaft findet; aber sie strebt darnach mit einem sich immer gegenwärtigen Absehen auf ihre Größe, ihre Macht und ihren Ruhm. Kein persönlicher Stolz, kein Ehrgeiz, keine Bereicherungssucht in den einzelnen Mitgliedern für sich genommen; in der Gesamtheit aber Habsucht, Stolz und Ehrgeiz, die unermesslich sind. Daher etwas *Anti-soziales*. Ein so in sich concentrirter Mensch, — vollendetes Musterbild des Egoismus, — würde, — welchen weiteren Zweck er sich sonst auch vorsetzen möchte, — doch völlig von dem übrigen Theile des Menschengeschlechtes abge sondert sein. In der That ha-

ten die Jesuiten überall eine ganz abgesonderte Existenz. Sich in Alles mischend und mengend, verschmelzen sie doch mit Nichts; sie können die anderen Menschen an allen Punkten berühren, aber in keinem vereinigen sie sich mit denselben, und dies ist einer der Gründe jenes unbestimmten, instinktiven Mißtrauens, welches sie zu jeder Zeit Allen eingeflößt haben.

Das ihnen eingeborne Bedürfniß, einen großen Einfluß auszuüben, welches sie erst sehr wenig scrupulös hinsichtlich der Mittel des Erfolges machen konnte, veranlaßte die Anklage, daß sie nach allgemeiner Oberherrschaft strebten. Wir glauben, daß die Herrschaft, nach welcher die Gesellschaft Jesu strebt, die des Katholicismus ist; aber sie will, daß diese Herrschaft fast ausschließlich ihr Werk sei. Dies ist die Sendung, die sie sich gegeben, und wie noch irgend den'elben Zweck verfolgend, nicht gelehrt sich ihrer Leitung unterwirft, der erregt eben dadurch ihren Argwohn und ihre Eifersucht, und hat, je nach den Umständen, von ihrer Seite, entweder einen offenen Krieg, oder tausend Hindernisse, tausend Quälereien, die sie ihm im Verborgenen bereiten wird, zu gegenwärtigen.

Die Vernichtung, — wir sagen nicht die Unterordnung der Individualität, — die die Pflicht jedes Jesuiten ist, hat aber noch eine andere Folge. Im geistigen Reiche hat man nur als Einzelner einen Werth, und bei übrigen gleichen Umständen, nimmt dieser Werth im Verhältnisse der Leichtgläubigkeit und Reizbarkeit der Entwicklung zu. Man denkt nicht mit dem Gehirn eines Anderen, man erfindet nicht auf Befehl; Genie und Talent sind nicht Attribute einer Körperschaft. Substituirt diese sich dem Individuum, absorbiert sie es in sich, dann verzichtet sie eben damit darauf, jemals Männer von hoher Supremacität, Männer, vor denen die überwältigten Geister von selbst sich beugen, zu besitzen, und sie setzt sich dadurch außer Stand, durch Intelligenz zu herrschen. Dies ist aber in der That den Jesuiten widerfahren. Nie haben sie einen Philosophen, einen Dichter, einen Redner, einen Geschichtschreiber, selbst nicht einmal einen Gelehrten des ersten Ranges produziert. Das Leere und die Schamlosigkeit (*bel esprit*) der Collegien bildet, — bis auf sehr wenige Ausnahmen, — den Hauptcharakter ihrer Schriftsteller. Da sie nun weder durch Wissenschaft, noch durch Geist so auf die (öffentliche) Sogeleit zu wirken, noch solchen Einfluß, wie sie wünschten, auszuüben vermochten, so mußten sie sich nothwendig einen andern Weg öffnen. Sie mußten die Gewaltthätigkeit überlassen, um ihre Gewalt mit ihnen zu theilen, und bei den Königen sich einschleichen, bei den Prinzen, ihren Ministern und Günstlingen, um sich ihrer zu bemächtigen; sie mußten mithin Ränke schmieden,

(schmeicheln, sich der Gewandtheit und Schlaueit bedienen, mehr unter als über der Erde hinschleichen, in allen Richtungen sich beugen und winden; — es war dies das einzige Mittel für sie, die Welt zu beherrschen, indem sie die Macht beherrschten, die über die Welt gebietet.

Hieraus ergibt sich, daß ihre Macht und ihre Existenz selbst an die Art und Weise der gesellschaftlichen Einrichtung gebunden ist, welche allein gestattet, auf Alle zu wirken, indem man auf einige wirkt, die über Alle verfügen. Zwischen ihrem inneren und dem politischen Despotismus besteht eine Wechselverbindung und wie eine Art von wechselseitiger Anziehung, die sie einander nothwendig nahe bringen muß. Was wären sie wohl unter einer volksthümlichen Regierung? Der Unterstützung der bloßen Gewalt beraubt und beschränkt auf den Einfluß, den Geist auf Geist ausübt, würden sie sich bald in der Menge verlieren. Es läßt sich hierdurch begreifen, warum ihr Institut uns nicht hinlänglich den Bedürfnissen einer Epoche des Kampfes zwischen der unbeschränkten Gewalt der Fürsten und der Freiheit der Völker, deren Sieg wir für gesichert halten, zu entsprechen schien, und man kann sich Diesem nach leicht vorstellen, warum wir sie nothwendig zu Feinden haben mußten, als bei jenem Entscheidungskampfe wir ohne Zögern uns auf die Seite der Völker und der Freiheit gewendet.“...

Ueber das frühere Wirken der Jesuiten in Frankreich zu den Zeiten der Restauration äußert sich Herr de Lamennais in seinem, den „Mmoires de Rome“ eingeschalteten Fragmente: „Des maux de l'Eglise“ in folgender Weise: „Die Jesuiten interquirten für die Legitimität, indem sie hierdurch für sich selbst zu interquirten hofften. Ihre Schulen, armseilig hinsichtlich des Unterrichts und weit von der Vortrefflichkeit entfernt in Betreff der Disziplin, wurden Parteischulen. Wie immer nach Herrschaft strebend, — nicht durch ein Uebergewicht von geistiger Vidua, sondern mittelst jener halb frommelnden, halb weltlichen Schlaueit (crao), die sie charakterisirt, — schlichen sie durch allerlei dunkle und listige Mittel, auf tausend heimlichen und geheimnißvollen Wegen sich überall ein und bildeten überall Affiliationen. Man empfand ihren Einfluß ohne ihn äußerlich wahrzunehmen; am Hofe, bei den Ministern, im Schooße der Familie. Und diese Art von unsichtbarem Schatten, von dem man sich unerbittlich verfolgt fand, erregte einen so tiefen und so allgemeinen Unwillen, daß aller Haß in den einzigen gegen die Jesuiten zusammenschlug, selbst ihr Name war zu einem volksthümlichen Schimpfworte geworden.“ —

Zustand des Katholicismus in der Welt.

Die geographische Ausbreitung des Katholicismus umfaßt ungefähr zwei Drittheile von Europa, einen äußerst kleinen Theil von Afrika und Asien, ganz Amerika, mit Ausnahme der zwischen Louisiana und Kanada gelegenen Länder und einiger englischen Inseln, auf denen der Protestantismus herrscht, fast Nichts in Australien, Nichts in Ozeanien. Er steht ungefähr in demselben Verhältnisse mit der Gesamtbevölkerung des Erdballes, so nämlich, daß die Katholiken nach den wahrscheinlichsten Berechnungen, den sechsten Theil derselben bilden. Wie gering nun auch schon an sich diese Zahl ist, so muß man doch noch, besonders unter den europäischen Nationen diejenigen davon in Abzug bringen, die, nachdem sie den Glauben ihrer Voreltern, ja, sogar allen Glauben aufgegeben haben, dem Katholicismus nur mehr dem Namen nach angehören, und Jeder mann weiß, wie sehr ihre Zahl sich seit einem Jahrhunderte vermehrt hat. Man füge noch gewisse nur halbbekehrte Völkerschaften hinzu, bei denen eine unreine Mischung von ersteltem Christenthume und gögendienerischem Aberglauben herrscht, und noch einige andere, die in einer fast unbedingten Ignoranz dahin vegetiren, und sehe dann zu, was von wahrhaften Christen übrig ist. Man erschrickt vor ihrer Vereinzeltung auf dieser ganz Christo verheißenen Erde, und noch jeden Tag erweitert sich die Wüste rings um sie her! Jeden Tag seufzt die Religion über neue Verluste, die bei Weitem nicht durch ihre Fortschritte im andern Gegenden aufzuwogen werden. —

Von einer schon längst vergangenen Zeit an hat sie sichtlich und ununterbrochen auf die Reize zu geben angefangen, wie ein Greis, dessen Puls immer langsamer schlägt. Dieser stufenweise Verfall, so glauben wir, naht seinem Ende, und ein mächtiges Leben, dessen erste Zeichen von aufmerksamen Beobachtern wahrgenommen werden können, wird in Wäldern sich im Schooße des Katholicismus kund thun. Aber gegenwärtig steht er noch beinahe überall unter dem Einflusse von Ursachen, die seine Schwächung herbeigeführt haben. Der göttliche Hauch hat sich ins Innere zurückgezogen und, während die dünne Hülle sich auflöst, die der Anhauch der Zeit ausgetrocknet hat, — vollendet er die unsrerliche Ehrensalbe.“

Brief des Abbé Combalot an Herrn de Lamennais.

Abbé Combalot, der zu Lyon die Adventpredigten hält, hat an Herrn de Lamennais ein Schreiben in Druck gegeben unter dem Titel: première lettre de M. l'Abbé Combalot à M. de Lamennais en réponse à son livre contre Rome, intitulé: affaires de Rome. Er erklärt Eingang des desselben, daß, als alter Freund des Herrn de Lamennais, er doch jetzt keine Schonung mehr für ihn haben könne, da auch er schonungslos gegen Rom sich gelußert. Zur Charakteristik Beider mögen folgende zwei Stellen dienen: „Es sind nahe an fünf Jahre her, daß Ihre Freunde und ich — wir in Ihrer Seele wie das Geräusch eines Sturmes vernommen. Ihre Gedanken, welche die göttliche Autorität der Kirche schon nicht mehr in Schranken hielt, kamen und gingen wie rasende Wogen, und der Lustzug des Irthums trieb sie gegen die Klippe, an welcher Sie gescheitert, und in den Abgrund, in den Sie hinabgestiegen sind. . .“ „Ihre Seele, Ihren eigenen Trieben hingegeben, ist von Spottlust durchdrungen (pétrie de sarcasme); Voltaire würde Sie um diese Gabe beneidet haben. Niemals vergessen Sie eine Beleidigung oder auch nur einen Widerspruch; nie habe ich einen gleich tyrannischen und mithin der Satyre knechtenderen Geist gekannt, als den Ihrigen. Niemals werde ich vergessen, wie ich eines Tages zu La Chenale (dem ländlichen Wohnort des Herrn de Lamennais) zu Ihnen gekommen, als Sie eben jene so schneidendscharfe Stelle gegen den Abbé Feutrier (damals Bischof und Minister) geschrieben; wie Sie da, nachdem Sie mir dieselbe vorgelesen, einer ausschweifenden Freude sich hingegen, die sich durch ein unauslöschliches Gelächter kund that, welches etwas kramphastiges und infernalisches hatte. Ich konnte kaum von meinem Erstaunen zurückkommen, und meine blinde Anhänglichkeit an Sie verquälte sich lange, um eine Entschuldigung zu suchen für einen so ärgerlichen Mangel an menschlichem Erbarmen!“ —

Le livre du peuple von de Lamennais.

Die „Worte eines Gläubigen“ sind in alle Welt ausgegangen. Aber die Welt ist nicht gläubiger und nicht ungläubiger geworden. Herr de Lamennais hat sich aber zum andern Male in die Einöde zurückgezogen, um zum andern Male mit einem Noth-, Trost- und Hütsbüchlein hervorzutreten. Seine Absicht wollen wir auch jetzt wieder für die beste halten; aber sein Volksbuch, nach den Proben, die der National daraus mittheilt, dürfte nicht viel wirksamer sein, als seine Glaubensworte. Immerhin ist es erfreulich, daß er in schlichter Sprache das Volk daran erinnert, daß Recht, Freiheit und Gerechtigkeit den Bedürfnissen der Menschheit nicht genügen; sondern Pflicht, Hingebung und Liebe zu deren Erhaltung und Wohlergehen unentbehrlich sind. „Das Recht,“ schreibt Hr. de Lamennais, „macht frei; aber die Pflicht vereinigt, und die Einigung ist das Leben, und die vollkommene Einigung ist das vollkommene Leben . . .“ „Die Weisheit, welche über dem menschlichen Leben waltet, und es nicht dem Zufalle nach dahin irren läßt, besteht in der Kenntniß und Ausübung der wahrhaften Gesetze der Menschheit, und das Ganze dieser Gesetze, aus denen die stitliche Ordnung besteht, ist, was man Rechte und Pflicht nennt . . . Ihr müßt euerer Pflichten wie euerer Rechte kennen, um diese zu vertheidigen, um jene zu erfüllen. Nie werdet ihr auf andere Weise aus eurem Tiede herauskommen. Recht und Pflicht sind wie zwei Palmen, die keine Frucht tragen, wenn nicht eine an der Seite der andern emporwächst . . .“

S i m o n d i ' s

Studien über die sozialen Wissenschaften.

Unter der bescheidenen Ueberschrift von Studien theilt uns Hr. v. Sismondi die höheren Ergebnisse seiner langjährigen Geschäftserfahrung und Lebensbeobachtung mit. Die zwei ersten Bände dieses Werkes sind kürzlich erschienen; der erste unter dem besonderen Titel: Studien über die Verfassungen freier Völker (*Etudes sur les constitutions des peuples libres*), der zweite unter der Ueberschrift: „Studien über die Staatsökonomie.“ Da der Hr. selbst in der Vorrede zu diesen beiden Bänden den wesentlichen Inhalt derselben so wie des mit Nächstem erscheinenden dritten Bandes übersichtlich dargelegt, so glauben wir unsern Lesern keine unwillkommene Gabe zu bieten, wenn wir das *Résumé* des geistreichen Historikers und Publizisten hier in treuer Uebersetzung nachfolgen lassen, und demselben demnächst einige Fragmente aus der Schrift selbst anreihen werden.

A.

Uebersicht des ganzen Werkes.

„Der erste Band, schreibt Hr. v. Sismondi, ist zur Darlegung bestimmt, was mit den wahrhaften Liberalismus auszumachen scheint im Gegensatz zu der Demokratie, welche heutzutage bei den Theoretikern, wie zu dem Absolutismus, der bei den Praktikern vorherrscht. Mit den ersteren erkenne ich Rechte auf Souveränität nur an der Nation selbst; aber ich appellire an die Souveränität der Intelligenz, nicht an die der materiellen Gewalt oder der Zahl. Es ist dies die Souveränität des eben sowohl beständigen als erleuchteten Willens, und ich habe mich bestrebt, anzugeben, wie Alle mitwirken, wie Einige

niederstehen, wie alle Rechte, alle Gefühle (*sentiments*) ihre Organe haben mußten, damit die Nationalvernunft erise, sich läutere, sich beruhige, bevor sie ihre Beschlüsse fasse.

„Zugleich habe ich das Menschengeschlecht in Betracht gezogen, wie es fast überall seiner Freiheit und seiner Rechte beraubt ist. Ich habe dazuthun gesucht, wie wenig Wahrscheinlichkeit für dasselbe vorhanden sei, seine Lage durch Revolutionen zu verbessern, und ich habe mir angelegen sein lassen, den Stufenang zu verzeichnen, auf welchem es hoffen dürfte, zu den meisten Einsichten und Tugenden, zur meisten Freiheit und Glückseligkeit zu gelangen.“

„Der zweite Band, so wie der dritte sind den Studien über die Staatswirtschaft gewidmet. Ich habe hier besonders beabsichtigt, die Theorie der Vertheilung der Reichthümer darzulegen, während die Uebernatürliche Schule beinahe nur mit deren Erzeugung sich beschäftigt. Die Arbeit ist die Quelle aller materiellen Genüsse der Menschen. Aus der Arbeit entspringt der Reichthum, und die wahrhafte Staatswirtschaft, die Regel des Gemeinwesens und des Hauses, hat zu lehren, wie die menschliche Arbeit geleitet werden muß, damit Alle Antheil gewinnen an den Genüssen, die sie verschaffen muß; — damit Alle in solcher Weise, Nahrung, Wohnung und Bekleidung erhalten, daß ihnen die Wohthaten zu Nutz kommen, welche der Schöpfer für den Menschen bereitet hat; — damit Alle Zeit genug haben, um die Gesundheit sowohl der Seele als des Körpers bewahren zu können; — damit Alle auch berufen werden, einigen Antheil an dem großen Festmahl der Intelligenz zu nehmen, und daß dennoch Einige, von dem Glück mehr begünstigt, im Reichthum die Ruhe, die Unabhängigkeit, den Wettstreit finden, die nothwendig sind, um die höchsten Vermögen der Seele und des Geistes zu entfalten; — daß Einige sich den Künsten, den Wissenschaften, den Tugenden zuwenden können, die den Ruhm der menschlichen Gesellschaften ausmachen; — daß diese bevorrechteten Menschen, die zum höchsten Belohnen Aler reich sein werden, zahlreich genug seien, damit ihr Beispiel überall ersprießlich sei; — daß sie wie ein Sauerteig seien, der die Masse durchdringt oder wie ein Licht, das sie ganz durchleuchtet; — daß ihr Aufenthalt in der Hauptstadt, in den übrigen Städten und auf dem Lande, das Maß ihrer Opulenz und ihr Verhältniß zu dem übrigen Theil der Bevölkerung in der Art regulirt sei, daß aus ihrem Reichthum das möglichst große Gedeihen für die Sojietät sich ergebe; endlich daß es immer zu ihrem wechselseitigen Vortheil sei, daß der Absicht der Vertheilung gemäß der Arme und der Reiche sich einander begegnen.“

„Zwischen den constitutionellen und den ökonomischen Studien, zum Wenigsten wie ich mir sie denke, findet mehr Analogie Statt, als man sich gemeinlich vorstellt. Die einen, wie die anderen — bezwecken die größte Wohlfahrt der Gesellschaft, ihr Glück und ihr Fortschreiten. Die einen, wie die anderen entfernen sich von ihrem Gegenstand, wenn sie, die Gesellschaft nur in abstracto betrachtend, die Mitglieder derselben aus den Augen verlieren, und — um der Institutionen und der Dinge Willen die Menschen vergessen.“

„Der Gesetzgeber, der Verwalter, der Staatsgelehrte, alle müssen sich versehen, das größte Wohl Aller zu befolgen. Dieser Grundsatz gemäß haben wir in den Studien des ersten Bandes uns zunächst gefragt, ob nicht Alle ein gleiches Recht hätten, Theil — zu nehmen an der Formirung des gemeinschaftlichen Willens. Bald aber haben wir erkannt, daß der Vortheil Aller das Recht Aller beschränken müsse; daß die größte Wohlfahrt der Gesellschaft und aller ihrer Mitglieder nur insoweit erreicht werden könne, als die Gesellschaft durch einen weisen, gerechten, einsichtsvollen und beharrlichen Willen geleitet würde; daß dieser Wille nicht das Resultat des Begehrens der Mehrheit sein werde; denn in dieser werden alle Stimmen als gleiche gezählt, während doch unter den Mitgliedern der Gesellschaft keine Gleichheit der Vermögen, des Willens, der Aufmerksamkeit und des Interesse's Statt findet. Wir haben daher erkannt, das größte Wohl aller erheische, daß man die Stimmen mehr zu wägen als zu zählen lerne, und daß die beste Verfassung diejenige sei, welche die Rechte, die zum Besten Aller auch Allen zu bewahren sind, — von denen unterscheidet, die ebenwohl zum Besten Aller der kleinen Zahl ertheilt werden müssen.“

„Während die constitutionelle Politik die Zusammenwirkung des Willens Aller, hat die Staatswirtschaft die Theilnahme Aller an den Genüssen zum Gegenstand. So beginnen wir auch hier mit der Frage, ob nicht Alle auf gleiche Weise sich in die Vortheile, welche der Reichthum verschafft, zu theilen hätten. Aber auch hier haben wir bald erkannt, daß der Reichthum das Werk der Arbeit, daß die Arbeit nur durch persönliche Theilnehmung angeregt wird, daß eine und dieselbe Arbeit eine geistige Entwicklung nicht zuläßt, ohne welche der Mensch ein unvollständiges Geschöpf bleiben würde. Diesemnach haben wir die Nothwendigkeit erkannt, in der Gesellschaft Reiche und Arme zu erhalten, und geschlossen, daß die beste Staatswirtschaft diejenige sei, welche die Theilnahme an den Erzeugnissen der Arbeit, die man zum Besten Aller — Allen erhalten müsse, — von Derjenigen unterscheidet, die man für das Beste Aller — der kleinen Anzahl vorzubehalten habe.“

„So leitet uns also ein einziger Gedanke in den verschiedenen Theilen dieses Werkes: nämlich die Erforschung der größten Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes, und zwar der Wohlfahrt, die in sich selbst die geistig-sittliche Vervollkommenung und das sich glücklichfühlen begreift. Eine einzige Regel dient uns zur Classifizierung der Rechte und Anforderungen des Menschen. Da die Gesellschaft für das Beste Aller gebildet ist, so ist es ihr Endzweck, aus welchem alle Rechte ihrer Mitglieder entspringen, und dieser Endzweck ist es, welcher ihre ursprüngliche (1) Gleichheit verändert oder modificirt. Alle Menschen sind ohne Zweifel (2) gleichberechtigt geboren; aber alle haben auf diese Rechtsgleichheit zum Gemeinen Nutzen verzichtet (3). Die gleiche Vertheilung der politischen Rechte, das allgemeine Stimmrecht würde, statt dem Ausdruck des Nationalwillens, nur den der Unwissenheit und der Unbedachttheit geben; die gleiche Vertheilung der Güter würde für Alle, statt des Ueberflusses, allgemeines Elend und allgemeine Barbarei herbeiführen. Auch ging das erste Verlangen Aller darauf hin, nicht die Gleichheit der politischen Rechte, sondern die Weisheit der Nationalberatungen zu erzielen. Der zweite Wunsch war, nicht die gleiche Vertheilung der erworbenen Reichthümer, sondern die Bürgschaft dafür zu suchen, daß die Sozialarbeit fortgesetzt werde und daß ihre Früchte überall den Ueberfluß verbreiten. Sofort willigte jeder darin ein, daß Andere reichet sein könnten, als er selbst; denn es ist ihm dargethan worden, daß er dennoch reichet bleibe, als er es nach einer gleichen Vertheilung gewesen sein würde. So beruhen also die Rechte Aller, die sich über die ursprüngliche Gleichheit erheben, auf dem Vertheile derjenigen selbst, über welche die Sozialität ihnen den Vorzug eingeräumt hat.

„Der erste Band der Studien über die Staatswirtschaft ist beinahe ganz den Studien über den Territorial-Reichthum und die Verhältnisse der Landbebauer, der zweite den Studien über den Handelsreichthum und die Verhältnisse der Stadtbewohner gewidmet.“ —

b.

Ueber die gegenwärtige Lage der Schweiz.

„Es gibt jetzt Thoren, welche die Schweiz unter Eine Regierung vereinigen möchten, um sie stark zu machen; d. h. unterdrücken möchten sie alle ihre vitalen Institutionen, Alles, was dem Volk durch langgehegte Erinnerungen theuer geworden, und eine Nacht ausküt auf die Gemüther

der Bürger zu Gunsten ihrer Vorfahren. Diese unverständigen Neuerer sehen nicht, daß die Theilung der Schweiz in souveräne Kantone das wahre Princip und Band ihrer Einheit ist, indem diese Theilung von der Inaufassung aller Tragen entfernt hält, welche die verschiedenen Fortschritten gegen die Centralgewalt aufbringen würden. Die Schweiz ist ein Verein von Bevölkerungen, die durch Berge geschieden und gewöhnt sind, auch ihre Interessen von einander zu sondern, — von Bevölkerungen, welche eine Verschiedenheit in Sprache, Sitten, Gesetzen und Gebräuchen bewahren. Jede derselben ist deshalb gewöhnt, sich als völlig unabhängig von den übrigen anzusehen und vorbereitet, sogar den Cantonal-Verband aufzugeben, wie Basel und Schwyz zu thun im Begriffe stehen. Würden die Radikalen die Oberhand gewinnen und eine constituirende Versammlung ernennen, würde dann diese Versammlung dahin trachten, Einheitlichkeit der bürgerlichen, religiösen und commerciellen Gesetze, der Besteuerung und der militairischen und commerciellen Anordnungen einzuführen, so hätte am nächsten Tage die Schweiz aufgehört zu sein. Durch jedem solchen Versuch würden 21 Cantone von den 22 sich in ihren Gewohnheiten, ihren Meinungen und theuersten Freiheiten verletzt fühlen. Jeder Canton würde eifersüchtig und beleidigt sein, weil das System eines Nachbarn's über sein eigenes den Sieg davon getragen und jeder würde zu den Waffen greifen, um abzuwehren, was er Tyrannie und das Joch des Fremden nennen würde. Wenn aber in solchem Aermüßniß die Centralregierung triumphirte, dann würde sie bei ihrem Widerstand gegen die Localgewalten zum Despotismus genöthigt sein und wenn sie unterlidge, würde sie durch keine Andere ersetzt werden können."

Stellung des Königs.

„Eine Nation hat nicht einen König, weil er als solcher proklamirt worden, weil in irgend einer Versammlung der Adren irgend einem Individuum bekräftigt worden. Ein König ist der repräsentirende und ethliche Vertheidiger gewisser Interessen, Neigungen und Vorurtheile, — ein Oberhaupt, dessen Ausspruch auf Gewalt, den Royalisten zu Folge, unbestreitbar und unveräußerlich ist. Sie stellen in Abrede, daß der Vertrag mit der vorhergehenden Regierung gebrochen werden konnte; sie bestreiten das Recht der Versammlung, einen neuen König einzusetzen und die

Möglichkeit, daß der Genannte das Amt ohne ein Verbrechen zu begehren antreten könne. Aber diese Feinde der neuen Gewalt, diese Männer, die sich ihrer Opposition gegen dieselbe rühmen, sind gerade diejenigen, die die Stützen des Thrones sein sollten. Sie sind die Verteidiger alter Gesetze, alter Gewohnheiten, der Ueberlieferungen der Gewalt und erblicher Besitzungen; sie sind die geborenen Verteidiger der Autokratie gegen populäre Präntensionen. Da sie hohe Stellungen einnehmen, so würde ihr Beispiel selbst von denen befolgt werden, die ihre Meinungen nicht zu theilen wagen; sie sind es, die die Opposition zur Mode machen können und deren Auflehnung nicht bestraft werden kann, ohne ein allgemeines Geschrei über Treannere zu veranlassen.“

Hierin also besteht die erste Schwierigkeit: die natürlichen Verteidiger des Thrones sind die degsten Feinde des neuen Königs. —

Aber kann dieser neue König sich auf diejenigen stützen, die ihm die Krone übertragen haben? Diese, noch erfüllt von Groll, den sie gegen den abgesetzten Monarchen genährt, sind gewöhnt, das Königthum zu bekämpfen, seine Maßregeln zu verächtigen, seine Privilegien zu fürchten und sie zu beschränken. Jeden Tag vergleichen sie, was der Gegenstand ihrer Wuth gethan, mit dem Benehmen seines Vorfahren, und sehen eine Contrerévolution in jeder Rückkehr zu den alten Herkömmlichkeiten des Königthums. So oft ihre Ansichten unbeachtet bleiben, oder ihre Projekte durchkreuzt werden, halten sie es für eine Usurpation, kritisiren die Regierung mit angewohnter Bitterkeit, und in der Voraussetzung, daß sie in ihrem alten Tone und ihrer Sprachweise beharren müssen. Endlich werden sie selbst über ihre eigenen Principien vorwärts getrieben durch den Haufen derjenigen, durch deren Hülfe die Revolution zu Stand gekommen. — ehrsüchtige, aber ungebildete Leute, die aus bloßer Liebe zur Thätigkeit, mehr als aus Anhänglichkeit an ihre eigenen Ideen, in den Kampf gezogen, und erfreut über ihre eigne momentane Wichtigkeit — dieselbe fortzubehaupten suchen, nachdem die Revolution beendet ist; — treffliche Leute zum Beifahren, mit denen es aber unmöglich ist, wiederaufzubauen.

Zweite Schwierigkeit: die Revolutionenmacher werden die Feinde des Königs, dem sie selbst ernannt haben.

Der König aber bringt mit auf den Thron die Vorurtheile der königlichen Klasse, aus welcher er entspringen. Nicht die Billigung der Revolutionaire ist es, um welche er wärb, sondern die der Manier der alten Regierung, — der alten Hofleute, und der Bewohner des alten guten Tones. Ihn schmeichelt nicht die Allianz mit freien Staaten, sondern er sucht die der Höfe, welche der Zeitbewegung Widerstand leisten. Er vergißt nicht, daß er in der Versammlung der Könige ein Aufkömmling

(parren) ist und er hält es für nöthig, seine Königlichkeiten zu zeigen, um von jenen anerkannt zu werden. Da ist kein Prærogativ, ja selbst keine Etiquette des alten Hofes, welche er nicht wieder in's Leben zu rufen trachtete; weder Talent, noch Genie behüten vor solcher Kleinmuthigkeit; wir haben es an Napoleon gesehen. Er kennt überdies besser, als jeder andere König, die Macht des Volkes und den revolutionären Geist; er weiß auch gar wohl, wie sein Verfall gestützt, weil er nicht darauf geachtet, dem Sturze vorzubeugen. Immer hegte er Verdacht, er arbeitet unablässig, Stärke zu gewinnen, die Waffen stumpf zu machen, deren Gebrauch er fürchtet, und dem Volke die Freheiten zu nehmen, deren Wirklichkeit ihm Besorgniß einflößt. —

Dies die dritte Schwierigkeit: ein revolutionärer König ist der nachsamste Feind der Revolutionen.

II.

Parlamentarische Rhetorik.

„Der Tumult in Volksversammlungen, alle Heftigkeit der Rede, alle Aufregungen stürmischer Leidenschaften sind nicht nur Verletzungen der Nationalwürde, sondern auch Angriffe auf die Freiheit, und auf die Souveränität der Vernunft, welche das höchste Prærogativ eines freien Volkes ist.“

In Frankreich zerstören sie den Geist der Stellvertretung und lassen kaum noch die Form derselben am Leben. Die gesetzgebende Versammlung wird hierdurch discreditt, die doch die Achtung der ganzen Nation besitzen sollte. Wie kann auch das Publikum umhin, sich eine Versammlung niedriger zu stellen, als die geringsten Agenten der vollziehenden Gewalt, welche immer ihre Gelassenheit behauptet, wenn jene Versammlung sich immer ungeduldig und aufbrausend zeigt, wenn sie immer unachtsam ist, und statt entgegen gesetzte Interessen zu versöhnen, sie Misstrauen erregt und Verspottung provoziert?

In England hat das Parlament lange bei seinem Debatten Ton und Würde behauptet; aber die Contagion der Journale fängt an sich auch innerhalb der beiden Häuser bemerklich zu machen. Das liederliche und zankfüchtige Wesen der Irischen Mitglieder hat ebenwohl einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und die Nationalangelegenheiten haben durch diese Veränderung gelitten.

In Amerika ist diese Mobilität bis zur Affekation gesteigert worden, weil man meint, sie sei ein Zeichen der Gleichheit. Das Aufblühen der Freiheit, der endliche Triumph der allgemeinen volksthümlichen Sache ist auf bedenkliche Weise durch diese Mode compromittirt, welche in den aufsehenden Versammlungen durch den Beifall Wurzel faßt, der denen gezeigt wird, die sich durch leidenschaftliche und sarkastische Vorträge auszeichnen.

Es ist hoch Zeit, daß England zu seinen alten parlamentarischen Gewohnheiten, zu seinem alten Gefühl für Schicklichkeit zurückkehre, und daß alle andere freie Staaten von England lernen, daß repräsentative Formen ihren Ruhm verlieren und in Verachtung sinken, wenn sie nicht durch den Ernst, die Urbanität und die Ruhe der Redner erhoben werden."

Das Londoner Athenaeum vom 21. v. M., welches diese Stelle seinen Englischen Lesern mittheilt, fügt ihr folgende Bemerkung bei: „Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß das hier beklagte Uebel von großer und stets zunehmender Bedeutung ist, daß Heftigkeit und Persönlichkeit wirklich die Freiheit und Nützlichkeit der Debatten gefährden und den öffentlichen Geist zu offensbaren Handlungen gleicher Art vorbereiten. Aber jener Miesland beschränkt sich nicht allein auf die Irdischen Ritualisten oder auf die Volksabgeordneten irgend eines Theiles des Reiches. Er ist nicht das Resultat der Reformbill, welche die Stellvertretung auf einer andern Klasse geöffnet; denn er herrscht eben sowohl im Hause der Lords als im Hause der Gemeinen, und ist dort allerdings um so bemerklicher, je schäfer er mit der gewöhnlichen Ruhe und den friedlichen Manieren seiner Lordschaften contrastirt. Das Uebel ist nicht blos im Hause, oder in den Journalen, noch in irgend einer besonderen Klasse der Gesellschaft; — es durchdringt die Masse, es findet sich bei den Höchsten, wie bei den Niedrigsten, und entspringt aus der Unermesslichkeit der persönlichen Interessen, über welche sich der Streik entspannen. Dama, nicht länger dreht sich mehr die Frage um Stühlen und Gewalt, zwischen Whigs und Tories; sondern ein offener Kampf ist es zwischen Pienchipsien, welcher pekuniäre und persönliche Opfer nach sich zieht und alle giftigen Leidenschaften erregt."

Der Klage Stiamond's und der Beichtigung und Erklärung des Alterthums möchte wohl nur die einzige Bemerkung hinzuzufügen sein, daß die öffentliche Diskussion der Staatsangelegenheiten eine zu seß-

Masse und einen zu entschiedenen Nutzen hat, als daß man sich
 veranlaßt finden dürfte, aus den unabweisbaren formalen Gebrüchen
 eine ernstliche Besorgniß für die Sache der Freiheit und des Rechtes zu
 schöpfen. Die Stellvertretung zur Gesetzgebung, Rechtschöpfung,
 Abnahme und Rechtsprechung, so wie die Öffentlichkeit der dabei
 gepflogenen Verhandlungen wirken weit mehr und Wesentlicher durch
 ihr bloßes Vorhandensein, als durch ihre eigene Wirkksamkeit. Sie
 bilden ein lebendiges Gewissen für die Gewalthaber, indem
 diese hinter den Stellvertretern die ganze Masse der Abordnenden und
 das allgemeine Gebricht der öffentlichen Meinung gemahren, und sich
 durch den Hinblick auf dieselben von Vielem abhalten lassen, was eben
 deshalb gar nicht mehr zur Sprache gebracht zu werden braucht. Für
 das Volk aber bilden Stellvertretung und Öffentlichkeit eine schon durch
 ihre Anerkennung von Seiten der Gewalthaber vermittelnde, be-
 schwichtigende Behörde. Man duldet weit leichter, wenn man
 hoffen darf, doch einmal Recht zu erhalten auf rechtem Wege,
 und vorläufig sein Weh frei aussprechen und die Theilnahme der Ge-
 rechten dafür in Anspruch nehmen kann. —

Véranger und Benjamin-Constant
an
Chateaubriand.

n.

Véranger an Chateaubriand.

In seinem „Conseil von Verona“ schreibt Herr von Chateaubriand: „trotzdem für ihn sei, daß Männer, die ihm anfänglich am entschiedensten entgegen gewesen, seine Freunde geworden, wie namentlich die Herren Véranger, Benjamin Constant und Cuvier.“ Zum Beweise hiervon theilt er drei Briefe dieser „gelehrten Zeitgenossen“ mit. Wir theilen zuerst das Schreiben Véranger's mit, da es uns den ausgezeichnetsten und vortheilhaftesten der jetzt lebenden französischen Dichter nicht nur in seiner ganzen bekannten Lebenswürdigkeit, sondern zugleich in dem tieferen Einflusse zeigt, den die meisten Leser seiner Lieder nicht bei ihm vermuthen dürften. Von Paris aus schrieb er unterm 19. August 1832 Folgendes an Herrn von Chateaubriand:

Mein Herr!

„Acht Tage, die ich auf einem Landgute, einige Stunden von Paris entfernt, zugebracht, haben mich des Vergnügens beraubt, Ihren Brief an dem Tage seiner Absendung zu erhalten und unverweilt darauf zu antworten.

Wie! Sie reisen fort, ohne mir die Hoffnung zu geben, Sie bald wieder zu sehen! Dies steigert noch mein Bedauern, Sie nicht in Ihrer Wohnung anzutreffen zu haben, als die öffentlichen Wälder mit die Kunde brachten, daß Sie adermals uns zu verlassen gedächten. Ich sah diese Reise nur an als nothwendig für Ihre Gesundheit und als Bedürfniß geistiger Ruhe nach Tagen der Widerwärtigkeit und der Mühseligkeit. Aber

Sie sagen mir Nichts von Rückkehr und das betrübt mich sehr. Warum auch hat das Schicksal uns in entgegengesetzten Lagen geboten werden lassen? Ohne dieses hätte ich Ihnen vielleicht zu Etwas gut sein können. Ja, ich hätte Ihnen nützlich sein können. Suchen Sie aber nur nicht in diesen Worten eine lächerliche Annahme; sie sind nur durch eine lebhafteste und aufrichtigste Zuneigung, die schon recht alt ist, eingegeben. Ich habe Etwas in mir, was mehr werth ist, als man wohl glauben möchte: es ist ein ziemlich richtiger Sinn (instinct) für den Charakter und die Empfindungen der Andern, welcher, indem er meinen Verstand sehr duldsam macht, ihn zugleich denselben zu Diensten stellt, und dies zwar fast ohne daß sie es wissen. So glaube ich annehmen zu dürfen, daß wenn ich in vertrautem Verhältniß mit Ihnen stünde, ich einige Irrthümer in Ihrer großen Dichterseele hätte raufen, und Ihnen dazu behülflich sein können, in der Zukunft etwas Anderes zu sehen, als das, was Sie darin wahrzunehmen scheinen. In dieser Zukunft werden Sie eine so schöne Stelle einnehmen, daß es Undankbarkeit von Ihnen ist, an deren Größe zu zweifeln!

Ja, mein Herr, die Societé ist in einer Umwandlung begriffen; ja, sie vollbringt den großen christlichen Gedanken der Gleichheit. Dieser christliche Gedanke, den Sie bei uns wieder zu Ehren gebracht, indem Sie ihn mit allen Reichthümern des Genie's auszustatten haben, — er bemächtigt sich der Welt, wie er seit beinahe einem halben Jahrhundert durch unser liebes und schönes Frankreich ausgearbeitet worden. Viele Männer der alten Tage haben es, weil er einen Theil seiner religiösen Hüden abgestreift hat. Aber er ist klar und bestimmt für diejenigen, die, wie ich, das Christenthum nie für etwas Anderes als für eine große sociale Form gehalten, welche bei ihrem Entstehen der göttlichen Sanction bedurfte. Mein Gott ist wohl erhaben über diese menschlichen Verbindungen; aber er ist nichts desto weniger dem großen Drama gegenwärtig, in welchem wir alle mehr oder minder thätig Theil nehmen, und seine Gegenwart ist es, welche mit Resignation gewaltet. Meine Figuren (oder Lämmelings-Nele*) hat sich erweitert. Sie, mein Herr, welchem dieser Welt eine Hauptrolle übertragen, schöpfen Sie darin nicht Kraft, um sie bis zum Ende durchzuführen? Sie haben weit mehr Jugend bemerkt, als man gewöhnlich in unserem Alter besitzt. Ihr Geist ist so voll Frische, daß Sie dieses Vorrecht nur erhalten zu haben scheinen, um uns auf den neuen Bahnen zu erleuchten, auf welche die Welt jetzt hingewendet ist. Man singt immer auf Gräbern, Dank sei es jener

*) Mon rôle de comparse ou de niais.

verwünschten Zeit, welche ohne Unterlaß und überall ihre Sichel schwingt; aber man hat nicht oft den Vortheil, bei einer Wiege zu singen, welche so große und vielleicht so nahe bevorstehende Geschehnisse enthält. Indessen sagt ich mir oft, wie Sie, daß diejenigen, welche in Uebergangsepochen zur Welt kommen, geküßt, umgesehen, erdrückt werden im Kampfe der einander bedrängenden Geschlechter. Unsere Leichname sind es, über welche wir auf uns folgenden Kämpfer steigen müssen. Wir werden den Gräbern füllen, den sie überschreiten müssen, um die Reste mit Sturm einzunehmen, bei welcher alle unsere Anstrengungen nur eine Versche werden eßnen haben können. Aber lassen Sie uns hoffen, daß, wenn einmal die Stadt eingenommen, die Sieger zurückgehen werden, um die Todten aufzuheben und ihnen ein schönes Begräbniß zu bereiten mit frei wehenden Fahnen und prächtigen Schmettern der Trompeten. Und wer weiß endlich, ob nicht Gott selbst Ehrenkrone vertheilt an die Tapferen, die auf dem Schlachtfeld geblieben? An denen aber werden die Herren von der Polizei keinen Antheil haben! — *)

Vielleicht werden Sie mir sagen, mein Herr: „aber in solchem Zusammenstoßen — wer kann da Gewißheit haben, nützlich gewesen zu sein?“ Ich werde Ihnen antworten, daß ich kaum glauben kann, ein Mann von Genie, selbst wenn er verkannt wird, habe nicht immer einiges Bewußtsein seines Wertes. Jeder Mensch von Talent macht sich sein Bild — in Marmor oder Erz; nur begnügen die Verzagteren sich mit einem Brustbild; die Andern treiben es bis zum Standbild. Wie sehr Sie nun auch von den Curteiten dieser Welt zurückgekommen sind, so wird doch die Stimme Ihrer Zeitgenossen Sie genöthigt haben, sich das Ihrige kolossal zu gestalten. Wohlan denn, wenn inmitten des Gedränges, dessen Fortschreiten oft unerklärlich und betäubend scheint, Ihnen Augenblicke des Kleis und der Niedererschlagenheit nahen, geschehen Sie es nur, — dann werfen Sie einen Blick auf jene glorreiche Gestalt, und gestützt auf sie, lassen Sie mit mehr Ergebung die Zeit und die Menge vorübergehen inmitten des Lärm's und des Staubes.

Wenn ich weiß, daß Sie Ursache haben, betrübt zu sein, dann liebe ich es, Sie so zu sehen und, auf mich zurück mich wendend, bin ich dann ganz stolz auf den Gedanken, daß Sie mir erlaubt haben, mit der Spitze eines Messers meinen Namen in den Eckel jenes Standbildes einzugraben.

Wissen Sie aber auch, mein Herr, daß ich eine rechte Furcht habe? Wie ich Ihnen sagte, werde ich in einigen Monaten meine letzte Sam-

*) Ah! pour celles-là, messieurs de la police n'en tâtent pas. —

lung von Liebern herausgeben. Sie können sich wohl denken, daß dasjenige, welches seinen Erfolg Ihrem Namen zu verdanken hat, darin seine Stelle finden wird. Aber ich besorge, daß Sie sich darin in gar schlechter Gesellschaft befinden werden. Die Lust, die ich an der volkreichmüthigen Poesie habe, gibt mir oft wunderliche Dinge ein. Mein Widerwille gegen das Affectirte-Heiße, welches dem Geist unserer Sprache so zuwider ist, hat zur Folge, daß in meinen Liebern an ernste Töne sich immer einige tollig accentuirte Noten anschließen. Obgleich gewöhnlich diese Gegensätze (*disparates*) nicht ohne Zweck sind, so begreife ich doch recht wohl, daß Ihr anderen Leuten von Oben (*gens d'en haut*) dazwischen Einwendungen zu machen habe. Was ist dabei zu thun? Ich habe versucht, die Poesie an die Straßenecken zu verpflanzen, und ich bin dahin gekommen, sie bis in den Gassen zu suchen. Wer Lieberlänger sagt, sagt Lumpensammler (*qui dit chaussonnier, dit chiffonnier*). Daß es bestrebt, wenn meine arme Muse nicht immer eine ganz reine Lunika trägt? Der Sittenprediger der Strafen muß sich mehr als eine Bespreizung gefallen lassen. Uebrigens, wenn Sie mich lesen, denken Sie ein wenig an Aëschophanes, aber doch ja nicht zu viel.

Es ist hier der Fall zu wiederholen, was ich Oben gesagt, aber in einem andern Sinn. Enger mit Ihnen verbunden, mein Herr, würde ich mich gewiß geheffert haben, und edlere Inspirationen würden mir bei Ihrer bereisenden und frommen Muse zu Theil geworden sein, — und nun sind wir wieder einmal weit von einander weg! Ach, bei Gott! Lehen Sie in Ihr Vaterland zurück, Sie können fern von ihm nicht glücklich leben. Tropfen französischen Bintes, wohin wollen Sie austreten? Wie, — Sie könnten lange fern von Paris bleiben; weit weg von diesem so warmen Herzen, dessen rasche Pulsationen so Viel zu denken und zu fühlen geben? Nein, Sie kommen uns bald zurück (ich hoffe es), um von Neuem hier von Literatur und Ruhm zu leben, umgeben von zahlreichen Freunden; denn Sie müssen deren viele haben, die, wie ich, über Ihre übermüthige Abwesenheit klagen.

Ihrer Rückkehr harrend und ohne daß Sie so lange Antworten befürchten dürften, als diese ist, bitte ich Sie, mir gütigst Nachrichten von Ihnen zukommen zu lassen. Die Tagblätter werden mir deren gar bringen; aber Sie können wohl ermessen, welchen Werth ich auf Ihre Briefe lege. Wenn Sie mir ein Zeichen Ihres Angebens geben, dann kommt es mir vor, als hörte ich meinen Namen von der Nachwelt aussprechen.

Empfangen Sie, mein Herr, die erneuerte Versicherung meiner
ganzem Ergebenheit und meiner ehrsüchtigen Freundschaft.

Votre très-humble serviteur

Stranger.

h.

Benjamin Constant an Chateaubriand.

Herrn v. Chateaubriand (unterm 31. Mai 1821) W. Constant,
sein *Werk de la religion* übersendend, schreibt ihm u. a. Folgendes: „*Exc.*
Excellenz“ (Chateaubriand war damals Minister) werden gewiß, wie mir
scheint,“ eine der herrschenden Ideen dieses Werkes lieben, die nämlich,
daß ohne das religiöse Gefühl keine Freiheit möglich ist,
und daß dieses Gefühl allein das menschliche Geschlecht
aus dem Zustande der Erniedrigung herausziehen kann,
in welchen das Zusammentreffen so vieler Ursachen es
führt. Sie haben das Verdienst, zuerst diese Sprache geredet zu ha-
ben, als alle höheren Ideen mit Ungunst geschlagen waren, und wenn das
Publikum mir einige Aufmerksamkeit schenkt, dann verdanke ich es den
Mühungen, welche der „„Genius des Christenthums““ (erschien
zuerst 1802) hervorgerufen, und die sich fortgesetzt haben, weil die Macht
des Talentes unausschließliche Spuren einträgt. Welches auch der posi-
tive Glaube des Menschen sei, Alle, deren Seele einige Lüchtig-
keit (*valeur*) besitzt, müssen sich vereinigen, um den Ge-
fühlen, welche uns zum Himmel zurückrufen, den Sieg zu
bereiten über solche, die uns niederbeugen zur Erde....“

Die Frauen im Mittelalter,

von Michelet.

In der am zweiten Mai 1838 gehaltenen öffentlichen Sitzung der vereinten fünf Akademien zu Paris hat Herr Michelet, der uns schon durch mehrere historische Werke bekannt und werth geworden, einen Vortrag über die Frauen im Mittelalter gehalten, aus welchem wir Nachfolgendes unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben.

„Die Frauen des Mittelalters, bemerkt Hr. Michelet, waren der enthusiastischen Verehrung, waren der Art von Cultus nicht unwerth, welche die ritterliche Zeit ihnen gewidmet. In den wenig gekannten Jahrhunderten, welche vorangingen, in dem schweigenden Dunkel der barbarischen und mönchischen Zeiten hatten sie sich allmählig zu jener hohen geistigen Vollkommenheit erhoben, welche mit einemmal die Welt in Staunen versetzte.“

„Diese lange Erziehung der Frauen während mehrerer Jahrhunderten kann in die wenigen Worte gefaßt werden: „Nachahmung der Jungfrau.“ Einige Zeilen des Evangelium's wurden ein unerschöpflicher Text, den man zu gleicher Zeit in den Legenden auszuschnüfeln, und im Leben zur Darstellung zu bringen sich bestrebt. Jedes Lebensalter, da es dieses göttliche Musterbild nur unvollständig nachahmen konnte, stellte zum wenigsten auf seine Weise dieses oder jenes Moment des Lebens der Jungfrau dar. Die Jungfrau, demuthsvoll und gleichzeitig unter der Bucht ihrer Mutter, oder wie sie ihren Sohn im Tempel aufsuchte und ihm zuhorchend in Mitten der Schriftgelehrten, dann wieder geehrt von den Jüngern und triumphirend im Himmel, — diese drei Momente

sind gerade die historischen Phasen des Daseins der Frauen im Verlaufe des Mittelalters. Dem letzten entsprechen das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert mit ihrer ritterlichen und mystischen Begeisterung, — jene Epoche, in welcher der große theologische Dichter — Dante — das Weib mit der ewigen Schönheit zu identifiziren scheint, wo die deutschen Minnefänger sie „auf einem Throne, sehen. — und's Sterns zur Krone, „und des Menschen Haupt zum Schemel ihrer Hüfte...“

Bei dieser *l o n g e n* Erziehung der christlichen Jungfrauen bestand der erste Unterricht in — der Arbeit. Sie spannen für den Altar... Dann, als man besorgte, die Arbeit der Hände möge eiten Gedanken Raum lassen, ertheilte man ihnen eine edlere Aufgabe. Man hielt sie für würdig, das Wort Gottes zu lesen und zu schreiben. Unter der Aucht des Origenes, des h. Cassianus von Aleris beschäftigten die Klosterfrauen sich mit Abschreiben der heiligen Bücher. Sie lasen die rührenden Geschichten der Ruth und Esther. Sie schauten im Neuen Testament das hohe Ideal der Jungfrau an, deren Nachahmung die Richtschnur ihres Lebens sein sollte. Sie schrieben die Leben der Heiligen, und mit welcher Ehrfurcht, mit welcher frommen Sorgfalt! Diese Wunder gehörten derselben Zeit an; die Asche der Blutzengen war noch nicht erkaltet!

„Sie strebten nur nach Heiligkeit; sie erhielten noch dazu das Wissen. Sie wurden ebenso gelehrt (*doctores*) als fromm. Nachdem sie gelernt hatten, lehrten sie nun auch. Die Kloster wurden Schulen. Eine schwierige Prüfung! Diese frommen Mädchen, welche geschworen, von Mütterlichkeit Nichts zu erfahren, fanden hier deren Gefühle wieder. Schon allein der Anblick des Kindes erweckte die mütterlichen Triebe in aller ihrer Kraft. Aber wie sollten sie jene Kleinen zurückstoßen, denen Christus selbst sich zu nahen geheißen? Wie nicht den Neugeborenen aufheben, den man an der Pforte des Klosters liegen fand?... Die frommen Jungfrauen bereiteten die Arme nach ihm aus; sie boten ihm Nahrung, Pflege, süße Worte; die mütterlichen Jervuden drangen in die kalte Zelle. Die aus den Klöstern gebannte Natur lebte, liegend durch die Liebthätigkeit in sie zurück...“

„Die enthusiastische Epoche des ersten Kreuzzuges begünstigte sich nicht damit, das Weib dem Manne gleich zu stellen; sie erhob sie noch über denselben. Eine berühmte Abtei, im J. 1100 gestiftet, vereinigte in den Wänden von Fontevrault zwei Gemeinschaften, eine von Männern, die andere von Frauen, und selbst die Männer wurden der Aebtissen unter-

gehen. Sie hatte das zeitliche und das geistliche Schwert. Sie strafte und absolvierte. Alle Güter des Lebens waren in ihren Händen; die Brüder wurden von ihr genährt. .

„Pontevant war nichts weniger als das Ritterthum im Niederkleben. Die Epoche seiner Stiftung ist dieselbe, in welcher die Frauen in den Burgen und an den Minne-Verichten zu herrschen anfangen; es ist ihre Zukunft. Der Mann scheint abdichten zu wollen; er findet sein Glück darin, zu gehorchen, den unruhigen, damals schon müdgewordenen menschlichen Willen in geliebte Hände niederzulegen. .

„Obgleich aber das Christenthum den doppelten Typus der Jungfrau und der Mutter aufgestellt, so neigte doch das Mittelalter sich vorliebig zum ersten hin; in ihm suchte es seine höchste Vollkommenheit. Auf welcher Stufenreihe die Ritter und die Lehrer, die Dichter und die Mystiker um Wette ihr erhabenes Frauenideal entwickelten, werde ich hier nicht darzulegen versuchen. Vergnügt sei mir nur, das Ziel anzudeuten, zu welchem diese Bahn hinführte, den höchsten Endzweck, welchen jene metaphysische Poesie anstrebt. Dieses Ziel ist bei Dante angegeben, der, von Beatrice vom Hesperus zum Paradies geleitet, von ihr von Kreis zu Kreis eingeführt, zuletzt sie sich verlieren und versenken sieht in den Schooß der ewigen Schöne.

„Drei sehr kurze Stellen bezeichnen bewundernswürdig diesen Fortschritt. Dante, voranschreitend, ist noch sehr mit seiner lebenswichtigen Führerin beschäftigt, daß er kaum nach der Höhe zu schauen vermag. „Sie brachte mich wieder zu mir selbst, indem sie mich mit einem süßen Lächeln erhellte und zu mir sprach: lehre dich um und „horch! Glaube nicht, daß das Paradies nur in meinen Augen. .“

Bei einem höheren Kreise angelangt, verflücht sich Beatrice, der Zauber ist mit Schauer gemischt. Sie lächelte nicht. . . „Wenn ich lachte, sprach sie, würde dir geschehen, wie Semel'e'n, die in Asche zusammen fiel. Meine Schönheit bricht hervor in dem Maße, wie wir die Stufen emporsteigen zum ewigen Palaste; aber ich widerstehe sie um deinetwillen. . .“ Endlich, nachdem er die letzten Kreise überschritten, und die Einweihung vollbracht ist, spricht sie zu ihm: „Wohlan, es ist jetzt Zeit, öffne die Augen und schaue. Du hast nun solche Dinge gesehen, daß du stark genug geworden, mein Lächeln zu ertragen.“

Dies ist die wundersame Höhe, zu welcher, auf den Flügeln der mystischen und sinnerfüllten Poesie das Weib im Mittelalter sich erho-

ben. Hier aber entschwindet sie; Dante sucht sie mit ängstlichen Blicken und kaum vermag das Paradies ihn zu trösten. Vielleicht, ohne daß er es zu sagen wagte, bedauert er sie auf diese überschwängliche Höhe getragen zu haben, wo die blendende Gestalt, nichts Menschliches mehr an sich tragend, sich in dem Licht verloren! . . . Was mich betrifft, — wie glorreich auch diese Apotheose sei, so weiß ich doch nicht, ob das Weib nicht eben so göttlich war, als es nach Weib war, als, allerdings weniger erhaben, aber rührender, es die Harmonien der Poesie und der Natur vereinigend, in seinen Armen hielt, was des Weibes wahrer Schmuck, Zauber, Liebreiz ist — ein Kind! . . .“

Kürst. Tallebrand über Graf Reinhardt.

Aus der Obdachlosenerhebe, welcher der 85-jährige Fürst Talleyrand am 3. d. M. in der Akademie des sciences morales et politiques zu Paris zu Ehren des verstorbenen Grafen Reinhard gehalten, möge Folgendes hier eine Stelle finden. Der Fürst bemerkt, daß er 37 Jahre alt war, als er den 30 Jahre alten Grafen kennen gelernt. Er versichert: „der vorzüglichste, ich sage nicht: der einzige Anspruch des Grafen auf Ruhm besteht in einem vierzigjährigen Briefwechsel, von welchem ich den größten Theil erhalten, und der mir stets so angenehm, und oft so nützlich war in den ministeriellen Funktionen, welche ich während drei — sehr verschiedenartigen Regierungen zu erfüllen hatte.“ — „Sein geschriebenes Wort war überfließend (abondant), leicht, geistreich, pikant; auch gab es von allen diplomatischen Korrespondenzen meiner Zeit keine, welcher der Kaiser Napoleon nicht die des Grafen Reinhard vorgezogen hätte.“ — „Aber demselben, der so vortreflich schrieb, kostete es Mühe, sich in freier Rede mitzutheilen. . . . Aber dieses Mißstandes ungeachtet, gelang es Hrn. Reinhard immer, Alles, was ihm aufgetragen war, zu vollbringen und zwar in erwünschter Weise. Wo denn fand er die Mittel des Gelingens? Wo schöpfte er seine Inspirationen? Er nahm sie aus einem wahren und tiefen Gefühl, welches alle seine Handlungen beherrschte, aus dem Gefühle der Pflicht. . . . Das Leben des Hrn. Reinhard war einzig dem Berufe gewidmet, den er zu erfüllen hatte, ohne daß jemals bei ihm eine Spur persönlicher Berechnung oder einer Präzention auf vorzeitige Beförderung sich bemerklich gemacht hätte. Die Religion der Pflicht, welcher Hr. Reinhard sein ganzes Leben hindurch treu geblieben, bestand in gencuer Befolgung der Weisungen und Befehle seiner Vorgesetzten; in einer ununterbrochenen Wachsamkeit, welche, verbunden mit viel Scharfblick, die höhere Behörde stets in Kenntniß von Allem, was zu wissen Noth that, erhielt; sie bestand in strenger Wahrhaftigkeit in allen seinen Berichten, in undurchdringlicher Verschwiegenheit und in einer Lebensordnung, welche zu Vertrauen und Achtung auffoederte.“ — Graf Reinhard starb am 25. Dec. 1837.

Kerminier über das Papstthum.

Die *Revue des deux mondes* vom 1. April bietet einen geistreichen Artikel von Kerminier über Ranke's Pápste. Es wird darin, nach einer großartigen Skizze der Geschichte des Papstthums, mit Bezug auf Voigt, Hurter und Hr. Raumer, auf den merkwürdigen Umstand hingedeutet, daß „das protestantische Deutschland die hauptsächlichste der katholischen Institutionen zum Gegenstand der gründlichsten und unparteilichsten Studien gemacht. Der deutsche Protestantismus,“ fährt Hr. Kerminier fort, „hat in Bezug auf das Papstthum weder Furcht mehr, noch Haß, sondern Billigkeit; er hat eher sogar eine gewisse Neigung und künstlerische Begeisterung dafür; er bewundert ihn, wie ein Raphaelisches Gemälde, (warum nicht eher, wie Michel: Angelo's Sixtinische Tafel?) — das Papstthum ist für ihn eine erlöschene Größe, welche auf höchste Berechtigung Anspruch zu machen hat. Man merkt wohl, die Geschichtschreiber Deutschlands richten die Pápste, wie die päpstlichen Priester die Könige richten, — nach ihrem Tod.“ (77.)

Werne würden wir, wenn der Raum es gestatete, den ganzen Aufsatz hier übertragen; wir müssen uns aber auf Mittheilung folgender Stellen beschränken. „Wenn die Politik mit der Religion übereinstimmt,“ bemerkt treffend Hr. Kerminier, „dann feiert man mit Begeisterung diese Einheit und bedient sich ihrer als einer mächtigen Waffe; sind sie sich aber einander entgegengesetzt, dann wird die Religion der Politik zum Opfer gebracht; dies die allgemeine Thatsache des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Sehen wir sie schon im XIV. und XV. Jahrhundert aufdämmern, werden wir uns dann verwundern, wenn sie späterhin sich mit Macht behauptet (*s'affirme avec autorité*)? — Als Bellarmin den

Präsenfionen Gregor's VII. und Innocenz III. einen etwas verklärten theoretischen Ausdruck gab, fügte er die Volkssouverainität zu der Allgewalt des Papstes. Er behauptete, da Gott die geistliche Gewalt Niemand in's besondere verliehen, so eigne sie dem Volke, welches sie bald einem Einzelnem, bald Mehreren ertheile, und immer das Recht behalte, die politischen Formen zu verändern. Die katholische Lehre bemühte sich zu zeigen, daß sie keine Vorliebe für irgend eine besondere Regierungsform hege, und sich eben so gut für aristokratische, als demokratische, als monarchische Regierungen passe. Der Verknüpfung der beiden Souverainitäten, der priesterhaftlichen und der weltlichen, antworteten die Protestanten mit der Lehre vom göttlichen Rechte der Fürsten und der Unabhängigkeiten der Nationalitäten. Später aber fand zwischen den beiden Parteien eine Art von Principientausch Statt: im XVII. Jahrhundert herrschten die monarchischen Tendenzen im Katholicismus vor, und die Protestanten neigten sich offen zum Freistaat oder doch zu einer aristokratischen Freiheit, und, wie Hr. N a n k e s treffend bemerkt, war auf der einen Seite die katholische Welt geeinet, klassisch und monarchisch, auf der anderen die protestantische Welt getheilt, romantisch und republikanisch. — So können also diese Mittel wechseln; aber zwischen den beiden Theilen ist der Preis des Kampfes immer die politische Gewalt." (88 f.)

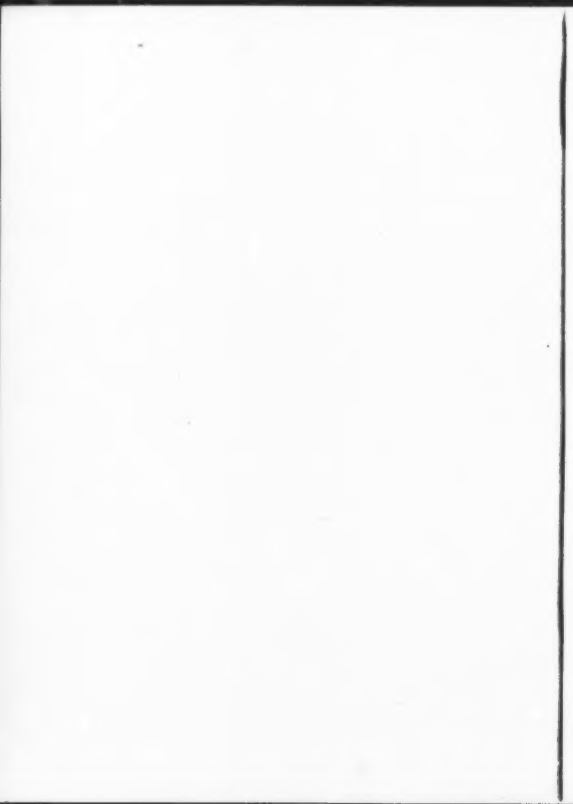
Sehr schön bemerkt weiterhin Hr. Terminier: „Wer könnte die Größe der katholischen Glaubenslehren im Aderbe stellen? Sie haben während Jahrhunderten die Menschen gelehrt und gestärkt; sie haben sie beherrscht und ihnen zugleich zur Abschreckung und zum Troste gedient. Aber die Macht und die Schönheit der Dinge, die auf der Erde zur Erscheinung kommen, implizieren weder deren unbedingte Wahrheit, noch deren Ewigkeit. . . Die Religionen, höchste Kraftanstregungen der Menschheit, sind nichts desto weniger den menschlichen Bedingungen unterworfen, und wenn gleich sie den Himmel offenbaren, hängen sie doch auch von der Erde ab." (92.)

Hr. Terminier schließt mit nachstehenden Betrachtungen: „Schwere Besorgnisse lassen auf Rom, und diese alte Weltherrin kann jetzt nachdenken, wenn sie nicht mehr handelt. Zweimal war sie der Mittelpunkt des Abendlandes. Es ist sehr zu bezweifeln, daß ihr dies Glück zum drittenmal werde. Und doch, in Mitten seiner Paläste und Ruinen, zwischen dem Vatikan der Päpste und dem Forum seiner Tribunen übertrifft man sich, daß man noch Etwas erwartet. Zu Rom ist die Gegenwart Nichts; die Herrschaft der Vergangenheit ist unermesslich und die Unterschiede der Zeiten sind ausgelöscht. Die Stadt der Gracchen und Cato's verschmilzt mit der Stadt der Leone und Gregor; man verwundert sich nicht, wenn

man an demselben Tage St. Peter und den Tempel der Vesta besucht. Die Nacht Innocenz III. scheint nicht minder erloschen als der Ruhm Cäsars. Es findet sich dort für die alte Republik, wie für die Theokratie des Mittelalters, für den Polytheismus wie für den Katholicismus eine Gleichheit der Wichtigkeit (*de même*), welche einen wunderbaren Gleichmuth (*calme*) in die Seele flößt und sie zugleich aufregt, die Zukunft herbeizurufen. Ja in dieser Todtenstadt des Universums erwartet man das Leben, und wie von allen Punkten der Erde die Menschen dahin wandern, um sich Rührungen der Geschichte, der Kunst, der Religion von ihr zu begehren, so möchte man sie für Gesandte, für Vertreter aller Völker halten, welche Rom, die ewige Stadt, für einen glorreichen Tag bewahren, an dem, ohne zum drittenmal die Königin der Welt zu sein, sie noch der Menschheit zum Museum, zum Tempel und zum Forum dienen werde.“ —

W.

Kulturgeschichtliches und Statistisches.



Kulturgeschichtliches und Statistisches.

I.

Die Franzosen und die Engländer.

Michel Chevalier bemerkt in der ersten seiner „Lettres sur l'Amerique du Nord,“ daß man in London lebhaft wünsche, Frankreich möge eine Eisenbahn anlegen, welche es möglich machen würde, in fünfzehn Stunden von einer Hauptstadt zur anderen sich zu begeben. Dies veranlaßt, an eine der größten Entdeckungen der neueren Zeiten, an die Auffindung des galvanischen Gesetzes zu erinnern, wonach es hinreicht, daß zwei Körper sich berühren, um, wechselseitig auf einander rückwirkend, eine mehr oder minder thätige Volta'sche Säule zu bilden. „Diese physische Thatfache,“ bemerkt er dann weiter, „hat ein augenscheinliches Analogon in der geistigen Welt. Nähert man zwei Menschen einander, die bis dahin entfernt von einander gelebt, dann wiew, wenn dieselben nur irgend eine bedeutende Eigenschaft besitzen, aus ihrer Begegnung gewiß auch ein Funke hervorsprühen. Sind, statt zweier Menschen, die beiden Pole eurer Säule zwei Völker, dann steigert sich das Ergebniß in dem Verhältniß von einem Volke zu einem Menschen. Sind die beiden Völker die Britten und die Franzosen, dann gewinnt diese Art von Volta'scher Erscheinung eine wunderbare Intensität. Es gilt dann vielleicht nichts Geringeres, als die Rettung einer alten Civilisation, oder die Erzeugung einer neuen!“

„Es ist leicht wahrzunehmen, daß die herrschenden Eigenschaften und Fehler jener beiden Völker in gleichlaufenden Reihen gestellt werden können, deren entsprechende Momente sich wechselseitig ergänzen würden.

„England glänzt durch sein Genie für Geschäfte und durch die Tugenden, die dasselbe begleiten: die Kaltblütigkeit, die Sparsamkeit, Genauigkeit, Methode und Beharrlichkeit. Das Frankreich zugefallene Loos ist weit mehr das Genie des Geschmacks und der Künste, nebst dem Eifer der Hingabe, der zum wenigsten mit Zeit und Worten verschwenderischen Leichtigkeit, der Beweglichkeit der Launen und der Ungezogenheit der Gewöhnungen, welche die Künstler auszeichnen. Auf der einen Seite also: der Verstand mit seinem sicheren Gange und seiner Treue und der gesunde Sinn mit seinem: Auf ebener Erde Bleiben; auf der andern: die Einbildungskraft mit ihrer glänzenden Verwegenheit, aber auch mit ihrer Unkenntnis des Praktischen und der Thatfachen, ihren Beirrungen und Fehlzeiten. Dort eine bewunderungswürdige Thatkraft, um gegen die Natur zu kämpfen und den Erdball in materieller Hinsicht umzugestalten; hier eine geistige Kühnheit ohne Gleichen, und die Gabe, mit seinen Gedanken das Herz des menschlichen Geschlechts zu beseuern. In England industrielle Schätze und Goldhaufen, in Frankreich Ideen-Schätze, Brunnen der Wissenschaft, Ströme der Begeisterung. Auf dem stolzen Albion geregelte, aber düstere Sitten und eine bis zur Ungefehligkeit getriebene Zurückhaltung; in unserm schönen Frankreich, bis zur Ausgelassenheit leichte Sitten, die oft lustige Fröhlichkeit der alten Gallier, und ein erpessendes Sichgehenlassen (*sans-facon*), welches bis an Untereinander-mischung streift.*) Auf beiden Seiten eine ungeheure Dosis Stolz. Bei unsern Nachbarn der berechnende und ehrsüchtige Stolz, Stolz des Staatsmannes und des Kaufmanns, der sich nur an Macht und Reichthum weidet, der für das Vaterland Eroberungen, unermessliche Colonien, alle Gibraltar's und alle Sankt-Helena's will, Adlernestler, von denen aus man alle Ufer und alle Meere beherrscht; für sich selbst Opulenz, einen aristokratischen Park, einen Sitz in der Lordskammer und ein Grabmal in Westminster. Bei uns — der eitle, aber immaterielle (!) Stolz, welcher iberische Genüsse schürft, Durst nach Reisebegeisterungen für sich und nach Ruhm für das Vaterland; für sich Durst nach spanischen Schiffsfern, einem Lebensband, einer Epaulette und einer Etrophe von Déanger zur Grabrede; Stolz eines Schauspielers, eines Paladins in geschlossenem Bahn. Im Norden des Canals ein Volk, welches die Religion mit Positivismus combinirt; im Süden desselben eine zugleich skeptische und enthusiastische Rasse. Dort ein tiefes Gefühl für Ordnung und Hierarchie, welches sich mit einem bis zum Hochmuth gesteigerten Gefühl der menschlichen Würde verbindet. Hier — ein für Gleichheit leidenschaftlich be-

*) *Qui s'rive la promiscuité.*

geifertes, erregbares, unruhiges, bewegsames Volk, welches beffennungsgerichtet füglich oft bis zur Schwachmüthigkeit, vertrauend bis zur Leichtgläubigkeit und leicht von fchmeichlerifchen Betrügern zu magnetifiren ift, indem es fich, wie ein Leichnam, mit Füßen treten läßt, fo lange feine Lethargie dauert, und mitunter zur höfifchen Nachgiebigkeit geneigt ift. Bei den Engländern die Verehrung der Ueberlieferungen; bei den Franzofen Vorliebe für Neuerungen. Bei den Einen Ehrfurcht vor dem Befeh und Gehorfam gegen die Menfchen, unter der Bedingung, daß das Befeh feine höchfte Regel ift; bei den Andern — Idolatrie der großen Männer und Untertänfigkeit unter die Befeh, wenn nur das Schwert des Cäfar's ihnen zur Schutzwache dient. Auf der einen Seite das meerbeherrfchende Volk, auf der andern der Schiedsrichter des Continents, die ganze Welt in Bewegung fehend, wenn es ihm beliebt, das eine mittelst feines goldenen Hebels, das andere bloß allein durch den Klang feiner Stimme.

„Fürwahr, aus der wechfelfeitigen Zueinanderftömung zweier fo befchaffener und in diefer Weife in der Welt geftellter Völker würden große Wirkungen fowohl für die allgemeine Sache der Civilifation, wie für ihre eigene Verbefferung hervorgehen!“ —

2.

Paris zur Römerzeit.

Das „Journal de l'Institut historique“ liefert u. a. intereffanten Auffäßen eine Reihe von Artikeln, in denen Hr. Alex. Lenoir die patriotifchen Alterthümer verhandelt. Wir erfehen hieraus, daß Paris, welches bei Cäfar und Strabo noch Lutetia, bei Ptolemäus Leucatacia und Lutetia heißt, und nur ein Burgflecken (oppidum) war, fich damals auf die Inſel befchränkte, wo der Tempel des Jupiter ſtand, den Childebert demnachſt durch Notre-Dame erſetzte. Nahe bei dieſem Tempel befand ſich der des Merkur, an deſſen Stelle ſpäter der heilige Landeytrat. Auch ein Tempel des Teutatès befand ſich daſelbſt. An die Stelle des Amphitheaters kam im Mittelalter Sankt-Viktor zu ſtehen; — das Forum wurde von den Merovingern durch das Schloß Bauvert (vallon vert) verdrängt, ſpäter ein gefürchteter Aufenthalt von Geſpenſtern, von Ludwig d. Heil. (1257) den Jüngern des h. Bruno einge-

edumt. Nach Süden stand auf einer großen Wiese ein Tempel der Isis, an dessen Stelle Hildebert I. die Kirche Saint-Germain erbaute. Gegen Norden auf einem Berge war dem Gotte Hesus oder Mars ein Tempel geweiht, von dem der Berg erst Marsberg, dann, seit der Nöherung des h. Dionysius und seiner Gefährten, Mons martyrum, abgeközt Mont-Marte genannt. Das Cispäum, oder der Begräbnisplatz der alten Lutetia, lag zwischen dem Michaelsplatz und der Rue d'Enfer, und dehnte sich bis zur jetzigen Kirche Saint-Marcel, wo damals ein Ceres-temple stand.

3.

Das Ausgabenbuch Ludwig's XI.

In den „Archives curieuses,“ welche Gimber und Danjou zu Paris herausgegeben, finden sich Auszüge aus dem Ausgabenbuch Ludwig's XI., welche für diesen König und seine Zeit sehr charakteristisch sind. Hier stehen bunt durcheinander Ausgaben für „Kosteneßig, Gewürze, und wohlriechende Spezerien;“ — „für Ausschmückung eines Buches mit Gold und Ultramarin;“ „für Ketten von gehärtetem Eisen, mit doppeltem Schloß, mit einer kleinen Schelle daran, und Halsbänder für Gefangene 380 L.“ — „für ein eisernes Bitter in das Gefängniß von Plessis - du parc 60 s. und für Fesseln an die beiden Arme, die Beine, den Nacken und um den Leib eines Gefangenen 16 L.“ — „für zwei Duzend Finken und einen Käfig in das Zimmer des Königs zu Plessis - du parc 100 s. tournois.“ — „dem J. Louis zwei Goldkronen dafür, daß er eine ganze Nacht das Kohlenfeuer (zu einer alchymistischen Arbeit) in des Königs Zimmer unterhalten;“ — „dem J. François, Bildmacher, und J. Bourdichon, Maler und Anstreicher 109 L. 1 s. 8 d.; und demselben François 18 Goldkronen, für ein Holzbild meines Herrn des h. Martin zu Pferd und des Bettlers;“ — „für die Kapelle zu Plessis - du parc, und demselben Bourdichon 20 Goldkronen für Bekleidung und Anmalen des h. Martin und des Bettlers mit feinem geschlagenen Gold, Ultramarin und anderen reichen Farben;“ — „dem Coppin Saurvaige, Sattler des Königs, 38 L. 19 s. 7 d. für mehrer Duzend Halsbänder von Hundenz.“ — „einem Tamburinspieler 13 s. 9 d. dafür, daß er um das

Feuer am St. Johanns-Abend herumtanzte;“ — „dem Stephan Beau, Wachsändler von Tours, 89 L. tourn. für 3 große Kerzen, jede von 25¹/₂ Pfd. Wachs, wovon eine vor dem h. Martin zu Tours, die beiden anderen zu Pus Notre-Dame zu Autun aufgestellt werden sollen zum Gedenken des Herrn von Chaumont“ etc.

4.

Die Ligue.

Die Bände X bis XIII der Archives curieuses de l'Histoire de France liefern eine Reihe interessanter Urkunden zur Geschichte der Ligue vom J. 1580 bis 1598. — Hr. A(iffot ?) bemerkt hierüber folgendes in der Revue des deux mondes „dem Voltaire'schen Liberalismus zufolge soll die Ligue nur eine, von den Lothringern oder Spanischen Fürsten bezahlte Orgie des Fanatismus gewesen sein. Der neue katholische Liberalismus dagegen behauptet, sie habe für die Emancipation des Volkes gekämpft und die französische Nationalität befestigt. Wie dem auch sei, so kann man doch nach den von der heiligen Union ausgegangenen Aktenstücken jedenfalls behaupten, daß sie nicht das Bewußtsein ihres politischen Werkes gehabt. Ebenso gibt in dem Gegenlager Nichts das Interesse zu erkennen, welches, wie man vorzöge, die erstorbene Feudalität mit der Sache der Ketzerei verband. Auch rath die Klugheit, die an das Publikum gerichteten Proclamationen, die Reden, die von den auf dem Schauplatz figurirenden Personen ausgegangen, nicht wörtlich zu nehmen. Man lese die Erklärungen des Königs von Navarra, über die gerechten Veranlassungen, die ihn bewogen, die Waffen für die Vertheidigung und zur Beschützung der reformirten Kirchen Frankreichs zu ergreifen und man wird von dem frommen Eifer, von der Uneigennützigkeit Heinrich's erbaut werden. Zieht er das Schwert, so thut er es wider Willen, und nur für die Sache des heiligen Namens Gottes, für die Freiheit der Gewissens, für die Herstellung einer guten und rechtschaffenen Justiz.“

„Man befrage dagegen d'Aubigné, den indiscreten Vertrauten, der sich rühmte, zu Füßen des königlichen Bettes geschrieben zu haben, so wird er naiv erzählen, wie die Gemahlin des Béarners, seines

„Herrn, ohne anderen Zweck, als um seinem Bruder Heinrich III., den sie verabscheute, Verlegenheiten zu bereiten, alle Weiber in Bewegung gesetzt, die in mehr oder minder gesetzmäßiger Verbindung mit den protestantischen großen Herren standen, und namentlich zwei Liebweiber des Königs — ihres Gemahles; — daß sie selbst sich bei dem Herrn von Turenne verwendet, um zu einer neuen Waffenergreifung zu veranlassen, so daß ein Bruch, den man am französischen Hofe spaßhaft *la guerre des amoureux* nannte, zum öffentlichen Vorwort das ernste und religiöse Manifest hätte, welches die *Archives curieuses* jetzt wieder an's Licht gebracht. Trifft man demnachst auf die Bannbulle, welche Sixtus V. gegen die Prinzen von Bourbon, die Häupter der Reformisten, geschleudert, dann erinnert man sich zugleich daran, daß derselbe Papst Heinrich dem Dritten den Rord der Guisen gerathen, welche die Häupter der Ligue und die Schutzherrn des Katholicismus in Frankreich waren. — Man muß daher die Hrn. Cimber und Danjou, die Herausgeber jenes Archiv's, loben, daß sie sich enthalten haben, bloß auf den Grund der Urkunden jener Epoche die Lösung der großen Probleme philosophischer Geschichte, welche sie darbieten, zu lösen.“ —

5.

Restauration Heinrich's IV.

Herr Frederic Dollé hat eine *Histoire des six Restaurations françaises* geschrieben, um zu erweisen, daß jedesmal, wenn die franz. Nation ihren legitimen Herrscher vertrieben — oder entthronen lassen, sie nach kürzerer oder längerer Zeit zur Legitimität zurückgekehrt sei, woraus dann ein geneigter Leser entnehmen soll, daß eine siebente Restauration (Heinrich's V.) sich von selbst verstehe! — Das ministerielle *Journal de Paris* glaubte gegen diese Geschichte protestiren zu müssen. Aus der Replik des Herrn Dollé scheint uns folgende Stelle der Uebersetzung werth.

„Was Heinrich IV. betrifft, so behauptet das *Journal de Paris*, er habe keiner Restauration bedurft, da sein Heldenswerthe sich Schritt vor Schritt sein Königreich wieder erobert habe.“ Wenn aber Heinrich IV. sich sein Königreich Schritt vor Schritt wieder erobern mußte, so be-

weist dies doch, daß die Nation, vorübergehend durch die Aufrechter-
 tragen, fast ganz ihm widerstanden. Und wenn ich mich recht erinnere,
 so fand damals eine weitverbreitete Verschwörung und eine vollständige
 Usurpation Statt. Am 5. März 1590 wurde Heinrich auf immer vom
 franz. Throne durch eine Versammlung ausgeschlossen, welche das Land
 zu repräsentiren behauptete. Am 7. August wurde ein neuer König
 aus der Familie Heinrichs an seine Stelle erwählt, und am 8. Juni 1591
 wurde aus dem Stadthaus von Paris eine Proklamation verkündigt und
 durch ganz Frankreich versendet, in welcher die damaligen Constituanten
 dem von ihnen erwählten König folgende Bedingungen stellten: „Soll
 „der neuermählte König mit einem guten Rath versehen werden, und fin-
 „det man für gut, wie Solches denn sehr nothwendig ist, — Staatsgrund-
 „gesetze zu machen, um den Uebeln, die wir fühlen, zu begegnen, so werden
 „wir sie von dem neuermählten König beschwören lassen; welche Gesetze
 „mit aller Macht aufrechtzuhalten und zu bewahren er schwören und wo-
 „zu er sich anheischig machen wird — sowohl für sich als für seine Nach-
 „kommen — mit der Gegenverwahrung, daß im Falle einer Uebertretung
 „die Unterthanen ihres Treuschwures entbunden sein werden.“ —

Uebrigens hat Heinrich IV. die providenzielle Restauration,
 deren Gegenstand er war, selbst anerkannt, als er, in den Louvre eintre-
 tend, sagte: „Ist es denn wirklich wahr, daß ich zu Paris bin? Ich mehr ich
 „daraüber nachdenke, um so mehr nimmte es mich Wunder und ich finde,
 „daß Nichts vom Menschen in Allem diesem ist. Es ist eines der außer-
 „ordentlichsten, ja es ist eines der größten Werke Gottes!“ —

6.

Die Denkwürdigkeiten des Marquis de Sourches.

Herr Adhelm Bernier, Mitglied der Gesellschaft für französische
 Geschichte, hat kürzlich zum erstenmal herausgegeben die *Mémoires de
 la cour de France sur la Fin du règne de Louis XIV.*, par
 le marquis de Sourches, grand-prévôt de France.
 Hr. Th. Barrière, der dieselben in den *Débats* zur Anzeige bringt,
 scheint deren Aechtheit nicht zu bezweifeln. Er versichert, sie seien pikant,
 lähn, wunderbar, und verbreitern ein neues Licht über die Sitten und

Gebäude des Jahrhunderts Ludwig's XIV; auch zeigten sie, wo, in einer im Ganzen unterwürfigen und ehrsüchtenden Gesellschaft, die Herrschgewalt Widerstand, der Glaube Unaläubige und die Gesetze Rebellen begegnet. In jener so strengen Monarchie sei die Macht Oben, der Gehorsam Unten, — aber die Insubordination zwischen dem Thron und der Nation gewesen. Beweise dafür liefern Hr. v. Saurches auf jeder Seite. Colbert trifft schöne Anordnungen für die Mauth; aber an der Grenze tödten die Edelknechte die Mauthner, um keine Gebühren zu bezahlen. Trifft die Strenge der Disciplin einen adligen Cabetten, dann revoltiren sich seine Kameraden, greifen zu den Waffen, tödten den Feldwebel der Wache und stürmen die Thüre des Gefängnisses. Ludwig XIV. hört, daß zu Versailles, vielleicht sogar am Hofe in der Fastenzeit Fleischspeisen genossen werden. Er läßt sofort den Schloßvogt (*prévôt du palais*) vor sich erscheinen, um zu erfahren, wer sein Verbot zu übertreten wage? „Voilà, sire, lui repond m. de saurches, un bien facheux commandement qui va me mettre toute la cour sur les bras.“ —

7.

Gefährliche Literatur zur Zeit Ludwig's XIV.

— Plato hielt Homer's Gedichte für staatsgefährlich, Napoleon versicherte wiederholt, er fühle sich nicht stark genug, ein Volk zu regieren, welches die Schriften von Voltaire und Rousseau lese. So hat zu jeder Zeit die Literatur Besorgnisse erregt; wie jetzt gegen D. Hugo und Al. Dumas, gegen Balzac und Mad. Dudevant, so wurde unter Ludwig XIV. gegen Racine und Molière, gegen la Calprenède und Mademoiselle Scudery gereizt. Der berühmte Nicole in seinen *Essais de morale* nennt die „saineurs de romans“ und die Theaterdichter „öffentliche Vergifter, nicht der Leiber, sondern der Seelen der Gläubigen.“ Dies bezog sich auf Racine, der damals gerade an seiner *Andromache* schrieb, nachdem er Port-royal verlassen. Ebenso eifert Bossuet in seinem *Traité de la concupiscence* (c. 18) gegen die heidnische Tendenz der christlichen Dichter und Schöngelister und namentlich gegen mehrere Satiren von Boileau. Und noch war die Sorge für das Seelenheil und die Angst vor der Hölle so mächtig, daß Racine schon

in seinem 38sten Jahre sich vom Theater bekehrte. Sein Sohn schreibt in den *Mémoires* über das Leben seines Vaters, dieser habe eingestanden, „die Verfasser der Theaterstücke seien öffentliche Vergifter.“ Racine wurde ein christlicher Ehemann und Familienvater, und schrieb später an seine Söhne, er bedaure zuweilen, „daß man ihn abgehalten, *Katthäuser* zu werden.“ Die Weltansicht — nicht blos der strengen Frommen, sondern selbst der gewöhnlichen Weltleute war damals noch keine andere, als die von *La Bruyère* ausgesprochene: „es gibt zwei Welten, die eine, wo man nur kurz verweilt und die man verlassen muß, um nie dahin zurückzukehren; die andere, in die man bald eingehen muß, um niemals sie zu verlassen.“ Günst, Freunde, Macht und hoher Ruf und große Güter dienen für die erste, — Verachtung aller dieser Dinge für die andere Welt.“

8.

Charles - Geneviève - Louis - Auguste - André - Timothée
d'Eon de Beaumont.

Mit zwei räthselhaften Personen machte man sich im vorigen und zum Theil noch im jetzigen Jahrhundert viel zu schaffen: mit dem Gefangenen in der eisernen Maske, und dem amphibologischen Chevalier d'Eon. Ueber den erstern hat indeß Ch. Nodier kürzlich höchst besriedigende Aufklärung gegeben. Die Geschichte des Letzteren war noch in mancherlei Nebel gehüllt, obgleich nach der Bescheinigung, welche bei dem Tode des Ritters von den Aezten ausgestellt worden, zum Wenigsten hinsichtlich des Geschlechtes kein Zweifel mehr obwalten konnte. Sie erklärten nämlich: *the masculine organs were, in every respect, perfectly formed.* Indess sind nun auch die meisten sonstigen, über der kausen Lebensgeschichte des Ritters bisher noch schwebenden Räthselhaftigkeiten gelöst durch die von Hrn. Gaillardet in diesen Tagen bekannte *Mémoires du Chevalier d'Eon, publiés pour la première fois sur les papiers fournis par sa famille, et d'après les matériaux authentiques déposés aux archives étrangères.* Da dieser Ritter erst als *lectrice intime* der Kaiserin Elisabeth von Rußland, dann als sein eigener Bruder, sehr wichtige Verhandlungen zwel-

schen der Kaiserin und seinem Herrn, Ludwig XV., vermittelt, später auch in den Friedensunterhandlungen mit England eine bedeutende Rolle gespielt, zuletzt als Opfer der Hofkabalisten in Ungnade gerathen, und im J. 1810, zweiundachtzigjährig, zu London im Elend gestorben, so bieten seine Denkwürdigkeiten dem Geschichtsforscher ein mannigfaltiges Interesse dar, um so mehr, da der Herausgeber dieselben aus bisher unbekannten urkundlichen Quellen bearbeitet hat.

9.

Die Revolution vor der Revolution.

Folgende Stelle in den Memoiren der Herzogin von Abantes über die Restauration (I. 35 f.) scheint uns besonderer Beachtung werth:

„Als Reformer, befeelt durch den Willen, Gutes zu thun, die allgemeine Aufregung mäßigen wollte, die sein tugendhaftes Gewissen zu beunruhigen begann, faßte er den Gedanken, eine Ausgleichung zwischen den drei Ständen zu bewirken, und erlangte deshalb 1788 von Ludwig XVI. die Berufung der Notabeln. Die Lage des dritten Standes war schlecht in einer Versammlung, wo die Adligen und die Privilegirten die Oberhand hatten. Da zeigte Monsieur (später L. XVIII.) sich als ein Freund des Volkes. Sein Bureau war das einzige, welches sich für die doppelte Repräsentation (des dritten Standes) aussprach. Die fünf Anderen verwarfen sie...

Es ertönte allgemeiner Jubel, als man dies Glaubensbekenntniß vernahm, wodurch eine eiserne Mauer niedergeworfen wurde, die bisher die Classe der Plebejer von den Privilegirten getrennt hatte. Bald wurde die Freude verdoppelt, indem man eine noch sicherere Bürgschaft empfing; denn sie ging von der Staatsgewalt selbst aus; es war das Edikt des Consekils über die doppelte Repräsentation des dritten Standes (v. 27. Dec. 1788), und ein wenig bekannter Umstand ist dabei, daß die Königin der außerordentlichen Sitzung beizuohnen wollte, um den Vorschlägen des Hrn. Necker ihre Genehmigung zu geben...

Das Benehmen Monsieur's nach diesem ersten Schritte hat bewiesen, daß er es nicht aufrichtig meinte, oder daß er handelte, ohne die

Wichtigkeit dessen zu kennen, was er begonnen hatte; dies Letztere ist jedoch nicht glaublich. Auf jeden Fall weiß man nicht, was man denken soll, wenn man sieht, wie Monsieur nicht dem Adel und der hohen Geistlichkeit*) widerstand, und die Rechte nicht schützte, welche die Krone dem dritten Stande gegeben hatte. Die Empörung, bei der dies Wort kann man brauchen, die Empörung des Adels und der Geistlichkeit gegen den Willen des Königs verkündete alle Unglücksfälle Frankreichs; es war die Glocke, welche zu dem Unglücke der Bourbons schlug.“ —

10.

Frankreichs elf Revolutionen.

Die Herzogin von Abrantes in ihren Denkwürdigkeiten über die Restauration (II. 139) meint: „in der Verwandlung der Macht in Opposition, und darin, daß die (bisherige) Opposition selbst Regierung und Macht wird, müsse man eine Revolution sehen,“ und so habe Frankreich „seht elf Revolutionen gehabt; denn es zählte elf verschiedene Regierungen.“ Diese seien die Folgenden:

1) die konstitutionelle Regierung, welche am 14. Juli 1789 die alte Monarchie stürzte und am 10. August 1792 endete.

2) Die girondistische Regierung der Majorität des Conventes, welche bis zum 31. Mai 1793 dauerte. . .

3) Die terroristische Regierung der Minorität des Conventes; sie begann am 31. Mai und endete am 10. Therm. als der Berg an ihr selbst verübte, was der Convent an den Girondisten verübt hatte.

4) Die Regierung des Thermidors, von sonderbarer, amphibienartiger Natur. Sie endete am 13. Vendémiaire.

5) Die Direktorialregierung. Sie fand ihren Tod am 18. Brum. 1799 in St. Cloud. Nun begann eine wirkliche neue Ordnung der Dinge, denn bisher hatten wir nur Bewegungen gehabt.

*) Am 5. Jan. 1789, als diese Nachricht nach Rennes kam, blieben die beiden privilegierten Stände versammelt, um gegen den Willen des Königs zu protestiren. Man kennt das Blutbad, das eine Folge hiervon war, und am 26. Jan. Ratt fand. —

6) Die Consularregierung, beendet am 5. Mai 1804 durch die Begründung des Kaiserthums.

7) Die Kaiserliche Regierung, die sich auf den Trümmern aller andern erhob, und so lange redhete, bis ganz Europa sich zu ihrem Sturze verbündete. Sie fiel am 13. März 1814.

8) Die Regierung der Restauration, deren Vater der Zwang fremder Heere war, und deren Dauer sich auf ein Jahr der Unruhen und Besorgnisse beschränkte. Sie endete am 20. März 1815.

9) Die Regierung der 100 Tage. Sie hinterließ uns eine traurige, unglückliche Erbschaft.

10) Die Regierung der 2ten Restauration. Ich betrachte sie als eine neue Auflage, welche dem Lande aufgebürdet wurde. Sie fiel erst am 30. Juli 1830.

11) Die Regierung Ludwig Philipps. Die Revolution, die diese dahin brachte, wo sie sich befindet, ist vielleicht die fürchterlichste von Allen, weil sie dem Volke zeigte, was es wollen, wagen, und besonders was es ausführen kann." —

II.

Die Septembertage 1792.

Das schätzbare Geschichtswerk über die französische Revolution, welches die Herrn Buchez und Roux herausgeben (s. No. 4. d. J.), gibt auch über die fürchterlichen Septembertage einige Aufschlüsse.

Aus den bisher noch unbekannten, jedenfalls noch unbenutzten Aktenstücken, welche uns hier dargeboten werden, geht jetzt mit sehr großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß die scheußlichen Mordthaten jener Tage vom Gemeindegemeindehaus (Commune) veranlaßt worden. „Als man diesen Entschluß gefaßt hatte, sagen die Hrn. B. und R., — schritt der Aufsichtsausschuß für die zweifelhaften Fälle zu neuen Verhören und verfügte einige Freilassungen. Die Verhaftungsbücher (registres d'écrou) zeigen, daß am 31. Aug. und 1. Sept. eine ziemlich große Zahl von Personen aus den Kerlern entlassen worden. Auch wurden die Gefängnißaufseher in diesen Tagen ermächtigt, den Gefangenen alle Freiheit zu lassen, sich selbst ihre Mahlzeit zu bestellen, und ihnen Nichts abzuschla-

gen, — wie man nach altem Brauch den zum Tod Verurtheilten Alles — nur nicht Gnade und Freiheit — gewährt.“ —

Auch die Berichte über die Regereien selbst sind aus authentischen Dokumenten geschöpft. „In der Abtey (bekanntlich Name eines Gefängnisses) installirte sich ein improvisirtes Geschworenengericht unter des berühmten *Maillard's* Vorsitze.“ Sämmtliche dort vorfindliche Schweizer, Leibwächter des Königs, und Priester wurden in Masse und ohne Urtheil gemordet. „Alle übrigen Verhafteten wurden a tour de rôle gerufen und gerichtet... Das Verbammungsurtheil wurde von *Mailard* ausgesprochen und durch die Worte bezeichnet: „à la Force.“ Bei diesem Ausspruche wurde der Verurtheilte den Nachrichtern überliefert, die dessen im Hofe harrten — mit Piken und Säbeln bewaffnet... Noch ist das damalige Kerkerbuch der Abtey vorhanden. Es ist mit Weinsflecken bedeckt; einige Flecken aber von dunkler Farbe mögen wohl von Blutstropfen herrühren... Diefem Buche zufolge wurden in Masse und ohne Urtheil gerichtet 38 Schweizer, 25 Gardes du roi und 27 Priester; — nach sg. Urtheil — 32 Personen verschiedenen Standes; in Allem 122; freigelassen wurden 45. —

Dem Kerkerbuch des *Châtelet's* zufolge wurden in diesem zweiten Hauptgefängniß von 233 Verhafteten 189 — wie das Register sagt — „von dem Boibe zu Tode gebracht,“ nur 44 erhielten die Freiheit. — Die Register der übrigen Gefängnisse sind minder genau redigirt. Einige Berichterstatter (wie *Peltier*) hatten die Zahl der Schlachtopfer dieser Tage auf 8000, andere (wie *Berville* und *Barrière*) sogar auf 12,000 angeschlagen; nach den nunmehr vorliegenden Urkunden kann man jedoch mit einiger Zuverlässigkeit diese Zahlen auf etwa 1100 reduciren. —

Von den letzten Augenblicken der Prinzessin v. Lamballe berichten die Hrn. B. und R. folgendes: „Frage: Wer sind Sie? — Antw.: Marie Luise, Prinzessin von Savoyen. — Fr.: Ihre Eigenschaft? — Antw.: Oberaufseherin des Hauses der Königin. — Fr.: Hatten Sie Kenntniß von den Complotten des Hofes am 10. August? — Antw.: Ich weiß nicht, ob am 10. Aug. Complotte statt gefunden, aber ich weiß, daß ich keine Kunde davon habe. — Fr.: Schwören Sie Freiheit, Gleichheit, Haß dem König, der Königin und dem Königthum? — Antw.: Ich würde leicht die Beiden ersten schwören; aber den Haß kann ich nicht schwören, er findet sich nicht in meinem Herzen.“ (Einer der Beiflehenden, ganz leise: „So schwören Sie doch, oder Sie sind des Todes.“) Die Prinzessin antwortete nichts und that einen Schritt nach der Kerkerpforte zu. Der Präsident *Hébert* (Verfasser des *Père Duchesne*): „Man entlasse Madame (qu'on elargisse Madame).“ — Sofort saßen

zwei Männer sie unter die Keme, man öffnete die Pforte: — die Unglückliche wurde niederschmettert und ermordet. —

12.

Zufällige Ironie des *Moniteur's*.

(*Mémorise juvenit.* . .)

Das letzte offizielle Aktenstück, welches der *Moniteur* vom 28. Juli 1830 mittheilt, ist ein Beschluß des *Conseil royal de l'instruction publique* vom 27. Juli, — von Guernon-Ranville, dem Minister der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten unterzeichnet, welcher die Studierenden von allen Schulen der Universität, — die dem Vernehmen nach an *Rassemblements* qui peuvent compromettre le bon ordre et la tranquillité publique, Theil nehmen, an die Art. 18—20 der Verdonnung vom 5. Juli 1820 und den Art. 36 der Ordg. vom 2. Februar 1828 erinnert, durch welche Strafen für solche Theilnahme an Ordnungsförderungen festgesetzt worden. —

Dann folgt eine lobende Anzeige der *Antigone* und des „*Homme sans nom*“ von Ballanche, und wird in Bezug auf die in letzterer Schrift geschilderte Epoche der Revolution von 89 bemerkt, glücklichere Weise diene sie keinen Vergleichungspunkt mit der gegenwärtigen politischen Lage dar: „car, en dépit d'un reste d'incrédulité invétérée, le problème de l'organisation sociale est définitivement résolu en France par la charte, fille de la restauration.“

Zum Schluß ein Gedicht: „*Chant français à l'occasion de la prise d'Alger*, — motin u. a. folgende Aktivitäten vorkommen:

— Lorsqu'on vit nos guerriers, en des jours de tempête,
Livrés aux glorieux excès
Des mille rêves de conquête
Dont l'orgueil marchait à leur tête,
La vertu de nos Rois manquait seule aux Français.
Aujourd'hui, des Bourbons cette vertu sublime,
Sagesse qui règle nos pas,
Dotant nos plus hauts faits d'un dessein magnanime,
Pour le bonheur commun dirige nos soldats,

*Et par un effort unanime
A ce céleste but, ils offrent leur trépas.*

*Louange, ô! louange éternelle
Au règne qui brise les fers!
Honneur à la France nouvelle,
Fier modèle de l'univers.*

*Sicèle de vie et de lumière,
Salut à ton sublime essor!
J'admire, en ta force première,
De vertus quel riche trésor!
Je vois resplendir, dans ta marche,
Ces trois mots du Roi patriarche —
Qui voté l'union, l'oubli!
A son renom tout dit, en France,
Gloire, amour et reconnaissance.
Son vœu touchant s'est accompli!..*

13.

Die französische Presse von 1789 bis 1836.

Die Times geben folgende Uebersichten über die Thätigkeit der französischen Presse von 1789 an bis auf 1836; — sie unterscheiden 6 Epochen:

1) Die erste Revolution: Im J. 1789 boten die Pariser Journale und sonstige periodische Schriften 5,010,000 (die Gazette de France und nach ihr der Temps übersehen dies mit 50,000!), die Journale der Departemente 272,500, und die ausländischen 2,556,500 Druckbogen; im Ganzen 7,839,000 Bogen.

2) Consulat. Die Stempelgebühren, die 1789 einen Sou pr. Bogen betrugen, wurden durch Gesetz vom 1. Therm. J. IV. auf 4 Cent. herabgesetzt. Es gab nun 1800—1801 an Journalen und sonstigen Druckwerken in Paris: 8,650,000 Bogen in den Depart. 450,000; im Ganzen 9,100,000 —

3) Kaiserreich. 1812. Paris: 8,858,000	
Bogen, Depart. 875,000, — zusammen.	9,725,000 Bogen
4) Kaiserthum. 1815. Paris: 10,085,050	
Bogen, Depart. 1,103,725; Summa	11,188,775 —
Im J. 1827: Paris 13,827,300 Bogen, De-	
part. 2,462,375 B.; Summa	16,289,675 —
5) Vermehrung der Stempelgebüh-	
ren; von 1828—1830. Das Gesetz vom 15.	
März 1827 bestimmte die Gebühren auf 5. Cent.	
(1. Sou) pr. Bogen von 30 Decimet. höchstens.	
Anfang 1830 füllten die Journale und son-	
stige period. Schriften im Ganzen 29,097,840	
Bogen, die übrigen Werke 4,160,760, zusammen	
also	33,258,600 —
6) Von 1831 bis 1834 unter der Herr-	
schaft des Gesetzes vom 14. Dec. 1830 lieferte die	
Presse überhaupt im Durchschnitt jährlich	42,331,405 —
Nämlich	Journale u.: Andere Werke:
1831	37,483,725 B. 3,289,200 B.
1832	38,025,400 „ 3,748,940 „
1833	39,338,475 „ 4,597,860 „
1834	36,885,040 „ 5,958,080 „

14.

Erfindungspatente von 1791—1837.

Ämtlichen Urkunden zufolge wurden in Frankreich vom 1. Juli 1791, der Epoche der Einführung, bis zum 1. Jan. 1837 im Ganzen genommen 7375 Erfindungs-, Verbesserungs- und Einführungspatente ertheilt, und zwar Erfindungspatente auf 5, 10 und 15 Jahren 5641. Von der Gesamtzahl kommen auf —

die constitutionelle Monarchie	
von 1791—1793 incl. für 3 Jahre	67 Patente,
— Republik vom J. 1, 2 bis 14 für	
14 Jahre	301 —

Patente

das Kaiserreich von 606 — 1813 für	
8 Jahre	66 —
die Restauration von 1815 — 1830	
für 16 Jahre	3383 —
— Julimonarchie von 1830 —	
1836 für 7 Jahre	3018 —

In der vom Journal de Commerce gebotenen Uebersicht finden wir Erfindungspatente ertheilt: im Jahr 1793: 4, J. 4 der Rep. 8, J. 8 der Rep. 16, — J. 12 der Rep. 33, im J. 1806 (des Kaiserreichs) 66, im J. 1818: 121. — im J. 1825: 246, endlich die höchste Zahl im J. 1834 mit 428!

15.

Verrufung der Soldaten zu öffentlichen Arbeiten.

Zu den bedeutendsten, wie ersichtlichsten Fortschritten der Kultur gehört unstreitig, daß man in Frankreich angefangen hat, Militaires in Friedenszeiten zu größeren, öffentlichen Arbeiten zuzuziehen. Man bewilligt denen, die sich zur Arbeit melden, angemessenen Tagelohn in Geld, und findet, daß schneller, besser und im Ganzen auch wohlfeiler gearbeitet wird. Schon sind in den Departements mehrere Straßen auf diese Weise gebaut worden, und gegenwärtig werden in Paris selbst, im Quartier Livoli die vorbereitenden Arbeiten zu einer Eisenbahn von Soldaten vollführt. Zum Lobe der bürgerlichen Tagelöhner ist hierbei zu erwähnen, daß sie durchaus kein Misvergnügen über diese Neuverung bezeigen, obgleich ihr Verwerb durch dieselbe geschmälert zu werden scheint. Wohl mögen sie ahnden, daß durch solche Verbürgerung des Kriegerstandes sich die Verwaffnung des Bürgerstandes erlangt, und die allmähliche Reduktion des drückenden Militair-Budgets vorbereitet.

Zahlenlotterie.

(1836.)

Da endlich am 1. Jan. 1836 in Folge des Gesetzes von 1832 die Zahlenlotterie in Frankreich aufgehoben worden, so mag ihr noch mit wenigen Worten ein Denkstein gesetzt werden.

Zur Welt ist sie gekommen in den schlechtesten Zeiten des römischen Reiches, als die Greberungssucht des alten Kriegervolkes, an ihr Ziel gekommen, sich zurückwendend und in maßloser Herrsch- und Genußsucht auseinandergefahren, und die höchste Macht- und Ehre-Stelle nicht mehr Lohn dem allgemeinen Wesen geleisteter Dienste war. Von Augustus gezeugt, wurde sie von Nero gepflegt und von Heliogabalus groß gezogen. Unterdrückt durch die Sturmfluth der Barbaren und von der stillosen Strenge der Kirche, stand sie im 13. Jahrhundert zu Venedig unter der Treuhand der Dogen von den Todten wieder auf. In Frankreich wurde der erste Versuch zu ihrer Einführung unter Franz I. gemacht, der ebenso grausam gegen die Protestanten war, als nachsichtig gegen sich selbst und die Laster seiner Hölzlinge. Nach manchem Wechsel faßte sie erst unter Ludwig XV. festen Fuß, als das Verderbniß der Sitten den höchsten Grad erreicht. Sein schwacher Nachfolger ließ sie fortbestehen, und obgleich Montezquieu schon 1789 der Nationalversammlung die Lotterie als eine unsittliche Einrichtung darstellte, so war es doch erst der Convention, der sie zu Ende 1793 abschaffte. — Was aber nur auf dem Wege der äußeren Gewalt umgestürzt, steht auch, wenn diese gewichen, leicht wieder auf. Mit der politischen Reaktion kehrte nach wenigen Jahren auch die Lotterie wieder zurück. Von 1797 bis 1814 wurden im Durchschnitt 64, und von 1815 bis 1828, als das Kaiserthum wieder zum Königthum eingeschrumpft, doch noch 54 Millionen Frk. jährlich eingelegt. Die Staatseinnahme davon betrug ungefähr 9 Millionen. Die Julirevolution, wie sie mit dem alten Regime auch den steten Anreiz zur Verschwendung beseitigte, gab edleren Regungen freien Lauf, und so wurde auch die Aufhebung der Lotterie, — nicht in einem stürmenden Convent, sondern von ruhig beratenden Nationalrepräsentanten beschloffen. Vor ihrem Hinscheiden brachte sie der Staatskasse im ersten Jahre

nach über 10, im zweiten $5\frac{1}{2}$, im letzten fast 8 Millionen ein. — Schwer lasse die Erde auf der Hingeshiedenen, die so viele Tausende in Elend und Verzweiflung gestürzt hat, daß sie nimmer wieder vom dem zweiten Tode auferstehe! —

17.

Wohlbätigkeitsbureau's und Pfand: Hemter.

Im J. 1833 gab es in Frankreich 6,275 Wohlbätigkeitsbureau's. Die Einnahmen derselben betrugen 10,315,746 Fr., ihre Ausgaben beliefen sich auf 8,956,036 Fr. Die Zahl derjenigen, welche von ihnen Unterstützungen empfingen, stieg im Laufe des J. 1835 auf 695,942.

Die Departemente, deren Armenhäuser und Spitäler die bedeutendsten Einnahmen haben, sind die der Seine mit 10,057,098 Fr. und die der Rhone mit 2,380,293 Fr. Durchschnittlich kämen auf jedes Departement 595,605 Fr. solcher Einnahmen. Von den Einnahmen der Wohlbätigkeitsbureau's kämen auf jedes Dep. 119,950 Fr. Die Bureau's des Nord-Dep. haben verhältnißmäßig die meisten Bedürftigen unterstützt, nämlich: 171,621 Individuen.

Bekannt ist, daß Pfandhäuser zuerst in Italien und zwar zu mildthätigen Zwecken errichtet worden. Sie wurden durch Schenkungen erhalten und nahmen anfänglich keine Zinsen für das dargelebene Geld. Um aber ihrer Wirksamkeit mehr Ausdehnung zu geben, gestattete Leo X. im Jahr 1521, daß Zinsen erhoben werden dürften.

In Frankreich wurde der erste *mont-de-piété* zu Paris im Jahr 1777 errichtet und dem Lieutenant-général der Polizei untergeben. Ein Kapital von 10 Millionen Franken wurde dafür gebildet durch Aktien, die 6% eintrugen. Im Jahr 1789 aufgehoben, wurde das Pfandhaus 1787 wieder hergestellt durch Emission von 1000 Aktien, jede von 10,000 Franken, deren Besitzer die Hälfte des Gewinns bezogen. Aber 1804 wurde gesetzlich verfügt, daß kein Pfandhaus errichtet werden sollte als allein zum Vortheil der Armen und unter Obwaltung des Staates. Kein geringeres Anleihen kann jetzt gemacht werden, als von 3 Franken, im Jahr 1833 war aber der Durchschnittsbetrag jedes Pfandes 17 Franken

93 c. und 178,913 Pfänder waren deponirt für datirtebene 4,494,451 Franken. Durchgängig hat jetzt das Pariser Pfandhaus (XXX,XXX) bis 650,000 Pfänder in Verwahr für circa 11 Millionen Franken geliehenes Geld. Der reine jährliche Gewinn der Anstalt beläuft sich auf c. 155,000 Franken. —

18.

Journal des salles d'asyle.

Zu den schönsten Beweisen fortschreitender Humanität gehört unstreitig die, seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und namentlich seit Rousseau und Pestalozzi der Verpflegung und Erziehung der Kinder in immer zunehmendem Maße gewidmete Aufmerksamkeit. Der Geist des göttlichen Kinderfreundes ist wieder erwacht, und es ist uns, als hörten wir den zum andernmale von den Todten Aufstehenden wieder rufen: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Wie der menschenfreundliche Zingstendorf seine Hüsfürsorge schon den Andern zuwandte, die noch unter dem Herzen der Mutter lagen, so nahm Rousseau sich der Säuglinge an, die fremden Armen übergeben waren, und trug sie zurück auf der Mutter Schooß. Um dieselbe Zeit wurden in Holland an einigen Orten 54. Spielschulen für die kleinen Kinder errichtet; der edle Pfarrer Oberlin im Elß und später die wahrhaft süßliche Pauline zu Lippe-Deimold (1802) gründeten ähnliche Anstalten, in denen die Kinder der Eltern, die dem Broderwerb nachgehen mußten, Pflege und Unterricht in den Anfangskenntnissen fanden. Der göttliche Liebesfunke zündete und so wurden demnächst, (seit 1824) in England, Deutschland, Frankreich, Belgien, der Schweiz, Ungarn, Dänemark und Italien eigentliche Kleinkinderschulen eingeführt.

In Sachsen-Weimar wurde sogar die allgemeine Einführung derselben von der Regierung angeordnet, als die musterhaftesten sind aber bis jetzt die Wiener Anstalten anzusehen.

In Frankreich fanden sie, unter dem Namen salles d'asyle, durch Vermittlung der Marquise de Passeret (schon um 1827 Eingang und 1830) gab es deren in Paris schon 10, die von 3000 Kindern besucht worden. Seitdem hat man sich immer mehr von der Nützlichkeit solcher

Bewährungsproben überzeugt, und wir dürfen es als ein günstiges Vorzeichen für das eben begonnene Jahr (1836) betrachten, daß in diesen Tagen in französischen Blättern eine Zeitschrift hervorgetreten, die unter dem Titel: „L'ami de l'enfance, journal des salles d'asyle,“ unter der Leitung der Herrn Cochin (membre du Cons. gén. du dép. de la Seine) und Batielle (chef de bureau à l'administration gén. des hospices civ. de Paris) erscheint. Der geringe jährliche Abonnementspreis von 6 Fr. wird hoffentlich deren reichliche Verbreitung erleichtern.

19.

Ueber Findelhäuser.

Die Debatte vom 7. Decbr. 1837 führen viele Gründe gegen das Institut der Findelhäuser an. Unter andern wird bemerkt, Mainz habe von 1799 bis 1811 keine solche Anstalt gehabt, und während dieser Zeit seien überhaupt nur 30 Kinder, also 2 bis 3 jährlich, ausgesetzt worden. Nachdem aber Napoleon 1812 ein Findelhaus errichten lassen, seien bis 1815, also in 3 Jahren, 516 Kinder dort abgegeben worden. Im Jahr 1815 wurde die Anstalt aufgehoben und im folgenden Jahre wurden nur 7 Kinder ausgesetzt. — Hinsichtlich Frankreich's wird angeführt, daß die Zahl der Findlinge, die im J. 1784 in ganz Frankreich 40000 betrug, im J. 1809 auf 60000, im J. 1825 auf 119,876 gestiegen. Dann auch, daß in den 20 Jahren von 1816 bis 1835 das Findelhaus zu Paris 103,189 Kinder aufgenommen, von denen aber in dieser Zeit 68,764 (!) gestorben, und daß hiernach jedes am Leben erhaltene Kind den Staat 1120 Franken koste. Auch Hr. Duchâtel in seinem trefflichen Werk de la Charité etc. erklärt sich gegen jene Anstalten, indem er sagt: „la taxe des pauvres crée des pauvres en Angleterre; les hospices de France multiplient les enfans abandonnés.“ —

Ueber Nationalerziehung.

Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. Coetse über die Salons d'Asyle, heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Conventsmitglied Michel Lepelletier ist, unseres Wissens, der erste, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahren Grundlagen zu stützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der Societät die Mitwirkung aller ihrer Vermögen schuldig sind, dann hat die Gesellschaft ihrerseits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihrer Wiege zu wachen und die Entwicklung ihrer natürlichen und sittlichen Kräfte zu sichern. Diefemnach hatte er sich einen National-Erziehungs-Plan entworfen, gemäß dessen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinschaftlich erzogen werden sollten; aber der Convent ging nicht darauf ein. Auch war Lepelletier's Plan unvollständig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht sorgen konnten, war kein Bedacht genommen.

Erst gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, diesem letzteren Mangel abzuheffen, indem sie Bewahranstalten nach dem Muster der Englischen errichteten ...

Als Lord Brougham sich zum Vertreter von Owen's Lehren machte, bemerkte er besonders, wie nothwendig es für die Reichen sei, sich mit dem Schicksale der Armen zu beschäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem sie sich selbst damit beschäftigen würden. Auf ähnliche Weise äußerte sich Lambruschini, der eifrigste Förderer der Kleinkinderschulen in der Lombardel. In Frankreich haben ebenwacht die Bewahranstalten besonders seit 1830 sich zu vermehren angefangen, da man seitdem eingesehen, daß man auch dem lg. Volk seinen Antheil zukommen lassen müsse. Jetzt kann man jene Anstalten schon als ein National-Institut, oder doch als einen Keim desselben ansehen.

Die Gesellschaft für den Elementarunterricht in Frankreich.

Diese Gesellsch. hat während der Restauration den wechselseitigen Unterricht eingeführt, da er das wohlfeilste Mittel bot, in schneller Zeit der noch so weit verbreiteten Unwissenheit zu begegnen. Da aber diese Lehrweise die Entwicklung der Selbstständigkeit fördert, so arbeiteten Frayssinous und Corbière, die Vertreter der alten kirchlichen und dynastischen Autoritäten, jener Gesellschaft eifrig entgegen.

Als in der Folge die Julirevolution die Gefahr systematischer Verkümmung und Verknechtung für Frankreich beseitigt zu haben schien, vielmehr die neue Regierung sich des Unterrichtswesens mit besonderem Eifer annahm, schien auch die Gesellschaft f. d. Elem. Unt. ihre frühere Bedeutung verlieren zu müssen. Indessen hat die doktrinaire Verwaltung sich allmählig wieder enge dem alten Kreis angeschlossen, und hierdurch auch der Gesellschaft theilweis ihre Bedeutung zurückgegeben.

Nun hat Cousin, nach Bereisung der holländischen Schulen, in der Akademie der polit. und moral. Wissensch. erklärt, die Methode des wechselseit. Unterrichtes sei sowohl in Holland als in Deutschland allgemein verachtet, und es dünke ihm, daß nur noch ein falscher Liberalismus sie in Frankreich anpreisen könne. Sofort versammelte sich jene Gesellschaft unter Dupin's Vorfig, wo zunächst das Schreiben des Deputirten Rouvenel verlesen wurde, in welchem derselbe die Behauptungen Cousin's ausführlich zu widerlegen suchte. Der Präsident charakterisirte hierauf die Reaktion, die sich jetzt von allen Seiten hervorthut, und forderte die Gesellschaft auf, alle ihre Kräfte zu sammeln, um derselben in Rettung des Unterrichtes Widerstand zu leisten. —

(Nachträglich.)

Dem Berichte zufolge, der am 31. Mai 1835 der Gesellschaft für den Elementarunterricht in Frankreich von Herrn Boulay de

la Neuthe erhalten werden, war das Verhältniß der Schüler zu der Einwohnerzahl

im Jahre 1820	war 1 zu 27,
" " 1829	" 1 " 23 $\frac{1}{2}$,
" " 1832	" 1 " 16 $\frac{3}{4}$,
" " 1834	" 1 " 14 $\frac{1}{2}$.

Doch besteht noch die Masse, die alles Unterrichtes ermangelt, nach Abzug der Kinder unter 2 Jahren, aus 63 von 100, also fast $\frac{2}{3}$ der Bevölkerung. Boulay de la Neuthe schätzt auf 169,000 die Zahl der erforderlichen Anstalten, um den ersten Unterricht Allen zukommen zu lassen. Die bestehenden belaufen sich aber erst auf 34,000.

Die sogenannte Anstalt der sogenannten „Asile“ ist in Frankreich erst im Entstehen. Der öffentlichen Elementarschulen sind 30,341, der Privat-Anstalten 14,730 an der Zahl.

Indessen setzt der Krieg seinen bald stillen, bald offenen Krieg gegen die Schulen des wechselseitigen Unterrichtes fort; auch die Universität (so wird in Frankreich die oberste Verwaltungsbehörde des Studienwesens genannt) scheint denselben nicht zu begünstigen.

Den Debits (Dec. 1837) zu Folge hat die Zahl der Schüler in den Jahren 1833 bis 1836 in folgender Weise zugenommen:

	1833	1834	1835
die Juristische Fakultät hatte	4,467	4897	5137 Schüler
„ Medicinische „ „ „	2,013	2,446	2672 —
Die Secundarschulen hatten	59,275	59,926	66,904 —
die Zahl der Knaben, welche im Jahr 1829 die Primair-Schulen besuchten, betrug nur 969,340; im Jahr 1832 war sie auf 1,200,715 und 1834 auf 1,697,391 gestiegen. —			

Die Gesellschaft für das Patronat der jungen Entlassenen aus der Penitentiär-Anstalt zu Paris.

Schon hat selbst die Berliner evangelische Kirchenzeitung das erfreuliche Gesändniß abgelegt, daß in London — neben einer großen Masse von Verderben auch eine Menge christlicher Anstalten, ein Zusammenwirken von Christen aller Parteien zu guten Zwecken dort hervortrete, wie bis jetzt noch selten in der Geschichte. Wir glauben, daß wenn Alles zusammenge stellt würde, was gegenwärtig in Paris, das man in mehreren Hinsichten die Hauptstadt des Continents nennen dürfte, — was in dieser von Vielen verschienenen Stadt, von Vereinen und von Einzeln zur Förderung der Sittlichkeit, der Bildung und des Wohlsandes, wie zur Verhinderung, Entfernung oder Linderung jedes Uebels und Unglücks geschieht, — auch über dieses andere angebliche Nabel die Meinung mancher Journalisten bedeutend verändern würde. Sehr münchenswerth wäre deshalb, daß der *Almanac philanthropique* (ou tableau des sociétés et institutions de bienfaisance, d'éducation et d'utilité publique de la ville de Paris), den Herr Cassin im Jahr 1827 herausgegeben, fortgesetzt würde. Dieses nach dem Muster des *London Charity - Almanach* bearbeitete Jahrbuch berichtete damals über 164 in Paris bestehende wohlthätige Vereine, an denen mehr als 17,000 Einwohner Theil nahmen.

Bis nun jene gewünschte Fortsetzung erscheint, müssen wir uns, wie bisher, darauf beschränken, von den einzelnen bedeutenderen dahin gehörigen Thatfachen, so wie sie uns zur Kenntniß kommen, im Einzelnen, — je nach deren Erheblichkeit, — mehr oder minder ausführlichen Bericht zu erstatten.

Zu den erfreulichsten solcher Thatfachen dürfen wir den gedeihlichen Fortgang rechnen, den die im August 1833 zu Paris gegründete *Société pour le patronage des jeunes libérés du département de la Seine* bis jetzt gewonnen. Der uns von verehrter Hand zugekommene Bericht, der in der allgemeinen Versammlung dieser Gesellschaft am 12 Juni 1835 über die bisherige Wirksamkeit derselben erstattet worden, setzt uns in den Stand, unsern Lesern genaue Angaben über dieselbe mitzutheilen. —

„Es war im Jahr 1830,“ heißt es in dem erwähnten Berichte, „wo die Administration, betroffen von der Demoralisation, welcher die jungen Angeklagten oder Verurtheilten in den verschiedenen Pariser Gefängnissen ausgesetzt waren, — auf den Gedanken kam, sie in einem besondern Hause zu vereinigen, um sie einer regenerirenden Disziplin zu unterwerfen. Zunächst wurden sie deshalb nach St. Pelagie, später in das Gefängniß des Madelonnettes gebracht, welches von nun an den Charakter einer Penitentiär-Anstalt erhielt.“ — Die guten Wirkungen dieser Veranstaltung machten sich bald bemerklich. Zunächst wurde für die Beschäftigung der Gefangenen gesorgt, im Jahr 1832 aber auch eine Elementarschule für dieselben errichtet, in welcher jeder täglich $1\frac{1}{2}$ Stunden Unterricht erhielt. Dieser Fürsorge haben sich alle, vom 8. bis zum 16. Jahre, entweder den Verurtheilten verfallenen, sowie alle die verlassenen Kinder, welche die Verwaltungsbehörde um ein Asyl bitten, sich zu erfreuen. Am 1. Januar 1835 befanden sich in dieser Anstalt 385 junge Leute; im Laufe desselben Jahres kamen noch 443 hinzu. Entlassen wurden in demselben Jahre 464, es blieben mithin am 1. Januar 1836 deren noch 364. Hierzu kamen in den 5 ersten Monaten dieses Jahres noch 164, entlassen wurden 138; so daß am 31. Mai dieses Jahres sich noch 390 in der Anstalt befanden.

Indessen war edlen Menschenfreunden nicht unbemerkt geblieben, daß die Fürsorge des Penitentiarchauses nicht ausreiche, um die höchsten Endzwecke desselben zu erreichen. Sie traten daher zusammen und bildeten die oben genannte Gesellschaft, deren Statuten am 15. Novbr. 1833 von der Regierung genehmigt wurden. Als Zweck derselben spricht der erste Artikel dieser Statuten aus: „Die jungen aus dem (Pariser) Penitentiarchaus Entlassenen vor den Gefahren des Rückfalls zu bewahren und sie der Gewöhnung an ein sittliches und arbeitsames Leben zurückzugeben.“ Zu diesem Zwecke bemüht sich die Gesellschaft, die jungen Leute in die Lehre (en apprentissage) zu geben; sie setzt sie unter das Patronat der Mitglieder der Gesellschaft, und theilt Preise und aufmunternde Belohnungen aus“ (A. 2. 23.) Diese Gesellschaft besteht aus Patronen, Unterzeichnern und Donatoren. Der Würde des Patronats wird jeder Großjährige — (männl. oder weibl. Geschlechts) — theilhaft, der darum einkömmt, für einen jährlichen Beitrag von mindestens 25 Franken auf drei Jahre unterschreibt und sich anheischig macht, für diese Zeit „die mit dem Patronat verknüpften Pflichten so gut zu erfüllen, wie ein gesetzlicher Vormund es in Beziehung auf seinen Mündel zu thun verpflichtet ist.“ Unterzeichnet wird Jeder durch jeden beliebigen Beitrag. In die Klasse der

Donatoren endlich kann Jeder aufgenommen werden, der während drei Jahren jährlich mindestens 100 Fr. beizutragen verspricht. Das Bureau der Gesellschaft wick vor den versammelten Patronen und Donatoren, der Verwaltungsrath von denselben aber auf den Grund einer vom Bureau vorgeschlagenen dreifachen Liste gewählt u. s. w. Unter denen, welche die Statuten unterzeichnet haben, bemerken wir die geehrten Namen eines de Gerando (der Vater), Ch. Lucas, Alex. Delaborde, Bécen-ger (Deput.) und Taillandier.

Alle drei Monate versammeln sich die Patrone, um den Bericht anzuhören über jeden der ihrer Fürsorge anvertrauten jungen Leute. Der Lebenslauf und die Aufführung eines jeden der Letzteren wird in einem besonderen Buche verzeichnet.

Seit der Stiftung der Gesellschaft hat dieselbe 269 junge Entlassene in Aufsicht genommen. Von diesen waren 138 wegen Landstreicherei (vagabondage), 114 wegen Diebstahl, 17 wegen Bethelei verhaftet worden. Aber 114 der Verhafteten waren durch schlechte Aufführung oder Flucht ihrer Eltern oder durch Mißhandlungen von Seiten der Letzteren in's Unglück gerathen; 51 hatten frühe ihre Eltern verloren; 32 sind natürliche Kinder, von 25 anderen endlich lebten die Eltern entweder von einander getrennt, oder im Concubinat.

Schon konnten aber 51 ihren Familien wiedergegeben werden, wenn gleich die Patrone für sie Sorge zu tragen, fortkuhren; sechs wurden in der Armee untergebracht, sechs andere in Hospitäler aufgenommen; alle übrigen, also 206, leeren jetzt nützliche Professionen.

Vergleiche man nun das Schicksal der vom August 1831 bis zum 1. Juli 1833 aus dem Penitentiärhaus Entlassenen 217 jungen Leute, mit dem jener 269 unter Patronat stehenden Entlassenen, dann erweist sich auf das Evidenteste die heilsame Wirksamkeit der Gesellschaft. Von jenen 217 wurden bis zum 1. Januar 1835 allein in Paris — 99 von Neuem verhaftet, meistens verurtheilt, und zwar 19 zweimal, 18 dreimal, 7 viermal, 4 fünfmal, einer sieben- und einer sogar achtmal! Schon hiernach (die etwa an anderen Orten Verurtheilten nicht mitgerechnet) waren also von 100 Entlassenen 46 rückfällig geworden! Von den 269 unter Patronat stehenden hingegen sind im Laufe der drei Jahre des Bestandes der Gesellschaft nur 51 von Neuem verurtheilt worden, also nur 19 von 100, statt 60 bis 70, wie im ersten Fall, statt 33 von 100, wie in den übrigen Gefängnissen des Königreichs. Von den 218 Nicht-Rückfälligen zeichnen sich aber 58 in jeder Beziehung durch tugendhaftes Leben aus, 124, ohne gerade sich auszuzeichnen, sind brave und fleißige

Arbeiter; die übrigen 33 haben zum Wenigsten keine eigentlich strafbare Handlung begangen. —

Von der anderen Seite findet die Gesellschaft auch immer lebhaftere Theilnahme, und es wären gar manche würdige Professionisten namhaft zu machen, welche sich der ihnen anvertrauten Entlassenen wahrhaft väterlich annehmen. Vom 31. Mai 1834 bis zum 1. Juni 1836 hat die königl. Familie mit 900 Franken, haben einzelne Verwaltungen 13,000 Fr., die Collecte der Geschworenen des Seine-Depart. hat 3564 Fr., 19 andere Donatoren 1750 Fr., 104 Patrons 2605 Fr. und 79 Unterzeichner am 900 Fr. beigetragen.

Weitläufig mag noch bemerkt werden, daß unter den Beiträgen verhältnißmäßig die Advokaten und demnachst die übrigen Gerichtsbeamten die Zahlreichsten sind; Geistliche finden sich — unter den Patronen nur ein Abbe, unter den Unterzeichnern nur ein kathol. Vikar und ein protest. Pfarrer, unter den Donatoren keiner, selbst nicht einmal Herr von Duleux, gegenwärtig Erzbischof der Hauptstadt des Reiches. —

Von dem 1831 zu Stuttgart gestifteten Vereine zur Fürsorge für entlassene Sträflinge ist in No. 139 des Phönix Kunde gegeben worden; wir dürfen hoffen, mit Nächstem über einen ähnlichen Verein berichten zu können, zu dessen Gründung jetzt in Karlsruhe Veranlassungen getroffen werden. —

23.

Das Penitentiärwesen in Frankreich und Amerika.

Der edle Dissenter John Howard war der erste, der in den Acher Jahren die Aufmerksamkeit der Englischen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den schrecklichen Zustand der Gefängnisse hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbessernden Gesetzen Veranlassung gegeben, beachte er, alle europäischen Höfe betreffend und demnachst durch sein treffliches Werk: *The state of the prisons in England and Wales* (1777) die menschenfreundliche Theilnahme an dem Loos der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Ueber der Pforte des Gefängnisses zu Rom hatte er (1780) die Worte geschrieben: „Ein Gefängnis ist es, die Bösen durch Furcht vor der Strafe zurückzubalten, wenn man sie

„nicht durch die Zucht, die man beobachtet, bessert.“ Der Gedanke war schön, aber er stand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen sollten bei ihren Repressiv-Maßregeln sich durch jenes Axiom leiten lassen. Für die leibliche Gesundheit der Eingekerkerten geschah nur Einiges; die Idee eines Penitentiars-Systems wurde aber erst in den vier Jahren in Frankreich in Anregung, demnächst zuerst in Amerika auf zweckmäßige Weise in Ausführung gebracht.

Von dort ist dann die Kunde der bedeutenden Resultate nach Europa gekommen, die durch jenes System erzielt werden. Man hat auch hier Versuche damit angestellt, durchgängig ist man aber nur bei dem Theuerlichen stehen geblieben. Die Vereinzlung allein ist es nicht, welche die Gefangenen in Amerika bessert, sondern diese Isolirung — unterstützt durch die mächtigen Hilfsmittel einer vorsorglichen Verwaltung. Nichts wirkt mehr auf den Menschen als die Einsamkeit. Dieses Mittel kann aber heilsam oder verderblich wirken, je nachdem es mit Einsicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf sich allein zurückgeführte Mensch wird bald besser, gefühlvoller, mitleidiger. Ist aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Mensch stirbt oder wird verrückt.

Die ersten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchst betrübend. Große Sterblichkeit, Selbstmorde, Wüthstün oder Narttheit, häufige Rückfälle nach der Freilassung, — dies die Folgen des Heilmitteis, so lange man bei dessen Anwendung nicht mit verständiger Unterscheidung verfuhr. Die Gefängnisse standen unter Aufsicht von Männern, die nicht besser war, als die *Directeurs de prison* in Frankreich. Aber man forschte nach den Ursachen dieser Mißstände und man entdeckte sie. Edele Bürger machten die Verbrecher und ihre Besserung zum Gegenstand anregender Forschung. Bald begann die wirkliche Reform der Amerikanischen Penitentiarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienste empfohlen, das Ehrenamt suchten, die Recursen zu leiten und zu beilehen. Man sah nun Aerzte, Magistrats, Gelehrte, sich eifrig um diesen Beruf bewerben; — die Gefängnisse hatten fortan nicht mehr blos zum Zweck, die Gesellschaft vor den Verbrechern zu sichern, sondern verirrte Menschen wieder zu ihr zurückzuführen, sittlich kranken Genuß zu bereiten.

Der Erfolg hat das Werk gekrönt.

Vergleicht man jetzt aber den Zustand der Gefängnisse in Nordamerika mit dem der Gefängnisse in Frankreich, dann stellen sich folgende für das Letztere höchst betrübende Resultate heraus: in Frankreich ist die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich ist das

Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilassung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den Vereinigten Staaten wird nur von 19 Einer rückfällig. — Doch ist mit Zuversicht zu hoffen, daß es den vereinten Bestrebungen der Société de la morale chrétienne und vieler Anderer Menschenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Resultate zu erzielen. —

24.

Gefängniß zu Paris nach amerikanischen Theorien.

Miß Treloope, das Berliner Wochenblatt und die sogenannte evangelische so wie manche andere kritische Zeitung wissen von den Freistaaten Nordamerikas nicht Schlimmes genug zu sagen; sie möchten mit jenen Staaten wohl auch ihre Freiheit und anrühlig machen. Und doch sind Washington und Franklin auch unsere Wohlthäter, und die Sonne der bürgerlichen Freiheit ist Europa nicht im Osten, — sondern im Westen aufgegangen. Die Mäßigkeitsvereine, die zu den gescheitigsten Sittigungsanstalten gehören, haben von Nordamerika her sich nach England und Deutschland hin verbreitet, und die menschliche Fürsorge für die Unglücklichsten der menschlichen Gesellschaft — für die Verbrecher, — und die verständige Einrichtung der Gefängnisse und Strafanstalten ist durch edle Bürger jener so oft misachteten Freistaaten auch den gebildeteren Europäern nachherade zur Gewissenssache geworden. Es ist uns erfreulich, berichten zu können, daß nun auch zu Paris ein, nach amerikanischer Theorie, angelegtes Gefängniß, zu welchem Chabrol 1825 den ersten Stein gelegt, im Mai 1836 zur Vollendung gekommen ist. Es wurde dabei vorzüglich auf zwei Hauptformen Bedacht genommen. Um die Gefangenen Nacht zu sparen, ist jedem eine besondere Schlafstelle zugewiesen; um den Tag über die moralische Contagion möglichst zu verhindern, ist die Einrichtung getroffen, daß die Gefangenen nach 6 Categorien vertheilt werden können, sowohl für die Arbeit, als Erholung und die Mahlzeiten. Die weiteren Details können von den Sachkundigen in der französischen Zeitschrift „le Droit“ (vom April 1836) nachgesehen werden. —

Abolition der Todesstrafe.

Die Gesellschaft für christliche Moral zu Paris hatte im Jahre 1821 einen Concours eröffnet für Schriften zu Gunsten der Abschaffung der Todesstrafe. Die fleißige Arbeit des Advokaten Lucas (*Du système pénal*, 1827) erhielt den Preis. Am 20. Februar 1836 hat der Ausschuss jener Gesellschaft eine goldene Medaille und mehrere silberne für die besten Schriften ausgesetzt, durch welche die Abscheulichkeit der Hinrichtungen und die Unwirksamkeit dieser Strafe zur Unterdrückung der Verbrechen erwiesen würde: doch soll die Abhandlung nicht den Umfang eines Druckbogens überschreiten. (1) Zugleich wurde beschlossen, alle Menschenfreunde einzuladen, sich der Gesellschaft für christliche Moral anzuschließen, um Vorschläge an die Kammern zu veranlassen, durch welche die Abschaffung der Todesstrafe in Antrag gebracht würde.

Ob diese Aufforderung großen Anklang finden und die Kammern zur Abschaffung der Todesstrafe bestimmen werde, steht nach dem vor fünf Jahren unglücklichen Versuche sehr zu bezweifeln. Beistand ist es allerdings, daß im Fortgange der Civilisation die Blutrache sich in gerichtliche Strafe verwandelt und diese sich allmählig bis zur einfachen mildernden Todesstrafe gemildert hat, die nur nach der sorgfältigsten Untersuchung ausgesprochen, und selbst so noch durch das Begnadigungsrecht des Fürsten immer seltener wird. Ebenso ist nicht in Abrede zu stellen, daß Christus durch sein Benehmen gegen die, nach jüdischem Staatsgesetz des Todes schuldige Ehebrecherin die Todesstrafe für unschicklich in seinem Reiche erklärt hat, daher auch die über den heidnischen und mosaischen Staat sich erhebende Kirche zum wenigsten in der Theorie die Maxime aufgestellt und beibehalten: „die Kirche verabscheut jedes Blutvergießen.“ Thatsache ist endlich, daß nordamerikanische Staaten, die sich durch ihre humanen Gesetze über alle ausschließenden Kirchen erhoben, — bereits die Todesstrafe wirklich abgeschafft haben.

Dennoch ist es der Wissenschaft noch nicht gelungen, die Nothwendigkeit der Abschaffung gegen alle dawider erhobene Bedenkllichkeit siegreich zu erheben. Die Vorstellung von der Gerechtigkeit, als einer Wiedervergeltung und von der Strafe als eines Rückschlages

des Verbrechens selbst auf seinen Urheber, so wie der hierdurch zu erzielenden Herstellung des Rechtes ist zu tief gewurzelt und beherrscht zu sehr das ganze übrige Straffensystem, als daß man ohne überwältigende Gründe sich dem quimüthigen Streben der Gesellschaft für christliche Moral, nach Abschaffung der Todesstrafe, anschließen dürfte.

26.

Selbstmord.

(Doyl. 1895)

Noch immer vermehren sich die Selbstmorde in Frankreich. Häufig sind es junge Leute, die anscheinlich wegen irgend einer Widerwärtigkeit sich sofort den Tod geben. So hat wieder in diesen Tagen ein junger Mann zu Lyon, von kaum 25 Jahren, der, gebildet und wohlhabend, erst kürzlich Avocat bei einem Appellhof geworden, man weiß nicht warum, sich getödtet. Sein Ende war schrecklich. Er wollte sich in's Herz schießen, aber die Kugel nahm eine andere Richtung. Man fand ihn auf dem Boden, verblutet, mit zerissener Bekleidung, mittelst welcher er vergeblich die Verblutung zu hemmen versucht hatte.

Schon öfter haben bereits französische Tagblätter die Stimme gegen solche gottlose Gewaltthat erhoben. Nun hat auch der, als theologischer Schriftsteller rühmlich bekannte Guillon, (Bischof von Monaco und Almosenier der Königin von Frankreich) „*Extractions sur le suicide*“ herausgegeben. Hoffentlich wird der Inhalt dieser Schrift ihren Titel vergessen machen; denn der Selbstmord, der in der gegenwärtigen Zeit fast immer irgendwie ein Akt der Verzweiflung ist, kann unter Menschen nicht Gegenstand einer bloßen Unterhaltung sein. Jedenfalls ist das gewöhnliche Gerede darüber durchaus unbefriedigend. Man glaube Alles gesagt zu haben, wenn man die Vermehrung der Selbstmorde einer Abnahme der Religion, und diese Abnahme dann wieder der Zunahme unreligiöser, oder wie man gern zu sagen pflegt, philosophischer Schriften Schuld gibt. Ungelöst bleibt hierbei die Grundfrage, was denn eigentlich Ursache sei, daß die Religion ihre Herrschaft nicht zu behaupten vermöge? — Sehen wir aber auf die Vergangenheit zurück, so finden wir nicht bloß Irrthümer, sondern auch vermeintliche Religiositäten

als Ursachen des Selbstmordes. Schließt man die Selbsttödtung Bahn-
sinniger von der Zahl eigentlicher Selbstmorde aus, so lassen sich die
Motive der letzteren auf drei Hauptklassen zurückführen. Seit undenk-
lichen Zeiten tödteten sich jährlich unzählige Indier auf verschiedene Wei-
sen, weil ihre Religion ihnen unter bestimmten Bedingungen die See-
ligkeit dafür verheißt. Ebenso suchten Christen in den ersten Jahrhun-
derten gewaltsamen Tod, und späterhin verkürzten zahllose Mönche ge-
waltsam ihr Leben, weil sie dadurch den Himmel zu verdienen oder doch
der Hölle zu entfliehen glaubten. Ebenso „tödteten“ altscandinavische
Schwermänner sich die Adern, wenn sie des Lebens Ende heran-
nahe fühlten, weil sie durch freiwilligen Tod in Valhalla aufgenommen
zu werden hofften. Griechen und Römer (siehe noch Japaneser) —
tödteten sich selbst, wenn ihnen das Leben zu einer unerträglichen Last ge-
worden, erst, weil ihre Religion es ihnen nicht verbot, späterhin, weil
ihre Glaube, der stoische, vielen den Selbstmord zu gestatten schien, zuletzt,
unter den Römern, weil Vergewaltigung sich ihrer bemächtigte. Staat
und Volk, von deren Leben der Einzelne früher getragen, gehalten, gekräft-
igt worden, waren selbst tödtlich erkrankt, der Glaube an die alten Göt-
ter erloschen, weil sie der nothwendig erwachten Kritik keinen nachhaltigen
Widerstand zu halten vermochten. Auf der Erde schienen List, Gewalt,
Wirkliche, Zufall und Eigennutz zu herrschen; das Jenseits lag im Dun-
kel. Es gebrach dem Einzelnen leicht Kraft und Widerhalt, um sich im
Weltsturm aufrecht zu erhalten. — Alles mußte anders werden, als der
Glaube an allwaltende Vorsehung, an unbedingte Pflicht der Jüngung
in ihre Rathschlüsse und an künftige Vergeltung die trostlosen Völker zu
erlösen kam. Nur der Gottheit, die das Leben verliehen, stand das Recht
zu, es zu nehmen, und nur durch Widerstand der sterblichen Vorsehung
konnte soctan der Wahn sich erzeugen, daß der Einzelne kraft eigenen
Rathschlusses die Prüfungszeit des irdischen Daseins abkürzen dürfe.
Wirklich hat die christliche Kirche von jeher den Selbstmord als Todsfünde
gebrandmarkt und so lange sie mit sich selbst einig geblieben, war die Zahl
der Selbstmörder sehr gering. — Indessen war gleich von Anfang eine
Vorstellung von der Vorsehung herrschend geworden, welche zwar den
damaligen Bedürfnissen der abendländischen Völker genügte, sich aber nicht
auf die Dauer mit der Idee eines allliebenden Gottes, die uns eben-
wohl durch Christus offenbart worden, vereinigen ließ. Als daher die
geistige Bildung auf dem Punkte angelangt war, auf welchem es für den
denkenden Menschen zum unabweislichen Bedürfnis ward, die überklem-
menen Vorstellungen zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen und
nur dasjenige als ein harmonisches anzuerkennen, was sich im Einklang

findet mit den höchsten Idealen der Vernunft und des Herzens, — da zerfiel auch die christliche Kirche in und mit sich selbst, und es nahm jene Schmerzenszeit ihren Anfang, in der wir selbst noch leben, — in welcher die früher herrschende Religion nicht mehr durchaus den erwachten Bedürfnissen des Geistes und des Herzens genügt. Die nächste Folge hiervon ist, daß schwache Gemüther, von den aufsteigenden Zweifeln fortgerissen und überwältigt, in den Bedrängnissen des Lebens, des Rückhaltes ermangeln, der sie vor Verzweiflung zu bewahren vermöchte. In solchen heissen Zeiten kann aber weder ein gehässiges Befinden der edelsten Geistesthätigkeiten, noch ein sentimentales Ermahnen zur Um- und Rückkehr zu abgelebten Vorstellungen die allerschnelle Hilfe bringen; sondern nur die schonungsvollste Behandlung der Verirrten und die schonungslosste Erforschung und Enthüllung der wahrhaften Ursachen der eingerissenen Irreligiosität. Eine solche Forschung führt aber gerade zu der Ueberzeugung hin, daß bestehende Formen nur dann zerfallen, wenn der im Inneren webende Geist, zu höheren Bedürfnissen erweckt, die dürrten Blätter nur abbläst, um reichere, herrlichere Gestaltungen hervorzutreiben. Soviel kann übrigens schon jetzt mit Zuversicht ausgesprochen werden, daß, je weiter die Forschung in die Geheimnisse des Universums eindringt, sie um so klarer die alldurchdringende Waltung des allwissenden Gottes erkennen, und aus dieser Erkenntniß der heiligen Pflicht inne werden wird, sich jeden willkürlichen Eingriff's in die Fügungen der Vorsehung zu enthalten. Sanft läßt sich's in jedem Sturme an dem Herzen des Ewigen ruhen, der die ganze Welt im Herzen trägt, und auch dem verlorenen Sohne noch seine Liebe bewahrt.

27.

Pferd : Wettrenn : Manie.

Ist es nicht, als wollten in die neuen — und zu ihnen — die guten alten Zeiten zurückkehren, in denen Feste und Wettkämpfe aller Art sich drängten und die Palme des Sieges nur verschlungen mit der Palme des Friedens emporkam? Musikfeste in England und Deutschland, Wettkämpfe der Maler auf Kunstausstellungen in Deutschland und Frankreich, Italien und England, Wettrennen zwischen Blumisten und — Journali-

sten, zwischen einem französischen und einem italienischen Improvisator, zwischen Aufkärern und Belustigern à bon marche — mit Stabistichen, Holzschnitten, Strindrücken u. s. w. u. s. w.

Bis jetzt aber hatte noch jedes Volk zum wenigsten eine ihm eigenthümliche Passion, wie die Spanier für die Thierbege, so die Engländer für die Pferdbege — Pferderennen wollte ich sagen. Indes scheinen auch hierin die Völker sich zu einander bekehren zu wollen; denn in Frankreich verbreitet sich jetzt von Paris aus eine wirkliche Pferd-Wettrennen-Manie. Wo nur ein Städtchen in der Umgebung der Hauptstadt einen geeigneten Platz dafür ermitteln kann, da wird ein Hippodrom errichtet, da werden Preise gestiftet, und die Sociétés d'encouragement unterstützt sie; die Pferdzüchter strömen herbei, die Zeitungen geben lange Berichte, in denen es dem Leser gelb und grün, und blau und roth vor den Augen flimmert von — Jockey-Livreen; die Pferde werden noch mehr gepriesen als ihre Herren, und — wie der Zeitstanz — breitet das Rennen und Jagen — nach Ruhm und Geld und Lust — sich epidemisch aus, — und weder Gebigke noch Stürme — hemmen den Zug der Mänaden. —

Seit einigen Jahren, — so bemerkt ein französisches Blatt, — sind die Pferderennen in Frankreich volksthümlich und in der eleganten Welt Mode geworden. Wenige erwägen aber, welcher vortheilhaften Einfluss dies auf die Pferdezucht haben wird, wie denn namentlich England vorzüglich den Racen seinen Reichthum an trefflichen Pferden verdankt. Die Nachrichten von Wettrennen reichen hier bis auf die Zeiten Heinrich's II. (1154 — 1189) hinauf. Auch Edward III. hatte Rennpferde in seinem Gestüte. Aber erst unter Heinrich VIII. wurden Wettrennen in mehreren Theilen des Königreich's eingeführt, erst unter Jakob I. (1603 — 1625) bestimmte Regeln und Epochen für die Rennen zu New-Market, Croudon und Enfield: Ebese festgesetzt. Carl I. war großer Liebhaber dieser Spiele, und selbst Cromwell beschäftigte sich viel mit Rennpferden; doch weiß man Nichts von Rennen unter seiner Herrschaft. Kurz nach der Restauration wurden sie zu New-Market wieder eingeführt, und Karl II. stiftete einen Preis, der in Silberwerk v. 100 Pfd. St. Werth bestand. Vor dem war eine silberne Schelle zugleich Ziel und Preis des Siegers. Von nun an nahmen die Könige von England alle sehr Bedacht auf Verbesserung der Pferde-Rassen und förderten ein Wettrennen, als kräftiges Mittel hierzu. Neue Preise wurden unter Georg II. gestiftet; die Lust am Wettrennen verbreitete sich allgemein in England und wurde unter Georg III. durchaus national. —

Von dieser Zeit an beginnen auch Pferderennen in Frankreich. Die ersten fanden Statt 1776 in der Ebene von Sablons mit englischen

Pferden, veranstaltet von französischen Großen (u. a. auch dem Comte d'Artois, nachmaligem Karl X.) die damals von Anglo manie angeflekt waren. Unter Ludwig XVI. wurde solches Rennen öfter, aber nicht regelmäßig wiederholt. Zu den Zeiten der Republik wollte man, um die Alten nachzuahmen, das Wagenrennen einführen. Viele Unglücke, die sich dabei ereigneten, ließen bald darauf verzichten. Erst unter Napoleon wurden regelmäßige Pferderennen in Frankreich angeordnet und Preise festgesetzt. Auch Ludwig XVIII. und Karl X. begünstigten sie; doch haben erst seit 1833 dieselben einen neuen, besondern Aufschwung gewonnen, vorzüglich durch Bildung einer „Société d'encouragement“, ähnlich den Jockey-Clabbs in England. Hieran knüpfte sich ein „Journal des Haras, des Chasses et des Courses de chevaux“, und jetzt ist der Eifer dafür bereits in die Reihe der noblen Passionen eingetreten. Es finden nun Wettrennen Statt zu Paris (im Frühling und Herbst), zu Chantilly, Versailles, Limoges im Mai, zu Auxillac, Tarbes, Saint-Brieuc im Juni, zu Bordeaux, Nancy, Lezin im Juli, zu Nantes, Angers, und Boulogne sur mer im August.

28.

Kampf gegen Phrenologie.

Umlängst wurde die Phrenologie in der Akademie der Medizin zu Paris von Dr. Rouxour als die „größte Mystifikation des 19ten Jahrhunderts“ bezeichnet. Broussais nahm sie in Schutz, vertheidigte sie aber auf eine andere Weise, welche ihre Grundlage selbst zerstört. Er bemerkte nämlich: „Man wendet ein, daß die Verbrecher nicht alle die Schädeltücker des Verbrechens haben, welches sie hassenswerth und strafbar macht. Die Mörder haben nicht alle die (s.) Organe des Mordes oder der Grausamkeit, das ist wahr; man sehe Fieschi und Lacomar; aber man kann aus Stolz tödten, wie der eine, aus Habsucht, wie der andere. Die Begierlich keit (concupiscence) führt vielleicht eben so oft zum Mordmord als der scheußliche Blutdurst. Viele Diebe werden Mörder in der Hoffnung, das erste Verbrechen durch ein größeres zu verbergen.“ — Sehr richtig bemerkt hierauf die „Gazette de France“: „Von dem Augenblick an, als man Leidenschaften, Interessen, Laster des Her-

gens und Geistes — als Ursache eines Mordes statuiert, und eine Lösung der Leidenschaften anerkennt, welche den Menschen zu einem größeren Uebel hinreißt, — ist das ganze phrenologische System vernichtet; denn die materiellen Organe haben keine Gewalt mehr über den Willen, wenn man tödten kann, ohne das Organ des Mordes zu haben. Gibt es ein inneres Motiv, welches den Dieb zum Mord treibt, so gibt es auch ein solches, welches den Habfüchtigen zum Diebstahl treibt. Dann sind schon gleich die zwei Organe des Mordes und des Diebstahles überflüssig. Bleibe noch die Habsucht. Hat diese aber nicht auch einen tieferen Grund? Ist man nicht habfüchtig aus Eitelkeitsucht, und ist diese nicht am Ende das einzige Prinzip aller Laster?" —

1

29

Jahresversammlung der Phrenologischen Gesellschaft zu Paris.

Am 10. Sept. 1837 hielt die Phrenologische Gesellschaft von Paris ihre Jahresversammlung in der Salle St. Jean, welche außer dem Concerten für Arme, Lotterien für junge Doktoren, französischen, italienischen und deutschen Improvisationen, den Riesen-Concerten der Philharmonischen Gesellschaft und Exhibitionen für Bedürftige aller Art gewidmet ist. Ärzte und Fremde hatten in großer Anzahl, auch einige Damen, aber das phrenologische Personal vollständig sich eingefunden. In den Einladungsbriefen hatte es geheißen: „Nous aurons Vital Mangiamela“ (den mathematischen Hirtentkaben aus Syllien); Statt seiner aber fanden die Neugierigen nur einen Gipsabguss seines Schädels.

Herr Prof. Broissais eröffnete die Sitzung. Er wollte über die Phrenologie in Beziehung auf die sozialen Verhältnisse und die sich ihr entgegenstellenden Hindernisse sich verbreiten; seine Rede war aber nur eine Anpreisung dieser Kunde, deren Substanz sich etwa so resumieren läßt: „ohne Phrenologie keine Moral, keine Gesellschaft, keine Sicherheit und kein Glück. Mit ihr wird man an sichern Zeichen das Innerste des Menschen erkennen, die Heuchelei wird entlarvt und es giebt fortan keine Betrogene mehr.“

Er selbst hatte aber vor 1830 sich über Gall's Lehre folgendergestalt ausgesprochen: „Es ist betrübt, daß sich ernste Bedenkllichkeiten gegen ein so bequemes System erheben. Vor Allem liegt die Schwierigkeit am Tage, unsere Neigungen und Vermögen abzugrenzen, oder sie auf eine so kleine Zahl von Hauptpunkten zurückzuführen, daß sie die ziemlich geringe Zahl von Organen, aus denen Gall den Schädel zusammensetzt, nicht überschreiten . . . Es ist unmöglich, die Organe materiell zu umschreiben, welche für knochichte Erhöhungen angenommen werden, die nicht immer ein und demselben Bündel von Nervenfasern entsprechen dürften, und in der That nicht immer den geistigen oder wirklichen Prädominanzien entsprechen.“ —

Nach Hrn. Broussais trat der Sekretair der Gesellschaft, Herr Auguste Luchet auf, und klagte, daß die Phrenologie jetzt allgemein verspottet (*hasoué*) sei; meinte aber, „sie sei ein gutes Kind; sie lache „über die Bisse des Reides, verachte das Geschrei der Thorheit und Unwissenheit, und tröste sich über diese Schmerztaxe mit dem Gedanken, „daß das Evangelium ebenso begonnen, und sie dann auch wohl wie dieses triumphiren werde.“ —

Die Arbeiten der Gesellschaft während des abgelaufenen Jahres waren von geringem Belang. Sie beschränkten sich größtentheils nur darauf, Bestätigungen für schon aufgestellte Sätze zu suchen. Nun hat zwar der Rechner Vito Mangiamela den Rechen-Hübel nicht; die Phrenologen halfen sich aber hier, wie sie schon bei Fieschi es gethan, dem der Morbihöder fehlte, und bei Lacenaire, dessen Schädel die schönsten Verhältnisse zeigte. „Man ist nicht nur Mathematiker, wie man wohl glauben könnte; — um zu so abstrakten, so complicirten Berechnungen zu gelangen, bedarf es der Zusammenwirkung der Organe der Causalität und der Configuration; beide Hübel sind bei dem jungen Fierren sehr hervorragend, — wie Sie hier sehen können;“ — dabei zeigte Hr. Broussais den Gipsabguß des Schädels unseres Rechners. Aber diejenigen, die den Knaben selbst gesehen, erinnern sich sehr wohl, daß gerade da, wo die Phrenologen eine Erhöhung sehen wollen, sich eine Vertiefung befindet.

Von der nun folgenden Rede des Dr. Fossati „über das Maler-talent“ ließ sich wenig verstehen, da er das Französische allzuflark italiänisirte. Leicht zu behalten war jedoch die oft wiederkehrende Phrase: „la phrenologie a roussi,*¹) elle roussit beaucoup, elle roussira d'avantage.“ —

*) So sprechen die Italiäner häufig *roussi* aus.

Den Schluß machte ein Vortrag über den Schädel des Hauptmanns Daron-d'Urville. Da aber, als diese Rede begann, schon 5½ geschlagen, und das Organ der Alimentivität, welches die Phrenologen hinter die Ohren versetzen, sich wahrscheinlich in den Höhlen des Magens verspüren ließ, so desertirten die Zuhörer in Masse, und — unser Pariser Berichterstatler — that dergleichen.

Wir stimmen ihm aber völlig bei, wenn er hinzusetzt: „die Phrenologie ist noch nicht als Wissenschaft vorhanden. Es ist unstreitig eine sinnreiche Lehre, die aber bis jetzt nur aus einigen Wahrheiten, aus vielen Lügen und einer großen Zahl von Täuschungen besteht.“

Viele und unbestreitbare Thatfachen sprechen für einige von ihr aufgestellte allgemeine Gesetze; wenn sie aber in's Einzelne übergeht und unser Gehirn in 35 Bedcklein Nervensubstanz zertheilt, die genau 35 Anlagen entsprechen sollen u. s. w., — dann muß man ihre Präensionen zurückweisen und — vorurtheilsfreier Forschung das Weitere anheimstellen. —

30.

Lebens-Magnetismus.

a.

Doctor Berna und die Pariser Akademie der Medizin.

Die außerordentlichen Beilagen zur Allgemeinen Zeitung No. 478 — 81 (29. Septbr. 1837.) enthalten, unter der Aufschrift „der thierische Magnetismus und die Akademie der Medizin in Paris“ den Bericht eines „Pariser Correspondenten“ über eine Untersuchung, welche die genannte Akademie verfügt hat, zur Echrdtung der von Dr. Berna aufgestellten Behauptung, daß er eine von ihm magnetisch behandelte Kranke beliebig auf bestimmte Zeitsfrist gegen Verwundungen unempfindlich zu machen vermöge. Der Correspondenzbericht ist aber weiter nichts, als eine sehr wenig veränderte Uebersetzung des sehr albern witzelnden Berichtes eines gegen den Magnetismus, — offenbar aus Mangel an Kunde von demselben, — eingenommenen französischen Arztes in dem Journal des Debats. Auch hat Dr. Berna durch die Zeitungen das Schreiben

veröffentlicht, welches er an den Präsidenten der Akademie der Medizin gerichtet, um gegen den derselben erstatteten Bericht zu protestiren, da darin „die Thatfachen theils entstellt, theils verschwiegen,“ u. s. w., was Alles er in Bälde durch eine „mit unverwerflichen Belegen“ versehene ausführliche Widerlegung erweisen werde.

In der Akademie selbst hat Hr. H u s s o n sich gegen den erstatteten Bericht erhoben, — und bis jetzt ist noch kein Ausspruch erfolgt. — So viel geht indessen selbst aus den vorliegenden Berichten hervor, einestheils: daß Hr. Dr. Berna v e r m e s s e n t l i c h sich anheischig gemacht, magnetische Erscheinungen hervorzurufen, die zwar schon öfters stattgefunden haben, auf deren Erneuerung er aber nicht mit Gewißheit zum Voraus rechnen konnte; andertheils, daß die von der Akademie deputirten Aerzte in so entschiedener Eingenommenheit gegen den Magnetismus befangen waren, daß durch ihr mißtrauendes Benehmen die magnetische Wirksamkeit des Dr. Berna leicht mehr oder weniger paralysirt werden konnte.

b.

Hellsehen eines eilfjährigen Kindes zu Montpellier.

(April 1838.)

Herr B u r d i n, ein Mitglied der französischen Akademie der Medizin, hatte im October 1837 einen Preis von 3000 Franken für den Hellsehenden ausgesetzt, welcher ohne Beihülfe des Lichtes, der Augen und des Tastens lesen würde. Kaum war dieses, so schreibt ein französisches Tagblatt, durch öffentliche Blätter bekannt geworden, als von Frankreich und vom Auslande der Akademie zahlreiche Thatfachen von clairvoyance, begleitet von Zeugnissen und Certifikaten, mitgetheilt wurden. Jeder glaubte, auf den Preis Anspruch machen zu können; allein man vergaß, die Commissäre der Akademie und den Preisfeher zur Bewahrheitung des Faktums einzuladen.

Nun wird aber angelagt, daß Hr. Pigeaire, Arzt zu Montpellier, die Frage gelöst. Seine Hellsehende ist seine eigene eilfjährige Tochter, deren clairvoyance die Lallemand, Lordat und andere Professoren der medizinischen Fakultät jener Stadt in Erstaunen gesetzt hat. Kein Verdacht von Betrug kann hier erhoben werden. Dem Kinde sind die Augen mit einem sehr dichten Bande von schwarzer Seide bedeckt, und am unteren Rande wird eine Binde mit einer Substanz angebracht, welche jedes Sehen durch die zwischen Binde, Nase und Wangen befindliche Rinne unmöglich macht. Mit dieser Art von Maske liest das Kind sowohl Gedrucktes als Geschriebenes. Zu bemerken ist hierbei, daß sie sich

zwar des Zeigefingers bedient, um damit den Anfang des ersten Wortes zu bezeichnen (gratter), es dabei aber bewenden läßt (mais elle ne persiste pas). Dennoch kann sie nicht lesen, wenn sie ihre Hände auf den Rücken hält, noch wenn man einen undurchsichtigen Körper zwischen das Buch und die ihre Augen bedeckende Binde bringt. Indessen insistirt Hr. Burdin nicht auf diesen Punkten; er findet das Phänomen außerordentlich genug, wie es die Professoren von Montpellier beobachtet haben. Hr. Digeaire begibt sich, wie es heißt, mit seinem Kinde nach Paris, und hofft hier auch die Ungläubigsten zu überführen.

31.

Die Schule der Wahrheit von Ajaïs.

Auf Ersuchen des Herrn Ajaïs, der durch viele philosophische — mitunter interessante — Schriften, besonders durch sein *Compensation's-System*, bekannt ist, hat der Minister des öffentlichen Unterrichts die Bildung einer Schule der Wahrheit in der Halle des *petit-pyrées* (im 3ten Bezirk der Stadt Paris) gestattet. Herr Ajaïs wollte die Vorlesungen im März 1836 eröffnen. Der Eingang ist für diese und die folgenden Versammlungen unentgeltlich. Den Gegenstand derselben kündigt Hr. A. in Folgendem an:

„Die Wahrheit, nach ihrem ganzen Umfange, wäre für den menschlichen Geist die Kenntniß aller Thatfachen, aller Wesen, aller Verhältnisse, aus denen das Universum besteht.

„Der menschliche Geist ist bestimmt, diese Kenntniß zu erwerben; denn ohne Unterlaß ringt er unaufhörlich, sehnt er sich darnach, und in seiner Ungebuld, Alles zu sehen, Alles zu begreifen, imaginirt er sich dasjenige, was er noch nicht entdecken kann.

„Wenn aber die Einbildungskraft sich nicht durch die strenge Vernunft und die genaue Wissenschaft regeln läßt, erzeugt sie nur Irrthum; und, früher oder später, stürzt jeder bedeutende Irrthum die Menschheit in Unruhe und Unordnung.

„Strenge Vernunft, genaue Wissenschaft sind das Einzige, wodurch die Schleier gelöst werden können, welche die Wahrheit verhüllen.

„Nur an sie hat Hr. Agassiz sich gewandt. Was Vernunft und Wissenschaft ihm gelehrt haben, legt er seinen Zeitgenossen dar, er ladet diejenigen, welche Interesse für die Wahrheit hegen, ein, das Werk seines Lebens zu prüfen, zu vervollkommen, und mit ihm in der Hauptstadt des Erdballs (du globe), die Schule, die der menschliche Geist erheischt, die Schule der Wahrheit zu stiften.

„Diese Bezeichnung: „Schule der Wahrheit,“ deutet durch sich selbst schon hin auf anhaltende Erörterungen (discussions) und fortschreitende Studien. So kündigt sie, von Seiten des Herrn A., nicht die Präension, niemals etwas anderes, als Worte unbedingter Wahrheit hören zu lassen, — sondern nur die Absicht an, nie anderes, als aus völliger Ueberzeugung zu reden, mit vollkommener Bereitwilligkeit alle Einwürfe aufzunehmen, die ihm gemacht werden; nach bestem Vermögen alle von ihm gewünschten Erläuterungen zu geben; endlich sich selbst über die etwaigen Ungenauigkeiten seiner Gedanken aufzuklären, indem er mit Eifer und Dank alle gesunden und scharfsinnigen Bemerkungen benützen wird.

„So wird sich in Mitten von Paris die großartigste, nützlichste und zugleich auch die friedfertigste Polemik gestalten.

„Nur der Irrthum erzeugt den Streit (dispute); nur die Wahrheit kann die Meinungen und Gefühle harmonisiren.“ —

32.

Ein Denkblatt aus und zu der Pariser Literär- und Sitten-Geschichte.

Das Bulletin der Revue de Paris vom 25. Februar 1837, nachdem es der „fast contagios (scheinenden)“ Manie des „politischen Meuchelmordes“ gedacht, und seine Meinung geäußert über das Schisma der Doctrine, nämlich über die école compromettante des Herrn Fossé de, und die école compromise der Debats, — fährt ohne Weiteres — folgenderge-
stalt zu revidiren fort:

„Etwas, dessen viele Weltlinge sich nicht vermuthen, und was doch ihnen mitzutheilen dienlich sein möchte, ist, daß die Fassen in unseren katholischen Kirchen mit musterhaftem Eifer gefeiert werden. Unter den Herren Pfarrern unserer Hauptkirchen herrscht ein heiliger Wett-eifer etc.

ganten und bescheidenen Proselytismus's. Sie haben wohlweislich erwogen, daß die Ungläubigen den Fliegen gleichen, deren man weit mehr mit einem Löffel voll Honig fängt, als mit einem ganzen Faße voll Essig. Auch wird nichts von dem Allen verschäumt, was die Strengigkeiten (austerités) dieser Busszeit liebenswertig (aimables) und anziehend machen kann. Der Gottesdienst an großen Tagen gleicht jetzt an vielen Orten einem wahrhaften Concert. Ist es — um recht eigentlich zu sprechen — nicht eine musikalische Messe, die man hört, sondern eine messikalische Musik.*) Auch die Kanzelbereitsamkeit hat ganz ihren Styl verändert. Sie ist des Dazuhaltens geworden, daß es ungeschickt (malhabile) sei, diese Weltzeit zu schmähen, wie sie es ehemals gethan; jetzt schmeichelt und liebkost sie ihr und bemüht sich, sie durch Einschmeiehung und Höflichkeit zu gewinnen. . .“

Das Bulletin erwähnt nun vorübergehend des Herrn Pfarrers Recoartier und des Herrn Combaut „eines der Adler der neueren Kanzler“ — und läßt sich dann weiter also vernehmen: „Aber der par excellence fashionable Carême ist immer der von St. Roch. Seit Herr von Olivier hier Pfarrer geworden, ist St. Roch unbestreitbar die Pfarrkirche von Paris, wo es am angenehmsten ist, für sein Heil zu sorgen (de faire son salut). Die Kirche ist comfortabel, gut geschlossen, glänzend von Eleganz und überall auf das Zierlichste (coquettement) geschmückt. Die Kapelle zur Anbetung ist ein köstliches — Boudoir, wo die gärtlichen Seelen nicht müde werden, zu — meditiren. Das Orchester hat keinen Nebenbuhler unter den heiligen Orchestern. Keines der bei Musard jetzt beliebten Instrumente fehlt, weder das englische Horn, noch die Trompete mit Klappen (à piston). Was die Gesellschaft der Gläubigen betrifft, so ist sie tadellos und vollkommen ausgewählt. Die Königin und die beiden Prinzessinnen, ihre Töchter, gehören zu den fleißig besuchenden Pfarrkindern. Sonntags die Messe um ein Uhr ist eine außerordentliche Versammlung der beßgekleideten schönen Frauen von Paris. Gewiß wird es St. Roch sein, wo in der Charwoche sich die Mode von Long-Champs entscheiden wird. — Auch Predigten liefert St. Roch zu jeder Stunde, von jeder Gattung und Beschaffenheit, für alle Bequemlichkeiten und alle Geschmäcke. Der erste Vikar, Herr Abbe Dupanloup, predigt nach der Ein-Uhr-Messe Sonntags und Mittwochs. Er hat sich glücklicherweise schon aus dem undankbarsten Theile seiner Fasten herausgezogen; er ist zu Ende mit der Uebersicht der menschlichen Misere, es bleibt ihm nur noch die Abzählung der göttlichen Erbarmungen. Hr. Abbe

*) Nicht sowohl eine messe en musique, als eine musique en messe.

Dupanloup stammt aus der modernen literarischen Schule; es ist der romantische Prediger. Selbst noch jung und inspirirt, findet er besonders Beifall bei den jungen mystischen Frauen, die mit Swedenborg die Ehen im Himmel oder den Loos — auch im Himmel — für die Ehen auf Erden — träumen.“ — Das Bulletin charakterisirt nun auch in der Kürze die übrigen Prediger von Saint Roch, die Herren Pétrot, Cornut und Olivier, den Pfarrer der Kirche selbst, und wendet sich sofort — zu dem diesjährigen — Ball des Präsidenten der Deputirtenkammer, welcher zahlreicher gewesen, als der große königliche Ball in den Tuilleries, — und beschließt seine Revue mit ein paar Worten über die bevorstehende Eröffnung des Salons der Kunstausstellung. Die Stoffirung dieses Bulletins überlassen wir süglich unsern Lesern.

33.

Der literarische Schuster.

Ein Pariser Schuster, der im sq. Quartier latin wohnt, und einen Theil der häufigen Ruhestunden seinem Voltaire, seinem Paul de Kock und sonstigen literarischen Notabilitäten des dritten und — vierten Standes zu widmen pflegte, wollte, als seine Frau sich von einem andern Liebsten entführen lassen und andere Unglücksfälle zugleich auf ihn eingebrochen — wie es jetzt fast Sitte geworden in Paris — eigenmächtig von der Lebensbühne abtreten. Da es aber zum guten Ton gehöret, die Urfaulen dieses Gewaltschrittes vorher zu Papier zu bringen, damit Unschuldige nicht in Verdacht gerathen, so schrieb auch unser Schuster folgende Zeilen: „Man beschuldige niemanden meines Todes; ich selbst habe in einem Anfall von Wuth mich getödtet. Niemals hatte Jemand bessere Gründe dazu; der Beweis dafür findet sich in Molière, der irgendwo sagt:

„Quand on a tout perdu, quand on est sans espoir,
La vie est un opprobre et le mort un devoir.“

Raum aber hatte er diese Zeilen niebergeschrieben, so stiegen ihm Zweifel auf, ob jene Verse nicht vielmehr von J. J. Rousseau oder gar von de Lamennais seien. Um nun den literarischen Klubb nicht zu entehren, zu dem er gehörte, verschob er den völligen Ausdruck seines „Wuthanfalles“

auf den folgenden Abend, um zuvor sich von der Richtigkeit seines Citats zu überzeugen. Aber auch unter seinen Freunden, die er am folgenden Tage versammelte, konnte man sich nicht darüber einigen, wem jene (ebenso schön als ungereimte) Lebens- oder vielmehr Sterbensregel zuzuschreiben sei. Der Eine meinte, sie fände sich im Tarrusse von — Corneille (!), der Andere erinnerte sich, sie mehr als einmal in Edgar Quinet's Prosa bewundert zu haben; ein Dritter wollte sie gar dem Feuilleton von Théophile Gautier über die große Oper vindiciren; — die Entscheidung mußte auf die folgende Woche verschoben werden. Indessen besann sich der Schuster, resignirte sich in das unabwehrliche Geschick und fertigt nach wie vor seine Schuhe und ließt mit immer gleichem Behagen seinen Voltaire und seinen Paul de Kock.

34.

Belletristisches Aktiengeschäft.

(Ende 1836.)

Wenn nicht bald ein gewaltiger Weltkrieg ausbricht, oder ein sechs-ter Welttheil entdeckt wird, welcher den Speculationsgeist auf sich abzieht, dann steht zu gewärtigen, daß die Literatur sich in ein großes Aktiengeschäft verwandelt. Schon hat der Herausgeber von Chateaubriand's Werken eine große Büchertotterie eingerichtet. Nun wird auch eine Zeitschrift: „l'Epoque, ou les soirées européennes“ angekündigt, für welche 100 Aktien, jede von 1000 Franken, creirt werden. Gewinnt diese Monatsschrift 4000 Abonnenten, dann bezieht jeder Aktionär 100 Procent seiner Einlage, findet dieser Vorschlag Eingang, dann müssen andere Unternehmungen nachfolgen und wir werden dann täglich auf der Börse erfahren können, wie hoch oder wie niedrig jedes Zeitblatt — in der öffentlichen Meinung notirt ist. Als die principaux rédacteurs der Epoque werden genannt de Lamartine, Graf von Corbérion (!), Juin d'Alais, M^{re}. Aug. Combault, H. Bertin, die Deputirten Anguis, und von Goldberg, die Grafen de Lafaye, de Baunat und de Villers, die Barone von Montemart und Roujou und mehrere Mitglieder der Berliner Akademie (!) und der gelehrten Gesellschaften Deutschlands, Englands u. s. w.

Der Europäische historische Congress zu Paris.

Der zu Paris am 28. Novbr. 1835 eröffnete „historische Congress“ (vielmehr Congress von Historikern), der sich den stolzen Namen eines europäischen beigelegt, hat am 15. Decbr. seine Sitzungen geschlossen. Die Versammlungen wurden auf dem Stadthaus gehalten und lockten viele Wiß- und Neugierige herbei. Sie dauerten jedesmal von 1 bis 5. Sehr interessante Vorträge wurden gehalten, die dann zu nicht minder interessanten Discussionen Veranlassung gaben.

In der 9. Sitzung wurden die Verhandlungen über die Geschichte der Phrenologie wieder aufgenommen, bei welchem Broussait, Marchal und La Cordière gegen Rour, Ceriz, Velsfeld und Sandrat kämpften.

In der 10. Sitzung war die Geschichte der religiösen Baukunst an der Tagesordnung; in der 11. las Batou von Eckstein eine Denkschrift vor über die Geschichte der Gemeinden.

In der 12. wurde die Frage über die menschlichen Rassen verhandelt, worüber Sandrat, Buchez, Considérant, de Menzi und Monglave sprachen.

Der Bericht über sämtliche 14 Sitzungen wird mit nächstem in Druck erscheinen. Die weithistorische Bedeutung solcher Congresses wird vielleicht schon in naher Zukunft an den Tag kommen. Schon jetzt kann erkannt werden, daß diese Versammlungen Gelegenheit geben zur wechselseitigen Befruchtung der wissenschaftlichen Forscher und hierdurch einerseits manchen, bisher so störenden Missethungen vorbeugen, andererseits eine planmäßige Vertheilung der Arbeiten möglich machen. Auf diese Weise wird viele Kraft ökonomisirt und zugleich die Organisation einer Gelehrten-Republik vorbereitet, deren Gedanke schon unserem Leibniz vorgeschwebt und in neuester Zeit von Klopstock, Fichte, Krause und St. Simon zur Sprache gebracht worden. So wird die Wissenschaft, als die Erkenntniß aller Wahrheit, alles Allgemeinen auch als allgemeine, heilige Angelegenheiten der Menschheit anerkannt und constituirt und der unerschütterliche Grund zu einem allbefriedigenden Geistesreich gelegt. — Es darf uns freuen, daß auch hierzu unser ehrwürdiges, altes Deutschland die ersten Schritte gethan.

Cinq Comités historiques.

(Januar 1834).

Was vor 30 Jahren Saint-Simon gewünscht, daß die wissenschaftlichen Arbeiten organisirt und einer einheitlichen Leitung untergeben würden, dazu werden in Frankreich seit der Julirevolution bedeutende Voranstalten getroffen. Wie erwähnen hier zunächst nur, daß Hr. Guizot bereits vor drei Jahren den Gedanken von „historischen Ausschüssen“ gefaßt und in Ausführung zu bringen angefangen. Ein Ministerialbeschuß vom 18. Juli 1834 gründete zuerst ein solches Comité zur Auffuchung der Urkunden der politischen und sozialen Geschichte; drei andere wurden 1835 gebildet; zu Ende 1837 hat nun Hr. Salvandy, der geistvolle Minister des öffentlichen Unterrichtes, diesen Ausschüssen eine sehr zweckmäßige Organisation gegeben, durch die er beabsichtigt: „dieselben an das Institut, welches der Schlußstein des Gebäudes der wissenschaftlichen und literarischen Anstalten in Frankreich sei, und soviel als möglich die zahlreichen gelehrten Gesellschaften des Königreiches an ein gemeinschaftliches Centrum zu knüpfen, damit ihren Arbeiten eine nützlichere Leitung gegeben und jeder die ihr gebührenden Aufmunterungen zugetheilt werden können.“ Das *Journal de l'instruction publique* wird über die Erfolge berichten. Bei der neuen Zusammenfassung der Comité's wurde Hr. Villemain Präsident des historischen Ausschusses der französischen Sprache und Literatur, Sylvestre de Sacy Pr. des histor. Ausschusses der Chroniken, Urkunden und Geschichten, Bar. Thussard des historischen Ausschusses der Wissenschaften (d. h. der exakten), Hr. Quatremère de Quincy des historischen Ausschusses der Denkmäler und Künste und Hr. Goussin des historischen Ausschusses der moralischen und politischen Wissenschaften.

Die Kunstausstellung in Paris.

(für 1836.)

Unter den Bourbonen älterer Linie wurde der Salon für den stillen Wettstreit der bildenden Künstler nur alle drei Jahre, — seit 1830 wird er in jedem Jahre eröffnet. Ist es doch jetzt überhaupt fast, als sollte das Dasein an jedem Tage ausgemessen werden! Alles eilt; Alles möchte seine Anweisung auf das Leben gleich in bares Geld umsetzen, und wenn nicht eine höhere Hand die Lebensuhr anders stellt, dann dürfte es bald nur mehr Tagelöhner, Tagelöhner und — Tagelöhne geben, und Journalismus im weitesten Sinne des Wortes, oder Ephemerismus, überall und in Allem an die Tagesordnung kommen. Auch die Künstler werden von dem wirbelnden Strome mit fortgerissen, und die alljährlichen Ausstellungen sind zugleich Wacklungen, Symptome und Mitursachen der zunehmenden Hastigkeit. Der wahrhaften Kunstbildung kann dies nur Eintrag thun. Die Kunst, wie die Natur, fordert zur Vollenbung ihrer Werke bei lebendiger Regsamkeit doch eine göttliche Ruhe; sie will nicht getrieben sein; sie will, ohne Rücksicht auf fremdes Zeitmaß, ihre eigene volle Zeit haben, um ihre Gebilde bis in alles Einzelnste und Aeusserste hin zur vollen Reife zu bringen. Ueberdies gibt es immer nur wenige, den größten Aufgaben der Kunst sich widmende, wahrhaft begiftete und geniale Künstler, und nur diese bieten Muster und Maß für die übrigen Künstler und ihre Werke, wie für das Publikum. Von solchen aber ist nicht gerade in jedem Jahre ein Musterbild zu erwarten, wie z. B. Schaeffer sein Christusbild, Delacroix seine heil. Götter, Gérard, Perrenet und mehrere andere ausgezeichnete Künstler ihre Arbeiten nicht zeitig genug vollenden konnten, um sie zur diesjährigen Ausstellung zu bringen. Es möchte daher vielleicht gerathen sein, für kleinere, in kurzen Fristen vollendbare Kunstwerke jährlich eine kleine, und nur alle 3 oder 4 Jahre eine große, feierlichere Ausstellung zu veranstalten, bei welcher letzteren dann auch Kunstwerke ausländischer Künstler zugelassen würden.

Von manchen, — wohl meistens von solchen, die sich durch abweisende Aussprüche der Kunstgeschworenen — verletzt fühlen mochten, — ist nun zwar ein, jenem gerade entgegengesetzter Wunsch ausgesprochen, und auf eine völlig freigegebene, permanente Ausstellung in Antrag gebracht worden. Es ist aber leicht einzusehen, daß die Permanenz dem Publikum, und die Abschaffung der Geschworenen den Künstlern selbst allen

Reiz der Ausstellung benehmen würden. Beide, die Künstler, wie die Kunstfreunde mögen es daher verschmerzen, daß auch in diesem Jahre wieder manches Unbedeutende, selbst Stümperhafte aufgenommen, dagegen Werke von namhaften Meistern, — wie u. a. eine Schlacht von Dupré und Eug. Delacroix, eine Maria von Paul Puget, ein Bild von Desverreaux, und mehrere Landschaften von Marihat, Rousseau u. a. m. — abgewiesen worden. Es ist noch immer ein leichter zu ertragender Mißstand, daß einige werthvolle Bilder zweiten oder dritten Ranges unbeachtet bleiben, als wenn überhaupt die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf das Beste hingelenkt würde. Die diesjährige Ausstellung wurde am 1sten dieses Monats Morgens um 11 Uhr eröffnet. Allein an diesem ersten Tage sollen bei 30,000 Personen diese allerneueste Gallerie durchpilgert haben. Bei Vergleichung der, in diesem und den beiden vorhergehenden Jahren ausgestellten Kunstwerke, stellt sich, hinsichtlich der Anzahl derselben, folgendes Ergebniß heraus:

Ausgestellt wurden i. J. 1834: — 1835: — 1836: —				Also weniger im J. 1836 als 1835:
Gemälde	1,956.	2,175.	1,856.	319.
Skulpturen	189.	155.	136.	19.
Architekt. Arbeiten	17.	32.	26.	6.
Kupfer- u. Stahl- stiche	81.	96.	61.	35.
Steindrucke	71.	78.	43.	35.
	2,314.	2,536.	2,122.	414.

Hierzu trugen bei im J. 1834: 1,082, — 1835: 1,227 und 1836: 1,070 Künstler, von denen im vorigen Jahre 235, in diesem Jahre nur 157 dem schönen Geschlechte angehörten.

Die auch in diesem Jahre immer noch große Zahl von sogenannten Kunstwerken (1000 bis 1200 Stücke wurden abgewiesen!), „klingt nun allerdings,“ — wie ein französisches Tagblatt bemerkt, — „die etwas prahlerische Gemüthsart (*l'humour vantard*) der Nation, die, wie der Baron von Geneste, keinen sonderlichen Unterschied sehr zwischen Sein und Scheinen.“ Ob jedoch die Kunst selbst durch solche luxuriöse Produktion gefördert werde, wird, zum Wenigsten bezüglich auf die diesjährige Ausstellung, stark bezweifelt. Unpartheiliche Kenner klagen im Allgemeinen über durchgreifenden Mangel an Kraft und Originalität, und über Vernachlässigung der Zeichnung, wenn auch im Uebrigen etwas mehr Gewandtheit und eine kunstvollere Behandlung der Farben wahrzunehmen sei. Die Hauptursache jenes Mangels ist wohl darin zu suchen, daß es überhaupt jetzt in Frankreich der Kunst

an leitenden Principien, an begreifenden Motiven gebricht. Die griechischen und römischen Schulen sind untergegangen; zur Bildung einer religiösen Schule kam die Anregung aus Deutschland, und Ingres, der sich in ihre Hervorthat, fand zwar Schüler, aber keine Gläubigen. Eine andere Schule, die man die eklektische nennen könnte — und, nach H. Hugo's früherem Lösungswort, „die Kunst um der Kunst willen“ treiben möchte, — hat sich seitdem gebildet; aber sie ermangelt der entschiedenen Haltung, wie der belebenden Antriebe.

Wie nun der zarten Pflanze der Kunst die Sonne von oben, so versagt auch die Erde ihr die zureichende Nahrung. Die Menge läuft zwar neugierig zur Ausstellung, wie zu jedem anderen Schauspiel; aber die wahrhafte fördernde Liebe zu den Werken der bildenden Kunst ist noch ungemein selten zu finden. Außer einigen Porträts, die bestellt sind, wird das Meiste nur von der Regierung oder der Civilliste gekauft. Nicht in sechs Städten wagt der Municipalrath, ein Kirchenbild zu votiren; achtzig Departemente erhalten von der obersten Verwaltungsbehörde in Paris bis auf ihre Häuser- und Brunnen-Risse. Die Regierung und die Civilliste aber können natürlicherweise nicht allen sanguinischen Hoffnungen der Künstler entsprechen, und so erzeugt sich denn unter diesen eine große Masse von Elend, und da bei dem Ankauf auch die Intrigue ihr Spiel treibt, so wirkt dies höchst verderblich auf die Künstler zurück. —

Unter den in diesen Jahren zur Ausstellung zugelassenen Bildern wird, merkwürdig genug, zweien die allgemeinste Anerkennung zu Theil, deren Producenten beide ein unglückliches, vorzeitiges Ende genommen. Das eine sind die venezianischen Fischer von Robert, welches Gemälde, wie ein Organ der öffentlichen Meinung behauptet, „die ganze Ausstellung dominirt.“ das andere ist die Bonapartistische Schlacht vor den Pyramiden von Gros.

Ueberhaupt bilden Schlachten — und vorzugsweise Napoleonsche — den eigentlichen Kern und die Glanzseite der diesjährigen Ausstellung. Die meisten derselben sind von der Civilliste zur Ausschmückung von Versailles bestellt. —

38.

Erzbischöfliches Auto-da-fé von Südmeergöttern in Frankreich.

Im August 1837 wurden im Havre de Grace zwei Kisten ausgeschifft, welche kleine, grob geschnitzte Baumstämme enthielten. Die Mauch-

ner wußten nicht, welche Gebühren sie von dieser wunderlichen, im Tarif nicht aufgeführten Waare erheben sollten. Es waren Götterbilder des Südmeeres, welche von den Missionairen als Siegeszeichen dem Erzbischof von Paris übersender worden. Die Marath wußte ihr Tarif elastisch zu machen und besteuerte die fremden Götter aus den Archipelen der Marquisen, von Menboze und Sandwich. Auf eine bloße Erdonnung aber, die aus dem Erzbischöflichen Palaste hervorging, wurden die abgesetzten Idole, — so lebendig, als sie eben noch waren, — verbrannt. —

Glücklicher fuhren die Indischen Götter, die unlängst in England angekommen waren. Die Versteigerung derselben hat Hrn. Georg Robins 125,000 Franken eingetragen, also 1500 Franken für jeden Gott! Auch Pariser Handelsklufer sollen sich bereits einige Paethien Asiatischer und Australischer Götter bestellt haben. Der Handel in diesem Artikel verspricht einträglich zu werden. —

39.

Die Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens.

Den Annales de la propagation de la foi zufolge betrug die Einnahme der in Frankreich für Verbreitung des katholischen Glaubens bestehenden Gesellschaft —

im Jahr 1833 . . . 364,056 Franken,

„ „ 1834 . . . 404,943 —

„ „ 1835 . . . 541,830 —

„ „ 1836 . . . 729,868 —

Zu der letzteren Summe hat Frankreich 649,009, Belgien 53,602, Schweiz 13,575, Sardinien 7,152, Deutschland 4,277, England nur 175, Spanien, Italien gar Nichts beigetragen. Die Ausgaben beliefen sich im Jahr 1836 auf 729,712, wovon 680,115 zur Unterstützung von Missionen in Griechenland, der Türkei, und mehreren Ländern in Asien, Amerika und Australien.

Wahnsinn der Gazette de France.

(1836.)

Bekanntlich hat Herr de Senoube, Hauptberausgeber der Gazette de France eine „Maison du Christianisme“ in 12 Bänden herausgegeben, in welchen Stellen aus den Werken von 176 der berühmtesten Schriftsteller aus den letzten 4 Jahrhunderten (Baco, Rousseau, Kant, Fichte u. s. w.) zusammengetragen sind, um alle christlichen Lehren durch Vernunftgründe zu erweisen.

Die vom Abbé Gerbet redigirte Zeitsch.: „l'Université catholique“ hat in ihrem letzten Heft eine (von der Gazette de France aufgenommene) Analyse jenes Werkes gegeben, in welcher zum Vernunftweis: „für die Wahrheit des christlichen Glaubens“ u. a. auch angeführt wird: „die Zerstreuung der Juden, die zur Strafe ihres Gottesmordes (d'où ils), seit 1800 Jahren auf der Erde umherirrten, ohne Oberrhaupt, Tempel, Altar und Vaterland und ohne sich unter die Völker zu mischen, unter denen sie leben.“ — Daß solche gräßliche Rede geführt wurde in Zeiten der Barbarei, in denen die Urkunden des christlichen Glaubens nur in den Händen solcher waren, die sie zu verbergen ein barbarisches Interesse hatten, läßt sich begreifen. Jetzt aber, wo jeder zu jeder Stunde in dem neuen Testament lesen kann, daß die Juden Christum dem Tode überliefert, weil sie behaupteten, er „mache sich selbst zu Gottes Sohn“ (Matth. 27, 43. Joh. 19, 7.) und läßere Gott (Matth. 26, 65. Mark. 2, 7.), und wo jeder die göttlichen Worte lesen kann: „Verweis ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun“ (Luk. 23, 34.) — jetzt kann man nur um den Namen verlegen sein, den man einer Aeußerung, wie die oben angeführte, beizulegen habe! —

Aber die Gazette läßt sich hieran nicht genügen. Wie sie am 30. Juli 1836 die Juden zu Gottesmördern gestempelt, so macht sie am 31. die Deisten zu — Atheisten. Wer nämlich, so schreibt sie, wie Carrel in seiner Todesstunde, ausruft: „keine Priester, keine Kirche,“ — (womit Carrel doch nur die Priester und Kirche gemeint, die auch dem edlen Geiste das Wegzöbnis verweigert) — der wolle auch keine Religion. Denn — „es gebe drei Religionen auf Erden: das Christenthum, das Judenthum und den Mahomedanismus; und alle drei nähmen eine Offenbarung an.“ Gegen die Einwendung des National aber, „daß man nichts mit den Priestern zu thun haben wolle, und doch

ein sehr religiöser Deist sein könne“ (être fort religieusement déiste), meint die Gazette, „diese beiden Bezeichnungen vertragen sich nicht miteinander; denn wenn man religiös sei, glaube man an eine Offenbarung, an Kirche und Priestertum; wenn man Deist sei, sei man nicht religiös; denn wer allen Religionen angehört, gehört keiner an u. s. w.“ —

41.

Lacenaire.

(Aug. 1835.)

Auf die erschütterndste, entsetzlichste Weise bringen die Verbrechen Lacenaire's und sein Benehmen und seine Aeusserungen während des Prozesses und bis zur Hinrichtung die furchtbare Tiefe eines der Sittlichkeit und Religion völlig entfremdeten Gemüthes zur Anschauung. Mit dem Glauben an einen allerböchsten sittlichen Befehlshaber ist das menschliche Pflichtgefühl, mit dem Glauben an Unsterblichkeit ist ihm auch der allein nachhaltige Beweggrund zur Selbstbeherrschung entschwunden. Gelöst ist ihm das heilige Weitenband der Religion, und so fällt ihm die Menschheit in Atome, in selbstliche Menaden auseinander; ein Leidentuch verbüllt ihm das erhebende, strahlende Jenseits, und so bleibt ihm für das flüchtige Erdentleben nur die Aufgabe, sich möglichst vieler irdischer Genußmittel zu bemächtigen; das Dasein wird ihm ein berechnender Krieg aller gegen alle, Raubmord ein durch Mangel gebotenes Verkehrsmittel. Wie tief aber diese grauenvolle Weltansicht sich dem Geiste des unseeligen Jünglings eingewurzelt haben muß, zeigt sich daraus, daß er noch im Kerker sich delirantischen Arbeiten widmen konnte, — er schrieb mehrere kleine Gedichte und sogar ein versifiziertes Drama in drei Akten: „L'Aigle de la selle.“ Von sich selbst sagte er: „Je suis né assassin comme on naît poète.“ Den Abbé Lacordaire, der aus christlichem Mitleid ihn besucht, um ihn zur Reue zu erwecken, — wies er mit den schändlichen Worten von sich: „Vous m'embêtez; je ne veux pas être convaincu.“ Selbst noch kurz vor seiner Hinrichtung ließ er sich eine Cigarette reichen; „weil man,“ so sagte er, „alte Gewohnheiten nicht aufgeben müsse.“

Und dennoch, wie dicht auch die Finsternis war, die jene unsterbliche Seele umspinnen, wie fest die Nacht der Selbstsucht, die diesen Geist „von seinem Urquell abgezogen,“ ihn umklammert hielt, — dennoch glühte der Himmelsfunke, der in der tiefsten Tiefe jedes Selbstes leuchtet,

noch einmal vor des Verurtheilten Ende durch die entsetzliche Nacht, wie ein scheibender Stern zwischen Gewitterwolken auf den versinkenden Schiffbrüchigen zusehnd. Am Abend vor der Hinrichtung schrieb Lacenaire ein — Gebet, welches, wie die zuverlässige Gazette des Tribunaux berichtet, mit folgender Strophe schloß:

*Dieu que j'invoque, écoute ma prière!
 Darde en mon âme un rayon de la foi,
 Car je rougis de n'être que matière,
 Et cependant je doute malgré moi...
 Pardonne moi, si dans ta créature
 Mon oeil orgueilleux a méconnu ta main,
 Dieu. — Le néant. — Notre âme. — La nature.
 C'est un secret — — Je le sours demain! —*

So fühlte also auch der Tiefverhäthete noch das Bedürfniß des Glaubens an einen allwaltenden, helfenden Gott; so erdethete noch einmal ein in die Bande der Sinnlichkeit verstricktes Menschenwesen; „nur Materie zu sein,“ und selbst, als die andrängende Woge des Zweifels den Hüßrufenden wieder ergriff, um ihn hinab in den Abgrund der Trostlosigkeit zu stürzen, — preßt die ursprüngliche Gewisheit unvergänglichen Wesens ihm den letzten Schei der Unsterblichkeit aus: „Morgen werde ich's wissen.“

Nachträglich.

Gerichtliche Vertheidigung in Versen.

Ein gewisser Louis Camus (auch Sergé) M... erschien am 7. Dec. 1835 vor den Assisen zu Paris, angeklagt, ein Gedicht an eine Strafknechtin angeheftet zu haben, dessen 71 Zeilen folgendes Acrostich bildeten:

*Fierchi, que leur mépris ne te soit pas amer,
 L'ouïsre peut quelquefois sanctifier le ser.*

Auf dem Bechdr regob sich, daß der Dichter wegen schlechter Aufführung von einem subalternen Polizeiamt entfernt worden. Seine Vertheidigung begann er mit den Worten:

*Ameüs sur le banc qu'occupe Lacenaire,
 Je me dois estimer heureux dans ma misère...*

Der Präsident wollte zunächst nicht gestatten, daß der Angeklagte sich in Versen vertheidige; „diese Sprache sei nicht die der Wahrheit (!), sie gehöre auf die Bühne.“ Auf die Einrede des Anwaltes aber beschloß der Gerichtshof, der Angeklagte dürfe in Versen reden, da kein Gesetz es verbiete.

Nach Beendigung seiner ungereimten — gereimten Vertheidigung wurde der Dichter zu einem Jahr Gefängniß und 500 Franken Strafe verurtheilt.

G u i g o t
Aber die gegenwärtige Zeit.
 (1837.)

In der Versammlung des Alterthumsforschervereins der Normandie, welche zu Caen gehalten worden, ließ Herr Guizot, — der zum wenigsten hinsichtlich der französischen Zustände als kompetenter Richter anzusehen sein dürfte, folgende Klage vernehmen: „Weigerte sich nicht, daß die wahre und uneigennützigste Verehrung der Wissenschaft unter uns abgenommen hat. Man will Aufsehen, schnelle Befriedigung der Eigenliebe oder materiellen Nutzen. Eitle Marktschreierei und gierige Speculation nehmen heutzutage in der Literatur und selbst in der historischen Literatur einen großen Platz ein. Könnte eine solche geistige Erniedrigung die allgemeine und herrschende Gesinnung werden, so wäre es um die Wissenschaft geschehen.“ Zum Schluß bemerkte Hr. Guizot: „das ganze vergangene Frankreich, das Frankreich der alten Verfassung, — der Revolution, — des Kaiserthums, — der Restauration haben Repräsentanten in dem jetzigen Frankreich. Diese Epochen unseres Nationallebens muß man richtig kennen, so wird man auch gegen diejenigen unserer Zeitgenossen, die ihnen in gewissen Beziehungen noch anerkennen, gemäßigt, unparteiisch, billig sein.“

Hiermit ist jener große Fortschritt der Bildung angedeutet, welcher auch für Frankreich eine neue Entwicklungsperiode eröffnet. Er besteht darin, daß die Fortgeschrittenen den Zurückgebliebenen ein historisches Recht zuerkennen, und diese hierdurch auch zur Billigkeit gegen jene bewegen.

V e r m i n i e r
Aber vergleichende Gesezskunde.

Vermnier setzt mit großem Beifall im Collège de France seine Vorlesungen über vergleichende Gesezskunde fort. Vor zwei Jahren hatte er einen Kursus über die gesezgebende Gewalt been-

det und in demselben zum Erweis der Legitimität der Demokratie hingeführt. Die Vorlesungen über das Völkerrecht, — er nennt es droit international, — die er in diesem Winter begonnen, soll nun das Verhältniß (association) und die Gleichheit der Völker als das notwendige Ziel der geschichtlichen Entwicklung des zwischenvölkerlichen Rechtes aufzeigen. Dieser Kursus wird in vier halbjährigen Abtheilungen mit den völkerrechtlichen Verhältnissen den ältesten Zeiten bis zum Vertrage von Verdün (843), dann von 843 bis zum Tode Heinrich's IV., weiter von 1040 bis 1789 und zuletzt von dem Ausbruch der Revolution bis auf die Gegenwart hin sich vorbereiten. Aus einer der in diesen Tagen gehaltenen Vorlesungen entnehmen wir folgende Bemerkungen:

„Die zwei großen Seiten (faces) der Geschichte sind die Religion und das Recht; die Religion, die das Bedürfniß der Menschen ist, Gott zu nahen, die Ursache der Dinge zu schauen, die Wahrheit zu besitzen; das Recht — die Exaltation der Freiheit, das menschliche Ich. In seiner Absonderung ist das Recht die stolze Kraft, es ist Ajar. In seinen Beziehungen zur Religion ist es die Uebereinstimmung des Rechtes mit der Pflicht, der Gnade mit der Freiheit, der Unabhängigkeit mit der Nothwendigkeit. Dies aber ist der Zeitpunkt, den man erreichen muß: der Werth des Menschen besteht darin, daß er seine individuellen Kräfte allgemeinen Gesetzen dienlichpflichtig macht; ebenso verhält es sich mit den Völkern. Wo kann der augenfällige Erweis dieser Wahrheit geschöpft werden? Aus zwei großen Geschichtswerken, die noch zu schreiben sind: aus der vergleichenden Geschichte der Gesetzgebungen und aus der Geschichte und Vergleichung der Religionen.“ —

44.

Statistisches.

a.

Literatur der Statistik von Frankreich. —

Die ersten statistischen Dokumente, welche man über Frankreich besitzt, sind die *Memoires* der Intendanten der Provinzen, welche auf Befehl Ludwig's XIV. zur Belehrung seines Enkels gefertigt wurden.

Einen Auszug daraus ließ Graf v. Boulainvilliers im J. 1723 unter dem Titel: „Etat de la France“ erscheinen. Die neueste statistische Arbeit über dasselbe Land ist die jetzt von Hrn. Martin (du Nord), Handelsminister, herausgegebene *Statistique générale de la France*“ (in 2 Bänden). Von den nach Boulainvilliers Auszug erschienenen Werken über diesen Gegenstand sind die *Description* von „Piganiol de la Force“ und das „*Dictionnaire*“ vom Abbe Crpilli von geringem Umfang; reichhaltiger „Moreau's Recherches et considérations sur les populations de la France,“ (1778); unter den Arbeiten vor 1789 die werthvollsten *De Fer's* „*Traité de l'administration des Finances*“, und besonders *Lavoisier's*: „*Aperçu sur la richesse territoriale de la France*.“ Auf Napoleon's Antreiben erschien später das treffliche Werk „*de l'Industrie française*“ v. Chaptal, worin alle Resultate zusammenge stellt, die er von 1800 bis 1812 zu sammeln Gelegenheit hatte. Aus der Restaurationszeit bleibt uns nur die schätzbare Arbeit, welche Hr. v. Chabrol über die Stadt Paris herausgegeben. Nach der Befreiung: noch des J. 1830 fing man ernstlich an, sich mit den materiellen Interessen des Landes zu beschäftigen, was denn zunächst zur Errichtung eines „*Bureau de statistique*“ (im Bereich des Handelsministeriums) Veranlassung gab. Die erste Frucht desselben war der im J. 1835 unter der Verwaltung des Hrn. Duchâtel erschienene *Recueil*. Der nun (August 1837) von Hrn. Martin herausgegebene erste Band der allgemeinen Statistik zeigt, wie Treffliches von dieser Anstalt zu erwarten.

b.

Zur Statistik von Frankreich.

(Nach Gort. Dupin's Vorlesungen im Conservatoire des arts et métiers im Monat März 1836).

Die Oberfläche von Frankreich wurde im Jahr 1783 auf 52,659,000, sie wird jetzt auf 52,760,279 hectares (c. Morgen) geschätzt, was also nur einen Ueberschuß von c. 100,000 Hect. bildet. Wenn aber Frankreich 1783 nur 25 und eine halb Million Menschen näherte, so nähert es jetzt deren 33 und ein Viertel, also fast 8 Millionen mehr als vor 50 Jahren, und statt daß hierdurch der Nahrungsantheil für den Einzelnen geschmälert, ist er vielmehr reichlicher geworden. Dies erklärt sich aus mehreren zusammentreffenden Umständen. Gegen Mitte des XVII. Jahrhunderts war noch ein großer Theil des Bodens als unfruchtbar verlassen. Nach Nedec's Angaben belief sich die Anzahl der Hektare, welche urbar zu machen — Eigenthümer in der Jahren 1766 bis 1780 sich bereit erklärten, auf 486,000. Diese A... mußten sich noch vermehren, nachdem das Edikt von 1776 die neu urbar gemachten Acker auf 20 Jahre von

Abgaben befreite. Hierzu kam die schon vor der Revolution begonnene gleiche Erb-Vertheilung der liegenden Gründe, und der zu Anfang der Ummäßigung veräußerte Verkauf der großen adeligen, kirchlichen und sonstigen Nationalgüter. Jene Erb-Vertheilung ist aber noch immer im Zunehmen; denn von 1816—1826 vermehrte sie sich jährlich um 21,294, von 1826—1833 um 74,012, von 1833—1834 sogar um 81,903. — So ist es gekommen, daß jetzt mehr als zwei Drittel der Franzosen Eigenthümer, und wenigstens 6 Millionen Familienväter Grund-Eigenthümer sind.

Früher, wenn Habselanten und Kaufleute ein mäßiges Vermögen erworben, zogen sie sich zurück, um als müßige Rentier's ihr Leben zu beschließen. Jetzt, wenige ausgenommen, kaufen sie ein Landgut, welches sie auf alle Weise zu verbessern sich angelegen sein lassen. Außerdem bildet sich auch eine Klasse von reichen Bauern, die man nur dem vierten Stand in Schweden und den römischen Bürgern der Land-Tribus in den schönen Zeiten der Republik vergleichen kann.

Auch hinsichtlich der Produktion haben sich die Verhältnisse merklich verbessert. Ein kleinerer mit derselben beschäftigter Theil der Bevölkerung bringt verhältnißmäßig weit mehr hervor als dies früher der Fall war, und die Zunahme der Subsistenzmittel übertrifft stets die der Bevölkerung; denn die Entwicklung der Kultur in den Jahren von 1814—1833 bietet Nahrungsmittel für einen Ueberschuß von 7,626,341 Einwohnern, während die Bevölkerung sich nur um 3,308,575 Einwohner vermehrt hat. Und nicht nur vermehrt, sondern auch verbessert haben sich diese Mittel. Dies verdankt Frankreich vorzüglich der Sorgfalt, welche die Regierung besonders seit 1795 auf die Pflege der Land-Oekonomie verwendet, so wie den Bemühungen großer Gelehrter, wie Daubenton, Vicq d'Azyr, Bonccroy, Chaptal u. m. s. —

v.

Bodenstatistik.

Galianani's „Messenger“ gibt folgende interessante Uebersicht. Die Oberfläch des Frankreichs, vom Cataster auf nahe an 53 Mill. Hektare angeschlagen, vertheilt sich in nachstehender Weise:

Pflügbares Land	22,878,000.
Berge, Straßen und Flüsse	6,555,000.
Wald	6,522,000.
Weiden	1,525,000.
Wiesen	3,488,000.
Wüstes Land	3,841,000.
Weinbrugg	4,977,000.

Besonders bearbeitetes Land	780,000.
Gemüsegärten	428,000.
Kastanienpflanzungen	406,000.
Oben	215,000.
Schäffer, Kanäle etc.	213,000.
Campes	186,000.
Hopfenfelder	64,000.
Weidenpflanzungen	53,000.
Obstgärten	43,000.
Wälder und Baumhäuser	39,000.
Wälder und Steinbrüche	28,000.
Länder	9,000.
Zechen	7,000.

d.

Statistik der jährlichen Produktionen Frankreichs.

Die Debat (Aug. 1837) schlugen wahrscheinlich aus zuverlässigen Quellen schöpfend, den Werth der jährlichen Produktionen Frankreichs auf 6 Milliarden Franken an, wovon

auf Getreide	1,900 Millionen Franken
„ Fabriken und Manufakturen	1,400 — — —
„ Wein	800 — — —
„ Viehwirtschaft	700 — — —
„ Hausvirth	650 — — —
„ Gemüse und Früchte	262 — — —
„ Holz	141 — — —
„ Mineralien	97 — — —
„ Fische und Haar	50 — — —

(6000) Millionen Franken.

e.

Dampfmaschinen in Frankreich.

Als Hr. Bolton, Assize des berühmten James Watt in Schottland, kam, um ihm eine Verbesserung, die sie bei dem Bau der Dampfmaschinen angebracht, zu erklären, fragte der König ihn: „was verkaufen Sie, Hr. Bolton?“ worauf dieser erwiderte: „was die Könige sehr lieben, Sir, — Macht!“ — Wirklich bildet die Anwendung des Dampfes ein Hauptelement der Englischen Macht. Kann in dieser Hinsicht Frankreich sich noch Großbritannien nicht an die Seite stellen, so ergibt sich doch aus folgender Uebersicht, die dem Compté rendu des Ingenieurs des mines (Juli 1837) entnommen, welche bedeutende

Schritte auch hierin Frankreich unter der Regie seiner Charte und vorzüglich seit der, durch den Versuch sie zu verlegen, herbeigeführten Verschärfung und Erweiterung derselben gemacht. Es sah dort nämlich die zum Jahre 1820 überhaupt nur 66 Dampfmaschinen; jedoch waren eingerichtet:

im Jahre 1820 —	28	im Jahre 1829 —	56
„ „ 1821 —	27	„ „ 1830 —	74
„ „ 1822 —	62	„ „ 1831 —	47
„ „ 1823 —	53	„ „ 1832 —	86
„ „ 1824 —	25	„ „ 1833 —	164
„ „ 1825 —	69	„ „ 1834 —	177
„ „ 1826 —	73	„ „ 1835 —	292
„ „ 1827 —	66	unbekannt,	— 56
„ „ 1828 —	47	wann:	

diesemnach gibt es jetzt 1448 Dampfmaschinen von etwas über 19,000 Pferdekraft.

Außerdem ist die Zahl der Privat-Dampfschiffe in den Jahren 1833, 1834 und 1835 von 75 und 82 auf 100 (von 3863 Pferdekraft) gestiegen; — ferner besitzt die königl. Marine 32 Dampfschiffe (von 4800 Pferdekraft) und die Postverwaltung 10 Dampfboote für das Mitteländische Meer (von 1600 Pferdekraft).

So stellt also das verdampfte Wasser mittelst der Maschinen dem französischen Staate die Kräfte von mehr als 20,000 Pferden zur Verfügung. —

C

Verkehrswege in Frankreich, Nordamerika und England.

Die *Statistique générale de France* 1837 gibt folgende Uebersicht vom Costen der Verkehrswege in Frankreich:

1. Landwege:	Lieues.
Classifizierte königl. Landstraßen	8,628
Departemental-Landstraßen	9,232
Signal-Wege	192,864
Im Ganzen	210,724 L.
2. Wasserwege:	
Flüsse	2,064
Canäle	925
Im Ganzen	2,989 L.
3. Eisenwege:	561 L.
In Allem	213,763 L.

Zur Vergleichung kann hier angeführt werden, daß die Ver. Staaten Nordamerika's 1320, daß England 1100 und Belgien 115 Tausend Canäle besitz; — daß England jetzt bald 3 bis 400 Tausend Eisenwege, und Nordamerika deren 800 bis 1000 haben wird. —

K.

Frankreichs Handel mit dem Auslande im Jahre 1835.

Nach amtlichen Angaben zufolge betrug im Jahre 1835 der Werth der Waaren, welche Frankreichs speziellen Handel ausmachten mit:

	Ausfuhr	Einfuhr	im Ganzen
Den V. St. Nordamerika's . . .	145 Mill. Fr.	72 Mill.	217 Mill.
Den franz. Colonien (faß) . . .	50 . . .	59 . . .	109 . . .
Belgien	35 . . .	60 . . .	95 . . .
Sardinien	27 . . .	67 . . .	94 . . .
England	59 . . .	32 . . .	91 . . .
Spanien	40 . . .	26 . . .	66 . . .
Deutschland	33 . . .	26 . . .	59 . . .
Schweiz	33 . . .	14 . . .	47 . . .
Niederl.	11 . . .	16 . . .	27 . . .
Rußland	9 . . .	17 . . .	27 . . .

L.

Handelsverkehr zwischen Frankreich und England.

Der von G. Billiers und J. Bouving an das Oberhaus erstattete First report on the commercial relations between France and Great Britain gibt folgende interessante Uebersicht der durchschnittlichen jährlichen Ein- und Ausfuhr Englands von und nach Frankreich:

In den Jahren:	von England nach Frankreich	von Frankreich nach England
von 1698—1701, in denen Kriege, für	86,025 £R.	166,115 £R.
• 1702—1712, „ — Krieg, „	8,890 „	16,642 „
• 1713—1717, „ — Friede, „	54,928 „	156,725 „
• 1718—1721, „ — Krieg, „	58,428 „	140,431 „
• 1722—1734, „ — Friede, „	54,877 „	253,702 „
• 1735—1746, „ — Krieg, „	36,891 „	264,881 „
• 1749—1755, „ — Friede, „	60,962 „	437,483 „
• 1756—1762, „ — Krieg, „	3,194 „	202,961 „
• 1763—1774, „ — Friede, „	93,518 „	304,225 „
• 1775—1783, „ — Krieg, „	38,992 „	193,790 „
• 1784—1792, „ — Friede, „	452,734 „	921,492 „

von	in denen	für	Fr.	Fr.
1793—1801,	— Krieg,	60,399	378,142	—
1802	— Friede,	424,434	2,390,103	—
1803—1815,	— Krieg,	461,529	586,231	—
1816—1822,	— Friede,	737,360	1,314,079	—
1830	— Friede,	1,000,000	4,140,000	—

i.

Französische Handelsbilanz im Jahre 1836.

Einer von der französischen Mauthverwaltung bekannt gemachten Uebersicht zufolge wurden im Jahre 1836

Eingeführt.

Zur Industrie nöthige Stoffe für 531,184,606 Fr.

Verbrauchs-Artikel	{	natürliche	177,744,366	—
		fabrizirte	196,646,387	—

zusammen für 905,575,359 Fr.

Ausgeführt.

Natur-Produkte (franz. und fremde) für 324,607,157 Fr.

Fabrikate — — — — 636,677,599 —

zusammen für 961,284,756 Fr.

Recherbetrag der Ausfuhr: 55,709,397 Fr.

k.

Zunahme des Cigarren-Verbrauchs in Frankreich.

Den Angaben des Finanzministers d'Arquit (in der Deputirten-Kammer) zufolge sind in Frankreich von der Regierung verkauft worden an Havana-Cigarren:

Im Jahre 1811	. . .	3,484,000	Siloigr. (2 Pfd).
— 1832	. . .	3,600,000	
— 1833	. . .	4,000,000	
— 1834	. . .	6,500,000	
— 1835	. . .	8,000,000	

l.

Ausstellungen in Frankreich.

Es fanden sich im Jahre 1836 in Frankreich 82 Museen, 160 Schulen zur Beförderung der schönen Künste, und 2231 produzierende Künstler, nämlich: 1096 Del-Maler, 150 Bildhauer, 113 Kupferstecher, 263 Architekten, 309 Maler in Wasserfarben und Zeichner. In Paris

allein gibt es 35 öffentliche Kunstschulen, 20 Museen, 773 (Del-)Maler, 106 Bildhauer, 102 Kupferstecher, 195 Architekten, und 209 Zeichner und Maler in Wasserfarben, in Allem 1385 Künstler. Außerdem gibt es in allen bedeutenderen Provinzial-Städten Gesellschaften zur Förderung der Künste und Ausstellungen von Werken lebender Künstler. Die an Künstlern und Kunstbestrebungen reichsten Departemente sind, nach dem der Nieder- Seine, die des Nordens, der Gironde, des Rhone's und der Seine und Oise. —

III.

Criminalstatistik Frankreich's.

Dem Bericht des franz. Justizministers über den Zustand der Criminalität in Frankreich im J. 1835 entnehmen wir folgende interessante Angaben:

Im Jahr 1835 ist gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Persönlichkeit von 1557 auf 1771 gestiegen, während die Verbrechen gegen das Eigenthum sich von 3568 auf 3457 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4684, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber geböten von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geschlecht. Von den 7221 Angeklagten waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2297 zwischen 16 und 25, — 2359 zwischen 25 und 35 und 2473 älter als 35; — ferner 4239 ehelos, 2688 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder lesen noch schreiben (!), 2253 konnten es nur unvollkommen, 584 lesen und schreiben sehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechen nur 55 ehelos, so 1834 schon 59, und 60 im J. 1835; konnten aber 1829 und 1830 von 100 Verbrechen 61 nicht lesen noch schreiben, so 1835 nur 56. Bülbig müßig waren 1178 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3688, für eigene 2357. —

In den 118,225 Zuchtpolizeisachen vom Jahre 1835 waren 164,886 Personen betheilt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geschlechte angehörend, während im Jahre 1831 — 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher ist von 11 v. 100 im J. 1826, im J. 1835 auf 21 von 100 gestiegen, aber unter 100 Rückfälligen waren nur 9 Frauen.

Diese Polizeisachen kamen im J. 1835 — 105,649 vor, bei denen 150,460 Personen betheilt; — Selbstmorde — 2305. Unter den Selbstmördern geböten 521 dem weiblichen Geschlecht; — 850 aller dieser Unglücklichen waren 30 — 50, 19 nicht 16, und 31 über 80, J. alt. Im Juli wurden die meisten Selbstmorde (294), im Dezember die Wenigsten begangen. —

Zur Statistik von Paris.

Aus einem vom Präfekten von Paris erstatteten Bericht ersieht man u. a., daß die Bevölkerung zwar seit in Zunahme begriffen, von 1831 bis in's vor. J. von 774,338 auf 909,126 gestiegen, dagegen die *Alimentation* bedeutend abgenommen; denn 1825 wurden fast 58, im Jahr 1835 nur 53 Millionen Kilogr. verzehret, im J. 1826 noch fast 56½, im J. 1836 nur etwas über 54½ Mill. Kilogr. — Das Verhältnis der Armen zur übrigen Bevölkerung war zu Anfang des vorigen J. wie 1 zu 12,32; man zählt nämlich 62,539 Arme, wovon 14,499 Männer, 23,748 Frauen, 10,862 Knaben und 11,430 Mädchen. Bemerkenswert auch zu werden, daß während in den Jahren 1771 und 1772 in's Kindelhaus jährlich über 7000, bei fast verdoppelter Bevölkerung im J. 1834 nur 4,941 und 1835 nur 4,877 Kinder in dasselbe gebracht wurden. — Wir finden auch hier angemerkt, daß die Stadtverwaltung im J. 1835

in den Hospitälern versorgt hat	70,452 Kranke,
in den Versorgungshäusern (Hospices) erhalten	12,447 Personen,
für den Unterhalt gefordert von	121,288 Findlingen,
	1,676 Waisen,
in ihren Wohnungen unterstügt	62,539 Arme.
	168,402

Statistik der französischen Deputiertenkammer. (1. Januar 1836.)

Man zählt in der versammelten Kammer der Volksabgeordneten in Frankreich: 1 Herzog, 12 Marquis, 32 Grafen, 9 Vicomtes, 27 Barone, 75 *De-von-ter*; ferner 4 Großkreuze, 15 Großoffiziere, 32 Commandeurs, 62 Effiziere und 171 Ritter der Ehrenlegion, und 12 Deputierte, welche das Julekreuz tragen; — endlich 4 Deputierte, welche mehr als 3 Stufen, 50 die deren 3, 178 die 2, und 172 die eine Stelle bekleiden; nur 53 Deputierte sind weder betitelt, noch dekoriert, noch angestellt; unter den Angestellten aber sind 183, welche Besoldungen, 211, welche keine beziehen. Aus dieser Zusammenfassung erklärt sich, daß die Pairskammer nur mehr eine ganz untergeordnete Rolle spielen kann, da eine solche Deputiertenkammer in jeder Hinsicht weit mehr als Repräsentation der Nation angesehen werden muß, als die Versammlung ausschließlich von der Regierung ernannter Pairs.



In der Michaelismesse dieses Jahres wird bei Unterzeichnetem
die erste Lieferung einer metrischen Uebersetzung von

LORD BYRON'S

Sämmtlichen Werken

von

Adolf Böttger

(mit Byron's Bildniß),

erscheinen. Diese Uebersetzung des ganzen Byron wird als Ausgabe in Einem Bande in 4 Lieferungen ausgegeben werden. — Der Unterzeichnete, der schon seit Jahren mit der Idee beschäftigt war, Lord Byron's sämmtliche Dichtungen von einem Uebersetzer übertragen zu lassen, der mit ganzer Kraft und Hingebung sich dieser Arbeit unterzöge, und die schon vorhandenen einzelnen Uebersetzungen durch Klarheit, Treue, schöne Form und Reinheit der Sprache zu übertreffen sich bemühe, glaube einen solchen seiner Aufgabe völlig gewachsenen Uebersetzer in Hrn. A. Böttger gefunden zu haben. — Byron bedarf gewiß keiner Anpreisung, und eine solche für diese Uebersetzung hinzuzufügen, glaube ich eben so wenig nöthig zu haben, indem eine dem Prospect beigegebene Probe selbst für sich sprechen wird. — Möge dieses bedeutende Unternehmen, dessen Kostspieligkeit einleuchtet, da die Ausgabe in Druck, Papier und Form ganz diesem Prospect entsprechen wird, im Publikum recht lebendige Theilnahme erwecken, ohne die es unmöglich sein würde, den gewiß höchsten möglichen Preis von 1 Thlr. pr. Lieferung zu stellen. Wer aber bei Empfang der ersten Lieferung 2 Thlr. 16 Gr. pränummerirt, erhält für diesen Preis das ganze Werk.

Leipzig, am 18. Juni 1838.

Otto Wigand.

Reorama.

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.

Neorama.

von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Dritter Theil.



Leipzig, 1888.

Verlag von Otto Wigand.

Skizzen

Auf

Kultur- und Kunstgeschichte.

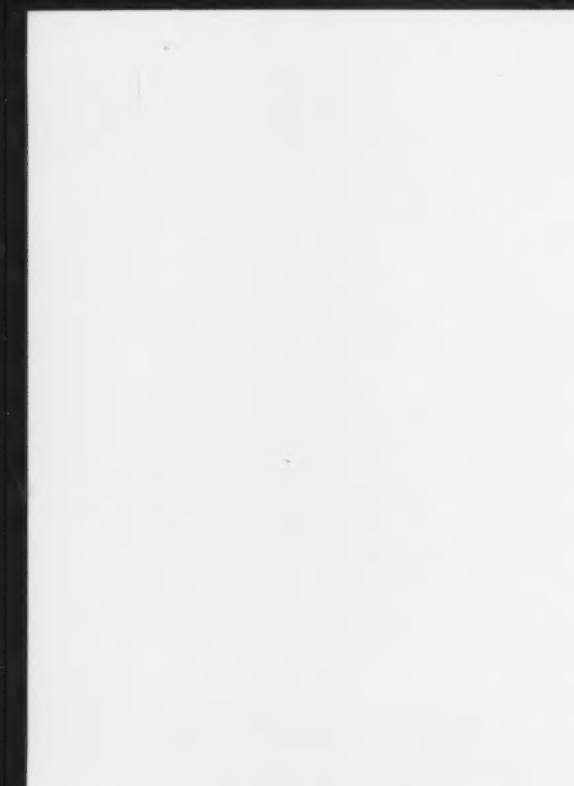
Von

Friedrich Wilhelm Carové.



Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.



Inhaltsverzeichnis.

I. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

	Seite
1. Die drei religiösen Conglomerations-Epochen	3
2. Gottseligkeit und Selbstseligkeit	6
3. Pantheon	9
4. Christus	12
5. Das Naturrecht und die Christenpflicht	15
6. Sieg des Christenthumes über die jüdische Priesterherrschaft, die römische Welt Herrschaft und die griechische Theologie	19
7. Recht und Religion	21
8. Natur und Gnade, Erbrecht und Weiberecht	23
9. Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestalt und Ent- wicklung zur Monarchie	32
10. Ueber Ordalen und Zweikampf	37
11. Das erste Jahrhundert	43
12. Die mittelalterliche Weltordnung und ihr unausbleiblicher Zerfall	44
13. Die Stufen des Papstthums	55
14. Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo	58
15. Das Universum — Gottes Tempel	62
16. Weltreinigkeit	63
17. Christus und die Freiheit	67
18. Rückkehr in das Ursprüngliche	69
19. Der allgemeine Stand	70
20. Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit	72
21. Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion	74
22. Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen	76
23. Weissagung	77
24. Die drei Wände	78
25. Das Wort der Verheißung	80

26. Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit	Seite 81
27. Weisheit der Geschichte	82

II. Zur Kulturgeschichte.

1. China	87
2. Das Alttestamentarische in Oerassen	94
3. Israeliten in Afrika, Asien und Amerika	95
4. Die Chronik des Rabbi Joseph	96
5. Seltsamer Gebrauch der Leichenbestattung der Juden zu Algier	99
6. Talmud und Talmudgläubige	100
7. Rabbinisches Axiom gegen Talmud- Uebersetzer	101
8. Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum	102
9. Klageschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837	103
10. Wiederherstellung des Volkes Israel	104
11. Messianische Hoffnungen Israels	105
12. Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie von Geiger	107
13. Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich	114
14. Die Synagoge in Frankreich	115
15. Emancipation der Juden	126
16. Die erste Kammer und die Juden in Sachsen	146
17. Die Italiäner und ihre Republikken	150
18. Die Teilsage	158
19. Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Pabilla	156
20. Die Iberische Halbinsel	158
21. Die Wiedergeburt des griechischen Volkes	162
22. Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich	173
23. Die Macht der Religion und des Fanatismus	174
24. Aufhebung der Kisten	180
25. Ueber Sklaverei und Negerhandel	181
26. Channing über Sklaverei	184
27. Das Penitenziarwesen in Frankreich und Amerika	186
28. Geschichte und Statistik der Taubstummen- Erziehung	188
29. Die Taubstummen- Erziehungs- Anstalt in Frankfurt a. M.	189
30. Essentielle Turnanstalt in München	193
31. Geschichte der Waisigkeitsvereine	194
32. Das englische Staatsleben	196
33. Rußlands welthistorische Bestimmung	198
34. Rußland und Europa	200
35. Entdeckungen (im Monde, in Frankreich, in Deutschland)	212

36. Selbstbekenntnisse des Grafen von Stolberg und des Baron von Geflein über die Beweggründe ihres Uebertretes in die ka- tholische Kirche	213
37. Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung	225
38. Zeitstimmen	236
39. Denkgäulbig: biblische Kirche in Deutschland	240
40. Prophezeihungen	241
41. Die drei Welttheile der nördlichen Hemisphäre	243
42. Divinationen	244

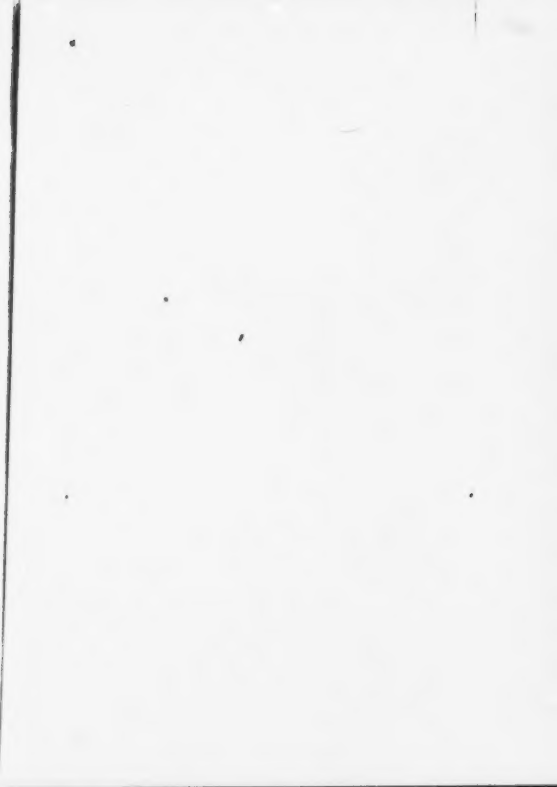
III. Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1. China	249
2. Japanische Tablette	263
3. Siamesische Kindbettquätere	265
4. Borneo	266
5. Kaschmir	266
6. Indien	267
7. Siganer	282
8. Perser	283
9. Die Circasser	285
10. Die Moschee El Sakrah zu Jerusalem	286
11. Aegypten	287
12. Die Kolonien freier Vögel in Afrika	292
13. Abyssinische Barbaren	292
14. Türkei	298
15. Syrien	299
16. Russland	300
17. Böhmen	305
18. Holbausch Literatur	306
19. Ungarn	307
20. Sizilien	309
21. Statistik der italienischen Literatur	310
22. Rom	310
23. Criminalstatistik von Corsica	321
24. Portugal	322
25. Spanien	327
26. Frankreich	333
27. Belgien	344
28. Holland	350

	Seite
29. Norwegens Verfassung	351
30. Schweden	352
31. Dänemark und Island	353
32. Irland	355
33. Schottland	359
34. England	361
35. Vereinigte Staaten Nordamerika's	378
36. Mexiko	390
37. Neugranada	392
38. Die Inseln	392
39. Die Arrows in Guyana	395
40. Bocthia	396
41. Die Sandwichinseln	397
42. Australien	398
43. Sechster Welttheil	399
44. Allgemeines	399

IV. Artistisches, Sociales und Religiöses.

1. Die Kunstausstellungen in Frankfurt a. M.	409
2. Der Dom von Köln	412
3. Einige Worte über ein Denkmal für Goethe	416
4. Denkmal für Hermann, den Befreier Deutschlands	414
5. Erinnerungen zum Jahreswechsel von 1837 — 1838	456
6. Colonisation	460
7. Epilog zur Cholera	464
8. Religiöse Tendenz der neuesten Zeit	466
9. Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland, im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen	468
10. Die religiösen Interessen der Zeit	471
11. Religiöse Journalistik	473
12. Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts	477
13. Die Emancipation der Juden <i>perichlos</i>	483
14. Die drei Worte des Lebens	485





NEORAMA.

Dritter Theil.

Skizzen

zur

Kultur- und Kunstgeschichte

von

Friedrich Wilhelm Carové.



Leipzig.

Verlag von Otto Wigand.

1838.



I.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit.



Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

I.

Die drei religiösen Conglomerations- Epochen.

Wie man in den Erdschichten nachgrabend auf immer weniger zusammengesetzte Körpermassen trifft, so, daß Bruchstücke der tiefer liegenden, älteren Fossilien sich mit den höheren, später erzeugten und leichter verwitternden verbunden finden, so auch, wenn man in den Weltgeschichtungen auf den Anfang zurückbringt.

Alle Kritik geht nun auf richtige Sonderung der Ueberlieferungs-massen und auf gehörige Chronologisirung des Besonderen. So hat die neuere Forschung besonders die h. Schrift zu sichten und zu richten angefangen, und u. a. in der Genesis zwei bis drei verschiedenartige Elemente erkannt.

Eine gleiche Conglomeration bietet aber auch das erste Kapitel von Menus Gesetzbuch dar, und wie Rhode auf eine ähnliche Verschiedenartigkeit der Elemente in einigen Theilen des Zendavesta (namentlich im 3. Fargard des Vendidad) aufmerksam gemacht, so ist ebenwohl in Hesiod's Theogonie eine solche Conglomeration nicht zu verkennen. Uebersetzen wir nur im Großen die weltgeschichtlichen Religionsurkunden, so finden wir drei wesentlich verschiedene Conglomerations-epochen.

In der ersten verknüpft sich mit einer uralten, einfachen, kindlichen Naturverehrung — eine Offenbarung, oder Priesterfage, welche einerseits zur Erklärung des Ursprungs der Uebel und des Bösen, andertheils zur Begründung beider in und außer dem Menschen gegeben oder erfunden scheint.

Diese heilige Sage trägt durchaus den Charakter des Zwiespaltes, aus dem sie hervorgegangen. Ein gutes und ein böses Machtwesen, — Opfer und Reinigungen, — und ein Priesterstand, als Vermittler; — zugleich aber mit den Vermittlungsceremonien schon ethische Vorschriften, die bereits über jene selbst hinausweisen, und Verheißungen künftiger allgemeiner Erlösung.

Wie sich dann einerseits jene äußerlichen Vermittlungen bestimmen ausbilden und herrschend werden, so erstarkt dagegen auch das innere Leben, und es tritt ein Moment ein im Leben der Völker, wo einerseits das altgewordene Opfer und das davon untrennbare Priesterwesen sich metamorphosirt und mehr oder minder vergeistigt, wo anderseits das Ethische zur Hauptsache wird, und die Einigkeit des geheiligten Menschen mit dem urheiligen Gott ebenso unmittelbar und lindlich zum Gefühle kommt, wie im Anfang die des Natur-Menschen mit dem Natur-Gott.

Aber noch ist die Priesterfrage und der Opferglaube nur conglomerirt mit den Vernunftgeboten und der menschlichen Freiheit, und die Vermittlung des sündigen Menschen mit Gott geschieht zwar nicht mehr auf körperliche Weise, aber doch noch theilweis auf von Außen kommende geistige Einwirkung.

Auch diese erinnert — und der Mensch ver selbstständigt sich allmählig mehr und mehr, so daß bei einer zweiten Reformation der Opferidee und einer ersten der bisherigen Vermittlungsweise — die heilige Sage zu einem an sich untergeordneten Momente wird gegen die selbstthätige Vernunft und das Gewissen, und das Opfer und die Vermittlung fast völlig aufgehen in der rein menschlichen völlig freigelassenen Frömmigkeit und Sittlichkeit des Denk-, Gefühl- und Gewissens-Gläubigen.

Gottseligkeit und Selbstseligkeit.

Pythagoras forderte auf, nach Homologie (Einhelligung) mit dem Göttlichen zu streben, und wie dann Sokrates seinen Gott als vorsorgende Vernunft bestimmte, so stellte er auch dem Menschen als Ziel auf, durch vernünftiges Nachdenken — (wir möchten das letztere die nachsorgende Vernunft nennen) Gottes in höchstem Maße theilhaftig zu werden.

Plato endlich bestimmte diese Theilhaftwerdung näher als möglichste Verdähnlichung mit Gott (*ὁμοιωσις κατὰ τὸ θεῖον*) und feierte die Liebe als höchste Macht und somit als höchsten Gott.

„Die Liebe nämlich geht aus auf die Erzeugung und Ausgeburt „des Schönen¹⁾“, und wie Gott sich die Welt am ähnlichsten machen wollte²⁾, so „entstand aus der Liebe zum Schönen alles Gute bei „Göttern und Menschen³⁾“, und mit Recht „herrscht Eros über die Götter⁴⁾.“

Aber auch das „Verlangen und Suchen nach dem Ganzen ist „Liebe⁵⁾“, und wie sie das Wirkende in aller Natur, in Kunst, Wissenschaft und Tugend⁶⁾, so ist auch im Allgemeinen „jedes Begehren des Guten „und der Glückseligkeit die größte und heftigste Liebe für Jeden⁷⁾“, „alle „Gottlosigkeit hingegen besteht darin, daß Einer nicht in Allem der „Weltschönen (*κοσμοῦ*) Liebe folgt und sie ehrt und verehrt⁸⁾.“ So ist also die Liebe auch zugleich das höchste Gut und das allgemeinste Verlangen darnach. Ebenso ist Eros für uns „der Verleiher „(αὐτῶς) der größten Güter,“ — „begeistert zu den größten Thaten, hinführend zur wahrhaften Tugend, und jegliche Glückseligkeit uns betreibend⁹⁾.“

1) Das Gesetz b. Schleiermacher S. 425.

2) Timaeus. —

3) Gesetz b. Schleiermacher S. 410. v

4) Symp. ed. Steph. p. 195. —

5) Gesetz b. Schl. S. 403.

6) Symp. ed. St. p. 186. 299.

7) Gesetz b. Schl. S. 423.

8) Symp. ed. St. p. 188.

9) G b d. p. 178. 179. 185. 188.

„So hat die Liebe, alles Gute vollendend bei uns und den Göttern, „die größte Macht, und gewährt uns alles Glück, indem wir (nicht nur) durch sie unter uns und mit den Göttern Freundschaft pflegen,“ sondern auch durch sie das Ewige, Anundfürsichseiende, das Unerschönbare, das Göttliche erreichen, und, wenn wir es erreicht haben, schlecht- hin tugendhaft, gottgeliebt und unsterblich sind“).

Aber diesem Gefühls- und Phantasie-Glauben gegenüber entwickelte sich eine andere Weltanschauung aus unmittelbarer Erfahrung und berechnendem Verstande.

Furchtbare Nothwendigkeit im Hintergrunde, selbstselige, unsterbliche Götter, wie die Gesitteten auf schwarzblauem Ziemament, theils nur Werkzeuge des verborgenen Fatums — und insofern selbst nicht frei von Furcht, — theils in Beherrschung der Erdenwelt nur ihre eigene Verherrlichung erstrebend! —

Diese Weltanschauung wurde durch die griechischen Atomistiker und Eudämonisten auf ihren einfachsten Ausdruck hingeführt.

So läßt Leukippos (um 500) die Atome nach Nothwendigkeit die Welt gestalten, und weist hiermit das Selbst des Menschen auf sich selbst zurück. Nothwendigkeit ist nicht nur starr und gleichgültig gegen die Wünsche und Besorgnisse des Menschen, sondern macht diesen auch gleichgültig gegen alles Aeußere, wie der Geist des Weines am erstarrten Nordpol aus dem Phlegma auf sich selbst zurückgebedrängt wird.

Ein solches Insichgegangensein spricht sich schon in der höchsten Lebensmaxime Demokrit's (440), in seinem „εὖ εἶναι“ — „und dem daraus hervorgehenden Zustande, der εὐφροσύνη, (Wohlgemuthheit), überhaupt also durch Wohlfsein in „Gleichmuth,“ — aus. Es ist in der That ein Sich-Verhalten gegen die Härte der Nothwendigkeit, ein Sich-Gott-werden nach Entgottung der Natur.

Als aber Wohlfsein in Gleichmuth Endzweck für den Menschen, so ist auch, wie Demokrit's Schüler, Protagoras (420) es aussprach, „aller Güter Maß der „Mensch“ (μέτρον χρημάτων μέτρον ἐστὶν ἄνθρωπος), und es war dann blos Sache der Individualität, ob der Mensch als solches Maß mit Krißipp von Cyrene (380) seine Befriedigung in verständiger Auswahl oder mit Antisthenes (380) in kraßtübendem Entbehren zeitlicher Genüsse zu finden hoffte.

Ebenso, wenn Protagoras mit Demokrit die Natur der Nothwendigkeit unterwarf, mußte ihm das Da-sein von Göttern zweifelhaft werden, daher denn auch schon sein Schüler Prodikos v. Cos, sie nur

für ein Produkt menschlicher Dankbarkeit, also für vergötterte Nützlichkeiten hielt.

Indessen fiel das schöne Griechenland in Trümmern, und der Baum, dessen Saame, der Blüthe eingesenkt, in der reifenden Frucht gewachsen und erstarkt war, durchstieß die purpuralühende Hülle des Apfels vom Baume der Erkenntniß. Das Auge des Beobachters wurde betrosfen von dem mannigfachen Elend in der eigentlichen Welt jenes Menschen, der das Maß aller Dinge sein sollte. Der Mensch sollte der höchste Zweck sein; — die Außenwelt, in der die Nothwendigkeit herrschte, widersprach in so Vielem jenem höchsten Zwecke; — ihre Nothwendigkeit wurde also eine gebrochene, eine größtentheils zweckwidrige, überhaupt genommen also eine Endzwecklose — sie wurde Zufälligkeit (*ewy*).

Der menschliche Verstand konnte keine Verständigkeit als herrschend in der Natur anerkennen, welche seinen eigenen Endzwecken nur zu sehr widersprach. Orakel, Himmelszeichen und Erdumbe, durch welche er früher noch wohl einer übernatürlichen, vorwissenden Macht Kunde zu haben gemeint, waren längst durch vielfache Erfahrung ihres Nichteintreffens des Ansehens verlustigt. Von den früheren Vorstellungen der Götter blieb nur zurück, was der Mensch für sich selbst als das Höchste anerkannte, was ihm selbst das Wünschenswertheſte war:

Selbstseligkeit und Unsterblichkeit.

Das System Epikur's (blühte um 305) faßte diese Resultate in der Lehre zusammen, nach welcher in der Erfahrungswelt der bewegliche Zufall waltete, während jenseits derselben unsterbliche Götter in Selbstseligkeit ruhten, dem Menschen aber als Lebensaufgabe blieb, sich durch Verstandesübung des Zufalls möglichst zu bemeistern, und hierdurch den Göttern möglichst gleich zu werden, die ihm keine Furcht — aber auch keine Ehrfurcht mehr¹¹⁾ einflößen konnten.

Es bedurfte dann nur mehr geringer Ueberlegung, um der Ueberflüssigkeit solcher Götter inne zu werden, und sie auch aus den letzten Weltwinkeln zu vertreiben, in denen Epikur — vielleicht nur aus einer, für seine Ruhe besorgten Accommodation an den Volksglauben, — sie noch gebuldet hatte.

11) Vgl. Cic. de N. D. I. 2. — Treffend und gewissermaßen schon die Lehre Christi postulirend wendete er gegen die Epikurischen Götter besonders Folgendes ein: *At est eorum eximia quaedam praestantiaque natura, ut ea debeat ipse per se ad se colendum elicere aspirantiam. An quidquam eximium potest esse in ea natura, quae sua voluptate laetans, nihil nec actura sit unquam, neque agat, neque egerit? . . . tollit id, quod maximo proprium est optimaе praestantissimaeque naturae. Quid enim est melius, aut quid praestantius bonitate et beneficentia? eod. c. 17. 41. 43.*

Euhemerios (um 300) vollzog diese Weltengottung, indem er in seiner sog. heiligen Geschichte (*tega árayyayn*) alle Volksgötter für vergötterte Menschen erklärte, eine Aufklärung, deren Ergebnis von Theodoros (um 300) dahin unumwunden ausgesprochen wurde, daß es überhaupt keine Götter gebe.

So hatte die Vorstellung von der unverbrüchlichen Nothwendigkeit zu der einer allgemeinen Zufälligkeit, die Vorstellung von selbstseligen Göttern zu deren Läugnung hingeführt. Als nun die, in den Geist des Menschen aufgenommene Welt, in ein formelles Chaos zusammengeflürzt war, wie sie aus einem materiellen emporgestiegen sein sollte, — da erschauerte und entsetzte sich auch der — sich selbst Gott gewordene — Mensch vor diesem zweiten Chaos, wie das erste ein Grauen gewesen — selbst den vermeintlich unsterblichen Göttern! Die in sich abgeschlossene Selbstseligkeit, nach welcher der Mensch, seinen Göttern folgend¹²⁾, gestrebt hatte, schlug um in die tiefste Unseligkeit. Den zu Hirnspinnweben gewordenen Göttern gegenüber wurde der Mensch sich selbst zum Gespenst vereinsamt, und schwindele am Abgrund der entgötterten Welt, — suchte er nun sich selbst und seiner unendlichen Verarmung zu entziehen, — mit eigenen Händen den Tod sich gebend, der ihm ursprünglich als das Schmerzlichste und Entsetzlichste erschienen war. —

12) Noch in der den Plutarch zugeschriebenen Lehrmeinungen der Philosoph. heißt es l. 7. „Anaxagoras und Plato fehlten darin, daß sie annehmen, Gott richte seine Aufmerksamkeit auf die menschlichen Dinge, und daß er zu diesem Ende die Welt gebildet habe. Das selbige und unvergängliche Wesen, das alles Gute im vollsten Maße hat und keines Uebels fähig ist, beschäftigt sich ganz allein mit dem Inbegriff der ihm eigenen Seligkeit und Unvergänglichkeit, und bestärkt sich durchaus nicht um menschliche Dinge. Ja es würde unglücklich sein, wenn es sich wie ein Tagelöhner, oder Handwerker solchen sauren Arbeiten unterziehen und mit Aufbahrung der Welt plagen müßte.“

„Wie tief aber diese Ansicht sich in die Vorstellungsweise der alten Welt eingelebt, zeigt sich dadurch, daß selbst noch Arnobius (adv. Gent. l. II. p. 44. aq. rec. Elmenhorst. 1610. fol.) es für gottestädterlich hält, zu meinen, der höchste Gott habe selbst die gebrechlichen Menschenfetzen hervorgebracht, oder vollende Matten, Kläuse u. d. gl. Und (p. 52) bemerkt er: neque necessaria nostra illi salus est, ut compendii aliquid dispensii repauiat, si aut Deo nos fecerit, aut ad nihilum redigi corruptionis dissolutione permiserit ...

Auf ähnliche Weise verlegt noch Ende des 4. Jahrhunderts Martianus Capella (II. 9.) die höchsten Götter in den Kether (bis herab zum Genangst), wo sie, die Reinen, das verborgene Geschick knüpfen, aber von den Sterblichen wenig Kenntniß nehmen.

P a n t h e o n.

Die Götter sind die Hieroglyphen der Völker und kirchlichen Generationen. Sie sind die ersten, jugendlichen Träume, Abnungen, Sehnsüchten, die Phantasieblüthen, die Herzensideale, die höchsten Poesien und Musenbilder derselben.

Das Pantheon der Vergangenheit läßt sich in dieser Beziehung auf folgende Weise ordnen.

Beginnen wir mit dem Anfang, bei der Rechten, welche den Lebenskreis eröffnet. Hier ruhen mit ineinander verschlungenen, fast ganz unsichtbaren Bewegungsorganen der selbstbeschauliche Welterschöpfer Brahma und um ihn her zahllose, ruhend sich in seine Betrachtung versenkende Göttergestalten. Ruhendes Schauen ist der allgemeinste, einfachste Ausdruck für diese äußerste Rechte.

An diese schließen sich die, aufrecht sitzenden oder auch stehenden ägyptischen Götter mit ihren Thiermasken; mysteriös, räthselhaft, wie die Sphinx, auf den Tod hinweisend, wie die Mumien, — ein in Erstarrung übergehendes Leben.

Es ist ein Volk, welches das große Räthsel des Todes zu lösen sucht, aber vor seinem Medusenhaupte in Erstarrung sinkt.

Aber wenn ein Fortschritt in der Welt Statt finden soll, dann erzeugt sich ein Gegensatz; das Fortschreiten ist selbst ein *Sich-Spalten* der Bewegungsorgane, von denen das eine stehen bleibt, — während das andere sich ihm entgegensetzt.

Der ruhende Centralgott Aegyptens¹⁾ erhebt sich, zum Kampfe

1) Plutarch (über Isis und Osiris) berichtet, „nach Euborus Versicherung habe Jupiter (Ammon, Osiris), weil ihm die Beine zusammengewachsen waren, nicht gehen können, und deswegen aus Schaam in der kändiger Einsamkeit gelebt; Isis aber biete Theile durch einen Schnitt von einander getrennt, und ihm hierdurch zum ordentlichen Gebrauch der Füße verholfen.“ —

gegen seine Mitgötter. Der Oberherr, (Suzerain) will als unumschränkter Alleinherr (Souverain) herrschen, und, um seine Païes sich zu unterwerfen, ruft er die geknechteten Unterthanen derselben zu den Waffen — und mit diesen zur Freiheit. —

So beginnt die Geschichte, als Gedächtniß des Fortschreitens, des Geschehenen, mit J e h o v a, dem Herrn der Heerschaaren, der sich von den vielen Göttern Aegyptens entfernt, um aus unnahbarer Himmels-höhe seine vernichtenden Blicke auf sie herabzuschleudern.

Nur Ein Gott, nur Ein Volk; — nach Außen Vernichtungskriege, nach Innen steter Selbstgenuss im Gedanken an künftige Alleinherrschaft, — und stete Unruhe zur Erklämpfung derselben. So steht auf der äußersten Linken der unablässig kämpfende und zürnende, hier segnende, dort verfluchende J e h o v a h dem ruhig selbststetigen B r a h m a gegenüber.

Das menschliche Antlitz, welches in Indien die übermenschlichen Götter symbolisirt, hatte sich in Aegypten hinter Thiermasken versteckt, und war auf dem Sinai völlig unsichtbar geworden. Die absolute Ruhe Brahma's war in die absolute Unruhe Jehova's übergegangen.

An diese äußerste Opposition schloß sich auf der Linken, nach der versöhnenden Mitte hin, — die Götterschaar der G r i e c h e n an. Dort war es nur dem einen M o s e s vergönnt gewesen, schauernd und bebend zum Sinai aufzusteigen, um des Alleingottes flüchtige Nähe im vorüberziehenden Säuseln der Lüfte zu empfinden. In H e l l a s rufen Sänger und Bildkünstler die himmlischen, aber menschengestaltigen Götter vom hohen Olymp herab, und die Götter folgen ihrem Rufe; denn sie selbst lieben und zürnen, wie die Menschen; ihre Freuden, ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Genüsse sind mit denen der Menschen verflochten und verwoben. Und wie nun das Leben des Volkes fortschreitet, wie es sich verschönt und vergeistigt und verfeinert, so verklären sich auch die Götter, und aus der ersten jugendlichen Umarmung des Himmels und der Erde, aus der unschuldig leidenschaftlichen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen geht die S c h ö n h e i t hervor, und in allen drei Welten, über Götter und Menschen herrscht mit stiller Zaubergewalt — A p h r o d i t e.

Ruhe in Bewegung, Einklang im Mannigfaltigen, vollendete Darstellung gemessener Triebe, Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, nur durch freibildende Thätigkeit vermittelte G e g e n w a r t des Göttlichen auf Erden, des Unendlichen im Endlichen, — dies die allgemeine Signatur der griechischen Götter.

Aber S c h ö n h e i t ist Maß und Vollendung; Gemessenheit ist Begrenzung, Begrenzen ist Abschneiden, Ausschließen; Vollendung ist —

Vereindlichung. Ueber das Schöne hinaus reicht das Ueberschwängliche. Das Zersprengen der Begrenzung, das Erliegen des Endlichen unter dem Unendlichen, der Sieg des Unermesslichen über das Maß — ist das Erhabene.

Wie nun das menschliche Herz nichts schlechthin ausschließen kann, wie ihm das Gefühl des Unrädlichen, der Lieb nach demselben einwohnt, wie seine Phantasie alle Grenzen überfliegt, wie sein Geist nach dem Ueberschwänglichen trachtet, so muß er auch über die Schönheit hinausstreben und im Erhabenen seine Wohnstätte suchen.

Das vollendete Endliche, das schöne Menschliche mußte sich selbst zerbrechen, es mußte sich selbst zum Opfer bringen, um sich die Pforte des Unendlichen zu eröffnen.

Herkules, der sich selbst in die Flammen stürzt, Prometheus, der, „ob der großen Liebe zu den Sterblichen,“ — sich vom Geier zernagen läßt,²⁾ Sokrates, der um des Gesetzes willen den Schierlingsthecher leert, sind die lebendigen Stufen zum Throne des Gottmenschen, der, ein vollkommener Mensch, in der Mitte der Menschheit und ihrer Geschichte sich aus Liebe an's Kreuz schlagen läßt, und — siegreich zur Hölle hinab, verherrlicht zum Himmel emporsteigend, — die Macht des Unendlichen offenbart und dem kommenden Menschengeschlecht die reinste, seelen-schönste Erhabenheit zur staunend anbetenden Verehrung aufrichtet.

In ihm hatte das Göttliche sich zum letzten male sichtbar persönlich; denn seine Gottesthat war eben, alles Irdische dem Himmlischen, das Zeitliche dem Ewigen zum Opfer darzubringen, seine Endlichkeit zum Unendlichen zu verklären. — Um Gottes und des Menschen willen — ließ er sein Haupt mit Dornen krönen, sein Antlitz zerreißen, seinen Leib durch Geißeln zerfleischen, und Hände und Füße mit Nägeln an das Kreuz festschlagen.

So wurde er, dessen Haupt nur Gottesardanken hegte, dessen Antlitz nur Demuth und Liebe verkündete, dessen Wille nur Gott gehorsamen wollte, dessen Hände nur Segen spendeten, dessen Füße ihm nur Hülfen zu bringen gebieten hatten, und dessen Leib ein reines Gefäß einer reinen Seele geblieben, — er wurde zugleich das Erhabenste und Liebendwürdigste; das Höchste, was menschliches Denken erreichen, das Aeußerste, bis wohin das Göttliche sich den Menschen durch Menschen offenbaren konnte.

Jesus Christus am Kreuze Gott bis in den Tod gehorsam, nach der Menschheit die Arme ausbreitend, für seine Mörder bittend, den

2) Herkules. Prometheus. 22 ff. 106 ff. 119 ff. u. f. w.

reinen Glanz der Verzierung, dem unschuldig Leidenden seliges Leben verheißend — ist am Schluß des schöpferischen Weltalters, die höchste Blüthe des Morgenlandes, — eine Liebessonne, — das Tagesgestirn durch Ueberstrahlung verfinstern, — am Horizont der Menschheit aufsteigen, — der göttlichste Mensch und der menschlichste Gott, — wonach die Menschheit sich Jahrtausende lang gesehnt, den sie geahnet, wovon sie in ihren größten Momenten geträumt und gedichtet, — dem, als er erschien, die Herrlichsten als ihrem Herrn gehuldt, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt, und zu welchem, so lange noch Menschen auf Erden leben und fühlen und denken, — sie, als zu ihrem erhabensten Mußterbild, hinschauen werden, und nur durch innigste Vereinigung mit ihm in das Herz der Gottheit selbst eindringen können. —

4.

C h r i s t u s.

Christus lebte in der Liebe, im Wohlthun; er beherrschte die Triebe, die ihre Befriedigung für hienieden fordern, und wesentlich aus der Natur des Menschen, als eines irdischen Wesens hervorgehen; er vergab seinen Feinden, und opferte freiwillig sein irdisches Dasein zur Bezeugung der Wahrheit, der Liebe und des Gehorsams.¹⁾

Sein Leben, Wollen und Sterben war also ein ehrsüchtlicher Beweis, daß Etwas in ihm, daß Er selbst etwas war, was über seine Einzelheit hinausreichte, was über das Leben hinausstrebte, daß Er etwas war, dem das beschränkte irdische Dasein nur als Mittel diente.

Dieses Etwas war also erhaben über das Selbstische und Irdische, und wie es an und in sich selbst in Gemeinschaft stand mit dem allgemeinen Wesen, so mußte auch Christus das Gefühl der Einigkeit mit demselben, und die Gewißheit seiner Unvergänglichkeit haben.

War das eigene Erdenleben nur Mittel, so war Dasjenige, welches dies, sein Eigenthum, hingab, stärker als das Ueberwundene; —

1) Joh. 10, 37. 14, 31. 10, 18—19. 15, 13.

es hatte vernünftigerweise eine das Erdenleben übergreifende Bestimmung. In der Ursache kann nicht weniger liegen, als in der Wirkung. Eben darum kann auch, da Jesus Christus seinen Todsünden vergeben, das Wesen, das er seinen und unser Aller Gott nannte, — es kann nicht unversöhnlich sein gegen irgend eines seiner Geschöpfe.

Jesus wirkte aber selbst auch auf höhere Weise, als solches bis dahin noch anderen Menschen verliehen;²⁾ diese höhere Wirkungskraft mußte esnoth ein höheren Ursprung haben. —

Seines Wesens und Wirkens und ihres Ursprungs innewerdend, sahnte Jesus sich als Sohn des lebendigen Gottes.³⁾

Bevor aber sein höheres Wirken begann, war er versucht worden; diese Versuchung war die stärkste, die dem Menschen bezagen kann. Sein Volk erwartete einen weltlichen Befreier, der die Herrschaft über die ganze Erde gewinnen sollte. Der Gedanke, daß es Ihm gelingen könne, jene Erwartung zu erfüllen, trat versuchend vor seine Seele. Aber er überwand den Versucher und erfuhr im Siege die Macht des freien Geistes.

Durch Selbstüberwindung war Jesus des ihm einwohnenden Göttlichen gewiß geworden; so predigte er seinem Volke auch Selbstumkehr.⁴⁾

Dieses Göttliche verwickelte sich auf das Herrlichste im Mitleiden mit den noch in den Banden der Selbstlichkeit Gefangenen, und in Verzeihung des zugesügten Bösen; so verkündigte Jesus die Vergebung der Sünden.⁵⁾

Die Ueberwindung aller Forderungen des irdischen Lebens ging hervor aus der Gewißheit ewigen Lebens; so verhielt Jesus unvergängliches Dasein.⁶⁾

Das Bewußtsein der weltüberwindenden Macht der Liebe gab die Gewißheit ihres Sieges, und so verkündigte Jesus das Nahen des Reiches Gottes.

Indem er aber an die Majestät des menschlichen Willens appellirte, mußte er auch ein göttliches Gericht verkünden; denn, war beseti-

2) Joh. 15, 24. „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ihnen, die kein Aenderer gethan hat u.“

3) Joh. 13, 3. 16, 27. 29.

4) Matth. 4, 17. u. u.

5) Matth. 6 und 9.

6) Joh. 12, 49. „Der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir ein Gebot gegeben... 50. Und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben.“

gende Gemeinschaft mit Gott als die wesentliche Wirkung des Sich-hingebens an und in das Allgemeine ausgesprochen (thut das Gute, so werdet ihr selig in der That), — so mußte auch die entgegengesetzte Ursachlichkeit eine entgegengesetzte Wirkung haben; die Folge des Sich-Verstoßens wider die Liebe mußte schmerzliches Gefühl der Verfehltheit sein. Diese Folge aber, die von dem Selbstlichen nicht zugleich mit dem vereinzelnden Zweck gewollt werden kann, mußte nothwendig als ein von außen gesetzter Zwang vorgestellt werden; dieser war das Gericht.

Da jedoch die Möglichkeit des bösen Willens nur bei dem Wesen statt finden kann, welches zugleich auch das Gute zu wollen vermag, so kann der Wille seine Freiheit, also sich selbst, nicht vernichten; denn das Vermögen ist mehr, als irgend eine seiner Äußerungen. Das allgemeine Wesen aber, die göttliche Liebe, kann nicht den Willen zur Strafe — auf ewig böse machen, weil sie sonst nicht die wahrhaft allgemeine Liebe wäre.

Jenseits des Gerichtes liegt also, wie jenseits der Mitternacht, der Wiederaufgang der Liebessonne, und wie die schöpferische Liebe das Erste, so ist, nach göttlicher Nothwendigkeit, die allveröhnende das Letzte; wie die Schöpfung Himmels und der Erde das Alpha, so ist Wiederbringung aller Dinge das Omega des Wortes Gottes.

Das Naturrecht und die Christenpflicht.

In der alten Zeit und — Welt, — die noch immer ihren Schatten weit in den Tag der christlichen Welt und Zeit hineinwirft, wurde Besitz ergriffen durch Arbeit und behauptet durch Wehre und Waffen. Dauend Besitzer, Eigener war der Stürkere, darum auch durchgängig nur der Mann eigentümlich eigenthumsfähig. —

Ebenso wurde die Ehe fast allein durch den physischen Geschlechtsunterschied bestimmt, wonach der Mann der Stürkere ist (freilich auch der selbstherr). Das Weib ist ihm ein Eigenthum¹⁾, das er gegen fremdes Wohlthun eifersüchtig verschließt. Und wie das Weib, — so ist noch mehr das Kind, das der Mann in seiner Machtvollkommenheit gezeugt, das von seinem eigenen Weibe geboren, — sein Eigenthum, und er schaltet darüber nach Gutsdünken. Es ist sein wie die Frucht des Baumes, wie die Frucht des Acker.

Eigenthum ist auf diesem Standpunkte dasjenige, was ein Wesen durch Kraftäußerung zu dem Seinigen gemacht, oder als solches in's Dasein gerufen oder gesetzt hatte, — wie überhaupt in der Natur das Stärkere des Schwächeren sich bemächtigt und es ihm zu dienen zwingt.

Das Gemeinwesen bildet sich durch natürliche Abstammung, und es kommt zu sich selbst, es wird für sich — durch Selbstvertheidigung gegen fremde Stämme, oder zunächst dadurch, daß der Stürkere eines Stammes dem Schwächeren eines anderen Stammes angreift, beraubt oder raubt, und dessen Stamm-Verwandte zur Wehre oder zur Rache ansetzt. Wie daher das Gemeinwesen durch natürliche Vervölkerung wird, so wird es in's Daseingetretene durch natürliche Noth zum Fürsichsein gebracht.

1) Im Hebräischen bezeichnet *haz* (von *haz* = habuit, possedit, uxor em duxit, dominatus est, imperavit, potitus est etc.) zugleich *Themann*, Herr, Besitzer, Habender, *é haw*, — und ist Name des höchsten Gottes bei den Phöniziern. Auch im Sanskrit bedeutet *pati* — *Themann*, eigentlich Herr, (*seigneur*.)

Wie dann der natürlich Stärkere siegt, und der Besiegten Herr wird, so erweitert sich das Gemeinwesen durch Ueberwältigung Schwächerer, und das Recht des Stärkeren erhebt die freien Sieger über die Knechtgewordenen, Ueberwundenen, Unterjochten.

Indem nun auch die Leibeigenen sich fortpflanzen, combinirt sich das natürliche Abstammungsverhältniß mit dem natürlichen Rechte des Stärkeren, und der Sohn der Leibeigenen wird auch leibeigen, und wie in der Familie der Mann über Acker und Heerde schaltet, wie er über seine Weiber, Kinder und Leibeigenen herrscht, so beherrscht im Gemeinwesen der Stamm der Sieger die Nachkommenschaft der Besiegten. —

Das Familien- und Gemeinwesen beruht hier also auf dem natürlichen Eigenthumsrechte, und dieses auf der natürlichen Seele und der natürlichen Abstammung. — Der Mann ist Herr seiner Heerde und seines Ackers, weil er sich in ihrem Besitze behauptet; er ist Eigenthümer seines Weibes, weil er der Stärkere ist und, es beschützend, ihm hierdurch gleichsam das Leben gibt. Der Vater ist Eigenthümer seiner Kinder, weil er der Stärkere ist und sie erzeugt hat. Der Herr ist Eigenthümer des Sklaven, weil er, als der Stärkere, ihn sich unterworfen und, Herr seines Lebens geworden, ihm dasselbe geschenkt, ihn so gewissermaßen zum andernmale erzeugt hat.

Der Sohn des Herrn endlich ist Eigenthümer des Sklaven seines verstorbenen Vaters, weil er, und weil der Sklave natürlich Eines ist mit dem Erzeuger und dieser in dem Erzeugten sich fortpflanzt.

So beruht also das alte Familien- und Gemeinwesen auf dem allgemeinen Naturwesen, in welchem jedes Einzelwesen sich nämlich so weit ausbreitet, als seine Kraft reicht, und zeitlich sich durch Zeugung forsetzt.

Das Einzelwesen gilt hier nur so viel, als es durch angeborene Kraft und Stellung zu gelten vermag.

Sollte der Mensch — als solcher — zum Dasein kommen, so mußte das Naturwesen zerbrochen werden; des Weibes Saame mußte der Schlange den Kopf zertreten; denn die Schlange ist das Symbol der natürlichen Erblichkeit.

Sollten das Weib, das Kind, der Sklave nicht mehr Eigenthum eines Anderen sein, so mußte der Begriff des Eigenthums selbst verändert werden. Die natürliche Seele mußte aufhören, das Herrschende zu sein; die natürliche Abstammung mußte ihre bisherige Bedeutung verlieren.

Da aber das alte Naturwesen auf unmittelbare, leibliche Wohlfahrt abweckte, und unmittelbarer Lebensgenuß der allbewegende Endzweck war, so mußte von Allem ein anderer, mächtigerer Endzweck aufgestellt werden, durch welchen jener überwunden würde; —

dem zeitlichen Wohl und Wehe mußte ein ewiges, dem irdischen ein jenseitiges entgegengesetzt werden.

Von diesem Stützpunkte aus konnte dann auch die als Erde aus dem Aggein der Naturkraft und der natürlichen Fortpflanzung gehoben werden. Dies geschah, indem die freiwillige Entsagung auf irdischen Lebensgenuss, ja sogar die freiwillige Uebernahme von Schmerzen, überhaupt also Unterdrückung der Sinnlichkeit und Selbstaufopferung — als das Höhere, und zugleich als Mittel zu ewigem Regiäthwerden zur Anschauung gebracht wurden.

Diese Selbstbezwingung war aber nicht mehr abhängig von natürlicher, oder richtiger — von körperlicher Stärke. — Das schwächere Weib war schon von Natur aus hingebender, aufopfernder als der Mann; — somit trat auch der Geschlechtsunterschied zurück, und die Jungfrau trat als selbstaufopferungsfähig und als bestimmend, im Himmel nicht mehr geschlechtsverschieden vom Manne zu sein, diesem als ein selbstherrliches Wesen gegenüber.

War aber der Mann seiner Wiederaufstehung in einer anderen Welt gewiß, so hörte die natürliche Fortsetzung durch Nachkommenschaft auf, ein Hauptzweck zu sein.

Wurde vollends ein Wesen nicht durch natürliche Geschlechtsvereinigung, sondern durch geistliche Begeißtung einer Jungfrau erzeugt²⁾, wurden die Verführer und Blutschergen der neuen frohen Botschaft aus den niedersten Ständen berufen: so konnte die natürliche Zeugung nicht mehr vorgestellt werden, als Eigenthumsrechte begründend, und natürliche Abstammung von Sklaven konnte nicht mehr gedacht werden, als Hörenswürdigen nachsetzend.

Der von einer Jungfrau Gezeugte, der auf die Ehe und jeden Lebensgenuss freiwillig verzichtete, der sein Leben lang Allen gedient und freiwillig den schmachvollen Tod eines Sklaven gestorben, der die Kranken geheilt, die Gefunden von der Todesfurcht, die Sünder von der Gewissensqual befreit hatte. — war in der That Stammvater eines neuen Geschlechtes, war geistlicher König einer neuen Gemeinde geworden. Alle Verhältnisse mußten eine andere Gestalt gewinnen.

Zeitliche Entsagung und Aufopferung für ewige Verherrlichung und Seligkeit wurde Princip des neuen Lebens.

2) Ob dies geschehen konnte, ob es wirklich geschehen, ist für diese Betrachtung völlig gleichgültig. Der Glaube, daß es geschehen, hat bei den Gläubigen durchaus dasselbe gewirkt, was die strengste wissenschaftliche Ueberzeugung hätte wirken können.

Diesemnach wurde die Ehe nach der einen Seite ein Mittel zur Züglung des Geschlechtstriebes, — nach der andern wesentlich aber ein Verhältniß wechselseitiger Uebung, Hingebung, Aufopferung, Läuterung und Erbauung.

Der Vater war nicht mehr Herr, sondern Verpfleger und Erzieher der ihm anvertrauten Kinder, und der Erzogene mußte den leiblichen Vater verlassen, wenn er ihn hinderte, dem geistigen Vater zu dienen. Jener vermittelte nur das zeitliche, — dieser gab das ewige Leben.

Auch konnte weder Körperstärke, noch Erbschaft mehr eine Leibeigenschaft begründen, denn Jeder, als durch freiwillige Selbstbegrenzung zur Vollkommenheit und Seligkeit bestimmt, — war sein eigener Herr, und als von Gott zu Weidern berufen und befähigt, — nur diesem seinem geistigen Herrn in Wahrheit pflichtig. Wer zu sterben weiß, ist Niemandes Knecht. Ohnehin konnte unter Gläubigen gar keine Leibeigenschaft mehr entstehen; denn Krieg war zwischen denen als unmöglich gesetzt, die auch den Kock geben sollten, wenn der Mantel von ihnen gefordert, die den linken Backen darreichen sollten, wenn sie auf den rechten geschlagen worden (Luk. 6, 29. Matth. 5, 39).³⁾

Ueberhaupt endlich hatte alles bisherige Eigenthum seine bisherige Bedeutung verloren; denn Alles, was der Mensch in seiner Gewalt hatte, war in Wahrheit nicht mehr sein unbedingtes Eigenthum, sondern ihm nur verliehen, um es einestheils nur zu seiner Nothdurft, anderestheils — und wesentlich — zur Vertheilung an andre Nothdürftige zu verwenden. Kein Einzelner hatte zwar das Recht, einem Anderen seinen Ueberfluß zu entziehen; nicht aber, weil dieser ein unbedingtes Recht auf die Sache, sondern weil Jener die Pflicht hatte, die Selbstständigkeit des Anderen zu respectiren, welchem gerade dieser Ueberfluß von Gott verliehen, um seine Freiheit darin zu haben und zu üben.

Dem christlichen Principe zufolge ist nämlich das irdische Leben von Gott verliehen und Gott erhält es nach seiner Weisheit und Güte, so lange es dem Menschen frommt. Darum soll der Mensch am ersten nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes trachten, dann wird ihm das Nothdürftige schon zu Theil werden. (Matth. 6, 25. ff.) „Welche (aber) leiden nach Gottes Willen, die sollen ihm ihre Seelen befehlen, als

3) E. auch 1 Kor. 4, 12. „Man schlägt uns, so segnen wir; man verfolget uns, so bidden wir's; man lästert uns, so stehen wir.“ Und 6. 7. „Es ist schon überhaupt ein Fehler an euch, daß ihr mit einander rachtet. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht thun? Und warum laßt ihr euch nicht lieber verurtheilen?“ —

dem zweiten Schöpfet in guten Werken.“ (1 Pet. 4, 19.) Und „wer an Christum glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbt.“ (Joh. 11, 25). „Wer (hingegen) sein irdisches Leben (als solches) zu erhalten sucht, der wird seine Seele verlieren“ (Luk. 17, 33). Da nun das Leben gerade dazu verliethen, daß die Seele in Glauben, Gottvertrauen, Gehorsam und Gehuld nicht sich, sondern Christus lebe⁴⁾, so ist es gerade machhaft christlich, selbst die äußerste Lebensnoth als von Gott verhängte Prüfung dahin zu nehmen und zu bestehen.

Wie nun das alte Gemeinwesen das alte Recht, so hatte das neue Gemeinwesen die neue Pflicht zu wahren. Wie aber das neue Princip zunächst nur im Gegensatz gegen das alte sich erheben und verwirklichen konnte, so schied sich auch unausbleiblich die neue von der alten Gemeinde, und trat — als Kirche — der Gewalt Herrschaft, sie trat als Gottesreich — dem Naturstaate — gegenüber. Dieser, ausgehend von irdischer Kraft und unmittelbar auf physischer Stärke beruhender Selbstständigkeit des Einzelnen als solchen, hielt fest am äußerlich, am geschichtlich Bestehenden, an seinem guten alten Rechte. Das neue Gemeinwesen, ausgehend von unendlicher Bestimmung, von vermittelnder Selbstverleugnung und Selbstaufopferung, von freiwilliger Unterordnung unter den Etlernen, und völliger Ergebung in Gottes unmittelbar einwirkende Vorsehung, stützte sich dagegen auf die ewige, göttliche Pflicht und den längst verheissenen, von allen Weckenden begeherten Fortschritt.

G.

Zug des Christenthumes

über die jüdische Priesterherrschaft, die römische Welt Herrschaft und die griechische Theologie.

Als Christus der zum Pfaffenthume herabgesunkenen jüdischen Priesterherrschaft entgegentrat und sie sich in ihrer maulen Despotie über die Bewissen durch ihn bedroht fühlte, rief sie den weltlichen Arm zu Hüffe, wiegelte das gewerine Volk gegen ihn auf, und ruhete nicht eher, als bis das nur dem Wohltun gewidmete Leben des gottseligen Reformators

4) 1 Joh. 3, 12. R. 14. 7. f. 2 Kor. 5, 15. 2 Tim. 2, 11.

an schändlichem Kreuze ausgehaucht war. Aber sein Blut war das Siegel eines neuen Bundes, und eine ganze Schaar begeisterter neuer Priester ging vom heiligen Grabe des Gropferten aus in alle Welt.

Und als die alten Priester des auserwählten Volkes sahen, daß auch die uncinen Heiden in die neue Gottesgemeinde berufen und aufgenommen wurden, und der Bänderbund der Gesetz-Freien und Gut-Gewissen nicht durch weltliche Gewalt unterdrückt werden konnte, da stießen sie die Christgläubigen mit einem fürchterlichen Fluche aus der alten Gemeinschaft aus. Aber gerade hierdurch wurde die neue Gemeinde veranlaßt, sich immer tiefer in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen, sich immer freier über die Beschränktheiten des Judenthums zu erheben.

Indes übten auch die weltlichen Gewaltthaber der Heiden, daß der Glaube an einen allmächtigen Gott, die ausopfernde Liebe zum Gekreuzigten und Aufstehenden und die begeisterte Hoffnung auf ein ewigseliges Leben — ihre, nur auf Weltlust und Todesfurcht (Weib und Schwert — Diablotoren und Viciooren) sich stützende Welt Herrschaft bedrohten. Und auch sie meinten, durch Ketzer und Quaken die geistige Macht dämpfen zu können, und sie ließen nicht eher ab, als — bis sie nicht mehr Chancen genug fanden, die freudig dem Noerterode entgegen-eilenden Liebgläubigen zu schlagen.

So siegte das Christenthum über die jüdische Priesterchaft und die römischen Schwertsführer, indem es der ersten ein Priester Volk entgegenstellte, welches alle übrigen Völker in das Reich Gottes aufzunehmen ausging; indem es die weltliche Gewalt durch einen Heldenmuth freudigster Duldung und weisester Aufopferung entwaffnete.

Nach eine dritte Macht stand seiner Ausbreitung entgegen: die griechischen Naturtheologen und weltpriesterlichen Dogmatiker; — Diempiodor nannte sie: Philosophen und Hieratiker. Zuerst sahen sie nur selbstgenugsam dunkelnd auf die ungebildeten Anhänger der neuen Secte herab. Aber diese Secte war im Besitze einer einfachen, herzerregenden Lehre; sie war Trägerin eines wunderbar wirkenden Geistes und verließ mit erhebendem Glauben begeisterte, zuversichtliche Hoffnung. Dagegen konnte die alte Naturreligion, konnten Abstractionen und Naturmythen sich nicht behaupten. Zunächst jedoch kämpften die alten Gedankenkünstler mit mancherlei Waffen gegen die neue Religion, und als diese gerade im Kampfe und durch denselben immer mehr erstarkte, — versuchten die Theologen der alten Welt durch Umdeutung und Vergeistigung ihrer Ueberlieferungen Herrschaft zu sichern. Wie künstlich sie aber die menschlichen Glaubensmeinungen der alten Welt mit ihren Deutungen umspinnen, die gute Bot-

schaft von der lieblichen Herablassung Gottes, von der brüderlichen Gemeinschaft der Heiligen und von der ewigen Seligkeit in Gott — triumphirte über alle noch so künstliche Idealisirungen der Hierarchie.

Das Judenthum schied aus dem Reiche des Lebens und erstarrete zur Mumie; die weltliche Gewalt mußte sich unter die geistliche beugen; — die alte Naturreligion ging unter, und eine neue Weltordnung erhob sich triumphirend über den Trümmern der alten Kirche, des alten Staates und der alten Dogmatik.

7.

Nacht und Religion.

Lebt ein Mensch aus der ruhigen Beschaulichkeit heraus, äußert er sich, wirkt er irgendwie auf oder in ein anderes Wesen, dann greift er hiermit aus seiner Sphäre in die des Anderen; er bindet seinen Kreis an den anderen, er geht eine Verbindung ein, er setzt eine Veränderung, die einmal aus ihm entlassen, nicht absolut mehr zurückgenommen werden kann.

Aber sowohl das Wesen, in welches ich eigenmächtig eine Veränderung, als ich selbst, der durch diese bestimmte Äußerung eine Veränderung auch in mir gesetzt habe, — wir beide stehen unter ewigen Weltgesetzen, wir beide werden durch meine Wirksamkeit zu bestimmter Rückwirkung angeregt.

So hat jede That bestimmte Folgen, und diese Folgen bestehen in den unmittelbar bewirkten Einwirkungen, und in den hieraus hervorgehenden Fort- und Rückwirkungen, welche aus der allgemeinen Wesen- und Gesetzwirkung entspringen.

In meiner Hand ist die Wahl, ist das Wollen, das Beschließen, die Ausführung gegeben; ich entlasse ein Geschöpf meiner Thätigkeit; ich übergebe es der Welt außer mir; — in Gottes- und der anderen Wesen Hand steht es nun, was aus dem Geschöpfe meines Willens, was aus mir selbst werden soll.

Was ich gethan, ist meine That; mein Wille, — ich selbst also liegt darin; ich habe mir darin ein Dasein, ein Bleiben, einen Willensleib gegeben; ich habe mich in das unendliche Wechselwirken der Weltwesen eingelassen; ich habe mich in doppelte Beziehung gesetzt, — nach Außen und — nach Ur-Innen, nach meinem Centralwesen, — wie der sich erschlie-

fende Saame von der einen Seite in Beziehung tritt zur offenbaren La-
gesteilt, von der anderen Seite zum verborgenen Erdmittelpunkte.

Da aber die gesammte Weltphäre die Sphäre des Weltcentrums
ist, so ist die doppelte Beziehung auch wesentlich eine einzige. Speicht
mein Wille eine That in die Welt hinein, so antwortet mir Gott unmit-
telbar aus meinem Allerinnersten, und mittelbar durch die Außenwelt; un-
mittelbar durch die in mir selbst an die Willensthat geknüpften Folgen,
mittelbar durch die Rückwirkung der anderen Wesen.

Wenn also ein Wesen sich äußert, wenn es sich als Ursache setzt, so
ist an die bestimmte Ursachlichkeit auch eine bestimmte Wirkung geknüpft;
— diese Wirkung ist eine nach Außen gehende und zugleich eine im Ur-
sachenden selbst stattfindende.

Jede dieser beiden unmittelbaren Wirkungen wird dann selbst wie-
der Ursache, und insoweit dieselbe auf das Willensselbst sich zurückbezieht,
— Rückwirkung.

Dah nun eine bestimmte Ursache eine bestimmte Wirkung hat und
jede bestimmte Wirkung eine bestimmte Rückwirkung hervorruft, die dann
selbst wieder auf die erste Ursache als solche eine bestimmte Wirkung aus-
übt, ist die in sich selbst zurückkreisende Nothwendigkeit.

Da aber der freigelassene Mensch der von seinem Schöpfer
ihm vorgezeichneten Bahn folgen oder von ihr abweichen kann, so besteht
für ihn auch nothwendig eine doppelte Weltordnung, die eine für den Fall,
daß er den rechten Weg verfolgt, die andere für den Fall, daß er sein Be-
stehen an die Stelle des göttlichen Gebotes setzt und somit von der ihm
vorgezeichneten Bahn abweicht.

Wie nun der Mensch sich das Machtwesen vorstellt, welchem er
sich untergeordnet weiß, so wird durch diese Vorstellung auch die doppelte
Weltordnung bestimmt, die er aus jenem Machtwesen ableitet. Anderer-
seits erfährt aber auch der Mensch die substantielle Weltordnung selbst,
und das Bewußtsein, welches er davon gewinnt, wirkt zurück auf die ihm
überlieferte Vorstellung von Gott.

So kann also auf zweifache Weise ein Widerspruch in der Welt-
anschauung des Menschen entstehen. Entweder erhebt der zum Ideali-
schen aufstrebende Menschengeist in freier Selbstentwicklung sich über den
traditionellen Gott, oder es wird ihm eine Vorstellung von Außen her dar-
geboten, welche über die aus ihm erwachsene hinausragt.

Auf beide Weisen wird er aber zur Ausgleichung angeregt: im
ersten Falle wirkt die menschliche Erkenntniß auf die Ueberlieferung, im an-
deren die vollkommene Gotteslehre auf die menschlichen Verhältnisse hin-
weisend und fortbestimmend ein.

Wie nun **Recht** und **Unrecht** aus dem Tiefinnersten des Menschen hervorgehen und eben'so dieses Allerinnerste am lebhaftesten ergreifen, so zeigt sich auch in der Geschichte der Menschheit am bemerklichsten die Wechselwirkung zwischen der menschlichen **Rechtsekunde** und dem **Gottesglauben**, und wie sehr z. B. bei den Griechen diesen durch jene, bei Ausbreitung des Christenthumes hingegen vielfach die Rechtsverhältnisse durch die Glaubenslehre, in der neueren Zeit aber wieder diese letztere durch die fortschreitende Umgestaltung der ersteren bestimmt.

Das aber ist das **wahrhaft Göttliche** der heiligen **Schrift**, daß sie Gedankenkeime enthält, welche unendlicher Entwicklung fähig sind, Worte ewiges Lebens, welche nur des erforderlichen Sonnenscheines hatten, um zum allumfassenden Lebensbaume zu erwachsen; — wie denn auch jede, im Verlaufe der Jahrhunderte, in oder über der Christenheit neu aufgegangene Sonne, möge sie Natur oder Kunst, Recht oder Sitte, Christenthum oder **Trium**, **Wissenschaft** oder **Philosophie** heißen, — immer wieder neue, bis dahin noch schlummernde Keime aus jener Urkunde erweckt und zur Blüthe entfaltet hat. Eben darum ist jedoch der göttlichen Vorlesung wie für die heilige Schrift, so nicht minder für alle jene andere Elemente der menschheitlichen Entwicklung zu danken, und vor Allem für den gottmenschlichen, heiligen Geist, der diese stets von Neuem mit jener zu vereinigen und zu immer herrlicheren Gestaltungen zu verwenden bestrebt ist. —

H.

Natur und Gnade, Erbrecht und Weiberecht.

Charakteristisch für das Mittelalter ist die Mannigfaltigkeit und Schroffheit der Gegensätze, die dessen wesentliche Elemente sind, die früher sich nicht so begegnen, und später sich nicht mehr so begegnen können.

Natur und Gnade, Thatkraft und Leidenspflicht, Selbstgefühl und **Erkniehung**, Schwere und **Kreuz**, derbe Lebenslust und Sehnsucht nach dem Himmel, Unerschrockenheit und Höllenfurcht, **Jorn** und **Varmherzigkeit**, **Hass** und **Liebe**, — **Gott** und **Satan**, — **Alles** — neben, Alles widereinander, — **Noch** und **Süd**, **Orient** und **Occident**, **Him-**

mel und Hölle, Zeit und Ewigkeit im Kampf und doch untereinander aneinander gekettet!

Besonders merkwürdig unter jenen Elementen des Mittelalters ist das Geburtsrecht einer, und das Weiberecht anderseits und ihre anfänglicher Gegensatz, ihre allmähliche Verschmelzung ineinander, und demnachst — erst der theilweise Sieg des Letztern über das Erstere, später die Uebermacht des Erstern über das Letztere. —

Das Geburts- oder Erbrecht geht von der unmittelbaren Naturbetrachtung und — Naturverehrung aus.¹⁾ Jedes Geschöpf zeugt Wesen seiner Art; die Natur der Erzeuger geht über auf die Erzeugten; Rosen bezeugen Rosen und Disteln tragen Disteln; der gute Baum trägt gute, der schlechte (schlechter) Früchte.²⁾ Kraut und Unkraut, nützliche Thiere und Ungeziefer, alles pflanzt sich fort, wie es ihm einergeugt, wie es den Erzeugern einerschaffen ist. Nicht nur das Sein, sondern auch das Wesen wird gesetzt durch die Erzeugung, bei Göttern und Menschen, wie bei Thieren und Pflanzen. Die Reiche der Wesen, ihre Gattungen, Arten, Individuen sind streng geschieden und unbestimmt. Die Götter sind die unvergänglichen, alle anderen Wesen ihrer Individualität nach vergänglich; eben so dann diese Vergänglichkeit wieder streng besondert.

Aber die Zeugung ist das geheimnißvolle Band (die *δωρυχ*), welches die vergänglichen Geschöpfe in gerader Aufeinanderfolge miteinander verknüpft;³⁾ sie ist die magische, magnetische Verleitung, welche die Eigenthümlichkeit der Erzeuger fortleitet; daher auch durchgängig in der alten Welt das Recht des Vaters das Heiligste war.⁴⁾ Wie die Götter ihrer Natur nach ewig und unveränderlich, so sterben die vergänglichen Wesen durch Fortpflanzung sich selbst auf zeitliche Weise zu verewigen.

Kein Wesen aber kann seinen Nachkommen übertragen, was es selbst nicht ist oder besitzt, und jeder Nachkömmling muß es ganz nachher

1) Daraus weiß noch die angeblich phönikische Sage, die Plato anführt Rep. B. III. §. 444 ff. (b. Höhle f.). Aristoteles (Polit. VII. 9. Übers. v. Garm §. 390 f.) weist auf die ägyptische Verfassung als die älteste und auf Minos hin — nationalisiert aber auf seine, wie Plato auf andere Weise. —

2) Vergl. Herod. V. 39. Thucid. I. 13. Plato Rep. II. III. VIII. Legg. VI. IX. XI. Charmid. Crit. Arist. Pol. I. 2. 5. 6. 13. II. 9. III. 13. Dion. Hal. II. IV. c. 23. Herodot. VII. 156.

3) Nach der Zeit hin vereinen sich nur die Reich-Ärtigen; Vermischung mit Beringerartigen ist Grauel, mit Arderartigen zum Wenigsten Verunreinigung der natürlichen Art. Später hieß es: „keine Gemeinschaft zwischen Nicht und Hinkerniß.“

4) §. noch Liv. I. 25. Dionys. Hal. II. 26.

lich finden, durchaus in die Fußtapfen seiner Erzeuger einzutreten; — denn auf dieser Lebensstufe weiß der Mensch sich noch nicht als ein Mensch überhaupt, als eines Menschen Sohn (in abstracto); sondern als dieses durchaus individuellen Vaters Sohn⁵⁾. So werden Priesterthum und Adel, so Freiheit und Anechtenschaft übertragen, vererbt; so pflanzen später selbst Eber und Schande, so Schuld und Sünde sich natürlich fort, so vererben sich Segen und Fluch.

So hat das Mittelalter seine erblichen Fürsten und seine Ritterschaft; aber ebenwohl seine erbliche Leibeigenschaft und Unehelichkeit; so vererbt es seine Feindschaften und seinen Haß, und es ehret aus demselben formalen Grunde die Abkömmlinge seiner Könige, aus dem es die Juden verfolgt und verbrannt.

Was nun aber auf der einen Seite Berechtigungen und Schuldigkeiten begründet, das gerade ist von der mittelalterlichen Kirche als das Aufhebende, Schlichte, Widergöttliche bestimmt. Die Natur ist das Gottlose, Gottwiderige, und diese ihrer sich vererbende Schiefligkeit soll aufgehoben werden durch die göttliche Gnade. Jämmerlichkeit, Gottlosigkeit ist ihr das Höchste, ja das einzige Werthvolle, Erstrebliche, Bleibende, und gerade dieses Einzige ist der Natur unerreichtbar.⁶⁾ Diese widersteht vielmehr dem Göttlichen und vererbt dieses Widerstreben, dienstbar dem Bösen, der der Gott dieser Welt.⁷⁾ Schönheit, Reichthum, Ruhm und Eber, selbst alle dies natürliche Tugenden sind nichtig,⁸⁾ eben weil sie nur Erzeugnisse der Natur sind, — und, — was das merkwürdigste ist, — alle dies angeerbten Vorzüge, selbst die natürliche Abkunft von dem Vathe Gottes⁹⁾ sind werthlos durch die ebenwohl angeerbte Sünde.

Somit hat das Princip des Erbrechtes sich selbst vernichtet, da alle Erbgüter verschwinden vor der einen — Erbschuld. — Ueberdies sind die Erbgüter alle nur besondere Güter; die Erbschuld hingegen

5) Selbst noch Christus tritt zuerst auf als David's Sohn, obgleich er sich selbst demnachst als des Menschen Sohn bezeichnet, daß er aber auch Gottes Sohn — weiß Petrus nur durch Gottes Offenbarung.

6) Röm. 8, 7. *διότι το φρονημα της σαρκος, εχθρον εστις θεου: τα νοση του θεου ουκ εννοουσι, ουδε τα δευτατα κτλ.*

7) 1 Cor. 2, 4. *ετις ο θεος του κλεινους τουτον ενεργων τα νοσητα των ανων κτλ.* Und 3, 14. *ολλ' ενοησαν τα νοσητα ανων (sed obscuraverunt cogitat. eorum, scil. Israel.)*

8) Augustin. de Adult. Conj. „Omne quod non ex fide, peccatum est.“

9) Röm. 8, 9 23 (vergl. Joh 9, 39 — 41. Röm. 2, 11 ff. 10, 12 11, 37.)

gen ist eine Allen gemeine. Sie kann nicht durch die menschliche Natur getilgt werden; denn diese Natur ist nicht nur die schul-
dige, sondern auch die ohnmächtige.

Nur der ursprüngliche Herr der Natur, nur der Schöpfer, der das Gesetz der Vererbung ihr eingepflanzt hat, kann es modificiren oder ganz aufheben. Der Mensch, so lehrt die Kirche, ist durch die erste Sünde jenem Gesetz verfallen; durch die Sünde ist es zum Fluch für ihn geworden. Nur der Gesetzgeber kann diesen Fluch ab-
(ἀπαρτῆς bedeutet auch die Bande des Gefangenen) — lösen; — nur Er kann den Menschen aus dieser Gefangenschaft befreien — nur Er die Naturkette zerbrechen, indem er selbst — schuldenfrei, — freiwillig alle Sündenfolgen auf sich nimmt, alle menschliche, ewliche Schulden durch ein göttliches, unendliches Selbstopfer begahlt.¹⁰⁾ Wie nämlich Recht, Adel, Freiheit und jedes Gut als ein Vererbliches angesehen wird, so auch jede Schuld, — daher denn der Sohn ebenso für den Vater büßen muß, wie er für ihn genugsam kann.

Indem nun der Sohn des lebendigen Gottes als der Erbe der göttlichen Macht¹¹⁾ freiwillig auf alle natürlichen, besonderen Vergänge und Güter verzichtet, hat er dieselben als nichtig gesetzt; durch freiwillige Uebernahme von Armuth, von Schmerzen, von Schande und unbedingtem Gehorsam, von Entbehrung jeder Art und dem Qual-Tod eines Sklaven — hat er sogar alle natürlichen Uebel und Leiden grabelt. Ebendamit ist die freiwillige, oder doch gottergebene Uebernahme der Leiden selbst zu einer Bedingung der Wiedergeburt geworden, so daß jetzt, um mit dem Sohne des Menschen aufzuerstehen, man auch mit demselben in den Tod gehen muß.¹²⁾

Da aber die Natur sich nicht selbst aufheben kann, so muß dem Menschen eine übernatürliche Macht, es muß ihm die göttliche Gnade zu Hülfe kommen, die ihm die Einsicht in seine natürliche Ohnmacht¹³⁾ und Schuld (Reue), den Glauben an die göttliche Hülfe und die Kraft zur Abtödtung des Natürlichen verleiht. Diese Hülfe

10) 1 Petri 3, 18, und Hebr. 9. Röm. 8, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

11) Mithras's Symbol. 2. A. S. 185 „dem ererbten Vererber tritt ein Erbe von geistlicher Macht in Christo entgegen, die jenem in allweg feigertlich bezeugen kann.“ —

12) Röm. 6, 3 ff.

13) 2 Cor. 3, 5. οὐκ ἐστὶν δικαιοσύνη ἡμῶν ἐν τῷ νόμῳ, ἀλλ' ἡ δικαιοσύνη ἡμῶν ἐν τῷ θένει καὶ.

ist vermittelt durch den heiligen¹⁴⁾ Geist, und theilhaftig desselben (*μετοχὴς γὰρ, participium pneumaticos áγιου*, Hebr. 6, 4.) wird der Mensch zuerst nur durch unmittelbare, dann durch vermittelte Weihe. (Röm. 8, 8. 9.).

Diese Weihe ist es nun, welche auf der Erde das über sie hinausragende Himmelreich, über der Naturwelt das Reich der Gnade, über der schuldbeladenen Welt die Gemeinde der Heiligen, über dem Finstereich des Argen das Lichtreich des Heilandes und seiner Auserwählten eröffnet.

Die erste Weihe empfing die Jungfrau, und durch diese Uberschattung (Luc. 1, 35.) wurde zuerst auf übernatürliche Weise die Kette der natürlichen Fortpflanzung und Nahrung durchbrochen und ein zweiter Anfang in die Menschheit gesetzt¹⁵⁾. Die menschliche Natur wurde zur Braut des göttlichen Geistes geweiht; die Jungfrau wurde die Ebenendeite des Herrn, (Luc. 1, 28.) „gebenedietet war die Frucht ihres Leibes,“ (v. 42.) und der Sohn, den sie gebor, — sollte „ein Sohn des Allerhöchsten genannt werden.“ (v. 32.).

Aber „das Heilige, das von der Jungfrau geboren worden“ (Luc. 1, 35.) empfing selbst noch eine höhere Weihe, als er das große Werk beginnen sollte, zu dem er gesandt war. Durch den h. Geist, der bei der Taufe auf ihn herabkam (Matth. 3, 16. Luc. 3, 22.)¹⁶⁾, wurde Jesus zum Gesalbten des Herrn¹⁷⁾. (Luc. 4, 18. Joh. 3, 34. Apg. 10, 38.).

Und als Christus sein Werk begonnen, da betraf er sich Gehülfe aus den niedrigsten Ständen und ertheilte ihnen eine erste Weihe, indem er ihnen „Macht gab über die unsaubern Geister, daß

14) 2 Cor. 3, 17. ὁ δὲ κυριος πνευμα ἰσχυρ. οὐ δὲ το πνευμα κυριου, ἐστὶ ἀνεσθαι. 1 Joh. 5, 6. ὁτι το πνευμα ἰσχυρ ἢ ἀληθεια. vgl. Joh. 6, 65. Eph. 3, 16. 20.

15) Matth. 11, 11. Wahrlich, ich sage euch, unter Allen, die von Weibern geboren sind, ist nicht aufgekomen, der größer sei, denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er. Vgl. Joh. 1, 12—14. u. Gal. 4, 29. wo ὁ πατὴρ πνευμα γυναικεις entgegenesetzt dem πατὴρ σαρκια γυναικεις. (Eph. 7, 16.).

16) Nach der Taufe heißt es bei Luc. 4, 1. Ἰσχυος δὲ πνευματος áγιου πληροὺς καὶ. gerade, wie es demnachst von solchen heißt, auf die der h. Geist herabgekomen. Apg. 6, 3. v. 8. 9, 17. und wie zuvor von Elisas. Luc. 1, 41.

17) Basil. M. de Spir. S. c. 12. Ἡ τοῦ χριστοῦ προσφορὰ τοῦ παντός ἐστιν ὁλοκληρῶς, ὅτιον γὰρ τοῦ χριστοῦ θεοῦ, καὶ χριστοῦ υἱοῦ, καὶ τοῦ χριστοῦ τοῦ πνευμα; fast ebenso Ambros. de S. S. I. 3.

„Sie dieselben aus trieben, und heileten allerlei Seuchen und allerlei Krankheit“ (Matth. 10, 1.) Und als er sein Werk vollendet, da ertheilte er ihnen eine zweite Weihe, indem Er, dem „gegeben war alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ (Matth. 28, 18.) die Jünger „anblies, u. zu ihnen sprach: nehmet hin den h. Geist; weichen ihr die Sünden wegnehmet, denen sollen sie weggenommen sein und weichen ihr, sie behaltet, denen sind sie behalten.“ (Joh. 20, 22. 23.) Zugleich aber gab er ihnen den Auftrag und die Gewalt „zu lehren und zu taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes.“ (Matth. 28, 18. ff. Marc. 16, 15—19. Luc. 24, 50. 51. Apg. 1, 2.)

Eine dritte Weihe endlich empfingen sie, als, nachdem er aufgenommen worden, sie „mit dem h. Geiste getauft wurden“ (Apg. 1, 5.) und „die Kraft des h. Geistes empfangen,“ (v. 8.). Denn „Alle wurden voll des h. Geistes und fingen an zu reden mit anderen Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen.“ (Apg. 2, 4. Mark. 16, 17.) Somit empfingen also die Jünger zuerst die übernatürliche Heilskraft, dann die Vollmacht zur Erlassung der Sünden und die Tauf- und Lehrgewalt, und zuletzt noch die Gabe der Sprachen, mit welcher verknüpft waren die Gaben der Weissagung, — (Apg. 2, 17. 18.) und der Erkenntniß. (Joh. 14, 26. und 16, 13. vbd. mit Matth. 10, 20. Luc. 12, 12)¹⁸⁾.

Noch aber war der alte Bann der Verehrung nicht völlig gelöst. Maria war ja vom Stamme David's und selbst der Pfleger vater Christi sollte aus königlichem Geblüte stammen; Christus war nur zu dem Israeliten gesendet¹⁹⁾, die Apostel nur aus dem Saamen Abrahams erwählt, der h. Geist nur über die Christgläubigen aus dem Volke Gottes herabgekommen.

Da wurde zuerst Saulus der eifrigste Verfolger der Christen von einem Himmelslicht umstrahlt und von Jesus auf den Weg des Heils

18) Da nach 1 Cor. 12, 4 ff. die verschiedenen Geistesgaben auch Einzelnen vertheilt ausgeübt werden können, so konnten auch mehrere oder Alle dem Einzelnen nach und nach mitgetheilt werden. Ein Anderes ist aber die Gabe des Geistes *χαρισμα*, — ein Anderes der Auftrag, die Vollmacht des Herrn (J. G.) zu deren Verwaltung (*διονομα*, 1 Cor. 12, 5. 11 Cor. 5, 18.), — ein Anderes die Wirksamkeiten (*εργα*) Gottes (1 Cor. 12, 6.) mittelst des im Auftrage Christi wirkenden Geistes.

19) Ausdrücklich erklärt dies Jesus Matth. 15, 24. Bgl. Marc. 7, 27., daher Matth. 8, 11. 12 und 21, 13. (vgl. Marc. 12, 11. Luc. 20, 17.) nur so zu nehmen sind, daß sie den Israeliten, weil sie dem Gesandten ihres Gottes nicht Gehör gaben, als Strafe verhängen, das Reich Gottes werde von ihnen weggenommen werden. S. besonders Luc. 19, 12 bis 27.

gesenkt (Apg. 9, 3 ff.) und zu Ananias sprach der Herr im Gesichte, jener Saulus „sei ihm ein auserwähltes Rüstzeug, daß er seinen Namen trage „vor Heiden und ihrem Königen.“... (Apg. 9, 15. 13, 2. 22, 17—21. 26, 17. 18.).

Und nun auch wurde selbst ein frommer und gottesfürchtiger Heide (Cornelius) durch einen Engel Gottes angewiesen, Petrum zu sich zu berufen; Petrus aber in einer Verückung durch ein Gesichte belehrt, daß Gott nicht auf die natürliche Abstammung sehe; „sondern daß in allerlei Volk, wer ihn ehertsüchtet und rechtethut, „ihm angenehm sei.“ (Apg. 10, 1—36.).

Und, siehe, als der Apostel dem Heiden von Jesu von Nazareth spricht „den Gott zu den Kindern Israél gesendet“ (36.), der den Aposteln „geboten zu predigen dem Volk, und zu zeugen, daß er „verordnet sei von Gott zum Richter der Lebendigen und Todten,“ und „von dem alle Propheten zeugen, daß durch seinen Namen Alle, die an „ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen“ (42. 43.). — „da fiel der h. Geist auf Alle, die dem Worte zuhöreten,“ so „daß sie „mit Zungen redeten und Gott hochpriesen.“ (44. 46.). Und ob auch „die Gläubigen aus der Beschneidung sich darob entsetzten“ (45), und die Gläubigen zu Jerusalem mit Petrus ankamen, daß er mit den Heiden verkehret (Apg. 11, 2. 3.), so wurden sie doch durch Petri Zeugniß von der Ausgießung des h. Geistes²⁰⁾ zum Glauben gebracht, daß „Gott auch den Heiden die Gabe gegeben „zum Leben“ (4—18.). Und auch zu Antiochien werden Griechen belehrt (20. 21.), und als auch gläubiggewordene Pharisäer noch Beschneidung für unentbehrlich zur Erlösung halten (Apg. 15, 5.), beschließen die versammelten Apostel auf Petri und Jacobi Einreden, dem Heiden des Gesetzes Joch nicht aufzuladen (7—32).

Eröffnet war hiermit eine neue Weltordnung neben und — über der alten; denn gebrochen war die Kraft und das Gesetz der Natur. Erhoben über den Naturstarkten, über den irdisch Begüterten, über den weltlich gelehrten, angesehenen, herrschenden war der Gnaden-
 kraft, der Arme, der Gottbegleiterte, Einsältige, Verfolgte, Geknechtete. Der Geringste im Reiche der Himmel stand hoch erhaben über

20) „Wiechwie auf uns am Anfang.“ (11, 15. 17. 15, 8.) Auch als zu Ephesus die Jünger, die auf Johannes Taufe getauft worden, auf den Namen Christi getauft und Paulus ihnen die Hände aufgelegt, „kam der h. Geist auf sie, und redeten mit Zungen und weissagten.“ (Apg. 19, 1—7.) vgl. 2, 17. 18. 8, 16. 17.

den Reichsten und irdisch Gewaltigsten. Durchbrechen waren alle natürlichen Besonderungen der Geschlechter, der Familien, der Stände, der Stämme und Völker; denn alle Geweihten sind Einer in Jesu Christo" (Gal. 3, 28.); alle sollten sich als Brüder einander lieben, und wer der Höchste unter ihnen sein wollte, der sollte Allen am demüthigsten dienen. Gebrochen endlich war das Naturgesetz der Vererbung; denn Jeder konnte durch die heilige Weihe ein Kind Gottes (Röm 8, 14—16.), ein Bruder Christi (Matth. 12, 50.), ein Sohn des Allerhöchsten werden (Luc. 6, 35).

Dies ist das „allen früheren Geschlechtern verborgene, nunmehr den „Aposteln offenbarte — Geheimniß Christi: daß nämlich die Heiden „Mitverben und mit eingeleibet und Mittheilhaber der (göttlichen) Verheißung in Christo sind, durch das Evangelium“).“ (Eph. 3, 3—7).

Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die Taufe zur Kinderkaufe wurde. War sie zur Seligkeit nothwendig, wie konnte ein Mutterberg auch nur einen Augenblick jögern, dem Kind ihrer Liebe das Kostbarste zu versichern, ohne welches das Dasein ja nur Dunst und Rauch?

Ebenso nothwendig wurden zunächst auch alle weltlichen Benefizien erblich; denn um dem Herrn für ein verliehenes Landgut das Leben stets opfern zu können, muß ein höherer Antrieb walten.

Der Vater muß wissen, daß er auch für die Seinigen in den Kampf gehe; der Fürst aber, dem ein Treuer im Kampfe das Leben geopfert, — kann seine Dankbarkeit nur bezeugen durch Belohnung des Vaters in seinen Kindern; nur durch solche Dankgerechtigkeit anderer Treue zu gleichen Opfern bewegen.

So wurden Glaube und Treue vererbt, und man wußte bald nicht mehr anders, als daß man in dieser doppelten, — Geistlich, Weltlichen Religion der Vater leben und sterben müsse. —

Im Anfang erwarb man durch Treue ein Gut; später sollte das Gut, das man erbt, zur Treue verpflichten.

21) Eph. 3, 6. εἰς αὐτὰ ταῦτα (d. h. die übrigen Völker außerhalb des Erbvolkes) ἐγγενομένοι καὶ ἀνθρώποι, καὶ συμπετοὶ τῆς ἐκκλησίας αἰῶνος (τὸν αἰῶνα v. 5) ἐν τῷ ἔργῳ, διὰ τοῦ εὐαγγελίου. — Gal. 3, 1—10. beweist Paulus den Gal., daß die Heiden durch Glauben Abraham's Kinder, dann 10 ff. daß die Abraham geschehene Verheißung auf Christus gezeit, so daß nun alle die an Christum glauben, durch ihn den verheißenen Geist empfangen und Gottes Kinder werden.

Im Anfang gewähete man den Gläubigen und Geheilten die Taufe als eine Gnade; später sollte die Taufe zum Glauben verpflichten und zur Gottgefälligkeit wirken. Zuletzt wurde das Homagium eine Formalität, die Treuschuldigkeit eine Heuballast; die Taufe eine Zauberformel, die Glaubens- und Gehorsamspflicht ein — sklavisches Joch.

Im eigentlichen Mittelalter aber war Ein ganzer Mensch als irdisches Wesen nur der Adlige, der Herr seines Gutes war, unter seinen Leuten als Richter, gegen seine Nachbarn als Ritter sein Recht handhaben konnte.

Als geistiges Wesen war nur der Priester ein vollständiger Christ; denn nur auf ihn war die Vollmacht Christi und die Vollkraft des Geistes übertragen.

Der Adlige spendete beliebig seine Gnaden und legte nach Gutdünken Lasten und Frohnden auf.

Der Priester begnadigte den Sünder oder strafte ihn, gewähete oder versagte nach eigenem Ermessen die Speise des Geistes und den Trank der Unsterblichkeit.

Vollendet wurde diese doppelte Lebensordnung durch ihre wechselseitige Verschänkung. Das Priesterthum erhielt eigenes erbliches Gut, der Adlige erhielt persönlich die kirchliche Weihe.

Der Klerus wurde Landstand, der Adel ein ritterlicher Orden.

Nachdem aber diese Gestaltung bis in die äußersten Verzweigungen vollendet, wurde die erzeugte Form zur hemmenden, drückenden, endlich zur empörenden Fessel für den ewig lebendigen bildenden und entbildenden Geist. Wie er erst die Formen gestaltet, so war fortan sein Trachten auf deren Sprengung gerichtet.

Die Reformation hat die eisernen Banden des Priesterthums, die Revolution hat die Adelskette zerbrochen. Das natürliche Erb-, und das christliche Weihe-Recht werden zu untergeordneten Momenten, werden aufgehoben in dem Rechte des Allerschaffenden, Allgegenwärtigen, Allvereinenden Göttlichen Geistes, welcher durch Auswirkung des Schönen, durch Erkenntniß des Wahren und Vollbringung des Guten Alle, und Jedem nach seiner Fähigkeit, Empfänglichkeit und Mitwirkung, zu immer höherer Seligkeit im Schauen, Lieben und Schaffen hinzuführen strebt. —

Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie.

Die griechische und römische Welt vor Christus hatte an der Natur- und Dämonen-Religion eine gemeinsame Grundlage, die man den heidnischen Katholicismus nennen könnte. Bei den Griechen war aber der künstlerische Geist so vorherrschend, bei den Römern der kriegerische und darum disciplinarische, daß dort das Priesterwesen nur zu einer untergeordneten Bedeutung gelangen konnte, während es bei den Römern durch die Auspizien und Auguren ein integrierendes Staatselement blieb und sich bis zu einem Pontifex maximus aufkaste. Das Ursprüngliche und Gestaltende und Höchste in der griechischen wie in der römischen Welt war aber die natürliche Aristokratie, wonach die Einen als edlere Geschlechter in Gemeinschaft und Freiheit ein, wie sie glaubten, den Göttern ähnliches Leben führten, während die Anderen, mit gemeiner Arbeit beladen, sowohl von dem abligen Leben als von der näheren Gemeinschaft mit den Göttern ausgeschlossen waren.

In Griechenland und Rom trat späterhin an die Stelle des heidnischen — der christliche Katholicismus, d. h. der Glaube an Christus und den h. Geist¹⁾. Aber er durchdrang nicht vollständig das Leben, und konnte es nicht durchdringen, weil er als Opposition wider dasselbe entstanden, seine eigenthümliche Gestalt auch im Gegensatz zur vorhandenen alten Welt sich gegeben.

Ursprünglich sollte und wollte nämlich das Christenthum ein Reich sein und bleiben bis zum Gericht, welches nicht wäre von dieser, sondern von jener Welt, d. h. ein von Christus gestiftetes, beseligtes und beherrschtes, vom h. Geiste belebtes und durchdrungenes,

1) Der wesentliche Inhalt des chr. Kathol. ist nämlich zuhöchst: Christus als schaffendes Wort, als durch Leiden genugsamer Verdienster und als künftiger, mit aller Gewalt bekleideter Richter; dann aber der h. Geist, als Christum mit den Auserwählten d. h. mit der katholischen Ecclesia vermittelnd.

im Kampfe mit dem Satan, der irdischen Welt und dem Fleisch sich ausbreitendes Reich Gottes. An die Stelle der natürlichen Rechtsgemeinschaft sollte treten die übernatürliche Pflichtgemeinschaft, und wie jene von Edelgeborenen, wurde diese von Wiedergeborenen gebildet. Wie jene das gelobte Land, so besaßen diese den h. Geist in ungetheilter Gemeinschaft, der sie dann auch antrieb, den Bedarf des leiblichen Lebens als ein Gemeingut anzusehen. Wie jene aber nach vollständiger, natürlicher Freiheit in der Welt, so strebten diese nach vollkommenster übernatürlicher²⁾ Freiheit — außer der Welt.

Waren nun zunächst die wenigen Geistbegabten in Beziehung auf die noch nicht Wiedergeborenen aufgesammt „Priester“ (1 Petr. 2, 9, 5, 3.) und „Freunde und Auserwählte Gottes,“ die eine einzige „Brüderschaft“ bildeten³⁾, so war diese Auswahl (dieser Klerus)⁴⁾ doch gleich ursprünglich unterschieden durch die verschiedenartige von Christus ausgehende Berufung und Annahme zu Aposteln und Jüngern. —

Ein fernerer Unterschied ergab sich durch die Verschiedenartigkeit der Gaben des h. Geistes (1 Cor. 12, 1—29. Eph. 4, 11.); — ein dritter endlich durch die sowohl für die Oekonomie der Brüderschaft, als in Beziehung auf die Uneingeweihten nothwendige Anordnung verschiedener Ämter. (Apg. 13, 3, 1 Tim. 5, 22, 2 Tim. 1, 6.)⁵⁾.

So findet sich denn schon bei dem Römischen Clement († 101) und bei Ignatius († 110) der durch jene besondere Auswahl sich ergebende Unterschied zwischen kirchlichen Beamten und „Laien,“ zwischen „geordneten Priestern“ und der „Heerde Christi,“ welcher letzteren geboten wird, sich jenen, den Ältesten „zu unterwerfen“).

Je weiter sich dann die Kirche ausbreitete, je mehr die Aufnahme

2) Von den Stoikern hauptsächlich dadurch unterschieden, daß diese mit eingeborenen Gotteskräften über die Leidenschaften herrschen, die Christen hingegen mit inspirirten Gotteskräften Gott dienen und nur so mit ihm über die Welt herrschen wollten. Vgl. noch Iren. adv. haer. 4, 20. Tertull. de orat. 28. Orig. Hom. 9, in Lev. 11, 9.

3) Clemens ad Rom. c. 2, 3, 8, 64.

4) Ephes. 1, 11, 14. Col. 1, 12. 1 Petr. 5, 3. werden alle Gläubige unter *κληρος* begriffen. Apg. 1, 17. „*ναυ ελαξε τον κληρον της διακονιας ταυτης*“ — kann nicht, wie von Walter, R. M. 5. A. S. 22 geschieht, dagegen angeführt werden; denn hier bezieht das *κληρος* sich nicht auf die Person, sondern auf das Amt, welches dem Judas durch den von Christus an ihn ergangenen Verus zu Theil wurde.

5) Clem. ad Rom. c. 54, 56.

6) A. a. O. c. 70 u. 74.

in die Gemeinschaft zu einer bloßen Förmlichkeit wurde, um so schärfer bestimnte sich der Unterschied zwischen denen, welche das ursprüngliche Reich Gottes wirklich fortzusetzen behaupteten und solchen, die, noch in die Angelegenheiten „dieser Welt“ verflochten, nur erst nach diesem Leben in das eigentliche Himmelreich aufgenommen zu werden hofften⁷⁾.

So erhob sich allmählig die Geistlichkeit, (die dann ausschließlich als Klerus bezeichnet wurde) als ein Weihe-Adel über das gemeine Volk (λαος) der weltlichen Christen, die dann in Beziehung auf die Nichtchristen, (die noch Kinder und Knechte des Satans waren), als Freie, in Beziehung auf die priesterliche Aristokratie aber — bloß als deren Untertanen oder Sealeigene angesehen werden konnten⁸⁾. Wie daher uranfänglich die heiligergeistige Gemeinschaft der Gläubigen sich dem weltlichen Gemeinwesen der Nichtgläubigen entgegengesetzte, um dasselbe nach und nach sich zu assimiliren, um es völlig zu transsubstanziiren, so war sie gar bald der Nothwendigkeit inne geworden, dem rohen Naturstoff, den sie in sich aufgenommen, innerhalb ihres Betrages eine eigenthümliche Existenz einzuräumen — und eine theilweise Selbstständigkeit zu belassen. Das Weltwesen ließ sich eben nicht vollständig verwandeln und absorbiren; das Reich Gottes, wie es zunächst in's Leben getreten war, bedurfte sogar des Reiches dieser Welt, um sich nur einigermaßen in seiner Ueberschwänglichkeit zu behaupten. So differenzirte sich denn die ursprünglich durchaus einige Gemeinde der Heiligen (die εκκλησια) in einen Klerus im engeren Sinne des Wortes und in den christlichen Staat, der dem Klerus, als der eigentlichen Kirche, nur untergeordnet sein sollte.

Was anfänglich für alle „Auserwählte Gottes“ gelten sollte, das wurde sofort nur die Norm für den Klerus. Nur dieser sollte in Gemeinschaft der Güter leben⁹⁾; nur dieser sich ausschließlich mit

7) So findet sich schon in den Can. apost. eine verschiedene Strafbestimmung für dasselbe Verbrechen, je nachdem es von einem Cleriker oder einem Laien begangen s. can. 17. u. 18. cf. c. 4. u. 8. D. LV. u. c. 12. D. LXXXI.

8) S. Ambros. (n. 387.) in c. 6. C. XII. 9. 1. und Hieronym. (a. 392) in c. 5. eod.

9) Mit ausdrücklicher Beziehung auf die apostolische Kirche wird als Grundsatz festgehalten, daß die Geistlichen nichts Eigenes, sondern Alles gemeinsam besitzen sollten, von Ambrosius (n. 387.) c. 6. C. XII. 9. 1., Hieronymus (n. 410) c. 5. eod. Augustin (n. 423.) c. 10. eod. Prosper (n. 494.) c. 13. eod. Gregor I. (n. 604.) c. 8. eod. u. s. w. Obgleich dann schon frühe sich unter den Geistlichen solche fanden, die noch ein persönliches Eigenthum festhielten (s. c. 10. 11. 21. eod.), so blieb

den Angelegenheiten des Reiches Gottes besaßen, und — Gott dienend — über die Geister und Seelen der Weltmenschen herrschen.

Diese nämlich, sofern sie im anderen Leben als wirkliche Mitglieder in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen zu werden wünschten, — mußten nun das Gesetz ihres inneren Lebens, die Gnadenkraft zu dessen Befolgung und die Losprechung von dessen Uebertretung, — von dem heiligen Slande empfangen, wie früher Gesetzgebung, Güterverleihung und Rechtsprechung in der Hand der edlen Geschlechter gewesen. Wie dagegen die edeln Geschlechter der alten Welt ihre Præminenz auf direkte Abstammung von Göttern oder Halbgöttern gründeten, so leisteten die Kleriker ihren höheren Charakter davon ab, daß sie unmittelbare Nachfolger seien — entweder des Gottmenschen selbst, — wie die Päpste durch Petrus, — oder der von ihm zu seinen Zeugen und Boten berufenen Apostel, — wie die übrigen Bischöfe, — oder der von diesen eingesetzten Ältesten, — wie die gemeinen Priester.

Diese geistlichen Edelente sollten nun dem gläubigen Volke die himmlische Seelen-Nahrung erteilen und mit geistlichen Waffen, — mit Gebeten und Opfern, mit Segen und Fluch das kirchliche Gemeinwesen im Innern und nach Außen hin gegen die Angriffe des Feindes Gottes vertheidigen; wogegen dann den gemeinen Laien alle zur Festung und Vertheidigung des irdischen Lebens unentbehrlichen gemeinen Arbeiten zu verrichten oblag.

Dasselbe Gestaltungsprincip nun, welches das Verhältniß der Geistlichkeit zur Weltlichkeit bestimmte, durchwaltet demnachst auch jeden dieser beiden Lebenskreise. Wie die eigentliche Kirche sich als eine geistliche Aristokratie aus der Masse der Gläubigen, die als kirchlicher Demos zurückblieb, ausgeschieden, so schied sich der Episcopat als ein hoher Adel, als klerikalische Aristokratie aus der Masse des Klerus, und bemächtigte sich allmählig mit Ausschluß der gemeinen Priesterschaft der gesetzgebenden, verwaltenden, richterlichen und gnadenvetleihenden Gewalten.

Die Weltlichkeit aber, wo sie völlig aufgelöst sich frei gestalten konnte, reproduzirte auf ihre Weise das klerikalische Reich, und wieder sah man nun eine natürliche Aristokratie sich erheben über das gemeine Volk, und wie die Adligen sich durch ein edleres Geblüt zu einer höheren,

doch das apostolische Ideal unangefochten, und immer von Neuem thaten sich mit Beifall in der Kirche Gemeinschaften hervor, die entweder wie die ersten Gemeinden nur Gemeinames, oder selbst wie Christus und die Apostel gar Nichts besaßen.

zum Herrschen und freien Leben berechtigten Körperschaft verbunden hielten, so sollte dem gemeinen Mann auch ausschließlich das Loos aller eigentlichen Arbeit beschieden sein.

So hatte also die christliche Welt nunmehr zwei Aristokratien, eine geistliche und eine weltliche, von denen dann selbst wieder innerhalb des allgemeinen kirchlichen Krises die erste zur anderen sich verhielt wie ein himmlischer Adel zu dem irdischen Volk.

Jede Aristokratie führt aber durch die natürliche Lebenschätigkeit ihrer Elemente früher oder später zur Gestaltung einer Monarchie.

Wo viele Gleichberechtigte in unmittelbarer Berührung zu einander stehen, sind Zwistigkeiten unter denselben unvermeidlich. Es liegt auch in der menschlichen Natur, nach Ausgelichung, nach Herrschaft zu streben, und ebenso vertheilt die Natur auf ungleiche Weise die Mittel, das Ziel solchen Strebens zu erreichen. Ebenso, wo Höherberechtigte in nothwendiger Beziehung zu Minderberechtigten stehen, da bleiben einerseits Bedrückungen und Rechtskränkungen von Oben herab nicht aus; anderseits erwacht früher oder später in den Unterdrückten das Streben nach Gleichstellung mit den Ersten. Da sie nun immer die größere Anzahl und somit die physisch stärkste Masse bilden, so kann, wer die geistigen Mittel dazu besitzt, mitreißt der großen Masse auch zur Kleinherrschaft gelangen.

So führt bald die Nothwendigkeit eines Richters für die Irrungen zwischen den Gleichberechtigten, wie für die Beschwerden des gemeinen Mannes, bald die Unentbehrlichkeit der Minderberechtigten zur Erreichung der Oberherrschaft, deren man sich nur durch Gewährung größerer Berechtigungen versichern kann, gleichrweise zur Umgestaltung der Aristokratie in eine mehr oder weniger strenge Monarchie.

In der alten Welt kam dies auf verschiedenartige Weise zur Erscheinung je nach der Eigenthümlichkeit der Nationen.

Die griechischen Aristokraten fanden ihren Herrn erst in Philipp von Mazedonien, dann an der königlichen Roma; Rom selbst aber an seinen Dictatoren und Cäsarn. Als demnächst das Christenthum durch sein Episcopat sich der Herrschaft über die himmelbüßenden Seelen der alten Welt bemächtigt, fanden die griechischen Bischöfe ihren Herrn im geistlich-weltlichen byzantinischen Kaiser, während das abendländische Episcopat in immer tieferer Abhängigkeit vom angeblichen Nachfolger Petri verfiel.

Auf gleiche Weise erhoben sich im Abendland weltliche Fürsten über den früher herrschenden Adel; dem Papst aber, der den ganzen ersten Stand (den Clerus) und die große Masse der gemeinen Gläubigen auf

seiner Seite hatte, gelang es, auf eine Weile, Alleinherr des ganzen Abendlandes zu werden.

Karl der Große, der mittelst des weltlichen Rechtes über Adel und Bürger herrschte, und das Schwert im Dienst der Kirche gegen die Ungläubigen führte, sich aber in Demuth von dem Papste, der über die Bischöfe herrschte, krönen liess, bezeichnet mit Leo III. den Gipfelpunkt der harmonischen geistlichen und weltlichen Entwicklung — der christlich mittelalterlichen Principien. —

10.

Ueber Orbalien und Zweikampf.

(Vorbemerkung.)

Dem Abgott, den die Franzosen *point-d'honneur* nennen, — was man ebensowohl mit „Ehrenpunkt“, als mit „keine Ehre“ übersetzen könnte, — werden noch immer zahlreiche Menschenopfer gebracht, — nicht blos von unseren raschen und reizbaren Nachbarn, sondern selbst auch von unseren bedächtigen und langmüthigen Deutschen. Vergeblich haben Päpste und Kirchenversammlungen — mit dem Bannfluch, vergeblich Könige und gesetzgebende Körper mit Todesstrafe oder Festung gedroht. Noch behauptet der mittelalterliche Moloch seine Altäre neben dem Allerheiligsten Jehovah's, und selbst der Verkämpfer des nordamerikanischen Republikanismus, selbst der sonst so strenge und uneigennützig Carrel hat jenem durchaus unrepublikanischen Bögen geräuchert, — denn eben so unrepublikanisch ist es, als unchristlich, sich selbst Rechte — oder vielmehr Unrecht — zu nehmen, und eine persönliche Unbill durch Verletzung der allgemeinen Rechtsordnung ausstülzen zu wollen. Der Christ duidet um Gottes und — seines Heilwils willen; der Republikaner behauptet seine Ehre und sein Recht nur auf allgemeinerrechtliche Weise, und erträgt, wie Regulus, das Schmerzlichste, wenn er nicht anders sich retten kann, als durch Verletzung des gemeinen Wesens. •

Aber der Zweikampf ist nicht nur eine schwere Sünde für den Christen, eine Verläugnung des höchsten Princips für den Republikaner, und eine Empfehlung gegen jeden auf die Herrschaft der Me-

sehe gegründeten Staat; sondern noch besonders eine schreiende Inconsequenz bei einem Vertreter der sog. constitutionellen Opposition. Diese hat nämlich keine andere Basis als den Grundsatz, daß jedes Mitglied des Gemeinwesens, selbst das gekrönte, verantwortlich sei für jede den engen Kreis der Individualität übergreifende That. Wer aber in einem Zweikampf zugleich das eigene und des Gegners Leben in Gefahr bringt, der eröffnet eben damit die Möglichkeit, daß er, den Gegner tödtend, selbst auch getödtet werde, womit dann jede Verantwortlichkeit von seiner Seite unmöglich wird.

Wenn nun dem ungeachtet selbst Männer, wie Garrei, ihren Ehrenpunkt durch Verletzung der allgemeinen Rechtsphäre behaupten zu müssen meinen, so bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn wir hier einige Betrachtungen über den Zweikampf mittheilen, die, schon vor längerer Zeit niedergeschrieben, leider selbst jetzt noch als zeitgemäß angesehen werden dürfen.

* * *

Uralt und allgemein verbreitet ist der Glaube, daß höhere Mächte, daß Götter und göttliche Wesen die Lebensverhältnisse des Menschen bestimmen; — uralt und allverbreitet auch der Glaube, daß die Götter jene vorbestimmte Zukunft durch Zeichen, durch Träume, Gesichte und Stimmen vorverkünden und hierdurch die Menschen leiten und vorbereiten wollten.

Uralt ist diesemnach der Glaube an vorwissende, voraussagende und mitwirkende Machtwesen.

Ebenwohl aus den ältesten Ueberlieferungen ragen — als erhabene Glaubenszeugen — die Orakel hervor — die Gottesurtheile und Gottesgerichte, die nur aus der lebendigsten Gefühlswisheit hervorgehen konnten, daß die mächtigen und wissenden Götter auch die schlechthin gerechten seien, — die schlechthin das Recht wollen und wirkenden.

Wie tief aber dieser Glaube an Uebermacht, Allwissenheit und Gerechtigkeit göttlicher Wesen gewurzelt, ist daraus zu entnehmen, daß er auf den verschiedenen Bildungsstufen immer — wieder von neuem hervortritt, im Wesen stets derselbe — nur der Gestalt nach sich der Zeitbildung gemäß verwandelnd.

Auch die Uekunden des Christenthums sind ganz durchdrungen von diesem dreifaltigen Glauben an den Allmächtigen, Allwissenden und Allwaltenden. Statt der Götter aber, die nur mehr dienen,

wie der Stern der Könige, und die sich verdunkelnde Sonne, — waltet der Geist Gottes in Träumen, Zeichen und Weissagungen; ein Gottesurtheil findet Statt bei Erwählung des Matthias durch das Loos, und Gottesgerichte werden vollzogen an Judas, an Ananias und Saphira, und verkündigt für das jüdische Volk — und die ganze Welt.

Sehr frühe aber ließ der Mensch es nicht bei diesem durchgreifenden Bestimmen und Bestimm werden von Oben und Außen her bewenden. Er suchte die Macht eines Gestirnes durch die eines mächtigeren zu paralysiren, — und versuchte frühe, dem vorbestimmten Schicksale zu entgehen, den Weissagungen auszuweichen. Zuletzt sogar verweig er sich, alle Einwirkung und Vorbestimmung von Oben her zu läugnen — und seine eigenen Wege zu gehen.

Ebenso zeigt sich bei den Gottesurtheilen, deren Unbedingtheit offenbar der Kindischen, ältesten Zeit angehört, der Uebergang zur männlichen Selbstständigkeit in den ältesten — noch religiös gefärbten — eigentlichen Zweikämpfen, in denen der Mensch nach allen seinen Kräften zur Thätigkeit berufen war, — und Gott sich gleichsam nur die besondere Kräftigung des Gerechten und die hierdurch zu bewirkende Entscheidung vorbehielt.

Bleibt aber das Christenthum nach seiner ältesten geschichtlichen Auffassung wesentlich darin, daß Gottes Sohn, in ihm also Gott selbst Mensch geworden, daß er freiwillig alle bittersten Leiden übernommen und duldben getragen, und daß der Gläubige durch Nachfolge Christi, durch Aneignung seines gottmenschlichen Wesens der himmlischen Seligkeit mit ihm theilhaft werden kann und soll, — dann ist auch offenbar, daß der Unrecht leidende nicht sich selbst Rechte schaffen, nicht für dasselbe in den Kampf treten kann. Er muß vielmehr solches Unrecht als eine von Gott zugelassene Gelegenheit betrachten, seine Christlichkeit durch standhafte Duldung zu er härten, und hiermit die schadenwollende Absicht des Unrechtfügenden für sich in eine wirklich bessernde und verklärende Prüfung verwandeln, und ebendamit feurige Kohlen sammeln auf das Haupt seines Gegners. Das Gericht jedoch über den Böswilligen muß er Gott anheim stellen, der allein weiß, wie strafbar derselbe ist und auf welche Weise er zu strafen, zu züchtigen, zu erziehen, zu bessern ist.

Wo nun das ursprüngliche Christenthum mit Völkern zusammentraf, deren Bildung ihm entgegen gereift war, da bewahrte es auch in der Hauptsache seinen eigenthümlichen Charakter. Wo hingegen es mit noch ungebrochener Naturkraft zusammentraf, wo es sich unter Völkern

verbreitete, die im steten Kampf mit Natur- und Mithengewalt zur gediegensten natürlichen Selbstständigkeit erstarkt waren, — da mußte es sich zunächst damit begnügen, die natürliche Nachsuche zu zügeln, und durch Gestattung des Zweikampfs die unmittelbare Blutrache zu verhindern.

So accommodirte sich das Christenthum dem nordischen Heidenthum, aber durchdrang es nicht. Schon bevor es noch mit demselben in Berührung gekommen war, hatte die Masse der Kirchengläubigen sich in zwei Stände besondert, die man süsslicher Einweihungsgrade nennen könnte. Die ungeheure Mehrheit blieb auf dem untersten Grade stehen, auf welchem die Eingeweihten den Gott nur unvollständig kennen lernten, und so auch dem göttlichen Musterbild nur theilweise sich anzunähern strebten. Ueber ihnen standen die vollständig Eingeweihten, deren Lebensaufgabe war, vollkommene Christen, — d. h. so weit als möglich, wirkliche *Christi*¹⁾ zu werden. Sie waren es denn auch, welche das Christenthum verbreiteten, und als Priester, als Mittler zwischen Gott und den Halbeingeweihten — nothwendig den ersten Stand in der neuen gesellschaftlichen Ordnung bildeten.

Ihnen gegenüber kamen die irdisch Gewaltigen zu stehen, die im Religiösen zwar unter ihnen standen, aber als weltliche Machthaber sich selbstständig neben ihnen behaupteten. So geschah es, daß die Geistlichen die Wehrmänner ihren Streit mit dem Schwert ausrichteten, die Wehrmänner dagegen von den Geistlichen ihr Schwert zum Kampfe einsegnen ließen.

Aber das Christenthum hatte sich bereits zur Kirche gestaltet, als es mit dem Heidenthum in Wechselbeziehung trat. Das Heidenthum hatte schon seine weltlichen Gemeinwesen gegründet, als die Kirche sich bei ihm auszubreiten anfing. Und wie die Kirche sich in vollständige und theilweise Christen (Priester und Laien), so hatte der Staat sich in vollständig und theilweis Selbstständige gesondert. Wie dort die Geistlichen über den Laien, so standen hier die begünstigten, mitregierenden Krieger als Adelige über dem gemeinen Mann, der nur theilweis selbstständig war.

Wenn nun auch die Kirche sich dem Staate mehr oder weniger accommodirte und der Staat sich der Kirche mehr oder weniger unterordnete und fügte; so entwickelten sich doch beide, je nach dem ver-

1) Bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an Stellen in priesterlichen Schriften, in denen in der heiligen (römischen) Sprache die Priester als *Christi* bezeichnet werden.

schiedenen Naturen und Bildungsstufen der Völker, auf mehr oder minder selbstständige Weise. — Zur völligen Verschmelzung und Einklangung ist es selbst zu den Zeiten der höchsten päpstlichen Macht nirgends gekommen²⁾. Vielmehr hat die Ausübung und Steigerung dieser Macht einen immer stärkeren Widerstand hervorgerufen, und der Papst, der um des kirchlichen Ungehorsams eines Königs willen das ganze Volk desselben mit der schwersten Kirchenstrafe zu belegen wagte, mußte, dem Stuhl Petri entrisßen, als Gefangener die Uebermacht des weltlichen Schwertes schmerzlich erfahren.

Während daher die Kirche den Staat, während das kirchliche Christenthum das heidnische Staatswesen absorbiren zu wollten, und die weltliche Macht sich zum bloßen Vollstrecker der kirchlichen Befehle zu geschmeidigen schien, bereitete sich im Geheimen ihre völlige Trennung und Entgegensetzung vor.

Die Kirche hatte durch Beibehaltung einer erstorbenen Sprache, durch strenge Ausscheidung ihrer Ueberlieferung aus dem Leben und richtenden Geiste — und durch Abtrennung ihres Klerus von dem lebendigen Stamme der Menschheit, — sich eine eigene Welt gestaltet, welche unter den Gesetzen stand, die im Naturreich die Crystallisirung, Verholzung und Verknöcherung beherrschen. Die Selbstständigkeit und Individualität des Einzelnen, die Eigenthümlichkeit der Völker in Sprache und Bedürfnissen, die unausschließbaren Forderungen des irdischen Lebens und des allgemeinen Menschengefühles und Menschengesetzes trieben als heidnische Elemente außer- und unterhalb der Kirche ihr Wesen, und nahmen sich gewaltsam das Recht, das die Kirche ihnen verweigerte, — und, — den Gesetzen — der Selbsterhaltung zufolge, — verweigern mußte.

Hierdurch wurde das heidnische Wesen, theils vor der kirchlichen Uebermacht sich zu verstellen, theils gegen sie anzukämpfen genöthigt, und die offenen Bekämpfer waren eben nicht die gefährlichsten.

Je nachtheiliger aber das heidnische Wesen sich geltend zu machen und sein Princip folgerichtig zu entwickeln strebte, um so dringender fand die Kirche sich genöthigt, sich in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit zu erfassen, um sich gegen das feindlich gewordene fremde Element zu behaupten. Was aus Furcht vor bedenklichem Widerstand und in Hoffnung allmählicher, unvermerkter Bewältigung, — oder auch in Unbedacht geduldet worden, das mußte, als es sich lebenskräftig entwickelte, unterdrückt oder ausgeschieden werden. So

2) Vergl. u. a. Dante, de Monarchia. II. p. 44. 47 u.

wurden namentlich seit Ende des 11. Jahrhunderts die Zweikämpfe als Gottesgerichte — immer häufiger, immer strenger von der Hierarchie verboten. Zur Durchführung der Verbote aber gebrach es derselben an Kraft und die einzige Wirkung derselben war, daß die Zweikämpfe ihre bisherige religiöse Färbung verloren.

Da die Hierarchie, welche das Organ des h. Geistes zu sein behauptete, die Abhaltung von Gottesgerichten für unstatthaft, ja sogar für Versuchung Gottes erklärte, so wurde eben damit bei den Mitgliedern der Kirche der Glaube an das unmittelbare göttliche Wollen in menschlichen Rechtsverhältnissen geschwächt. Was übrig blieb, zerfiel nun in zwei Elemente. Auf der einen Seite blieb der Zweikampf — ein naturmenschliches Mittel der individuellen Selbsterhaltung, indem der Einzelne die gerade ihm — als diesem — von Jenem als einem gleich Individuellen, zugefügte Unbill eines theils an dem Verleider zu rächen, anderentheils sie dadurch als eine ungebührliche, nichtige zu erweisen suchte, daß er das höchste naturmenschliche Gut, — das irdische Dasein, — für die Behauptung seiner individuellen Unverbrüchlichkeit in die Wagschale legte.

Auf der anderen Seite wurde das Rechtswesen von der unmittelbaren Theilnahme der göttlichen Macht unabhängig, und zu einer freien, gottmenschlichen Disziplin selbstständig. Das Recht wurde als ein in sich abgeschlossenes Gedanken system dem immanen gottmenschlichen Geiste vindicirt, und zugleich als ein göttliches, über welches der Mensch zur völligen Gewißheit kommen konnte, über das von der Kirche dargebotene, nur auf guten Glauben dahinjzunehmenden Religiöse thatsächlich hinausgehoben.

So stehen noch überall, — selbst die vereinigten Freistaaten Nordamerika's nicht ausgenommen, — Staat und Kirche sich mehr oder weniger einander ent Fremdet, — in den meisten europäischen Staaten sogar wesentlich einander widersprechend gegenüber. Überall ist noch die Ehre des Kirchenmitgliedes völlig verschieden von der Ehre des weltlichen Gemeinwesens, und bis in die tiefste Wurzel des Lebens hinab reicht nun das Schisma, welches im Mittelalter zuerst nur die dreifache Krone des Stellvertreters Gottes ergriffen.

Wie im heidnischen Alterthume die Helden der kriegsführenden Volksstämme miteinander um die Herrschaft gekämpft, während die kampfergrüßten Familienhäupter ringsumher der Entscheidung harrten; wie im christlichen Alterthume die Väter der Kirche mit den Philosophen des Alterthums um die geistige, wie im Mittelalter Kaiser und Päpste miteinander um die zeitliche Welt Herrschaft, wie in der neueren

Uebergangszeit kirchliche und politische Reformatoren mit den alten Gewalthabern gekämpft, — so stehen jetzt das humane Staatswesen und die kirchlichen Autoritäten sich gegenüber, und die Völker zweier Welttheile hatten sehnuchsvoll der endlichen Entscheidung.

11.

Das elfte Jahrhundert.

Im 11. Jahrhundert culminirte der Gegensatz, der durch das Christenthum für Europa an die Tagesordnung gekommen war.

Damian¹⁾ brachte die Selbstaufbeilung auf¹⁾; sein Schüler, Dominikus, der Gepanzerte († 1064), fesselte das Fleisch mit eisernen Ringen und Panzer²⁾; — nicht nur Bischof Rudolph von Subbio, sondern sogar ein Weib, hielten in kurzer Frist 300,000 Selbsthiebe aus³⁾. Bruno stiftete 1086 den Orden der Kartäuser. Das Fleisch sollte völlig vom Geist, oder vielmehr von dem abstrakten Willen beherrscht, unterjocht werden.

Gregor brachte die völlige Emanzipation der Kirche von der weltlichen Gewalt, d. h. die völlige Unterwerfung der zeitlichen Macht durch die geistliche, hierarchische in Ausnahme; die ganze Christenheit sollte dem Stellvertreter Christi gehorchen.

In demselben Jahrh. aber begannen auch die Aufstände der Keger innerhalb der Kirche, — die heidnische Verfolgungen der Pilgrime nach Jerusalem — außerhalb der Kirche. — Gegen jene versammelten sich die geistlichen Häupter der Kirche; gegen diese rief Gregor alle wehrfähigen Christen in's Feld. Der Satan sollte in seinen unmittelbaren Vorkämpfern bekriegt und dem Kreuze unterworfen werden. —

Fleisch, Welt, Satan waren die Feinde; das Kreuz, als Kreuz für das Selbst, als Hiebsstab für die weltliche Macht, als Schwert für die Heiden, — und zuletzt wieder als Kreuz für Keger — und Juden, — war die Waffe; Christus das Haupt, — der Himmel die

1) Delaude flagellor. s. opusc. XI. III.).

2) Damiani de vita ss. Rudolphi, et Dominic Loricati.

3) Dom. Epist. L. I. c. 8.

Krone für die unterthänigen Kämpfer. — Fleischödemung, Weltverachtung, Vertilgung der Ungläubigen und Keger wurden die kirchlichen Aufgaben der Zeit. —

12.

Die mittelalterliche Weltordnung und ihr unausbleiblicher Verfall.

Die mittelalterliche Weltordnung hatte sich als Ordnung dadurch vollendet, daß die weltlichen Elemente der Gesellschaft sich vom Leibeigenen aufwärts zum Bürger, zum Adel, zur Fürsten- oder Königschaft und zuhöchst zum Kaiserthum, — daß die kirchlichen Elemente sich vom seeligenen Laien aufwärts zum Priester, zum Episcopat und zuhöchst zum Papsthum aufgestuft hatten, und daß, wie in den Nationalangelegenheiten und Nationalversammlungen der Clerus den ersten Stand über den Adel bildete, ebenso in den Angelegenheiten und Versammlungen (Concilien) der römisch-katholischen Christenheit die Kirchenfürsten über die einzelnen Nationen und ihre weltlichen Fürsten erhoben waren, — selbst aber im Stellvertreter Christi ihr unfehlbares u. unverantwortliches Oberhaupt erkannten.

So waren die Stände, so auch Kirche und Staat zwar gesondert, aber zugleich auch durch Ueber- und Unterordnung vereinigt, und das ganze System durch Unterordnung des Kaisers, als der höchsten weltlichen Gewalt, unter den Papst, als den, wie man glaubte, von Gott selbst erwählten und eingesetzten Oberherrn der Christenheit geeinigt (unifizirt).

Der einzelne Mensch aber erhielt in der That erst Menschenrechte dadurch, daß er die göttliche Autorität der Kirche — und ihres Oberhauptes anerkannte, daß er sich ihr unbedingt unterwarf und von ihr dagegen die Taufe empfing. Der Ritter bedurfte, um in vollen Besitz seiner Vorrechte zu kommen, der Weihung seines Schwertes; Kaiser

und Könige empfangen Scepter und Krone von der Kirche ¹⁾ und waren nur als Gesalbte geheiligt. Alle mußten der Kirche Gehorsam schwören ²⁾. Ebenso bedarf noch jetzt der Laie, um Priester zu werden, der Ordination durch seinen Bischof, der Priester, um Bischof zu werden, der Inthronisation durch den Papst, welchem er Gehorsam zuschwören muß; — der Papst aber schwört, nur Gott und dem heil. Petrus, denen allein er verantwortlich ist, zu gehorchen.

Von dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, ging also in letzter Instanz alle Befugniß aus. Er war in der That die letzte lebendige Quelle aller Rechte; er prägte der ganzen Weltordnung den Stempel des göttlichen auf; auf ihn convergirte aller Gehorsam, alle Verpflichtung; er war das Unerwagte, welches Alles in Bewegung setzen sollte, der einheitliche Mittelpunkt, durch welchen die verschiedenen Standeskreise ihre Rangordnung erhielten, wie jedem Einzelnen in solchem Kreise seine bestimmte Stellung zugewiesen war.

Damit nun diese Weltordnung unveränderlich fortbestehe, wurde erfordert, daß sowohl von Unten nach Oben, als von Oben nach Unten jedes Glied seine eigenthümliche Bestimmung erfülle, mithin auch die aller Uebrigen respektire. —

Leidender Gehorsam des Untergeordneten unter seinen Oben, also militärische oder jesuitische Subordination war aber die wesentlichste Bedingung zur Aufrechterhaltung dieses Systems, und wenn auch in äußersten Fällen ein Refus an den Uebergeordneten des nächsten Oben gestattet, so wurde doch geduldiges Leiden als das Sicherste und Christlichste empfohlen, — wie es ja ohnehin in der ganzen Anordnung lag, daß dem Papste selbst der Kaiser unbedingt gehorchen mußte, sollte nicht ein wesentlich Untergeordneter zum Richter über seinen Herrn und hiermit die gesammte Hierarchie umgekehrt werden. Hätte man nämlich etwa einer Versammlung von Bischöfen eine Richtergewalt über den Papst zugestanden, so würde man hiermit auch einer Versammlung aller Priester dieselbe Gewalt über das Bischofthum, und dann auch der Gesammtheit der Laien ein Recht über den Klerus haben einräumen müssen. Auch wäre bei jeder solcher Streitsache das ganze System durch etwaige Theilung der Stimmen mit einer Spaltung (Schisma), die ganze Ordnung mit Anarchie bedroht gewesen. Von Oben kam die (übermenschliche) Offenbarung; von

1) Otto IV. nennt sich (1206) *Dei et papae gratia Rom. rex.*

2) Gregor VII. fordert vom neuernannten König der Deutschen, daß er dem h. Petrus *veram obedientiam* schwört als *milas Patri.*

Oben der heilige Geist, von Oben jede Gnade, jede Berechtigung; wie durfte da der Untergeordnete annehmen, daß sein Uebergeordneter das Rechte nicht wisse, nicht wolle, nicht könne! —

Wenn aber dadurch, daß die ganze Christenheit dem Einigen Papste untergeordnet und alle seine Unterthanen ihm zum unbedingtem Gehorsam durch Eidschwur verpflichtet, — die Erhaltung der Einheit gewährleistet schien, — so wurde zur Erhaltung dieser Ordnung doch ebenwohl erfordert, daß auch jeder Oberer, vom Papst an bis hinab zum geringsten Beamten, jeden Untergeordneten in seiner eigenthümlichen, durch das ganze System ihm angewiesenen Stellung anerkenne und respektire.

Die Ordnung konnte also auf zweifache Weise gestört, verletzt und zertrümmert werden; entweder durch Aufstehen (Insurrection) und Verschleißständigkeit gegen die Oberen, oder durch Usurpation der Letzteren und durch Absorption der Untergeordneten durch dieselben. Das Erste setzt voraus, daß ein Untergeordneter eibbrüchig gegen seinen Obern sich erhob, sei es nun durch Ungehorsam, Anmaßung seiner Rechte oder Vernichtungskrieg; — das Andere, daß ein Oberer seine Untergeordnete in der Ausübung ihrer Rechte hinderte oder stürzte, oder ihnen diese Rechte selbst ordnungswidrig entriß.

Nur gestört wurde die Ordnung, wenn, bei theoretischer Anerkennung derselben, sie thatsächlich überschritten wurde; verletzt, wenn, bei formeller Anerkennung ihres Princip's, einzelne Momente derselben herausgerissen und auch theoretisch — auf ein anderes Princip basirt wurden; umgeworfen, zerstört endlich wurde die Ordnung, wenn ihrem Princip selbst ein anderes entgegengesetzt wurde³⁾.

Sollte nun jene Ordnung Bestand behalten, so mußte nicht nur der Glaube an ihre Göttlichkeit unerschüttert bleiben, sondern auch Gerichte und eine exekutive Macht mußten vorhanden sein, welche jede Störung wieder aufhoben, zu der sich Eigennuz oder Leidenschaft hinreißen lassen mochte. Die Aufrechterhaltung jenes Glaubens setzte vor Allem voraus, daß Diejenigen, welche die Ordnung handhaben sollten, durch strenge Erfüllung ihres Berufes sich als wirkliche Organe des göttlichen Willens legitimirten und bewährten. Wie jedoch gerade von diesen die Gewalt auf alle Weise zur Störung und Verletzung der Ordnung mißbraucht wurde, so fehlte es in der Ordnung selbst überall an

3) Diese Stufenfolge wird in der röm. kath. Kirche bezeichnet durch Glauben, Schisma, Häresis.

zureichenden Gerichten oder urtheilvollstreckenden Gewalten; oder an beiden, um jeder Ungebühr auf rechtliche und zuverlässige Weise zu steuern. Wo aber keine Rechtshörschaft vorhanden ist, da wird auch das Recht vielfach überschritten; wo es ungestraft überschritten wird, da ruft es früher oder später zu eigenmächtiger Rache der Gewaltthat auf, und die Geschichte hat den Ausspruch bestätigt, daß, wer zuerst das Schwert zieht, d. h. wer zuerst Gewalt braucht, um das Recht zu verletzen, auch durch das Schwert umkömmt. Eine Usurpation, die von höchster Stelle ausgeht, zuckt, wie ein elektrischer Funke, durch die ganze Kette der Hierarchie, bis sie, auf ihren Urheber zurückkehrend, sich selbst wieder aufhebend, die Heiligkeit des Rechtes thatsächlich erweist und — zur Aufstellung oder Ergänzung der Rechtsverordnungen nöthigt.

In der mittelalterlichen Weltordnung war aber der Episcopat ohne Rechtshörschaft gegen die Usurpationen des Papstes; dem niederen Clerus fehlte es an einer zweiten Instanz gegen die Bischöfe; der Kaiser fand an dem höhern Clerus nur einen kastenmäßig parteilichen Richter gegen seine Klagen gegen seine nächsten geistlichen Vorgesetzten.

Ebenso waren Kaiser und Könige ohne gesetzlichen, d. h. gerichtlichen Schutz gegen die Anmaßungen der geistlichen Hierarchie, wie Bürger und Adelige, ohne Rechtsgewährschaft gegen Kaiser und Könige. Um die Anmaßungen des Clerus abzuwehren, hatten die Fürsten nur ein weltliches, um die Insurrection der Könige gegen die geistliche Oberherrschaft zu bezwingen, hatte diese nur ein geistliches Schwert. So lange das Letztere (das Anathem) noch in Ansehen stand, war das Erstere nicht zu gebrauchen; — je mehr an dieses appellirt wurde, um so mehr kam die wirkliche Gewalt an die untergeordnete, aber stärkere Laienschaft.

Der Umsturz der gesammten Verfassung war also thatsächlich unausbleiblich, weil sie dem, allen Menschen angeborenen Streben nach Unbeschränktheit keine nachhaltigen Rechtseinrichtungen entgegenzusetzen hatte. Die ganze Ordnung setzte ein ordnungsmäßiges Regieren von Oben herab und einen unbedingten Gehorsam von Unten nach Oben voraus. Sollten die von den Obersten ausgehenden Ordnungsstörungen auf eine rechtliche Weise ausgeglichen werden, so hätte das Gericht aus Untergeordneten bestellt sein müssen, wodurch aber die eigenthümliche Ordnung des Ganzen umgekehrt, — ein objektives, allgemeines Gesetz und Recht über die mystische, individuelle Inspiration erhoben, und in beiden Hinsichten die wirkliche Souveränität versetzt worden wäre⁴⁾.

4) Sollte Lafayette damals gelebt, sein Verstand würde als Axiom an-

Aber der Umsturz jener Weltordnung war auch ohnedies vernünftigerweise nothwendig, weil sie, aus einer durchaus einseitigen Welt- und Gottesansicht hervorgegangen, auf absoluten und insofern unwahren Gegensätzen, auf theilweis unhaltbaren Voraussetzungen und auf der Behauptung ihrer Unverbesserlichkeit beruhte. Sollte sie Bestand halten, so hätte fortwährend von allen Gewalthabern und Untergebenen jede Art von Selbstsucht und Leidenschaft im eigenen Herzen überwunden, — von allen Untergebenen aber noch überdies in vielfachen Beziehungen und bei unzähligen Veranlassungen das menschliche Gefühl, das Rechtsbedürfniß, der Trieb zur Freiheit des Geistes, das Verlangen nach Vernunfterkennung und der heilige Drang nach Verwirklichung der Uebersetzung — unterdrückt werden müssen.

Fassen wir nämlich das ganze System sowohl in seiner Besonderung als in seiner Einheit auf, dann ergibt sich uns folgendes Schema:

Der Papst herrschte über die Bischöfe; — der mit dem Papst einige Episcopat über den übrigen Clerus; die gesammte Priesterschaft über die in geistlichen Angelegenheiten völlig unberechtigten, selbstlosen Laien, die man in Beziehung auf die Priester — auch Seeligen nennen könnte.

Diese Seeligen aber stützen sich auf ähnliche Weise ab vom römischen Kaiser zu den Fürsten, den abtlichen Vasallen derselben, den gemeinen Leuten und den im Weltlichen völlig unberechtigten, selbstlosen Leibeigenen, und bildeten zusammen das heil. römische Reich.

Diese ganze im Papst, als dem einzigen, souveränen Stellvertreter Gottes, sich aufspizende Pyramide bildete die einige, heilige römisch-katholische Kirche, welche sich für die Herrin der Erde hielt, daher auch der Nachfolger Petri, in welchem sich ihre Souveränität personifizirt, sich *dominium urbis et orbis* nannte.

Dieser Kirche nun, welche das Reich Christi constituirte, stand das Reich des Teufels gegenüber, welches sich ebenso nach dem Satan ab-, wie jenes sich zu Christus aufstute. In Beziehung auf die Christenheit waren nämlich die Heiden, welche den rechten Glauben nicht kannten, nur rechtlos, die Schismatiker aber, welche

erkannt haben: „que l'obéissance est le plus saint des devoirs.“ Freilich setzt es, um auf Nützlichkeit Anspruch machen zu können, voraus, daß jeder seinem Herrn gehorche, und freilich, wenn der Papst immer dem lebendigen Gott gehorcht, dann würde er auch von Allen Gehorsam verlangen dürfen.

die legitime Obrigkeit nicht anerkannten, Ungehorsame, die Juden, deren Voreltern, wie es hieß, den Sohn Gottes gekreuzigt, mit einem Erbverbrechen beladen, die Mahomedaner, welche die Kirche bekriegeten, Todfeinde, endlich die Keger, welche sich gegen die Kirche empöreten, todschuldige Majestätsverbrecher.

Im Wesentlichen beruhte also dieses System auf den vier absoluten Unterscheidungen:

- 1) von Klerus und Laien, ⁵⁾
- 2) von Adel und Leuten (Privor- und Benachrechtigten) ⁶⁾,
- 3) von Kirche und Staat ⁷⁾,
- 4) von Gott und Satan, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit.

Der erste Unterschied aber beruhte auf dem Glauben an eine potentieell-verschiedene Wirklichkeit des heil. Geistes; — der zweite auf der Annahme einer sich vererbenden Natur- und Rechtsverschiedenheit unter den Menschen; — die dritte auf der Voraussetzung einer qualitativen Verschiedenheit von Geistlichen und Weltlichen; — endlich die vierte auf dem Glauben an die absoluten Gegensätze von Gott und Teufel, von heil. Geist und menschlicher Seele, von Gnade und Natur.

Die erste Unterscheidung verleugnete die Einheit des heil. Geistes, welcher, der Kirchenlehre zufolge, allen Christen durch die Taufe mitgetheilt wird, und dessen mannigfaltige Gaben nicht willkürlich vertheilt, sondern erst aus ihrem Wirken erkannt werden können. Die zweite Unterscheidung verleugnet die Einheit des Menschenthums, dessen alle Menschen durch Abkunft von einem einzigen Schöpfer theilhaftig sind. Die dritte verleugnet die Einheit des idealen Logos, d. h. der Idee der göttlichen Anordnung aller menschlichen Lebensverhältnisse, die vierte endlich nicht nur die Dreieinigkeit — sondern auch die Einheit des göttlichen Universums selbst.

Eben weil nun durch alle diese unbedingten Unterscheidungen, Gegensätze, Widersprüche und Todfeindschaften die Einheit, Einigkeit und Einigung, welche Bedürfniß des Geistes, des Herzens und der wirkenden Seele sind, unmöglich gemacht waren, — darum wehrte oder empödete sich

5) S. die Bulle „Clerici laicos“ v. J. 1296.

6) Wie die Priesterweihe unauslöschlichen Charakter eintrugte, so war das Blut der Adligen schon von Geburt aus besser als das der gemeinen Leute.

7) S. d. Decret „Unam sanctam“ v. 1302.

immer eine obte die andere der gekrönten Mächte, darum konnte auch die Idee der mittelalterlichen Ordnung zu keiner Zeit in der gesammten röm. kath. Christenheit vollständig in Ausführung gebracht werden. Schon der Erste, der mit Bewußtsein sie zu verwirklichen gestrebt, — (s. Gregor VII.) mußte unüberwindlichen Widerstand beregnen und schon damals, als dieser geistliche Held der kirchlichen Hierarchie die Krone aufsetzte, hatte die weltliche Hierarchie bereits die ihrige theilweis zerbrochen. Die meisten Könige hatten sich gegen den römischen Kaiser verständig, und nicht nur der Kaiser bekämpfte den Papst, sondern auch schon König Wilhelm von England weigerte Gregor VII. den schuldigen Eid; eine Versammlung deutscher Bischöfe erklärte diesen sogar für abgesetzt.

In gleichem Maße, wie von dieser Zeit an die geistlichen und weltlichen Gewaltthaber ihrer Usurpationen immer weiter ausdehnen suchten, — vermehrten und verstärkten sich auch die Insurrektionen der Untergebenen gegen ihre Oberen, und zwar sowohl in der kirchlichen, wie in der weltlichen Ordnung, und sowohl von Seiten der weltlichen Fürsten gegen die geistlichen Oberherren, als von Seiten der Lehen gegen die Priesterschaft und das Priestertum überhaupt.

Namentlich in Frankreich that sich dieses zwiefache revolutionäre Streben auf die verschiedenartigste Weise kund, und hier war es, wo die usurpirende Gewalt mit dem sich steigenden Freiheitsbedürfniß der Unterthanen durch immer sich steigende Eigenmächtigkeit von oben herab — in so ungeheure Spannung gerieth, daß, nachdem jene nach und nach alle Mittelstufen der mittelalterlichen Ordnung gewaltsam durchbrochen, zuletzt auch die insurrektionelle Gewalt jenen ungeheuren Rückschlag that, der, von den bisherigen Machthabern ausschließlich als Revolution gebrandmarkt, in Wahrheit doch nur der letzte, von ihnen selbst hervorgerufene Akt einer — von ihnen selbst seit Jahrhunderten begonnenen Revolution gewesen.

Wie aber die christliche Kirche vorzüglich durch einseitige Durchführung des monarchischen Princips sich in eine orientalische und eine römische gespalten, und Rom sowohl durch sein ursprüngliches Stre-

h) Obgleich die sog. Diktate desselben wahrscheinlich nicht von ihm dictirt worden, so ist doch, wie J. Voigt (Hildebrand II. I. 425) richtig bemerkt: „eben so gewiß, daß sie den Geist der Zeit Gregor's und seines eigenen Strebens herrlich aussprechen. . . Sie sind Ein Ganzes, bemerkte derselbe, Ein Geist liegt zum Grunde: der Geist der Freiheit der Kirche, der Abgewalt des Papstes, des Schwaltens des Altars über dem Schwerte.“ —

den nach Welt Herrschaft, als durch die logische Gewalt der Dinge zur Extension der absoluten Souveränität des Papstes hingetrieben wurde, — so geriet auch das christliche Kaiserthum in germanische und — (wie möchten sagen) — romanische Staaten; — so wurde vorzugsweise in Frankreich das monarchische Princip folgerede bis zur unbeschränkten Alleinherrschaft des Königs durchgeführt, und Alles zum Mittel für Erreichung dieser absoluten Souveränität herabgesetzt. Wie daher das römische Papstthum in Bonifaz VIII., so culminirte das französische Königthum in Ludwig XIV., und in beiden war es ein und dasselbe absolute monarchische Princip, welches das Äußerste seiner folgerichtigen Durchführung erreichte.

Gibt man nämlich einmal zu, daß der Papst der einzige — unmittelbare und zur Ehaltung der kirchlichen Einheit berufene Stellvertreter Gottes, — oder Christi, oder auch nur des Apostelfürsten Petri ist, dann kann gegen dessen Befehle keine Berufung auf irgend eine andere menschliche Autorität mehr stattfinden. Der Papst muß dann wissen, was der Kirche in jedem Augenblicke Noth thut; und, wie die concrete Ordnung und Verfassung, wie Lehre und Gesetz der Kirche — von Christo und seinen Stellvertretern nach und nach aufgestellt worden und nur von dieser göttlichen Macht ihre Sanction haben, — so können sie auch nur von dieser getrennenden Souveränität modificirt und verändert werden, und sämmtlichen Christgläubigen gleicht dann nur unbedingter Gehorsam. Eine Opposition — selbst des gesammten Episcopats gegen die päpstlichen Machtsprüche, — abgesehen davon, daß sie dem Eid der Bischöfe zuwiderläufe, — würde einen Richter über die beiden Parteien erheischen, würde den unentbehrlichen Glauben an die göttliche Einsetzung der Hierarchie und das Vertrauen der Unterthanen zu den Oberen erschüttern und — zur Sicherung vor Rückfällen — die Permanenz der bischöflichen Versammlung, oder eines bevollmächtigten Ausschusses derselben, also eine stehende Rechtsvertretung unentbehrlich machen.

Durchaus dasselbe findet in der weltlichen Ordnung Statt, gleichviel, ob die königliche Souveränität sich unmittelbar von Gottes, oder von seines Stellvertreters — des Papstes — Gnaden ableitet, und die Analogie ist zu augenscheinlich, als daß wir uns veranlaßt finden könnten, uns hier weiter darüber zu verbreiten.

Dasselbe endlich findet Statt, hinsichtlich des Verhältnisses von Staat und Kirche, und auch hier fordert das Grundprincip der mittelalterlichen Weltordnung, daß jener sich unbedingt der letzteren unterordne. Ist nämlich der heil. Geist wesentlich (qualitativ) über den menschlichen erhaben, dann müssen auch die eigenthümlichen Dr-

ganz des Ersteren über die des Letzteren herrschen. Jenen nimmt es dann zu, den Spielraum der weltlichen Gewalten abzugrängen, zu erweitern oder zu beschränken, und da sie unverantwortlich (gegen ihre Untergebenen) die Schlüssel handhaben zu ewiger Glückseligkeit und ewiger Qual, so besitzen sie hiermit auch, — so lange der Glaube an diese Schlüsselgewalt — lebendig ist, — die wirklich vollziehende Gewalt. — Der weltlichen Macht kann es aber, nimmt man einmal die Grundvoraussetzungen des Mittelalters, — Inspiration und Schlüsselgewalt — an, auf keine Weise zustehen, irgend eine Selbstständigkeit gegen die geistliche Macht in Anspruch zu nehmen, da ihr von dieser weder Einsicht noch Gewalt zuerkannt werden kann um eine unübersteigliche Scheidewand zwischen Weltlichen und Geistlichen aufzurichten⁹⁾.

So ergab sich also aus dem Lebensprincip des Mittelalters selbst, nämlich aus der, einer Hierarchie anvertrauten — Offenbarung und Gewalt über Himmel und Erde:

- 1) daß der Papst sich der Souveränität über die Kirche bemächtigen,
- 2) daß die Kirche nach unbeschränkter Herrschaft über den Staat trachten,
- 3) daß sie zu diesem Zweck dem weltlichen Fürsten im Weltlichen eine völlig souveräne Macht über seine Unterthanen zuerkennen, endlich
- 4) daß die geistlichen und weltlichen Herren die unmittelbaren Herrigen (die Seel- und die Leibesigen) in unbedingter Abhängigkeit erhalten, und nur ihnen nach Außen erst auf Selbstverteidigung, dann auch auf geistlich-weltliche Eroberung — ausgehen mußten¹⁰⁾. —

9) So mußte selbst Dante, nachdem er im dritten Buche *de monarchia* zu erweisen gesucht: „qualiter officium monarchie sive imperii (rom.) dependet a Deo immediate,“ — doch die Abhängigkeit mit der Erklärung schließen: „quae quidem veritas — non sic stricte recipienda est, ut Rom. princeps in aliquo rom. pontifici non subiecit; cum mortalis illa felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinatur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qui primogenitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus, virtuosius vchem terrenae tyrannet.“ *C. Prose e rime di Dante*, ed. Ven. 1758 T. IV. P. II. p. 84.

10) Die Christenheit verteidigte sich erst gegen die Mahomedaner, unterjochte dann bereits die heidnischen Sassen, — zog den Feinden

Die beiden Extreme dieser Weltverfassung waren also einerseits der von Gott unmittelbar durch den h. Geist eingesetzte, die göttliche Offenbarung mittelst stäter Inspiration fortsetzende, an Gottes Stelle die Erde beherrschende, Himmel, Fegefeuer und Hölle eröffnende und verschließende, — nur Gott verantwortliche, also absolut souveräne Papst — und anderseits der absolut rechtlose Naturmensch, der auf seiner Ueberzeugung gegen die päpstliche Offenbarung beharrte, als Reper des zeitlichen und ewigen Todes schuldig war. Zwischen Beiden, in zahlreichen Abflusungen, die mehr oder minder bevorrechteten geistlichen und weltlichen Herren, und die mehr oder minder verknechteten Geister, Seelen, Willen und Leib-Eigenen! —

Das formelle Princip des ganzen Systems war die von Gott im Himmel ausgehende, auf Erden zunächst durch den Papst verantwortete, durch die ganze Menschheit hindurch, bis in die Hölle hinabreichende, geheimnißvolle — unersforschliche Weltregierung.

In dieser Eigenthümlichkeit lag unmittelbar begründet:

1) daß die von Rom herabgehende Thätigkeit, also die Herrschaftsgewalt, ihres göttlichen Ursprungs halber, das absolute Uebergewicht haben mußte;

2) daß eben, weil der göttliche Machtwille der menschlichen Einsicht unbegreiflich, ja sogar der Ueberzeugung zuwider laufen konnte, gleich von vornherein eine Verantwortung des unmittelbaren Organs jenes Machtwillens gegen seine Untergebenen unzulässig war, — eine Unverantwortlichkeit, welche auf jeder Stufe der Hierarchie bezüglich wieder hervortreten mußte; — endlich —

3) daß die ganze Ordnung wesentlich nur in einer von Gott hinab- und in die Masse der Rechtlosen auslaufenden Kette von Herrschaftsberechtigungen bestand, neben welcher eine andere von Gehorsamspflichtungen von Ranghörigen aufstieg, bis zu dem nur allein Gott verpflichteten, sichtbaren Weltoberrhaupt.

Dieses Letztere war gleichsam das vom göttlichen Lebensgeist (dem *νεμεν*) geheimnißvoll bewegte Herz, von welchem nach dem Umkreis hin die herrschenden Arterien sich verzweigten, verästelten und verästerten, während umgekehrt von dem äußersten Umkreis die dienenden Venen, ihrer Einzelheit aufgebend, zur herrschenden Einheit zurückliefen. Eben damit war aber auch der immanente Widerspruch gesetzt, daß auf je-

in's geübte Land entzogen und ging dann nach Athen und Amerika auf crobernde Weidung aus.

der der Mittelstufen daselbe Individuum nach Oben hin unbedingt gehorchen sollte, während es nach Unten unbeschränkt herrschen konnte.

Wie nun die erste Hälfte der Geschichte dieses Erstermes in allmählicher Gestaltung der angegebenen Stufenordnung, also in Concentration aller Lebenskreise zu dem einzigen individuellen Souverän, — so bestand die zweite Hälfte der Lebensgeschichte dieser colossalen Weltmonarchie darin, daß einerseits die Herren, als solche, ihre Gewalt und ihre Vorrechte in Bezug auf ihre Untergebenen immer weiter auszu dehnen, daß andererseits diese zunächst die bereits in der bestehenden Ordnung begründeten Rechte gegen jene zu behaupten, dann aber auch die ihnen vernunftgemäß zustehenden, aber verkannten oder verkümmerten Rechte zur Anerkennung zu bringen suchten.

Das monarchische Princip, welches das aktive Moment des sog. göttlichen Rechtes war, wurde in jeder Sphäre von den Herren gegen ihre Untergebenen mit formellem Rechte geltend gemacht, führte aber Usurpationen herbei, gegen welche dann die Untergebenen zur Nothwehr rechtlich berechtigt waren. Das Princip der vernunftrechtlichen Freiheit hingegen, welches das ergänzende Moment der ordnungshaltenden Herrschgewalt ist, nöthigte gegen die eigensinnig und eigensüchtig an ihren positiven Vorrechten festhaltenden Herren zu materiell rechtlichen Insurrectionen, gegen welche dann die bevorstehenden Herrschaften mit formellem Rechte ihre überkommene Gewalt vertheidigten.

Dieser auf- und absteigende Kampf hatte wesentlich zum Zweck, die im Vorhergehenden angegebenen vier Unterschiede, in so weit sie unbedingte sein sollten, aufzuheben, und die vier dadurch verläugneten Einheiten zur Anerkennung zu bringen.

Vor Allem sollte ein allgemeiner, durchgreifender Rechtszustand aufgerichtet werden, in welchem jede Art von bleibender Usurpation unmöglich, wie jede Art von Insurrection unnöthig gemacht werde, — das Erstere, indem jeder Gewaltmißbrauch auf rechtlichem Wege zur Verantwortung gezogen, das Andere, indem jede vernunftrechtliche Freiheit anerkannt, geschützt und gewährleistet würde.

Näher wurde dann die Lösung jener unbedingten Unterscheidungen dadurch vermittelt:

1) daß dem, durch Unwissenheit und Unsittlichkeit entheiligten Klerus gegenüber die Laien durch höhere Einsicht und Sittlichkeit die wirklich Ausgewählten wurden, und daß der erstarrten Dogmatik und Ebntheit gegenüber die Weltweisheit, die Schaffthätigkeit

und die Moral durch weltliche Theologen sich selbstständigdiaten, und hierdurch das Erfahrungswissen, die apriorische Vernunft einsicht und das Gewissen sich ihr Recht nehmen;

2) daß dem Adel gegenüber sich ein bürgerlicher Krieger, „Industrie“, Gelehrter“, Beamtenstand bildete, und durch Tapferkeit, Reichthum, Einsicht, Rechtsansetzen und göttliche Begabung sich thatsächlich über den bloßen Abstammungsadel erhob;

3) daß unabhängig von Kirche und Staat und Bethe übergriffend, sich von selbst eine Welthandelschast, eine Künstlerwelt und eine Gelehrtenrepublik gestalteten, während die fortschreitende Bildung einerseits im Kirchlichen die starke Vermischung von Endlich-menschlichem, anderseits im Staatlichen wesentlich göttliche Elemente erkannte; endlich —

4) daß der Mensch zum Gefühl der Humanität, zum Bedürfniß der Alibefriedigung, und zum Streben nach Alibezückung erwachte, und diesem gemäß auch seine Vorstellung von Gott läutern und ihn nicht nur als den Allmächtig-Alleinigen, sondern auch als den Allgütig, als den All-Einigenden bestimmen mußte, der sich — seiner würdig — nur durch ein Universum offenbaren konnte, in welchem die unendliche Harmonie durch keine absolut unaufhebliche Feindschaft aufgehoben wird. —

13.

Die Stützen des Papstthums.

Der Papst als Bischof der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel-sürsten hat an den Bischöfen seine unmittelbaren Stützen; durch sie ist er Haupt der Hierarchie. Aber die Kirche besteht aus Hierarchie und Laienschaft, und so ist der Papst nicht nur das Haupt der Hierarchie, sondern auch Oberhaupt der Kirche.

Die Hierarchie bedarf nun zu ihrer Existenz, ihrer Anerkennung, ihrer Wirklichkeit, des Bestandes der weltlichen Regierungsgewalt. Der weltliche Fürst muß sich den Geboten und Weisungen, den Forderungen und Urtheilen des Oberhauptes der Kirche fügen, und nur durch diese Zuglankheit erhält die Hierarchie ihre volle Wirklichkeit.

Der Bischof der Bischöfe, der Fürst aller Fürsten — kann aber selbst nicht wieder nur ein Bischof oder ein Fürst sein; er muß eine Würde besitzen, vor welcher sich Alles beugen muß. Ist aber der Bischof als Bischof dem Papste — als dem Nachfolger Petri — untergeben, so gehorcht er dem Petrus — nicht als dem Apostel, sondern als dem Stellvertreter Christi. Ebenso kann der weltliche Fürst sich dem Papste nicht als dem Nachfolger Petri unterordnen; denn dem Petrus waren unmittelbar nur die Apostel untergeben. Er muß im Papste den Stellvertreter des Sohnes Gottes anerkennen, dem Kirche und Staat unterthan sind, weil ihm von seinem Vater alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden.

So stützt sich also der Papst als Apostelfürst auf die Bischöfe, als Kirchenoberhaupt auf die weltlichen Gewalthaber, und so lange diese beiden Säulen feststehen, ruht auch die dreifache Krone allein in das Empyreum hinauf, und ihr Glanz verbreitet sich ringsum über die ehersüchtenden Völker.

Die Kuppel eines Tempels kann aber auf vierfache Weise zum Sturz kommen: einmal, wenn sie selbst sich spaltet, dann, wenn die tragenden Säulen ihren Dienst verweigern, weiterhin, wenn die Grundlagen, auf welche die Säulen sich stützen, sie nicht mehr tragen wollen oder tragen können, endlich wenn der Schwerpunkt, auf dem die Grundlagen ruhen, verschoben wird, — wenn der Boden in seinen Grundfesten erbebt. Das Papstthum wurde schon auf jede dieser Weisen mit dem Zusammensturz bedroht.

Zuerst sehen wir Päpste und Gegenpäpste, und im 14. Jhdrt. sogar die akute Krankheit des Schisma's in eine chronische übergehend, von welcher das Papstthum nur durch die gewaltigsten Anstrengungen der geistlichen und weltlichen Fürsten geheilt wurde, aber für alle Folgezeit durch die Krankheit geschwächt und von seinen Ärzten abhängig blieb. Bischöfe und Fürsten hatten das Papstthum hergestellt; sie hatten in der That die Einheit der Kirche erhalten, deren Aufrechterhaltung gerade der Hauptzweck des Papstthums gewesen.

Auch die beiden Säulen fingen schon frühe an, der Kuppel den vollgehührenden Gehorsam zu versagen, und schon im 12ten und 13ten Jhdrt. krachte sie sich merklich in Frankreich und England, und als beide Säulen zu Pisa, Constanx und Basel ihre Eigenkräfte verrinigt, war der theilweise Zusammensturz des Papstthums vorbereitet, der in der Reformation zur That wurde.

Wie aber das Papstthum sich gegen die weltlichen und geistlichen Fürsten nur dadurch noch einigermaßen behauptet hatte, daß es den uerale

ten Bestand seiner Rechte zu erweisen suchte, so mußte es auch noch auf Unterstützung des geschichtlichen Grundes dieses Bestandes eingehen, als die Reformatoren denselben in Frage gestellt. In der Reformation war es überdies die Grundlage selbst, auf der die beiden Säulen des päpstlichen Thrones ruhen, welche sich mit diesen zur Abschlüßung der Kuppel vereinigten. Es war der niedere Adel der Kirche, — (Priester und gelehrte Kleriker), — welcher sich mit dem hohen Adel, mit den Großen, — den geistlichen und weltlichen Fürsten, — vereinigte, um die unerträglich gewordene Kuppel abzuwerfen. Und es gelang einem großen Theile desselben, indem er sich auf die heilige Schrift, — den eigentlichen Schwerpunkt der christlichen Kirche — stützte, und auf ihn sich stützend — den größten Theil des kirchlichen Baumaterials, (nämlich der römischen Ueberlieferung), die bisher für unantastbar gegolten, — abwarf.

Indessen war die Entscheidung über die hierarchisch-kirchliche und die gelehrte Deutung der h. Schrift thatsächlich dem Urtheil des Einzelnen anheimgefallen, dessen Wissen und Gewissen sich zu der einen oder der anderen hinneigte. Jeder meinte, der h. Schrift zu gehorchen, während er in Wahrheit nur den Gründen gehorchte, die ihn bestimmten, gerade diese oder jene Deutung für die wahrhafte zu halten. Als diese Thatsache dem Gläubigen zum Bewußtsein kam, war der Schwerpunkt der Christengemeinschaft verschoben und fortan die h. Schrift nicht mehr im Stande, die Grundlagen der Kirche zu tragen.

Das Papstthum hatte zuerst auf dem Episcopat und dem Königthum, beide hatten auf der kirchlichen Ueberlieferung, diese auf dem Glauben an die h. Schrift geruht. An die Stelle der h. Schrift trat dasjenige, was man als ewige Wahrheit anerkennen zu müssen sich im Gewissen gedrängt fühlte; an die Stelle des Autoritätsglaubens trat dasjenige, was man Gewissen, Ueberzeugung, Selbstbewußtsein, unmittelbares Gottesgefühl nannte; der Mensch gravitirte nicht mehr nach einem gen Himmel gefahrenen Gottmenschen, sondern nach dem Weltlichen, welches er in seinem eigenen Innern trug.

Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo.

Wenn in neuesten Zeiten der Bischof von Rom zur Rede gestellt wird, warum seine Vorgänger Jahrhunderte lang den Primat über alle andere Mitbischöfe behauptet, so hat diese Untersuchung dieselbe Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, wie die Frage nach dem Supremat des neuen Testaments über alle andere Schriften, und wie die Grundfrage nach dem Principat Christi über alle Menschen.

Die mehr als Jahrtausend lange Geltung des Papstes als Oberhauptes der Kirche, der h. Schrift, als allerhöchster Offenbarung, — und Christi, als alleinigen Sohnes Gottes und Ober-Königs der Christenheit ist eine unabänderliche Thatfache, und diese drei weltlich-politischen Mächte haben als solche gewirkt und gewaltet als vollberechtigt.

Ob Christus der verheißene Messias, ob die h. Schrift inspirirt, ob der Papst der wirkliche Stellvertreter Christi und das souveraine Organ des h. Geistes, oder ob von Allem das Gegentheil, — dies Alles kann nicht mehr die Geschichte, und nur wenig unsere Ansicht von derselben verändern. Jedenfalls waren sie gerade in jenen Qualifikationen die gewaltigsten Hebel in der Hand der Vorsehung, und — insofern für Alle, die an sie geglaubt, auch wirklich dasjenige, für was sie gegolten. —

Sobald dagegen die Frage aufgeworfen wird nach dem Grunde, nach der Berechtigung zur Fortgeltung, so liegt in dieser Frage schon, daß Papst, Schrift und Jesus nicht mehr so gelten, wie sie gegolten, und nicht mehr so gelten können, da ihre Geltung nun jedenfalls nicht mehr eine unmittelbare, autoritätliche, sondern eine vermittelte, auf freier Anerkennung beruhende sein kann. Die Sanktion dieser Gewalten liegt dann nicht mehr im übervernünftigen, göttlichen Geheimniß, sondern in der menschlichen, freithätigen Vernunft des Einzelnen.

Aber die Frage nach dem päpstlichen Primat ist auch nicht einmal mehr eine Zeitfrage; denn es ist schon längst durch allgemeine Thatfachen darauf geantwortet. Der Primat stütze sich auf das unverkürzte Ansehen der Tradition. Als dieses erst materiell durch unerhörte

Mißbräuche desselben, dann auch formell durch die Reformation von Grund aus erschüttert wurde, war die Primatfrage in thesi entschieden; sie war entschieden durch das Ansehen der h. Schrift.

Aber dieses Ansehen selbst war schon theilweis ein restaurirtes; denn man schien zwar nur an die Offenbarung zu glauben und glauben zu wollen; in der That jedoch glaubte man nur an die neue Deutung derselben, die man ihr auf den Grund anderweitiger Ueberzeugungen gegeben.

So lange man nun noch unbewußt die h. Schrift als gemeinsames Oberhaupt anerkannte, hatte der Primat auch noch einen, wenn gleich erschütterten, gespaltenen, so doch sich aufrecht haltenden Grund. Der vermeintlich unbedingte Glaube der Evangelischen an die Offenbarung — stützte noch den Glauben der Römisch-katholischen an den Papst.

Aber wie der Glaube an diesen auf dem der Kirche an ihre Ueberlieferung (also — an sich selbst) beruht, so mußte auch der autoritätische Glaube an die Schrift, die selbst nur eine Ueberlieferung war, dah nach jenem zu Grund gehen. Die eigentliche Zeitfrage wurde daher zunächst die nach der richtigen Deutung der Bibel, nach dem Vorrang des Symbolums vor den individuellen Deutungen.

So lange die römisch-katholische Kirche noch Eine war, wurde nur nach ihrer Ueberlieferung gefragt; als mehrere Kirchen nebeneinander aufkamen, konnte nur mehr an das, was ihnen gemeinsam geblieben, appellirt werden, an die h. Schrift. Die h. Schrift sollte nun sich selbst erklären; sie sollte jedenfalls mit sich selbst in völliger Uebereinstimmung befunden werden.

Als aber bei dieser Arbeit die Schrift-Kirche gleich im Entstehen in sich zerfallen in Beziehung auf die Deutung der Schrift, — da mußte an die Gelehrsamkeit appellirt werden, an Geschichte und Sprache, als die nunmehr unentbehrlichen Voraussetzungen zum richtigen Verständniß der Schrift.

Hiermit war die Autorität derselben abhängig gemacht von Schriften und Thatfachen, die nicht als heilige galten; sie hörte eben damit auf, eine wirkliche Autorität zu sein, gerade wie die Kirche als Autorität entsetzt war, als man von ihr verlangte, daß sie ihre Autorität als in der Schrift begründet, rechtfertigen sollte.

Da nun die Gelehrsamkeit keine letzte, für alle gleich befriedigende Entscheidung zuließ, so mußte auch noch über diese hinausgegangen werden. Der unendliche Proceß mußte abgetroffen, und bei Abwägung

der Zeugnisse auf die Macht zurückgegangen werden, welche dem einen oder dem andern das Uebergewicht zuerkannte, — und auf den Maßstab, an welchem diese Macht die Gültigkeit, oder vielmehr den Vorrang eines Entscheidungsgrundes ermaß. Es wurde hierbei nothwendig nach einem Gemeinamen, d. h. nach einem solchen gefragt, welches in sich selbst die stärkste Nothigung zur allgemeinen Anerkennung enthielt.

An den bloß individuellen Glauben konnte nicht appellirt werden; denn dieser war bereits für unzureichend erkannt. Nur eine Ueberzeugung konnte gegen bloßes Fürwahrhalten in die Schranken treten.

Aber Ueberzeugung ist ihrer Natur nach ein Vermitteltes; sie findet in Wahrheit nur da statt, wo so viele und so unverwerfliche Bezeugen vorhanden sind, daß die individuellen Einwendungen durch sie überzeugt werden; das Gewissen kann ihnen nicht widerstehen, es muß ihnen zustimmen.

Die Frage ist hierbei nunmehr: durch welcherlei Zeugnisse das Gewissen zur Zustimmung genöthigt wird? Diese Nothigung soll nun allerdings eine dem Einzelnen immanente, aber ihrem Inhalte nach soll sie zugleich eine allgültige, eine allmenschliche sein. Um dies zu sein, muß sie daher in einem nothwendigen Verbande stehen mit dem wirklich Allmenschlichen, Allgültigen.

Es entsteht hiermit die Frage nach dem allgemeinen Anerkennen, nach dem Allgemeinwissen. Und wieder muß die Geschichte — aber nun auch die Gegenwart, also die ganze Geschichte zu Rath gezogen werden.

Individuen, als solche, haben nun schon längst keine Autorität mehr; wie denn überhaupt — so lange die Welt steht — der Einzelne, als solcher, nur insofern Autorität¹⁾ hatte, als er irgendwie angesehen wurde als Organ, oder als Werkzeug Gottes. Ist nun vollends die Geistesethik bis zur Frage nach einem Allgültigen fortgeschritten, dann gilt nur mehr die Sache, und — die Person — nur vermittelt dieser. Wird aber die Menschheit um ihr Gemeinames befragt, dann wird zunächst unter Menschheit nur das Nächstbekannte begriffen, und hier dann Recht und Sittlichkeit als Ankergrund gefunden, und — als höchstes Kriterium der Wahrheit oder Allgültigkeit — die Einigung mit demselben proklamirt.

Indessen ist hiermit wieder ein Progreß in's Unendliche

1) Als geistige — wohl zu unterscheiden von der bloß auf körperlicher Stärke beruhenden physischen Gewalt. —

eröffnet, und die Forderung reduziert das wirklich Allgemeingeltende auf immer weniger Punkte. Es ergeben sich die mannigfaltigsten Widersprüche nicht nur zwischen verschiedenen Geschichtsepochen, sondern auch zwischen contemporänen Völkern. Das Bedürfnis nach Eintracht und Gewissheit und Freiheit, welches den Menschen vom ersten, unmittelbaren Glauben fortgetrieben von Stufe zu Stufe, von Progreß zu Progreß, — treibe ihn nun auch über den neuen Widerspruch, der sich ihm ergeben, hinaus zu einer befriedigenden Lösung desselben.

Das zunächst gefundene Soll — des besonderen Rechtes und der besonderen Sitte — hat sich einem anderen Soll entgegengesetzt. Der schwächere Geist löst diese Antinomie durch eine durchgreifende sogenannte Skepsis, — und da doch in jedem Augenblick gewollt und gehandelt werden muß, so fällt der Skeptiker auf den unmittelbaren Antrieb, auf das bloß individuelle Gewissen zurück.

Gerade in seiner Schwäche liegt aber auch die Schranke für solche scheinbar unbedingte Einschränkung. Mag er auch theoretisch seine Individualität als höchsten, einzigen Schiedsrichter hinstellen; in der Wirklichkeit läßt er sich doch mehr oder weniger durch das bereits herrschend gewordene Bedürfnis der Allgültigkeit bestimmen.

Hier kommt ihm nun ein stärkerer Geist zur Hülfe. Diesen befriedigt nicht der Rückfall in die endliche Natürlichkeit. Er fragt vielmehr nach dem Grunde jenes verschiedenen Sollens, — er sucht die Geschichte zu begreifen, — er sucht ein schlechthin Allgemeines, welches jene besondere Allgemeinheiten rhythmisch verknüpft. Er fragt also nach der ewigen Natur des Menschen und nach dem Gesetze ihrer zeitlichen und örtlichen Entwicklung, ein Gesetz, welches aus dem gegebenen Ausgangspunkt und den ebenfalls gegebenen Entwicklungsstufen sowohl die Bestimmung im Allgemeinen, als das Soll für die Gegenwart zu erkennen geben soll.

Dies ist der Punkt, auf welchem die fortschreitende Menschheit jetzt angelangt ist, und eben das Fortschreiten derselben auf das unabweisbarste bezeugt. —

Zunächst war nämlich der ganz abstrakte gewordenen päpstlichen Autorität, der speziellen Fassung einzelner Kirchenhäupter eine concretere formale Autorität entgegen gesetzt worden, — dem Dekret eines heili-

gen Vaters — das Wort des Sohnes Gottes, für dessen Stellvertreter jener sich ausgab.

Hierdurch verdrängt aus der abstracten Souveränität in das historische Gebiet der Uebertieferung, mußte die persönliche Autocritik sich auf das Ansehen spezieller Offenbarung stützen.

Nun mußte die Apposition zu allgemeinen Verstandes- und Gewissenstheorien greifen, wenn sie diese oder jene offenbarte Stelle gegen die vom Gegenpart urgirte geltend machen wollte. Sie berief sich auf das allgemeine Zeugniß der Geschichte, welches ihren Gründen den Stempel der Allgemeinheit aufdrücken sollte.

Ihren Zeugnissen wurden andere entgegengesetzt, welche das Vorhandensein einer Ueoffenbarung erweisen sollten, deren geträubte Ausstrahlungen sich überall wiederfinden ließen.

Zur Entscheidung blieb nur mehr die Erhebung in der Welt Ursprung, der unmittelbar auch der Welt Endzweck zu erforschen nöthigte.

Zwischen beiden liegt einerseits die gesammte Natur und Geschichte, weht andererseits das mit dem Vorhandenen unbefriedigte Menschenwesen.

Das höchste Bestreben der Gegenwart geht jetzt darauf hin, das Wort des Friedens zu finden, welches den Zwiespalt versöhne, dem der Mensch in allen Kreisen des Daseins begegnet. —

Er glaubt an die Möglichkeit der allgemeinen Eintracht, weil es ihn unwiderstehlich sie zu suchen drängt, und es drängt ihn, sie zu suchen, weil er in keiner besonderen Harmonisirung eine volle Befriedigung gefunden. —

15.

Das Universum — Gottes Tempel.

Das ist der Nachtheil der Tempel, daß die Menschen sie für Wohnungen Gottes zu halten geneigt werden, nur bei dem Besuche derselben an den Herrn denken und draußen den Zufall und mitunter den Teufel walten lassen.

Es wäre hohe Zeit, daß die Natur wieder zum Tempel der Gottheit eingeweiht würde!

Ursprünglich wurde Gott von der Natur nicht unterschieden; daher Gott auf Bergen und im Wäldern verehrt.

So auch waren Königthum und Oberpriestertum Eines.

Aber mit dem Urtheil, welches den Geist von der Natur unterschied, — wurde auch die weltliche von der geistlichen Macht geschieden. Zuerst fand diese Absonderung nur bei diesem und jenem Volke statt, bis die einzelnen Absonderungen zusammenfloßen, in die große Spaltung des Papstthum's und des Kaiserthum's.

Noch sind bei keinem Volke die Pole aus der Entgegensetzung wieder zusammengetreten, aber Alles schmachtet nach Versöhnung und schon regen sich überall tausend Hände, um aus den lebendigen Gedanken und Wünschen und Hoffnungen der Gegenwart an die Stelle des steinernen Pantheon's, welches Augustus vor Ankunft des Messias erbaut hat, das Universum selbst zum Tempel des Unendlichen einzumweihen. —

Noch im Gegensatz stehend, aber sich aufschwingend über ihn, schrieb Kepler (im prodrom. dissertat. cosmograph. ic. nach Herders Uebers.) „Wer hienieden die Hinfälligkeit der menschlichen Dinge erkannt hat, der wird von der Erde himmelwärts streben. Gottes Werke wird er über Alles hochachten und in ihrer Betrachtung eine reine Erquickung finden. Großer Künstler der Welt! ich schaue wundernd die Werke deiner Hände, nach fünf künstlichen Formen erbaut und in der Mitte die Sonne, Auspenderin des Lichtes und Lebens, die nach heiligem Gesetz jügelt die Erden und lenkt in verschiedenem Lauf. Ich sehe die Räder des Mondes und dort Sterne zerstreut auf unermessener Flur.

Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes, ein kleines, schwaches Erdgeschöpf so zu erheben, so hoch, daß es im Glanze dasieht, ein weihin herrschender König, fast ein Gott, denn er denkt deine Gedanken dir nach!“ —

16.

W e l t e i n i g k e i t .

Wohl hat das bischöfliche Christenthum die gefallen alte Welt zu einigen gestrebt; aber erst dem römisch-katholischen

Papstthum ist's gelungen, das germanisch-romanische Europa zu einem wirklich Einigen Geschichtswesen zu erheben. Sein Haupt war der Bischof von Rom, seine Sprache das Altörmische, seine Bestrebung von Oben herab — Centralisation — und nach Außen Weiteroberung. Unter römischer Obhut erwuchsen die Nationen, und als die Jugendkraft, die Lust der Fremde, das Verlangen nach Abenteuer in ihnen sich regte, horchten sie dem Ausruf zur Befreiung des h. Grabes, — des Grabes — ihres geistlichen Vaters, zu dem die geistliche Mutter sich sehnsüchtig zurückwandte.

Um seinen Zweck zu erreichen, überschüttete Rom seine Kampflustigen Gläubigen noch mit Lizenzen, Absolutionen und Versprechungen mannigfaltiger Freiheiten und löste mit eigener Hand nicht wenige der mühsam geknüpften disciplinaren und hierarchischen Bande. Und die Gläubigen lernten die Fremde kennen und im Kampfe mit den Ungläubigen — die Ungläubigen achten¹⁾; — auch die Feinde scheuten ja nicht zu kämpfen und zu sterben für ihren Glauben, ihren Gott und seinen Propheten.

Indessen breitete Rom innerhalb der Kirche seine Herrschaft immer weiter aus, — und — Befriedigung der Herrschlust wurde nur zu oft der Endzweck des geistlichen Völkerkaisers. Je höher ein Thron stiege, je weiter der Scepter reichte, um so gewaltiger drängen sich, um so breuschender werden die von ringsum aufsteigenden Schmeichelhüte, und — im Kaufe vergift der Erbhene — seinen Ursprung und seine Bestimmung!

Rom wurde habgierig und herrschsüchtig, und wie es durch Beides sich die Völker entfremdete, so wurde es selbst auch dadurch gespalten. Nun mußten die Völker selbstherrlich werden, um zu entscheiden, welchem der Kronprätendenten sie sich zuwenden wollten; — sie mußten sich zu Schieds- und Friedensrichtern aufwerfen, um die Einheit zu erhalten, die der Papst zu erhalten die höchste Bestimmung hatte; — sie mußten endlich selbst die Ordnung wieder herstellen, und selbst sich ein Oberhaupt setzen.

Von nun an war aber die Ordnung eine nur hergestellte, — das Haupt, — ein nur gesetztes — von der Kirche, und die Nationen hatten ihre Macht kennen gelernt, und die Kirchengroßen waren genöthigt worden, — die Zustimmung der Stimmberechtigten als unentbehrlich zu proklamiren für Alles, was Allen als schlechthin verbindlich gelten sollte.

Die nächste Folge von Allem diesem war von Unten das Streben

1) Die Urweise dafür — in jeder aufrichtigen Geschichte der Kreuzzüge

nach Decentralisation, von Oben das zernig-ängstliche Bemühen, die eigenwillig auseinanderfahrenden immer fester und strenger zu binden.

Aber das wahrhafte, das magische Glaubensband war schon gelöst, und jeder Versuch, ein inneres Band durch ein äußeres zu ersetzen, empört nur immer tiefer den zur freien Hingebung geschaffenen Menschen.

Die Willkür, die Unsittlichkeit und Selbstspaltung des Oberhauptes hatte die Versammlung der röm. kath. Kirchenstände genöthigt, die Souveränität der Kirche im Gegensatz zur Souveränität des Papstes zu proklamiren, und da Rom und seine Anhänger die entgegengesetzte Lehre festhielten, ohne Kraft und Muth, die Andersgläubigen von sich abzuscheiden (wie doch früher die Griechen waren abgeschieden worden), — so fraß die Wunde sich immer tiefer ein — und die romanisch-germanische Einheit schien unwiederbringlich verloren.

Wie aber im Aufgang der Kirche die Einheit der ersten allgemeinen Kirchenversammlung — am weltlichen Kaiser ihre Stütze, am römischen Papste ihr unsterbliches Organ gefunden, um ihren Glaubensbefehlen Nachdruck zu geben, so fand jetzt das im Untergang des Papstthums erwachte Princip der Souveränität der Kirche seine Stütze an den nationalen Ständeversammlungen und sein Organ — an der Presse, — die gerüstet, eine heilige — unverlegliche Jungfrau zugleich vom Haupte des allmächtigen Blüthschleuders und vom Herzen des helfenden Gottes (des Juvans pater) entsprungen, zugleich mit dem Schwert der befreienden Wahrheit und dem Delzweig der besrieden- den Einverständigung in die zerfallende Kirche eintrat. —

Die Tochter des Menschen hatte den Sohn Gottes unterm Herzen und auf den Armen getragen, der doch schon als Knabe ihr entgegenwuchs im Tempel lehrte und als Mann — Alle, die den Willen seines Vaters im Himmel thun würden, seiner Mutter gleich stellte. Ein Gleiches mußte nun die ehrwürdige Roma erleben. Sie hatte die abendländische Menschheit an Kindes Statt angenommen, ihre Völker eine gemeinsame Sprache gelehrt, und ihnen die h. Schrift — so zubereitet, wie sie dieselbe eben verstehen und vertragen konnte.

Aber das Kind überwuchs die Mutter.

Wohl hatte Rom ihm die Schrift überliefert; — aber von Griechenland empfing es freigeistige Nahrung (Aristoteles — und Plato); — von Oben, vom alleinigen Allvater, war ihm der Geist der Freiheit — eingezeugt worden. Und als das Kind zum Knaben gereift, da trat es selbstständig lehrend auf, und sprach das erste Wort der Befreiung aus, indem es erklärte, — es müsse einwilligen in das,

was ihm gelten sollte. Noch fehlten ihm aber die Mittel, sein Ja und sein Nein auch zu jeder Zeit und Jedem vernünftig auszusprechen; — siehe, da ersand der germanische Geist zur allgemeinen römischen Sprache — die allgemeine deutsche Schrift — (den Buchdruck, — und von nun an war immer die Gemeinde des freien Geistes — versammelt, und es fing sich nun eine höhere, reichere Einheit zu gestalten an, als diejenige war, die an die Stelle des altrömischen Kaisertums getreten.

Dieses Kaisertum war zu Grund gegangen, während die christliche Kirche sich aus der Vielspätigkeit der Sekten zu sammeln begann. Als das Papstthum zu Bestand gekommen, ersand auch das Kaisertum wieder, um nun, von der Kirche geweiht, als Anwalt des göttlichen Rechtes in der Geschichte aufzutreten. Die Kirche und das Kaisertum zerfielen nunmehr, — während abermals die ganze civilisirte Welt in immer zahlreichere Sekten und Parteien sich aufzulösen schien. Aber die Zeiten sind vorüber, in denen eine trübe Mischung von Wahrheit und Irrthum der Welt als ewig unverrückliche Glaubensnorm imponirt werden konnte. Was jetzt Glauben forderte, mußte erst seine Glaubwürdigkeit erhasen, und je vielspätiger die Meinungen über das Zweideutige, um so einiger werden die Geister über das Unzweideutige, um so fester klammern sich Alle an das Gewisse, das Alle verbindet. So bereitet die anscheinlich tiefste und allgemeinste Zerrissenheit im Grunde die tiefste und allgemeinste Einigung vor und es naht nun wohl die Zeit, wo die kämpfenden Völker und Kirchen ihre Einheit im Wesentlichsten innerwerbend, auch das Organ finden werden, diese Einheit als wirkliches Einigungsband anzuerkennen, um von diesem Vereinigungspunkt aus das ganze menschliche Dasein zu erklären.

Nicht mehr wird dann der Cäsar fordern dürfen, daß man nur bei seinem Genius schwöre; nicht mehr wird gesagt werden, gebe dem Cäsar, was des Cäsars, und Gott, was Gottes; auch wird kein Mensch mehr im Namen Gottes alle „menschliche Creatur ihm unterworfen zu sein“ behaupten; sondern Kaiser und Kirchen und Papstthum werden — aus der Feuer- und Geistraufe der Freiheit wiedergeberet — die Einheit nicht mehr verweisen, die Einigkeit nicht mehr stören, zu welcher die Menschheit so gewiß bestimmt ist, als gewiß sie aus dem einzigen Schöpfergeist urfließet.

Christus und die Freiheit.

Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts wurde immer lauter, immer allgemeiner, immer dringender eine Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern gewünscht, gebeten, gefordert.

Man glaubte die Kirche reformiren zu können, wenn es die zahllosen Uebel zu entfernen gelänge, die überall zu Tage getreten waren.

Man übersah, daß die Uebel mit dem Guten aufgewachsen, und daß es für das Ganze lebensgefährlich, das saule Fleisch ausschneiden zu wollen.

Ebenso bedachten die frommen Männer, die solche Reformation verlangten, nicht, daß, wenn einmal das Haupt von den Gliedern gemeißelt, die Oekonomie und Disziplin unwiderbringlich gestört sei, und bei immer geringeren Veranlassungen immer nachhaltiger gestört werden müsse.

Man scheint dies öfters klar eingesehen zu haben, und es zog vor, die Disziplin, die mit seinem ganz besonderen Interesse verflochten war, mit dem Schwert in der Hand bis auf's Aeußerste zu vertheidigen.

In der Kirche dagegen wurde gegen die noch immer sich verdrängende Hierarchie und Autorität jede Lebens- und Freiheitsregung nothwendig zum Aufstand, zur Empörung, — endlich zur Revolution, die einen Flügel der stolzen Petruskirche abriß.

Durch diesen Abriß, den man Reformation zu nennen pflegt, — wurde das Schiff der päpstlichen Kirche vollends dem Zubrang der Wogen geöffnet, und alle Kraft der Mannschaft vergeudete sich seitdem in Ausbesserungs- und Abwehrungsversuchen, durch welche sie immer um eben so viel auf der einen Seite sich schwächte oder verschlimmerte, als sie auf der anderen vorübergehend Kraft und Hülfe gewann.

Die Reformation war aber im vollsten Sinne des Wortes eine Revolution; denn sie lehrte, was freilich seit fünf Jahrhunderten vorbereitet worden, — sie lehnte die Kirchenordnung um, indem sie die — nur zum Lernen und Gehorchen verpflichteten Laien zum Urtheil aufrief über ihre Lehrer, und zum Widerstand gegen ihre Oberhaupt.

Eine Revolution, d. h. eine Umwälzung ist aber überall unvermeidlich, wo ein Lebendiges in todtte Formen verschlossen wird. Wird dem menschlichen Geiste die freie Bewegung verboten, — und wäre das Verbot auch noch so wohlgemeint, — das Verbot wird ihn empören, und er wird — wie die eingesperrte Schwalbe — eher in die Flammen sich stürzen, als auf das Freiheitsstreben verzichten.

So lange das Kind nicht allein sich fortbewegen kann, lehnt es sich gerne auf das Gängelband, das die Mutter liebevoll in Händen hält. Aber die Mutter beschreibe sich, und wolle den Jüngling nicht zurückhalten, wenn die Wanderlust in ihm erwacht, und er nach der weitesten Ferne und Fremde sich sehnt. Die Kirche aber, die große Böckermutter, — sie mußte ihre Kinder — in eisernen Bändern gehen lassen, und als ein Knabe das Band abstreifen wollte, — da ließ sie alle Bänder vernichten. Und die Vernichtung wuchs fest in's Fleisch, — und nur der Starke zerbricht die Bande, während der Schwache ihrem Drucke erliegt, — bis der Befreier ihm naht.

Noch sind nicht alle Bande gesprengt, die den Menschengesitt zur Gewaltsamkeit reizen; aber der Geist ist unverwundlich und wenn er zu lange zurückgebedrängt wird, — dann wird er zundst zum äzendsten Scheidegeist, der alle — selbst heilige — Bande zerfrisst, um seine Freiheit zu erobern, — eben weil Freiheit — die Fortes des Allerheiligsten ist. Dies darf man besonders in gegenwärtiger Zeit nicht übersehen — oder vergessen; denn nur die Erkenntniß dieser thatsächlichen Wahrheit gibt den Schlüssel zu so manchen auffallenden, sonst unbegreiflichen Erscheinungen und vermittelt ein sachgerechtes Urtheil über dieselben.

Christus, Gottes- und des Menschen Sohn, wie vor ihm und nach ihm keiner, — wie jedes wahrhafte Große und Göttliche ein Einziges ist, — Christus diente Gott und den Menschen bis in den Tod. Da es aber in jedes Menschen Freiheit gegeben ist, seinen Dienst beruf zu erfüllen, wenn er die ihm verliehenen Talente jeder Art treu verwendet, so kann in diesem Sinne auch jeder Mensch ein Christus werden in sich und für Andere. Faßt man nämlich die ganze Erscheinung und Lehre Christi in lebendiger, geistiger Einheit auf, so wird man als das Wesentliche seines Lebens in Einklang mit dem Wesentlichen seiner Lehre erkennen, „Gott und dem Nächsten zu dienen mit allen „Kräften — von ganzem Herzen — nach bestem Wissen „und Gewissen.“ So diente Jesus, so dienten die Apostel; so feiert jedes Volk zu jeder Zeit treue Gottesdiener, und in diesem Sinne ist der christliche Glaube so alt als die Welt und ewig wie Gott, der Vater, ewig wie die Liebe, die als willig dienend das Allverbindende

und Auserlösmachende ist, und ewig, wie der Geist, der Gottes Willen, der die Liebe als sein eigenes höchstes Wesen wissend, diesem seinem Gewissen folgend, wahrhaft frei ist.

Diese wahrhaft allgemeine Religion der Freiheit wurde aber zunächst in ihre Gegentheile verkehrt, und diese Verkehrung erreichte ihre äußerste Spitze, als ein einzelner Mensch die Schlüssel des Himmels und der Hölle von Gott empfangen zu haben, als Gottes Stellvertreter zu unbeschränkter Alleinherrschaft über die ganze Erde und ihre Menschheit berufen und bevollmächtigt zu sein behauptete, und seinem Eigennutz sich hingebend — das menschliche Wissen und Gewissen mit Füßen trat!

Alle Menschen konnten Christen werden, nur Einer konnte Papst sein.

Aber der ungeheuerste Druck rief die radikalste Widersehllichkeit, die absolute Tyrannei das absoluteste Befreiungsstreben hervor, und die Lehre, daß Jeder Einzelne nur allein für sich nach seiner endlichsten Einzelnheit zu sorgen habe, daß also jeder Mensch Papst, jeder sich selbst schlechthin Gott sei, war der äußerste Rückschlag auf jene äußerste Verkehrung.

Im kirchlichen Papstthum hatte der Mensch als Weltenbeherrscher die höchste Stufe formeller Majestät erstiegen. In der widerpäpstlichen Vereinigung dagegen hatte die Allgemeinheit sich auf die niedrigste Weise ihr formales Recht genommen.

Dieser Gegensatz, zu dessen Lösung die Gegenwart berufen ist, kann nur dadurch aufgelöst werden, daß Christus in seiner Wahrheit erkannt werde, indem jeder Mensch die Majestät jedes Anderen, sich selbst aber als berufen erkenne, wie Christus nach bestem Gewissen Gott gehorchend, und Allen dienend, nur auf diese Weise sich selbst und die Welt zu beherrschen.

18.

Rückkehr in das Ursprüngliche.

Wenn etwas in seinen Anfang und Ursprung zurückstrebt, dann ist es ein Zeichen, daß es an sein, oder doch an ein Ende gekommen.

Der Kreis gedenkt der Kinderjahre; die gealterte Gesellschaft wandert zurück in ein goldenes Zeitalter, — die verdorbene in das unschuldige Aekaden oder in's Paradies.

Die erstarrte Kirche sehnte sich zurück nach der apostolischen Zeit, und als auch die apostolische Zeit nicht helfen wollte, wandte das hülfbedürftige Europa sich nach seines Lebens Wiege zurück und glaubte auf eine Weile, sich restauriren zu können durch Brahminische Weisheit oder gar durch die Moral des Cong-fu-tse.

Auf dieser Pilgrimschaft nach dem gelobten Lande des Ursprungs und der unverdorbenen Menschen-Natur war man aber des wahrhaften Ursprünglichen, nämlich des Göttlich-menschlichen, — als des Wesentlichen und Nothwendigen inne geworden, und über das uralte China hinaus, — in der neuen Welt, — war dieses Nothwendige als Urrecht zum allgemeinen Bewußtsein und zur lebenskräftigen Verwirklichung gekommen.

Und der weltumssegelnde Geist der Forschung lehrte in die Heimath wieder, und brachte mit sich die — langersehnte Braut, — die — nun zur besonnenen Jungfrau gereifte Gespielin seiner schönsten, heitersten Kindertage — die Freiheit.

So ist das Mittelalter an sein Ende — aber die Menschheit nur an ein Ende, an das Ende ihrer Unmündigkeit gekommen und das Erstarken des Krieges und der Knechtschaft ist die Auferstehung des Friedens und der Freiheit.

19.

Der allgemeine Stand.

Als der Abbé St. Yves im Januar 1789 die inhaltschwere Frage aufwarf: „Qu'est-ce que le Tiers-état?“ und sie mit „tout“ beantwortete, so hatten diese Frage und diese Antwort ihre eigenthümliche Bedeutung durch seine zweite Frage und Antwort: „Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique?“ — „Rien;“ — und ihre Zurechtweisung in der dritten: „Que demande-t-il?“ — „A être quelque chose.“

In den zwei vorhergehenden Jahrhunderten hatten die zweitesten Stände alle Herrschaft an sich gerissen; — der hohe Clerus mit dem Papst, und der weltliche Adel mit dem König an der Spitze waren

binsichtlich der Berechtigungen Alles, der dritte Stand, — (Pflarrer, Bürger und Bauern) — Nichts.

Die Frage war aber damals nicht blos eine französische, sondern eine europäische, wenn auch der Gegensatz, der sie veranlaßte, nicht überall zu gleicher Schärfe und Bitterkeit gebieten war.

Im Grunde nämlich war derselbe kein anderer, als der zwischen Vorrechten und Recht, zwischen sog. Freiheiten und Freiheit, zwischen besonderem Adel und allgemeinem menschlicher Würde.

Und als die Frage in Frankreich aufgeworfen wurde, war sie durch französische und englische Aufklärung und mit Hülfe des französischen, weltlichen Adels bereits für Nordamerika zur Entscheidung gebracht. Das Princip einer neuen Weltvertheilung, — das Princip der Humanität — hatte in dem neuen Welttheile schon festen Fuß gefaßt, und es galt nur mehr dessen weiterer Verbreitung.

Die Idee der Menschheit, welche, vom chinesischen Jamitienstaat ausgehend, stätig sich entwickelnd vom äußersten Osten nach dem äußersten Westen fortgeschritten, — war, ein zweiter Hercules, an das Ende ihrer arbeitvollen Laufbahn gelangt, und wandte sich nun wieder zurück, um nach und nach alle Völker an den Früchten der Kultur Theil nehmen zu lassen, zu deren Erzeugung ein jedes zu seiner Zeit und nach seinem eigenthümlichen Verufe mitgewirkt hatte.

Schon Alexander, Rom, Mohammed, die Kreuzfahrer, englischer Handelsgeist, russische Bajonette und zuletzt noch Napoleon hatten sich auf die alte Welt zurückgewendet; aber alle wollten nur erobern, und beachteten keinen bleibenden Segen.

Selbst das Christenthum, in der Auffassung, in welcher es zunächst zur welthistorischen Macht geworden, vermochte nur nach Westen hin sich auszubereiten und fand erst, nachdem es durch Mohammed mehr orientalisirt worden, einigen Eingang in die älteste Welt. Aber in keiner von beiden Gestalten konnte es die ganze Menschheit durchdringen, weil es selbst sich noch nicht vollkommen humanisirt hatte.

Erst, wenn es selbst allen absoluten Privilegien und somit aller unbedingten Ausschließlichkeit entsagt, kann es, zum humanen Glaubens- und Rechtsprincip geläutert, — auch bildend und läuternd auf alle Völker zurückwirken. Jedes Volk braucht dann nur an das Gottemenschliche in ihm erinnert zu werden, um sich dessen für alle Folgezeit geistig zu bemächtigen und — von diesem höheren Bewußtsein aus — seine kirchlichen und politischen Einrichtungen diesem neuen Princip gemäß umzugestalten.

Die Selbstbefreiung der Schweizer, der Niederländer und der Nordamerikaner hatte die Anerkennung des Principes nationaler Selbstständigkeit, — also der Freiheit und Gleichheit der Nationen zum allgemeinen Resultat; die Reformation mit allen ihren notwendigen Consequenzen — hatte die religiöse, die Revolution in ihrer noch fortwährenden Wirklichkeit die politische Selbstständigkeit des Menschen als solchen zum bleibenden Ergebniß.

So ist die Anerkennung der Humanität das glorreiche Resultat aller jener besonderen Arbeiten und Kämpfe, und die Fragen nach den Rechten der einzelnen Stände haben zur allgemeinen Antwort die Anerkennung des — allgemeinen hochwürdigen Menschen-Standes erhalten.

20.

Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit.

Die alte Welt befragte für alle irgend erheblichen Verehrungen des irdischen Lebens die Götter, und diese und ihre Orakel bildeten ein Einigungsband zwischen Aegyptern, Phöniziern, Kleinasiaten, Griechen, Römern und selbst noch mehreren barbarischen Völkern. Delphi, Dodona und das Ammonium waren die einigenden Centralpunkte für die alte, wie später Rom, Byzanz und Jerusalem für die christlich-katholische Welt.

Aber dieses Band verknüpfte jene Völker nicht einmal so leicht, „wie die Winde den Kranz;“ — die Religion war eine selbstische, und hinderte deshalb nicht die Herrschsucht, immer neue — fürchterliche Kriege zu entzünden.

Und selbst dieses lose Band war schon bis auf wenige Fäden zerissen, als das Christenthum sich auszubreiten anfang, und es zeigte sich hier, wie immer und überall, daß der Allwaltende — keines seiner Werke stichtbar zertrümmert, bevor es nicht schon größtentheils innerlich vermodert oder verkrümmert ist. Es zeigte sich dann auch das zweite, — daß er nichts Befestigendes stützen läßt, als um es durch Großere zu ersetzen.

Was der alten Welt das Irdische, das wurde der Christlichen das Ueberirdische. Jene befragte ihre Götter um die Mittel, den leidlichen Tod möglichst weit hinauszurücken und das irdische Leben möglichst reichlich zu genießen. Die christliche Welt befragte den h. Geist und seine Propheten, — die Priester, — um die Mittel, dem ewigen Tod zu entfliehen und im andern Leben möglichst wenig im Fegfeuer zu leiden und reichlichsten himmlischen Lohn zu erwerben.

Der Bischof von Rom wurde der angesehenste Prophet des h. Geistes und der Glaube an die Inspiration seiner Aussprüche das stärkste Vereinigungsband der abendländlichen Völker.

Aber auch dieses Band hemmte keinen Völker- und keinen Kirchen- oder vielmehr Sektenkrieg, und nur wenn eine unglaubliche Nacht die Christenheit bedrohte, scharten sich die Völker des neuen Bundes unter Eine Fahne. Was den uneinigen griechischen Stämmen die Perser, was den hadrenden Römern die Karthager und die nordischen Barbaren, das wurden für die Christen die Hunnen, und für die Römisch-Katholischen die Mohamedaner und die Mongolen.

Wie aber innerlich Griechenland durch orientalischen und das alte Rom durch christlichen Aetatismus, so wurde das älteste Christenthum durch abendländische Spekulation, der römische Katholicismus durch abendländischen Rechts- und Freiheitsinn aufgelöst.

Die Herrschsucht der alten Welt war zu Rom von den Todten wieder auferstanden. Während aber Alexander, Cäsar und Attila nur die Erde beherrschen wollten, schlangen die Päpste den Scepter — im Namen ihres Gottes über diese und jene Welt. Leo I. wurde der Romulus des neuen Rom's; aber in Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. culminirte die Idee der Weltbeherrschung, um die Menschheit im Allerinnersten, Allerheiligsten zu empören und sie zur vollständigen Selbstbefreiung zu begeistern.

Den in den Staub getretenen leidlichen Sklaven der alten Welt hatte Christus durch Verheißung eines jenseitigen Himmelreiches aufgerichtet; der hier unschuldig getretene sollte dort in Herrlichkeit auferstehen. Den in Staub getretenen geistlichen Sklaven der päpstlichen Welt richtete der heilige — weil allgemeine — Geist der neuen Zeit durch Erinnerung an sein unveräußerliches göttliches Recht wieder auf, und gab ihm Kraft, die römischen Fesseln zum andern Male zu sprengen, und mit seinem Blute die Fundamente eines Tempels zu verkiten, der, allmählig wachsend, nach und nach die ganze Menschheit in sich aufzunehmen geeignet, die Erde mit dem Himmel auf das innigste zu vereinen bestimmt ist.

Das Einheitsband dieser neuen Zeit ist nun kein anderes, als die, jedes Herz und jeden Geist befriedigende Idee der göttlichen Liebe selbst, welche nur im Elemente der Freiheit zu vollkommener Offenbarung gelangt, und sich auf das Herrlichste dadurch bezeugt, daß Gott die Menschen zur Freiheit erzieht, daß die Menschen sich freiwillig miteinander verbinden, und daß die Freien, in Liebe vereint, auch Gott als all-eintigende Liebe verehren. —

21.

Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion.

Religion ist die Wurzel des Lebens, und die religiöse Weltanschauung ihre höchste Blüthe.

Um ein Volk, eine Zeit zu verstehen, muß man seine Religion kennen; um eine bestimmte Religionslehre zu verstehen, muß man das Volk, die Zeit kennen. Hier, wie überall setzen die Momente der Wahrheit einander voraus.

Ebenso aber, wie das Selbstbewußtsein das Bewußtsein, und wie die Erkenntniß des Gegenstandes das Selbstbewußtsein, so setzt auch die Erkenntniß einer bestimmten Religion eine Entgegensetzung voraus, die erst aus der Bildung und Entstellung des Gebildeten hervorgeht.

Wie dann das Allgemeine erst aus der Zusammenstellung und Vergleichung mehrerer Besonderheiten hervorgeht, so konnte das Bedürfniß einer wahrhaft allgemeinen Religion auch erst aufsteigen, als der Mensch zur Wahrnehmung der Völkermassen gekommen, die, verschiedenen Glaubenssystemen huldigend, groß und alt genug waren, um nicht mehr als bloße Entartungen bei Seite gestellt werden zu können, — die vielmehr als Besonderheiten die Aufstellung einer alle begreifenden Weltanschauung erheischten.

Die nächste Erhebung über die Besonderheiten ist aber das Aufsteigen zu einem abstrakt Allgemeinen, und erst wenn sich diesem gegenüber noch jene Besonderheiten aufrecht erhalten, weil das abstrakt Allgemeine keinen zureichenden Ersatz bietet für das Concrete, erst dann

wird das Concret Allgemeine Bedürfnis, und dessen Ermittlung die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung.

Die Wurzel dieses Strebens ist selbst wieder die Religion, nämlich das geheimnißvolle Band, welches das menschliche Einzelwesen an das Allgemeinwesen knüpft, und dessen es inne zu werden trachtet, weil es nur in diesem Innerwerden zum gottmenschlichen Dasein, zum höchsten Genuße des Einen und Allen gelangt.

Dieses Streben bezeugt somit selbst schon den Aufblick einer höheren religiösen Weltansicht; denn nur weil das Herz mehr bedarf, als das bis dahin Ausgesprochene ihm darbietet, hat es ein Allgemeineres — und zuletzt das Allgemeinste, das Allbegreifende zu suchen angefangen. Es glaubt schon wirklich an dasselbe, eben weil es dasselbe sucht, wie die bewegliche Magnetnadel durch ihr Schwanken das Dasein des anliegenden Nordpunktes erweist.

Wie aber alle Wirklichkeit vom Einzelnen und vom eingeschränkten Saamenzustand ausgeht und zu immer mannigfaltigeren Verknüpfungen fortschreitet, wie jede solche Entwicklung in einen reichhaltigeren Einigungspunkt sich sammelt, so ist auch die Aufgabe, die jetzt der höchsten Bildung vorliegt, das Ergebnis früherer, beschränkterer Entwicklungen.

Schon die Urvölker waren innerhalb ihres einzelnen Lebenskreises zu einem Allgemeinen aufgestiegen, und fast gleichzeitig mögen die Hauptvölker des alten Asiens zu jener Entwicklungsstufe sich erhoben haben, auf welcher die allgemeinere Fassung ihrer besonderen Religionen ihnen Bedürfnis geworden.

Noch höher hatten sich mehrere Jahrhunderte später die ersten Risikovölker, welche das alte Asien mit dem jüngeren Europa verknüpfen, erhoben. Selbst aus verschiedenen Urvölkern hervorgegangen, waren sie auch untereinander in Wechselwirkung getreten und das Allgemeine, welches zu Ende der alten Zeitrechnung zum Bewußtsein kam, war schon ein Umfanglicheres, als dasjenige, welches die Urvölker erzeugt hatten.

Dieses Allgemeine war aber zunächst noch ein unvollständiges, welches nicht aus dem Wechselverkehr der gesammten Menschheit hervorgegangen war.

Erst seitdem die ganze Erde umschifft, die Religionen aller Völker zur Vergleichung gekommen, reisten die gebildetsten Völker Europas zur Erfassung des Allgemeinmenschlichen. Wurde dasselbe dann zunächst nur auf abstrakte Weise zum Bewußtsein gebracht, so ist doch alsbald aus dem Gegensatz dieses Abstrakt Allgemeinen und

der concreten Besonderheiten, die sich neben demselben behauptet haben, das Bedürfnis und die Forderung eines Allgemeinen hervorgegangen, in welchem die Religionen aller Zeiten und Völker als Vorbereitungen und Hinweisungen auf eine allbefriedigende Menschheitsreligion erkannt werden sollten. —

22.

Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen.

Wohl mehr als ein Jahrtausend lang hat bei der patriarchalischen Zeit der höchste Gott als Weltvater regiert, bis er durch Mose ein Gesetz gegeben und als Herr der Heerschaaren und König der Könige verehrt wurde; dann aber als allgewaltiger Geist durch die Propheten die Aufhebung des Gesetzes vorbereitet und eine neue, bessere Zeit verkündigt hat.

Immer aber, vor und nach Mose, war es der Allmächtige selbst, der die höchste Verehrung genoß.

Als aber in Christo der Sohn Gottes als der aus Allliebe Allleidende und seiner Allmacht für sich freiwillig sich entäußernde zur Vorstellung gekommen war, mußte diese zugleich göttlichere und menschlichere Idee die Herrschaft gewinnen. Wirklich trat seitdem der Vater in die unnahbare Ferne des Himmels und in die schauervolle Ewigkeit zurück, und wie das *Credo* fast nur von dem Wesen, den Thaten und der Zukunft des Sohnes zu sagen mußte, so wurde derselbe auch der vorläufige Mittelpunkt des gesammten religiösen Lebens; — Erneuerung seines Opfertodes — höchste Andenksfeier; — Genuß seines Fleisches und Blutes — innigste Vereinigung mit ihm; Reinigung von Sünden durch Taufe auf seinen Namen und durch Losprechung kraft seiner Vollmacht — die beruhigende Vorbereitung auf seine richtende Wiederkunft; überhaupt Glaube an ihn, Liebe zu ihm, Hoffnung auf ihn das Wesentliche des religiösen Lebens.

Wie aber Mose in der alten, so erhob die römische Hierarchie in der mittleren Zeit den Glauben und den gesammten Kultus zum Gesetz, und wie der Geist Gottes durch die Propheten auf reinere Glauben und auf Herzensbesserung als höheren Ersatz für die Opfer hingewiesen, so wiederholte sich auch diese Erscheinung in der alternden christlichen Kirche.

Wie einerseits gegen das Kirchengesetz angelämpft wurde, so war auch die Poesie der Hauptgegenstand der religiösen Forschung, und Heiligung des Willens Hauptaufgabe des Lebens.

Aber von dem Augenblick an, als unbedingte geistige Freiheit von den Höchstegebildeten in Anspruch genommen, als das Abendmahl zu einer rein geistigen Liebesfeier erhoben, als die Gott erkennende Vernunft als höchste Richterin über Wahrheit und die gesammte Weltordnung als Offenbarung des göttlichen Wesens anerkannt wurde, war die mittlere Zeit zu Ende, und der Geist Gottes, als sich offenbarend durch allgemeine, ewige Wahrheit, in weltübender Schönheit und durch allgemeine reine Liebe, wurde der Gegenstand der höchsten Verehrung. Alles erhielt nun eine andere Stellung und Bedeutung und mußte sie erhalten, da der Standpunkt des Menschen ein ganz anderer geworden.

23.

• Weissagung.

Die alte Zeit hat — bei den Heiden auf Untergang, bei den Juden auf Restauration des davidischen, bei beiden auch auf Rückkehr der goldenen Zeit geweissagt. Das Mittelalter weissagt jüngstes Gericht und — neues Jerusalem — d. h. goldenes christl. Zeitalter, — aber das Mittelalter ist zu Ende! —

Die Weissagungen sind Frühwolken, bald roth gefärbt — und Regen, bald golden — einen sonnigen Tag verkündend; — aber weder die blutigen Rosen, noch das glänzende Gold ist das Licht selbst, sondern Vermittlung zwischen Lichte und Nacht.

Alle jene Weissagungen sind nur theilweise Abnungen der im Innern sich vorbereitenden Zukunft gewesen. Ungeahndetes trat hervor und rechtfertigte sich selbst.

Die neuere Zeit weissagt nicht mehr, sondern vollbringt; sie hat das Bewußtsein ihres Strebens und dies Streben ist ihr Geist.

Die drei Bünde.

— וְאֵל מִאֵף נִתְנָתְּךָ עֵלָּה לֹאֵל לִי —
Apoc. 22, 3.

Die Juden rufen Gott zuvorn als ihren Vater an, weil er sie zum Volke gemacht, sie als Volk erzeugt, durch Berufung Abrahams, durch Sendung Mose, Befreiung aus Aegypten, Verleihung des gelobten Landes und Begeisterung seiner Könige und Propheten.

Die Christen beten das Vaterunser, weil sie es von Christus empfangen, weil Gott sie durch Christus zu seinem Priestervolke geweiht, sie von dem dreifachen Joche des Gesetzes, der Sünde und der Sötter, Menschen- und Todesfurcht befreit (Röm. 8, 2. 15. 17. ebenso 7, 6), und noch täglich die Kinder des Satans durch die Taufe an Kindes Statt annimmt.

Abraham hat den alten, Christus den neuen Bund zwischen Gott und den Erwählten geschlossen, und dem Glauben der Juden zufolge wird der Mensch erst durch Beschneidung rein, also geeignet, sich Gott vertraulich zu nahen, ebenso dem kirchlichen Christenglauben zufolge der Mensch erst durch die Taufe von dem unreinen Geiste befreit und damit befähigt, dem Tische des Herrn zu nahen, und für sich und für Andere zu beten.

So sind die Juden dem Fleische nach Söhne Abrahams, dem Geiste nach aber Söhne des Gottes ihres Stammvaters. Ebenso sind die Christen dem Fleische nach Söhne ihrer leiblichen Väter, aber dem Geiste nach Söhne des Gottes Christi. Rufen nun die Christen den Schöpfer als ihren Vater an, wie sollten sie da nicht auch Christum als den Sohn des lebendigen Gottes erkennen, der so gern alle seine Brüder, — alle verirrten Söhne seines Vaters — wieder dem harrnden Vater zuführen möchte? —

Aber das neue Band verhärtete sich im Meinungskampfe, und wurde eisern, wie das alte Gesetz es gewesen. Und als es völlig erstarrt war, und die Verbundenen noch fortwuchsen, da mußte es endlich zerbrechen werden, sollte nicht das priesterliche Volk darin veräummern. Und

wie das Volk Israel sich gespalten, noch bevor ein neuer Bund geschlossen, so spaltete sich auch die Christenheit, noch bevor ein dritter Bund den zweiten ersetzt.

Und auch darin ähnelt der zweite Bund dem ersten, daß in dem Einen wie im Andern ein künftiges, ewiges Bündniß geweissagt ¹⁾ und daß viele Jahrhunderte hindurch die Weissagungen besserer Zeiten sich gemehrt haben, nachdem der aufgerichtete Bund sich als unzureichend erwiesen.

Gerade damit aber fing der neue Bund erst an, weltgeschichtlich zu werden, daß die Verbündeten zur gläubigen Uebersetzung gelangten, Gott solle nicht nur des erwählten Volkes Vater sein, sondern auch Alle zu Kindern annehmen, die aus andern Völkern an ihn glaubten, und ihren Vätern wohlthäten (Apostelk. 10, f.). — Durch die Sendung Christi und seine frohe Botschaft war nur erst zwischen Jehovah und Israel der neue Bund geschlossen; — erst durch die Sendung des heiligen Geistes über Beide und die Weisung an die Apostel zur Verkörung derselben war der neue innigere Bund auch wesentlich erweitert worden. Christus hatte Gott verkört; der heilige Geist verkörte ihn zum andernmal, als er seine größere Güte offenbarte.

Ein dritter Bund bereitet sich vor, seit Gott tiefer erkannt wird und das Verbündniß unter den Menschen über alle eiserne Schranken hinausreicht. Als Christus erschien, waren Menschen jeglicher Abstammung im römischen Reiche zu staatsbürgerlichen Ehren gekommen... In neuester Zeit sind Menschen jegliches Glaubens oder Unglaubens zu Ansehen und Würde gelangt... — Ist nicht schon jetzt ein neuer dritter Bund im Geiste und in der Wahrheit geschlossen? —

Der Geist Gottes ist es, der lebendig macht. Was aber regt sich seit hundert Jahren immer lebenskräftiger in den gebildeten Völkern der neuen und alten Welt, als das Verlangen, als das Streben, ohne Rücksicht auf die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse sich als Brüder mit einander zu verbinden und das Allgemeinmenschliche als ein unverbrüchliches Band, als offenbare Religion zur Anerkennung zu bringen? Welche Wahrheit ist bereits allgemeiner anerkannt, als die, daß jeder Mensch Gott nur nach seinem Gewissen zu verehren habe, daß er für Alles, was nicht dem Allgemeinrechtlichen zuwider, nur allein Gott verantwortlich sei, und daß der Werth und die Würde seines Glaubens, also der Religion im engeren Sinne des Wortes, — seinen Maßstab

1) Jer. 31, 31 ff. (Hebr. 8, 8.) vergl. Ozech. 36, 26. 27.

daran habe, daß er sich werththätig als wohltuend erweise gegen alle Menschen ohne Unterschied der Kirche, zu welcher sie gehören? —

Wir glauben daher die Frage wiederholen zu dürfen: „Ist nicht eine neue Religion, — wie das Christenthum neu war in Beziehung auf das Judenthum, — bereits in das Leben getreten, — ist nicht wirklich schon ein neuer Bund im Geiste und in der Wahrheit geschlossen?“

25.

Das Wort der Versöhnung.

Mitten unter die Streitenden trat in der alten Welt das Christenthum, und sprach ein Wort der Versöhnung. „Friede sei mit Euch“ — war der Gruß und Segensspruch seiner Apostel; — „Liebet euch unter einander und die Welt einander“ — das neue Gebot, das sie verkündeten.

Aber der alte Kampf und der neue Widerstand, den die neue Lehre fand, wurden einem bösen Wesen zugeschrieben, und Christus war durch — aber nicht für den Satan gekreuzigt. Gott sollte unverständlich gegen den Teufel sein, wie konnte da der Mensch, der zu Gottes Ebenbild geschaffen war und dem Sohne Gottes nachfolgen sollte, — ganz vom versöhnenden Geiste der Liebe durchdrungen werden? Er mußte den Teufel und Alle, die ihm angehörten oder anzugehören schienen, hassen, und die Zahl derselben war Regio!

Das Dogma gewann die Oberhand über das Gebot der Liebe; es bildete sich zum Kirchenthume aus, und die Kirche verfeindete sich im Zornkampfe gegen die Abergläubigen.

Aber wie das Del des Friedens in Mitten der Kirche ewig in mildeem Lichte fortbrannte, wie ein heller Wassertropfen im scharfen Krystalle, wie eine Perle in mährstatter, finsterner Austerchale still beschloffen ruhet, — so glomm der einmal entzündete Liebesfunke in der nachlichten Schale des Kirchthumes fort¹⁾ und liebedürstende Gemüther, versöhnungbegierige Geister zerbrachen die harten Schalen und befreiten die schimmernde Perle.

1) S. u. a. Gregor's d. Gr. Kap. 62. in L. V.

Kromme Prediger ließen das Liebeslicht wieder allüberall leuchten, das sie im eigenen Herzen wiedergefunden; edle Mystiker verschlugen den Kerker, der den lebendigen Wassertropfen gefangen hielt; Philosophen, die in der Natur überall aus dem Kampfe die veröhnende Einheit hervorgehen sahen, führten das ewige Licht aus der Küche auch in den Staat und die Geschichte ein — und sprachen zum erstenmale in das Weltall das Gotteswort allgemeiner Versöhnung.

Und das göttliche Wort fand ein Echo in dem edlen Geiste des philosophischen Dichters, und seinem übertollen Herzen entsandte als Wiederhall:

„Diesen Kuß der ganzen Welt,
„Und die Hölle soll nicht mehr sein.“

26.

Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit.

Die Habsucht hat das gewaltige Mittel gesucht, durch welches alle anderen Metalle, — die gleichsam auf untergeordneter Wandlungstufe fixirt seien, — in das reine Gold, wie die Farben ins Licht, zurückgeführt werden könnten.

Ebenso suchte die irdische Lebensucht das Elixir der Unsterblichkeit, durch welches alle organische Wesen unfehlbar wieder in die Ucharmo nie des Lebens, in die Gesundheit aufgelöst würden.

Aber ein höheres Streben erwachte, und einer der edelsten Geister deutscher Nation suchte eine allgemeine Sprache und Schrift, damit alle die verschieden redenden Menschen sich verstehen und einverständigen und hierdurch wieder zu einer gesunden Gemeinschaft erwachsen möchten.

Und an dieses Streben reihte sich bald das Trachten, aus Einem einzigen Princip die ganze Welt der Gedanken abzuleiten.

Wie nun durch dieses und jenes die beiden großen Ideen von Allgemeinheit und Einheit ausgegangen waren, so wirkten sie auch bald belebend in alle Sphären ein.

Das Aufsuchen eines Naturrechtes war nichts anderes als ein Streben, das vereinigende Band der Menschen unter einander aufzufinden, wie das Suchen einer Naturreligion das allgemeine Bindungsmittel erstrebte, durch welches die ganze Menschheit mit dem Einigen Gott vereinigt werden könne.

Und nun konnte der erhellte Geist und das erweiterte Herz sich auch zurückwenden auf die Vergangenheit, und den erhabenen Gedanken

einer Geschichte der Menschheit fassen, in welcher die ganze Fülle der Ereignisse in eine einzige harmonische Anschauung zusammengefaßt würde.

Aber in diesem Sterben wurde das Bedürfniß der Harmonisirung immer lebendiger; es zog den ganzen Himmel und die ganze Erde in die rhythmische Erdmung hinein, es eignete sich jede einzelne Wissenschaft an, und jede Kunst und jede Kunde, wurde hiermit immer gebienger und energischer.

So geht denn jetzt das höchste Sterben der größten und edelsten Geister darauf hin, nicht mehr aus einem abstracten Princip ein ganzes Weltsystem hervorzuspinnen, sondern alles Wissen nach seinem immanenten Zusammenhang zu einem einigen organischen Systeme zu gestalten; — nicht mehr außerhalb des sogenannten positiven Rechts ein abstractes Naturrecht aufzustellen, sondern das alle Menschen, alle Nationen wesentlich verknüpfende göttliche Vernunftrecht zu einer allgemeinen Wirkensnorm zu conscribiren; — nicht mehr eine abstracte Naturreligion über alle positiven Religionen zu erheben, sondern die absolute Religion zu entdecken, in welche dieselben sich auflösen könnten, weil sie allen Bedürfnissen des ganzen Menschen zu genügen und jede bisher noch fortwährende absolut scheinende Dissensanz in einen einzigen großen Weltakcord aufzulösen vermöchten. —

27.

Geist der Geschichte.

Vor der Geschichte liegt die erste Entwicklung des Gegensatzes zwischen ursprünglicher Natur und erster menschlicher Kultur, und der ättesten, nothwendigen Ueberlieferung gehören die Sagen an von gewaltigen Eroberern und heldischen Tugenden völkerbeglückender Könige, als der ersten Religionsstifter und Wohltäter des menschlichen Geschlechtes. Natürliche Selbstsucht wollte sich die Völker mit dem Schwerte unterwerfen; die erste religiöse Bildung durchzog die Länder mit dem Reizweig; mit Kornähren und Weinranken in beiden Händen, lehrte Ackerbau und Künste, stiftete heilige Ehen und vertheilte mildere Gesetze und Religionen.

Aber diese Religionen reichten nicht über das irdische Leben hinaus, und die Verheißungen zeitlichen Segens verlorern allmählig ihre sittigende Macht durch die immer allgemeiner werdende Erfahrung, daß auch Fromme und Gerechte ihr Leben lang leiden mußten.

Und wieder erhoben sich eroberungssüchtige Könige und zerbrachen mit der Schärfe des Schwertes die natürlichen Völkerscheiden, bis zuletzt ein ganzes Volk von königlichen Kriegen sich alle Fürsten und Völ-

fer der alten Welt unterwarf. Zwar suchten die Römer nur die Befriedigung ihres irdischen Gelüsts; aber in der Hand der Vorsehung wurde ihr Schwert zur Pflugschaar, welche den Acker bereitete für eine himmlische Aussaat.

Aus dem niedrigsten Stande des unterdrücktesten und verachtetesten Volkes erhob sich ein Mann des Friedens, und verkündigte Vergebung der Sünden, das neue Gebot der Liebe und das Rahen eines himmlischen Reiches. Mit einer Dornenkrone ließ er zum Könige dieses Reiches sich krönen, bestieg den weiterobernden Thron durch das erhabenste Beispiel selbstverleugnender Aufopferung, und befestigte ihn durch die Versicherung ewigen Lebens und unverwelklicher Kronen für Alle, die ihm nachfolgen würden.

Und das Abendland glaubte an den herabgestiegenen, gekreuzigten und wieder aufgefahrenen Thronerben des Himmelskönigs und an sein künftiges Himmelreich, und dieser Glaube vereinigte die Völker Europa's zu gleichem Streben nach einstiger — ewiger Glückseligkeit, und dieses Streben gestaltete die christliche Kirche.

Aber der neue Lebenskeim, der in die Menschheit eingesenkt worden, war zunächst von einer harten Saamenhülle umgeben, und mußte erst verworfen, bevor sein innerster Kern sich zur vollen Blüthe entfalten konnte.

Das Göttliche war zunächst selbst nur als Kämpfend mit der Welt und ihrem zeitlichen Herrn aufgetreten, und wie dieser für's erste innerhalb seines Reiches triumphirt hatte, so war dagegen über ihn und seine Anhänger eine ewige Gefangenschaft unwiderruflich verhängt. Der einstige Sieg Gottes wurde nicht als Versöhnung, sondern als schmerzliche Unterwerfung des ewigen Feindes vorgestellt. Der Mensch war zugleich Wahlstätte und Preis des Kampfes, und die einzige ihm gestellte Aufgabe war, die Verbedüngung des bösen Weltlichen durch das Göttliche, Widerweltliche nicht zu hindern.

Dieser ursprüngliche und unbedingte Gegensatz hatte unauslöschlich eine doppelte Spannung zur Folge: im Innern der Kirche undebingte Herrschaft der verdämpfenden Vertreter Gottes über alles Weltliche, — nach Außen unveröhnliche Feindschaft gegen alles Widerstrebende, mit anderen Worten: schlechthin übermenschliche Autorität und schlechthin widermenschliche Ausschließlichkeit.

Wie nun das Gebot und das Beispiel der Liebe und das Zeugniß der Auferstehung und die Versicherung der Unsterblichkeit alle Völker Europa's zur Christenheit vereinigte, so spannte die Lehre von ewiger Feindschaft sie feindlich gegen alle Andersgläubigen; so spaltete die Nothwendigkeit unbeschränkter geistlicher Gewalt und Ausschließlichkeit die Christenheit selbst wieder in Kirchen, die einander noch bitterer haßten, als früher die eigensüchtigen Völker sich einander gehaßt hatten.

Und Keiner wollte noch einmal die Welt beherrschen und in seiner Hand verkehrte und verwandelte das Leidens- und Liebeskreuz sich in ein Eroberungs- und Racheschwert, und mit der Fackel des christlichen Glaubens entzündete es die Scheiterhaufen grausamer Glaubensgerichte.

Aber alle nur unterdrückten, nicht veröfenthlichten Mächte, erstarrten im gleichem Verhältniß mit dem zunehmenden Druck, und in demselben Maße, in welchem Gegensatz und Spannung, Widerspruch und Feindschaft, steigerten sich auch Bedürfniß, Forderung und Erfüllung der Ausgleichung, Befriedung und Versöhnung.

Rechtsgesühl, Gewissensfreiheit. Schönheitsfönn, Menschlichkeit, Vernunftthätigkeit, Frohsinn, Belegen uß, kurz, alle mehr oder weniger unterdrückten Mächte erhoben sich nach und nach gegen die Unterdrücker, und nöthigten sie zur Selbstvertheidigung. Und jeder Fußbreit des gelobten Landes der Freiheit und Humanität mußte erkämpft werden, weil dem Menschen nur Kräfte und Stoff gegeben sind, er aber Alles Andere durch eigene Kraftübung erringen und behaupten soll.

Und wie der Kampf sich fortsetzte, wurde jede der beiden Parteien — sich selbst immer schlechter zu bestimmen — genöthigt. Die Vertheidiger der Unterdrückung mußten immer erbitterter, — ihre wahrhaften Gegner immer milder und freisinniger werden. Jene aber mußten eine Verschärfung nach der andern aufgeben, und, nachdem der weltliche Arm sich ihrem Dienste entzogen, ihn Gegner unaufhaltsam vordringen sehen. Der kretalen, canonischen Recht, ältere, älteste Kirchenlehre, Ahechristenthum, altes Testament, mit Einem Worte: die kirchlich festgestellte, zur unbefchränkten Autorität erhobene Ueberlieferung — mit allen Voraussetzungen und Vourtheilen der Vergangenheit — wurde nach und nach in den Kampf hineingezogen, und im Schmelztiegel freier Forschung und Prüfung ihrer unbefchränkten Geltung entblößt, — bis jetzt am Ende, nach Abstreifung alles nur Abgeleiteten, nur Befolgerten, die Principien der beiden Parteien, auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt, sich einander gegenüberstehen, als ewig unverföhnliche Feindschaft und allversöhnende Liebe.

Diese letztere nun ist der, nach Zerbrechung der harten Coarenklapfen, zur frischen Grönnung an das Licht hindurchgebrungene göttliche Lebenskeim, der fortan zum menschheitlichen Lebensbaume sich entfalten will, um nach Auflösung des allerreißenden Widerspruchs mit seiner blühenden Lebenskro ne die Menschheit zu einigen Gemeinde und das Unverfönn zum einigen Tempel des allmächtigen Gottes einzuweihen! —

II.

Zur Kulturgeschichte.



Zur Kulturgeschichte.

I.

C h i n a.

Am Ende der uralten orientalischen Welt liegt ein Land von 120,000 Quadratmeilen, welches nach amtlichen Zählungen nicht weniger als drei hundert Millionen Einwohner haben soll. Die Geschichte seiner Kultur verliert sich in das Geheimniß, welches die Wiege des Menschengeschlechtes mit heiligem Grauen umhüllt. Stiegen die Urväter seines Volkes von den Anhöhen des indischen Ganges herab, oder sind sie in der ersten Morgenstunde des großen Menschentages vom Himalaya her eingewandert? Wie Aegypten und Indien — liegt China die Anfänge seiner Gestaltung in einer Nacht, aus welcher uns nur die höchsten Gebirge der Erde, das ungeheure Weltmeer überragend, von der Zukunft träumend — entgegenblinzen. Während aber Aegypten schon seit bald zwei Jahrtausenden zur Mumie geworden, und Indien, wie ein abliegender Greis nur noch von den Trümmern seiner Kindheit sein selbstständiges Dasein fristet, hat China selbst seine mongolischen Ueberwinder in den urchtigen Kreislauf seines läßigen Lebens hineingezogen, und bis auf die neueste Zeit siegreich allen Anfechtungen europäischer Neugierde und Habsucht widerstanden. Selbst die geschmeidige List jenes Lebens, welcher seinem dreifachgekrönten Oberhaupte und mittelst desselben, sich selbst die ganze Erde unterwürfig machen wollte, ist gescheitert an der Klugheit der chinesischen Hierarchie. Erst, — seit die Völkerwanderungs-Ansichten bornirter Missionaire dem Völkereckennungs- und Weltbildungsstreben aufsteigender Humanität zu weichen begannen, hat eine vorurtheilsfreie Forschung sich die Wege zur Erkenntniß jenes räthselhaften Landes und seines unverdunkelten Kulturstandes gebahnt.

Den reichsten Beitrag hierzu liefert das kürzlich in England erschienene und bereits von Pichard in's Französische übertragene und von Dajin dem Letzteren mit Nachträgen versehene Werk von J. T. Davis, ehemaligem Präsidenten der indischen Compagnie in China. Es enthält eine „allgemeine Beschreibung der Sitten, Gebräuche, gesellschaftlichen, politischen und religiösen Einrichtungen, der Natur-Erzeugnisse, Künste und Wissenschaften, der Manufakturen und des Handels des chinesischen Reiches,“ und gibt in zahlreichen Holzschnitten treue Abbildungen der merkwürdigsten zur Sprache gebrachten Gegenstände. Da der Verfasser in den zwanzig Jahren, in welchen er in verschiedenen Provinzen jenes Reiches residiert, Gelegenheit gefunden, genaue Kunde von Allem zu gewinnen, was er uns hier beschreiben; so hat er sich durch sein „China“ den gerechtesten Anspruch auf den Dank aller Gebildeten erworben, und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen ihn und unsere Leser, indem wir durch Zusammenstellung einiger Hauptresultate jener Forschungen die Aufmerksamkeit auf das Werk selbst hinzulenken versuchen; nur hier und dort einige verknüpfende Gedanken einwerfend, und die flüchtigen Andeutungen mit einem Rückblick auf Europa beschließend.

Die Chinesen selbst bezeichnen ihr Reich mit dem Namen Tschong-Kuō, Reich der Mitte, oder Centralvolk. Die beiden Charaktere, mit denen sie dies bezeichnen, sind ideographisch. Der erste stellt ein kleines Parallelogramm vor, welches in der Mitte durch eine Quertlinie durchschnitten wird. Dies bedeutet die Mitte oder die Centralaxe eines Gegenstandes. Das zweite Zeichen ist ein Viereck, — ursprünglich ein Kreis, — womit Grenze oder Umschränkung einer Sache angedeutet wird. In der Mitte dieser Figur sind die Zeichen eines Runes und einer Länge. Der Runen bedeutet, daß das Wort das geistige Attribut der Nation ist — und den Endzweck, kraft dessen sie constituet ist; — die Länge: daß das Volk sich im Kreis verhält mit allen übrigen Völkern befindet. Das Wort, der Befehl des Oberhauptes stellt die Ordnung im Innern fest, die Waffen sichern ihre Unverwundlichkeit nach Außen. — Wie bei allen ältesten Völkern, wird auch von den Chinesen die gesammte sociale Einrichtung als die Verwirklichung des Willens ihrer Gottheit angesehen. Was nicht in diese Ordnung aufgenommen, das ist göttlich, und hat keinen Antheil an dem Rechte, welches Gott nur seinem Volke offenbart. Wirklich bezeichnen die Chinesen alle Völker, die das Reich der Mitte umgeben, als „Söhne des Admons“ als ungläubige, verdun-

Letzte Menschen, die alle ganz oder theilweise blind sind, als Hund-Menschen (yao-jin) oder Wolf-Menschen (lang-jin), die man, wie Thiere, nur durch Gewalt oder List im Zaume zu halten habe, in Beziehung auf weiche das Religions- und Staatsgesetz nur Krieg und Diebstahl gestattet. Zwischen ihnen und den „erleuchteten“ Gildubigen ist kein dauernder Friede möglich. Die Ordnung unter den letzteren möchte sich wohl, von dem uralten strengen Rechte des Hausherrn ausgehend, in aufsteigender Linie gestaltet haben. Als Vater besitzt derselbe eine fast unbeschränkte Gewalt über seine Kinder. Er kann sie aussetzen und verkaufen. Auf Tödtung des Kindes weiblichen Geschlechtes ist keine Strafe gesetzt. Tödtet der Vater selbst den schon erwachsenen Sohn, so wird er dafür nur mit dem Bambus und einjährigem Gefängniß bestraft. Wenn aber der Sohn sich gegen die väterliche Gewalt auflehnt, dann fällt selbst diese Strafe weg. Hat er vollends dem Vater gedroht oder die Hand gegen ihn erhoben, dann ist der Sohn der Strafe des „langsamten Todes“, oder nach anderer Bezeichnung — „dem Tode der 10,000 Stöße“ verfallen. Die Ehen der Kinder werden ebenwohl nur von den Vätern geschlossen, wie denn die für einander Bestimmten nicht eher, als bei der Trauung sich zum erstenmale sehen.

Als Mann ist der Hausherr fast unbeschränkter Gebieter über das Weib. Ausdrücklich erklärt das chinesische Gesetz: „als Tochter gehört das weibliche Wesen dem Vater, als Gattin dem Manne, als Wittwe und Mutter — dem Sohne.“ Scheiden kann der Mann sich vom Weibe wegen Unfruchtbarkeit, persönlicher Gebrechen, Ehebruch, Diebstahl, Ungehorsam, schlechten Charakter und sogar weissen Geschwädzigkeit, in der That also fast ganz nach Gutdünken.

Ueber den Sclaven (Na)¹⁾ schaltet und waltert der Herr nach Belieben; er kann ihn ungestraft tödten, wenn er einen gesetzlichen Grund dafür hat. Tödtet er ihn ohne solchen Grund, dann hat er nur die Strafe des Bambus oder eine Geldstrafe zu erleiden.

Wie nun der Vater der fast unbeschränkte Herr der gesammten Hausgenossenschaft, so ist er dem Gesetz nach auch Eigenthümer des gesammten Familiengutes, obgleich er im gewöhnlichen Leben sich nur zum Verwalter und Ausstheiler desselben macht. Immer aber bleibt der Vater mit seinem Gute der feste Mittelpunkt, um den die Familie wie um ihr Lebenscentrum sich sammelt. Nur auf beschränkte Zeit können die Mitglieder derselben sich von ihm entfernen, und wenn sie auf der Reise sterben, werden sie dahin zurückgebracht, um in ihrer Mitte beerdigt zu werden.

1) Das Schlüsselzeichen für einen Na ist eine Hand, die auf einer Frau ruht.

Vom Familienvater, nach dessen Tod der älteste Sohn Herr der Familie wird, steigt nun die Staatshierarchie in folgender Weise bis zum Kaiser empor: Je zehn Hausväter bilden ein *Kia* (Dekurie), je hundert ein *Pao* (Centurie), von denen jedes unter einem eigenen Oberhaupte steht. Die *Pao's* bilden Bezirke, über deren jeden ein Mandarin gesetzt ist; die Bezirke laufen wieder in Provinzen zusammen, von denen jede einem Vizekönig (*Fu-yuen*) unterthan, wie alle 18 *Hu-yuen*, die die höchste Gewalt über ihre Provinzen besitzen, dem Kaiser unterworfen sind.

Der Kaiser aber ist der Sohn des Himmels-Gottes (*Tien*) und der Sonne, Herr der Schike, des Wortes, König der 10,000 Jahre. Er allein verehrt seinen Vater, den *Tien*; denn das Volk betet eigentlich den Kaiser an, und die göttlichen Ehren, die ihm, werden ebenwohl auch seinem leeren Thron und dem Schirme von grüner Seide, der den Menschen seine Gottheit verbürgt, erwiesen.

Seine Residenz ist zu Peking, welches den materiellen Mittelpunkt und Gipfel des Reiches bildet, wie der Kaiser selbst das sittliche Centrum und der Culminationspunkt der Hierarchie ist. Sein allerhöchster Willensbeschluss, auf gelbe Seide geschrieben, wird an die 18 Oberhäupter der Provinzen gesendet, die bei dessen Empfang Weihrauchwolken aufsteigen lassen und sich zur Erde niederwerfen, das Antlitz nach Peking gewendet.

Er ist auch Eigenthümer des gesammten Grundes und Bodens des Reiches; er verpachtet denselben und bezieht von den Pächtern einen Zins von ungefähr 10 vom Hundert. Wie aber alle Unterthanen ihm als ihren unbeschränkten Oberherren im Bürgerlichen und Religiösen zu verehren haben, — so opfert er allein mit seinem unmittelbaren Repräsentanten, — nämlich seinen Söhnen, seinen Brüdern und den 18 Vizekönigen, — in den Tempeln des Staates, und bringt als Hoherpriester seines Volkes dem Himmels Gott seine Huldbigungen, Bitten und Danksgungen dar.

Seinen Nachfolger ernannt er selbst, und nichts beschränkt seine Wahl.

Auf diese Weise gipfelt die Staatshierarchie, vom Familienhaupt beginnend, in dem unumschränkten Kaiser, und mittelt dieses irdischen Oberhauptes in dem überirdischen Weltherren, von welchem alles Recht und Gesetz urfließet.

Das himmlische Gesetz ist nun die eigentliche Seele des Samens, und in Beziehung auf dasselbe unterscheidet sich der Staatsorganismus in zwei große Stämme. Ueber dem eigentlichen Nährstand, als der Grundlage des Staats-Geblüdes, erhebt sich nämlich einerseits der Geleitenstand zur Erforschung und Verwaltung, anderseits der Wehrstand zur Vollsicherung und Vertheidigung des Gesetzes.

Zur Bildung des Gelehrtenstandes besteht — oder soll zum wenigsten bestehen — in jedem Pao eine Gemein- oder Primarschule. In jedem Jahre begeben sich die Schüler derselben in den Hauptort des Bezirkes, wo sie, nach bestandener Prüfung den Titel eines Sien-tsaï (ungefähr soviel, als in Frankreich bachelier) empfangen.

Alle drei Jahre werden die Sien-tsaï in der Hauptstadt ihrer Provinz in Gegenwart eines dazu abgesandten Mitglied's des kaiserlichen Collegium's der Han-Lin geprüft, und können hier den Titel eines Kiu-jin (etwa Licenziat) erhalten. Diese Licenziaten concurriren demnächst zu Peking, um die Würde eines Tsün-mei (Doktor) zu erwerben. Die Doktoren endlich haben im kaiserlichen Palaste eine letzte Prüfung zu bestehen, in Folge welcher sie zum Mitgliede des kaiserl. Colleges der Han-Lin erhoben werden können. Der Kaiser aber wählt demnächst seine Minister und Vizetönige unter den Han-lin's, die Bezirksverwalter unter den Tsün-mei's, und die niederen Mandarine unter den Kiu-jin's.

Alle vier Hauptminister des Kaisers bilden nun die innere Kammer des höchsten Rathes, und vereinigt mit einer gewissen Zahl von Beisitzern — den großen Staatsrath. Neben diesem giebt es noch sechs besondere Rathescollegien (Lou-pou), nämlich: den Rath der Mandarine, der die Personallen der Verwaltung besorgt, den Rath der Einkünfte, den Rath der Cerimonien und Ritualien, den Kriegsrath, den höchsten Rath der peinlichen Rechtspflege und den Rath der öffentlichen Arbeiten.

Zußerdem hat noch ein Amt der auswärtigen Angelegenheiten (Li-sam-yuen) die Verhältnisse des Reiches mit dem Auslande zu reguliren, und ein Censoramt (Tutcha-yuen), welches aus 50 Mitgliedern besteht, die Verwaltung der Provinzen zu beaufsichtigen und darüber dem Kaiser zu berichten. Diese Censoren sind die einzigen im ganzen Reiche, welche die Handlungen der höchsten Staatsgewalt tadeln dürfen — ohne dadurch das Leben zu verwirken.

So findet die Hierarchie des Gelehrten-, und näher des Beamtenstandes, — der das Wissen, das Selbstbewußtsein des Mittelreiches konstituiert, in dem Tu-tschu-yuen gleichsam ihr Bewissen, welches an des Himmels heilige Befehle zu erinnern befugt, die vom Himmel herabfließende, vom Kaiser bis zum Hausvater sich abfließende Herrschgewalt mittelst des, von unten nach oben sich gestaltenden Gelehrtenstandes, durch die geistige Macht der Censoren an den Himmel wieder anknüpft.

Zur Aufrechterhaltung dieser Staatserdnung im Inneren und zu ihrer Vertheidigung gegen die äußeren Feinde ist gegenwärtig der Wehr-

stand in folgender Weise constituiert. Der Oberfeldherr (Taiaug-kium) des eigentlichen activen Heeres befehligt 8 Abtheilungen, jede aus 10,000 Tartaren bestehend, die auf ähnliche Weise bis zum gemeinen Soldaten sich abflusen, wie das bürgerliche Heer der 18,000 Manbarine vom Kaiser herab bis zum Amtmann des einzelnen Bezirkes. Wie in diesem Beamtenheere das Wissen, so bahnen im Kriegsheere den Weg zu den höchsten Würden die körperliche Kraft, die Fertigkeit im Bogenschießen und im Reiten, der Muth und Eifer bei Unterdrückung der nicht seltenen inneren Kuffstände. Neben diesem streng disciplinirten, stets schlagfertigen tartarischen Heere ist die ursprüngliche Nationalbewaffnung noch als eine Art von Landwehr vorhanden, die aus 6 bis 8malhunderttausend Chinesen besteht. Diese, ihrem Hausstand und ihr Nahrungsgewerbe nicht verlassend, beziehen nur eine sehr geringe Löhnung, sind aber auch zum wirklichen Kriegsdienste sehr wenig brauchbar. Da hñen die Staatsmaxime immer wiederholt wird: „ein kühner Soldat, der einen verwegenen Muth besitzt, müsse gestraft werden“ —; so kann man wohl sagen, die Nationalgarde der Chinesen fürchte immer, Muth zu haben. —

Dies ist gegenwärtig die Staatsverfassung des chinesischen Reiches, die in vielen wesentlichen Beziehungen an die streng autokratische Einrichtung des russischen Kaiserthums erinnert, nur mit dem bedeutenden Unterschied, daß die Tartaren hier den mächtigsten Theil des Reichsabels bilden und der Kriegerstand in gleichem Maße das Uebergewicht ersetzt, wie in China der Stand der Gelehrten.

Im Mittelreiche tendirt der ganze Staatsorganismus auf Erhaltung des inneren bürgerlichen Friedens durch strenge Bewahrung des uralten Herkömmlichen. In Rußland ist die Einrichtung durchaus militärisch und erzielt faktisch die Nation zu einer ungeheuren Kriegsmacht. Während in China vielleicht eine Million Literate den Pinsel senken, um ihrer bornierte Weisheit in zerstückten Schriftzeichen auf farbes Seidenpapier niederzulegen, — erhebt sich in Rußland eine Million Bajonette, die einem einzigen unbeschränkten Herrn dienstbar, mit ihren Spitzen bereits Teheran, Stambul und die Hauptstadt des fernen Occidents bestrift haben, und unter den Befehlen eines erobrerungslustigen Heiden die alte Welt ebenso mit Krieg überziehen könnten, wie China mit seinen Gelehrten nur dadurch so lange seinen inneren Frieden bewahrt, daß es, durch ungeheure Wüsten, Meere und Gebirge von der übrigen Welt geschieden, einem absoluten Conservatismus oder Quietismus gehuldigt.

So bilden China und Rußland durch die indifferente Wüste gesondert, die äußersten östlichen Pole des alten Asiens, einander wesentlich verwandt und doch auch wesentlich entgegengesetzt, während das Ide,

flatte Sibirien mit seinen Unglücklichen und Sträflingen den Nordpol bildet zu dem weichen, brahminischen Indien mit seinen Schätzen uralter, geistiger Bildung, und seinen Runi's, seiner Priesterherrschaft und seinen Hospitalen für — leidende Thiere! — Wie strenge indeß in jenen zwei kolossalen Autokratien im Südosten und Nordwesten von Mittelasien — die mandarinische und militärische Disciplin auch gehandhabt und Alles — vor Allem auf Wahrung des unbedingten Gehorsams berechnet wird, so bestätigen doch die Angaben des Hrn. Davis in Beziehung auf China, was die Geschichte in Bezug auf Rußland und mehrere andere europäische Länder erwiesen, daß da, wo den menschlichen Kräften und Strebungen im Innern kein zureichender Spielraum gesetzlich gesichert, wo nach außen ihre ferne Verlehrs mit den fortschreitenden Völkern völlig oder theilweise gehemmt wird, im Verborgenen sich krankhafte Zustände entwickeln, die früher oder später für den bisherigen Staatsmechanismus zu einem lebensgefährlichen Ausbruch gelangen.

So berichtet uns Davis von mehreren geheimen Gesellschaften in China, von denen die am weitesten verzweigte, die der San - ho - haei (der Drei-Einigen) weit gefährlicher noch als die der weißen Lilie und der himmlischen Vernunft, die gewaltsame Abschüttlung des tartarischen Joches beabsichtigt und dem jetzigen Kaiser keine geringe Besorgniß erweckt. Daß anderseits dem Vernehmen nach — auch in Rußland im Stillen sich ein Gegensatz zwischen altrussischem und tartarischem Adel, zwischen Moskau und Petersburg entwickelt habe, ist der Natur der Sache nach nicht für unwahrscheinlich zu halten. Es würde dies einer leichten wahrnehmbaren Tendenz der neuesten Zeit entsprechen, in welcher in fast ganz Europa die Nationalitäten sich in ihrem eigenthümlichen Wesen zu erfassen und demgemäß zu gestalten bestrebt sind. Zu den merkwürdigsten weichthorischen Thatsachen würde es aber gehören, wenn diese Tendenz jetzt ebenso im fernen China sich regte, wie vor länger als zwei Jahrtausenden fast gleichzeitig mit Sokrates — Kong - fu - tse sich als Moralprediger im Reiche der Mitte erhoben. —

Das Alttestamentarische in Oberasien,

(von Bohlen, J. Roberts und de Paravey).

Professor v. Bohlen, einer der ausgezeichnetsten Orientalisten Deutschlands hat in der kürzlich von ihm herausgegebenen Schrift: *Die Genesis* (hist., krit. erläutert) nachgewiesen, daß das erste Buch Moses erst im Zeitalter des Jeremia oder um die Zeit des babylonischen Exils, also in der ersten Hälfte des VI. Jahrhunderts v. C. geschrieben, wenn auch bei deren Abfassung ältere Urkunden oder Uebersetzungen benutzt worden sein mögen. Höchst wahrscheinlich liege (worauf schon Andere hingedeutet) dem Ganzen der Genesis eine alte Urschrift zum Grund, worin Gott: Elohim genannt. Diese Urschrift, welche ausländische, besonders polytheistische Ideen enthalte, sei von mesopotamischen oder chaldäischen Uebersetzungen ausgegangen, bewege sich in oberasiatischen Vorstellungen, stehe bis zu Abraham entschieden auf chaldäischem Boden, und trage in der Erzählung der Fluth durch das geregelte Sonnenjahr ein chald. Datum aus dem 7ten Jhdt. Diese Urschrift werde dann von einem israelitischen Dioskouristen, dem die Stücke mit dem Namen Jehovah angehörten, eingeschaltet und überarbeitet worden. Von Bohlen weist dann im Einzelnen nach, daß besonders die elf ersten Capitel der Genesis oberasiatische Mythen enthalten, und erläutert bei der Auslegung dieser Urkunde sehr vieles aus der Indisch-Persischen Sprache und Vorstellungsart. —

Diesen gelehrten Forschungen des Königsberger Professors schließen sich J. Roberts's Illustrations of the bible (Lond. 1835) an, insofern derselbe nachgewiesen, wie die Sitten und Gebräuche, deren im alten Testamente Erwähnung geschieht, in sehr vielem mit den noch jetzt in Indien herrschenden übereinstimmen. Er glaubt aber hieraus einestheils die Richtigkeit jener alten Urkunden, andernteils die gemeinsame Abstammung der Juden und Hebräer erweisen zu können.

Von Paravey aber macht in seinem kürzlich erschienenen — *Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lett-*

ren de tous les peuples — auf die Uebereinstimmung aufmerksam, welche zwischen Thatfachen und Daten des alten Testaments und denen der ältesten chinesischen Bücher stattfinden. Zur Erklärung dieser Concordanz sucht er es wahrscheinlich zu machen, daß die Chinesen bei ihrer ersten Wanderung nach dem äußersten Osten die vielleicht vorfluthischen Schriften der Aegyptier, Babylonier und Perser mitgenommen und demnächst für eigene aufgegeben hätten. —

3.

Israeliten in Afrika, Asien und Amerika.

Alte Judecolonie in Habessinien.

Mit Beziehung auf Bruce und Rüppell wird in der bei J. D. Sauveclandre erschienenen wissenschaftlichen Zeitschrift für jüdische Theologie (I. 261) berichtet, daß in Habessinien eine Colonie von Juden existire (im Lande heißen sie *Falarjans*, d. i. Erilite), aus deren Tradition hervorgehe, daß sie dahin gekommen, als Judäa von Nebukadnezar erobert worden, und nicht nur ihre Sitten, Gesetze und heil. Bücher, sondern auch ihre Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Diese Auswanderer wären also wohl die einzigen, bei denen das Hebräische lebend geblieben.

Schwarze Juden.

Vor kurzem sind in Madras die Reisen des Rabbiners David, von Beth Hillel, erschienen. In diesen wird berichtet, daß in der Stadt Cechin 200 durchgängig verarmte Familien von weißen Juden wohnen, die aber „zu stolz sind, um zu arbeiten, und lieber ihre Zeit in Müßiggang und Elend hindringen.“ In den umliegenden Dörfern, — Aenalata, Schpnoth und Malla, — wohnen aber 1500 Familien schwarze, oder vielmehr schwarzbraune Juden, welche durchgängig Handwerker sind. „Ihre Felder und Gärten lassen sie von Hindus bebauen.“ Während die weißen kaum noch lesen und schreiben, und das A. T. nur wenig kennen, sind die schwarzen im Allgemeinen unterrichtet,

und lesen die h. Schr. im Hebräischen. Die letzteren Rassen, der Behauptung der weißen zu Folge, — „von Negerklaven ab, die von ihren Vorfahren gekauft, von einem Reichen bekehrt und in Freiheit gesetzt worden seien; — ihrer eigenen Versicherung nach wären sie aber „die Nachkommen jener Kinder Juda's, die während der ersten Gefangenschaft nach Indien gebracht worden, und dort verblieben seien.“ —

Die zehn Stämme Israel in Nordamerika?

Herr Sam. Fret, ein in Deutschland gebornen Israelit, der in England sich hat taufen lassen, gibt jetzt (1837) zu New-York in Nordamerika, unter dem Titel „the jewish intelligencer“, eine, zunächst seinen ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte Monatschrift heraus. In derselben sucht er, — was schon Andern, namentlich William Penn, James Adair, Dr. Jonathan Edwards u. s. w. wahrscheinlich gefunden, als gewiß darzuthun, daß nämlich die nordamerikanischen Indianer die Abkömmlinge der (angeblich) verkommenen zehn Stämme Israel's seien. Er gründet seinen Wahrscheinlichkeits-Erweis hauptsächlich auf folgende Punkte: 1) Spuren des Hebräischen in der Sprache der Indianer, 2) die Verehrung des „großen Geistes“, der an Jehovah erinnert; 3) Verwandtschaft einzelner indischer Volksagen mit biblischen Uebertreibungen; 4) Aehnlichkeiten in Sitten, Vorurtheilen, religiösen und andern Einrichtungen der Indier mit denen der Juden. — Man vergleiche hiermit, was im Feuilleton zu Nro. 60 aus Dickson's Vortrag in der asiat. Gesellschaft zu London, und a. a. O. über eine jüdische Niederlassung im Inneren Afrika's angeführt worden.

4.

Die Chronik des Rabbi Joseph.

Rabbi Joseph, Ben Josua, Ben Meir, der Sphardi (d. h. der Spanier) von vertriebenen spanischen Israeliten abstammend, kam 1496 zu Avignon zur Welt, wurde aber später zu Genua ansässig, wo er seine Geschichte — mit gelehrter Nachahmung der alten hebräischen Geschichts-

bücher schrieb. J. Stallobloky hat sie aus dem Hebräischen in's Englische übersetzt, und 1836 unter dem Titel: *Chronicles of Rabbi Joseph the Sphardi* in 2 Theilen herausgegeben. — Der erste von Adam bis zum J. 1520 n. Chr. reichende Theil enthält, was R. Joseph von seinen Glaubensgenossen überlieferungsweise in Betreff der Verfolgungen und Mißhandlungen erfahren konnte, welche der, durch die Kreuzzüge entzündete, oder vielmehr gesteigerte Fanatismus über die Juden gebracht hatte. In dem zweiten Theil der sich über die 33 nachfolgenden Jahre verbreitet, erzählt der Chronist uns, was er selbst erlebt, gesehen, oder durch zuverlässige Berichte seiner Zeitgenossen erfahren. Er lebte aber in jener fürchterlich großen Zeit, in welcher die Eroberung Constantinopels, die Selbstemanzipation der Fürsten von der päpstlichen Gewalt, ihr Kampf mit dem Adel und vor Allem: die kirchliche Reformation — ganz Europa in Aufruhr versetzten und alle bisherigen Verhältnisse mehr oder minder gewaltsam veränderten. Rabbi Joseph war selbst Zeuge der Auftritte bei der Verschwörung Fiesco's und persönlich mit Andreas Doria bekannt. Er gibt uns eine genaue Beschreibung der Schlacht von Pavia, und erzählt, wie Bourbon's schwarze Banditti nach der Einnahme von Rom alles Silber und Gold aus den Kirchen und Schlössern geraubt, „die Religion der Heiligen auf den Straßen in den Koch getreten, die Cardinäle und Priester verspottet, und in den Gewändern derselben gotteslästernd einhergezogen“ — dann aber auch „die ihnen preisgegebenen Juden geraubt und mehrere von ihnen getödtet haben.“ — Wie nun die Christen zur Zeit, als sie noch von den Heiden verfolgt wurden sich um so inniger in brüderlicher Liebe aneinanderschlossen, und einig im Glauben auch noch einig waren in begeisterter Hoffnung auf die zweite Herabkunft des Erlösers und sein tausendjähriges Reich, — so zeigte sich auch bei den Juden, in Folge der mittelalterlichen Verfolgungen, ähnliches festes Zusammenhalten und Glauben und Hoffen. Auch sie hofften auf Erfüllung ihrer Weissagungen, wonach der Saame Abrahams die Welt beherrschen und alle übrigen Völker von Sion herab ihre Gesetze empfangen sollten. Theilweise stimmt hiermit die in der katholischen Kirche fortgepflanzte Uebersetzung, daß in den letzten (immer nahgeglauften) Zeiten die Juden wieder in Palästina gesammelt und dann zum Christenthume bekehrt wurden. Hieraus erklärt sich, was R. Joseph uns von einem Abenteuer, Ramens David und von Salomen Moicho erzählt, und was theilweis hier übertragen werden mag, und eine Anschauung von der schlichten Darstellungsweise des Annalisten zu geben.

Ein Jude, mit Namen David, kam in jenen Tagen aus einer ferne Gegend von Indien an den Hof des Königs von Portugal und

sprach also zu ihm: „Ich bin ein Hebräer, und ich fürchte den Herrn, den Gott des Himmels; und mein Bruder, der König der Juden, sendet mich zu dir, o König, um Hülfe. Und nun — sei du uns ein Helfer, und wir wollen gegen den Tücker Solymon in den Krieg ziehen und das gelobte Land ihm aus den Händen reißen.“ Und der König sprach zu ihm: „Friede sei mit dir! Und nun gehe; ich will dich zu dem Hohenpriester senden, und was immer derselbe sagen wird, das will ich thun.“ — Und er ging fort von ihm und verweilte mehrere Tage in Risfabon. Und die gezwungenen Christen glaubten seinen Worten, und jeder sagte zu seinem Nachbar: „Er ist unser Befreier; denn Gott hat ihn gesendet.“ Und sie sammelten sich um ihn, und ehreten ihn sehr. Und der Mann zog von dannen und nahm seinen Weg durch Spanien hin, und aller Drinn, wo er durch kam, strömten Völkchen herbei von denen, die dort gestreut waren, und er war ihnen ein Stein des Anstoßes. Und er ging hinüber nach Frankreich und kam nach Avignon, und zog weiter und kam nach Italien, und machte ein Panner von künstlicher Arbeit und schrieb darauf die Namen des Heiligen. Und auch nach Bologna, Ferrara und Mantua kam dieser Mann und sagte, daß er mit Einwilligung der Könige der Unbeschnittenen alle Juden, die sich unter ihnen finden, an ihren Platz und in sein Land führen wolle. Und er sprach auch mit dem Papst, und die Kinder Israels fürchteten sich sehr. Und es geschah, als sie mit ihm sprachen und sagten: „Und was sollen wir mit unseren Frauen thun an dem Tage, wenn wir alle in die Schlacht ziehen, und was mit ihren Kindern, die sie uns gezeugt haben?“ — daß er ihnen erwiderte: „Fürwahr, es gibt viele Frauen in unserem Land, wie diese sind; fürchtet nicht, denn der Herr wird uns ohne Aufenthalt retten.“ Und er ersand aus seinem Kopfe ein Schreiben, und sagte: „Mein Bruder, der König, hat es mir gesendet besiegelt mit dem königlichen Ringe.“ Und es geschah eines Tages, daß sein Geheimniß entdeckt ward, und sie glaubten ihm nicht mehr; denn er erließ nichtsnutzige Befehle. — R. Joseph erzählt dann weiter, wie Salomo Molcho, der Sohn eines jüdischen Renegaten, durch David bewogen worden, zum Glauben seiner Vordäter zurückzukehren, und, da er ein Jüngling von großen Talenten war, gar bald eine große Herrschaft über die Gemüther seiner Glaubensgenossen gewonnen. Selbst R. Joseph meinte: „der Geist des Herrn spreche aus ihm.“ Molcho erließ ein mystisches Rundschreiben an die Häupter der Synagogen. Zuletzt vermog er sich sogar, Kaiser Karl V. belehren zu wollen. Aber der Kaiser, so erzählt R. Joseph, „ließ ihn und seinen Freund David und seine Anhänger gefangen nehmen; — und er führte ihn gebunden mit nach Mantua. Und der Kaiser sprach zu weisen Männern, denn dies war des Kaisers

Weise, und sie fanden ihn des Todes schuldig und sprachen: „Laß ihn fortbringen und verbrennen.“ Und es geschah eines Tages, daß man ihm einen Bügel in den Mund legte. Vor dem Scherthaufen angelangt läßt einer von des Kaisers Bedienten den Bügel wegnehmen und verspricht dem Verurtheilten, daß er am Leben bleiben und frei sein soll, wenn er sich bekehre. Aber er antwortete wie ein Heiliger, wie ein Engel Gottes: — „Thut, was ihr für Recht haltet, aber meine Seele wird in ihres Vaters Haus zurückkehren, wie in ihrer Jugend, und es wird dann besser mit ihr stehen, als jetzt.“ Und sie brachten ihn dem Herrn zum Brandpfest. Und der Herr schmeckte den süßen Geruch, und nahm zu sich die unbesleckte Seele, und sie ist bei ihm, — und lebt immerhin in Freude vor ihm. . . Aber Viele in Italien waren damals des Glaubens, daß Rabbi Salomon Molcho sich durch seine Weisheit den Händen derer, die ihm nach dem Leben getrachtet, entzogen, und daß das Feuer keine Gewalt über ihn gehabt. . . Gott der Allmächtige allein weiß es.“ —

5.

Seltamer Gebrauch bei Todtenbestattung der Juden zu Algier.

Thomas Campbell in seinen *Letters from the South* (1837) berichtet manches Interessante über den nördlichen Theil von Afrika. Bei Beschreibung eines jüdischen Begräbnisses zu Algier gedenkt er folgendes seltsamen Gebrauches: „Wenn ein Jude stirbt, glauben seine Stammgenossen, der Teufel stehe im Hinterhalt vor seinem Hause, um sich des Leichnams zu bemächtigen, wenn derselbe zu Grabe getragen wird. Da aber die Rabbinen denselben auf dem ganzen Wege umzingeln, so wird die höllische Majestät hierdurch abgeschreckt. Doch begleitet er den Zug, eine Gelegenheit erspähend, die Leiche zu fassen oder mit dem Todten in das Grab zu schlüpfen. Wenn daher der Sarg bei dem offenen Grabe angelangt, treten die Träger plötzlich mit dem Todten einige Schritte zurück, während dessen ein Rabbiner einige Goldstücke, so weit er kann, nach verschiedenen Richtungen hinwirft. Der Teufel, der jetzt entweder im Grabe oder in dessen Nähe ist, wird nun durch seinen Selbsteiz verlodt,

die Geldstücke aufzulesen. Sofort wird der Sarg rasch in das Grab gesenkt und mit Erde bedeckt. Bei dem Begebniß von Frauen findet dieser Gebrauch nicht Statt, weil, wie es heißt, Satan schon geplagt genug ist, um sich noch mit Frauen zu behelligen.“

6.

Talmud und Talmudgläubige.

Hr. Dr. M. Hef, Oberlehrer an einer Israelitischen Schule zu Frankfurt a. M., unterscheidet (in der Israelitischen Abtheil. d. Univ. Kirchengtg. Nr. 77 v. J. 1837) die Juden in Talmud-Rabbinische, in buchstabgläubige Karaiten, und in denkgläubige biblische; eine Unterscheidung, die in der Hauptsache derjenigen entspricht, welche man bei den Christen in Anwendung bringt, wenn man von Römisch-Päpstlichen, Schriftgläubigen Protestanten und — Rationalisten oder Prolegon spricht. — Denn auch die denkgläubigen Juden folgen, wie Hr. Hef bemerkt, bei Auslegung der h. Schrift „nur der, von Wissenschaft und redlichem Forschungsgeiste geleiteten Vernunft.“ — Ueber den Talmud äußert er sich aber in Nr. 78 dess. Blattes in folgender Weise: „der größere Theil des Talmud, sowie des Schulchan Aruch ist — die Rechtslehre abgerechnet — dem Ritualgesetz gewidmet, nur wenige Blätter dem Sittengesetz, jenes steht überall in der ersten Linie und um dasselbe dreht sich fast die ganze, voluminöse, rabbinische Literatur; die sorgfältige Beobachtung desselben, und zwar nach der talmudischen Interpretation und Ausdehnung, ist es hauptsächlich, was den Frommen, Gottesfürchtigen charakterisirt; ja, derjenige, der ihn so, wie die Mst. der h. Schrift, dargestellt hätte, ohne die Speisegesetze, das Beten, Fasten, Talmudstudien u. s. w. zu erwähnen, würde in späteren Zeiten schwerlich dem Verdachte der Irreligiosität und Kezerei entgangen sein.“ —

Rabbinisches Anathem gegen Talmud-Üebersetzer.

Ein gewisser Dr. Pinner beabsichtigte, den Talmud in's Deutsche zu übertragen. Er glaubte, bei dem Rabbiner Sophar in Pressburg die Erlaubniß dazu einholen zu müssen. Dieser, erwägend, daß das sehr abnehmende Talmudstudium dadurch wieder gehoben werden könnte, gab seine Zustimmung. Als er aber auf die möglichen Nachtheile solcher Veröffentlichung aufmerksam gemacht worden, ließ er (unterm 22. Jan. 1835) ein Schreiben drucken, aus welchem Folgendes wörtlich ausgezogen: „Mit Gott! . . . lehret mich, meine Lehrer, Größe der Zeit, Gelehrte des Geschlechtes und seine Forscher, die da harren der Gnade Gottes und erwarten seine Verherrlichung! Auch ihr übrigen Brüder, Söhne Israels, ihr Zerstreuten, die ihr harret, wieder gesammelt zu werden.“ Er bemerkt dann, daß die Uebersetzung des Talmuds „durchaus religionsswidrig sei; deshalb seien seine früheren „Worte irrig und er entziehe seiner Approbation alle Gültigkeit.“ Er führt weiterhin die Gründe dieses Beschlusses an und erklärt feierlich: „Ich verbieth es daher ausdrücklich, meine Approbation für diese Talmudübersetzung abzugeben; wer dagegen handelt, den wird die Schlange beißen.“ (Pred. 10, 8.) Zum Schlusse heißt es: „Hr. Dr. Pinner — sehe nun, daß alle Rabbinen Israels von allen Orten her sich gegen sein Unternehmen auflehnen. . . Sollte er es (aber) nicht aufgeben, so würde er wohl würdig, daß man, falls die Regierungen es erlaubten, den härtesten Bann über ihn ausspräche; da jedoch dies nicht erlaubt sei, so wisse er wenigstens, daß die Sünde um seine Ferse gewunden sei und Gott ihn ins Gericht bringen werde. . .

Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum.

In einem Aufsatze über „die Stellung des weiblichen Geschlechtes in dem Judenthume unserer Zeit,“ welche im dritten Bande der gehaltvollen „Jahrbücher für jüdische Theologie“ (1836 Heft 3) sich findet, lesen wir u. a. Folgendes: „Die Stellung des weibl. Geschlechtes hat, nach dem bestehenden Judenthume, so viel Unnatürliches und Zeitwidriges, hat ferner so viel Uebelstände im Leben und ihrem Gesolge, daß eine schnelle und genügende Abänderung mehrerer bestehender Gebräuche dringend nöthig ist. . .“ „Die völlige Unterordnung der lebigen Tochter unter den Willen des Vaters, der sie sogar zur Sklavin verkaufen kann; die Hingabe derselben an den Mann, ohne nach ihrer Einwilligung zu fragen; die Besitzergreifung des Weibes von Seiten des Mannes durch dargebrachte Geschenke, sei es an den Vater oder an die Tochter; — daß es dem Manne gestattet ist, mehrere Frauen zu ehelichen, und das Weib, das Mißfallen in seinen Augen gefunden, nach Belieben zu entlassen; — der Uebergang der Frau in den Besitz des Schwagers, wenn der Mann kinderlos gestorben, — dies Alles sind Zeichen, daß dem Weibe die Selbstständigkeit und das aus dieser fließende persönliche Recht (von dem biblischen Judenthume) nicht zuerkannt wurde. . .“ „Das talmudische Judenthum entzieht zwar die völlig herangereifte Jungfrau völlig (?) dem Willen des Vaters, — verlangt die Einwilligung des Mädchens (?) auch des noch nicht mündigen) zu seinem Eintritte in die Ehe, und erkennt sogar die spätere Weigerung der Frau, wenn sie in den Jahren ihrer Unmündigkeit von dem Vater dem Manne übergeben worden, als gültig an;“ — endlich führten auch „europäische Gesittung und germanische Ansichten von dem Weibe und dessen Würde Serschom Ben Jehudah (im XI. Jahrh.) zu der alsbald sanctionirten (?) Bestimmung, daß von nun an die Vielweiberei verpönt sei, eine Entlassung der Ehefrau nur mit ihrer Einwilligung geschehen dürfe. . .“ „Dennoch bleibt die gesellschaftliche Stellung des Weibes im Judenthume unnatürlich; denn

es ist gesetzlich mit Schranken umgeben, die nicht die Natur ihm gestiftet hat. . . . „Frauen, Sklaven und Kinder werden auf eine Stufe gestellt, und selbst die Förderung des geistigen Lebens unter den Frauen wird als gefährlich betrachtet. . . .“ „Ja, man scheut sich noch immer nicht, in unseren Gotteshäusern das unwürdige Lob auszusprechen: „gepreisen seist Du Herr, daß Du mich nicht zum Weibe gemacht!“ . . . „Nicht genug, daß das Weib von jedem höheren Leben ausgeschlossen ist, — muß auch das zarte Gefühl des denkenden Weibes durch den Eintritt in die Ehe, wie durch die Stellung in derselben tief verletzt werden. . . .“ Denn „gewöhnlich erkaufte man (dem Mädchen) einen Gatten, und, wenn dies Geschäft vorüber ist, läßt das Gesetz es wiederum vom Manne erkaufen!“ . . . Dies und mehreres Andere — „sind abgestorbene, aber noch mit ihren Leichenhänden die Gegenwart umklammernde Anordnungen, welche das Glück so manches Weibes zerstören!“ . . . Zur Abschaffung derselben werden Vorschläge gemacht, und wo so klar das Uebel eingesehen, so offen es bekannt wird, da ist der erste Schritt zur Heilung desselben geschehen, dem bald der zweite nachfolgen wird.

D.

Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837.

Aus einem von Jerusalem aus datirten „Schreiben Israels, Vorstehers und Aufsehers der pharisäischen Gemeinde im Lande Israel,“ — welches die Universal-Kirchenztg. Nr. 40 v. 1837 mittheilt, entnehmen wir folgende Stellen:

— „Mit dem innigsten Schmerze muß ich sagen, daß der Theil einer alten Prophezeiung (Sota 99. Ende) „Galiläa wird zerstört werden,“ eingetroffen ist. Am 24. Tebeth (1. Januar 1837) zur Zeit des Abendgebets (Nachmittags) kam ein entsetzliches Erdbeben von dem Herrn, „welcher auf die Erde herabschauet und sie erbebet.““ — (In Jerusalem seien viele Häuser und Höfe beschädigt worden; doch kein Mensch zu Schaden gekommen.) „In dem heiligen Galiläa aber, oh! wurden Caffet und Tabaria völlig umgestürzt. . . . sammeltliche

Häuser gänzlich zerstört, darunter auch alle Synagogen der spanischen (portugies. aus dem 15. und 16. Jahrh.), der Chassidim = (polnischen und russischen Juden), und unserer Pharisäer = (d. h. rabbinischen) Gemeinde . . . Der See Kinnereth (Genesareth) trat aus und überfluthete die Stadt . . . In Saffet starben insgesammt mehr als 2000 Personen und in Tabaria ebenfalls sehr viele.“ (Nach Angabe mehrerer höchst betrieblender Details, ruft Israel seinen Glaubensgenossen in Amsterdam die Worte zu:) „seid erbarmungsvoll und erweist euch wohlthätig mir und den Ueberresten unserer galiläischen Gemeinden, deren Mehrzahl des Heren Rathschluß ertragen und Sühnopfer geworden sind für ganz Israel!“ —

10.

Wiederherstellung des Volkes Israel.

Zu Anfang d. J. (1838) erschien eine Schrift, unter dem Titel: Beweis, daß die amerikanischen Indianer die Abkömmlinge der verlorenen Stämme Israels sind, aus dem Engl. des M. M. Noah, Majors der Miliz zu Newyork und Nordamerik. Gesandten zu Tunis. Schon im Vorhergehenden ist auf die engl. Abhandlung aufmerksam gemacht worden, von welcher dieses die deutsche Uebersetzung ist. Die Hauptdata sind aus einer Schrift geschöpft, welche Adair, der 40 Jahre unter jenen Indianern gelebt, im J. 1775 herausgegeben. Hr. Noah meint, die den Israeliten prophezeite Wiederherstellung sei „vielleicht nahe genug, um auch einen Theil jener (indian.) Völker zu umfassen. . . Die Rabbinen, bemerkt er, „glauben, daß das Wunder der Wiedergeburt sich offenbaren werde, wenn die Sünden der Nation gebüßt seien.“ Er glaubt, „daß Syrien an die jüdische Nation durch Kauf zurückfallen werde, und daß der angehäuete Wohlstand derselben ein von der Vorsehung besonders gemachtes Geschenk sei, sie in den Stand zu setzen, in einer passenden Zeit ihre alten Besitzthümer durch Gold statt Eisen wieder in Besiz zu nehmen. . . Man habe von 12 — 13 Millionen Dollars für die Abtretung jenes Landes gesprochen — eine Summe, die für den Pascha von Aegypten zu lothend, als daß er sie bei dem jezigen schlimmen Zustande seines Schazes ausschläge.“ —

Messianische Hoffnungen Israels.

3.

Verkündigung der Wiederkunft des Messias.

Zeit Sternsohn (Barcochba), später Lügensohn (Barchoz-bah) genannt, der zu Hadrians Zeiten als Messias viele hundert tausend Juden und Nichtjuden gewaltsamem Tode zugeführt, haben sich noch manche angebliche Messien unter den Juden hervorgethan. Im 12. Jahrhundert folgten sich deren sieben rasch aufeinander. Die reichhaltige, von Dr. Geiger herausgegebene wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie berichtet im ersten Hefte ihres zweiten Bandes (1837), daß ein gewisser Joseph Wolff, der früher in den Diensten der englischen Judenmissions-Gesellschaft gestanden, jetzt aber auf eigene Rechnung reise, in einer Ankündigung, die er zu Alexandrien an die Mauern geheftet, die Wiederkunft Jesus auf das Jahr 1847 festgestellt, „wo dann die Juden nach Jerusalem zurückkehren würden und das türkische Reich fallen würde.“ Im Frühlinge 1830 vom Pascha aus Aegypten weggewiesen, „begab er sich über Rhodus, Scio, Mytilene, Tenedos, Lemnos nach Salonichi, wo 22,000 Juden wohnen und in der Umgegend sich noch 60,000 befinden sollen. Auch dort machte er einen ähnlichen Maueranschlag, um den sich in einigen Stunden 2000 Juden versammelten.“ Aber auch dort scheint er keinen Glauben gefunden zu haben, dann erst entschloß er sich, eine Reise in das Innere von Asien zu machen, „in der Absicht, die zehn Stämme zu suchen,“ deren Nachkommen er dort oder im Innern Asiens zu finden hoffte, dann aber gab er den ersten Plan wieder auf, durchreiste Armenien, Persien, Khorassan, Turkestan, drang bis an den Himalaya, und kehrte dann über Malabar und Abyssinien nach Malta zurück, wo er, vor zwei Jahren angelangt, nun mit Herausgabe seiner „Forschungen und Missionsarbeiten unter Juden, Mohamedanern und anderen Sekten“ beschäftigt ist. —

b.

Erwartung des Messias.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in der Beschreibung seiner im Jahre 1834 durch Palästina gemachten Reise von der Umgegend am galiläischen Meere (1837), daß viele europäische Juden sich bei Liberia in Safed angesiedelt. „Nach dem Glauben der Juden wird dort der Messias ankommen, und voll Vertrauen erwarten sie ihn daselbst. Sie begeben sich von allen Gegenden der Welt nach Safed, um ihre Tage in dieser Stadt zu beschließen, welche ihrer Meinung zufolge eines Tages mit großem Glanze verhüllt und vor Allem der Hauptort ihrer Macht werden wird. Es ist erstaunlich, welch tiefer Glaube noch heutzutage die Juden befeelt, und wie beharrlich sie sich weigern, die strafende Hand zu erkennen, welche sie getroffen hat, und deren Fingerzeig überall zu erblicken ist.“ Möchte der Herzog die Frage beantworten, wie er seine Strafstheorie mit dem allgemeinmenschlichen und göttlichen Rechte, und wie mit der heil. Schrift vereinigen könne, wonach Christus für seine Kreuziger Vergeltung erbeten, weil sie nicht gewußt, was sie thaten! Auch ist zu fragen, was die Millionen, von getauften Unmenschen mißhandelter Neg er oder deren Voreltern, was die 600,000 in alle Welt zerstreuten Zigeuner, was die wie das Wild von Europäern gehegten Uramerikaner und Südafrikaner, was die von Anglikanern dem Hungertode preisgegebenen Inselnder oder ihre Vorfahren verbrochen, um so Schweres zu erleiden? — Wenn aber am ersten Januar 1837 Liberia und Safed durch ein Erdbeben zertrümmert und weit über sechstaufend Juden, die des Messias dort harrten, unter dem Schutte begraben worden, so kann diesem wie jedem andern physischen Ereigniß eine andere als eine bloß physische Bedeutung nur von demjenigen zuerkannt werden, dem die Geheimnisse der göttlichen Weltökonomie zu durchschauen vergönnt wäre, ein Schauen, dessen bis jetzt noch kein Sterblicher gewürdigt worden ist.

c.

Der jetzt erwartete Messias.

Semikasso erzählt im 4ten Bande seiner afrikanischen Wanderungen (1837), daß ihn zu Susa (bei Tunis) ein deutscher Rabbiner und Talmudist aus Jerusalem besucht, welcher nach Deutschland zu reisen versicherte, um hier einflußreiche Leute für sein Projekt zu interessieren, „in Jerusalem eine Bildungsanstalt für die verwahrloste israel. Jugend zu

gründen.“ Derselbe habe u. a. auch behauptet: „es sei gar nicht wesentlich, daß der Messias, den er und seine Glaubensgenossen erwarteten, nothwendig als ein Jude geboren werden müsse; wenn er nur die Menschen erlöse und eine glücklichere Zeit herbeiführe, als die jetzige, was das Christenthum doch bis jetzt nicht vermocht hätte. Dies aber könne nur der einzige Beweis für die Richtigkeit des wahren Messias sein. Wunder u. dgl. Dinge brauche er gar nicht zu thun, und die Welt könne im Uebrigen im alten Geiste bleiben!“

12.

Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie,

herausgegeben von einem Vereine jüdischer Gelehrten. Bd. I. 3 Hefte. 476 S. 8. 1835; in Verbindung mit einem Vereine jüdischer Gelehrten herausgegeben von D. Abraham Geiger, Rabbiner in Wiesbaden. Bd. II. 3 Hefte. 608 S. 1836. Verlag von Joh. Dav. Sauerländer, Frankfurt am Main.

Die vorliegende Zeitschrift nimmt schon gleich durch ihren Titel unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. — Noch ist die jüdische Religion durch ihr Alter, ihre ursprüngliche Erhabenheit und ihre weithistorische Wirksamkeit diejenige, welcher unbedenklich die erste Stelle gebührt. Ihr Pentateuch ist gleichsam der Urpatriarch der monotheistischen Glaubensgenossenschaften, denen von der Providenz die großartigste Bestimmung zugetheilt worden. Ihr Gedächtniß reicht hinauf bis in die Wiege des Menschengeschlechtes; ihre Urkunden sind bis jetzt noch die erweislich ältesten; ihre Uebersetzungen liegen den zwei Religionen zu Grunde, die sich am weitesten über den ganzen Erdball verbreitet, die am meisten zur Humanisirung der alten und neuen Welt beigetragen haben. Mögen auch die Juden späterhin, wie die unglücklichen Chamiten in die Dienstadt der anderen Abstammlinge des Ervaters Noah, so in die Abhängigkeit von den Christen und Islamiten gerathen sein, doch haben sie, — einzig in der Geschichte — bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit, ihre Religion sich erhalten und hierdurch die wunderbare Lebenskraft derselben bewährt. So ist das Judenthum unstreitig die älteste und die größte Erscheinung in der Geschichte der Menschheit.

Andererseits ist Wissenschaft im wahrhaften Sinne des Wortes zugleich die neueste und größte Forderung der Zeit, vorausgesetzt nämlich, daß man darunter nicht eine bloße Anordnung von Erkenntnissen nach abstrakten Gemeinbegriffen, sondern ein wirkliches Spiegelbild der lebendigen, thatsächlichen Weltordnung versteht, in welchem unser gesamtes Wissen zu einem organischen Ganzen vereint ist. Wie nun das wissenschaftliche Streben darauf ausgeht, den goldenen Faden zu entdecken, welcher die gesamte Welterscheinung durchschlingend — sie an die Gottheit religiös, — und die Worte in allem Daseienden zu vernehmen, durch welche es zu einem einzigen Reichthum sich gestaltet, — so ist dagegen das Judenthum, je länger es innerhalb der rings umher fortschreitenden Menschheit stehen geblieben, im Verhältnisse zu derselben eben durch seine Stabilität immer particularistischer geworden, da seine Beschränktheit immer schroffer mit der immer allgemeineren Entschärfung der übrigen civilisirten Welt contrastirte. Es ist aber ein allgemeines, auch in der Menschheit sich bewährendes Naturgesetz, daß, je strenger irgend Etwas isolirt, — um so heftiger es im Verborgenen zu seinen Ergänzungen hingezogen, und je länger diesem Hinzuge Gewalt angethan wird, um so gewaltsamer es demnächst seiner ersten Eigenthümlichkeit verlustig wird. Beispiele hiervon haben in neuerer Zeit die Völker gegeben, welche entweder in religiöser, oder politischer Hinsicht mit Gewalt gegen zeitgemäße Reformationen isolirt worden sind, und eben ein solches Beispiel gibt uns die neueste Geschichte der Juden. Wie lange und hartnäckig, zum Theil auch nothgedrungen, sie isolirt geblieben, endlich ist doch die Zeit gekommen, in welcher auch sie aus ihrer Verinselung herausgerissen worden, und welches die Folgen hiervon gewesen, wird uns die vorliegende Zeitschrift selbst auf das Sprechendste zur Anschauung bringen. Zugleich wird sich uns aus dem, was wir daraus anzuführen haben, ergeben, ob sie mit Rechte — sich eine wissenschaftliche und ihre Theologie eine jüdische nennt, oder ob vielleicht keine dieser beiden Bezeichnungen dem Mitgetheilten entspricht.

Als Mitarbeiter an derselben werden aufgeführt die Hrn. Doctoren J. Aub (zu Baireuth), Creizenach (in Frankfurt a. M.), Jos. Deen- burg (Amsterdam), Formstecher (Offenbach), A. Geiger (Wiesbaden), Herzheimer (Wienburg), M. Hess (Königsfeld), Jost (Frankfurt a. M.), Klop (Hamburg), Reinheim (Altona) und Jung (Prag); dann die Hrn. Arnheim (Glogau), Grünbaum (Wienfeld), Munk (Paris) und Rapoport (Lemberg). — fast Alle — Prediger oder Rabbinen an den ihren Namen beigefügten Orten, — ein Umstand, der dieser Zeitschrift allerdings eine eigenthümliche Färbung ertheilt,

wie es andererseits auffallen kann, weder Johnson, den gelehrten und freisinnigen Uebersetzer des A. Test., noch Nießer, den scharfsinnigen und feingebildeten Vorkämpfer um Emancipation, noch Weil, den geistreichen Belletristen, die alle Drei in oder nahe bei Frankfurt a. M. wohnen, als Mitarbeiter genannt zu sehen.

Ueber die Einrichtung der Zeitschrift selbst haben wir nur zu bemerken, daß jedes Heft aus drei Abtheilungen besteht, von denen die erste theils kritische und literär-historische, theils dogmatische und raisonnirende größere Abhandlungen, die zweite Recensionen, die dritte „Nachrichten aus der Synagoge“ und sonstige auf die Verhältnisse der Judenchaft bezügliche Mittheilungen enthält. Daß übrigens im Laufe eines ganzen Jahres nur drei oder höchstens vier Hefte erscheinen, und sowohl Abhandlungen, als Recensionen öfter durch mehrere Hefte fortlaufen, dürfte sich wohl dem Aufkommen dieser Zeitschrift nicht förderlich erweisen. Die Zeit hat jetzt einen rascheren Verlauf als jemals, da Ereignisse, Entdeckungen und Productionen sich in unerhörter Fülle einander drängen und verdrängen. Wer in den Gang der Entwicklung eingreifen will, muß entweder seine Kräfte zu einer größeren, gediegeneren Arbeit sammeln, oder ein stets fertiger Mitsprecher über die Fragen und Angelegenheiten des Tages sein, keinesfalls aber die Forderung stellen, daß man Aufsätze lese, deren Fortsetzung und Schluß erst nach drei und resp. sechs Monaten zu gewärtigen stehen. Ueberdies hat sich jetzt oft binnen so langer Frist in den Verhältnissen und Erkenntnissen so Manches verändert, daß der Anfang einer Abhandlung schon mehr oder weniger antiquirt seyn kann, bevor das Ende derselben erschienen.

Was den Inhalt der vorliegenden Zeitschrift betrifft, so würde es uns zu weit führen und dem Endzwecke, den wir uns vorgesetzt haben, nicht entsprechen, wenn wir über alles hier Mitgetheilte berichten, wenn wir auf die manchen werthvollen und interessanten Bemerkungen eingehen, und die mancherlei Unrichtigkeiten und die mehr oder weniger falschen und schiefen Ansichten releviren wollten, denen wir hier begnügen.

Im Allgemeinen genommen können wir diese literarische Erscheinung nur als eine erfreuliche begrüßen. Die Männer, die sich zur Herausgabe vereinigt haben, sind zum Theil schon — wie namentlich Jung, Jost, Rapoport, Runk und Geiger — durch schätzbare Leistungen auf dem Gebiete der neu-israelitischen Literatur rühmlich bekannt und die meisten Mittheilungen in der vorliegenden Zeitschrift beurkunden gründliche Gelehrsamkeit in Beziehung auf die ältere rabbinische Literatur, theils ein ernstes und eifriges Bestreben, die jüdischen Zeitgenossen in die geistige, fortschreitende Bewegung hineinzuführen, deren

jetzt selbst die Katholiken und Islamiten sich nicht mehr zu erwehren vermögen, wenn auch das Glaubenssystem derselben ebenso wesentlich stabil ist, als das Mosaisch-Talmudische Lehrgebäude. Besonders schätzbar ist in der letzteren Beziehung die Aufrichtigkeit, mit welcher zugleich auf die Erstarrung und auf den gegenwärtigen Zerfall des Judenthumes aufmerksam gemacht wird; denn erst aus der gründlichsten Erkenntniß der Krankheit erwächst auch die Möglichkeit gründlich heilender Behandlung. Wir werden daher versuchen, durch Zusammenstellung der hier und dort gestreuten Andeutungen das Eine, wie das Andere, anschaulich zu machen. —

„Die Geschichte des Judenthumes, bemerkt Hr. D. Geiger (Bd. II. S. 94), stellt uns die Thatsache dar, daß in ihm sich sehr wenige Secten ausgebildet haben, und beständig bloß eine einzige den Sieg davon getragen hat. In den älteren Zeiten, in denen des zweiten Tempels,“ waren es die Pharisäer, welche das Uebergewicht hatten. Diese nahmen bekanntlich an, daß zur Erklärung und Ergänzung des geschriebenen Gesetzes, welches Mosch offenbart, demselben noch Anderes von Gott mitgetheilt worden, was sich durch mündliche Ueberslieferung fortgepflanzt und gleiche Gültigkeit habe, wie das geschriebene. Die Sadduzäer, die erst Jadal, einem Schüler des Antigonus Socho, ihre Entstehung verdanken sollen, verworfen die mündliche Ueberslieferung; aber „die Pharisäer hatten die Mehrheit des Volkes für sich, und das Ansehen der Tradition wurde befestigt und drang überall durch.“ (II. 95.) Die Essäer, die mehr einer theosophisch-mystischen und asketischen Richtung sich hingaben“ (94), zählten selbst zu Josephus Zeiten, nach dessen Angabe, in Palästina nur 4000 Anhänger.

Die Streitigkeiten, welche sich über die mündliche Lehre erhoben, gaben demnächst Veranlassung, die Bestimmungen derselben zu sammeln, zu ordnen und schriftlich zu verfassen. R. Elieser ben Jakob, R. Akiba, Jehudah der Heil. und m. A. gaben (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) solche Sammlungen unter dem Titel Mischnah heraus (II. 264 ff. 475); aber nur die Mischnah Jehudah's (Halakosch, 141 n. Chr.), die er „in Uebereinstimmung mit den Schriftgelehrten seiner Zeit“ verfaßt, gewann eine bleibende Autorität. Bald nach ihrem Erscheinen durch die Thosephtha und die Baraita ergänzt — und demnächst (um 250 n. Chr.) von R. Johanan in der Gemara commentirt, bildete sie mit diesen Schriften den Talmud, der seit dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. die Grundlage des Judenthumes geblieben. „Von hier an, bemerkt Hr. D. Geiger (II. 476), datirt sich der erste Stillstand in der Entwicklung des jüdisch-religiösen Lebens.“ — Erst in der Mitte

des achten Jahrhunderts trat eine neue Art von Sabbayismus unter dem Namen Karäismus — der talmudischen Synagoge gegenüber, deren traditionsgläubige Anhänger „von nun an, wegen ihrer Folgsamkeit gegen die Rabbinen, Rabbanim, oder Rabbaniten genannt wurden.“ (II. 96.)

Die Karäer aber, die wie die muhammedanischen Schiiten und die christlichen Protestanten, behaupteten: Die ganze Heilswahrheit sei in der heiligen Schrift enthalten, die Schrift sei nur aus sich selbst zu erklären und es dürfe ihr Nichts zugesetzt, Nichts von ihr weggenommen werden, — sie bildeten nur eine, im Vergleiche zu den Rabbaniten, unscheinbare Secte, die, wie D. Seiger (II. 110) bemerkt, nur „die traurige Erscheinung eines erstarrten Freisinnes darbot, wo man sich gleichsam fürchtet vor dem kühnen Schritte, den man gethan, und immer wieder rückwärts geht, um die Bedenklichkeit seiner Folgen abzumenden. . .“ — „Wären, — meint Hr. D. G. ebendaseibst S. 118 — wären die Karäer tief eingedrungen in ihrer Polemik, hätten sie die Erfordernisse bei Behauptung einer Tradition gehörig erwogen und die Ansprüche der geistlichen Macht der Talmudisten und ihre Interpretationsregeln scharf gefaßt, so wären die Rabbaniten zu einer wissenschaftlichen Begründung ihrer Ansichten, zu einer historischen Sicherstellung genöthigt worden, und unsere Zeit stände nicht jetzt da in Verlegenheit vor dem Chaos, das ihr vorliegt, wo sie durchaus keine bestimmte Antwort zu geben weiß, wenn man ihr die wichtigen Fragen vorlegt: Was erkennt der Talmud als Tradition an? Wie weit dehnt er die geistliche Macht aus? u. s. w. . .“

Die Kabalah endlich, d. h. „die geheime Lehre von Gott und der Welt, welche aus den Buchstaben des A. Test. künstlich erschlossen wird“, — deren älteste Schriften nicht über das zweite Jahrhundert nach Christus hinausreichen, hat auf das synagogische Judenthum keinen erheblichen Einfluß ausgeübt. Ihr Studium wurde vom dritten bis zum zehnten Jahrhunderte n. Chr. fast ganz vernachlässigt; „ihre emanatistische Schöpfungs-Ansicht hat nie im Judenthume Fuß gefaßt“, (II. 343) und — dieser grundwesentlichen Differenz ungeachtet — hat sie nicht einmal eine eigene Secte zu bilden vermocht.

Is also vom Judenthume, als einem von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten sich continuirenden Glaubenssysteme die Rede, so kann darunter nur dasjenige verstanden werden, welches in der älteren Zeit

1) Philos. cabbal, v. D. Freytag p. 12.

durch die Pharisäer, demnachst durch die Rabbinen seine Herrschaft behauptet hat.

Als Grundprincipien des Talmud's stellt nun Hr. D. Creizenach (II. 22 ff. und 255 ff.) folgende auf:

1 und 2) „Alle Vorschriften des Pentateuchs sind Moseh aus dem Munde Gottes“, — und zwar „auch dem Texte nach“ — „am Berge Sinai offenbart worden.“

3 und 4) „Wegen der Unvollständigkeit der Vorschriften (im Texte des Pentateuchs), der Unverständlichkeit der Ausdrücke und der darin vorkommenden scheinbaren Widersprüche“ — „sind die näheren Erläuterungen der Vorschriften des Pentateuchs Moseh gleichzeitig mit diesen selbst am Sinai offenbart worden“, und sind deshalb, wie diese unveränderlich.

5 und 6) „Die mündlich gegebenen Bestimmungen“, haben sich von Moseh herab bis zu deren schriftlichen Abfassung mündlich fortgepflanzt, und „der Talmud ist (seitdem) die Hauptquelle derselben.“ — Schon Maimonides bemerkte aber (Hilchoth theschabab III. 8.), daß der Talmud jedem Israeliten, der den göttlichen Ursprung der mündlichen Lehre nicht anerkenne, als einem Kugner (Khopher), den Antheil an der ewigen Seligkeit abspreche. (II. 259.)

Ihm nun (dem Talmud), „hat die Vorzeit auch mit der kleinsten Treue angehangen, weil, wie sich Maimonides ausdrückt: „ganz Israel darin übereingekommen ist““ (I. 349), und „die jüdische Theologie hat in dem langen Zeitraume, der unsrer Zeit vorangegangen, — einzig und allein im Studium desselben bestanden“ (II. 2). „Er war das Buch, das alle Anleitung fürs Leben, alle Kenntnisse, die als wahrhafte galten, in sich schloß; — das Glaubensbewußtsein der Synagoge hatte mit der vollsten Hingebung sich ihm angeschlossen; was in ihm enthalten war, das trat im Leben aller Enden entgegen; sein Verfahren war so ungewisshaft, seine Ansichten in eines jeden Brust so festgestellt, ein Zweifel, ob der Gehalt der Bibel in ihm richtig entwickelt und dargestellt war, ein Zweifel an der ungetrübten Uebersetzung lag so fern, daß der Gedanke an eine festere Begründung ganz schwinden mußte“ (II. 2. 3.)

Nach der gänglichen Auflösung der Schulen in Babylon, und nachdem die Juden ihren letzten gemeinschaftlichen Mittelpunkt verloren (Schekia, Sohn von David Salai, war der letzte Moseh Salutha, d. h. Oberhaupt der Lehrschulen, wörtlich aber „Haupt der Gesangschaft“), — hatte allerdings seit Anfang des ersten Jahrhunderts eine neue Glanzepoche für die jüdische Literatur begonnen, und im Verlethe mit den to-

leranten Arabern in Afrika und Spanien das Studium der Aristotelischen Philosophie, der Astronomie und Medicin — Eingang bei den Rabbinen's gefunden. Schon „Abulwalid wagte Correctionen in manchen Stellen der Bibel“ (I. 19); „bei Vielen wurde die Philosophie dem Judenthume fast gleichgestellt und man suchte sie gegenseitig zu modifiziren. . . .“ Man wagte sogar zu behaupten, es seien ganze Stellen des Pentateuchs in späteren Zeiten hinzugefügt worden.“ (21.) „Gerschem, die Frucht der Berkeuten“ (um 1170) traf selbst einige, seitdem beibehaltene Einrichtungen²⁾ welche „nicht im Geiste des palästinensischen Judenthumes lagen“ (25) und der Rab. Samuel Bar Meje (Rasch Bom) (um 1180) „drang mit dem größten Nachdrucke auf das Recht einer freien Erregese“ (32). „Je mehr man sich von der Hölle der Gaonim (der Erhabenen, dies war der Titel der Vorsteher der jüdischen Hauptschulen von 564 bis gegen 990) verlassen sah, — desto selbstständiger mußten auch bald die talmudischen Forschungen werden, und so wenig auch eine freie philosophische Geistesentwicklung kräftige Wurzel schlagen wollte oder konnte, so sehr fand die eigenthümliche Verarbeitung des heiligen Religionschages mit gewissenhaftem Fleiße und Eifer einen fruchtbaren Boden“ (I. 26). Immer aber blieb der Talmud die unverbrüchliche Grundlage der gelehrten Arbeiten. — „Isaak ben Jakob (Alfasi, auch Rif genannt) stellte am Ende des ersten Jahrhunderts nach der Ordnung des Talmuds die Resultate desselben auf, so daß sein Werk, Patach ot genannte, zur Richtschnur werden konnte für alle Anhänger des Talmuds, und der Mann, wie das Werk sich bald der ungetheiltesten und anerkanntesten Hochachtung erfreuten“ (I. 23.)

Auch Raimonides, „der allen neueren Bestrebungen Anknüpfungspunkt war und ist“ (II. 20), trat „keineswegs dem Talmud entgegen; sondern bewies in den verschiedensten Epochen seines Lebens durch Schriften und Briefe urkundlich seine Anhänglichkeit an Tradition und mündliche Lehre“ (I. 214). Ausdrücklich zählt er zu den Längern (Koschrim), die er als Häretiker bezeichnet, diejenigen: „1) die nicht den ganzen Pentateuch für göttlichen Ursprunges halten, 2) die die Echtheit der Tradition leugnen, 3) die annehmen, daß Gott einen Theil des Mos. Gesetzes abgeändert habe (mit andern Worten: „die die offenbarte Lehre für veränderlich halten“), und 4) die an keinen Messias glauben, der einst aus dem Stamme Davids kommen wird,

2) „Er verbietet die Vielweiberei und setzte fest, daß bei einer Scheidung auch das Weib seine Einwilligung geben müsse“ (I. 25).

Israel zu erlösen" (I. 46. 47). Uebrigens bilden seine Schriften, und besonders seine Bearbeitungen des Talmud und seine Commentare zu denselben gleichsam den Kern der mittelalterlichen Blüthe der israelitischen Gelehrsamkeit. Mit seinem Tode, der in das Jahr 1205 zu setzen ist, fing auch jene Blüthe zu welken an (II. 11), und wenn nun, in Folge der gelebten Streitigkeiten, die sich während des ersten und zwölften Jahrhunderts in Afrika und Spanien — und später in Frankreich entsponnen, „eine large Beobachtung des Judenthumes eingriffen" (I. 34) — wenn der ausgezeichnete Rabbi Ascher († 1321) klagte, „daß die Vermirung hinsichtlich der Glaubensprincipien (bei den Israeliten) so sehr um sich griffen, — weil sie ohne Propheten und ohne Weisen von göttlicher Autorität sind, — ohne obere Religions-Wehrheide und ohne ordinirte Geistlichkeit leben" (II. 76), so sammelte sich doch Israel, immer allgemeiner, immer ingrimmiger von den Katholiken verfolgt und gedrängt, — allmächtig wieder eintendichtig um die heilige Fahne des Talmud, und D. Deenburg bemerkt namentlich in Bezugung auf Deutschland, daß hier „seit Jahrhunderten jeder Gang nach Wissen unter den Israeliten erstickt, der vernünftige Glaube dem Studium des Talmud mit seiner Alleinherrschaft gewichen, und an den sogenannten hohen Schulen, selbst das Lesen der älteren Schriften eines Saublah, Maimonides, Albu u. A. verkehrt war" (II. 335). Ebenso wird an einer anderen Stelle (II. 139) „jene felsige Starreheit des absoluten Erdenbleibens beklagt, die im Judenthume seit Jahrhunderten Gesetz gewesen."

Erst in der neueren Zeit wurde „Maimonides (wieder) der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, vielfacher Thätigkeit und hoher Bewunderung. So hat Mendelssohn, der Schöpfer und das sichtbare Haupt unserer (d. h. der israelitischen) neuen Periode, das erste Feuer seines Geistes an dem Lichte des trefflichen Moses (Maim.) angezündet, so hat Salomon Maimon, der tief sinnige Schüler Kant's, sich, wenn auch unglücklich, an der Erklärung seines unsterblichen Morch Nebuchim versucht" (I. 98). Aber „die plötzlich durch Mendelssohn angeregte Begeisterung für die Philosophie mußte zur verzehrenden Flamme und die Vorbereitung des Kant'schen Kriticismus zum schneidenden Schwerte für den positiven Glauben und das Ceremonialgesetz sich gestalten" (II. 335). „Man verfolgte nun das Bestreben, das Licht der natürlichen Religion nicht nur über das positive Ceremonial strahlen zu lassen, sondern das Gerüste dieses als weder ort-, noch zeitgemäß gänzlich abzutragen, und statt seiner aus den Bausteinen seines Fundamentes und Zweckes das neue Gebäude zu errichten. Als Repräsentanten mögen hier Lagarus Mendavid, Friedländer, Wolfsohn genannt

werden“ (II. 335), welche „die Principien der Vernunftreligion zur ausschließlichen Unterlage des positiven Judenthumes machten“ (345). „Anderes war es in Italien, wo das Talmudstudium weniger zu unnatürlicher Streitsüchtelei herabgewürdigt worden, — und ein strenger Gegensatz zwischen dem talmudischen Glauben und dem philosophischen Wissen sich nie hervorgebildet hatte. . . Wie (daher) Mendelssohn selbst seinen Bildungsgang immer in einer mit dem Glauben engverschmolzenen Schule verfolgt hatte, so schlossen ihn die Italiener auch ihren Studien an, und setzten zu dem Namen Abrabanel, Chisdai — nun den Mendelssohn's“ (336).

Nur bis hieher reichen die in dem vorliegenden sechs Hefen zerstreuten historischen Andeutungen in Beziehung auf das Judenthum, und wir sehen daraus, daß der Glaube an eine unverbrüchliche, göttliche Offenbarung, die dem jüdischen Volke vor drei Jahrtausenden zu Theil geworden sei, bis auf die neueste Zeit bei demselben die Oberherrschaft behalten und als das Charakteristische des Judenthumes bezeichnet werden kann. Mit Recht bestimmt daher Reggio in seiner Schrift: „Thorah und Philosophie in ihrer Versöhnung“ — als Grundlehre des jüdischen Glaubens: „sie (die Israeliten) sollen ein Volk und ich will ihr Gott sein“ (II. 338), und übereinstimmend hiermit behauptet Hr. D. Creizenach: „Die Anerkennung eines unendlichen Uebersers aller Dinge, der das Menschengeschlecht regiert, und den Israeliten durch Moses besondere Gesetze offenbart hat, ist eine unerlässliche Grundlage des religiösen Lebens für jeden Israeliten“ (II. 68).

Wie nun die Synagoge von der Bewegung der neuesten Zeit ergriffen, wie das Leben der Israeliten seit Mendelssohn in dem allgemeinen Umschwung der socialen Verhältnisse Europas verflochten worden, darüber sich auszusprechen, haben die gelehrten Mitarbeiter der „wissenschaftlichen Zeitschrift“ keine Veranlassung gefunden. Um so mannichfaltiger sind die Äußerungen derselben über den gegenwärtigen Zustand der Dinge.

Bald vernehmen wir Klagen über den „Zustand religiöser Bewusstlosigkeit, in welchem Israel leider befangen sei“ (II. 22), und über den „allgemeinen Mangel an göttlichem Geiste“, der daraus abgeleitet wird, daß „Israel lange Zeit ohne lehrende Priester und ohne Unterricht gewesen“; — denn die Rabbiner seien zwar achtbare Männer, aber „nicht Lehrer, nicht Lehrer des Volkes, der Jugend, nicht Fortbildner der Religion im Geiste Gottes gewesen“ (I. 194) — bald wird das nothgedrungene Bekenntniß abgelegt: „daß das religiöse Leben in sei-

ner wahren Bedeutung unter den Israeliten wenig Anregung und Nahrung finde, und mehr in einem kalten Mechanismus, der weder im Gefühl, noch im Verstande gegründet ist, so zu sagen, erforderlich sei" (I. 261 f.) — Dann klagt Hr. D. Herzheimer, daß „die Verstellung und geheureste Ceremonieen und Geseßgebung mit der frivolsten Verpötlung und leichtsinnigen Verachtung des Gelegenen und Wesentlichen abwechseln" (II. 241). Ein anderer Mitarbeiter schreibt sogar eine ganze Abhandlung darüber, daß „Heuchelei die erste Anforderung an den jungen Rabbiner unserer Zeit sei" (I. 285 ff.), und meint darin, daß „das Schaukelsystem, das bald dorthin, bald dorthin sich neigt, es mit Keinem verderben will, laise und schleichend auftritt, sich selbst und Andere täuschen will, — selber, in gegenwärtiger Zeit die häufigste Erscheinung sei" (290).

Die Abhandlung aber über „das Judenthum unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm", welche die vorliegende Zeitschrift selbst bevorzogen, sucht dieses Unternehmen im Wesentlichen durch die nachfolgenden Bemerkungen zu begründen: „das religiöse Leben", heißt es, biete jetzt einen Kampf dar „zwischen dem auflösenden und zersetzenden, daher so viel, wie möglich, verneinenden Verstande, der scharf prüfend den Beurtheilung aller vorliegenden Zeugnisse sowohl der Geschichte, als der Speculation auf der einen, und der vereinigenden, zusammenfassenden, daher befestigenden Thätigkeit der Vernunft, dem tiefen Sehnen des Gemüthes mit seiner dichterischen Anschauung religiöser Sagen und Formen, und dem verklärten Vorurtheile auf der anderen Seite" (I. 1). Wir halten nicht für nöthig, die Unrichtigkeit dieser Gegeneinanderstellung ausführlich zu erweisen, da wohl keiner unserer verehrlichen Leser den analysirenden, scharf prüfenden und urtheilenden Verstand, ohne welchen die synthetisirende, vereinigende Vernunft des geklärten Stoffes zu ihren Arbeiten ermangetn würde, — dieser Vernunft selbst feindlich entgegensetzt, und noch viel weniger dieser letzteren das verklärte Vorurtheil zum Kampfgenossen gegen den Verstand beizugeben wird.

Zum Schlusse seiner einleitenden Vorrede bemerkt noch Hr. D. Geiger: „Nur die Theologen", wenn sie mit dem geschichtlichen Gehalte ihrer Religion vertraut, auf der Höhe der Zeit stünden, „könnten durch gelehrte und praktische Wirksamkeit das Heil Israels fördern", — obgleich „sie es in den letzten 50 Jahren nicht gefördert hätten" (10).

Wozu nun diese Wirksamkeit bestehen müsse, darüber spricht sich Hr. D. Derenburg folgendergestalt aus: „das Gesetzbuch des Theologen

sei: „die bestehende Form zu erhalten, aber die Scheidewand zu zerbrechen, welche die Zeit zwischen sie und die ewige Idee gestellt, in beide wieder neues Leben zu schaffen, und sie in das richtige Verhältniß zu einander zu setzen.“ Man müsse nämlich, „anstatt stets dem Kampfe zwischen Geschichte und Vernunft, Zeitlichem und Ewigem zuzusehen, sich bestreben, beide von einander durchbringen zu lassen, und so einen Weg zu bahnen, den Alle wandeln mögen. . . . Habe man sich aber überzeugt, daß Vernunft und Religion sich schwesternlich einander müssen gegen kindisches Vorurtheil und zerstörenden Aberglauben, — wo sollte man zu diesem Geschäfte Vorarbeiten suchen, wo diese Einigung ausgeführt erblicken, als in den Schriften des Malimoniden?“ (I. 99—101.)

Weiter hinauf steigt Hr. D. Creizenach, welcher, dem Rarlistischen Protestantismus sich anschließend, behauptet: „in Glaubenssachen habe die israelitische Religion Nichts allgemein Gültiges, als die heilige Schrift,“ und „sie sei die einzige Quelle, aus der wir (die Israeliten) die nöthige Belehrung über das Wesen und die Begrenzung des israelitischen Glaubens schöpfen könnten und dürfen“ (I. 335. II. 73.). Da er nun als eine der 3 Hauptwahrheiten aufstellt: daß „Gott den Israeliten seinen heiligen Willen durch Moses offenbart“ (II. 71.), da er weiterhin bemerkt: „sobald man die mosaische Gesetzgebung als den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens verehrt, kann nichts dazu berechtigen, legend einen der göttlichen Befehle für minder wichtig und dringend zu erklären“ (I. 368), — so ist nicht abzusehen, wie hiernach jede Scheidewand zerbrechen werden soll, welche das israelitische Volk bisher so streng von den anderen Völkern geschieden. — Und doch meint Hr. D. Geiger: „die Idee, die wir als eine vorzüglich begründete betrachten, der Kampf, wie wir sagen möchten, um Emancipation des Glaubens von der Volksthörmlichkeit, d. h. um den Glauben von den Spuren des früher mit ihm verbundenen Staatslebens zu reinigen, diese Idee — sei die stille fortwirkende gewaltige Macht, die das ganze Gebiet der Religion umgewandelt“ (I. 177), — womit aber jene particularistische Ansicht von der Mos. Gesetzgebung sich auf keine Weise vertragen dürfte.

Wie nun, nach Hr. D. Creizenach's Versicherung, „fast keine zwei der seit 20 Jahren erschienenen Lehrbücher des mosaischen Glaubens in Beziehung auf die Anzahl und die Begrenzung der Glaubenspunkte übereinstimmen“ (I. 45), so finden wir auch in der vorliegenden Zeitschrift eine nicht geringere Mannichfaltigkeit der Ansichten in Beziehung auf die Sterbens- und Hoffnungspunkte. Der Eine meint: „es gelte

eine Wiedererweckung des erstorbenen, in bloßes Außenwird gefüßteten Glaubens," und er ahnet „eine schöne Zukunft, wo das Gebäude des Judenthumes wieder aus seiner, durch die Zeit (?) herbeigeführten Verunstaltung hergestellt sein wird" (II. 360 f.). Ein Anderer meint, „die Zeit, in welcher das Judenthum in seiner heimlichen Gestalt ungetheilt das Herz der Israeliten inne hatte, sei unwiederbringlich dahin," und bezeichnet als Sterbensziel die Vermittelung der (schlechthin universalen) „Idee des Judenthums: in jedem Lebensmomente des einen, allwaltenden, heiligen Gottschöpfers (?) eingedenk zu sein, jede Handlung — Erfüllung des hohen Menschenberufes oder Mittel dazu sein zu lassen" (II. 209. 211.). Ein Dritter legt sogar dem Rabbiner die Pflicht auf, „die reine Idee des Judenthums fortzubilden." Er steht nämlich zwei ganz unheilvolle Extreme vor sich, die Einen verkümmert, die Anderen von jedem Glaubensverbande losgerissen; — „in der Mitte — Leute, die eine Wunde und eine Sehnsucht im Herzen fühlten, die vom Alten losgerennt — ein Neugeformtes vermissen, bangen der Lösung harrend" . . . Nun soll der wahrhafte Geistliche diesen allen „anschaulich machen, wie die Zeit eine Umwälzung hervorgebracht," er soll „den Erstarrten zeigen, daß sie erstarrt seien", — in den Glaubenslosen „Ernen und Streben nach lebendem Glauben erregen", — Beiden aber, „wenn sie erwacht sind", sowie jenen in der Mitte Schwappenden „zum Bewußtsein bringen, wie nicht mit flacher Vermittelung und mit theilweisem Annehmen und Verwerfen Alles abgemacht sei, sondern daß die Gestaltung des Glaubens aus einem Gusse sein müsse" . . . (I. 290 f.). Leider vermißt aber der wackere Mann in Israel Geistliche, wie er sie wünscht, und findet nur theils solche, „die den Ruf unserer Tage gar nicht kennen, — theils andere, die „den Kampf zwar kennen, aber seine Rechtmäßigkeit nicht anerkennen", — sondern „sich übergeben, es sei das Alte, das sie aufgegeben, gar nicht dagewesen, es sei das Neue, das sie aufgenommen, nicht eine Fortbildung, sondern eine unwesentliche neue Form", — theils endlich solche, „die nichts Anderes zu ihrem Ziele machen, als eine gute Stelle, die sie warm hält", und sich nur fragen: „wie beschriebige man die verschiedenen Ansprüche, damit man mit uns zufrieden sei und wir in Ansehen und Einkünften steigen? Wie verwirrt man den Sinn, damit Alle glauben, wir thäten nach ihrem Willen?" (I. 292—295.) Fragen wir aber diesen wohlgesinnten Mann, wie solchen Uebelständen abzuheffen sei, so erhalten wir die ganz unbestimmte Antwort, der geistliche Führer müsse „wirken für Reinigung der Lehre nach ihrer ursprünglichen Gestalt, für die Einigung

der Fortschritte der Zeit mit dem Glauben, für die Durchbringung der reinen Idee!" (303.)

Ist es nun, nach Allem, was wir im Bisherigen angeführt haben, rühmend anzuerkennen, daß in der vorliegenden Zeitschrift mit seltener Freimüthigkeit gar manche Schäden Joseph's aufgedeckt, und die verschiedenartigen Heilungsprojecte dargelegt werden, so darf es doch nicht unbenutzt bleiben, daß noch Ansichten in derselben vorherrschend sind, welche nicht geeignet scheinen, die Eintracht in der Synagoge herzustellen, und ebenso wenig zu einer Vereinigung mit den übrigen Glaubensgenossenschaften hinführen können.

Gerade wie in der römisch-katholischen Kirche noch häufig von einem ursprünglichen, reinen Katholicismus, und wie in den akatholischen Religionsgesellschaften von einem reinen Urchristenthume, so wird von den meisten Mitarbeitern unserer Zeitschrift von einem reinen Judenthume getraut und gesehelt. Es tritt hier, wie auch sonst so oft, der Fall ein,

„... eben wo Begriffe fehlen,
„da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.“

Der gemeine Verstand, wenn er sich Klar machen will, was unter Katholicismus, Christenthum, Judenthum zu verstehen sei, verfährt hierbei, wie bei Bildung des Begriffes eines jeden lebendigen Wesens. Er geht auf den Ursprung des Namens und der Sache, die damit bezeichnet werden soll, zurück, begleitet den Keim, den er gefunden, bei seinem Wachstume, seiner Entfaltung und seiner Unterscheidung von anderen, anders benannten Gewächsen, erforscht seine Blüthe, seine Frucht, und bildet sich dann den gewünschten Begriff aus den Elementen, die er gewonnen, — und zwar besonders aus denen, in welchen er den stätigen, wesentlichen Zusammenhang wahrnimmt, der ihn überzeugt, daß es ein und dieselbe Lebensseele ist, welche dem Keime, der Blüthe und der Frucht seine eigenthümliche Gestalt gegeben. Ein Anderes ist aber der wahre, concrete, lebendige Begriff eines bestimmten Gewächses, ein Anderes der abgezogene Geist, und wieder ein Anderes die ganz abstrakte allgemeine Substanz desselben. Der Geist, die sogenannte Essenz einer Rose ist nicht der lebendige Begriff dieser Pflanze; die vegetabilischen, oder vollends die Urelemente der Rose und die Mischungsverhältnisse derselben, die durch chemisches Verfahren ermittelt werden, sind noch viel weniger als wahres Rosen thum zu bezeichnen. Durch solches Verfahren vernachlässigt man sich allerdings der greifbar stofflichen Theile der Pflanze, — aber

„fehlt selber! — nur das geistige Band, —
„Encheiresin naturae nennt's die Chemie.“

Ebenso verhält es sich mit den großen weltlich-ethischen Gewächsen. Was die Herren das reine Christenthum oder Judenthum nennen, das sind nur künstliche Gewächse, nicht lebendige, naturwüchsige Begriffe. Jahrtausende hindurch hat die immense Majorität der Judenheit gewußt, was das Judenthum sei; denn sie glaubte einstimmig, daß sie dasjenige darunter zu verstehen habe, was an Mosch, als dem höchsten Organe göttlicher Offenbarung und an dem alten Testamente seine unverbrüchliche Veranschaulichung, was in der mündlichen Ueberlieferung und demnach in dem Talmud seine Fortsetzung, was in dem geweissagten Messias und dessen Reich seine Zukunft habe. Auf gleiche Weise war die Christenheit anderthalb Jahrtausende lang darüber einverstanden, daß das Christenthum an Christus, als dem einzigen Sohne Gottes und Heiland der Menschen, und an dem neuen Testamente seine unverbrüchliche Grundlage, an den synodatischen Aussprüchen des heiligen Geistes seine Fortsetzung, und in der Wiederkunft Christi zum letzten Gerichte und dem Ende dieser, und dem Anfange einer ewigen Welt sein Endziel habe. Auch sind diese Vorstellungen so tief in die Vergangenheit, in die Ueberlieferung gewurzelt, daß sie sich noch bis auf den heutigen Tag einerseits bei der Mehrheit der Juden (in Asien, Africa, Rußland, Polen, Italien u. s. w.), andererseits wohl auch bei der Uebersahl der Christen erhalten haben. Eine Unterscheidung zwischen fundamentalen oder wesentlichen und secundären, mehr oder weniger accidentiellen, und darum ausschließlichen Glaubenslehren, Gesetzen und Geboten hingegen ist immer und überall nur da versucht worden, wo das Eindringen fremder geistiger Mächte die Selbstständigkeit des Judenthums oder Christenthums bedrohte, und man weder jene völlig abwehren konnte, noch diese völlig aufgeben mochte. So, um hier uns auf die Geschichte des Judenthums zu beschränken, war „Maimonides der erste, welcher eine erschöpfende Aufzählung der Fundamentalsätze des israelitischen Glaubens unternahm“ (I. 41.), und Aristoteles war die Macht, welche das damalige Judenthum zu insiciren und aus seiner Eigenthümlichkeit herauszureißen versuchte. Noch aber „sah Maimonides vielseitigen Widerspruch“ (I. 47.), und wenn zwei Jahrhunderte später Jos. Albo († 1430) in seinen *Ikarim*, dem *Libro fundamentorum* (Soncino 1486) die 13 maimonidischen Grundlehren, welche „das eigentliche Wesen im Begriffe der israelitischen Religion bilden,“ auf die drei reducierte, wonach jeder Israelit an das Dasein eines einzigen Schöpfers, an die göttliche Welterzeugung und an den göttlichen Ursprung der mosaischen Lehre glauben müsse (I. 50),

so war doch einerseits damit nichts specifisch Israelitisches ausgesprochen, da auch die Christen und Muhammedaner sich zu jenen Glaubenslehren bekennen; andererseits blieb jene Reduction ohne Einfluß auf das lebendige Judenthum selbst. Israel hielt ängstlich an der gesammelten talmudischen Uebersieferung fest, und erst in der neuesten Zeit, nachdem das Scheidewasser der Kritik die eiserne Tradition der christlichen Kirchen zu durchfressen und das aufgehende Licht der Humanität in das uralte Glaubensgebäude derselben bereits einzubringen angefangen hatte, — erst seit Mendelssohn hat man von Neuem versucht, auch die Synagogen durch Abscheidung dessen, was man für das Unwesentliche, Abänderliche, von außen Angesehene ausgab, dem neuen Himmelslichte zu öffnen. Man übersieht aber in der Synagoge, wie in den christlichen Kirchen, daß die Unterscheidungen und Ausschreibungen ober sogenannten Vereinigungen nicht mehr natürliche Entwicklungen und Fortbildungen der Gewächse, die man Juden- oder Christenthum nennt, — sondern Veränderungen sind, durch welche dieselben ihrer zeitgeschichtlichen Eigenthümlichkeit mehr oder weniger entkleidet, und zu einem Stoffe bereitet werden, aus welchem sich ein neues, vollkommenes, allgemein menschliches Gewächs zu gestalten beginnt. Man übersieht den Unterschied zwischen der organischen Umwandlung der ersten düstigen Keime in vollständige Stämme, und der letzteren in Blumenblätter einer, und der Destillation und der chemischen Reduction derselben auf ihre Elemente andererseits. Wenn daher in der vorliegenden Zeitschrift als „Geist des Judenthums“ ausgesprochen wird: „im Namen und im Auftrage Gottes zu leben, und in jeder Handlung des Lebens eine Pflichterfüllung zu erkennen“ (II. 358), — oder wenn die göttliche, d. h. die mosaische Offenbarung reducirt wird auf die Lehren von dem einzigen Schöpfer, von der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit der Seele (I. 371), so sind dies nur beliebige Abstractionen und Reductionen, die man allerdings mit demselben Zuge rein nennen kann, wie man von reinem Rosenöl oder auch von reiner Kohlensäure oder anderen Produkten chemischer Analyse spricht; — einen wahren Begriff vom Judenthume hat man aber damit nicht gewonnen; vielmehr kann es nur zu noch größerer Verwirrung der Begriffe führen, wenn man dasjenige als reines Judenthum bezeichnet, nicht, was das gestaltende und erhaltende Lebensprincip desselben während dreier Jahrhunderte gewesen, sondern was erst bei dessen Auflösung aus den Trümmern desselben abstrahirt wird. Das wirkliche, wirkame Judenthum steht als eine große, leicht wahrnehmbare Thatsache in der Geschichte da, und darüber war die Judenheit als solche, in der „Hauptsache stets einver-

standen", und sie konnte es leicht sein, denn Hr. Dr. Geiger bemerkt selbst, daß „die Judenheit in ihrer jetzigen Gestalt ihre Wurzeln vollkommen schon in der frühen Zeit des zweiten Tempels habe," und die zweite vom letzten Makkabäer bis jetzt währende Periode „mit einer vollständig ausgeprägten Religion beginne, — die eine ganz entschieden eigenthümliche Gestalt habe, die eine jede Vermischung kräftig ablehne.“ (I. 176, 177.) Wie viel oder wie wenig hingegen zu solchem reinem Judenthume gehöre, darüber haben selbst, wie wir gezeigt, die wenigen Mitarbeiter der vorliegenden Zeitschrift sich nicht verständigen können. Während daher, um noch ein paar Beispiele anzuführen, Hr. Dr. Geiger — bestimmend — aus Ben Uziel's „Briefen über Judenthum" anführt: „daß Israel bloß dasste zum Beispiel, zur Warnung, zur Erziehung, und ein stilles Lebensbeispiel, ein Lehrer der Allgerechtigkeit und Allliebe," und daß „das Ideal Israels sei: „daß jeder Jisroel'sohn sei geachteter, mitwirkender Beispielspieler der Gerechtigkeit und Liebe, nicht Jisroel'sthum — was ihm verboten, — aber reines Menschthum unter den Völkern verbreitend," (II. 544) — meint Hr. B. Herzheimer (?), sowie die Last des auf uns lastenden Druckes sich vermindert hat, — so lehrete auch das Bewußtsein unserer Würde als Menschen und als Israeliten in seiner ganzen Stärke wieder," und fügt dann hinzu: „wir wollen die Selbstständigkeit unseres religiösen Lebens, — denn nur dieses ist das innere Band, das uns umschlingt (?), — wahren und in seiner ihm eigenthümlichen Entwicklung fördern." (I. 227.) Hr. Dr. Geiger aber ist des „Dasübhens, daß das Judenthum einzig und allein die Bestimmung habe, die Israeliten — zu wahren, echten Menschen zu erziehen," um — endlich mit den Nichtisraeliten „in brüderlicher Gemeinschaft und völliger Gleichheit ein gleiches Lebensziel zu verfolgen" (II. 545.). Während dann, wie früher bemerkt, Hrn. Dr. Creizenach zu Folge, eine der Hauptwahrheiten der israelitischen Religion ist, daß „Gott den Israeliten seinen heiligen Willen durch Mose offenbart habe," (I. 353. II. 71.) und Jos. Albo „mit Recht" bemerkt haben soll — „man könne allerdings nicht der Gemeinschaft Israels angehören, wenn man nicht den ganzen Inhalt der mosaischen Bücher glaube" (I. 49.); wird anderwärts zugestanden: „die allmähliche Entstehung und Bereicherung des Pentateuchs werde wohl Resultat (der Kritik) bleiben, und das — neuer Untersuchung unterzogene factum — allerdings auch dasüßsprechen" (I. 461.). — Während endlich Hr. Dr. Creizenach (I. 338) mit Raimonides (I. 46) und mit dem Deuteronomium selbst (c. 4, 1. 2 f.) die angeblich Mose ertheilte göttliche Offenbarung für unwer-

drücklich bittet und Hr. Dr. Geiger zugesetzt, daß das israelitische Religionsgelbde schon vor 2000 Jahren vollständig ausgebildet war, behauptet Hr. E. Grünbaum: „jede Religion müsse in ihren Lehren entwicklungsbefähigt fortschreiten; — eine Offenbarung, die sich als unveränderlich darstellt, einer ewigen Stabilität huldigen würde, trüge eben damit den Stempel ihrer Ungültigkeit undlugbar in sich,“ — und versichert uns dann: „das Judenthum trage in allen seinen Institutionen den grundwesentlichen Charakter an sich, daß es in immer fortschreitender Entwicklung, in immer größerer Perfection dem Geiste des Betrachtenden sich zeige!“ (II. 296—299) (!)

So bietet also die vorliegende Zeitschrift uns in kleinen Raum zusammengedrängt ein ähnliches Schauspiel dar, als dasjenige ist, dessen Rollen innerhalb der christlichen Glaubensgenossenschaft an eine Menge von Zeitschriften vertheilt sind. Außer der rechtgläubigen, rabbinisch-talmudistischen und der völlig ungläubigen — finden sich die meisten Zwischen-Nüancen in derselben repräsentirt. Mit Recht aber klagt einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter: „es zeigt sich der Mangel an gediegenem wissenschaftlichen Leistungen ganz besonders in dem Schwankenden unserer Zustände; — die Wissenschaft, und daher die Begründung, läßt man auf ihrem alten Standpunkte, und dennoch soll das Leben eine Aenderung erfahren. Daher der Zwiespalt in unserem ganzen Treiben, daher Unklarheit und Mangel an folgerichtigen Annahmen und so lange die Wissenschaft nicht ihre Wurzeln tiefer zu schlagen vermag, werden auch die Früchte unserer Aufklärung schal bleiben“ (II. 12.). Auch in der vorliegenden Zeitschrift macht dieser Uebelstand, wie wir gezeigt haben, sich noch gar sehr bemerklich, und wir können in keiner Beziehung sie als eine „wissenschaftliche“ anerkennen. Die gelehrten Forschungen zur Berichtigung der jüdischen Literaturgeschichte, die darin angeführt werden, sind allerdings schätzbar; aber Befremdlichkeit ist noch keine Wissenschaft, und selbst das hier ausgebreitete literarische Wissen läßt die alttestamentlichen Schriften völlig unberührt. In der Synagoge, wie in Kirchen und Tempeln, — kann aber — von menschlicher Seite — nur mehr gerade dasjenige zum Heile führen, was in der vorliegenden Zeitschrift zunächst noch unberücksichtigt geblieben: einerseits nämlich die vorurtheilsfreie, sorgfältigste Sichtung aller bisher für heilig gehaltenen Schriften und Gesetze, — andererseits die echtwissenschaftliche Begründung und Darstellung der Sitten, von Anfang an bis auf heute sich in der gesamten Menschheit entwickelnden Idee und ihrer Postulate für die Zukunft. Von knechtischer Furchterreligion kann allerdings nur der Glaube an die ewig allmächtige, zu Jedem sich herablassende Liebe Gottes,

von der Knechtschaft unter die mitangeborene Selbstsucht nur die Begeisterung für die göttliche Liebe uns frei machen; von dem Zweifel aber, der seit Jahrhunderten seine Herrschaft immer weiter ausgebreitet hat, kann jetzt nur mehr die Wahrheit uns frei machen, welche sowohl dem denkenden Geiste, als dem liebenden Herzen keinen nachhaltigen Widerspruch mehr gestattet. Zu dieser Wahrheit aber hilft die vorliegende Zeitschrift nur in so weit die Wege bereiten, als sie durch ihre Bekenntnisse und Widersprüche auf das lebhafteste das Bedürfnis solcher Wahrheit fühlbar zu machen und die Sehnsucht und das Streben nach ihr auch in der Synagoge zu erregen sich in jeder Hinsicht geeignet zeigt.

13.

Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich.

Wie wenig Europa noch in sich befriedet, wie langsam die Blüthe wahrhafter Humanität sich entfaltet, kann man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß selbst in den civilisirtesten Ländern noch immer sich die Reibungen zwischen f. g. Christen und f. g. Juden erneuern. Die betrübenden Vorfälle in Hamburg sind bekannt.

In London wurde zwar umlangst (1836) der Israelite David Salomons erst zum Sheriff, dann auch zum Alderman (Schöffen) gewählt. Als derselbe aber seinen Amtsseid ablegen wollte, forderte man von ihm, daß er eine früherhin vorgeschriebene Erklärung unterzeichne, welche ein christliches Glaubensbekenntniß enthält, und als er um Ausrand bat, um einen Anwalt zu consultiren, wurde sofort seine Wahl annullirt.

In Frankreich, wo seit der Julirevolution auch die Vorsteher der Synagoge vom Staate besoldet werden — und der König jüngst die Versicherung ertheilte, daß er stets allen bestehenden Glaubensgemeinschaften gleichmäßigen Schutz angedeihen lassen werde, hat die Gazette de France, welche einen großen Theil der legitimistischen Partei repräsentirt, sich auf das gebührende über seine wahrhaft königliche Zusicherung erklärt, und die Regierung wiederholt des „Atheismus“ beschuldigt, weil sie die Bekenner der römisch-katholischen Religion gleichstelle mit den im Irrthume be-

sangenenen Protestanten und den Israeliten, welche „Jesum Christum idelferten (blasphément.)“ Zugleich läßt sie sich von Darmstadt aus, — wahrscheinlich von irgend einem erliteten französischen Legitimisten, — einen Brief schreiben, der es „natürlich“ findet, wenn eine gewaltsame Reaktion gegen die wohlhabende Judenthümlichkeit ausbreche, und der Welt vorlügt, daß zu Frankfurt a. M. bereits über geseuhaftlicher Verfehr zwischen Juden und Christen aufgehört habe. Dasselbe, von Reid und Haß überspendende Tagblatt, fordert aber eine Rentennotation für den luth. Klerus als Ersatz für die 300,000,000 Franken Einkünfte der franz. Kirche, welche die Constituanten confisziert, und verlangt, daß die Geistlichkeit völlig unabhängig werde von der weltlichen Macht! —

14.

Die Synagoge in Frankreich.

Dr. Simon Bloch, Herausgeber der Zeitschrift: la Régénération, bemerkt in No. 34 der Univers. Kirchen-Zeitung 1837, daß die jetzt fast sunfzigjährige Dauer der (bürgerlichen) Verhältnisse der französischen Juden, mit Ausnahme unbedeutender Aenderungen, die Synagogenform so gelassen, wie diese solche gefunden. Er meint: „gerade dieß sei vielleicht ein großer Fortschritt zu nennen, daß die franz. Juden sich noch nicht bewogen finden, um der Ausgleichung äußerer Verhältnisse willen, die ehrenden Denkmäler der Vorzeit vorzeitig abzutragen, — obgleich sie in allen weltlichen Angelegenheiten mit der Zeit fortgehen.“ Er fügt dann, nach Deutschland schietend, noch hinzu, „daß so manche Vorschläge zu Reformen in andern Ländern öfters das Gepräge einer gänzlichen Verleugnung des Judenthums an sich tragen, und auf alle Weise beurlunden, wie sehr sie lediglich dem Wunsche, alles Eigentümliche abzustreifen, ihrer Entstehung verdanken; Vorschläge, denen sich die Synagoge nicht fügen könne und dürfe, und denen sie am wenigsten da ein williges Ohr leiht, wo ihr Bestand durch die Gesetze des Landes gesichert sei.“ — Er macht sich bei der Synagoge derselbe Unterschied bemerlich, der auch hinsichtlich der katholischen Kirche in Frankreich und Deutschland hervorgetreten. In Deutschland hat die Reformation begonnen und sich behauptet; in Frankreich hat deren

Unterdrückung die Revolution zur Folge gehabt; die dann wieder in eine ebenfalls nur formelle Restauration umgeschlagen. Wie deutsche Katholiken, so arbeiten auch deutsche Israeliten an Reformen, und die religiösen Fortschritte gehen Hand in Hand mit den weltlichen. In Frankreich will die eigentliche Kirche, nämlich der rechthabigste Klerus, ebenso wenig auf Reformvorschläge hören, als die Synagoge. Wie kann aber das Recht wahrhaft fortschreiten, wenn die Religion, die dasselbe begründet und sanktionirt, nicht auch fortschreitet? Hr. Simon Bloch möge diese Frage sich zu beantworten versuchen.

15.

Emancipation der Juden

mit Bezug auf:

das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik betrachtet von Robert Haas, evangelischem Pfarrer zu Degerheim bei Wiesbaden. Frankfurt a. M., bei Karl Neuner. 1837.)

Kein Volk unter allen Völkern der Erde spricht ein höheres Interesse an, als das Volk Israel. Sein Gedächtniß reicht hinauf bis in den geheimnißvollen, göttlichen Ursprung des ersten Menschenpaares. Seine Weissagungen reichen hinauf über alle Zerspaltungen der Menschheit bis zur wunderbaren Einigung aller Völker zu einem Reiche Gottes auf Erden. Zwischen Anfang und Beendigung der Zeiten liegt eine Geschichte — auf das Tiefste ergreifend durch eine Verletzung der härtesten Leiden, wie kein anderes Volk sie getragen, von der Biege bis zur Auflösung — und Wiedergeburt, — aber auch großartig und erhaben, wie keines andern Volkes Geschichte, durch ihre religiös-energische Verletzung mit den Fortschritten des Menschengeschlechtes zur Humanität!

Bis zur Welterschöpfung hinauf reicht die Familien-Geschichte des Stammvaters, und bis zur neuteamentlichen Weltspaltung hinab verläuft sich, in abermals zwei Jahrtausenden, die Geschichte des eigenenthümlichen Nationallebens. Und schon sind wieder bald zwei Jahrtausende abgelaufen, seit das Volk, aus der Reihe der politisch lebendigen Nationen abgehoben, getrennt, als religiöse Stamm-Gemeinschaft,

saß über den ganzen Erdboden zerstreut, der von Anfang und oft von Neuem verheißenen Erlösung entgegen harrt und hoffet!

Im Gegensatz zu den natürlich Entarteten erscheinen die Urahnen des Volkes (Seth, Sem und Jakob) als die von Gott Geschenkten, Erwählten, Begünstigten. Im Gegensatz zu den von Gott Abgefallenen zeichnen die Gesetzgeber dieses Volkes (Noah, Abraham, Moses) sich aus durch Glauben und Gehorsam, um darentwicken sie gewürdigt werden, als Repräsentanten des erwählten Volkes auf ewige Zeiten einen freiem Bund mit dem Ewigen, Allmächtigen zu schließen.

Aber auch dadurch unterscheidet sich jenes Volk von allen übrigen, daß seine ganze Geschichte ihm selbst stets zur Vorstellung gekommen als Betätigung jenes einzigen, intimen Verhältnisses zwischen ihm und Jehovah, der sich dasselbe erzeugt und erzoget, der es geartet und geweiht auf ewige Zeiten zum königlichen Priestervolk über und für alle andern Völker der Erde; dem es aber auch strenger als jedes andere Volk, — durch einige Gnaben und Verheißungen zur höchsten Dankbarkeit, und durch freiwillig eingegangenen Bundesvertrag noch besonders zum pünktlichsten Gehorsam sich verpflichtet weiß. Wie es daher jedes Nationalleiden als ein göttliches Strafgericht dahingenommen, so hat, des auf ewig geschlossenen Bundes und der bis in die fernste Zukunft hinabreichenden Verheißungen gedenkend, es auch stets einer göttlichen Erlösung entgegengehofft, und um sich derselben würdig zu machen, stets von Neuem sich der strengen Beobachtung der Bundes-Sagungen zugewendet.

Von Ursprung an, bald von seinen Herren, bald von Nachbarn, fremde Bildungselemente, — ägyptische, arabische, phönizische, assyrische, persische, griechische und römische, und demnächst noch hundert andere, in sich aufnehmend und sie eigenthümlich verarbeitend, — hat das Volkswesen doch durch alle Zeiten hindurch seine schon frühe scharf ausgeprägte Individualität zu behaupten gewußt. Schon in seiner Kindheit mit dem Sklavenjoch belastet, nach kurzer, durch Verwirrungen und innere Spaltungen verkümmeter Jugendzeit und Selbstständigkeit — seiner Heimath entrissen, und in Ketten geschlagen, dann verkümmert in's Land der Väter zurückkehrend, nur um immer anderen, immer gewaltthätigeren Erhebungen zur Beute zu werden, bis es, unwiderbringlich in alle Welt zerstreut, länger als ein Jahrtausend hindurch ein Spielball habgütiger Zwangsherrn und ein Schlachtopfer fanatischer Knechtendiener und fanatisirten Pöbels geworden, — hat es dennoch an dem Gesez und den Verheißungen seines Gottes festgehalten, in diesem Glauben eine Treppe bewahrend, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht findet!

Und was ist der eigentliche Grund dieser einzigen Erscheinung?

Aus welcher Quelle sog dieser Wunderbaum seine Lebenskraft, der, wie eine seltene Adansonia, in der Urzeit seine Wurzeln geschlagen? Ausgesondert von allen übrigen Volkstämmen, mußte Israel durch die Erhabenheit seiner Glaubens- und Sittenlehre, durch die wunderbaren Thätigkeiten und durch die Ueberschwänglichkeit der ihm gemachten Verheißungen, sich auch erhaben fühlen über alle umgebenden Völker. Sein Gott war der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde. Seine Offenbarung, hinreichend bis an das Ende der Zeiten, wurde als unverbrüchlich hingestellt und angenommen. Selbst Jesus versicherte, daß Ge'ez und die Verheißungen nicht auflösen, sondern erfüllen zu wollen, und auch die Christen glaubten eine auserwählte Gottesgemeinde zu sein, und durch den verheißenen Messias eine Lehre und Verheißungen empfangen zu haben, deren Unverbrüchlichkeit noch auf die Heiligkeit des alten Bundes sich stützte. Waren aber die Anhänger der neuen Offenbarung, die das Wort derselben für unverbrüchlich hielten, berechtigt, den Juden es zum Vorwurfe zu machen, daß sie — nach den ihnen verheißenen Geistesgaben — streng festhielten an dem Worte der alten Lehre und Verheißung?

Der Gott der Juden war ein alleiniger Gott, und ihre ganze heilige Geschichte war die seines persönlichen Waltens über seine Auserwählten und des Kampfes gegen diejenigen, die noch andere Götter neben ihn stellten. Als aber die Christen nicht nur die Mißbräuche des alttestamentlichen Gesetzes, sondern dieses selbst größtentheils abschafften, und sich von den Heiligmännern absonderten, fingen sie da nicht schon an, die Gottheit erst als eine zwei-, dann sogar als eine dreipersonliche anzubeten? Kann man es da den Juden zum Vorwurfe machen, daß sie sich ängstlich an ihre uralte Glaubenslehre festklammerten, und sie durch immer dichtere Zäune gegen Angriffe zu bewahren suchten, die ihnen das Allerheiligste selbst zu gefährden schienen? Kann man es ihnen verargen, wenn sie eine neue Lehre im Ganzen verwarfen, die ihnen selbst nur als Offenbarung eines Gottes geboten wurde, dessen frühere Offenbarung ihnen den Glauben an seine Einpersonlichkeit als das höchste Wahrzeichen seiner Propheten angedehnt hatte? Konnten späterhin die Juden sich zu einer Religion hingezogen fühlen, deren Bekenner zwar Gott als unendliche Liebe priesen, aber seine frohe Botschaft mit Feuer und Schwert verheereten, und über die Widersetzlichen nicht nur, wie Moses, den zeitlichen Tod, sondern eine ewige Rache verhängten? Konnten sie an die weltbesiegende Macht des Erbsüßers glauben, den ein späterer angeblicher Gesandter Gottes (Mahomed) aus zwei Welttheilen verdrängte und selbst in dem kleinen Europa nicht seine Alleinherrschaft behaupten ließ? —

So ist es gekommen, daß die Juden, durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Religion und eine davon untrennbare Geschichte verbunden, in mehr als tausendjähriger Fortdauer ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben, durch immer neue Bedrängnisse zu immer gleich festem Zusammenhalten genöthigt.

Während aber Israel eine Krone nach der andern verlor, erst die königliche, dann die priesterthümliche, zuletzt auch die der gesetzgebenden Gewalt, bemächtigte das auserwählte Volk der Christenheit sich nach und nach sämtlicher Kronen. Wie Israel durch Moses aus Aegypten, so durch Constantin aus der heidnischen Sklaverei befreit, erneuerte die Christenheit in vergrößertem Maßstabe die israelitische Priesterkaste, das jüdische Königthum und das gesetzgebende Rabbithum, und kraft Mosesischer Gesetze und israelitischer Richterprüche und in Nachahmung jüdischer Religionsheiden wurden Mosesgläubige Juden, wurden Mohamedaner und Heiden und Aeger verfolgt und geschlachtet!

Aber auch in der Kirche, wie im Tempel Jehovah's, erhielt sich in Mitten der äußeren und inneren Stürme das ewige Feuer des göttlichen Geistes, und wie dicht es auch hier wie dort von Irrwahn und Selbstsucht umspinnen wurde, sein Licht und seine Lebenswärme — Funken der ewigen Wahrheit und der unbeschränklichen Liebe — gewannen immer neue, kräftigere Nahrung durch die Strahlen, die aus der freien Natur, aus den Uebertreibungen der alten Welt und aus verborgener Himmelsquelle sich in die umdunte Lampe ergossen. Und wie die Flamme allmählig erflackte, durchbrannte sie einen Zaun nach dem andern, und eine Krone nach der andern versprang aus dem Haupte der Kirche. Die Fürsten bemächtigten sich der weltlichen Selbstherrlichkeit; die Laien schlangten sich die Priesterbünde um die Schläfe, die wissenschaftlichen Zoscher deuteten die alten und entdeckten neue gemeinschaftliche Gesetze.

Und, siehe! auch das auserwählte Volk der kirchlichen Priester erlag, wie früher das priesterliche Volk — immer gewaltigeren Eroberern. Die nordischen Nachthaber unterwarfen sich die kirchlichen Hierarchen; griechische Philosophen und römische Rechtslehrer erstanden von den Todten, und nöthigten die Kirchglaubigen zu geistlichem Tribut; aus der Asche der Scheiterhaufen erhoben verjüngt sich kühne Reformatoren und bekämpften das neue Pharisäerthum durch seit unverdenklich mißachtete Offenbarungen.

Hiermit begann für die Christenheit und eben dadurch auch für die Judenheit eine neue von der mittelalterlichen, wie von der alten — sich immer bedeutsamer unterscheidende Weltzeit.

Das Princip der Gewissheit, der Freiheit und der Umgestaltung constituirte sich dem Principe der Priesterautorität,

des Glaubens-Zwanges und der Stabilität gegenüber; der Geist rang sich los von der fesslenden Form, die eben dadurch immer größerer Erstarrung verfiel. Wie anderthalb Jahrhunderte zuvor die christliche Reformation dem erstarrenden rabbinischen Mosesismus, so trat nun ein freiprühender Protestantismus dem verhärteten hierarchischen Katholicismus entgegen, und wieder reagierte die alte Kirche durch Anwendung irdischer Gewalt. Die religiöse Freiheit wurde durch zahllose Märtyrer, durch namenlose Leiden errungen.

Die römisch-spanische Inquisition rief den niederländischen Freistaat in's Dasein, der papistische dreißigjährige Krieg besiegte die Freiheit der neuen Kirche in Deutschland; die jesuitischen Verfolgungen der Hugenotten und Jansenisten in Frankreich nöthigten den menschlichen Geist, sich in seiner Freiheit gegen jeden Zwangsglauben zu erheben.

Aber die Noth lehrt nicht nur beten, wie das Sprichwort sagt, sondern auch lieben; sie ruft nicht nur das tiefinnerste Verbundensein mit Gott, sondern auch das wesenhafte Verbündniß der Menschen untereinander zum Gefühl und zum Bewußtsein; sie lehrt nicht nur glauben und um Hülfе bitten, sondern auch mitleiden und hilfswillig werden.

So fanden zu Anfang des XVII. Jahrhunderts aus dem fanatischen Spanien, aus Polen und Deutschland flüchtende Juden zum erstenmale menschenfreundliche Aufnahme im niederländischen Freistaat; — so wurde nach dem westphälischen Frieden der in Deutschland auf den Juden lastende Druck hier und dort schon durch Verträge gemildert; so erhob zu Ende jenes Jahrhunderts im freien England zuerst der freigeistige Toland seine Stimme für die Emancipation der Juden.

Die Katholiken waren Jahrhunderte hindurch gedrückt, verfolgt, geschlachtet worden, wie die Anhänger des Talmud. Die Unmenschlichkeit der alten Kirchgläubigen hatte die Menschlichkeit in den Herzen der Unterdrückten erweckt. Das achtzehnte Jahrhundert führte die Humanität zum entscheidenden Siege. Schon im Jahre 1723 erklärte eine Parlamentsacte die Juden für Eingeborene und gestattete ihnen zum erstenmale rechtlichen Grundbesitz.

Bis dahin jedoch war der Geist der Judenheit, dreifach umhüllt vom Rabbinismus, von dem Talmud und der Thorä, nicht zu reformatorischer Theilnahme am neuen Leben erweckt worden. Ueber Spinoza hatte die Synagoge, wie über Bruno die Kirche, — den Verdammungsfluch ausgesprochen. Erst als die jungen christlichen Neben zu blühen anfangen, begann auch der alte israelitische Wein in dem festen Verschlusse zu gähren. — Erst als aus dem Kampfe der besonderen Glau-

bensmeinungen in der Christenheit der Geist zu dem von Christus angebeteten alleinigen wahren Gott sich erhoben, erst als aus der gleichen Verfolgung der verschiedenartigen Glaubensbekenner das Herz sich zum Mitgefühl mit allen Menschen — als Kindern eines Vaters — erweitert, — da wurde die Wahlverwandtschaft erragt, da schlug ein elektrischer Funke aus der neuen, freien Geisteswelt durch alle zeitlichen Umzäunungen hindurch in das Innerste der Synagoge, und Plato und Spinoza vermittelten durch Lessing und Mendelssohn einen seitdem sich immer mehr verinnigernden Lebensverkehr zwischen den Verehrern Jehovah's und den neuen Bekennern eines humanen Theismus. —

Das große Werk der allgemeinen Emancipation, der Befreiung der Menschen von widergöttlicher und menschheitwidriger Gewalt, hatte begonnen; Helden der Humanität hatten dem ewigen Lichte die Bahn gestrohen. Edle Fürsten erhoben sich über die feindlichen Schranken kirchlicher, nationaler und ständischer Verschlässe. An die Tagesordnung kam die göttliche Dulbung aller Eigenthümlichkeiten, welche der Lebensgemeinschaft, dem irdischen Frieden der Menschen nicht widerstreiten. Während ebelgesinnte Juden (Mendelssohn, Wessely u. a. m.) ihr Volk von der knechtenden Autorität seiner Rabbinen und seiner Satzungen zu befreien und es zur Theilnahme am allgemeinen Leben zu erziehen strebten, trat ein edler deutscher Staatsmann (Dohm 1781), und, angeregt durch ihn, ein edler französischer Priester (Gergore, 1787) für das unglückliche Volk in die Schranken gegen tieferingewurften Aberglauben und noch härteren Eigennuz.

Aber schon hatte das gemeinschaftliche Recht und die allgemeine Religion in der neuen Welt sich freie Gemeinden gebildet; der alle Ketten sprengende Geist des europäischen achtzehnten Jahrhunderts war in Amerika Staat geworden. Erst durch die Verfolgungen der mosaischen Priester und Schriftgelehrten waren die, anfänglich nur reformirten Christen zur tieferen Erfassung ihres neuen, allgemeineren Principes gelangt, und erst die aus Jerusalem Geflüchteten consituirten sich im jungen Europa als eine katholische, allen Völkern geöffnete Kirche. Ebenso wurden die europäischen Christen, die anfänglich nur das ursprüngliche Christenthum herstellen wollten, erst im jungen Amerika ihres Lebensprincips inne, welches in dem Worte ausgesprochen: daß „in allerlei Volk, wer Gott ehrt und Recht thut, Gott angenehm sei.“ Diese Wahrheit nun in der neuen Welt zu einer Wahrheit geworden, strahlte von dort aus zurück auf ihre geistige Primath, und — wie von einem Zauberichte berührt — zerfielen Ketten von Christen und Juden in Staub. Die Verkündigung und Anerkennung der

Menschenrechte wurde ein welthistorisches Ereigniß; der längst ersehnte, längst morgenröthlich aufsteigende junge Tag suchte neubelebend aus dem Tyrannenpferd und verbreitete mit Allgewalt die frohe Verheißung des Menschthums und seiner unveräußerlichen Freiheit. Zweihundert Jahre, nachdem zu Paris (im Jahre 615) die alte Kirche verordnet hatte, daß kein Jude ein militärisches oder Richteramt über Christen ausüben dürfe, wurden in derselben Stadt von geistlichen und weltlichen Abgeordneten einer ganzen Nation alle Juden, die den Bürgereid leisteten, für achte Franzosen, und somit für zulässig zu allen Staatsämtern erklärt. Was immer dann auch von untergeordneten, mehr oder minder historisch-berechtigten Standpunkten gegen diese Freilassung und Gleichstellung eingewendet worden, — volle vierzig Jahre nach diesem begeisterten Aufschwunge der französischen Nation hat die Regierung des wiedergeborenen Staates*) den versammelten Abgeordneten der Nation die Versicherung gegeben: daß „die Juden in allen öffentlichen Leistungen, wozu sie berufen waren, unter den Fahnen der unsterblichen Kriegsheere, in den Wissenschaften, den Künsten, dem Gewerbfleiß alle Verdäumnungen ihrer Unterdrückten auf die edelste Weise widerlegt haben.“ — Und die Vertreter des französischen Volkes bekräftigten diese Versicherung, indem sie die Vorleser des mosaischen Gottesdienstes gleichstellten den Beamten der anerkannten christlichen Kirchen.

So hat also von Seiten der Christen die völlige Emancipation der Juden, und, in Folge davon, auch von Seiten der Juden die Selbstemancipation von ihrem national-religiösen Particularismus in Mitten der europäischen Civilisation Wurzel geschlagen, und Holland und Belgien sind dem Beispiele Frankreichs gefolgt und haben das Zeugniß bekräftigt, welches die Franzosen ihren neuen Mitbürgern gegeben.

Wie aber das neue, die alte Welt umgestaltende Lebensprincip des Christenthums in den ersten Jahrhunderten seines Aufkommens auf andere Weise von den gläubigen Juden, auf andere von den philosophirenden Griechen und von den politischen Römern aufgenommen und verarbeitet worden, — so wiederholt sich dieselbe Erscheinung bei der Ausbreitung des freisinnigen Humanismus.

Von den allgemeinsten, aber eben darum abstraktesten Principien ausgehend, wurde in Frankreichs Hauptstadt der menschlichen Gleichheit und geistigen Freiheit vom Sturme der Leidenschaften die Bahn gebrochen, und die französische Judenthümlichkeit mit Gewalt in die, alle Dämme

*) Durch das Organ des Staatsministers Mérlhon im Jan. 1831.

übersuchende oder zertrümmernde Strömung hineingerissen. Wie die Differenzen zwischen Frankreich und Rom, so wurden auch die zwischen Paris und Jerusalem — nicht von innen heraus aufgelöst, sondern übersprungen.

England dagegen, wo, im altnordischen Geiste, die Einzelnen durchgängig nur so viel von ihrer Selbstherrlichkeit und ihrem überkommenen Gerechten ablassen, als die Noth sie zur Bewahrung des Uebrigens bedrängt, hat die Herrlichkeit, — selbst die schon sinnlos, ja sogar sinnwidrig oder widersinnig gewordene, — noch ein solches Ansehen und das partikuläre Interesse ein solches Uebergewicht, daß das neue, höhere Princip sich jeden Schritt- und Landes mühselig erarbeiten oder erkämpfen muß. Wo aber 6 Millionen Katholiken bis jetzt noch verzweifelt der Emancipation von der Gewalttherrschaft der Staatskirche entgegenzueifeln, da kann es nicht befremden, wenn noch ein Robert Peel im Weithume der Staatsgesetzgebung es auszusprechen kein Bedenken trug, er sei nicht der Meinung, daß man um nur 27,000 Individuen ein Princip aufzugeben habe! — Dessenungeachtet betheiligte auch in England das neue Princip sich dadurch als lebenskräftig, daß mit jedem Siege des alten partikularistischen Princips sich die Zahl der Anhänger des letzteren vermindert. —

Deutschland aber erweist sich auch in dieser großen Umgestaltungszeit als das Herz des civilisirten Europa's, indem es die Gegensätze, deren Momente ringsum entweder einseitig festgehalten oder auf unvollkommene Weise indifferenzirt werden, von Innen heraus zu vermitteln bestrebt ist. Sowie es früher — neben der Reformation — dem noch theilweis berechtigten Katholicismus, und in neuester Zeit neben dem abstrakten Rationalismus noch der alten Gläubigkeit freien Spielraum gelassen, auf daß beide sich zu höherer Einigung einander verarbeiten sollten, so hat es jetzt neben dem anfänglich noch abstrakten Princip der Humanität auch den älteren Principien sich noch geltend zu machen gestattet, und — aus dem doppelten Bedürfnisse des Geistes und des Gemüthes, — aus dem Bedürfnisse tieffereinziehender Erkenntniß und wahrhafter Innigkeit, — sind alle, das organische Leben theils hemmende, theils bedingende Differenzen um so ernstlicher und vielseitiger erhöht worden, je ernstlicher und gewissenhafter das Bestreben auf eine wahrhafte Versöhnung gerichtet ist. Und gerade dadurch bewähren die in Deutschland heimisch gewordenen Juden sich als *w e r d e n d e D e u t s c h e*, als Angehörige des deutschen Geistes, daß unter ihnen — mehr als unter allen übrigen Nachkommen Israels, sowohl im Theoretischen als im Praktischen, der äußerste Gegensatz mit allen vermittelnden Zwischenstufen sich auf ähnliche Weise hervorgerhan, wie er sich aus dem Geistes- und Gemüthsleben der

ursprünglichen Deutschen entwickelt. Zwischen dem tapfern Gabriel Kieffer, der auf den Grund der Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Rechte die Gleichstellung der israelitischen mit den übrigen Staatsunterthanen fordert, und dem nicht minder tapfern Landrabb'ner Raphael Pirsch, welcher, Thora- und Talmudkundig, die Israeliten noch jetzt für das von Jehovah auserwählte und höher verpflichtete, und seiner höheren, offenbarungsmäßigen Bestimmung zufolge noch ausgesonderte Volk hält, haben zahlreiche vermittelnde Ansichten ebenwohl ihre Vertreter unter den Israeliten gefunden, wie u. a. der treffliche Historiker Jost versichert: „die deutschen Juden wollen verdienen, was sie besitzen oder einst haben werden, Rechte des Menschen; sie fühlen sich gedrungen, sich selbst zu bessern, um ihr Schicksal zu verschönern.“*) Ebenso stehen den wackern Reformatoren der Synagoge, die den Mosaismus zum humanen Theismus zu vergeistigen streben, noch eifrige Rabbinisten entgegen, welche sogar auf amtlichem Wege jede Reform rückgängig zu machen sich bemühen. Zwischen diesen und jenen aber machen sich die mannigfaltigsten Bemerkungen bemerklich, die erwünschte Emancipation zu bewirken, und bekannt genug ist, daß ähnliche Meinungs- und Strebungs-Differenzen unter den nicht-israelitischen Deutschen noch obwalten.

So hat jede der drei großen Nationen nach ihrer Natur- und weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit auf die Anforderungen des allgemeinen Zeitgeistes geantwortet, und diesen großen Thatfachen gemäß der ziemt dem Einzelnen weder Klage noch Verwurf. Auch die Völker, auch die Menschheit, haben ihre Anerkennung heischenden Natur- und Entwicklungsgesetze.

Aber gerade aus diesen Gesetzen schöpfen wir die freudige Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in welcher auch in Deutschland das neue Princip der Humanität allgemein als das höchste bei Regulierung der Staatsverhältnisse zur Anerkennung, und eine um so innigere Einigung zwischen den israelitischen und den übrigen Deutschen zu Stande gekommen sein wird, je allseitiger und unumwundener alle vorhandenen oder vermeintlichen Differenzen sich ausgesprochen und hierdurch zur Beseitigung sich dargeboten haben.

In dem langen Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten haben die Juden auf das Schmerzlichsie die Unhaltbarkeit ihres particularistischen, nationalreligiösen Standpunktes erfahren und vielfach zur Vergeistigung und Universalisirung ihres irdisch-beschränkten Glaubens sich veranlaßt gefunden. Das Christenthum aber, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, dessen Kirche sich Anfangs für die schlechthin allgemeine gehalten, hat sich nach und nach immer mehr verweltliche, particularisirt und jerspaltert.

*) Geschichte der Israeliten, IX. S. 167.

Auf diese Weise sind Kirche und Synagoge sich einander thatsächlich nahe gekommen, und in beiden ist nun das gleiche Streben erwacht, die Widersprüche zwischen Partikularismus und Universalismus, zwischen Geistigem und Weltlichem, Offenbarung und Vernunft, Religiösem und Rechtlichem, — in denen beide befangen sind, von Innen heraus aufzulösen. Als das Wort der Versöhnung mit sich selbst und mit dem Gegenpart ist ihnen nun jener dreifache Kanon der Liebe zu Gott, zu den Menschen und zur Tugend wieder zum Bewußtsein gekommen, den vor schon bald zwei Jahrtausenden die Essäer aufstellte, den auch Christus als die Erfüllung des Gesetzes bezeichnet. In diesem Kanon waren die edelsten Juden einverstanden mit den ersten Christen; in ihm auch ist die Möglichkeit der Wiedervereinigung gegeben. Achtzehn Jahrhunderte haben die Juden auf die Ankunft, haben die Christen auf die Wiederkunft des Heilandes gewartet. Diese, wie jene, haben den Glauben gehabt, daß nach dem verheißenen Ereigniß die Feindschaft unter den Menschen aufhören, daß ein neuer Himmel und eine neue Erde, und nur ein Hirt und eine Herde sein werde. Ist aber besonders seit dem Anfange, noch entschiedener seit der Mitte, und mit dem hellsten Bewußtsein seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das lebenskräftigste Streben der gebildetsten Nationen nicht auf Beseitigung aller feindschaftlichen Gewalten und Schranken, nicht auf Beseitigung aller verfeindenden Vorurtheile gerichtet? Wird nicht immer allgemeiner auf Versöhnung aller eingetroffenen Bewußnisse hin gearbeitet? Ist nicht der Himmel durch Entdeckung der Sternensysteme und ihrer Größe ein neuer, ist nicht die Erde durch zahllose Erfindungen zum freudigen Begegnen der Menschen eine neue Erde geworden? Vereint die wieder auferstandene Idee einer einzigen Menschheit nicht die Völker zu einem großen Menschenreiche? Gewinnt nicht der Gedanke eines allgemeinen Vernunftreiches, der Glaube an einen einzigen, allväterlichen Gott immer größere Herrschaft in der alten, wie in der neuen Welt? Und ist dieser allbelebende, allerzählende Geist nicht schon wirklich zum strengen Richter über Feinde der Freiheit und Menschlichkeit, aber auch zum Heiland für schmählich geknechtete Juden und noch schmählicher mißhandelte Neger, so wie zum milden Herten über solche geworden, die bei allen sonstigen Natur- und Meinungsverschiedenheiten an Gott glauben und Recht thun? Ist endlich das Ewigwahre, welches dem Menschheit-Kind von seinem Vater durch einzelne Erleuchtete in biblischen Umhüllungen offenbart worden, jetzt nicht schon, seiner zeitlichen Hülle entkleidet, zur Sache allgemeinen Wissens und Bewußtseins geworden.

Mag immerhin von der Vorsehung Israel zum priesterlichen Volke

des Alterthums, und die Christenheit zur geistlichen Glaubensgemeinschaft des Mittelalters auserwählt gewesen sein; — Volk, Staat und Kirche sind in die Menschheit eingeführt und dem allgemeinen Geiste untergeordnet worden, der jeden Menschen zum Priester in seinem Berufsberufe weicht. Nicht Jerusalem, nicht Rom sind mehr zur Weltmitte und Welt Herrschaft bestellt; sondern Liebe und Freiheit, allgemeine Religion und allgemeines Recht. Zweimal ist der alt: Volkstempel, zweimal auch die hierarchische Kirche, — einmal von weltlichen, das andermal von geistlichen Mächten gebrochen worden. Aber an die Stelle des zertrümmerten Tempels ist die Kirche des Kreuzes, an die Stelle der zerfallenen Kreuz-Kirche ist die große Gemeinde der Menschheit, die erdumspannende Halle der Auferstehung und Befreiung getreten, in welcher sich Juden und Christen zu vereinigen haben, um gemeinschaftlich auch die Heiden zum ewigen Menschheitsbunde zu laden. —

Dies der Standpunkt, von welchem aus wir nun über die Schrift berichten werden, die uns zu dieser allgemeinen Erörterung erwünschte Veranlassung geboten.

Was Poëanne, was Diel in der Kirche, was der Contessa im großen Theater, das ist jetzt die gewaltige Stimme der Weltgeschichte im ungeheuren Sprechsaal der Publizität. Das große Thema der Menschheit und ihrer Bestimmung im Rhythmus des Entwicklungsgeistes stets von Neuem wiederholend, begleitet, trägt, unterstützt sie die Einen, ruft zur Ordnung, übertönt, übermächtigt sie die Anderen, und vermag es allein, die achtsamen Zuhörer im Sturme der tausendstimmigen Jage zu beruhigen, welche gegenwärtig die Lüfte durchbraust. Auf sie zu hören — und die leidenschaftlichen Parteien zur Achtsamkeit auf ihren Zuruf aufzufordern, scheint aber besonders nothwendig bei den Verhandlungen über die Emancipation der Israeliten, da kaum eine andere Zeitfrage tiefer, als diese, eingreift in das Gewebe menschlicher Vorurtheile, Intereffen und Bestrebungen. Natürliche Differenzen der Abstammung und Gewöhnung, ererbte nationale und historische Antipathien, Erwerbs-Collisionen aller Art, widerstreitende Principien der Rechtskunde und des Staatslebens, endlich Widersprüche der verschiedenartigsten religiösen Weltanschauungen, die seit drei Jahrtausenden in der Menschheit einander durchkreuzt haben, — Alles wird sich ausgesprechen genöthigt, wo es gilt, die mosaischen Gesetzen aufzunehmen in eine industrielle, bürgerrechtliche und politische, noch mehr oder minder mit ausschließenden Kirchlichkeit und National-Eigenthümlichkeiten verflochtene Gemeinschaft

christlicher Propheten. Jede dieser besondern Sphären des gesammten socialen Organismus hat aber ihre wesentliche Berechtigung; jeder Gegensatz innerhalb jedes dieser Lebenskreise, in sofern er ein wesentliches Produkt der Geschichte ist, hat auch legend ein historisches Recht. Der Wissenschaft ist aufgegeben, die's verschiedenen Rechte und Berechtigungen zum Bewußtsein zu bringen, aber zugleich auch — nachzuweisen, in welcher Ueber- und Unterordnung jene Sphären, in welchem Verhältniß die verschiedenen historischen Berechtigungen zu einander stehen. Ihr liegt es ob, auf überzeugende Weise zur Anschauung zu bringen, einerseits, in wie weit die Interessen einer Sphäre sich den Forderungen einer höhern Sphäre zu sakrificiren haben; anderseits, in wiefern eine historische Berechtigung im großen Entwicklungsgange der Geschichte zum Absterben, oder zur Umwandlung verurtheilt, oder zum Siege über die entgegenstehende berufen ist.

Nur so kann der häufig noch leidenschaftliche Streit auf eine den Geboten der Humanität entsprechende Weise geschlichtet und ein wahrhafter Friede herbeigeführt werden. Nur so kann der Einseitigkeit der beiden Hauptparteien erfolgreich begegnet werden, von denen die eine als die gläubige, die andere als die raisonnirende zu bezeichnen sein dürfte. Die eine nämlich glaubt, oder behauptet zu glauben — an die Unverbrüchlichkeit geschichtlich überkommener Natürlichkeiten, Gerechtigkeiten, Gesetze und Offenbarungen. Die andere geht raisonnirend, von mehr oder minder abstrakten Grundsätzen, von mehr oder minder allgemeinen Postulaten des Verstandes oder Gemüthes aus und verwirft unbedingt Alles, was der formell-solgerichtigen Durchführung derselben entgegensteht oder widerstrebt. Die erstere erkennt oder verleugnet die Idee der Humanität, zu deren stufenweiser Entwicklung und Verwirklichung die Menschheit bestimmt ist; die andere Partei erkennt die realen Voraussetzungen und Bedingungen dieser Entwicklung. Verläugnen die Einen in ihrer Verblendung oder ihrer Eigensucht die aufgehende Sonne, so flattern die Andern dem Gestirne des neuen Tages auf Harkeflügeln entgegen.

Sowohl die Gläubigen aber, als die Raisonnirenden, haben nach und nach eine ganze Menge von Gründen aufgebracht, mit welchen sie sich einander bekämpfen, und da sie hierbei sich auf Voraussetzungen stützen müssen, die mehr oder minder allgemein zugestanden oder in Frage gestellt sind, so hat sich auch gar bald gezeigt, daß die sogenannte Emancipationsfrage auf das innigste mit allen übrigen großen Fragen verflochten ist, an deren Erörterung und Aufklärung die gegenwärtige Zeit noch arbeitet.

Es kann nun nicht in Abrede gestellt werden, daß jede der Hauptparteien gewichtige Motive in die Waagschale gelegt hat, und daher kommt es, daß von denjenigen, welche den Debatten beiwohnen, gar Viele unsicher hin und herschwanken zwischen den extremen Meinungen, je nachdem der eine oder der andere Grund mit mehr oder minder Geschick geltend gemacht wird. Die Streitfrage ist aber um so verwickelter, als nicht nur die Israeliten mit den gesegneten Staatsgewalten zu unterhandeln haben, sondern auch die mannigfaltigsten Differenzen sowohl unter ihnen selbst, als unter den Nicht-Israeliten hervorgerufen sind.

Wie dann von den verschiedenen Seiten die mannigfaltigsten objectiven Gründe vorgebracht werden, so sind auch bald Eigennutz, Parteilichkeit und Vorurtheil, bald Ueberspannung, Anmaßlichkeit und despotischer (s. Liberalismus) mit in die Schranken getreten, und haben durch vielfache Verwechslung und Verwirrung der Begriffe die Einverständigung erschwert. Wo aber die Frage praktisch zur Entscheidung gekommen, da ist der Knoten durchgängig nicht sowohl durch die Macht des Geistes und vernünftiger Erkenntniß gelöst, als entweder mit dem Schwerte abstrakter Principien durchgeschnitten, oder von Vorurtheilen, Leidenschaften und Egoismus noch fester zugeschnürt worden.

Die größte weltgeschichtliche Thatfache in der neuesten Zeit ist aber die, daß die Völker Europa's aus den ererbten Feindschaften, Verwirrungen und Zwangsverhältnissen nach harmonischer Umgestaltung ihres Daseins, nach Freiheit, Ordnung und Frieden sich sehnen, und mit ihren besten Kräften dieses, mehr oder minder klar vorschwebende Ziel zu erreichen trachten. Denen, die an diesem großen Werke mitzuarbeiten sich berufen fühlen, stellt sich nun eine doppelte Aufgabe zur Lösung dar. Das Erstwesentliche ist, des Zieles klar inne zu werden und die Art und Weise gründlichst zu erforschen, auf welche die vorhandenen Antinomien nachhaltig gelöst werden können. Hierzu bedarf es einerseits der sorgfältigsten Ermittlung der vorhandenen Gegensätze nach ihrem Ursprung und gegenwärtigen Bestande; anderseits der wissenschaftlichen Erwägung der letzten Gründe, auf welche die verschiedenen Parteien sich stützen, und der überzeugenden Entwicklung der Principien, mittelst welcher eine wahrhaft befriedigende Entscheidung herbeigeführt und deren Nothwendigkeit dargethan werden kann.

Hat erst die Theorie den Zwiespalt auf wissenschaftliche Weise gelöst, dann stellt sich als zweite Aufgabe dar, diese Lösung auch Eingang in die Massen zu verschaffen, das befriedigende Wort je nach den verschiedenen Bildungsstufen derselben zu popularisiren.

Hinsichtlich der sogenannten Emancipation der Juden ist die erste Aufgabe bis jetzt noch nicht als gelöst zu betrachten, und — diesem Mangel abzuhelfen — scheint Hr. Pfarrer Haas beabsichtigt zu haben. Er bemerkt nämlich in der Vorrede zur vorliegenden Schrift: „es sei noch kein Werk erschienen, das mit Benutzung der vorhandenen Streit- und Flugschriften, wie der vereinzelten Ansichten, in einem wissenschaftlich geordneten Ganzen die wichtige Angelegenheit unparteiisch behandelt;“ er wolle nun seinen Standpunkt nicht in der sog. richtigen Mitte — zwischen, sondern „über den Parteien“ nehmen, und bezeichne denselben dann näher als den „der inneren Politik oder einer religiösen, geistigen,“ oder, wie es Seite 61 heißt, einer „humanen Staaten Tendenz.“

Der Hr. Vfr. hat sich nun allerdings einen Anspruch auf unsere Beachtung dadurch erworben, daß er sich ein so großes Ziel vorgesetzt, und mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln es zu erreichen gestrebt hat. Je freundlicher aber wir dieses Streben anerkennen, um so mehr müssen wir bedauern, dem Geleisteten nicht in gleichem Maße unseren Beifall gönnen zu können.

Die Abhandlung besteht aus einem historischen, einem raisonnirenden und einem statistischen Theil.

In dem ersten wird uns (v. S. 1—58) ein Abriss der „Geschichte der Juden von Zerstörung des zweiten Tempels bis auf heute“ gegeben.

Allerdings kann nun die gegenwärtige Lage und Stellung der Judenheit nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn die weltgeschichtlichen Verhältnisse in ihrem lebendigen Zusammenhange klar zur Anschauung gebracht werden, die deren wesentliche Voraussetzung sind; wenn also aufgestiegen wird bis zu dem Saamenkorne, welches von Abraham, dem Auserwählten Gottes an, erst zum gottgesegneten Stamme, dann zum priesterlichen Volksstaat erwachsen, um demnächst, als rabbinisch talmudische Stammgenossenschaft in alle Welt zerstreut, nach Vollendung der Zeiten in die allgemeine Menschengenossenschaft wieder einzutreten, aus welcher der Stammvater zu weltgeschichtl. dem Endzweck ausgesondert worden. So weist das rabbinische Judenthum des letzten Jahrtausend's zurück auf die Entstehungszeiten des Talmud, das talmudische Judenthum auf die Prophetenzeit Israel's, das Israelthum in den Jahrhunderten der Propheten auf die mosaische Königs- und Richterzeit, so wie diese auf die Jahrhunderte der patriarchalischen Abrahamiden.

Andersseits kann die ganze Geschichte des Volke in ihrer weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit und Bedeutung nur erkannt werden durch stete Hinweisung einestheils auf die religiösen Beschränktheiten und Entartun-

gen, über welche die Israeliten sich erhoben, und andererseits auf die fortschreitende Entwicklung der anderen welthistorischen Völker, an welcher Theil zu nehmen sie mehr oder weniger durch nationale Bläubigkeit verhindert worden sind.

Der von Hrn. Haas uns dargebotene Abriss entspricht nun leider keiner dieser Forderungen, sondern ist nur ein flüchtiger Auszug aus dem zweiten Theile von Josl's allgemeiner Geschichte des israelitischen Volkes, und weder die wesentliche Eigenthümlichkeit und die hieraus entspringende historische Berechtigung der Judenheit und der übrigen mit ihr in Conflict gerathenen Nationalitäten und Religionen, noch die allmählig sich vorbereitende Auflösung dieses Gegensatzes — durch das, aus ihm resultirende Streben nach Humanität und universaler Religion — wird in diesem Auszuge zur Evidenz gebracht.

Im zweiten Abschnitte (S. 95—227) soll „das Staatsbürgerthum der Juden“ begründet werden. Zu diesem Zwecke werden im ersten Kapitel die Hauptgründe aufgeführt und erwogen, welche bisher gegen die Gleichstellung der Israeliten mit den übrigen Staatsbürgern vorgebracht worden; das zweite Kapitel ist der „näheren Begründung des Staatsbürgerthums der Juden gewidmet.“

Als gegen die Ertheilung des Staatsbürgerrechtes erhobene Einwendungen werden von Hrn. H. angeführt: 1) der nationale Gegen Grund, worunter er Kleidung, Preiseunterschiede, hebräische Sprache, Eid, Ehegesetze, Beschneidung, Sabbathfeier, Talmud und Messias Hoffnung begreift; 2) der numeräre (1), 3) der militärische, 4) der mercantile, 5) der confessionelle, 6) der christlich oder kirchlich-politische, 7) der religiöse und 8) der moralische Gegen Grund. Für die Gleichstellung aber werden im zweiten Kapitel geltend gemacht 1) der rechtliche, 2) der politische und 3) der moralische Grund.

Wie Manches nun auch gegen diese Anordnung, wie gegen die Behandlung des hier zur Sprache gebrachten reichhaltigen Stoffes zu erinnern sein dürfte, so wird dennoch dieser Abschnitt allen denen eine willkommenes Gaben sein, welche gerne das Bedeutendste übersichtlich und mit den eigenen Worten der Stimmführer zusammengestellt zu sehen wünschten, was bisher über die angegebenen Punkte in einer großen Menge von Abhandlungen sich zerstreut findet. Vermißt man aber in den vom Hr. Wfr. hinzugefügten Bemerkungen jene Schärfe, Consequenz und Hebeligkeit, welche zur wissenschaftlichen Erörterung und Aufhellung einer so verwickelten, in so viele Gebiete eingreifenden Angelegenheit unentbehrlich sind, begegnet man auch nicht selten Widersprüchen, theilweisen Unrichtigkeiten und unhaltbaren Ansichten, — so wird man doch um

so geneigter sein, hierbei Nachsicht zu üben, als ähnliche Mängel sich mehr oder weniger in den meisten über diesen Gegenstand gewechselten Schriften bemerklich machen, dagegen die vorliegende Abhandlung sich vor manchen anderen vorthellhaft auszeichnet durch unverkennbares Streben nach Unparteilichkeit und regem Eifer für Recht, Sittlichkeit und allgemein-menschliche Religion.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir näher auf alle einzelnen Punkte eingehen, welche hier zur Sprache gebracht worden sind. Da aber Hr. H. in der Einleitung zum zweiten Abschnitt als „den einzigen richtigen Standpunkt, von dem aus die Angelegenheit entschieden werden müsse, den nationalen“ — bezeichnet, und die Meinung ausspricht: „das Staatsbürgerthum trete nur dann aus seinem inneren Zwiespalt heraus (sic), wenn einerseits die Juden ihre längst erstorbene (?) Nationalität aufgeben, und anderseits die betreffenden Staaten ihnen volle Gleichstellung gewähren,“ — so glauben wir bei diesem Moment einige Augenblicke verweilen zu müssen.

Der Hr. Bfr. will unter Nationalität „nicht den tief religiösen Geist des mosaischen Gesetzes und der Propheten verstanden wissen, sondern solche Institutionen und Lebensregeln, in denen sich ein Volk in temporalen (?), localer und socialer Hinsicht bewegt und entwickelt.“ Dessenungeachtet bemerkt er weiterhin „die (von Kieffer ausgesprochene) juristische Nationalität möchte so lange auf hohem Boden ruhen, als nicht die Juden ihre absondernden Gebräuche und Messiassträume (?) für aufgegeben erklären.“

Hr. H. verkennet hier sowohl das Wesen der Nationalität überhaupt, als die jüdische Nationalität insbesondere, und in Folge davon bestimmt er unrichtig den Standpunkt, von welchem aus ihr Verhältniß zu den modernen Staaten zu reguliren sein dürfte.

Nationalität ist die gesammte Individualität eines Volkes, durch welche dasselbe in seinem ganzen geschichtlichen Lebenslauf sich als eigenthümliches von allen übrigen Völkern unterscheidet, und irgendwie als ein solches sich behauptet. Das religiöse Moment kann aber da am allerwenigsten unberücksichtigt bleiben, wo es, wie bei Israel, gerade als constitutives und fortwährend dominirendes sich kund gibt. Israel — ohne sein religiöses Element — wäre nichts als ein Körper ohne Seele. Ausbekannt ist, daß dieses einzige Volk sowohl seine Entstehung als seine sämmtlichen Institutionen und geschichtlichen Führungen einer ihm vorliebig zugewendeten Wahrung des Allmächtigen zu verdanken glaubt, der seinen Stammvater auserwählt und mit Nachkommenschaft gesegnet, der seinen Gesetzgeber, seine Pro-

pheten und Helden begreift, der es wiederholt gezüchtigt und erlöset, und ihm einen gesonderten Bestand selbst während seiner Zerstreuung und für die Endzeit verheissen, in welcher es von einem göttlichen Gesanten wieder in das gelobte Land versammelt werden soll, wo dann die übrigen Völker, beküht oder überwunden, nach Jerusalem kommen würden, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs als den alleinigen Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen und zu verehren.

Diese, die ganze separate Existenz der Israeliten durchdringende Vorstellung constituirte die ideale Individualität dieses Volkes, welche, in Wechselwirkung mit der natürlichen Beschaffenheit und den geschichtlichen Verkettungen desselben — seine welthistorische Nationalität produziert hat.

Allerdings gehören zu den Resultaten dieser Wechselwirkung auch die vielfachen Abtrünnigkeiten und Spaltungen des Stammes und Volkes, dann späterhin das Verkommen der zehn Stämme und die vereinzelten Uebergänge in andere religiöse und nationale Gemeinschaften, so wie die theilweise Assimilation fremder Bildungselemente; — Alles Thatfachen, welche die natürliche Empfänglichkeit dieses Volksstammes und die Möglichkeit seines völligen Uebergehens in andere Nationen außer Zweifel setzen. Bis her jedoch hat in Mitten der verschiedenartigsten Völker eine Masse von Abrahamiden (Kaviten, Juden und Benjamingiten), — durch ihre ursprünglichen national-religiösen Ueberlieferungen und Institutionen eine gesonderte Existenz behauptet, und wenn von Emancipation der Israeliten die Rede ist, kann im Allgemeinen auch nur von der großen Masse der wirklichen Israeliten die Rede sein, nicht von denen, welche den engen Kreis ihrer historischen Nationalität bereits überschritten haben. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß bis auf die neuesten Zeiten Israel in seiner ererbten Eigenthümlichkeit durch — ähnlich, wenn auch nicht durchaus gleichartig exklusive Präensionen anderer Nationalitäten, Rechts- und Religionsgemeinschaften befestigt worden ist, wie denn noch jetzt überall, wo solche ausschließende Vorstellungen ihre Herrschaft behaupten, auch die Judenheit noch in ihrer strengen Absonderung beharrt.

Es ist aber bereits im Vorhergehenden angedeutet worden, daß in gleichem Maße, in welchem die Anhänger particularistischer Religionen zu religiösem Universalismus übergehen, in welchem die natürlichen Volkseigenthümlichkeiten sich der Idee einer einzigen Menschheit ein- und unterordnen, in welchem endlich die besonderen positiven und historischen Berechtigungen die Souveränität des allgemeinen Vernunftrechtes, d. h. die Idee der Humanität — anerkennen, — in gleichem Maße auch die verwandten, bisher im eigentlichen Judenthum mehr

oder minder latent gebliebenen, universalistischen Lebenselemente erweckt, und auf das Erfreulichste in Thätigkeit gesetzt worden sind.

Auf diesem Punkte begannen sich Theorie und Erfahrung, und vereinigen sich zu dem Resultat: daß für diejenigen, welche zum Glauben an den alleinigen, universalen Gott, zum Gefühle für die Eine Menschheit und zur Erkenntniß des allgemeinen Rechtes gekommen sind, es zur heiligen Menschenpflicht geworden, den Juden auf alle Weise Gelegenheit und Mittel darzubieten, aus ihrer national-religiösen Absonderung in die humane Lebensgemeinschaft einzutreten. Können sie auch, insofern sie in ihrem exclusiven Partikularismus beharren, nicht als ein Recht in Anspruch nehmen, was vom Standpunkt einer religiös-nationalen Bevorzugtheit aus, nicht als Recht gegen die Nichtausgewählten begründet werden kann, so wird hierdurch doch derjenige, welcher humaner Bildung theilhaft geworden, keineswegs der höhern Pflicht entbunden, in dem noch minder Gebildeten den zu gleicher Bildung Bestimmten und Verufenen anzuerkennen, und ihm aus reiner Menschlichkeit zu gewähren, was er, von dem untergeordneten Standpunkte bloß natürlicher Wiedervergeltung, demselben zu verweigern berechtigt wäre. Wie der Vater seine Kinder zu freien Menschen zu erziehen, und selbst ihre ephemere Selbstlichkeit durch Liebe zu überwinden hat, so ist jetzt die Staats-Regierung, die ihrer providenziellen Bestimmung inne geworden, verpflichtet, die in ihrem Wirkungskreis befindlichen spröden Individualitäten durch zuvorkommende Güte zu freien Staatsbürgern zu erheben, wozu die Rechts-Gleichstellung sich als das zweckmäßigste Mittel thatsächlich erwiesen.

Es ist jedoch hierbei stets zu bedenken, daß von keiner Staatsgesellschaft mehr gefordert werden darf, als was der — in ihr herrschenden — Bildung entspricht, und daß dieselbe Rücksicht, welche für den jüdischen Partikularismus in Anspruch genommen wird, zum Wenigsten in gleichem Maße den übrigen Partikularismen zugestanden werden muß, welche noch neben jenen zum wenigsten ein gleiches historisches Bestandrecht geltend zu machen befugt erscheinen. Wo also die Gesetzgeber eines Staates die Existenz oder das Gedeihen desselben noch für bedingend halten durch den Anschluß seiner Beamten und Vertreter an partikuläre öffentlich anerkannte, kirchliche Symbole, da möchten die wahrhaften Menschheitsfreunde ihr Augenmerk wohl vor Allem auf die geistige Emancipation der Gesetzgeber selbst zu richten, und dahin zu trachten haben, dieselben von den partikularistischen Glaubensmeinungen zu befreien, welche sie noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe gebannt halten.

Aus den hier gegebenen Andeutungen glauben wir Folgendes ableiten zu können:

Die Nationalität der Israeliten besteht wesentlich darin, daß deren Eigenthümlichkeit sowohl hinsichtlich ihrer Abstammung, als ihrer Institutionen und Geschichte durch ihre Religion erzeugt und erhalten, und deren Bewahrung bis zum Abschlusse der Geschichte geboten und verheißen worden. Hierhin gehören also vor Allem die schon Adam gebotene Heiligung des Sabbaths, die in die Noachitische Zeit hinaufreichenden absondernden Speise- und Ehegesetze, die Abrahamitische Beschneidung als Bundes- und Auserwählungszeichen, das Passah-Opfer und die damit verknüpfte Heiligung und Austösung alles Erstgeborenen, das mosaische Gesetz und Priesterthum der Leviten, endlich alle von den Ergänzern bis zu Maleachi hinab stets wiederholten Verheißungen ewigen Fortbestandes des auserwählten Volkes. Die Abkömmlinge Israels also, welche noch jetzt sich zum Glauben ihrer Väter bekennen, werden eben durch diesen Glauben verhindert, in eine andere Volksgemeinschaft einzutreten.

Das Christenthum hat nun zwar die Schranken der Nationalität in so weit durchbrochen, daß es eine Kirche erbaut hat, in welche Menschen aus allen Völkern einzutreten berufen werden können. Diese Kirche hat aber in ihren bisherigen Formationen Bedingungen zur vollständigen Lebensgemeinschaft mit ihren Angehörigen aufgestellt, die es ihr nicht gestatten, wirkliche Israeliten in die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen, da diese letztere, dem kirchlichen Glauben zu Folge, sich die Erhaltung und Ausbreitung der Kirche zum wesentlichen Endzwecke setzen muß. Nicht die natürliche Abstammung ist hier das Hinderniß der Emancipation der Juden, sondern der damit verknüpfte religiöse Particularismus.

Ueber den natürlichen und geschichtlichen Volksschümlichkeiten und über den verschiedenartigsten religiösen Eigenthümlichkeiten hat aber in neuester Zeit sich das Streben nach einer allgemeinen Völker- und Kirchengemeinschaft erhoben, als deren providenzielle Organe namentlich auch die gesetzgebenden Gewalten der einzelnen Staaten sich zu erkennen haben. Dieses Streben, welches von den Grundleiden einer universalen Religion und eben damit eines allgemeinen Menschenrechtes und der demselben entsprechenden allgemeinen Menschenschaft ausgeht, erzielt nothwendig eine durchgreifende Umgestaltung aller Verhältnisse, welche im nationalen oder kirchlichen Particularismus wurzeln. Es erzielt eben damit auch vor Allem die geistige,

sowohl intellektuelle als sittliche Emancipation aller derjenigen, welche noch auf einer der früheren menschlichen Bildungsstufen beharren.

Es ergibt sich hieraus, daß der am weitesten fortgeschrittene Theil der Menschheit gegenwärtig sich in einem transitorischen Zustande befindet, auf welchem die erst nach vollständiger Ausgebildung ringende Weltgestalt in den vielfachsten Konflikten gerathen muß mit früheren religiösen, sozialen und nationalen Formationen, die zwar, der Idee nach, bereits antiquirt, in der empirischen Wirklichkeit aber noch so lange sich berechtigt halten dürfen, als ihnen nicht durch eine höhere religiös-soziale Formation ein überschwänglicher Ersatz dargeboten ist. —

Gerade aus dieser transitorischen Bestimmung der gegenwärtigen Zeit resultirt sich das überhand nehmende Schwanken der Dinge, der Grundsätze und Meinungen, das Zerfließen und Verflüchtigen alles überkommenen Positiven, und das häufige Verkennen und Verwechseln der verschiedenen Standpunkte, von welchen aus die Frühnebel des neuen Tages aufgelöst werden sollen. Um aber wahrhaft zu versöhnen, zu vereinigen, muß man gründlich unterscheiden, und die Differenzen nicht übertünchen oder verläugnen, sondern sie schärf in's Auge fassen und hervorheben, damit in dem Kampf um das Partikulare das versöhnende Allgemeine sich als das Allwahrere erhalte. Darum möchte auch die Frage Emancipationsfrage dadurch der humanen Entscheidung am sichersten entgegengeführt werden, daß sowohl die Juden, als die Mitglieder der verschiedenen Kirchen, sich ihre Partikularitäten möglichst klar zu machen suchten, wobei sich dann bald herausstellen würde:

1) daß die Juden, welche die staatsbürgerliche Gleichstellung fordern oder wünschen, keine wirkliche Israeliten, und daß die Christen, welche diese Gleichstellung beantragen, keine wirkliche Kirchengläubigen mehr sind;

2) daß sowohl für diese als für jene die Emancipationsfrage sich in die allgemeinere verwandelt muß der Gleichstellung aller an einen Gott, an ein allgemeines Recht und an eine allgemeine Pflicht Glaubenden mit den übrigen Staatsbürgern, und —

3) daß — von dem höchsten Standpunkte der menschlichen Bildung aus, — selbst dem wirklichen Israeliten und Kirchengläubigen das volle Staatsbürgerthum dargeboten werden muß, damit sie — durch diesen Erweis wahrhafter Humanität — zu derselben sich zu erheben auf das Nachdrücklichste erregt und bewogen werden.

Nicht also vom nationalen Standpunkte, wie Hr. Haas meint, selbst nicht einmal vom kirchlichen, sondern vom humanen, universal-religiösen Standpunkte kann die fragliche Angelegenheit zur

definitiven Entscheidung gebracht werden, womit aber transitorische Entscheidungen von mehr oder minder untergeordneten Standpunkten nicht ausgeschlossen, sondern eben nur als transitorische Uebereinstimmungen bezeichnet werden. —

Nach dieser ausführlichen Erörterung der entscheidenden Momente müssen wir einzelne Punkte, über welche der Hr. Verfasser sich im zweiten Abschnitt verbreitet hat, um so mehr hier übergehen, als dieselben nur in ihrer Vereinzlung, aber weder in ihrem wechselseitigen Zusammenhange, noch in ihrer historischen Bedeutsamkeit aufgefaßt und zur Sprache gebracht werden.

Der dritte Abschnitt (von S. 227 — 306), welchem der Hr. Verfasser die Ueberschrift „neueste Lage und Bestrebungen der Juden auf dem ganzen Erdkreis, insbesondere in Deutschland“ gegeben, enthält unter gesonderten Rubriken der einzelnen Welttheile, Länder und Staaten einen großen Reichthum meistens statistischer Angaben, durch deren Sammlung und übersichtliche Zusammenstellung alle diejenigen sich zu Dank verpflichtet finden werden, welche die Geschichte der Israeliten mit der ihnen gebührenden innigen Theilnahme begleiten.

Ueber Styl und Sprache des Buches würden wir, um der Größe des darin verhandelten Gegenstandes willen, zu schweigen für angemessen halten, wenn bereits hinlänglich in den Schulen dafür gesorgt wäre, daß diejenigen, die so viel Zeit und Mühe auf Erlernung fremder Sprachen verwenden müssen, vor Allem richtig und gut in ihrer Muttersprache zu schreiben erlernten. So aber können wir nicht ungerügt lassen, daß in der vorliegenden Schrift Styl und Sprache nur zu häufig sehr vernachlässigt erscheinen.

16.

Die erste Kammer und die Juden in Sachsen.

Von Dr. J. Weil, Vorsteher einer Lehr- und Erziehungsanstalt.
Hanau 1837. Bei F. König. 22 S.

Mit Recht beginnt Herr Dr. Weil seine Philippika mit der Bemerkung: „Die Philisterei hat eine Naturtalent, die man ergötzlich finden

kann. Ein umgekehrter Gallili, hört sie vergeblich die überzeugendsten Gründe, daß die Erde sich fortbewegt; sie stampft mit dem Fuße und schreit: „und doch steht sie still!“... Wenn sie sich aber aus ihren Werkstätten und Kramläden hinaus in die Öffentlichkeit wagt, und ihre Pfenningsgeidenchaften da Wiberhall finden, wo hochstehende Männer eine Würde gegen Deutschland, eine Ehre gegen die Nachwelt zu behaupten haben, — dann hört die Sache auf ergötzlich zu sein und wird empörend.“ Hierauf könnten die modernen Philister, wenn sie keine Philister wären, nur etwa erwidern, daß Israel selbst seit achtzehn Jahrhunderten zwischen den Zähnen murmelte: „und doch steht die Menschheit still,“ — obgleich das Christenthum über die Volkserklylotten und der neuerer Humanismus über die Kirchenschranken hinausgeschritten sind, und selbst so manche einzelne Israeliten in die Bewegung hineingezogen haben. —

Mit Recht hebt sofort Herr Dr. Weil hervor, daß, während auf dem vorigen Landtage als Recht erkannt worden, ein Gesetz „zur Beseitigung der gegründeten Beschwerden der Juden“ zu geben, dies auf dem gegenwärtigen „so geudeutet worden, daß es sich selbst zerstört;“ und fährt dann mit bitterer, aber gerechter Ironie fort: „Der Jude — sagen sie — wolle keinen Ackerbau treiben, und sie wollen ihn bessern; darum verbieten sie ihm, Grundeigenthum zu erwerben und erlauben ihm nur in Dresden und Leipzig zu wohnen! Der Jude — sagen sie — hänge am Talmud und wolle vom Alten nicht lassen, und sie wollen ihn erziehen; darum verbieten sie ihm deutschen Gottesdienst und jede neuere Form der Liturgie, doch mit großmüthiger Ausnahme der Leipziger Messe, weil da christliche Liebe nicht gestattet, die reichen jüdischen Käufer aus dem Auslande durch Verbot ihres Gottesdienstes nicht zu verschrecken! Und wie sie sich fürchten! Anderthalb Millionen Menschen vor acht hundert, — worunter wenigstens 600 arme Teufel!“ — „Aber die Erfahrung hat gelehrt (wurde in der ersten Kammer behauptet), daß die Juden überall, wo ihnen Bürgerrechte eingeräumt wurden, diese zum Nachtheil ihrer Mitbürger mißbraucht haben, und schlechter geworden sind.“ Dagegen erinnert Herr Dr. Weil an die, jener Behauptung auf das Entschiedenste widersprechenden Erklärungen, welche in den französischen Kammern, in Belgien, Holland und Dänemark, schon in den Jahren 1813 und 1814 in Preußen, dann in Hamburg, in den Kammern von Baden, Württemberg und Hessen abgegeben worden! Ebenso wird mit Recht an die Worte des Domherrn Günther in der sächsischen Kammer erinnert: „Haben nicht tausend Beispiele gezeigt, daß sonst höchst billige (!) Männer, wenn es auf

das Mein und Dein ankam, eben so wenig Rücksicht mit ihren Schuldern gehabt, als irgend ein Jude!“ Und an die Bemerkung des Prinzen Johann von Sachsen: „Der Betrug, der von den christlichen Weinbäuern verübt wird, ist so arg, daß den Juden Nichts übrig bleibe.“ — Mit Recht auch wird der Behauptung eines Mitgliedes der ersten Kammer: „Sachsen sei ein christlicher Staat, folglich dürfe ein Jude nicht eine Hufe Erde darin besitzen,“ entgegengesetzt, daß hiernach „das sächsische Christenthum nicht die Religion der Liebe, sondern die des Besitzes und ein christlicher Staat ein solcher sei, wo jeder unter schwerem Drucke leben müsse, der sich von der Wahrheit gewisser Dogmen nicht überzeugen könne!“

Wenn ferner „ein namenloser Redner mit zwei Namen (Herr Biegler und Klipphausen)“ in der ersten Kammer sagen konnte: „Ist denn in der Wahrheit des Juden Zustand so belagenerwerth? Ich kann das nicht zugeben. Im Gegentheil, ihr Zustand ist besser als der der arbeitenden Klassen, ein wahrer Zustand des Wohlstandes“ u. s. w.; wenn Herr Vicepräsident Deutrich meint, der Zustand der Juden sei gar nicht so übel; „essen stünde ihnen der Zutritt zu den Künsten und Wissenschaften, offen die ungünstigen Gewerbe, offen das Eintreten in die dienende Klasse.“ — dann können wir es Herrn W. nicht verargen, wenn er über die Aeußerungen dieser Herren die scharfe Laune seines Spottes ergießt, und dabei auf die doppelte Inconsequenz aufmerksam macht, daß man den Juden zwar Aerzte, nicht aber Apotheker, daß man ihnen Schriftsteller, nicht aber Buchhändler zu werden gestatte.

Hinsichtlich der den Juden gestatteten Handwerke macht endlich Hr. W. auf das fast Zülforsische dieser Vergünstigung aufmerksam, wonach, da dabei das Verhältniß zur christlichen Bevölkerung festgehalten werden soll, kaum 20 — 25 Individuen sich zum Handwerke bestimmen können.

Zum Schlusse ermahnt Hr. W. seine Glaubensgenossen, „durch würdiges Benehmen, durch kräftiges, zeitgemäßes Streben die Vorurtheile gegen sie auf die edelste Weise zu widerlegen, und die tiebloße Gefinnung ihrer Gegner durch die That zu beschämen... In der Neuzeit seien der Beispiele gerechterer und liebevollerer Gefinnungen gegen sie so viele, daß sie sich wohl hüten mußten, in die Ungerechtigkeit zu verfallen, welche gegen sie geübt wird, wegen eines Beispiels über Alles und Alle abzusprechen.“

Wir wollen hier nicht mit dem Herrn Verfasser darüber rechten, daß er in dieser Ermahnung durch lebhafteste Theilnahme sich zu strafenden Bezeichnungen hat hinreißen lassen, welche, als in das rein Subjekt-

tive eingreifend, die Grenze des Gebührliehen überschreiten; aber auch die lebhafteste Theilnahme möchte nicht füglich als Entschuldigung geltend zu machen sein, weder für die gleich zum Eingang vorgebrachte Aeußerung: daß „in der hohen Kammer des Landes, das so lange und so blutige Kämpfe für seine Glaubensfreiheit bestand, Gewissen & Freiheit und Menschenrechte gehöhnt werden, um dem schmachthaftern Kastengeist zu genügen;“ — noch für die Schlussreile, in denen Hr. W. seine Glaubensgenossen mit der Gewisheit tröstet, „der hohe Weltengeist werde auch in ihr Vaterland des Lichtes Strahlen senden, die zu erwidern, deren Herz kalt und lieblos sich abwendet von Altem, was Menschen lüdt erheben, Menschenliebe befördern und eine bessere Zukunft schaffen könne!“ —

Die Gesetzgebenden, wie die richterlichen Behörden sind als Geschworene, hinsichtlich ihrer Gesinnung und ihres Gewissens nur dem alldurchschauenden „Weltengeist“ verantwortlich. Nur ihre allerkenntbar an den Tag gegebenen Aeußerungen und Handlungen verfallen dem öffentlichen Gericht und sind ebenso nach allgemeinen Grundsätzen zu richten. Ein Gesetz kann die Interessen vieler verletzen, und dennoch der Gesetzgeber dazu durch Wohlmeinung und Gewissen bestimmt worden sein. Kastengeist vorzuwerfen möchte vollends am Wenigsten den Anhängern einer Religion geziemen, deren Grundlehren und heilige Geschichte ihre Angehörigen als eine Kaste auserwählter und alleinreiner Gottesverehrer über die übrige Menschheit erhaben und von ihr abgesondert hat. Allerdings ist dieser Kastengeist auch in die Christenheit übergegangen; aber zugleich ist die Kaste bedeutend erweitert worden und die Theilnahme an den göttlichen Privilegien nicht durch natürliche Abstammung bedingt. Uebrigens hat Sachsen in der Reformation nicht für unbedingte Glaubensfreiheit gekämpft, sondern nur für die Freiheit von der römischen Kirchengewalt.

Von Gewissensfreiheit und Menschenrechten endlich möchte bei dieser Veranlassung zu sprechen sich wohl nicht als statthaft erweisen lassen. Unter jener ist doch höchstens dies zu verstehen, daß man weder zu irgend einem Glaubensbekenntniß, noch zu einer dem Gewissen widerstreitenden Handlung gezwungen werde. Von Keinem von Beiden ist aber in Sachsen die Rede. Ueberdies ist das bloße Gewissen des Einzelnen ein gar bedenkliches Ding, da nicht leicht ein Gräuelf zu denken, welches Einzelne zu begehen nicht schon durch ihr sog. Gewissen angetrieben worden. Das einzelne Gewissen erhält seine Würde erst durch das Allgemeine, das von einer Gemeinschaft als wahr, recht oder gut anerkannt ist.

Wie nun der Rechtskreis des einzelnen Gewissens nur dasjenige begreift, was dem Einzelnen, als schlechthin individueller Persönlichkeit zusteht, so befaßen umgekehrt die sog. Menschenrechte nur dasjenige, was allen Menschen — nach ihrer allgemeinen Menschenschaft — gleichmäßig zukömmt, keineswegs aber das, was der Mensch nur als wirkliches Mitglied einer besonderen Gemeinschaft, einer Glaubens-, Volks-, Staats- oder sonstigen partikularen Gesellschaft in Anspruch zu nehmen befugt ist. Die Wissenschaft erweitert zwar stätig das Ideal des allgemeinen Menschenrechtes, und die Civilisation breitet die wirkliche Anerkennung dieses Ideals immer weiter aus; Hr. Dr. W. hat aber nicht nachgewiesen, daß die erste Kammer des Königreichs Sachsen wirklich in Deutschland anerkannte Menschenrechte gesetzlich festzustellen sich geweigert. Wenn übrigens auch von dem Standpunkt der Humanität aus ernste, dringende Worte für die Emancipation der Juden in Sachsen an die dortige gesetzgebende Behörde zu richten sind, so möchte von Seiten der Israeliten, welche sich für ihre Person von dem mosaischen Partikularismus losgesagt und die isolirenden Befehls- und Sühnungsankeln durchbrochen haben, doch stets erwogen werden, daß dieselbe Nachsicht und Milde, die sie von den Christen für die große Zahl von altgläubigen Juden in Anspruch nehmen, auch von ihnen für die Christen erwartet werden darf, welche noch ebenso in ererbter Spannung gegen die Israeliten, wie nicht wenige von diesen in uraltem Vorurtheil gegen die Nichtisraeliten und deren Religionsformen befangen sind.

Wir bedauern übrigens von ganzem Herzen, daß die Hoffnung, welche Hr. W. noch auf die zweite sächsische Kammer setzen zu dürfen geglaubt hat, neuesten Berichten zufolge, auf keine Weise in Erfüllung gegangen ist.

17.

Die Italiäner und ihre Republiken.

Als Europa sich aus der Barbarei zu erheben begann, in welche das Sittenverderbniß der Römer und die Einfälle der nordischen Völker es geführt hatten, war Italien das erste Land, in welchem man die Krime

einer neuen Civilisation aufsprossen sah. Die Erinnerungen an eine alte Herrlichkeit, welche man Tugenden, Einsichten und der Freiheit verdankte, ließen erkennen, was die Völker für sich selbst zu erstreben hätten. Noch standen hier mehr große Städte, als in irgend einem andern Theile des barbarischen Europa's, und durchgängig waren sie sehr bevölkert. Diese städtischen Bürger nun verbanden sich eiblich, einander gegen Gewalt und Unterdrückung zu vertheidigen. Sie bewaffneten und theilten sich in Miliz-Hausen, wählten sich Anführer, bildeten einen öffentlichen Schatz durch freiwillige Beiträge, und, während sie nur daran dachten, sich gegen Räubereien zu sichern, fanden sie sich bereits im Besiz der Gewalt, der Souverainität und einer republikanischen Regierung.

Diese Conföderation gemeiner Bürger, welche die italiänischen Freistaaten des Mittelalters gründete, hat die Geschichte Europa's, ja die der ganzen Menschheit verändert. Mit ihr begann jenes fortschreitende Zeitalter, in welchem wir gegenwärtig leben.

Von Neuem hatten die Menschen das Beispiel von Regierungen vor Augen, die nur den gemeinen Nutzen, nur die Wohlfahrt und Förderung ihrer Untergebenen bezweckten, die keine Rechte, sondern nur Pflichten zu haben glaubten, und nicht von ihrem Ruhm, sondern von dem Gedeihen des ihrer Sorge anvertrauten Staates sprachen.

Fünf Jahrhunderte waren verfloßen von dem Sturze des römischen Reichs bis zur Entstehung jener Freistaaten. Die barbarischen Völker hatten sich fort und fort ihre Beuten durch Schwertesgewalt und Treulosigkeit einander entrißen, ohne irgend einer Bürgschaft für ihre Siege theilhaftig zu werden. Die Dynastien waren auf einander gefolgt, ohne etwas zu begründen oder zu verbessern. Die italiänischen Freistaaten setzten dieser anarchischen Barbarei eine Schranke; sie bildeten sich und erwuchsen eine Zeitlang unter dem Schirme ihrer Municipal-Garantien. Aber im XII. Jahrhundert befestigten sie ihre Unabhängigkeit durch ihre Siege über Friedrich Barbarossa.

Von nun an erfuhr die Welt, daß es Gesetze, daß es Bürgschaften, daß es eine öffentliche Ordnung geben könne, unter deren Schutz sich die Menschen vereinigen. Von nun an begannen die Sitten sich zu bessern; die menschliche Vernunft entwickelte sich, die Bevölkerung nahm zu, die Gewerthätigkeit, der Handel — breiteten sich aus, die Reichthümer häuften sich, die freien Künste erblühten, und die Menschen sahen dem Glück und der Vervollkommenung entgegen, für welche sie geschaffen sind. Die Uebereignenheit in den Künsten, in Nützigkeit und geistiger Bildung, welche die Italiäner der Freiheit verdankten, brachte sie mit allen Völkern Europa's in Verührung, weil alle der Erzeugnisse ihrer Industrie bedurften.

Sie theilten Allen die ersten Begriffe von den Rechten der Unterthanen und den Pflichten der Regierungen mit; sie lehrten die Städte der Provence, Catalonien's und Flandern's, ihre Gemeinden zu verfassung, und ihr Beispiel, das bald im ganzen westlichen Europa nachgeahmt wurde, gab hierdurch jenen Anstoß zur Verbesserung aller Staats-Einrichtungen, welche, so hoffen wir, nicht stille stehen wird, bis die ganze Menschheit aus der Barbarei sich erheben. —

Aber Italien war auch das erste Land, welches Baumeister, Bildhauer, Maler, Dichter und Geschichtschreiber von Neuem hervortrieb und die Regeln und Ausübung aller freien Künste lehrte. Alle großen Männer, welche dem Meißel und dem Pinsel der einen, den Gesängen und Gedichten der andern Unsterblichkeit verdanken, würden ihrer nicht ohne den Unterricht der Italiäner theilhaft geworden sein. So wird die Geschichte ihrer Freistaaten verherrlicht durch die Entwicklung aller Talente, aller Tugenden und aller Vorzüge des Geistes, die dem menschlichen Geschlecht seine Würde und seinen Adel verleihen. —

(Nach dem Französischen.)

Nachträglich.

J. C. Beltrami in seiner patriotischen Schrift: „l'Italie et l'Europe“ (Paris 1834), behauptet, die Italiäner hätten zuerst das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen, und „Europa verdankt ihnen alle, oder beinahe alle Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeiten.“ — Mag man diese Behauptung immerhin italiänischer Uebertreibungsfucht oder beschränkter Kenntniß der Geschichte der transalpinischen Völker zuschreiben; gewiß ist, daß von Petrus von Novara (Pombarbus) und Thomas von Aquin an bis auf Galiläi und Bico, von Cimabue bis auf Canova, von Dante bis auf Tasso, von Palestrina bis auf Durant, von Pomponatius bis auf Bruno und Campanella, von Machiavelli bis auf Beccaria, und so noch in vielen anderen Kunst- und Kultur-Bahnen die Italiäner den übrigen europäischen Nationen vorangeschritten, und stets neue goldene Fäden in das reiche Gewebe der menschheitlichen Bildung eingestochen haben. Einer ihrer größten Philosophen, der edle Campanella, hat sogar noch auf Erfindungen hingedeutet, welche erst lange nach ihm wirklich gemacht oder erstrebt worden sind. So lesen wir in seiner wenig bekannten „Civitas solis portica“ (erschien zuerst Frankfurt a. M. 1623): „Sehen haben die Bewohner der Sonnenstadt die

Kunst zu fliegen erfunden, und mit Nächstem erwarten sie Augen-
gläser (ocularia), mit denen verborgene Sterne gesehen und Hörhör-
ner (auricularia), mit denen die Harmonie des Himmels gehört werden
kann. . . „Uebrigens haben sie eine Art Schiffe, welche sie durch zwei in
das Wasser hinabreichende Räder bewegen, die sie mittelst einiger Seile
herumdrehen, welche von einem auf dem Vordertheil des Schiffes befind-
lichen großen Rade herablaufen und kreuzwegs die Räder am Hinter-
theile umgürten.“ —

18.

Die Tellfage.

In der Jugend des Menschen, der Völker, der Menschheit sind die
Küste vorzugsweise auf das Bilden, Gestalten und Hervorbringen gerich-
tet. Leicht wird geglaubt, was dem verflochten Poeten gefällt, was ihm
seine Ideale als Realitäten zur Vorstellung bringt oder zu bringen ver-
spricht. Aber Wirklichkeit und Erfahrung veranlassen Vergleichen, Ver-
gleiche erwecken Zweifel, Zweifel bringen Schmerzen. Die Unmöglich-
keit, zum ersten, süßen Glauben zurückzuführen, treibt vorwärts zur
rücksichtslosen Erforschung der Wahrheit. — Mit den ionischen Philo-
sophen begann solche kritische Zeit für die alte Welt; Sokrates,
Aristoteles waren ihre kritischen Helden; von Alexandrien aus wurde
der Kriticismus herrschender Ton eines Zeitalters. — Für die christ-
liche Welt wurde die kritische Periode herbeigeführt durch die Wiederauf-
nahme der klassischen Bildung; Bayle, Voltaire, Dume, Les-
sing und Kant wurden die Helden der modernen Kritik und Polemik,
die seit den achtziger Jahren immer entschlossener und allgemeiner an die
Tagesordnung gekommen.

Natürlich waren die Uebunden der herrschenden Religion der
erste Gegenstand der zweifelnden Durchforschung, da aus ihnen die ver-
legendsten Prätexten abgeleitet wurden, und der Brüsseler
Agt Astruc in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wagte schon
die Genesis aus zwei verschiedenen Quellen abzuleiten. In kaum 50 Jah-
ren hat die Kritik sich bereits der ganzen heil. Schrift bemächtigt, und
nachgerade ist keines ihrer Bücher mehr unbestritten, durch Strauß

sogar versucht worden, den Stifter der Religion des Kreuzes und der Ver-
söhnung in eine bloß mythische Person zu verwandeln. War einmal
die Grundlage der atterwürdigen Kirche erschüttert, was konnte da noch
bloß auf guten Gläubigen zu gelten sich gewärtigen? Daß die Königs-
geschichte Roms viele Spuren von Dichtung in sich trage, behauptete
schon Perizanius; Beaumont machte es wahrscheinlich, Niebuhr
bewies es, und seine Beweise haben in der kürzlich erschienenen Schrift
von Chr. Petersen (de origin. hist. rom. 1835) neue Bestätigung ge-
funden. Keine Urgeschichte ist verschont geblieben, und gar manche
poetische Gestalt, die Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende hindurch als
historische Person gegolten, mußte sich in die Sphäre der Poesie zurück-
versetzen lassen, aus welcher sie in die Historie herauf-, oder wenn man lie-
ber will, — herabgefliegen war.

Auch die Geschichte der Schweiz mußte über die haarscharfe Brücke
des Verichtes wandern, und die Tellsage war eine der ersten, welche
auf derselben zu wanken anfing. Die erste Schrift (von Pfarrer Freu-
denberger, 1761), welche heftig an ihre zu rütteln wagte, wurde zwar (vom
Kanton Uri) verdammt und Johannes von Müller zweifelte noch
gar nicht an der „Geschichte Wilhelm Tell's und der drei Männer,“ son-
dern meinte nur, sie sei „nicht der Anfang, sondern ein Factum zur
Behauptung der viel ältern Freiheit und Eidgenossenschaft von
Uri, Schwyz und Unterwalden.“ (XXIV. Buch allg. Gesch. N. XVII. c.
28.) Seine Geschichte der Schweiz schien durch den außerordentlichen,
auf ihre Ausarbeitung verwendeten Fleiß jeder Bedencklichkeit den Weg
verrättern zu haben; sie galt durchaus als ein monumentum aere perennius.

Aber das Quellenstudium wurde immer eifriger betrieben; von ab-
strakten Rechtstheorien appellirte man an die concreten Gestaltungen der
Geschichte; gegen die kühnsten Forderungen des sogenannten Natur-
oder Vernunftrechtes suchte man durch sogenannte historische De-
ductionen das Bestehende zu sichern oder das gewaltsam Umgestürzte zu
restituiren. So wurden Gelehrte, Philosophen und Staatsmänner ver-
anlaßt, die Vergangenheit streng zu durchforschen, theils nur im Interesse
der rein wissenschaftlichen Wahrheit, theils nur zur Begründung oder
Rechtfertigung anderweitiger Interessen. Gegen von Müller's Schwei-
zergeschichte wurden zuerst durch das Solothurner Wochenblatt, dann
durch einzelne Kantongeschichten Bedencklichkeiten erregt; die Tellsage
insbesondere wurde von neuem in Zweifel gezogen, als man dieselbe Sage
in noch älteren nordischen Uebersieferungen wiedergefunden. Zwei un-
tänktlich erschienene Schriften schienen nun den Zweifel in Gewissheit ver-
wandeln zu haben.

Herr J. E. Kopp hat nämlich zu Ende 1835 „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde“ herausgegeben, aus denen hervorgeht, daß J. von Wüller bei Ausarbeitung seiner Schweizergeschichte mehrere sehr wichtige Urkunden theils gar nicht gekannt, theils unrichtig gedeutet und namentlich der Chronik von Tschudi ein zu großes Ansehen eingeräumt hat. Sie beweisen ferner, daß die Zeitbestimmungen, welche J. v. W. für die ersten Zeiten der Eidgenossenschaft gegeben, größtentheils verworfen werden müssen, und daß die Vogtei Küssnach niemals bei einem Gessler gewesen. Nach genauer Prüfung dieser Urkunden findet nun Herr Professor Aschbach, dessen geschichtliche Forschungen sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, sich veranlaßt, in den Heidelberger Jahrbüchern (Märzheft 1836) ausdrücklich zu erklären, daß „man nunmehr mit allem Zug und Recht ungeachtet der Tell's Kapelle,“ (sie wurde erst 1387 erbaut, erst seit 1562 oder 1581 zum Gottesdienst gebraucht) „und der Tellensplatte Tell's Geschichte unter die Volksmährchen rechnen könne, da sie jeder historischen Grundlage entbehre.“ — Zwar rügt Herr Professor Aschbach, daß Herr Kopp in den jenen Urkunden beigegebenen Anmerkungen offenbar Partei ergriffen für König Albrecht und ungerecht sei gegen Adolf von Nassau und das Luzemburgische und Baiersche Haus; nicht minder erhebt er gegründete Bedenken gegen die Behauptung Kopp's, daß Habsburg-Lauburg ähnliche Rechte in den Waldstädten gehabt, und daß deshalb die Bündnisse der drei Waldstädte auführerisch gewesen seien; auch wird von anderer Seite her bemerkt, daß Herr K., der seine Studien in Wien gemacht, in seiner schweizerischen Heimath sich dem Streben nach zeitgemäßer Festsetzung rechtmäßiger Freiheit abgünstig zeige; — dies alles kann jedoch die Urkunden nicht entkräften, welche der Tellsage ihre historische Grundlage berechnen. Wirklich ist Dr. J. E. Ideler in seiner historisch-kritischen Abhandlung: „die Sage von dem Schuß des Tell“ (Berlin 1836), auf anderem Wege zu gleichem Resultat gelangt. Herr Ideler weiß nach, wie die erste Kunde jener Sage sich bei Saxo Grammaticus (in der Mitte des 12ten Jahrhunderts) finde, wo von Toko fast durchaus dasselbe erzählt wird, wie von Tell. Er führt ferner an, daß, wie in der Schweiz dieselbe Geschichte schon zwischen einem Tell des 12ten Jahrhunderts und einem Grafen von Sanderf vorgefallen sein soll, so auch fände Tell bei dem Geschichtschreiber Theodorich Tordens zwei Mitbewerber an Endrid Pansa und Hemming. Auch in Island habe der Wikingsage zufolge sich ähnliches begeben zwischen Ergil und König Ríðung, und in Nordengland, nach einer alten Ballade, zwischen William Gloucestre und einem Londoner König.

Erzählt man nun dies Alles und nimmt man hinzu, daß Johann von Winterthur, der Zeitgenosse des Tell's der Schweizer Sage, und Justinger, der älteste Chronikenschreiber der Schweiz, von Tell nichts wissen, daß erst 1380 eines Tellliedes in den Schweizerischen Uebersetzungen Erwähnung geschieht, endlich daß das Urnenspiel Tell's Schuß in das Jahr 1296, Tschudi und Müller in 1307, Ersat gar in 1314 versetzen, so wird man sich allerdings geneigt finden, die Erzählung von Tell aus dem Contrast der historischen Berichte in die Reihe der poetischen Sagen zu verpflanzen. Keineswegs wird man aber darum die Vermuthung aufzugeben haben, daß im Uebergange vom 13ten zum 14ten Jahrhundert sich in der Schweiz eine Begebenheit zugetragen, bedeutend genug, um die von Norden her eingewanderte Sage auf dieselbe zu übertragen. Daß übrigens die Schweizer ein Recht haben auf nationale Freiheit und Selbstständigkeit, dies ist von der Richtigkeit der Tellsage ebenso unabhängig, wie die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe von der mythischen oder historischen Auffassung der Evangelien, wie das Recht auf Gewissens-, persönliche und politische Freiheit von den Ereignissen, welche als Reformationen, Revolutionen und Unabhängigkeitserklärungen in die Geschichte eingetreten sind. Thatsachen begründen kein Recht und keine Pflicht, sondern haben nur das Ewige, wenn die Zeiten erfüllt sind, in die Wirklichkeit einzuführen und für die Zukunft im Wissen und Gewissen der Menschen zu befestigen.

19.

Die Communerros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla.

Jedemand der Katholische hatte sich einer bis dahin ungewöhnlichen Gewalt über den Adel und die Städte bemächtigt. Als sein Enkel und Nachfolger, Don Carlos, aus der Fremde und durch Fremde das strenge Regiment fortführen wollte, und noch dazu neue Subsidien forderte, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen, erhoben sich die meisten Städte und traten mit dem Adel gegen den König in Kampf. Bald aber entzweite sich diese Communidad, da Städte und Adel verschiedenartige Interessen geltend zu machen hatten, und Don Juan de Padilla, der beim Aus-

bruch des Auffandes an die Spitze des Heeres der Hunten gestellt worden, unterlag schändlichem Verrath. Er wurde zu Villalar enthauptet, und mit ihm und seiner heldenmüthigen Gattin, *María Pacheco*, die vergeblich Toledo zu behaupten rang, — schwand, auf Jahrhunderte hin, der alte Geist und Muth zu nachdrücklicher Behauptung angeflammter Selbstständigkeit. —

Die Geschichte dieses Auffandes ist auf anziehende Weise erzählt in der 1836 erschienenen Schrift: *Los Comuneros*, chronique castillane du XVI. siècle, d'après l'histoire inédite de *Pedro de Alcocer*; par *Henri Ternaux*. So wird man u. a. nicht ohne lebhaftesthe Theilnahme den Brief lesen, den *Padilla* unmittelbar vor seiner Enthauptung an sein edles Weib geschrieben, und den wir hier in treuer Uebersetzung mittheilen.

„Wenn dein Schmerz mich nicht mehr betrübt, als mein Tod, dann würde ich mich sehr glücklich schätzen; denn, da jeder Mensch sterben muß, so danke ich Gott, daß er mich in seinem Dienste sterben läßt, beweint von vielen Leuten. Es bedürfte einer längeren Frist, als mir vergönnt ist, um die Tröstungen schriftlich mitzutheilen; ich verlange nicht, daß man den Augenblick verzögere, in welchem ich die Krone empfangen soll, die meiner harret, und meine Feinde würden mir solches nicht gewähren. Beweine deinen Verlust, aber nicht meinen Tod; denn er ist zu ehrenvoll, um beweint zu werden. Ich vermache dir mein Herz (*âme*), das Einzige, was mir bleibt. Behandle es wie das, was dich am innigsten geliebt hat. Ich schreibe nicht meinem Vater *Pedro Lopez*, weil ich es nicht wage; denn, obgleich ich von seinem Muth geerbt habe, indem ich mein Leben auf's Spiel zu setzen wagte, so habe ich doch sein Glück nicht geerbt. Ich schreibe nichts weiter, um den Scharfrichter nicht warten zu lassen, und damit man nicht meine, ich verlängere meinen Brief, um mein Leben zu retten. Mein Diener *Essa*, der Zuschauer meines Todes sein wird, und dem ich meine geheimsten Gedanken vertraut habe, wird dir sagen, was ich nicht schreiben kann; ich schicke in der Erwartung des Befehls deiner Bekümmerniß und — meiner Befreiung.“

Die Iberische Halbinsel.¹⁾

Vergleicht man die mannigfaltigen Urtheile, die jetzt über die spanische und portugiesische Verwirrung gefällt werden, mit denen, die in den Vöer Jahren über die französische Revolution laut wurden, dann muß man leider! gestehen, daß sich noch kein erheblicher Fortschritt in dieser Beziehung bemerklieh macht. Man haftet durchgängig an der Oberfläche; nur Wenige dringen in das Innere, höchst selten wird nach den letzten, tiefsten Gründen gefragt. Die Wäsen fluktuiren, je nachdem die Anführer dieser oder jener Partei irgend einen Vortheil davon getragen; das rohe, gute Faktum ist ihnen Alles; die ephemere materielle Uebermacht bestimmt ihr Urtheil über die Zukunft einer Nation. Angebliche Freunde der Ordnung und des Bestehenden glauben Alles gesagt zu haben, wenn sie behaupten, der revolutionäre Geist sei auf geheimem Wege eingeschleppt worden, aber die immense, gesunde Majorität des Volkes wolle von dem fremden Wesen Nichts wissen und werde das Gift in Bälde ausscheiden. Sogenannte Staatsphilosophen endlich geben den geheimen Gesellschaften alle Schuld, und meinen, der Staatsregierung intervenirend oder coöperirend zu Hülfe kommen zu müssen, um alsbald Frieden und Ordnung wieder herstellen zu können. — So war auch die französische Revolution den Einen nur Folge finanzieller Verlegenheiten, Anderen nur ein Gemisch von Freimaurern, Illuminaten, später von Jakobinern und Atheisten, während die östlichen Politiker die Faktion der Republikaner mittelst blind gehorchender Kriegsheere zu vernichten hofften.

Aber die Revolution warf das ganze alte Frankreich in den Schmelztiegel, und die auslodende Flamme verzehrte nicht nur das alte Regime, sondern auch das dürrer Holz, mit dem sie ausgeblüht werden sollte. Das alte, in Provinzen zerstückelte, von einer adeligen und geistlichen Aristokratie in den Staub getretene Frankreich erhob sich als eine einzige, staatsbürgerliche, von Einem Gesetze, von Einem Geiste beherrschte Nation aus seiner eigenen Asche, und eine neue Weltperode begann für Europa! —

1) Geschrieben zu Ende 1836.

Nun erkannte eine tiefer eindringende Geschichtsbetrachtung in den einzelnen, vermeintlich zufälligen Ursachen der Revolution die nothwendigen Wirkungen des alten Regimes in seinem Zusammentreffen mit dem allgemeinen Geist der Geschichte und mit dem ewig sich verjüngenden Geiste der Nation.

Wohl hätte man hoffen sollen, daß diese ungeheure Thatfache und das über ihr aufgegangene Licht der Erkenntniß vernünftigerer Beurtheilungen ähnlicher Ereignisse zur Folge haben würde. Aber die Menge lebt nur der unmittelbaren Gegenwart und ihrem Genuße; die sogenannten Gebildeten wissen weit mehr Bescheid über die Catilinarische Verschwörung und den Umsturz des römischen Reiches, als über den weiterneuernden Geist der neueren Zeit und den Zusammensturz des mittelalterlichen, hierarchisch-feudalischen Weltreiches.

Und doch kann man die Zerwürfnisse auf der Jhrischen Halbinsel nur begreifen und würdigen, wenn man sie vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus auffaßt, auf den man sich besonders durch vergleichende Geschichtsbetrachtung zu erheben hat. Was hier uns vor Allem in die Augen fällt, ist, daß gerade das eigentliche Land der Mitte, daß gerade unser Deutschland in der wahrhaften Bildung am Weitersten fortgeschritten ist, von allen Seiten her sich aneignend, was Vergangenheit und Umgebung ihm dargeboten. Wie Gott die Alles durchdringende, überall gegenwärtige Mitte der Welt, wie Religion, als das lebendige Vereinigungsband zwischen Mensch und Gott, die zugleich tiefste und umfassendste Mitte des Lebens, so ist auch die Entwicklung des religiösen Geistes die eigentliche Seele der Geschichte. Diese Entwicklung ist aber in der neueren Zeit von Deutschland ausgegangen und hat in unserem Volke die tiefsten Wurzeln geschlagen. In Frankreich, wo das germanische Volkselement dem römisch-gallischen unterlegen, ist das reinreligiöse Moment der Reformation besonders deshalb nicht zum Durchbruch gekommen, weil das Königthum schon früher sich mit Gewalt von der geistlichen Oberherrschaft emanzipirt hatte. Aber die gewaltsame Unterdrückung der religiösen Entwicklung zeigte sich im achtzehnten Jahrhundert durch gewaltsamen Umsturz der gesamten Kirche, ja sogar durch momentane Verläugnung Gottes selbst.

Spanien und Portugal, durch die Pyrenäen und mehr noch durch den Gegensatz der Nationalitäten von Frankreich, vom übrigen Europa abgeschieden, blieben nach Westen hin auch am strengsten und weitesten von der fortschreitenden europäischen Bildung entfernt. Nur hier konnte die mittelalterliche Religion sich bis zu ihren äußersten Consequenzen entwickeln. Nur hier konnte die Inquisition und das Mönchthum ihr existirendes Reg werden und ausbreiten, dieses dahin stürzend, den Menschen

völlig abzuschneiden vom irdischen Leben, jene die Gläubigen, besonders die Laien absondernd von allem vermeintlich seelengefährlichen Verkehr mit Andersgläubigen, und jede freie Regung des Geistes und des menschlichen Herzens unterdrückend, als die blinde Kirchengläubigkeit gefährdend. Hier endlich, unter dem flammenden Schilde der Inquisition, konnte die Gesellschaft Jesu üppig emporwachsen, und ihr Ideal einer päpstlichen Weltmonarchie durch ihren geistlichen Phantaz seine Verwirklichung siegreich entgegenführen.

So ist es denn auch den vereinten Bestrebungen der heiligen Hermandad, der Klostergeistlichkeit und den militärisch-organisirten Jesuiten gelungen, die Iberische Halbinsel länger als jedes andere Land zu isoliren, und hierdurch ihre Civilisation, ihre Humanisirung zu retardiren. Jede solche, der natürlichen, geschichtlichen Bestimmung zuwider laufende Vereinzelung und Absonderung, hemmt aber nicht nur die Entwicklung, sondern stört auch die Gesundheit, indem die Kräfte, die nicht bestimmungsgemäß produziren können, sich verderbend, zerstörend auf den Organismus selbst zurückwenden. Isolierte Völker werden hypochondrisch, werden hysterisch, wie Anachoreten und von der Welt abgeschlossene Nonnen. Die geheimen Krankheiten der Völker, die in Folge der Klausur entstehen, sind aber doppelter Art; das Wohlwollen verwandelt sich in Härte und Grausamkeit — oder in Apathie; die Religion steigert sich zum Fanatismus oder verkehrt sich in Atheismus; die heitere Lebensethätigkeit schlägt über in finsternen Marasmus oder artet aus in eine ausschweifende Genußsucht. Wirklich sind die Spanier und Portugiesen von keiner dieser Krankheiten verschont geblieben, und ein Leichtes wäre es, auch bei anderen Völkern gleiche Wirkungen gleicher Ursache bemerkt zu machen.

Das Geschichtsleben der Menschheit, wie das Leben der übrigen Natur, duldet aber keine ewigen Absonderungen. Das göttliche Gesetz der Gemeinsamung, der allgemeinen Communion, ist das höchste, das heiligste, unverrückbarste. Es vollbringt sich bald durch einen Ausbruch der gewaltsam zurückgebrängten Kräfte, bald durch einen Einbruch des Gemeinlebens in die widernatürliche Klausur, bald durch beide zugleich. Dann aber kommen mit aller Gewalt die furchtbaren Folgen solcher inhumanen Absonderung zum Vorschein, und diese Folgen sind um so schreckhafter, je länger die Isolirung gewährt, je strenger dieselbe gehandhabt worden ist. Wie die zusammengepresste Luft zunächst zerstörend auseinanderstößt, wenn ihr Aether auch nur leise geöffnet wird, wie ein isolirtes Element aufbrausend sich mit demjenigen vermischt, welches ihm gewaltsam entzogen worden, so sehen wir die eingezwängten Kräfte eines Volkes um so verwerflicher hervortreten, je länger es verhindert worden, an der fortsetzenden

Entwicklung der Nachbarvölker Theil zu nehmen. Das Erste, was es dann anstrebt, ist eine völlige Ungebundenheit, und in diesem ersten blinden Loswerden werden dann selbst sonst wohlthätige Beschränkungen zertrümmert. Das Unerbte, das ihm geschehen, wiefst sich hinaus auf die Umgebungen, und der Ausbruch des Vulkans sprengt nicht nur den nächsten Beschluß des Kraters, sondern verwüftet auch manches friedliche Dorf, das an dem Abhange erbaut worden. Jeder Widerstand ist zunächst nicht nur vergeblich; sondern steigert noch die Wuth der sich bestreudenden Elemente. Interventionen, sei es, um zu vermitteln, sei es, um den gesprengten Kecker zu restauriren, sind in solchen Fällen entweder unnütz oder verderblich, indem sie die Krise verlängern oder verschärfen.

Wie jede Despotie, so ruft auch jede gewaltsame Intervention jene geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen hervor, die um so verdecklicher wirken, je gewaltsamer auf ihre Unterdrückung hingearbeitet wird. Nicht sie aber sind die eigentlichen Urheber der Mißstände, die sie zur Folge haben, sondern jene heilige Hermandad, jener jesuitische geheime Despotismus, welche ursprünglich die rechtmäßige Freiheit beschränkt haben. Darum werden auf der Iberischen Halbinsel auch die geheimen Gesellschaften so lange Bestand halten, als seine Völker noch durch irgend eine Gewalt an den religiösen und bürgerlichen Fortschritten offenen Theil zu nehmen gehindert werden, deren die Nachbarländer sich zu erfreuen bereits begonnen haben. Je weiter aber dieselben hinter der Bildung Frankreichs, Englands und Deutschlands in jeder Beziehung zurückgeblieben, um so furchtbarer, um so unabsehbarer sind noch die inneren Kämpfe und Kämpfe, welche jenen Völkern bevorstehen, bis jenes geistliche Gleichgewicht zwischen ihnen und dem übrigen humanisirten Europa hergestellt sein wird, welches durch geistliche und weltliche Despotie seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts so gewaltsam zerstört worden ist.

Die Wiedergeburt des griechischen Volkes ¹⁾.

Von Neuem veranlaßt, Ihre Geduld auf eine Weile in Anspruch nehmen, gehorche ich dem mir gewordenen Verufe, der heiteren Abendunterhaltung durch einige ernstere Worte gleichsam die erforderliche Schattenpartie einzuflechten. Möge der Gegenstand, für den ich mit Ihrer Aufmerksamkeit erbitte, Sie die Mängel der Darstellung übersehen lassen, die, — ich kühle es, — so wenig den Forderungen entspricht, zu denen Freunde und Freundinnen der Muse berechtigt sind!

Wenn aber irgend eines Gegenstandes im dem Tempel der Musen und im Aufgange des Frühlings gedacht zu werden verdient, dann ist es wohl vor Allem die Wiedergeburt eines Volkes, welches recht eigentlich ein Lieblingsvolk der Musen gewesen, und gerade in unserer Zeit eine so lebhafteste Theilnahme, — einen Fürsten für seinen wiedergeborenen Staat, und nun auch in diesen Tagen einen edeln Gesandten seiner Metamorphose ²⁾ gesunden!

Lassen wir den Blick über unsere gegenwärtige Menschheit hinschweifen, dann stellt sich uns ein wunderliches Schaubild dar. Wüthet noch im ersten raupenartigen Zustande, nur dem sinnlichen Bedürfnis und Gelüsten dienend und höhnend; — andere in seltsamer Mißgestalt — gleichsam als Larven — im's Dunkel sich bergend, oder — als Chrysaliden scheintodt und wie eingefarrt; — gewiß aber Jedes im Innern alle Kräfte sammelnd zu künftiger Transfiguration, um, wenn Alles vorbereitet sein wird für ein höheres, ein freies Leben im Lichte und in der Liebe, — um dann den Keckler zu sprengen, und als wiedergeborener Schmetterling sich aufzuschwingen in die spielenden Lüfte, — frei von den

1) Geschrieben im J. 1836 zur Vorlesung im Frankfurter Museum.

2) Die vorerwähnten Leser werden leicht erröthen, daß hiermit hingedeutet wird auf die meisterhafte „Pragmatische Geschichte der nationalen und politischen Wiedergeburt Griechenlands“ von J. E. Krieger (1836).

Gefesgen der selbstischen Schwere, nur gebunden durch das höhere Liebes-
gesetz der Sattung! . . .

Aber nur erst wenige Völker sind wiedergeboren zu solchem freien,
— zu wahrhaft menschheitlichem Leben; die meisten schlummern
noch in einem larven- oder chrysalidenähnlichen Zustand, scheinbar festge-
raubert in enger Bewachsam, wie gebannt durch das Wort eines gewalt-
igen Zaumaturgen; — so China und Japan, so Indien und Tú-
bet, — so das alte Iran und Aegypten und die mohamedani-
schen Völkerschaften . . . Ja selbst von denen, die die mittelalterliche Ver-
puppung durchbrochen, — schleppen noch manche sich mühselig fort, halb
eingezwängt von der nicht ganz durchbissenen Schale, oder die Flügel sich
verwickelnd in die Gespinnste aus früheren Zeiten!

Unter allen Völkern aber, deren scheinbarer Untergang das Ende der
alten Welt bezeichnet, ist erst Eines wieder auferstanden, und dieses Eine
ist dasjenige, dem diese Versammlung ihren Namen, die Menschheit so
unaussprechlich Vieles und Herrliches verdankt, daß sie — nächst dem
Volke Jehova's³⁾ — keinem anderen durch heiligere Bande ver-
pflichtet; — es ist das Volk der Griechen, dessen Geschichte mit einem
unsterblichen Heldengedichte beginnt, um nach einem Umlauf von drei
Tahetausen den durch die erlauchendwürdigste Heldenthat von Neum
— vielverheißend — in die Geschichte der Menschheit einzutreten!

Uebersehen wir diese denkwürdige Geschichte, so nehmen wir in dersel-
ben eine tief bedeutsame Aufeinanderfolge von weithistorischen Entwick-
lungsstufen wahr, wie — bis jetzt — noch kein anderes Volk sie durchlaufen.

Die fünfzehn ersten Jahrhunderte zeigen uns Aufkeimen, Wach-
sthum und Blüthe dieses Volkes, seine Gestaltung und Entfaltung zur
reichsten und herrlichsten Nationalität der alten Welt, und seine schein-
bare Auflösung, die aber in Wahrheit nichts anderes, als ein zeitweiliges
Uebergehen war in die größere Gemeinschaft der christlichen Kirche,
eine Wiedergeburt zu höherem Leben.

Und in abermals fast anderthalb Tahetausen den durchläuft die, in
ein christliches Reich übergangene Nation einen zweiten eigenthüm-
lichen Lebenskreis, um in einem zweiten Lode — zum andernmale wieder-
geboren zu werden, — zu dem schönsten, auf der Erde möglichen Leben,
zu dem Leben in der allgemein menschlichen Gemeinschaft, in der,
erst in der neueren Zeit erwachten Humanität.

3) Genauer: dem Stamme der Abrahamiten, in dessen Krone die
Namen: Moses, Jesus und Mohamed prangen.

Die alte Welt wußte nur von einem steten Kreislauf des Lebens, durch die drei Stadien des Entstehens, Erblühens und Vergehens, und ihre große Phönixperiode von beinahe 15 Jahrhunderten *) war nur eine solche, stets dasselbe wiederholende Uebelsbewegung. Durch das Christenthum verklärte sich diese Vorstellung zum Glauben an eine herrliche einmalige Auferstehung oder Wiedergeburt zu höherem, ewigem Leben. Aber erst die neueste Zeit hat sich zum Gedanken unendlichen Fortschreitens — in unabsehbarer Spirale und in immer glorreicheren Metamorphosen erhoben. Nicht nur dem zeitlichen, auch dem ewigen Tode hat sie den Stachel gebrochen, und wenn die ganze Weltgeschichte ihr zu einem fortlaufenden Weltgericht, so ist sie ihr auch zu einem unendlichen Weltgedichte geworden, in welchem der ewige Geist seinen unerschöpflichen Reichtum immer herrlicher entfaltet.

Es sei mir vergönnt, in einigen Umrissen, — deren Flüchtigkeit die Größe des Gegenstandes und die Kürze der mir bewilligten Frist wohl entschuldigen wird, — den reichen Inhalt der zwei großen Strophen jenes Weltgedichtes, welche die bisherige Geschichte der Griechen begreifen, — hier — leise andeutend — vorüberzuführen.

* . . *

In das Dunkel der Mythe, welches die Kindjahre unseres Geschlechtes bedeckt, verlieren sich auch die Anfänge des griechischen Volkes. Nur so viel wissen wir, daß Hellas das erste Land war, in welchem Colonien aus den ältest-cultivirten Staaten der Vornehm mit rohen, naturkräftigen Einwandern von Norden her zusammengetroffen und sich theilweis mit ihnen zu bürgerlichen Gemeinwesen vereinigt haben, die, frei von priesterthümlicher Despotie, dem eingebornen Streben nach eigenthümlicher Entwicklung Raum geben konnten.

Was in Aegypten, Phönizien, was am Kaukasus — im Morgenstraß der ersten Kultur gereift, das vermählte sich in Griechenland mit einer jugendlichen Natur, und Pallas Athene und Aphrodite, — die Göttinnen freier Erkenntniß und vollendeter irdischer Schönheit, — entflogen dem Aether und den Tiefen des Meeres und wurden die Genien des ersten europäischen Volkes. — Menschen, Uebertreibungen und Götter aus allen umgebenden Ländern strömten in Hellas zusammen, und das Streben des Einzelnen, sich in seiner Eigenthümlichkeit zu be-

*) Bekanntlich vom 1461 Jahren.

haupten, und die Nothwendigkeit für Alle, sich mit einander zu vertragen, erzeugten jenen Reichtum — und zugleich jene Wohlgemesstheit und Beweglichkeit der Gestaltungen, welche das griechische Volk vor allen übrigen Völkern der Erde auszeichnen, und seiner Geschichte, — neben der der Israeliten — die höchste welthistorische Bedeutung verleihen. Wie diese das eine Ideal unbeschränkter Gottesfurcht verwirklichten — und zu einem Volke von Priestern werden sollten, — so war der Sinn der Hellenen auf die Ideale der Kunst, des Staatslebens, der Wissenschaft und individueller Ausbildung gerichtet. Wie bei jenen die Einheit oder vielmehr die Einzigkeit des göttlichen Wesens und seines gefeßgebenden Gesandten alles beherrschte, so behauptete bei den Griechen die Mannigfaltigkeit ihr göttliches Recht. Zeus, Poseidon und Aiboneus theilen sich in die Oberherrschaft der Welt; Apheus, Herakles und Theseus werden die Leitsterne des Volkes, Athen, Sparta und Theben — die Vorbilder der übrigen Staaten, ohne darum andere Götter, Heroen und Gemeinwesen auszuscheiden. Versammelten die Israeliten sich jährlich einmal um die geheimnißvolle Bundeslade zu ernstfeierlichem Sühnungsopfer, so vereinigten die Hellenen sich zu mannigfachen Spielen und Wettkämpfen. Bekriegten jene ihre Nachbarn im Dienste und zur Ehre ihres Gottes, so zogen die Griechen in den Kampf zur Behauptung ihrer eigenen Ehre, und die erste nationale Heldenthat war die Zerstörung von Troja zur Wiedereroberung einer geraubten Königin. Was jene in den strengen Tadeln des Gesetzes, das wurden für diese Homer und Hesiod, und wie jene ihre Götterhelden Simson und Samuel, so freierten diese ihre menschlich-heroischen Achilleus und Odysseus. Nur leise, „wie die Winde der Aranz,“ verbanden Trauer, Amphictionen und Messien, verbanden die olympischen Götter, Heroen, Sänger und Spiele — die mannigfaltigen Stämme und Staaten, und weil nichts deren eigenthümliche Entwicklung hinderte, entsfaltete in raschem Fortschreiten die menschliche Natur sich zu unvergleichlicher Blüthe. — Stets auf schöne, wohlgemessene, harmonische Gestaltung des irdischen Daseins und Wirkens gerichtet, schufen die Griechen sich selbst und ihre Werke zu unsterblichen Musterbildern für die staunende Nachwelt! —

Was aber Mit-Bedingung ihrer wunderbar reichen und herrlichen Entwicklung, das war auch Mit-Veranlassung des Untergangs ihres ersten eigenthümlich nationalen Lebens. Die Freiheit ihrer Bürger war bedingt durch die Sklaverei der Hellenen; — die mannigfaltigen Selbstständigkeit der Einzelnen und ihrer Gemeinwesen riefen stets neue Zwisse und Kriege hervor; — die geistige Freiheit führte zu immer tieferen Wi-

berprühen im Sittlichen und Religiösen, — die Vertiefung in die Gegenwart — zur egoistischen Genußsucht, über welche nur der Gedanke, nur die Gewissheit des Jenseits nachhaltig zu erheben vermag. —

Von Theja zurückkehrend, — hatten die überlebenden Kämpfer ein ergoßtes Freiheitsstreben mit zurück in die Heimath gebracht. Allmählig verwandelten sich die älteren Königthümer in städtische Republiken. Aber wie früher die Königsöhne Cleotus und Polineikos um die Herrschaft, so stritten nun die freien Bürger, so stritten die freien Staaten um den Vorrang. Zunächst jedoch entwickelten sich in die'm lebendigen Leben die mannigfaltigsten Anlagen, Talente und Charaktere, und als, gegen Ende des ersten Jahrtausends der griechischen Geschichte, der stolze Perserkönig das kleine Hellas zu einer einspännigen Provinz machen wollte, da vereinigten sich die entweiten Brüder, und bewiesen in glorreichen Schlachten jene heldenhafte Begeisterung für das gemeinsame Vaterland, die mit unauslöschlichen Zügen die Namen der Sieger — und den Triumph wahrhaften Enthusiasmus über rohe Gewalt in die Denkmäler der Geschichte eingegraben hat. Es war der Silberhüß des hellenischen Lebens, in welchem die Nation, die Schrecken des Todes überwindend, ihr höchstes Nationalbewußtsein gewann. — Eine neue Welt der Kunst und Wissenschaft trieb an's Licht und in jeder Blüthe reifte eine köstliche Frucht. Das Zeitalter des Perikles ist der schönste Frühlingstag in dem großen Lebensjahre der alten Welt; — aber es war auch der letzte, denn die Sonne dieses Jahres hatte ihr Älme erreicht.

In Sokrates erwachte der griechische Geist zur Abndung des ewigen, zur Sehnsucht nach einem höheren, das zeitliche und nationale übergreifenden Leben; in Plato kam er zum vollen Bewußtsein seines unsterblichen, allgemeinen Wesens. Sokrates selbst hatte Orpheus gelebt — als der höchste Gott seines Volkes: die gebliegene Einheit des bisherigen Volksebens war gebrochen. —

So wie die Philosophie sich erhob über das im Politischen und Religiösen bis dahin Bestehende, fiel das Gemeinwesen mehr und mehr den menschlichen Leidenschaften anheim. Athen, Sparta, Theben — hemdhtigten sich nach einander mit Gewalt der Hegemonie über die abeligen verbündeten Staaten von Hellas. Aristophanes weinte — lachend — bitter Theänen über die innere Auflösung der alten griechischen Welt, während Sophisten auch das Gewisseste ungewiß machten, und Aristipp den selbstlichen Weltgenuß, Antisthenes die selbstliche Weltentfagung zum Endzweck des Daseins erhoben. Vergeblich kämpfte Demosthenes gegen die drohende Persichsucht des macedonischen Königs;

die unreinigen Bundesstaaten verlieren ihrer Selbstständigkeit an den selbstherrlichen Alexander.

Da sammelte sich der Geist des großen Volkes noch einmal in dem besonnensten Denker des ganzen Alterthums, und Aristoteles, — als Weltphilosoph, wie Alexander, als Welt Eroberer, — führten das griechische Volk über sich selbst hinaus in das Gemeinleben der alten Welt: — Alexandrien wurde die Wohnstätte des auf fast zwei Jahrtausende abscheidenden griechischen Geistes.

Wohl versuchten die Hellenen durch neue Bünde das schwindende Nationalleben zu bewahren; wohl liebten edle Patrioten das alte Staatswesen zu restauriren; — der Gemeingeist war entflohen, — selbst Athen, selbst Sparta, — riefen die Römer zu Hülfe gegen ihre griechischen Gegner, — die erste große Phönixperiode lief zu Ende; in der Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Gründung von Caecropia⁵⁾ wurde Griechenland eine römische Provinz, das schöne Athen, das stolze Sparta, das prächtige Corinth — eine Beute der Römer! —



Was Heldenthum, Schönheitsfönn, was Patriotismus und Wahrheitsliebe vermochten, davon hatte das griechische Volk Zeugniß gegeben; seine unsterblichen Thaten und Werke folgten ihm nach in das zweite Leben, zu dem es nun überging; seine Kunst, seine Geschichte und Weisheit traten als Bildungselemente ein in das Gemeinleben der Menschheit, um einzuwirken, wenn die Zeiten erfüllt wären, sich zu ihm zurückwendend, — seine Wiederauferstehung zu bereiten, und es verklärt einzuführen in den Kreis der humanisirten Nationen. —



Der zweite Actus seines Daseins begann damit, daß seine Bildung sich die unterwerbenden Römer selbst unterwürfig machte, und daß sie Aegypten und Palästina für das Christenthum vorbereitete. Der Stoicismus in Rom, der Neu-Platonismus und die Naturwissenschaft in Aegypten, der Essicismus in Palästina — waren die ersten Früchte des verkehrten griechischen Geistes mit den drei größten Nationen der alten Welt. Seine Sprache wurde die des Kaiserhofes in Rom, des

5) Bekanntlich der älteste Name Athen.

Museums in Alexandrien, und, bedeutsam genug, auch der ersten christlichen Kirche in Jerusalem.

Als nun die römische Gewaltherrschaft auch die Hellenen das Ungenügen aller — nur irdischen — Herrlichkeit empfinden lassen, da fand die frohe Vorstadt des ewigen Lebens auch freudige Aufnahme bei dem geknechteten Volke, und durch griechische Bildung wurde das jüdische Christenthum zur Gemeinzeligion der gealterten Naturwelt. Das glorreiche Hellas, begraben als römische Provinz in der Sündfluth herrschsüchtiger Welzeroberung, — erstand von den Todten als Patriarchat in einem geistlichen Reich; — das einst selbstherrliche Griechenland wurde Mitglied der christlichen Völkergemeinde.

So begann es, ein *zweites*, ein anderes Leben, und sein Geist verlor sich in die Geheimnisse einer höheren Welt.

Aber dieses andere Leben war zunächst nur ein Leben des Glaubens, der Entsagung und der Hoffnung; die höhere Welt war ein *Jenseits*, war noch unversöhnt mit der Natur, mit dem Staat, mit der Kunst und der Wissenschaft, — und die neue Lehre wurde sehr bald ein tocanisches Glaubensgesetz, die liebliche Brudergemeinde eine unduldsame ausschließende Kirche: der Verein selbstlosopfernder Helden — zur despotischen Hierarchie geistlicher Fürsten.

So kam es, daß das Leben der Christenheit ein stetes Kämpfen wurde zwischen dem Reiche dieser und der jenseitigen Welt, — zwischen Kirchgläubigen und Abergläubigen, zwischen geistlicher und bürgerlicher Freiheit, — zwischen Kirchensagung und Wissenschaft, — zwischen Himmelsverlangen und irdischer Genußsucht! —

Als vollends Rom zum andernmal nach Welt Herrschaft strebte, da spaltete sich auch die Kirche, und die alte Freiheiteliebe der Griechen widerstand beharrlich allen römischen Eroberungsversuchen.

Während aber das neu-griechische Kaiserreich im vergeblichen Kampfe zwischen weltlichem und überirdischem Leben immer tiefer mit und in sich selbst zerfiel, bereicherten alt-arische Kunst und Philosophie dem hellenischen Geiste einen neuen Triumph. Aristoteles trogte den Flügen des römischen Stuhles, Plato verdrängte die Scholastik, die Kunstwerke von Hellas pflanzten ihre Siegesfahnen selbst in dem Vatikan auf! —

Indessen sollten die Griechen noch einmal dahinsterben; des bittersten, langwierigsten Todes sollten sie sterben, — um aus der Hölle der niedrigsten Sklaverei zum Lichte der Freiheit und Humanität wiedergeboren zu werden!

In sich selbst zersplittert, — aufgeschossen, verdammt von der römischen

mischen Arche, — von den Kreuzfahrern geübertheilt, — verlassen, verachtet von der abendländischen Christenheit — wurde das griechische Reich zuletzt eine Beute der barbarischen Somanen, — das schöne Hellas zum zweitenmale Besizthum eines hartberzigen Kriegervolkes!

Und wie einst Israel unter dem Scepter der Alexandrien, so sollten nun auch die Griechen keine Nation mehr sein! Sie sollten den, noch immer sich fortwebenden Traum von der Unsterblichkeit der Nationen — nicht mehr forträumen; — sie sollten der begeisterten Erinnerung an ihre glorreichen Ahnen, die allein noch das Leben im Knechtthum erträglich macht, für immer entsagen! Miltiades und Leonidas sollten umsonst ihr Blut für das Vaterland vergossen, Homer und Pindar nur für die Nachkommen fremder Völker gesungen — Demosthenes nur für Sklaven die Freiheit gepriesen, — und Sokrates und seine großen Jünger die Saamen der Humanität nur in das Ausland gestreut haben! Selbst die Religion des unterjochten Volkes, das Höchste, woran es noch mit ganzer Seele hing, sollte nur so weit geduldet werden, als es der despotische Oberherr einer fremden Glaubensgemeinschaft duldet! —

So machte die Uebermacht roher Gewalt sich freventlich die Befugnis an, eine Nation, die von Gottes Schöpferhand das Dasein erhalten, die nach göttlichem Rechte zur Freiheit berufen war, — mit der Spitze des Schwertes aus dem Buche des Lebens zu tilgen! —



Aber Nemesis wacht, — und auf ihr Geheiß wird früher oder später, aber unausbleiblich, — das Schlachtschwert des Unterdrückten zugleich zum Richtschwert für diesen, und zum Befreiungsschwert für den Unterdrückten!

So vertrieb die Grausamkeit der Somanen hochgebildete Griechen aus der geliebten Heimath, und gerade diese Flüchtlinge waren es zuerst, die ein tieferes Verständniß ihrer Sprache nach dem Abendlande brachten. Hier begegneten sie längst genährter Sehnsucht nach den Schätzen der alten Weisheit und Kunst, und, während das arme Griechenvolk in immer tieferes Elend versank, erwachten nach und nach im fernen Abendlande alle die noch in Pergamenten schlummernden Geister seiner Ahnen. Auch die griechisch geschriebenen heiligen Urkunden der christlichen Kirche wurden aus dem Opferaltar, in dem sie begraben lagen, wieder an's Licht gezogen, und das wiedergefundene, heilige Wort wurde zum Possanenschall, vor

dem die eömischn Werwerke — wie Jericho's Mauern — in den Staub sanken! —

Und die wiedergewonnene Religionsfreiheit entzündete das Verlangen nach bürgerlicher und nationaler Freiheit, und das Verlangen suchte und fand erleuchtende Iden und begeisterte Vorbilder in den Schriften und Geschichten der Griechen. — Da vermählten die Freiheitsgedanken der Hellenen sich mit den Liebesgeboten des göttlichen Menschenfreundes, und aus der Einigung des griechischen Freiheitsfinnes und der christlichen Bruderliebe — entsprang der Geist der Humanität, — der allbetöbende, allverjüngende Geist der neuen Zeit!

Und der Geist wurde Wort, und das Wort wurde That, und hier setzte, dort zerbrach er die Ketten, die weder das Griechenthum, noch das Christenthum, — jedes einzeln, — zu sprengen vermocht hatten, und — wie ein electrischer Strahl durchjuckte er die eisernen Schranken, die Völker von Völkern, die Kirchen von Kirchen auf ewig von einander trennen sollten!

Nun erst reiste, — zureiß in unserm gemüthreichen Volke, — dann auch in Frankreich und England, — das rechte Verständniß für die altgriechische Welt, und — als dann der Geist der alten Hellenen die letzten Verhüllungen der Eberasale gesprengt, und zum erstenmale als reine Pflanze die Zügel schwang, und Frühlingslüfte ringsumher die Völker zur Verjüngung, und die Idee der Menschheit in das Leben rief, — da drang es, wie Duft der blühenden Rebe in die Ferne; — und im türkischen Zwinger sang der verborgene Griechenwein zu gähren an. Mit wunderbarer Macht wurde das schmählich geknechtete Volk von Erinnerung an seine glorreiche Vergangenheit, von der nie völlig erloschenen Hoffnung auf einstige Befreiung erquickt und belebt. Und es sandte seine Jünglinge zu den bildungsverwandten Völkern, den auferstandenen Geist seiner Vorväter zu begrüßen, und zurück sandte dieser Geist ihnen die Freiheitslieder eines zweiten Iphigeneus, des herrlichen Rhigas⁶⁾, begleitet von der zauberischen Hymne der Marseiller⁷⁾ und von tausend und aber tausend Segenswünschen freisinniger Männer!

6) Klüber's Pragm. Geschichte S. 5 f. Rhigas (geb. 1753 † 1794) wird von den Neugriechen der „Märtyrer für Religion und Freiheit“ genannt. . . Seine Schlachtgesänge schallten aus dem Munde aller Hellenen.“ Vergleiche noch S. 31 und 57.

7) Sie wurde Schlachtgesang der Marseiller.

Erfüllt waren die Zeiten, vollendet die Arbeit der Strebenden *Nemesi*! Fast ganz Europa hatte sich erhoben und das Schwertrecht eines ehelüchtigen Eroberers durch die Begeisterung für das Freiheitsrecht der Nationen überwunden. Selbst die Fürsten hatten — im begeisterten Momente des Sieges — in einem heiligen Bunde die Unterthanen als ihres Geschlechtes, die Völker als Brüder und die Kirchen als Schwestern begrüßt!

Es war mit einemmale der Geist der Humanität zum Durchbruch gekommen, und als nun, — schon längst von seinen nordischen Glaubensverwandten zum Aufstand ermuntert⁸⁾, — im Vertrauen auf Gott, auf die Theilnahme der civilisirten Nationen und auf die eigene Heldenkraft, — das Griechenvolk sich aus dem Staube erhob, und die Grothaten von Marathon und Salamis überbot, da erblafte der despotische Halbmond vor den Strahlen der Freiheitssonne, — und aus zwei Welttheilen strömte jubelnder Beifall der Völker, strömten begeisterte Griechenfreunde, strömten Gaben aller Art nach dem kämpfenden Hellas. Vergeblich pflanzte das Oberhaupt der Aorangelübigen die Fährte des Propheten auf, vergeblich schleuderten servile Anhänger der Gewaltherrschaft ihre Boenblitze auf das, zu verzweifelter Nothwehr getriebene Volk⁹⁾, — vergeblich hüllten die römischen Hierarchyen und ihre glaubenseifrigen Anhänger sich in eisernes Schweigen bei dem Märtyrertode des griechischen Patriarchen, und vieler tausend Mitchristen jedes Alters, Geschlechtes und Standes¹⁰⁾; — die öffentliche Meinung siegte über das Geschrei des Egoismus, wie über das Schweigen eines engherzigen Glaubensstolzes, — die Stimme der Menschlichkeit über die Hohnsprüche gefühlloser Berechnung und neidischer Herrschsucht¹¹⁾. Der aufopferndste

8) „Hatten sie (die Griechen) doch die Erinnerung, — daß Catharina II. in den Jahren 1770 und 1789 die Hellenen unter glänzenden Versprechungen zum Aufstand hatte ermuntern lassen.“ *Pragm. Gesch. v. Rußland* S. 4.

9) *S. Kaiser a. a. O. S. 11. 67 u. f. w.*

10) *Abb. S. 11. S. 34 f.* „Den griech. Patriarchen des Orients, — den frommen 83jährigen Gregorios, ließ der Sultan am ersten h. Oherstag aufknäpfen; — dasselbe Schicksal widerfuhr einem Erzbischof, 2 Bischöfen und 8 Geistlichen des Patriarchats; — der Patriarch Cyrillus, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen, ward zu Adrianopel hingerichtet, ebenso der dortige Erzbischof Prokos. Alle griech. Geistlichen, auch in Serbien, Kleinasien u. wurden auf das Grausamste verfolgt“ u. f. w. „Der Papst, mit dem alaubensstrenge Theil seiner Anhänger schwieg; in dem christl. Hellenen sah er nur den Schismatiker, den von römischer Glaubensform Abtrünnigen“ u. — *Vgl. noch S. 68.*

11) „Das Geheimniß der europäischen Politik, welches seit länger als

Heldennuth einer ganzen Nation und die barbarische Grausamkeit ihrer Zwinnherren überzeugete nachherade die Fürsten Europa's, daß der Aufstand der Hellenen nicht Empörung einer schwindelnden Faction, sondern der rechtmäßigste Kampf sei für das Allerheiligste der Menschen und Völker¹²⁾. In raschen Uebergängen verwandelte die gealterte Politik sich in humane Liberalität gegen das auferstehende Volk, und so gelang es den edeln Sklaven der Türken, durch alt-hellenische Tapferkeit, durch christlich religiöse Begeisterung und durch Mitwirkung kosmopolitischer Humanität¹³⁾, — wieder aufzuerstehen als eine freie Nation¹⁴⁾.

So endlich wurde das Jahr 1830 das denkwürdigste in den Annalen der Menschheit; denn mit Jauchzen verkündigte es die Unsterblichkeit der Nationen, den Triumph des Freiheitsrechtes über das Eroberungsrecht und den Sieg der Humanität über politischen und kirchlichen Egoismus!

Zum andernmale wiedergeboren, erhebt sich nun der griechische Phönix aus der eigenen Asche, und, wie der zehnjährige Kampf mit Troja die Hellenen zum erstenmal in den Kreis der Nationen eingeführt, so haben ihre Enkel nun abermals — und auf edlere Weise — in zehn-jährigem Kampfe mit Istanbul — das glorreiche Bewußtsein der Rationalität, mit ihr aber — als Kampfpreis statt der scheinbildlichen, nun sich die wahre Zeusochter errungen: die Freiheit, des königlichen Rechtes unsterbliche Braut.

einem Jahrhundert das osman. Reich vor dem Untergange schützte, ist längst zum öffentlichen geworden; es ist die in der Politik wohlbekannte Macht des Reiches (*puissance d'envie*).“ *Ebd.* S. 17.

12) *E. Klüber a. a. O.* S. 10. 15. 17 u. f. w.

13) Pietro Mauremicholis rief in einer Kundmachung vom 9. April 1821 den Mainoten zu: „Der Peloponnes wirft das Joch der Osmanen ab, um den Mäuren zu retten und das alte Vaterland wieder herzustellen. . . Von Europa verlangen wir nichts, als Waffen, Geld und Rath.“ *Klüber a. a. O.* S. 46. Im Juli 21 forderte ein Ausruf, von Bischöfen und Häuptlingen unterschrieben, „im Namen des Kreuzes und des Leonidas“ die Hellenen auf, sich in den Thermopylen zu versammeln.“ *Ebd.* S. 56. 16.

14) Schon 1772 waren „Tausende eingeweiht in das Geheimniß der „heiligen Spanakassie.“ *Ebd.* S. 5.

Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich.

Kirchgläubige Denker haben jede Erkenntniß der Wahrheit zur Sache göttlicher Inspiration gemacht, und es war dann nur folgerichtige Entwicklung des vorausgesetzten Princip's, wenn auch jedes Wollen des Rechten und Guten als Wirkung göttlicher Gnade vorgestellt wurde.

Durch Chauvin (Calvin) und die Jansenisten machten besonders in Frankreich diese Consequenzen sich geltend, und es war auch jetzt nur Folge natürlicher Gesetzmäßigkeit, daß in demselben Lande auch die entgegengesetzten Extravaganzen zur vollständigsten Ausgeburt kamen.

Der Abbe Condillac ließ die Wahrheit aus den Sinnen, spätere Materialisten ließen sie sogar als feinen Dunst aus der Materie aufsteigen; Helvetius ließ den Willen nur durch sinnliche Genußtriebe bestimmt werden, de la Mettrie machte den Menschen vollends zur Maschine.

Die erste — kirchgläubige — Extravaganz war eine Reaction der menschlichen Beschränktheit gegen die Vermessenheit der alten Theologie und der Selbstvergötterung gewesen; die andere — sog. philosophische — war eine Rückwirkung der menschlichen Sinnlichkeit gegen die übertriebene Spiritualisirung des katholischen Aetisismus, — des Bewußtseins der Selbstbestimmung und der gegenwärtigen und allen eingeborenen Selbstzwecklichkeit gegen willkührliche Auserwählung und Bestimmwerdung von Oben her. Beide Systeme verkannten das Wesen des eingeborenen Geistes und seiner Bestimmung zur vernünftigen Selbstentwicklung, wie seines Vermögens zu selbstaufopfernder Freiheit.

Uebrigens ging die alte Kirche durch dieselben Grundsätze und nach denselben Verstandesgesetzen zu Grund, durch und nach welchen sie entstanden war. Gegenwärtigkeit Gottes und herzerweiternde Glaubens- und Sittenlehren, — Gott wolle alle Menschen selig machen, — alle Menschen seien Brüder und vor Gott gleich, — Gott sei in Christo und jeder Mensch ein Tempel des h. Geistes u. s. w. — diese Lehren, von Bisprüten unerschrockener Selbstaufopferung begleitet, — sie waren es,

welche die Gemüther ergreifen und fesselten. Und weil dies Alles göttlich schien, darum wurde auch noch Vieles geglaubt, was damit zusammenhing, und weil die Glaubenslehrer selbst so göttlich lebten, darum wurde ihnen auf das Wort geglaubt.

Gerade so war es im achtzehnten Jahrhundert. Zuerst wurde durch die Engberzigkeit und Ungöttlichkeit der entstellten Christuslehrer die ganze Doktrin, und durch das Pharisäer- und Tartüffenthum der Lehrer der ganze Klerus verdächtigt, und Männer, welche sich als Befreier, als Beglückter hinstellten, kamen zu Ansehen. Jener ungebildete Volkstand, der von einer kleineren oder größeren Anzahl von Fäulen gleich ein allgemeines Geseß abstrahirt, unterschied nicht gehörig weder bei der alten Lehre und den alten Lehrern, noch bei der neuen Doktrin und dem neuen Predigern. Jene wurden in Masse verworfen, diesen ebenso zugestimmt. So wurde mit Voltaire alles Alte verspottet, des Helvetius neue Glückseligkeitslehre, Rousseau's neue Staatsverfassung gleichsam par acclamation angenommen, und eine neue Kirche und ein neuer Staat gebildet, die aber, als erzeugt aus dem bisherigen Gegensatz beider, zunächst nur in die eine, untheilbare Brüdergemeinde zusammenfügten. —

23.

Die Macht der Religion und des Fanatismus. 1)

Zu Bombay, wo über 100,000 Hindus, an 13,000 Parsis (Richtambeter), gegen 800 Juden, fast 28,000 Muhammedaner und über 14,000 eingeborene Christen friedlich neben einander wohnten und überdies an 57,000 Fremde sich aufhielten, strömten, als im Jahre 1812 und 1813 eine fürchterliche Hungersnoth in der dortigen Gegend herrschte, noch über 20,000 Hungernde herbei. Was Religion und was Fanatismus vermögen, zeigte sich bei jener Gelegenheit auf eine so auffallende Weise, daß wir aus dem Berichte eines zuverlässigen Reisenden in der Revue de Paris (im August 1832 S. 65 ff.) folgende zwei Stellen hier mitzutheilen nicht umhin können.

1) Beschrieben im J. 1833.

„Jeden Tag strömten neue Auswanderungen von Unglücklichen herbei, die nur mit Noth allen Schrecknissen, von denen ihre Heimath bedrängt wurde, zu entfliehen vermochten. Die ganze östliche Küste von Bombay bedeckte sich mit Leichen und Sterbenden. Am meisten fiel mir die wunderbare Geduld, oder wie wir in Europa sagen: die christliche Ergebung der Schlachtopfer auf. Jeden Tag sah ich jene armen Hindus jeder Art von Mangel preisgegeben; aber niemals hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, niemals bemerkte ich bei ihnen ein Zeichen von Ungebuld.“

„Noch auffallender indessen war, daß ungeheuere Haufen von Sterbenshungrigen, die sich um das Feuer herumgelagert, auf welchem der ihnen bestimmte Reis gekocht worden, — hier gelassen harrten, bis die verschiedenen Portionen abgemessen und ausgetheilt wurden, — was oft länger als eine Stunde dauerte, während welcher Zeit ihre Speise nur wenige Schritte von ihnen entfernt stand, so daß sie dieselbe leicht hätten erreichen können! Während der ganzen Dauer der Hungersnoth endlich ließ man auf den öffentlichen Plätzen und an sonstigen offenen Orten der Stadt ungeheure Reishäufen Tag und Nacht ohne Wache und Hüter aufstellen, ohne daß auch nur ein Sack gestohlen oder geöffnet wurde! . . .“

„Die eingeborenen Hiden und die Europäer verbanden sich, um möglichst jenem Elende zu steuern. Ungeheuere Löpse wurden in einem Gebüsch von Baumwollenslauben aufgespiant, und da überhaupt ein Hindu, selbst wenn er sein Leben damit retten könnte, von keiner Speise Etwas genießen würde, wenn dieselbe von dem Mitgliede einer andern Kaste, als der seinigen, zubereitet worden, so trug man Sorge, sich Köche zu verschaffen, deren Stirne mit dem charakteristischen, rothen und gelben Kastenzeichen bemalt war. Ich habe mehrmals einen Unglücklichen gesehen, der, von Entkräftung dahinstehend, die ihm dargebotene Speise anzunehmen sich weigerte, weil es zweifelhaft war, durch welche Hände sie gegangen war.“ —

So ist es in Bombay; aber wo anders findet sich neben unmenschlichen Glaubensvorurtheilen zum wenigsten so heroische Willenskraft? Wo findet sich noch eine so durchgreifende eiserne Consequenz? Sehen wir auf den Welttheil, der sich das Haupt der Civilisation nennt, und in diesem auf die christlichen Völker, die sich für die Gebildetesten ausgeben; begreifen wir hier nicht bei jedem Schritte Vorurtheilen, die sich wesentlich in Nichts von dem der verhungerten Hindus unterscheiden? Was dem leidlichen Menschen das leidliche, das ist für den Denkenden das geistige Brod, das Wort Gottes, — nicht gerade dieses oder jenes von Menschenhänden geschriebene, von Menschen überlieferte, gedeutete Wort, sondern das Wort Gottes überhaupt, und zwar nicht gerade dieses oder jenes na m -

haften Gottes, sondern des Allerhöchsten, der — zu allen Zeiten — in allen Sprachen — zu allen Menschen spricht. Wenn nun ein Religionslehrer — mag er nun Papst oder Pfarrer heißen, — den Glauben, Millionen anderer Menschen eine Pest, eine vergiftende Speise nennt, wenn er dieser Giftigkeit halber seine Gläubigen vor der Gefahr der Ansteckung warnt, — nährt er hiermit nicht denselben Fanatismus, der den Hindu in den Hungertod stürzt? — Und dennoch ist das Encyclicum des jetzt lebenden Papstes (vom 15. August 1832) von Anfang bis zu Ende von solchem fanatisirenden Geiste durchdrungen! Dennoch hat keine europäische, selbst keine akatholische Regierung im Namen des allgemeinen Menschenrechtes — gegen dieses brahminische Rundschreiben protestirt! Dennoch hat bald darauf der Papst in seinem Brevé (vom 27. Mai 32) in Betreff der gemischten Ehen, jenen — die Menschen gegen einander verfeindenden — Fanatismus noch barbarischer gepredigt; — denn barbarisch ist jede Lehre, welche das Allgemeinmenschliche verläugnet, indem sie absolute Scheidewände zwischen den Menschen aufstellt oder aufrecht zu erhalten sucht. Und auch gegen diese, in die Eingeweide des bürgerlichen, des Familienlebens einschneidende Lehre haben weder Fürsten noch Bischöfe — Verwahrung eingelegt, vielmehr sieht man die neue Saat von Drazenzähnen schon aufgehen, wie z. B. der Herr Bischof von Speier durch ein Ausschreiben vom 22. April d. J. (1833) seinen Gläubigen die Bestimmungen jenes Brevés (vom 27. Mai d. J.) eingeschleift hat.

Wie Vieles von jener Saat geht aber auf, was nicht bis ans Licht der Öffentlichkeit dringt, sondern im Verborgenen um sich frisst und nagt und schneidet — und blutige Thränen ausperst, die nur der Allwaltende sieht! —

Wie mächtig indeß dieser Fanatismus ist, kann man daraus entnehmen, wenn er selbst noch bei solchen Individuen wieder zum Vorschein kommt, die lange mit wahrhaft menschlich Gefinnten Umgang gepflogen und selbst sich manches Gute von denselben aneignen zu haben scheinen. Ein auffallendes Beispiel hiervon bietet eine uns eben mitgetheilte Flugschrift, betitelt: „Einige Worte über das Trödel'sche Institut zu Willifau, von Georg Sigrist, Pfarrer zu Wohlhusen etc. (Luzern 1833).“

Hr. Sigrist nennt nicht nur den verewigten Saller seinen „unvergesslichen Lehrer“ — (freilich ist auch der menschenfreundliche Saller in seinen alten Tagen ein Papstdiener geworden!), — sondern sagt auch von sich selbst: „ich war Schüler und Lehrer im Pestalozzischen Institute. Unvergesslich, ewig denkwürdig sind mir die Tage, die ich in der Nähe, ja im täglichen, später sogar vertraulichen Umgange mit dem hochverehrten

Pestalozzi verlehrt habe ic.“ (S. 6.) Und fürwahr, wenn ein Mann vom engherzigen Katholicismus zur gotteswürdigen Humanität belehren konnte, so war es gewiß dieser Waisen- und Armenfreund! Und dennoch ist die ganze Flugchrift Nichts, als eine fortlaufende Reihe von Protestationen gegen die Grundvoraussetzung der wahrhaften Humanität, gegen den Grundsatz nämlich, daß von keinem Menschen in religiöser Beziehung etwas Anderes gefordert werden darf, als daß er der Stimme der ihm von Gott verliehenen Vernunft folge.

So protestirt Hr. S. gegen Errichtung und Fortbestehen einer protestantischen Schule — in einem angeblich „rein katholischen Cantone“ (S. 36), weil — „aus unerschütterlichen Gründen die Duldung eines protestantischen Erziehungsinstitutes für katholische Kinder unvereinbarlich sei mit den Grundsätzen der katholischen Religion u. s. w.“ (S. 58), weil „die Gewährleistung der katholischen Religion — im Cantone Luzern Nichts auskeimen und sich verbreiten lassen kann, was die katholische Religion gefährden, oder, wahrer gesagt, von Grund aus zerstören muß“ (S. 36), „weil der Geist der Lehrer und Erzieher sich den Böglingen mittheile“ (S. 31), — wesentlich aber — weil die römisch-katholische Kirche die einzige göttliche „Erlösungsanstalt“ und außerhalb derselben keine Wahrheit ist, weshalb Hr. S. sich auf Sugler's „herrliche Rede“ beruft, „über die Nothwendigkeit des Streites in der Kirche Gottes, oder die in ihrem Wesen liegende Intoleranz“ (S. 33.). Daß aber die protestantische Kirche nicht zur Kirche Gottes gehöre, sondern, als antikatholisch, — doch wohl zur Kirche Satans, dies giebt Hr. S. in folgender Stelle deutlich genug zu verstehen. „Nun ist aber, heißt es S. 31, die katholische Denkweise eine der protestantischen Denkweise geradezu entgegengesetzte. Beim Katholiken entscheidet in religiösen und sittlichen Angelegenheiten die göttliche Autorität, beim Protestanten, wenigstens in letzter Instanz, die Privatvernunft; der Katholik hört und folgt der Stimme seiner Kirche, an die ihn Christus gewiesen hat, der Protestant der Stimme seiner Vernunft und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung, aber gleichfalls nur, wie sie ihm im Lichte seiner Vernunft erscheint; der Geist der katholischen Religion ist Ehrerbietigkeit gegen die von Gott gesetzten und gegebenen Autoritäten“ (also in der Kirche etwa eines zur Ausrottung der Krämer aufzufindenden Pius V., oder eines Alexander's VI., und im Staate etwa eines Gessler oder Albi, eines Philipp II. oder Karl IX.?). „Der Geist des Protestantismus ist eine den Glauben bestimmende Selbstständigkeit und Selbstgewalt, der nur vor dem Gott das Knie beugt, dem er

selbst gefunden, und nur der Religion huldigt, die er sich mehr oder weniger nach eigenem Gutbefinden ausgebildet hat.“ (Dieser Unterscheidung nach sind alle echte, unbedingte Lamaiten, Debaisten, Mosaiten und Rosanisten der allein wahren Religion, d. h. dem Katholicismus weit näher, als alle akatholische Christen!) „Mit einem Worte: der Geist der katholischen Religion ist ein durch und durch anderer, als der des Protestantismus. Diese zwei sind einander nicht bloß in einzelnen Lehresätzen, sondern in ihrem innersten Geiste und Wesen entgegengesetzt und einander entgegenwirkend. Die innerste Quelle, aus der die Gedanken, Gesinnungen und Gesetze des Lebens entspringen, ist im Katholiken eine ganz andere, als im Protestanten.“ Damit jedoch gar kein Zweifel bleibe, wie dieser Gegensatz zu verstehen sei, erklärt Dr. S. (S. 40): „es handelte sich (in dieser Sache) um den Bestand des katholischen Glaubens in dem Herzen des Volkes; und vom Bestande dieses Glaubens hänge die Tugend des einzelnen Menschen, wie die des gesammten Volkes, hänge die Sittlichkeit und somit das Fundament ab, auf welchem ohne Widerrede das häusliche und bürgerliche Glück, das zeitliche und ewige Heil der Menschen ruhe. Das zeitliche und ewige Wohl des Menschen wird nämlich von der Tugend, diese von der Religion, diese von dem Einflusse und der Heiligung der von Gott selbst gegründeten Religionsanstalten, die Erhaltung der letzteren aber von der Pflichttreue der katholischen Priester bedingt.“ Die Schlussfolgerung ist klärend und klar, und um sie zu vollenden, haben wir nur noch das letzte Glied derselben zu suchen, durch welches die Pflichttreue der katholischen Priester bedingt ist. Dies finden wir S. 51 und 52 auf folgende Weise angedeutet: „Unser Leitstern sei: Eintracht im Einen-Notwendigen, Zweisinnigkeit im Nicht-Wesentlichen; Liebe aber in allen Dingen (!); diese Regel ist — nach Augustin — von Niemandem mehr erfüllt, als von der katholischen Kirche. Also vor Allem muß das Eine-Notwendige festgestellt und gesichert werden. Aber wer sagt uns, was dieses Eine-Notwendige, was Wesentlich oder Unwesentlich in der Religion sei? Wem dürfen wir uns hier vertrauen? . . . Ich sage aufrichtig und freimüthig: nicht dem frommen und gelehrten G. B. Chiaramonti würde ich in Glaubenssachen vertrauen; sondern dem Papste Pius VII.; auch nicht dem hochgeehrten Theologen M. Capellari; sondern dem heiligen Vater Gregor XVI.“ . . . Nun hat aber Gregor XVI. ex cathedra erklärt: „das Urtheil über die heilige Lehre, in welcher die Völker unterrichtet werden müssen, und die Regierung der ganzen Kirche stehe dem römischen Pontifex zu u. s. w.“; nun hat aber Pius VII. die Unterscheidung im Kirchlichen vom Wesentlichen und Unwesentlichen, von Dogma und Disciplin u. s. w. verworfen, — nun lehren aber alle Päpste

einmütig, außerhalb ihrer Kirche sei ewige Verdammniß gewiß, — es ist somit klar, worin das Eine-Nothwendige besteht, — und daß Zerknirschtheit und Liebe in dem Munde eines solchen Gläubigen nur Worte sind, die das Gegentheil von dem bedeuten, was sie dem sonstigen Sprachgebrauche nach aussagen. Das „Eine-Nothwendige“ ist also — „dem Papste in Glaubenssachen vertrauen“, — oder auch, was auf dasselbe hinauskommt: „in Dingen des Glaubens sich einer vom Nachfolger Petri zusammenberufenen und präsidierten Kirchenversammlung — unterwerfen“ (S. 52); — denn der Papst wird nur die Kirchenversammlung präsidierten, die sich seinen Inspirationen willfährig zeigt, und — so lange keine Versammlung berufen worden, ist sich wohl dem Papste allein zu unterwerfen, positiv, weil er „der Stellvertreter Christi“ (S. 46), — à contrain aber, weil sonst die Schafe ohne Hirten und Herrn sich nur zu leicht in die Irre — also in's ewige Verderben verlaufen würden.

In letzter Instanz ist also der Papst jene „göttliche Autorität“, welche „beim Katholiken entscheidet“ (S. 31), und die unbedingte Unterwerfung unter diese Autorität ist es, wodurch „die Denkweise“ des echten Katholiken allerdings „geradezu entgegengesetzt“ ist der Denkweise des Protestanten, welcher „der Stimme seiner Vernunft und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung“ folgt. Zwar versichert Hr. S., — der modernen Sprachweise sich jesuitisch accommodirend, S. 48: „Die katholische Geistlichkeit ist durchaus nicht der naturgemäßen Entwicklung des Menschen, — nicht der wahren Aufklärung entgegen“; aber er selbst fügt gleich darauf hinzu: „Der Katholik hat keine wahre und gründliche Bildung zu fürchten; nur muß sie im Geiste seiner Religion geschehen.“ — So gibt er sich hiermit als echten Kirchengläubigen, als einen recht guten Katholiken, wie kurz zuvor als echten Römisch-Katholischen oder Papstgläubigen zu erkennen, indem er S. 44 versichert: „so lange ich lebe, und seit ich den Kathismus gelernt habe, durchdrang mich stets eine göttliche Ehrfurcht vor Rom, oder vielmehr vor dem päpstlichen Stuhle. Ich gestehe es aufrichtig, daß, wenn mich je in meinem Leben eine Versuchung anwandelte, freieren, der katholischen Kirche bisher fremdgewesenen Grundsätzen beizustimmen, mir sogleich die ehrwürdige Roma vor Augen schwebte, und über ihr die heil. Apostel Petrus und Paulus stehend vor dem Throne des Gottmenschen, vor dem, der da sprach: „wer euch verachtet, verachtet mich.““ —

So mag denn, „da in gewissem Sinne in der katholischen Kirche mit aller Wahrheit, aber auch mit Recht eine kräftige Intoleranz gefunden wird“ (S. 53), — so mag Hr. S. in „grosartiger Ehrfurcht — vor dem päpstlichen Stuhle“ — mit demselben gegen Tücken und Keger das Kreuz

prebigen, die Juden wieder in den Ghetto einsperren und die Inquisition wieder einführen, — er mag mit dem „heil. Vater, dem Stellvertreter Christi, Nachfolger Petri, und Vater der Christgläubigen“ (S. 46) — den freien Vernunftgebrauch verherrlichen und gegen Naturrecht und Friedensschlüsse protestiren, die Pressfreiheit und die Bibelgesellschaften verdammen, — er mag mit „dem apostol. Stuhle stets mit der höchsten Sorgfalt darüber wachen, daß die kirchlichen Kanones, welche die Ehe der Katholiken mit Nichtkatholiken streng untersagen, gewissenhaft bewahrt werden,“ da solche Ehen mit so großer Entwürdigung und Seelengefahr verbunden sind²⁾,“ — er mag sich stets gegenwärtig halten: „mit weich einer angestrengten und standhaften Bemühung die Päpste den Glaubensartikel festgehalten haben, welcher darin besteht, daß der katholische Glaube und dessen Einheit zur Erlangung des Seelenheiles nothwendig sei³⁾“; — aber er enthalte sich dann ferner auch solcher luzurirenden, aus fremden Kornspeichern entwendeten Redensarten, wie: „Prüfet Alles und das Gute behaltet“ (S. 49), oder: „Liebe in allen Dingen“ u. dgl. m., damit, wie er mit jenen verhungerten Hindu in Bombay hinsichtlich des Fanatismus bemitleidet, er auch wegen eiserner Consequenz mit denselben, wenn nicht gepriesen, so doch bewundert werden könne.

24.

Aufhebung der Klöster.

Ueber tausend Jahre lang sah man es in der Christenheit als ein hochverdienstliches Werk an, der Natur, der Welt und allen Familienverhältnissen abzuscheren, indem man sich in ein Kloster verschloß, um durch zeitliche Mortifikation den Weltkindern einen Vorsprung in die ewige Glückseligkeit abzugewinnen. Reiche und Fürsten aber, die den krumm-graden Himmelsweg nicht einschlagen konnten oder wollten, stifteten, um von den frommen Pilgern an das Schlepptau genommen zu

2) Worte des Decret vom 27. Mai 1833 f. Allg. Kirch. Zeit. vom 27. Sept. v. 3.

3) Abendos.

werden, Klöster oder beschenken bei Lebzeiten oder doch durch Vermächtnisse die schon bestehenden, und die Kirche pries jederzeit das Klosterleben als den sichersten Hafen gegen die Anläufe des Teufels.

Die Reformation gab das erste Zeichen, daß die jenem Entweltlichungsstreben zu Grund liegende Weltansicht abzuleben beginne.

Ein zweites Zeichen gaben die aufklärenden Fürsten und Minister im vorigen Jahrhundert.

Mit der französischen Revolution aber scheint wirklich der jüngste Tag für die Klöster herangekommen zu sein, und die letzten Vorfälle in Spanien zeigen, daß selbst die Inquisition den großen Geistes-Umschwung wohl retardiren und kampfhafter machen, aber nicht ihn unterdrücken, selbst nicht einmal auf lange verhindern konnte.

Auch in der Schweiz rütteln die Äquinoctialstürme des Frühlings an den Klöstern, und im Großherzogthum Posen wird bald alle Spur derselben verschwunden sein. Hier aber wird mehr und besseres erbaut als umgestürzt. Von 38 Klöstern, die 1815 im Großherzogthum bestanden, sind seitdem 33 theils ausgefordert, theils aufgehoben, so daß von 272 Mönchen und 72, die im Jahr 1818 noch klösterlich lebten, jetzt nur noch 17 Mönche und 18 Nonnen sich in 5 Klöstern aufhalten. Dagegen sind allein seit 1831 überhaupt 256 neue Schulen ausser gebaut und bloß durch die 42 im v. J. vollendeten ist 5100 Knaben Elementarunterricht verschafft worden. So überwächst, wie an so vielen anderen Orten der immer alternden, immer sich verzüngenden Welt, auch dort der lebendige Weinstock das verwitternde Gemäuer, an dem er aufgewachsen im Schein der ewigen Sonne. —

25.

Ueber Sklaverei und Negerhandel.

Es ist der erhabenste Gedanke menschlicher Religionen, daß die Gottheit selbst Mensch werde, um den Menschen aus drückenden Banden zu befreien. Es ist der erhabenste Gedanke der christlichen Religion, daß göttliches Wesen, Mensch geworden, als Missethäter den schmachvollen Tod eines Sklaven gestorben, auf daß jeder Sklave, zum Bruder des Sohnes Gottes geweiht, aus dem Machtbegabtesten auf Erden als

Bruder erkannt und geliebt werden möge. Eine goldene Spur dieser Menschenfreundlichkeit hat sich noch in der Ceremonie des Fußwaschens am Charfritage und in dem Titel des Dreigekrönten erhalten, der sich einen Knecht der Knechte nennt. — Aber unmittelbare Aufhebung des Sklaventhums war von dem Stifter des Christenthums weder geboten, noch beabsichtigt. Der Mensch sollte innerlich frei werden, damit er, im Bewußtsein seiner Einigkeit mit Gott und in der Zuversicht künftiger Befreiung, sich auch in Ketten frei fühlen möge. Nur als Folge der eigenen Wiedergeburt zur inneren Freiheit von aller Eigensucht und zur göttlichen Bruder- und Menschenliebe sollte es dem Christen auch unmöglich werden, einen Mitmenschen noch ferner als Sklave anzusehen und zu behandeln. Das rechtliche Verhältniß blieb jedoch unberührt; nur bei künftiger Aufrichtung des Reiches Gottes sollte faktisch die Sklaverei ihr völliges Ende finden. Bis dahin war es für den Christen vielmehr eine Gnade, in Sklaverei zu verfallen, weil ihm dadurch Gelegenheit zu verdienstlichem Dulden geboten wurde. Wirklich haben auch geistliche Vorden, die diesen urchristlichen Gedanken festgehalten und ausgeführt, sogar freiwillig einer sklavischen Disziplin sich unterworfen. Von einem Recht aller Menschen als solcher auf persönliche Freiheit konnte aber darum nicht die Rede kommen, weil schon frühe die volle Rechtsfähigkeit nur den Mitgliedern der Kirche zugesprochen wurde. Man sah Heiden und Juden als unter dem Juche liegend an, und bekannt ist, daß der eigentliche Negerhandel erst von den Katholischen Eroberern Amerika's eingeführt worden. England's Elisabeth meinte aber: „einen Menschen als Sklaven seiner Primath zu entreißen, sei das Verabscheuenswürdigste, das die göttliche Rache auf die frevelnde Nation herabziehen müsse.“ England's Quäker warnen seit 1727 ernstlich vor jeder Theilnahme an solchem Frevel, und machten 1783 dem Parliamente die ersten Vorstellungen dagegen; endlich hat die englische Nation 20 Millionen zur Befreiung ihrer Sklaven bewilligt. Indessen setzt schändliche Gewinnsucht den Negerhandel noch fort, und einige Worte über dessen Vertheidigung mögen deshalb hier eine Stelle finden.

In Afrika wie in Asien ist das Sklaventhum uralte. Unstreitig hat es aber im ersteren Welttheile besonders durch den Verkehr mit dem benachbarten Europa eine furchterliche Steigerung erfahren. Schon früher, wenn Negerstämme miteinander Krieg führten, wurden die Gefangenen auf die Sklavenmärkte gebracht. Wahrscheinlich aber erst seit dem reißenden Absatz, den die Sklavenhändler bei den Europäern gefunden, ist ein Raubkrieg, den die Neger *Tegia* nennen, bei ihnen aufgetommen.

Einige hundert Bewaffnete lagern sich in einen Hinterhalt, überfallen Einzelne, Weibliche und schleppen sie fort. Oft auch, so berichtet Clarkson, werden nämlich Dörfer überrumpelt und alle Bewohner als Sklaven fortgeführt. Solche Menschenraubereien veranlassen dann meistens die Verwandten zu grausamen Rachegeboten, und so erben sich Gewohnheit des Raubes und der Rache fort.

Aber auch die so. Könige oder Häuptlinge, wenn sie nach irgend einer europäischen Waare gelüsten, schicken ihre Krieger aus, um sich Nacht einer bestimmten Zahl ihrer Unterthanen zu bemächtigen, die dann sofort in jene Waaren umgesetzt werden. Trifft sich die Gelegenheit, so üben diese Sklavingen auch für eigene Rechnung solche Gewaltthaten aus.

Endlich hat, seit der Handelsweg nach Südamerika eröffnet, auch die afrikanische Gesetzgebung sich geändert, und fast alle Vergehen werden jetzt mit Sklaverei bestraft. Besonders wird hierzu von den Oberhäuptern das vorgebliche Verbrechen der Hexerei oder Zauberei benutzt, welches den Verkauf der ganzen Familie des Schuldigen nach sich zieht. Nach Clarkson's Bericht muß der, der Zauberei Angeklagte, ein (giftiges) rothes Wasser trinken, und wenn er denn krank wird oder stirbt, wird seine Familie sofort an Europäer verkauft. Es ist nachgewiesen worden, daß ein Drittel aller als Sklaven Ausgeführten wegen jenem angeblichen Verbrechen verkauft worden ist. — Zuweilen treibt aber auch der Hunger die unglücklichen Schwarzen, um Lebensmittel zu erhalten, ihre Kinder oder gar sich selbst zu verkaufen. Das Empörendste bleibt aber, daß die Sklavenhändler, wo sie mit ihren Schiffen anlegen, auch noch durch Branntwein und andere Verlockungen die Einwohner zu dem Verkaufe ihrer Angehörigen oder geraubten Individuen anreizen.

Clarkson versichert, daß noch in der letzten Zeit 60 bis 100,000 Schwarze jedes Jahr ihrer Heimath entrissen wurden! Auch sind noch kürzlich mehrere mit Sklaven beladene Schiffe aufgefangen worden, und in einem Schiffe, das in einen französischen Hafen eingelaufen, hat man mehrere Leichname von Negern, die in Tisfässer versteckt waren, entdeckt.

Viele Sklaveneigenthümer suchen nun zwar die harte Behandlung der Schwarzen durch die Rohheit und Unbändigkeit derselben zu rechtfertigen. Aber nicht blos Clarkson, sondern schon Mungo Park, der Major Denham und viele andere Reisende stimmen darin überein, daß die natürliche Festigkeit der Neger durch viele andere treffliche Eigenschaften reichlich überwogen wird. Auch werden von diesen Reisenden und von Missionairen viele Beispiele angeführt von Liebe der Mutter zu ihren Kindern und inniger Ehsucht dieser gegen jene; von lebhafter Dankbar-

keit für empfangene Wohlthaten, treuem Bewahren alles Anvertrauten und Mitleidigkeit gegen unglückliche Fremde.

Buddha und Moses haben die Kassen, Christus und Mahomed die Völkerverscheiden aufzulösen, das achtzehnte Jahrhundert hat den Menschen als Menschen in seinem Freiheitsrecht anzuerkennen angefangen; — Israel hat Vertilgungskriege gegen die abgöttischen Völker, die katholische Christenheit Kreuzzüge gegen die Ungläubigen geführt; — mögen die Großthat der englischen Nation und die Eroberung Aigiers von den künftigen Geschlechtern als die glorreichen Anfänge allgemeiner Menschenbefreiung gefeiert und die Aeger durch wahrhafte Christen genöthigt werden, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele den Namen desjenigen zu segnen, der sich selbst nicht Abraham's, sondern des Menschen Sohn und Gott nicht der Juden, sondern der Menschen Vater genannt, und diesen seinen Brüdern das neue Gebot verkündigt hat, „einander lieb zu haben, wie er sie geliebet.“ —

26.

Channing über Sklaverei.

Unter den theologischen Schriftstellern und Predigern der vereinigten Staaten Nordamerikas nimmt Dr. William Ellery Channing, vielleicht die höchste, jedenfalls eine der ersten Stellen ein. Seine Erbauungsschriften haben nicht nur sehr freundliche Aufnahme in England, sondern theilweis auch Uebersetzung in der französischen protestantischen Kirche gefunden. Der gegenwärtige Augenblick schien dem wackern Manne geeignet, zu seinen Mitbürgern ein Wort über Sklaverei zu sagen. Auch in dieser Schrift, die unter dem Titel: „Slavery“ 1836 zu Boston erschienen, bewährte er sich als einen ebenso besonnenen als edelgesinnten Diener des göttlichen Menschenfreundes, der seine Brüder von Innen heraus frei machen will. Einige Stellen aus der Einleitung zu jener Abhandlung mögen dieses Urtheil rechtfertigen und dazu beitragen, die Aufmerksamkeit auf die Schriften jenes tüchtigen Gottesgelehrten hinzulenken. „Es gebe nur ein zuverlässiges (unfailing) Gut, und dies ist: Treue dem ewigen Gesetz, welches in das Herz eingeschrieben, und wiederbeschrieben (rewritten) und wieder bekannt gemacht ist in Gottes Wort.

Wer immer nun seinen Glauben setzt in das ewige Gesetz der Rechtlichkeit, der muß dann auch die Sklavereifrage vor allem und vorzüglich — als eine Sittlichkeitsfrage ansehen. Alle andern Erwägungen werden für ihn von geringem Gewichte sein, in Vergleich mit dem sittlichen Charakter und den sittlichen Folgewirkungen derselben... Große Wahrheiten, unveräußerliche Rechte, immerdauernde Pflichten werden die Hauptgegenstände dieser Erörterung sein. Leben wir doch in Zeiten, in denen die Feststellung großer Principien der größte Dienst ist, den man der Gesellschaft erweisen kann; denn die Gegenwart ist ein Augenblick verwirrender Aufregung, in welchem die Gemüther der Menschen von heftigen Leidenschaften und heftigen Confikten durchstürmt und verfinstert werden. Nicht minder ist sie ein Moment von absorbirender Weltlichkeit, indem das Moralgesetz je nach der Nützlichkeit (expediency) gebeugt, und seine hohen und strengen Forderungen als metaphysische Abstraktionen oder als unausführbare Theorien bezeichnet und beseitigt werden. In solcher Zeit große Principien leidenschaftslos und im Geiste ungeheuchelten und allgemeinen Wohlwollens aufzustellen und sie tief und bleibend in die Gemüther der Menschen einzugraben, — ist für die Welt erspriesslicher, als ihr neue Hundgruben des Wohlstandes zu öffnen oder hoffnungsvolle Staatsformen zu entwerfen.“

„Unser Land ist seit Kurzem durch die Sklavereifrage erschüttert worden, und das Volk hat in dem Maße oberflächlich oder auch gar nicht darüber gedacht, in welchem es heftig dabei gefühlt hat... Die Menge ist aufgerufen worden, nun, die Schrecklichkeiten der Sklaverei zu berücksichtigen, nun, zu erschauern vor dem Ruin und dem Blutvergießen, welches die Folgen der Emancipation sein sollten. Das Wort *Megelei* (massacre) hat durch das Land hin gehallt, harte und weiche Herzen mit Schrecken erfüllend und Unwillen erweckend gegen alles, was mit einem solchen Geschehnisse bedrohen könnte. Die Folge davon ist, daß nicht Wenige jede Erörterung dieses Gegenstandes fürchten. — Aber für ein Gemeinwesen gibt es keine größere Calamität, als der Verlust der Principien... Gerade diejenigen haben jedoch zur Verwirrung der Begriffe beigetragen, die mit unklarer Heftigkeit sich der Sache der Sklaven angenommen haben. Diese sollten bedenken, daß es nicht genug ist, für eine gute Sache in die Schranken zu treten. Wir müssen sie auch in einem ihrer Würde gemäßen Geiste vertreten. Darum sollte keiner die großen Interessen der Menschheit berühren, wer es sich nicht angetan zu haben glaubt, sich selbst für solches Werk zu heiligen, indem er sein Herz von allem Bösen und aller Lieblosigkeit reinigt, — und wer nicht hoffen darf, daß er einigermaßen mit dem Geiste allgemeiner Liebe getauft sei. Auch

das Mitleiden mit dem Gekränkten und Unterdrückten kann schaden, wenn es partiell ausschließend und erbitternd ist... Wir sollen allerdings über Sklaverei denken, empfinden, sprechen und schreiben; aber was immer wir in Beziehung auf sie thun, muß mit einem tiefen Gefühl von Verantwortlichkeit geschehen, und in einer Weise, welche den Frieden der Sklaven haltenden Staaten nicht gefährdet... Sklaverei muß ihrer Natur nach ein Grund von Besorgniß sein, wo immer sie besteht. Indes müssen wir nicht durch Vorurtheil und Leidenschaft die Gefahr vermehren... Aber als Menschen, als Bürger, haben wir Pflichten gegen die Sklaven, wie gegen jedes andere Mitglied des Gemeinwessens. In dieser Beziehung ist uns keine Freiheit (Willkür) gelassen.

Das ewige Gesetz verpflichtet uns, auf die Seite des in seinem Recht Verletzten zu treten, und dieses Gesetz ist ganz besonders verpflichtend, wenn wir dem Gekränkten verbieten, den Arm zu seiner eignen Verteidigung zu erheben.“ —

27.

Das Penitenziarwesen in Frankreich und Amerika.

Der edle Dissenter John Howard war der erste, der in den 70er Jahren die Aufmerksamkeit der englischen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den schrecklichen Zustand der Gefängnisse hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbessernden Gesetzen Veranlassung gegeben, brachte er, alle europäischen Höfe bereisend und demnächst durch sein treffliches Werk: „The state of the prisons in England and Wales“ (1777), die menschenfreundliche Theilnahme an dem Loos der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Ueber der Pforte des Gefängnisses zu Rom hatte er (1780) die Worte gelesen: „Ein Geriniges ist es, die Bösen durch Furcht vor der Strafe zurückzuhalten, wenn man sie nicht durch die Zucht, die man beobachtet, bessert.“ Der Gedanke war schön; aber er stand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen sollten bei ihrem Repressiv-Modus sich durch jenes Axiom leiten lassen. Für die Leibliche Gesundheit der Eingekerkerten geschah nun Einiges; die Idee eines Penitenziar-Systems wurde aber erst in den 90er Jahren in

Frankreich in Anregung, demnächst zuerst in Amerika auf zweckmäßige Weise in Ausführung gebracht.

Von dort ist dann die Kunde der bedeutenden Resultate nach Europa gekommen, die durch jenes System erzielt werden. Man hat auch hier Versuche damit angestellt; durchgängig ist man aber nur bei dem Außerlichen stehen geblieben. Die Vereinzlung allein ist es nicht, welche die Gefangenen in Amerika bessert, sondern diese Isolirung — unterstützt durch die mächtigen Hülfsmittel einer vorzüglichen Verwaltung. Nichts wirkt mehr auf den Menschen, als die Einsamkeit. Dieses Mittel kann aber heilsam oder verderblich wirken, jenachdem es mit Einsicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf sich allein zurückgeführte Mensch wird bald besser, gefühlvoller, mitleidiger. Ist aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Mensch stirbt oder wird verrückt.

Die ersten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchst betrübend. Große Sterblichkeit, Selbstmorde, Wüthsin oder Warrheit, häufige Rückfälle nach der Freilassung, — dies die Folgen des Heilmittels, so lange man bei dessen Anwendung nicht mit verständiger Unterscheidung verfuhr. Die Gefängnisse standen unter Aufsicht von Männern, die nicht besser waren, als die Directeurs de prisons in Frankreich. Aber man forschte nach den Ursachen dieser Mißstände und man erdachte sie. Edle Bürger machten die Verbrecher und ihre Besserung zum Gegenstand gelegentlicher Forschung. Bald begann die wirkliche Reform der amerikanischen Penitentiarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienste empfohlen, das Ehrenamt suchten, die Verurtheilten zu leiten und zu belehren. Man sah nun Aerzte, Magistrate, Gelehrte, sich eifrig um diesen Beruf bewerben; — die Gefängnisse hatten fortan nicht mehr blos zum Zwecke, die Gesellschaft vor den Verbrechern zu sichern, sondern verirrte Menschen wieder zu ihr zurückzuführen, sittlich Kranken Genesung zu bereiten.

Der Erfolg hat das Wort gekrönt.¹

Vergleicht man jetzt (1837) aber den Zustand der Gefängnisse in Nordamerika mit dem der Gefängnisse in Frankreich, dann stellen sich folgende für das Letztere höchst betrübende Resultate heraus: In Frankreich ist die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich ist das Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilassung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den ver. Staaten wird nur von 19 eine rückfällig. — Doch ist mit Zuversicht zu hoffen, daß es den vereinten Bestrebungen der Société de la morale chrétienne und vieler anderen Men-

schenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Resultate zu erzielen.

28.

Geschichte und Statistik der Taubstummen- Erziehung.

Herr Ferd. Berthier, Zögling der Pariser Taubstummenschule, und demnachst einer der geschicktesten Professoren bei dieser Anstalt, hat 1837 eine „Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets“ herausgegeben, aus welcher hier Einiges angeführt werden mag.

Den ersten wirklich erfolgreichen Versuch, den Taubstummen eine Bildung beizubringen, schreibt man dem spanischen Benediktiner Pedro de Ponce († 1584) zu, „dessen Schüler,“ wie spanische Autoren sagen, „sich in den Wissenschaften so auszeichneten, daß sie selbst in den Augen des Aristoteles für geschickt hätten gelten können.“ Im Jahre 1620 gab Pedro Bonnet, Secrétaire der Connetables von Castilien, seine Kunst, die Stummen im Sprechen zu unterrichten (arte para enseñar à hablar à los mudos), heraus. Er erfand oder vervollkommnete das Pandalphabet, welches demnachst mit einigen Modifikationen vom Abbé de l'Épée angenommen, und in allen Schulen von Frankreich, Italien, Deutschland, Rußland, Schweden, Amerika etc. sich verbreitete. Er fügte eine Beschreibung der Stellungen und Bewegungen bei, die man den Stimmorganen geben muß, um Laute und Artikulationen hervorzubringen.

Ähnliche Bemühungen in Italien und England. Hier hatte John Bulwer schon 1684 seinen „Freund der Taubstummen“ herausgegeben. In den Niederlanden (nicht, wie Hr. W. schreibt, in der Schweiz) machte Conrad Amman 1692 seinen „Surdus loquens“ und 1700 eine Dissertation über die Sprache bekannt, über welche der Abbé de l'Épée einen Commentar schrieb. (Was Deutschland schon früher geleistet, ist schon von E. Schmalz in seiner „Geschichte und Statistik der Taubstummenanstalten etc.“ 1830 zusammengestellt worden). Herr Berthier berichtet ausführlich, was der Abbé de l'Épée und sein Nachfolger, der Abbé Sicard, für den Taubstummenunterricht gethan, und — was sie noch zu thun übriggelassen.

Es ist gewiß, daß seit 50 Jahren mehr für diese Unglücklichen geschehen, als in den 5000 Jahren zuvor. Mit Recht debattirte die Nationalversammlung am 21. Juli 1791: „Der Name des Abbé de l'Épée (des Stifters der Taubstummenanstalt zu Paris) soll unter die der Bürger verzeichnet werden, welche sich am höchsten um die Menschheit und das Vaterland verdient gemacht haben.“

Den statistischen Uebersichten zufolge, welche Hr. B. mittheilt, würde jetzt in Europa 3290, in den Vereinigten Staaten 411, auf der ganzen Erde überhaupt 3732 Taubstummen die Wohlthat des Unterrichtes zu Theil. Man rechnet aber in Frankreich auf 32 Mill. Einwohner 26,189 Taubstumme, während in 88 Anstalten deren nur 794 Aufnahme finden! — Nach Schmalz (in dem oben angeführten Werke desselben) gäbe es auf der Erde 568,413 Taubstumme, von denen im Jahre 1830 in 117 Anstalten 3320 aufgenommen seien.

29.

Die Taubstummen-Erziehungs-Anstalt in Frankfurt a. M.

Wenn irgend Etwas das Fortschreiten der Menschheit, das höhere Wiederaufleben des wahrhaft christlichen Geistes in der neuesten Zeit unwiderleglich erweist, so ist es ganz besonders die fürsorgliche Theilnahme, welche den Bedürftigen, Unglücklichen, Leidenden aller Art zugewendet wird. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums hatten ihre Apostel, ihre Märtyrer, ihre Diakonen und Diakonissinnen. Das Mittelalter hatte einzelne edle Ritter und wohlthätige Geistliche. Aber die ängstliche Sorge für das eigene Seelenheil und der scharf ausschließende Aberglaube hemmten noch den freien Aufschwung des menschlichen Gemüthes; wenn ein Gott nach unbegreiflichen Rathschlüssen auf ewig lärt und verdammt, kann ein Mensch kein unbefchränktes Wohlwollen und Mitleiden erweisen. Seitdem aber Verschiedenartige sich wechselseitig dulden und achten und lieben gelernt, seit der erhabene Gedanke einer einzigen Menschheit und der unendlichen Vervollkommenung aller Menschen — als solcher — sich als die Blüthe der bisherigen Entwicklung erschlossen, seitdem ist mit dem reineren Glauben und der schöneren Hoffnung auch eine umfassendere

Liebe erwacht. Wie der Gedanke Gottes menschlicher, ist auch das Ideal für den Menschen göttlicher geworden. So hat die neueste Zeit auch ihre Apostel zur Belehrung der Heiden, ihre Märtyrer für das göttliche Wesen, ihre Pfleger der Armen und Kranken, wie die erste christliche Kirche; sie hat Ritter für Freiheit und Recht und statt der wenigen dem Wohltun gewidmeten Klöster des Mittelalters immer zahlreichere Vereine von Geistlichen und Laien zur Entfernung und Vermeidung des Elendes unter dem Menschen. Aber sie hat noch unendlich mehr als dieses Alles; denn sie hat den Geist wahrhafter Humanität empfangen, sie hat der ganzen Menschheit ihr Herz geöffnet und sinnt nun und arbeitet mit heiligem Eifer an dem Aufbau eines der unendlichen Liebe würdigen Tempels auf Erden. Schon seit einem Jahrhundert ist der Geist überall geschäftig, die Grundsteine zu legen, und schon treten hier und dort wunderherrliche Säulen zu Tage. Haben im Mittelalter sich Hunderttausende vereinigt zur Befreiung eines Sklaven, so sehen jetzt wir Millionen sich vereinen zur Befreiung lebendig Begrabener, zur Befreiung von Hunderttausenden aus den Ketten der Sklaverei, der Krankheit, der Armuth, der Unwissenheit, und wie bitter auch ein gereizter, geistlicher Dünkel die Gegenwart schmähzt, so hat doch noch kein Jahrhundert göttlichere Früchte getragen, als das gegenwärtige.

Unter diesen Früchten sind die, durchaus erst der neuesten Zeit angehörigen Anstalten zur Erziehung der Taubstummen unstreitig zu den herrlichsten zu rechnen. Erwägt man, daß von den 8- bis 9hundert Millionen Menschen auf Erden mehr als eine halbe Million des Gehörs und in Folge davon auch der Sprache beraubt sind, bedenkt man, daß der des geeigneten Unterrichtes ermangelnde Taubstumme zu den unglücklichsten Geschöpfen gehört, dann wird man gewiß die Zeit preisen, in welcher die Bildung des Geistes und des Herzens so weit gereicht war, daß edle Männer aus ihr erwachsen, die sich die Erziehung der Taubstummen zur heiligsten Angelegenheit ihres Lebens machen konnten. Man wird sich aber noch inniger dieses Fortschrittes der Bildung freuen, wenn man erwägt, daß diese Erziehung zu den schwierigsten und anstrengendsten Arbeiten gehört, deren ein Mensch sich unterziehen kann, daß mithin, wie sie die Erlösung der unglücklichsten Geschöpfe zum Ziele, sie die edelmüthigste Selbstaufopferung zur steten Voraussetzung hat. Welch' unererschöpfliche Gebuld, welche wahrhaft christliche Liebe aber derjenige im sich hegen müsse, der sich solcher Arbeit unterzieht, davon kann sich jeder überzeugen, der nur einmal dem Unterrichte der Taubstummen, davon konnten Alle sich überzeugen, die den Prüfungen beigewohnt, welche uns zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben.

Bekanntlich haben erst im 17. Jahrhundert einzelne Menschenfreunde angefangen, auf Mittel zu denken, die Taubstummen durch Zeichen oder durch articulirte Töne sprechen zu lehren! Joachim Pascha, Samaritanus u. m. a. in Deutschland, Affinati und Lana-Terzi in Italien, Wallis, Holber und Dalgarno in England und Schottland, von Heilmont und Konrad Amman in den Niederlanden haben sich hierdurch unsterbliche Verdienste erworben. Aber erst seit der Mitte des vor. Jahrhunderts sind zuerst in Frankreich durch die Abbe's Deschamps und de l'Épée, dann auch in Deutschland durch Sam. Heinicke förmliche Anstalten zur Erziehung der Taubstummen zu Stande gekommen. Erst seit ungefähr zwanzig Jahren haben diese Anstalten sich rasch zu vermehren begonnen, und bis jetzt ist unseres Wissens Dänemark der einzige Staat, welcher allen Taubstummen ohne Unterschied den geeigneten Unterricht ertheilen läßt. Hier in Frankfurt ist es Hr. Kosel, der gegen Ende des Jahres 1827 die erste Erziehungsanstalt dieser Art gegründet, und nunmehr, da in Kurzem drei seiner Zöglinge den ganzen Cursus vollendet, eine öffentliche Prüfung veranstaltet hat, um dem Publikum die Methode und die Erfolge seines Unterrichtes zur Anschauung zu bringen. Hiermit war denn auch uns die Gelegenheit geboten, uns von Neuem von der Trefflichkeit dieser Anstalt zu überzeugen, die gewiß in jeder Hinsicht zu den zweckmäßigst eingerichteten gehört.

Eine heitere Wohnung in der Nähe der Stadt mit einem großen Garten beherbergt den Lehrer mit seinen Zöglingen, die mit ihm nur eine einzige Familie bilden, daher auch seine Anstalt nicht sowohl eine Erziehungs- oder Schul-, als vielmehr eine häusliche Erziehungsanstalt zu nennen ist. Wirklich ließ sich während der Prüfung leicht bemerken, daß Hr. Kosel von seinen Zöglingen wie ein zweiter Vater angesehen wird, und in ihren Gesichtszügen war zu lesen, daß das zweite Leben, das sie von ihm empfangen, ein heiteres, weil reines und liebevolles und verständlich geordnetes, sei. Unterricht in der Sprache, im Rechnen und Schreiben, in Naturkunde, Geschichte und Religion wechseln ab mit Anleitung zum Zeichnen und bei Mädchen nur Unterricht in weiblichen Arbeiten, für welche, wie für mehrere andere Unterweisungsgegenstände Hr. Kosel eine Lehrerin herangebildet, die sich dieser mühevollen Arbeit mit Geschick und Liebe unterzieht. Auch der älteste der Zöglinge hat sich auf so erfreuliche Weise entwickelt, daß er nöthigen Falls bei dem Unterricht der Anfänger bereits die Stelle eines Lehrers vertreten kann, und aus inniger Theilnahme an dem Schicksale der Taubstummen sich der Erziehung derselben gewidmet. — Für eine gedeihliche Entwicklung des Körpers ist nicht minder reichliche Vorkehrung getroffen, theils durch Beschäftigungen im Gar-

ern, Spaziergänge und Spiele, theils durch gymnastische Uebungen, deren Leitung Hr. Ed. Schwarz, ein Freund des Hrn. Kosel, sich unterzogen.

So erwachsen und gedeihen die Kinder in schöner Gemeinschaft, und sowohl die vorgelegten Arbeiten als die bei der Prüfung (1836) erwiesenen Fertigkeiten und das heitere, gesunde Aussehen der Jüglinge haben den erfreulichsten Erweis gegeben, wie Vieles in so wenig Jahren von einem Manne geleistet werden kann, der mit der vollständigsten Sachkenntniß eine wahrhafte, nachhaltige Begeisterung für seinen Beruf verknüpft. Vorgelegt waren recht schöne Schriftproben und Zeichnungen auf Papiere und auf Stein, und Handarbeiten mancherlei Art. Von der Treflichkeit der Lehrmethode aber gab ein erst seit drei Jahren aufgenommenener, jetzt eilfjähriger Knabe das schönste Zeugniß, indem er durchaus vernehmlich die Parabel von der Taube und der Biene recitirte, die Worte zugleich mit leicht verständlichen Zeichen und Gebärden begleitend.

Nachdem nun Herr Kosel auf das Beschreibendste den Erwartungen entsprechen, die man an denjenigen Stellen darf, der eine solche Anstalt begründet, dürfen wir auch mit Zuversicht hoffen, daß von Seiten der hiesigen Staatsbehörde und Bürgerschaft alles geschehen werde, was zur Förderung, Befestigung und Erweiterung dieses Institutes beitragen kann. Zwar hat die Staatsbehörde bereits seit dem Jahre 1829 einen jährlichen Arealbeitrag von 1000 fl. bewilligt, wofür die taubstummen Kinder aus der weniger bemittelten Klasse mittelst einer bedeutend geringeren Pension aufzunehmen sind. Zu wünschen bleibt indeß noch, daß ein solcher Detachationsfond constituiert werde, mittelst dessen einerseits, wie in Dänemark, alle, auch völlig vermögenslose Kinder in die Anstalt aufgenommen werden können, und anderseits der Begründer derselben in den Stand gesetzt werde, Hülfsschüler zu bilden, durch welche der Fortbestand dieses trefflichen Institutes sich für die Folge gesichert finde.

Vertrat in früheren Zeiten die Kirche die Stelle der Vorsehung in Beziehung auf den Staat, und wurde für die Bedürftigen häufig nur von Sterbenden zur Rettung ihrer Seele gesorgt, so wird jetzt die Staatsregierung immer deutlicher sich ihres providenzellen Amtes hinsichtlich des geistigen und zeitlichen Wohles ihrer Untergebenen bewußt, und ergänzt wird ihre Bittsamkeit durch die freien Vereine der Legitimen. Gewiß aber kann unter allen Bedürftigen keiner gerechtere Ansprüche machen auf die vorsorglichste Theilnahme aller Mitlebenden, als der Taubstumme, der nur durch geeignete, nur durch eine besondere Anstalt vermittelte Erziehung in die Gemeinschaft seiner Mitmenschen eingeführt werden kann. Gewiß wird es daher bald als die heiligste Pflicht eines Gemeinwesens erkannt werden, alle Kräfte aufzubieten, um je dem solchem Unglücklichen

die Wohlthat solcher Erziehung zu Theil werden zu lassen. Der tiefgefühlte Dank der aus über Einsamkeit und schmerzlicher Abgeschlossenheit Erstickten lohnt reichlichst für jede ihnen dargebrachte Gabe.

50.

Öffentliche Turnanstalt in München.

Die Sorge für die Erziehung der Neugeborenen hat der Mensch mit den höheren Thierklassen gemein. Darin aber kann er sich von diesen unterscheiden, daß er seinen Kindern eine vollkommnere Bildung bereitet, als ihm selbst zu Theil geworden. Wer dürfte aber jetzt noch in Abrede stellen, daß durch allgemeine Einführung gymnastischer Uebungen, ein tüchtigeres Geschlecht herangebildet würde, als das jetzt lebende, jetzt mündige ist? Die Nützlichkeit, was mehr ist, die Unentbehrlichkeit der Gymnastik für Kindheit und Jugend ist durch die neuerdings gepflogenen literarischen Debatten zu einem Axiom geworden; das Princip steht fest, es gilt jetzt dessen baldigste Realisirung. Schon ist uns mehrmals die Freude geworden, darauf hindeuten zu können, was an mehreren Orten von Staatswegen zu diesem Endzweck geschehen. Bis jetzt aber das Erfreulichste ist, was wir im Juni 1837 in Münchner Blättern lasen. Hier findet sich eine von Dr. J. Wasmann (ord. Prof. an der Univ. und Ministerialsecretär) unterzeichnete Bekanntmachung, auf welche aufmerksam zu machen wir uns gerne verpflichtet fühlen. „Zu Folge allerhöchster Fürsorge,“ so lauten die Eingangsworte, „wird die hiesige (Münchner) öffentliche Turnanstalt durch schon begonnene vollständige Herstellung ihrer Gerüste und Einfriedung, so wie durch Erbauung eines eigenen Wächterhauses mit besonderem Turnsaale für Winter und Wetter auf dem Plage selbst, in den Stand gesetzt werden, die ebenmässigen Leibesübungen der hingutretenden Jugend erfreulich und erfolgreich fortzuführen. Durch deshalb erlassenes Ministerial-escrript sind die Rectoren der königl. Gymnasien, lateinischen Schulen, dann die Vorstände sämmtlicher Lehranstalten der Hauptstadt von der Wiedereröffnung der Anstalt bereits in Kenntniß gesetzt und veranlaßt worden, die ihnen anvertraute Schüljugend auf den Nutzen fleißigen und regelmässigen Besu-

des dieser so wohlthätigen, durch die väterliche Weisheit und Huth S. R. Maj. dargebotenen Anstalt entsprechend aufmerksam zu machen, welche nicht blos auf die körperliche Entwicklung, sondern auch auf die sittliche Vereblung der Jugend ihren heilsamen Einfluß üben könne und solle.“ —

Hiermit tritt also im Königreich Baiern die Gymnastik, wie Minerva, gleich behelmt und beschützt, — in das Leben. Die Regierung hat ihrer Vaterpflicht gähnt, so wie sie deren bewußt geworden ist. Was als heilsam erkannt, wird sofort Kraft königl. Fürsorge und Autorität in Ausführung gebracht; es ruft mit machtvoller Stimme diejenigen zur Theilnahme, die nicht schon zuvor es herbei gewünscht und gebeten. Die Eltern fassen zu dem Neuen Vertrauen, welches mit solcher Gewisshschaft ihnen entgegen kommt; die Jugend wird mit doppeltem Eifer sich auszuzeichnen streben, da der Staat es der Mühe werth gehalten, auch für das, was Viele nur für ein Spiel halten, so väterliche Sorge zu tragen. Die Jünglinge, zu voller, gediegener Ehrenhaftigkeit heranreifend, werden die Väter segnen, die, wenn sie nicht schon eine Krone tragen, sie darum verdienen, daß sie die herangewachsenen Jünglinge zu ganzen Männern erziehen.

31.

Geschichte der Mäßigkeitsvereine.

Im 9. oder 10. Jahrhundert entdeckten die Araber die Bereitung des Alkohols, welches Anfangs, als Arznei gebraucht, den Namen *Lebenswasser* (*aqua vitae*) erhielt, und noch zu Ende des 16. Jahrhunderts ließen die Engländer ihren Soldaten solches Aquavit als *Perkürkung* verabreichen. Aber bald wurde das Lebenswasser zum *Todestrank* für Millionen. Smollett erzählt, daß, unter Wilhelm und Maria, *Brantwein* (Win-) Verkauf in England auf ihren Ausschüßscheiden ankündigten: „für die kleine Summe von einem Pfennig (3 kr.) könne man sich betrinken und für zwei Pfennige sich todtrunken machen; den Schlüßern gebe man das Stroh umsonst.“ Das Parlament beschloß in der Folge den Verkauf der geistigen Getränke; seit aber 1827 diese Beschränkungen aufgehoben, gibt es (s. *Win-Paläste* in London, wo Tausende dem Trunk fröhnen, wie es denn Monate gegeben, in denen an 4000 Be-

trunkene, die Nacht auf der Straße liegend, gefunden und auf das Polizeigebäude gebracht wurden.

Willeicht nirgends hatte aber die Trunksucht mehr überhand genommen, als in Nordamerika, wo von 1790 bis 1832 fast eine Milliarde Flaschen geistiger Getränke eingeführt und im Jahre 1825 der jährliche Verbrauch auf 274 bis 328 Millionen Flaschen (für eine Bevölkerung von circa 12 Mill.) angeschlagen wurde. Wirklich zählte man in jenen Jahren an 30,000 entschiedene Trunkenbolde, und der hierdurch erwachsene Schaden wurde auf 500 Millionen Franken geschätzt.

Aber wo das Verderben auf's Höchste gestiegen, erblühte auch das Heilmittel. Schon frühe hatte man in Flugschriften und Tagblättern und von der Kanzel herab zur Mäßigkeit im Genuß jener Getränke ermahnt. Beides vergeblich. Auch eine 1813 in Massachusetts zu diesem Zweck gebildete Gesellschaft erzielte sich nur geringen Erfolg. Das Uebel mußte an der Wurzel angegriffen werden. Da vereinigten im J. 1816 einsichtsvolle Menschenfreunde sich zur völligen Abschaffung der geistigen Getränke, und eine Zeitschrift wurde zu Boston gegründet, durch welche die americanische Mäßigkeitsgesellschaft ihren Grundfögen Eingang zu verschaffen suchte.

Sehr bald zeigte sich eine allgemeine Theilnahme. Die Sache wurde in vielen Flugschriften besprochen, und zu Ende 1818 zählte man schon mehr als 200 Mäßigkeitsvereine mit nahe an 30,000 Mitgliedern. Man sah ganze Regimenter der Miltz, Körperschaften von Geistlichen, Aerzten, Advocaten entsprechende Beschlüsse fassen, und im Jahr 1830 war die Zahl der Vereine auf mehr als 1000 mit mehr als 100,000 Affilirten gestiegen; mehr als 50 Brennereien und 400 Branntweinwirthschaften waren eingegangen. In Vermont, wo der Verkauf von 6000 Gallonen auf 600 herabgesunken, hatte der Ertracht von 24½ sich auf 17½ von 100 vermindert.

Im Jahre 1831 fing man nun auch an, die tögliche Branntweinconsumtion bei den Soldaten und Seeleuten mittelst einer Solderbühung abzuschnitten und 1832 hatten von 1107 Seeleuten an Bord der amerikanischen Geladre im Mittelmeere schon 819 die Entschädigung angenommen. So konnte schon im folgenden Jahre die Branntweinvertheilung im ganzen Heere abgeschafft werden.

Dem letzten Berichte der nordamerikanischen Mäßigkeitsgesellschaft zufolge hatten im Jahre 1836 schon nahe an 2 Millionen Einwohner völlig dem Genuß geistiger Getränke entsagt, und mehr als 8000 Vereine mit ungefähr 1½ Millionen Mitgliedern waren in Thätigkeit zur weiteren Verbreitung dieser Reform. Schon 4000 Brennereien hatten ihre Ar-

bet, und 8000 Verkäufer ihren Debit eingestellt. Wenigstens 12000 Schiffe waren anzu kaufen, um Trummen an Bord zu haben, und man sollte 12,000 gebesserte Trummenbelde! —

Indessen war die Anerkennung der Mäßigkeitspflicht, wie 50 Jahre früher die Anerkennung der Menschenrechte — auch für die übrigen Welttheile fruchtbringend geworden. Seit 1831 haben in Großbritannien, Irland, Schweden und Rußland sich Mäßigkeitsvereine gebildet, und besonders von der zu London gegründeten britischen und fremden Gesellschaft aus hat diese Reform sich nach allen englischen Colonien hin verbreitet, so daß jetzt Mäßigkeitsvereine in allen fünf Welttheilen bestehen. Daß auch in Frankreich und Deutschland einige, freilich noch sehr unbedeutende Veranstaltungen zu gleichem Zwecke getroffen, ist durch die öffentlichen Blätter bekannt. Um dieses Werk zu fördern, ist im J. 1836 ein edler Nordamerikaner, Herr W. H. Baird, nach Europa gekommen, und hat zu Paris eine „Histoire des sociétés de tempérance“ erscheinen lassen, die er demnächst (1837) auch in Berlin in deutscher Sprache herauszugeben und E. K. P. dem Kronprinzen von Preußen gewidmet hat. Wir nun in Sachsen bereits unter dem Schutze E. K. P. des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein besteht, so sieht man mit Nächstem auch der Bildung eines solchen in der Hauptstadt Preußens entgegen, was dann wesentlich auch die übrigen Hauptstädte Deutschlands veranlassen wird, in dieser so heilsamen Reform den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern.

32.

Das englische Staatsleben.

Nachdem das heilige, römische, deutsche Reich durch die kirchliche Reformation sich gespalten, und seit dem Westphälischen Frieden für immer aufgehört hat, ein römisches zu sein, dann durch die politische Reformation im 18. Jahrhundert und die völlige Umwälzung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, überhaupt als Kaiserreich zu Grunde gegangen, mußte überall das Bedürfnis sich regen, aus den Trümmern des historischen Nationalgebäudes eine neue Rechtsordnung zu gestalten. Dieses Bedürfnis war um so dringender, da nicht dies durch Schwertsgewalt die politischen Verhältnisse, sondern auch durch die mannigfachen sonstigen

Voraussetzungen, als übrigen Lebensverhältnisse die bedeutendsten Veränderungen erfahren hatten. Was seit Jahrhunderten sich geschichtlich und unabwieslich vorbereitet hatte, war in wenigen Decennien zum Durchbruch gekommen; diese durchgreifende Veränderung der Ansichten, der Verhältnisse, der Bedürfnisse war selbst zu einer unabdingbaren großen geschichtlichen Thatsache geworden. Wie nun die Franzosen und die Engländer, so hatten auch die Deutschen auf eine, ihrer historischen Rationalität entsprechende Weise die veränderte Sachlage in eine neue Ordnung zu bringen sich bemüht, und es zeigt einen völligen Mangel sehr historischen Sinnes, die wesentlich veränderten Verhältnisse in Formen zurückzuschrauben zu wollen, welche von dem lebendigen Geiste der Geschichte als verbraucht und ungenügend abgestreift werden sind. Und doch wollen die Vernunftschreier gegen die lebendige Intelligenz solche veraltete Formen grade — und nur als historische — wieder in Geltung zu bringen suchen, als ob nicht zu jeder Zeit eine Nation das Recht habe, sich ihren actualen Bedürfnissen gemäß zu gestalten! Besonders gegen Frankreich sind nun jene Vernunftschreier in Born entbrannt, und gegen ihre staatliche Reformation wird dann verächtlich England als Mußterbild f. g. historischer Rechtsentwicklung hingestellt.

Wüßig zeitgemäß erscheint uns daher ein Auffatz im Januarheft 1837 der Neuen Jahrbücher der Geschichte der Staats- und Cameralwissenschaften, in welchem Hr. Professor Bülow in Leipzig sich über das englische Staatsleben verbreitet, und wir sind des Dankes unserer Leser gewiß, wenn wir sie durch nachfolgende, jener Abhandlung entnommene Stellen auf denselben aufmerksam machen.

„Das belebende Princip in England,“ bemerkt Hr. Prof. Bülow, „ist zuletzt der Alles durchdringende Geist der persönlichen Freiheit, der von Oben bis Unten die Herzen besetzt, und die Geister leitet. Keine Gesetzgebung ist so frei von Herrschaft, wie die englische. Daß es den englischen Staatsideen gar nicht in den Sinn kommt, anders als im äußersten Nothfalle das freie Walten der Individualität zu beschränken, und daß die Gesetzgebung dort lieber einen indirecten und unschätzbareeren Weg wählt, sobald er, ohne das Folgefreiheitsgefühl des Volkes zu verletzen, zum Ziel führt, statt den directen und leichten, aber der Freiheit weniger günstigen Weg einzuschlagen, daß sie die Menschen nicht so haben will, wie sie für den Staat am bequemsten sind, sondern den Staat den Menschen, wie sie sind, be-

anem zu machen weiß, dies und Aehnliches ist eigentlich der wahre Grund der unverwundlichen Gesundheit des englischen Staatslebens. Allein es beruht auf dem Gesamtkarakter aller Einrichtungen, auf der unverändlichen Gemohnheit und der Volkssitte, die alle in Beschleunigung treten.“ — Weckin aber die wesentlichen Einrichtungen bestehen, darüber breitet uns folgende Stelle: „Das Land wird, wie selbst der Lord Peel erklärte, wesentlich vom Unterhause aus regiert. Es besteht die ungezügeltste Pressefreiheit; Geschworenengerichte in weitestter Ausdehnung; eine persönliche Freiheit, von der wir auf dem Festlande keinen Begriff haben; ein weites Associationsrecht; Volksversammlungen mit 100,000 Theilnehmern; ein Widerstandsrecht gegen, auch nur formell, ungesetzliche Schritte der Krone, dem jede Gewaltthätigkeit ungestraft ausgeht, dem gegenüber eine exekutive Gewalt fast ohne Beamten, deren meiste Organe dem Volke näher stehen, als ihr; ohne Polizeigewalt in unserem Sinne; mit einem misstrauisch bewachten, in der Meinung nicht hoch stehenden Heere; ohne Nationalgarde; ohne Mittel zur Verfolgung der Steuer und zur Leitung des Volkes.“ — Und bei einer solchen Fülle von Freiheit, wie selbst Frankreich sie nicht besitzt, wagt man noch, die Franzosen zu schmähen und den freisinnigen Deutschlands die Engländer als Muster vorzuhalten!

34.

Rußland's welthistorische Bestimmung.

Generalleutnant Graf von Bismark, in der 1836 von ihm erschienenen Schrift: „Die kaiserlich russische Kriegsmacht im Jahr 1835,“ — bemerkt u. a. Folgendes: „Rußland's Bevölkerung übersteigt jetzt 56 Millionen Menschen. Seine Einkünfte haben sich seit 1800 mehr als verdreifacht. Die innere Betriebsamkeit, die Kultur des Bodens, — des Handels Aufschwung, Gewerbe und Wohlstand machen Riesenschritte . . . Die polnische Revolution hat der russischen Macht eine bestimmte Richtung gegeben, sie geordnet und ihr taktisches System voll-

endet; dieses taktische, tiefdurchdachte System verbindet die Völkerschaften des kolossalen russischen Reiches zur Einheit . . . Seit 1833 stehen immerfort 550,000 Mann zu freier Disposition, und immer ist Rußland im Stande, mit drei bis vierhunderttausend auf irgend einem Kriegsschauplatz zu erscheinen. Diese Operations-Armee hat ihre gesicherte Ergänzung in den Reservebatallionen u., welche eine suchtbare Armee des Innern von 200,000 M. bilden. Die Militair-Kolonien reihen sich hier an,“ so wie die „kaukasische Armee von 80,000 M. Linien-Truppen u. s. w. u. s. w.“

Vom russischen Soldaten aber entwirft Hr. v. B. folgendes Bild: „Ein starker robuster Körper von der größten Ausbauer, wenige Bedürfnisse, Genügsamkeit, seltene Gewandtheit und Geschicklichkeit, ein leichtes, frohes Gemüth, und von Erite seines Heißes ein schneller Blick und eine durch nichts zu erschütternde Tapferkeit, sind in der That Eigenschaften, welche den Russen zum besten (1) Krieger machen. Rechnet man hierzu eine leichte Auffassungsgabe, so wie ein entschiedenes Talent zur Nachahmung und Anwendung des schnell und richtig aufzufassen, religiösen Sinn, Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen Vorgesetzte, und vor Allem treue Anhänglichkeit und Ehrfurcht für seinen Kaiser; — so fehlt dem Bilde eines vollkommenen Soldaten Nichts.“

„Rußland,“ meint Hr. v. B. an einer andern Stelle, „entwickelte sich wunderbar auf der Bahn seiner großen Bestimmung, hat seine Aufgabe in dem Plane der Weltgeschichte richtig aufgefaßt und wird diese Aufgabe lösen. Nicht Unterjochung, sondern Befreiung von dem bösen Princip, das die Völker wie der Alp drückt, und ihnen das Gesetz der Revolution aufliegen möchte, welches alle Rechte umflürzt, ist diese Aufgabe.“

Auf welche Weise aber „die Völker“ von dem drückenden Alp befreit werden sollen, darüber gibt uns Hr. v. B. keine bestimmtere Aufklärung.

Rußland und Europa.

Wenn Tocqueville, vielleicht geblendet von der ungeheuren Kraftentwicklung im industriellen und demokratischen Leben der Vereinigten Staaten Nordamerika's, und etwa in Erinnerung an wiederholte russische Einschreitungen in Frankreichs Verhältnisse, die Nordamerikaner und die Russen „auf die erste Rangstufe der Nationen“ stellt; wenn er dann die Etenen wie die Andern durch einen geheimen Rathschluß der Vorsehung berufen glaube, „die Schicksale einer Hälfte der Erde in ihren Händen zu halten,“ dann beweist Dies nur, daß dieser geistreiche Mann sich eine wunderliche Rangoebnung der Nationen gebildet, und daß er den materiellen, aber egoistischen Staatskräften eine zu große Bedeutung in der Geschichte der Menschheit zuerkennt. Landesumfang, Bevölkerung und Industrie geben nicht den Maßstab für Größe der Nationen, sonst wären die Chinesen die erste Nation der Welt. Uebrigens mag Hr. Tocqueville sich unter der Hälfte der Erde bei den Finen wohl nur halb Amerika, bei den Andern halb Asien gedacht haben. Man ist bei den Franzosen an oratorische Uebertreibungen gewöhnt. Wenn aber solche leichtfertig hingeworfene Phrasen in deutscher Sprache in Essem gebracht und die Uebertreibungen noch gesteigert werden, dann ist Dies nicht mit Stillschweigen zu übergehen. So finden wir in den sonst so pragmatischen und nüchternen „Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst“ von Pölich, im Oktoberheft 1836, einen Aufsatz des Hrn. Rath v. Meserig, in welchem die oben angeführte Aeusserung Tocqueville's auf eine Weise ausgesponnen wird, die uns nicht ohne Entgegnung bleiben zu dürfen scheint.

„Mit anderen Staatsphilosophen“ nimmt Hr. v. M. ein allgemeines Weltgesetz an, das (ihm zufolge) also lautet: „Die erscheinenden Dinge sollen zuerst sein und hervortreten in chaotischer Einheit (sic!), sodann ausgehen in den Dualismus sich entgegen: „gefehter Elemente, endlich aber, nach dieses Gegenfazes voller Entwicklung, sich auflösen in harmonische Einheit.“ Dieses Gesetz, „angewandt auf Staatsformen,“ soll nun, nach Hrn. v. M. Ansicht, folgende Entwicklung derselben geben: „Patriarchie, — chaotische „eher ungeregelte Einheit, — Demokratie und Aristokratie, und „Monarchie.“ Wir erinnern uns nun zwar nicht, jenes Gesetz und seine Anwendung bei irgend einem wirklichen Staatsphilosophen erwähnt zu haben; aber auch Hr. v. M. bedient sich desselben keineswegs,

um etwa die Nothwendigkeit der auf Demokratie binarbeitenden Revolution gegenüber der auf Aristokratie basirten Stabilität daraus zu erweisen. Auch weist er nicht nach, wie der Gegensatz der Demokratie, (oder nach lateinischer Bezeichnung, der Republik) — und der Aristokratie — sich „auflöse in die harmonische Einheit der Monarchie.“ Sondern er „fordert“ nur: „daß jedwede Monarchie, sie möge als *Autokratie*, d. i. autokratisch, oder durch Konstitutionen gemäßigt sein, nach *republikanischer Art regiere*, daß sie nämlich bei allen ihren Akten stets „das öffentliche Wohl, *salus reipublicae*, im Auge behalte und befördere.“ — Zum Ausgangspunkt seiner Deduktion nimmt Hr. v. M. vielmehr die Ansicht anderer Publizisten, welche in der „Opinion, d. i. in der „öffentlichen und nationalen Meinung, die Synthesis aller „politischen Macht, das Hauptelement ihres Daseins, Bestehens und „Wachthums erkennen.“ Hieraus folgert er, daß „der Staat oder „Staatencomplexus, wo sich diese Opinion am entschiedensten, am „ungetheiltesten ausspricht, wo sie die Bevölkerung durchdringt und „gleichsam ein Kultus geworden ist, auf dessen Altären die Massen „opfern, vor allen andern an intensiver, wie auch, unter Umständen, an „intensiver Kraft der überwiegendere sein werde;“ wogegen „im Zweifelsfall die Opinion unter den Massen die Grundursache der eintretenden „Schwäche, des Verfalls und der endlichen Auflösung der Staaten und „Reiche liege.“ Da nun, so meint Hr. v. M., gegenwärtig nur bei den Russen in der alten, und bei den Anglo-Amerikanern in der neuen Welt die Opinion in vollkommenster Einheitlichkeit bestehe, wie wohl im äußersten Gegensatz der Principien von Autokratie (oder unbeschränkter Alleinherrschaft), und Demokratie (oder Alleinherrschaft) — so sollen diese beiden Nationen ebendamit zur Hegemonie, — die erstere über die übrigen Völker Europa's, die letztere über die übrigen Staaten Amerika's — berufen sein. Wie nämlich Griechenland, zu Themistokles Zeiten, — von Barbarei, d. h. von den Persern bedroht — Sparta zum Hegemon gemacht habe, so soll nun namentlich Europa, von der Revolution in den moralischen, von England in den materiellen Interessen bedroht, Rußland mit der Hegemonie besetzen; — denn dieses letztere sei „durch die moralische Macht, die ihm die seine Bevölkerung bedehrende Opinion verleiht, zum kräftigsten Heere und „Schirm des europäischen Civilisationsprincips“, mit andern Worten, „zum Schutzhalter und Beschützer des im europäischen Staaten-„system herrschenden monarchischen Principes berufen.“

Wollte man nun auch mit Hrn. v. M. in der Opinion den Inbegriff aller politischen Macht erkennen, so könnte man gerade deshalb

der an diese Behauptung geknüpften Folgerung nicht bestimmen. Von einer Opinion, als einer „öffentlichen und nationalen Meinung,“ kann nur da die Rede sein, wo Öffentlichkeit der geistigen Theilung stattfindet, und hierdurch ein Volk zum Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit, seiner Selbstständigkeit gelangt, wo also ein Volk durch den wechselseitigen Gedankenaustausch des Einzelnen sich eine nationale Meinung gebildet. Von einer solchen kann in Nordamerika, England, Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien, und einigermaßen auch in Deutschland, keineswegs aber in Rußland die Rede sein, wo der Natur der Staatsverrichtung nach, wie Hr. v. M. sie ganz richtig geschildert, der leidende und — schweigende Gehorsam des gesamten Volkes das unbedingte Correlat der absoluten Souveränität des Alleinherrschers ist. Bei den Nordamerikanern hingegen könnte, nach Hrn. v. M.'s anderweitiger Behauptung, noch viel weniger von einer einhelligen Nationalmeinung die Rede sein, da bei denselben, wie Hr. v. M. schreibt, „alle gesetzlichen Bande aufgelöst oder doch die obrigkeitlichen Personen außer Stand zu sein (scheinen, den einzelnen Bürgern in seiner Rechtssphäre gegen volkliche (sic!) Gewaltthat zu schützen.“ Wir können die Richtigkeit dieser letztern nur „aus einzelnen Vergängen“ erschlossenen Behauptung hier um so eher auf sich berufen lassen, als anderseits auch in Beziehung auf Rußland noch in der *Vidaskalia* (Weid. zum Frankfurter Journal) vom 3 Nov. 1834 zu lesen war: „Vom Jahr 1821 bis zum Tode Alexanders I. hatte die „Eigenmächtigkeit der russischen Statthalter so zugenommen, daß 16 derselben in 5 Jahren keine kaiserliche Ufassen bekannt gemacht hatten. „Bei dem Tode Alexanders I. schwebten — nach dem Berichte des Justizministers Labanow Koslowe an den Kaiser Nikolaus — 2,850,000 Prozesse; 127,000 Menschen waren eingekerkert; von Ende 1825 bis Januar 1827 ließ Kaiser Nikolaus 122,000 Frei, welche unschuldig waren.“ Daß übrigens durch Veröffentlichung solchen Berichtes der jetzige Kaiser auf Kosten seines Vorgängers in der Meinung seiner Unterthanen viel gewonnen haben müsse, kann hier um so weniger in Betracht kommen, als das veröffentlichte Faktum einen Beweis lieferte, daß selbst die Frömmigkeit und das gute Herz eines Alexanders, der, mit Hrn. v. M. zu reden, „nach republikanischer Art regierte,“ indem er „stets „das öffentliche Wohl, *salus reipublicae*, im Auge behielt“ — den misslichen Konsequenzen des autokratischen Principes nicht vorzubeugen vermocht hat.

Wollte man aber auch zugeben, daß in Rußland, wie in China, die Opinion in vollkommenster Einheilkheit bestehe, so könnte hieraus doch

keinewegs diesen Staaten ein Vortrang über solche zugesprochen werden, in denen sich ein „Zwiespalt der Opinion unter den Massen“ bemerklich macht. Auch in Persien und Egypten mag einst eine ähnliche Einheitskraft geherrscht haben, wie jetzt in Rußland und China; darum wird doch Niemand ihnen den Vortrang zusprechen über Hellas und Rom, in denen von Anfang an sich ein „Zwiespalt der Opinion“ kund gethan hat. Dieser Zwiespalt war vielmehr ein Symptom des reichen inneren Lebens jener Gemeinwesen, und wenn auch beide nach einer glorreichen tausendjährigen Entwicklung desselben untergegangen sind, so wird doch gewiß jedes Volk lieber auf solche Weise mit den Griechen und Römern sterben, als mit den Chinesen Tabetausende lang vegetiren wollen.

Ebenso wenig wird man sich geneigt finden, die Wichtigkeit einer Parallele zuzugestehen, welche Rußland mit Sparta, und England und die Revolution mit den Persern verleiht. Gerade umgekehrt könnte man einerseits den persischen Autokraten und seine Satrapen mit dem oben erwähnten Selbstherrscher und seinen Statthaltern, andererseits den griechischen Republikanismus und das formächtiqe Phönizien mit der Revolution und mit England vergleichen, wobei noch an den Umstand zu erinnern wäre, daß die griechische Civilisation weniger der eifersüchtigen Hegemonie Sparta's als den athenischen Helden von Plataa und Salamis ihre Rettung verdankt, und die Glanzperiode von Hellas erst mit der Hegemonie des demokratischen Athens ihren Anfang genommen.

Wenn aber Hr. v. M. England und die Revolution als die Hauptfeinde Europa's bezeichnet, welche dasselbe in seinen materiellen und moralischen Interessen bedrohten, so ist er uns den Beweis dafür schuldig geblieben, und wir glauben darthun zu können, daß diese Behauptung in Beziehung auf England falsch, in Beziehung auf die Revolution nicht in dem Sinne richtig ist, in welchem Hr. v. M. sie aufzustellen scheint.

Was zunächst England betrifft, so ist vorab zu bemerken, daß auch dieser Staat zu Europa gehört, und eben so berechtigt ist, nach Erhaltung und Erweiterung seines Wohlstandes zu streben, wie Rußland oder jeder andere Staat vor Allem für sich selbst zu sorgen hat. Dann ist zu erwägen, daß der außerordentliche Aufschwung, den die Industrie und der Handel Englands genommen, in dem großen Haushalt Europa's zum kräftigsten Reizmittel geworden ist für die industrielle und kommerzielle Thätigkeit und Kraftentwicklung der übrigen Staaten. Als formächtiqer Handelsstaat aber ist England ein so gewaltiges und wesentliches Vermittlungsglied im Verkehr aller Welttheile miteinander und zur Verbreitung der europäischen Civilisation über die ganze Erde, daß es

uns Vermeessenheit dünken würde, wollten wir diesen Staat seiner welt-historischen Bestimmung halber als Feind des übrigen Europa's ansehen, welches dem englischen Weltverkehre so außerordentlich Viel zu verdanken hat. Wollte man dessenungeachtet von einer Verwahrung gegen jene Handelsmacht sprechen, so besäße auf lange hin nur Nordamerika die Mittel, gegen die Oberherrschaft Großbritanniens über das Meer in Kampf zu treten. Zu einer etwaigen Hegemonie über das Festland in Bezug auf die „materiellen Interessen“ könnte aber nur Deutschland als das Herz von Europa sich eignen, wie es denn bereits durch Preußen mittelst des Zollvereins die Initiative zu derselben genommen. Rußland hingegen, welches schon seiner autokratischen Einrichtung halber zur Klausur gegen das nicht autokratische Europa geneigt ist und im Innern vorzugs-weise auf den Ackerbau angewiesen ist, — Rußland könnte nur eine ge-waltthätige Hegemonie ausüben, gegen welche selbst Hr. v. M. aus-drücklich protestirt.

Die ärgsten Feinde Europa's in Bezug auf die s. g. materi-ellen Interessen sind übrigens nicht von außen, sondern im Innern der Staaten selbst zu bekämpfen. Diese Feinde sind keine andern, als Leib-eigenschaft, Ungerechtbarkeit der großen Kirchen- und Lehnsn Güter, Sperrungen des Verkehrs, Finanzverwal-tung ohne Kontrolle, mangelhafte Gerichtsverfassung und vor Allem große stehende Heere. Was Alles nun bereits in Deutschland, Frankreich und England zur Bekämpfung dieser Feinde ge-schehen, was Alles in Rußland noch dafür zu thun, Das ist zu bekannt, um hier besonderer Erwähnung zu bedürfen.

Schwieriger scheint es, sich über den zweiten s. g. Hauptfeind Eu-ropa's, den Hr. v. M. „Revolution“ nennt, auszusprechen. Diese Schwierigkeit entsteht aber nur daraus, daß dieser Staatsphilosoph nicht für nöthig oder dienlich erachtet hat, jenen Feind der „moralischen In-teressen“ irgendwie zu charakterisiren.

Unter Revolution kann man entweder eine geschichtliche That-sache, oder (jedoch nur uneigentlich) eine vorhandene Tendenz ver-stehen. Im ersten Falle bezeichnet man damit süglich nur große sociale Umwälzungen, dergleichen die Reformation und die erste französische Re-volution waren. Diese Thatfachen, hervorgegangen aus alten, immer allgemeiner empfundenen und erkannten socialen Mißverhältnissen, haben sich gegen die größten fremden Heere behauptet, und auf die fortschreitende Entwicklung des Kirchen- und Staatslebens Europa's überhaupt genom-men gewiß eher einen vortheilhaften als einen verderblichen Einfluß geübt. Wohl kann man einzelnen nachtheiligen Folgewirkungen dieser Ereignisse

zu begegnen suchen; jene Umwälzungen selbst können nicht ungeschehen gemacht werden. Wie sie nur der kritische Ausbruch einer längst effectuirten Veränderung in der *Opinion* und in den wesentlichen Elementen des Kirchen- und Staatslebens waren, so haben sie auch nach außen hin zu mannigfaltigen Regenerationsbestrebungen Veranlassung gegeben, und es lohnte wohl der Mühe, pragmatisch zu entwickeln, was Alles die katholische Kirche der Reformation, was die übrigen europäischen Staaten der französischen Revolution zu verdanken haben. Zum gewaltsamen Ausbruch ist übrigens die kirchliche Revolution nur dadurch gekommen, daß die Hierarchie Jahrhunderte lang dem Ausruf der Wohlgefinnten zur gesetzmäßigen Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern kein Gehör gegeben; die französische Revolution aber dadurch, daß man der zeitgemäßen socialen Reformation von oben herab mit Gewalt Einhalt thun wollte. Man nennt jetzt zwar häufig jede, auch die unbedeutendste, gewaltsame Veränderung in der Form oder dem Personal der Regierung eine Revolution, obgleich sie nur einzelne Vorläufer, Symptome oder Nachzügler von Veränderungen des ganzen socialen Organismus sind, die selbst wieder nur als unausbleibliche Folgen der ganzen europäischen Lebensentwicklung angesehen werden können.

Da nun weder jene großen, noch die einzelnen kleinen (s. g. Revolutionen als bekämpfbare Feinde bezeichnet werden können, so ist wohl anzunehmen, daß Hr. v. M. unter dem zweiten Hauptfeind Europa's die Tendenz versteht, aus welcher jene neueren gewaltsamen Staatsveränderungen hervorgegangen sind. Nun ist es allerdings als eine große Katastrophe zu betrachten, wenn eine Staatsverfassung gewaltsam verändert oder völlig umgestürzt wird; denn Gewalt, als solche, begründet und reformirt oder restaurirt kein Recht. Die ächte Staatsphilosophie begnügt sich aber nicht damit, die Tendenz zu solchen Gewaltthaten unter irgend einem Namen, wie etwa Revolution, Rationalismus, Neuerungsstucht oder Aufklärung, zu personificiren, und dieses Abstraktionsgemächte der Welt als ihren Feind zu präsentiren. Sie sucht vielmehr die Ursachen, die lebendigen Wurzel solcher Tendenz zu erforschen, um demnächst das künftige Heilmittel aufzufinden. Bei dieser Untersuchung dürfte sich gar bald ergeben, daß die s. g. revolutionäre Tendenz auf Ursachen zurückweist, welche keinesfalls durch eine russische Hegemonie bekämpft oder beseitigt werden können.

Von einer Tendenz Einzelner, gewaltsam die gesetzlich bestehende Ordnung zu ändern, kann hier nicht die Rede sein; für diese sind überall Polizei und Gerichte vorhanden. Ehrsüchtlinge, Fanatiker, Nachsüchtige hat es zu jeder Zeit gegeben, und die Erfahrung zeigt, daß Autokraten

am meisten davon zu befürchten haben. Man vergleiche nur die Geschichte der Garen und Sultane mit denen der übrigen europäischen Fürsten.

Allgemeinere Tendenzen weisen auf allgemeinere Ursachen zurück, die um so mannigfaltiger sein müssen, je weiter solche Tendenz sich verbreitet. Wie jedem Einzelnen der Trieb der Selbsterhaltung eingepflanzt ist, so walten auch in jedem Gemeinwesen eine selbst erhaltende Macht, welche eben dadurch eine höhere Macht ist, daß in der Regel die Einzelnen ihre eigene Wohlfahrt durch sie bedingt glauben oder wissen, daher auch in der Regel jede fremde Intervention unnötig und unsittlich ist. Jene höhere Macht bethtätigt sich aber zunächst durch die gewalthabenden Individuen, die eben als Menschen auch ihre providenzgeleitete Bestimmung vergessen oder mißachten können. Die gesetzliche Ordnung selbst, die aus actualen Bedürfnissen hervorgegangen, kann in der Folge der Befriedigung anderer Bedürfnisse hinderlich sein, die unter der Lethur jener Ordnung selbst sich erzeugt haben. In beiden Fällen erwacht früher oder später ein Streben, den vorhandenen Widerspruch aufzuheben, und durchgängig erwacht es zuerst in Denen, die durch Bildung und Stellung am Ersten zur Erkenntniß desselben gelangt sind. Anfangs äußert sich solches Streben gewöhnlich durch friedliche Verbesserungsversuche. Werden diese beharrlich überhöhet oder gar gewaltsam unterdrückt, dann verwandelt das reformatorische Streben sich in eine leidenschaftliche Opposition, und aus dem Blute einzelner Märtyrer erwachsen Schaaren gewaltfamer Neuerer.

Die neuere Geschichte Europa's zeigt uns diesen Verlauf am deutlichsten an zwei großen, bis jetzt noch nachwirkenden Beispielen: wie meinen die kirchliche Reformation im 16. und die französische Revolution im vorigen Jahrhundert.

Einsetzung und Vollmacht unmittelbar von menschengewordener Gottheit ableitend und die Schlüssel führend zu Himmel und Hölle, war die Hierarchie die höchste Macht des Abendlandes, und wußte sich als solche. Die Macht war durch Einigkeit bedingt, diese durch Einigkeit des Oberhauptes, welchem, als einem mit göttlicher Gewalt Bekleideten, auch ohne Widerrede gehorcht werden mußte. Aber diese Gewalt, wenn auch für göttlich gehalten, war doch Gewalt, und ihre Verwalter waren und blieben Menschen. Als nun die höchste stehende Macht auch wirklich Alles beherrschen wollte, als die Innhaber der höchsten geistlichen Gewalt nur zu häufige, zu eklatante Beweise menschlicher Gebrechlichkeit gaben, da erhob sich eine dreifache Opposition, welche durch den Widerstand, dem sie von oben begegnete, allmählig bis zu revolutionärer Gewaltthaten hingetrieben wurde. Mit Gewalt emancipirten sich die weltlichen Großen

von der geistlichen Oberherrschaft; Bischöffe lehnten sich auf gegen die päpstliche Souveränität, und um Glaubensfreiheit kämpfen, oder vielmehr gegen Erkenntnißzwang oder Gewaltherrschaft der Priester wehrten sich — religiöse Begeisterung, eingebornes Recht gefühlt und alle durch Despotismus und Sittenlosigkeit des Klerus aufgeregte eble und unedle Leidenschaften. . . . Die geistlichen Gewalthaber waren ungeistlich, ihre Gewalt war mißbraucht, der sakungsmäßige Gebrauch selbst durch theilweise Veränderung der Verhältnisse und Bedürfnisse auch theilweise zum Mißbrauch geworden. Aber das sichtbare Oberhaupt des kirchlichen Staatenvereins hatte sich lange zuvor gegen das unsichtbare Haupt der christlichen Kirche aufgelehnt, bevor weltliche Fürsten an dem Stuhle Petri zu rütteln sich unterfangen, und lange vor Luther hatte der älteste gekrönte Sohn der Kirche (Philipp der Schöne) eine päpstliche Bulle verbrannt und durch Mißhandlung seines geistlichen Oberherrn von seiner eigenen Krone die religiöse Weihe abgestreift. Allerdings breitete dann seit dem 14. Jahrhundert eine kirchlich-revolutionäre Tendenz in Europa sich aus, und die Reformation war im vollen Sinne des Wortes eine kirchliche Revolution, die als solche erst in der französischen Umwälzung in der gewaltsamen Abschaffung der katholischen Religion ihren Kulminationspunkt erreichte. Aber erweisen läßt sich, daß jene Tendenz ursprünglich nur Reaktion war gegen eine despotisirende Tendenz, deren Ursprung in dem Vatikan zu finden; erweisen läßt sich ebenwohl, daß die bestehende Ordnung erst von den Gewalthabern selbst verletzt worden, bevor Untergeordnete sich gegen dieselbe aufgelehnt haben.

Derselben Verlauf nahm die Geschichte der weltlichen Ordnung, die sich auf ähnliche Weise gestaltet, entsteht und demnächst umgestaltet hat, wie die kirchliche Gesellschaft. Die absolute Monarchie erhob sich auf den Trümmern der Feudalverfassung; aber sowohl der Mißbrauch, als später selbst der bloße Gebrauch der unbedingten Gewalt wurde eben als Gewaltherrschaft empfunden, und erweckte revolutionäre Tendenzen. In Rußland, wo, Hen. v. M. zufolge, die ganze Staatsgewalt in der Person des Autokraten konzentriert ist, machte, wie in der Türkei, die Reaktion sich durch Gewaltthaten gegen den Alleinherrscher bemerklich. Die gewaltsame Ausrottung der Streitigen und Janitscharen ist nicht ohne gewalthätige Rückwirkung geblieben. In Frankreich gebrauchte das Königthum Gewalt, um sich die Großen des Reiches zu unterwerfen, um die Bischöffe von sich abhängig zu machen, um hunderttausende friedlicher Bürger ihres Glaubens wegen schlachten oder verjagen zu lassen. Später sah die Regierung ein, daß, um den Staats-

bankrott zu entgehen, sie den Adel und Klerus durch den dritten Stand zur Verzichtung auf einen Theil ihrer alten, angerebten Immunitäten nöthigen lassen müsse, und wenn man nicht auf Worte, sondern auf die Sache sieht, so wird man zugestehen müssen, daß Ludwig XVI. es war, welcher durch Berufung der seit zwei Jahrhunderten nicht versammelten Ständevertreter durch dikatorische Verdopplung der Zahl der bürgerlichen Abgeordneten, und durch seine Versuche, Gewalt gegen die Letzteren zu brauchen, zum Wenigsten Miturheber der französischen Umwälzung geworden. Eben so kann man es jetzt als historisch erwiesen ansehen, daß diese Umwälzung erst dadurch zur fürchterlichsten Katastrophe geworden, daß der Klerus im Innern, der ausgewanderte Adel im Ausland, gegen die neue Ordnung der Dinge konspiciert, und fremde Mächte mit Gewalt eine unhaltbar gewordene Staatseinrichtung zu restauriren versucht. Nicht gewaltsame Neuerungsversuche des dritten Standes war es dann, sondern der französische Kaiser, der in Gemeinschaft mit andern Fürsten nach und nach in fast ganz Europa die bestehende politische Ordnung der Dinge umgewälzt, was freilich nur dadurch möglich geworden, daß dieselbe, in sich erloschen, den höheren Bedürfnissen und Forderungen des Zeitgeistes nicht mehr entsprach.

Wie die mittelalterliche hierarchische Kirchenverfassung und die Autorität ihrer Tradition dem erwachten Bedürfnisse fürstlicher, rechtlicher, religiöser und wissenschaftlicher Selbstständigkeit, so erlag die alte deutsche Reichsverfassung dem Bedürfnis politischer Selbstständigkeit der einzelnen Stämme und Staaten, und die Säkularisirung der geistlichen, die Mediatisirung so vieler weltlichen Landesherren bezeugten, daß die bloß traditionellen und verehrten Gerechtsamen größtentheils ihre Geltung auch in den höheren Ständen verloren. Jahrhunderte lang hatte das europäische Kirchensystem mit der Gewalt des Feuers und des Schwertes sich auszubreiten, zu konsolidiren und gegen die Angriffe der Wissenschaft und der Gewissen sich zu behaupten gesucht; Jahrhunderte hindurch hatten die weltlichen Fürsten mit der Gewalt der Waffen ihre Herrschermacht auszubreiten getrachtet und das Recht des Stärkeren über die anderen Rechte erhoben. So ist es gekommen, daß die Ehrfurcht vor dem von Alters her Bestehenden dem Verlangen nach kirchlichen und staatlichen Einrichtungen gewichen, durch welche die zahllosen Missstände, die aus der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsverfassung entsprungen, beseitigt würden. Kirche und Staat hatten sich allmählig in machtvolle, unverantwortliche Häupter zugespitzt. Für die mannigfaltigen Kollisionen, die zwischen diesen Gewaltthaten und den Untergebenen entstanden, fehlte es an einer recht- und gesetzmäßig vermittelnden Gewalt, deren Unentbehrlichkeit um so tiefer

empfundener wurde, je mächtiger das Rechtsgefühl durch vielfachen Gewaltmißbrauch erregt wurde, je allgemeiner die Laien und der f. g. dritte Stand durch Bildung und Vermögen sich über Klerus und Adel erhaben. Der Prüßungsgeist, das Bedürfnis, selbst einzusehen, zu erkennen, was göttlich wahr, was göttlich recht sei, waren erwacht; die Uebertreibungen jeder Art wurden immer ungenügender befunden; aber nur über wenige allgemeine Grundsätze konnte man zunächst sich einverständigen. Indes brachten der Buchdruck und neuerdings der Journalismus eine immer größere Menge von Meinungen, Ansichten und Systemen in Umlauf, und während die mittelalterliche Weltordnung Stück vor Stück zerfiel, rangen die Principien einer neuen Weltordnung nach Gestalt.

In dieser allgemeinen Umänderung des socialen Lebens sind wir nun begriffen, und es ist leicht einzusehen und wird auch immer allgemeiner erkannt, daß diese Transformation von innen heraus bewerkstelligt werden muß, und durch Einschreitungen von außen her nur zu Gewaltthätigkeit aufgereizt werden kann.

Das Grundprincip der jetzigen Umgestaltung ist aber kein anderes, als dies, daß Alles, was als wahr gelten soll, sich vor der allgemeinen Vernunft zu bewähren, zu bewahrheiten, daß Alles, was als Recht gelten soll, sich vor dem allgemeinen Gewissen zu rechtfertigen, sich als verpflichtend zu erweisen habe.

Daß nun in solcher Uebergangszeit, wo eine alte, ganz ausgebildete Weltordnung mit einer neuen, erst in Gestalt begriffenen, wo Anhänglichkeit an das Alte mit dem Enthusiasmus für das Neue, wo Ueberzeugungen und Interessen von beiden Seiten her miteinander kämpfen, auch egoistische Leidenschaften sich entbinden, und fanatische Wahneinungen austauschen, die sich mit Gewalt geltend zu machen suchen, kann nicht befremden, daß aber noch viel weniger mit jener reformatorischen Bewegung vermischt oder verwechselt werden, deren weltchristliche Nothwendigkeit früher ebenwohl die mittelalterliche Kirche und die Feudalverfassung ihr Aufkommen zu verdanken gehabt haben. Das Bedenkliche in der jetzigen Umgestaltung ist übrigens nichts Anderes, als dasjenige, was Hr. v. M., ohne es näher zu bestimmen, das europäische Civilisationsprincip nennt, und was sich auf die zwei Momente zurückführen läßt, daß die Intelligenz zur gesetzlich anerkannten Herrschaft gelange über jede andere Gewalt, und daß der Mensch — als solcher — in seine volle unverdrüßliche Würde eingesetzt werde. So sind Geistesfreiheit und Humanität die beiden eng verschwisterten Grundgedanken der neuen Zeit, und zum „Schirm und Herr“ derselben ist, der Natur der Sache

nach, nicht eine Volksmasse beufen, in welcher bloß eine formelle Meinungseinigkeit sich bemerklich macht, gleichviel ob sie eine abstrakte Autokratie oder eine nicht minder abstrakte Demokratie zum Gegenstand hat; sondern die Nation, in welcher jene beiden Momente bereits zur allgemeinsten und nachhaltigsten Herrschaft gelangt sind. Als eine solche erweist sich aber der vergleichenden Geschichtsforschung in Europa nicht die russische, sondern die deutsche. In jener herrscht noch im Kirchlichen ein System, welches für das übrige Europa bereits durch mannigfaltige Reformationen mehr oder weniger antiquirt ist, — im Politischen ein bis zu den äußersten Konsequenzen vollendeter, wesentlich militärischer, absoluter Monarchismus*), der ebenfalls im übrigen Europa durch die mannigfaltigste, theils friedliche, theils gewaltsame Umgestaltung beseitigt werden ist. Die deutsche Nation hingegen — man könnte Skandinavien, Holland und die Schweiz noch zu derselben zählen — hat allein zugleich im Kirchlichen und im Politischen sich als wahrhafter „Schutzhüter und Reichthümer“ des Civilisationsprinzips erwiesen. Nur in den germanischen Staaten ist die religiöse Reformation zu ihrem vollen Rechte gekommen; nur in ihnen ist das religiöse Leben in stätiger Entwicklung geblieben, von Stufe zu Stufe die Gegensätze hervorruhend, durch deren Wechselwirkung jedes Fortschreiten bedingt ist. Eben so ist die deutsche Nation diejenige, in welcher die politische Umgestaltung durchgängig auf die der Civilisation angemessenste Weise bewirkt wird, und Rechtlichkeit und Pietät, Freiheitsstreben und Ordnung sich auf das innigste durchdringen.

Keine andere Nation hat in gleichem Maße alle Blüten und Früchte des gesammten menschheitlichen Lebens in sich aufgenommen und sich angeeignet, wie die deutsche; keine hat bis jetzt noch die Extreme, in welche das menschliche Wesen sich explicirt, auf gleiche Weise ihrer Versöhnung entgegengeführt. So ist sie recht eigentlich das Herz der Menschheit, in welches alle Lebensströme der übrigen Völker münden, um sich in ihm einander zu temperiren, und neu begeistert in die Welt wie-

*) Der erste Artikel der vor einigen Jahren promulgirten russischen Gesammmlung lautet, wie folgt: „Der Kaiser aller Ruß-Länder ist ein autokratischer und absoluter Souverain: Gott selbst gebietet, sich dessen höchsten Autorität zu unterwerfen, nicht nur aus Furcht vor Züchtigung, sondern Kraft der Religion der Pflicht.“ Der Art. 42 macht den Ezer zum „höchsten Vertheidiger und Wächter der Dogmen der herrschenden rechtsgläubigen orientalisirte-russischen Religion.“ Er macht, heißt es dort, über Beobachtung der Orthodoxie im Glauben, und der Disciplin im Gottesdienste.“ Dem Art. 80 zu Folge „gehört die administrative Gewalt in ihrer ganzen Höhe dem Ezer.“

der auszufließen. In keinem Lande geschieht verhältnißmäßig Mehr für die Erziehung; in keinem finden sich verhältnißmäßig mehr *eigene* politische Lebensherde künstlerischer und wissenschaftlicher, religiöser und politischer Bildung und Entwicklung. Erhaben über den starren Autoritätsglauben, wie über einen Alles verflüchtigenden Skepticismus, erhaben über erstarrenden Autokratismus, wie über einen Alles nivellirenden Demokratismus, ist die deutsche Nation in jeder Beziehung zur Vermittlung der Extreme in Europa berufen, während Rußland durch seine Stellung und seine eigenthümliche Gestalt nur befähigt scheint, über Nordasien die Anfänge der Civilisation zu verbreiten und hierdurch, wie durch seine eigene Militärmacht, das übrige gebildete Europa vor einer neuen Völkerflut zu bewahren. Auf keine Weise aber kann man der Behauptung beipflichten, daß jene Autokratie „zum Schutzhüter des im europäischen Staatensysteme herrschenden monarchischen Princips,“ daß es zur Abwehr einer zur „Revolution“ hypostasirten Tendenz berufen sei. Im übrigen Europa herrscht keineswegs das monarchische Princip im russischen Sinne des Wortes, sondern ein von demselben qualitativ verschiedenes, welches man füglich das Princip der *Legalität* nennen könnte, indem hier durchgängig das Staatsoberhaupt sich als dem Gesetze untergeordnet erachtet, sei es nun, daß dasselbe durch vollvertretende Versammlungen, Publicität und Gerichte, oder nur durch letztere gemäßig und beschränkt erscheint. Diese Ermäßigung und Beschränkung der Herrschergewalt ist aber das erstwesentliche Kriterium der Civilisation, zu welcher die türkische oder russische unbeschränkte Alleinherrschaft erst eine nothwendige Stufe bildet.

Wo aber noch im übrigen Europa sich revolutionäre Tendenzen kund geben, da können fremde Bajonette — und Anderes steht dem Czar in Beziehung auf das Ausland nicht zu Gebote — da kann überhaupt eine von außen einwirkende Gewalt nicht nachhaltige Hilfe bringen. Eine solche gewährt vielmehr nur das Beispiel strengster Heilighaltung des Rechtes von Seiten der Gewalthaber, entgegenkommendes Gewähren zeitgemäßer Forderungen, angelägentlichste Rücksorge für Erziehung der Jugend und für die Bildung und materielle Wohlfahrt der Massen. Revolutionäre Tendenzen sind immer und überall Symptome krankhafter Dispositionen des socialen Organismus, der nicht von außen her durch gewaltsame Zurückdrängung solcher Symptome, sondern von innen gründlich geheilt werden kann. Zum Hegemon über Europa aber dürfte Rußland, d. h. sein Czar, nur für den Fall gewählt werden, wenn Asien abermals einen Dschingis- oder Timur-Chan senden wollte, um, nach dem

Münche des Hrn. Guplow in seinen Divagationen zur Philosophie der Geschichte (S. 81) Europa in Ein großes Chanat zu verwandeln!

35.

Entdeckungen

zu Anfang 1836.

a.

Im Monde.

Professor Gruithuisen hält sich nunmehr zu folgenden Annahmen berechtigt: 1) daß die Vegetation auf der Oberfläche des Mondes sich ausbreitet vom 55ten Grade südlicher bis zum 65ten nördlicher Breite; 2) daß vom 50ten Grad nördl. bis zum 47ten südl. Breite sich deutliche Spuren vom Aufenthalte lebender Wesen wahrnehmen lassen, und 3) daß einige Zeichen vom Dasein von Mondbewohnern anscheinlich genug sind, um den Beobachter in Stand zu setzen, große Landstraßen nach verschiedenen Richtungen hin zu unterscheiden, und ganz besonders ein kolossales Bauwerk fast unter dem Aequator dieses Gestirnes. Das Ganze desselben stellt sich dar wie eine große Stadt, in deren Nähe sich ein Gebäude findet, welches einer Neboute sehr ähnlich ist.

b.

Im Frankreich.

Ein doktrinäres Pariser Blatt macht folgende Bemerkung: „Es ist eine denkwürdige Thatsache, die unser Jahrhundert ehet, daß alle ausgezeichneten Geister zu den religiösen Ideen zurückkehren. Gegenwärtig im Jahr der Gnade 1835 sind die größten Poeten christliche Poeten: Chateaubriand, Lamartine, Mangoni, Silvio Pellico, Thom. Moore.“ (Die Deutsche Poeten sind wohl nicht genannt, weil sie nicht zur Religion zurückkehren brauchen, die sie nie verlassen haben. Ebenso Beranger, Alfred de Vigny u. s. w. t.) „Die spiritualistische Philosophie, die Heilmittel des Schlachtfeldes geblieben, auf dem sie während der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts gekämpft, huldigt jeden Tag dem Christenthume durch die Männer, wie Ballanche, Cousin, Jouffroy, Schelling, Haader, Görres. Die Wissenschaften, die im 18ten Jahrhundert am feindlichsten gesinnt waren, wie die Geologie, die Astronomie, Chronologie, Archäologie und Philologie, sind wieder in den Kreis der Offenbarung (inspiration religieuse) eingetreten. Es genügt, hier Cuvier, v. Buch, Herschel, Beruffac, Paravey, Champollion, v. Humboldt, W. John zu nennen."

c.

In Deutschland.

Auf bedeutsame Weise contrastirt mit der französisch-ministeriellen Entdeckung die folgende des politischen Wochenblattes von Berlin, welches zum Schlusse des v. J. in einem Artikel über den Adel Klage führt „über den der Gegenwart eigenthümlichen Haß gegen alle Ständeverhältnisse überhaupt" (!!), und insbesondere über die „in Deutschland zumal sehr verbreitete kleinliche Gereiztheit, den trivialen Haß des Bramtenlandes und aller f. g. Gebildeten." (Sic!) Den Grund der Stimmung gegen den Adel findet das Wochenblatt in „der Irreligiosität unserer Zeit, welche — Geburtsvorzüge als Gaben Gottes hasse;" (!) — theilt aber weiterhin noch die Entdeckung mit: der Haß gegen angesehne höhere Stellung finde sich nicht allein im Bürgerlande gegen den Adel vor, sondern auch im Adel selbst, der so unendliche Abstufungen und Schattirungen habe, bis dieser Haß sich zuletzt gegen die höchste Obrigkeit wende. . ."

36.

Selbstbekenntnisse des Grafen Fr. Leop. v. Stolberg und des Baron v. Eckstein über die Beweggründe ihres Uebertretens in die katholische Kirche.

Unter den Conversionen zur römisch-katholischen Kirche, die in der neuesten Zeit stattgefunden, hat die des Grafen Friedr. Leop. von Stolberg in Deutschland das meiste Aufsehen erregt. Der Uebertreter

des Herrn von Esch ein ist erst dadurch auffallend — und man kann sagen bestreblich — geworden, daß späterhin dieser Convertit in seinem *Catholique* (einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift), — eine, die beschränkte Weltansicht seiner neuen Kirche weit übergreifende Bildung und Reflexion kundthat, und — nach der Quasi-Restoration der Volkssouveränität im Jahre 1830 — sich der Partei des damaligen Abbe de Lamennais anschloß, welche durch das *Memorial Catholique* die rechtlichen Freiheiten aller Art mit der römischen Autoritätsherrschaft zu verquickeln den bekanntlich durchaus verunglückten Versuch gemacht hat.

Die Bildung hat nun zwar durch außerordentliche Ausbreitung des Journalismus, durch Förderung der Erziehungsanstalten, durch lebhaften Verkehr der Nationen und der Glaubensparteien unter einander und viele andere Umstände — einen Gang genommen, der die Individuen, selbst die ausgezeichnetesten, immer mehr gegen die Massen und Gemeinwesen zur Unbedeutendheit herabsinken läßt, so daß auch die sogenannten Conversionen Einzelner nur noch den ephemeren Werth von Curiositäten ansprechen. Was noch mehr ist: der immer mehr beschleunigte Gedanken- und Schriftenwechsel hat allmählig die Einseitigkeiten der verschiedenen Glaubensgenossenschaften so klar an den Tag gebracht, daß die Ueberzeugung sich immer weiter ausbreitet, keiner der bestehenden Culte sei zum Siege und zur Alleinherrschaft für die Zukunft berufen, sondern alle zur Conversion in eine zu erwartende wahrhafte allgemeine Kirche bestimmt. Indessen bleiben doch die früheren Uebertritte hochgebildeter Männer von der protestantischen zur katholischen Confession so verwunderliche Ereignisse, daß es für den Theologen, wie für den Philosophen und Historiker von Interesse ist, die Motive zu erfahren, welche zu solchen Rückschritten aus einer weltgeschichtlich jüngeren in eine sich mehr und mehr antiquirende Kirche hinbedrängt haben.

Wir hoffen daher den verehrlichen Lesern der *Allg. A. Z.* eine nicht unwillkommene Mittheilung zu machen, wenn wir aus zwei kürzlich erschienenen Eröffnungen die Hauptstellen hervorheben, in denen die beiden Eingangs dieses Artikels genannten Convertiten sich selbst über die Weggründe zu ihren Rückschritten ausgesprochen haben.

Die erste Mittheilung schöpfen wir aus einem, in der *Gazette de France* als unedict bezeichneten Schreiben des Grafen v. Stolberg an den Grafen v. Schmettau, den Bruder der berühmten Gräfin Gallizin, die bekanntlich eine vertraute Freundin des Grafen von Stolberg gewesen.

Eingangs dieses Schreibens, welches von Münster aus und vom 11. October 1800 datirt ist, — meint der Briefsteller, „es sei allerdings

etwas Seltenes, daß ein fünfzigjähriger Protestant sich zur katholischen Religion bekehrte"; doch werde Hr. St. v. Schm. dabei „keine andere Beweggründe bei ihm voraussetzen, als die innige Ueberzeugung (persuasion) von der Religion, zu welcher er sich bekennt.“ Er will dann „in wenigen Worten andeuten, was ihn bewogen, sich lange Jahre hindurch der gründlichen Vergleichung der beiden Religionen zu widmen, eine Vergleichung, die ihn endlich bestimmt habe, mit völliger Ueberzeugung (conviction) den katholischen Glauben dem Lutherthume vorzuziehen.“

„Es gibt jetzt nicht, beginnt dann Hr. v. St., es hat niemals eine Religion gegeben, welche nicht als Grundlage aufstellte das Dasein Gottes, seine Vorsehung, die Unsterblichkeit der Seele und eine gerechte Vergeltung für die Guten und die Bösen.“¹⁾

„Diese großen Grundwahrheiten, deren Evidenz denjenigen, die sie anerkennen, unbestreitbar scheint, sind dennoch von Philosophen aller Zeiten in Zweifel gesetzt worden.“

„Während einer langen Reihe von Jahrhunderten hat es nur Ein Volk gegeben, welchem diese Glaubenssätze vertraut gewesen.²⁾ — ein Volk, dessen moralische und politische Ideen alle von der herrschenden und immer wirksamen Idee eines allmächtigen, allerbarmigsten, sehr barmherzigen³⁾ und vergeltenden Gottes entsprangen.“

„Das Christenthum, gepropht (ante) auf die Offenbarungen der Hebräer, bekräftigte sie durch die große Thatfache, auf welche diese immer ihr Absehen gehabt.“⁴⁾

„Selbst eine Folge und Vollendung der Religion der Israeliten, hat das Christenthum dieselbe vervollkommenet. Nicht als ob sie nicht für ihre Zeit vollkommen gewesen. Die nämliche Vorsehung läßt den Baum sich belauben, schmückt ihn mit Blumen und krönt ihn mit Früchten. Es ist eine und dieselbe Religion, gerade wie der Erwachsene derselbe Mensch ist, welcher Kind gewesen.“

1) Daß die mosaische Religion, die der Hr. Graf demnachst als die einzige eigentliche Religion der vorchristlichen Zeit bezeichnet, die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Stolberg'schen Sinne nicht gelehrt, ist eine von der wissenschaftlichen Kritik nicht mehr bezweifelte Thatfache. G.

2) Dies zu behaupten ist leicht, — zu erweisen — schwer, wenn nicht unmöglich. G.

3) Auch gegen die Nicht-Israeliten ?? — G.

4) Ihr Absehen hatte sie vorhergehend auf Errichtung eines glorreichen davidischen weltbeherrschenden Reiches, — nicht auf einen durch Kreuz und weltverherrlichenden Christ.

„Es ist erlaubt, ja ich glaube, es ist Schutldigkeit zu sagen, daß außer dieser Religion es niemals eine gegeben, die diesen Namen verdiene, ⁵⁾ zum wenigsten implicit der Sinn, den ich mit diesem Worte verbinde, etwas Bestimmtes (quelque chose de positif). Was man natürliche Religion nennt, bezieht in mehr oder minder unbestimmten Vermuthungen, in mehr oder minder achtbaren Zweifeln, ⁶⁾ je nach der Fähigkeit des Geistes oder vielmehr der Aufrichtigkeit des Herzens.“

„Von meiner Kindheit an habe ich an die Offenbarung geglaubt. Mein Glaube wurde eine Zeitlang erschüttert. Dies trieb mich zu Nachforschungen, und diese vertieften mit einer Ueberzeugung, die um so fester war, da sie bekämpft worden war.“

„Als Protestant geboren — wor ich es, und mit Schmerz sah ich den Protestantismus zusammenstürzen. ⁷⁾ Er stürzte zusammen ohne Stoß, indem er seiner eigenen Reize folgte. Er verdarb durch die Art von Verderbniß, die ihm eigen war. Sein Name selbst, Protestantismus, — (sprechend, weil er verneinend ist, ⁸⁾ kündigt einen unruhigen, turbulenten Geist an, zu zerstören, nicht zu erbauen strebend. Bald lehrte er seine Waffen gegen sich selbst; er beraubte sich selbst der hehren Wahrheiten, die er noch geachtet hatte; er vertauschte sie gegen Zweifel, und so ist er nun im Begriffe, damit zu enden, daß er mit großen Schritten dem Atheismus entgegengeht, dessen gewandter Geschäftsführer (ministre) Kant ⁹⁾ eigentlicher wurde, als Haupt einer neuen Secte.“

5) Welch' armfelliger Gott, der die ganze übrige Menschheit ohne Religion dahin verwerfen ließe! Eine solche Behauptung ist ebenso unevangelisch, als ertüchtig und inhuman.

6) Der Apostel Paulus und zahllose, achtungswürdige Denker sind hierüber anderer Meinung.

7) Insekten man mit dem Herrn Grafen unter Protestantismus den unruhigen Geist versteht, der gegen den erklärten Katholicismus und seine despotische, veränderte Hierarchie protestirt, ist der Protestantismus jetzt lebendkräftiger, als jemals, wovon sich Jeder überzeugen kann, der nicht taub und blind ist bei den Zeichen der Zeit, die überall das Zusammenstürzen des römischen Katholicismus verkünden.

8) Keine Verneinung wird welthistorisch, wie der Protestantismus, als Kraft einer weltlichen Bejahung. Der Protestantismus hat die Gewissensfreiheit des Menschen bejaht.

9) Um Kant so zu lästern, muß man seine einzige seiner Schriften gelesen haben, die alle von jener Religion durchdrungen sind, deren Hauptstücken der göttliche Genosertit selbst Eingangs seiner Grundsätze als Grundwahrheiten der Religion aufgeführt hat.

„Die katholische Religion, ihrer Natur nach unerschütterlich und unveränderlich,¹⁰⁾ wurde nicht und konnte nicht berührt werden durch die zerstörenden Principien des Philosophismus. Der Katholik hört auf es zu sein, er tritt aus seiner Gemeinschaft heraus, wenn er sich nur irgendwie von dem geringsten Dogma entfernt¹¹⁾. Dies kommt daher, daß das System der wahren Religion, auf die Wahrheit gegründet, die nur Eine ist, ihren Charakter der Einheit nicht verlassen kann; es theilt die Eigenschaft mit dem Kreise, daß wenn man nur den kleinsten Theil von ihm wegnimmt, er nicht mehr als Kreis existirt.“

„Von diesem Gedanken betroffen, wurde ich zugleich davon gerührt, daß ich sah, wie die Katholiken weit besser, als die Protestanten, durch die Praxis — der moralischen Theorie der Tugenden entsprechen,¹²⁾ welche das Evangelium erheischt. Betroffen und bewegt wurde ich durch das große Schauspiel, welches in unseren Tagen sich uns vor Augen gestellt hat. Wie sahen jene Kirche, welche der Unglaube durch ihr Alter für unfruchtbar hielt, edele Märtyrer erzeugen. Das achtzehnte Jahrhundert, dieses ebenso einmüthige als profane Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgerufen¹³⁾; es hat sie in einer Nation erzeugt, deren Moral von ihrer natürlichen Leichtfertigkeit, von der Verderbtheit eines bis zum Uebermaße ausschweifenden Hofes und von der Wuth des irreligiösen Fanatismus niedergebzwungen worden.“

„Alle christliche Gemeinschaften erkennen das Gesetzbuch einer ebenso imposanten als einfachen Moral an; aber nur bei den Katholiken sah ich Menschen, die denselben treu waren¹⁴⁾. Ich fand sie in allen

10) Beide Eigenschaften können mit noch größerem Rechte der mosaischen und der mohammedanischen Religion beizulegen werden. Da aber unabänderlichkeit die Menschheit sich stets verändert, so ist eben damit keine in der Zeit unveränderliche Religionsform zur Allgemeinheit zu betreiben, die wirklich unerschütterlich wäre.

G.

11) Diese vollkommen richtige Behauptung wird von zahllosen sogenannten Katholiken keineswegs zugestanden, die sich durch Distinction zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Dogmen oder durch sonstige lauz-luzens zu helfen suchen.

G.

12) In Spanien, Portugal, Italien, Südamerika?

G.

13) Können ein paar Hundert halsstarrige, großentheils aufdröhrende, französische Priester aus der Revolutionszeit gegen die Hunderttausende in Rechnung gebracht werden, die seit dem elften Jahrhunderte gegen die entsetzliche und tyrannische Hierarchie der römisch-katholischen Kirche protestirend — dem Martertod gestorben sind?

G.

14) Diese Behauptung beweist nichts Anderes, als die wirklich staunenswerthe Kurzsichtigkeit des Hrn. Wesen.

G.

Jahrhunderten, schlicht und kauenendwürdig, demuthsvoll und helbenmüthig. — kurz — Heilige.“

„Während der Katholik seine Tugend durch diese großen Beispielen und die Werkgaründe, die sie erzeugen, nährt, findet der Protestant, der das Christenthum nicht aufgegeben hat, sich desorientirt und darauf beschränkt, sich des Lichtes zu bedienen, welches in den Werken der Katholiken ausgegossen ist“¹⁵⁾.

„Ich ersuche, Herr Graf, indem ich das Buch sehe, das ich Ihnen hier geschrieben, — der Freund Ihrer theuren Schwester hat Ansprüche auf Ihre Nachsicht.“

So schrieb Graf Leop. v. Stolberg in dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Wir wollen nun hören, wie eine Generation später Herr Baron von Eckstein sich in gleicher Angelegenheit hat vernehmen lassen. Die hierauf bezüglichen Geständnisse sind den Fragmenten sur l'Espagne entnommen, welche dieser geistreiche Schriftsteller kürzlich herausgegeben hat. Wir müssen jedoch — als nicht wesentlich zur Sache gehörend — manche oratorisch-poetische Stelle dieses Bruchstücks überspringen¹⁶⁾, im Uebrigen bei der Uebertragung uns möglichster Treue bekleibend.

„Jeder Mensch“, — so beginnt Hr. v. E. seine Conversionsgeschichte, — „wird auf der Erde geboren als ein Theil des großen Ganzen, welches das Menschengeschlecht bildet. In dieser Beziehung kann jeder Mensch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, ohne sich ein anderes Verdienst beizumessen, als das seiner persönlichen Würde, — er kann von seiner Moralität sprechen, ohne dem öffentlichen, gesunden Menschenfinne Anstoß zu geben, ohne eitel oder lächerlich zu scheinen. So werde auch ich öffentlich in mein Gewissen hinabsteigen und sagen, wie ich mich als Christ behauptet (maintenu) in dem Laufe eines schon langen, bewegten und arbeitsvollen Lebens.“

„Aufgewachsen im Schatten des alten Waldes hundertjähriger Eichen auf der Insel Seeland, als Kind in Ekstase vor diesen Colossen des Pflanzengerichts, habe ich als Knabe meine Seele in langen einsamen Träumereien mit dem Lesen der Propheten ernährt. Vor mir breitete der Ocean sich aus, von wo ich stufenweise die sanfte Gestalt Jesu austauschen sah, wie sie sich majestätisch erhob und auf den Fluthen dahinwanderte.“

15) Solcherlei Affektionen sind ebenso lächerlich an sich, als bemittelndswertth hinsichtlich der Amasung, die sich darin kundthut. G.

16) Wir werden durch einen Querstrich andeuten, wo wir solche Stellen übersprungen. G.

— „Meine Jugend verbrachte ich im unbeschränkten Glücke einer wilden Unabhängigkeit. Jene Tage berauschten mich mit ihren Erinnerungen; nur in der Einsamkeit findet man sich in der Gegenwart Gottes wie ein geheiztes Werkzeug in der Hand der Vorsehung.“

„Aus dem Schooße der großen und gewaltigen Natur wurde ich in das Zimmer braver und guter Pietisten verpflanzt, die mir aus meiner Exaltation beinahe ein Verbrechen machten. Ich entwichte der puritanischen Strenge; mein Geist konnte sich nicht in die Zwangsjacke einer Frömmigkeit finden, die wie eine Uhr auf die Minute gerichtet war. Das befohlene Gebet gelang mir schlecht; besser das Gebet, das wie die freie Quelle der Gebirge aus meiner Seele sich aufschwang.“

„In den theologischen Erörterungen der Separatisten war Etwas, was alles Leben, alle Befectung zu tödten vermochte. Man gab vor, den heiligen Geist zu suchen, und spitzfindigte (s. v. v. für pointillist) über jedes Komma. Die Gescheutesten verschlossen sich in die Religion des Schweigens; die Anderen, indem sie die Gewissen tyrannisirten, meinten Gott durch Lärmen zu gefallen.“

„Als ich der Lbsorge eines würdigen Pfarrers der rechtgläubigen lutherischen Kirche anvertraut, als ich den Einflüssen des Sertengeistes entrißen wurde, welch' plötzliche Umwandlung! Ein in seinem Privatleben vorwurfsfreier, wohlthätiger, aufgeklärteter Mann las mir mit methodisch die heilige Schrift, ich will nicht sagen, sie profanisirend, denn er behauptete, sie zu ehren, und war weit vom Voltairismus entfernt; aber die Bibel behandelnd wie ein Buch von Menschenhand geschrieben, wie ein Geschichtsbuch, wie ein poetisches und moralisches Buch. Das Alte Testament wurde mir erklärt — als das Werk einer Epoche naiver Barbarei, in welcher man den Menschen ihren Aberglauben wegen ihrer Unwissenheit verzeihen müsse. Im Neuen Testamente zeigte man mir das Werk einer rehabilitirten Moral; aber man gab mir zu verstehen, daß Jesus ein Mensch sei wie jeder andere Mensch, ein Sokrates. Zu diesem Preise wollte ich Nichts davon wissen.“

„Am Tage meiner feierlichen Einführung in die Gemeinschaft der Gläubigen war ich schon nicht mehr Christ; ich weinte Thränen der Wuth (rage), daß man mich so betrogen. Was war ich? Wo sollte ich Wahrheit finden¹⁷⁾?“ —

17) Hr. v. G. war nicht mehr Christ, — und ließ sich doch feierlich in die Kirche einführen. Wer war hier der Betrogene? — Er weint vor Wuth, daß man ihn so betrogen; aber wer hatte ihn betrogen? Woher wußte er es, da er nicht wußte, wo er die Wahrheit finden sollte? G.

— „Ich wollte Wirklichkeit und keine Allegorie. Jesus als Gott imponirte mir; als Philanthrop schien er mir lächerlich¹⁸⁾. Ich murmelte in meinem Herzen beleidigende Reden; es war mir nicht möglich, zu glauben, daß man die Menschen bessere, indem man sie betrüge¹⁹⁾. Wenn der Pfarrer mir von den Wundern des Gottmenschen wie von einer Fabel sprach, die sich auf den Weltzustand beziehe, in welchem sie vorgebracht worden, und die eben deshalb zu entschuldigen sei, erschauerte mein Herz in mir, meine Seele bebte voll Entsetzen zurück.“ —

— „Aber es blieb in meiner Seele ein geheimnißvoller Glaube, den ich socialitätig verdaute, damit er mir nicht entrisen werde; — ich meine den Glauben an eine übernatürliche Welt, die unter den Emblemen der sichtbaren Welt verborgen sei. Ich war bis zum Uebermaße abergläubisch²⁰⁾, wie man es häufig in den Ländern des Nordens ist.“ —

— „Die Volksbücher, welche die entstellte Geschichte des Niesen der nordischen Mythologie enthalten, — das Heidenbuch — die Nibelungen u. s. w. hatten die Schaubühne meiner Einsamkeit erweitert. Aus diesem Allem hatte ich mir eine phantastische Welt gebildet; der Wald und das baltische Meer waren in meinen Augen mit übernatürlichen Wesen bevölkert, deren Annäherung ich erschrante

18) Seinen Jüngern und Verwandten, denen Jesus als Philanthrop, d. h. als Menschenfreund, und nicht als Gott erschienen, die er vielmehr zurecht gewiesen, als sie einen Gott in ihm sehen wollten, schien er nicht lächerlich, sondern liebend- und verehrungswürdig. Aber die Art ist noch immer nicht ausgesterben, die immer nur Wunder und Zeichen sehen will, und darüber vergißt, daß wir — wie Atome von einem unersichtlichen Meere von Wundern und Allmachtszeichen umgeben sind! — Philanthropie scheint ihnen eine zu bürgerliche, zu gemeine Tugend, obgleich Nichts heiliger ist, als wahrhafte, durchgreifende Menschenliebe, und gerade die Offenbarung solcher wahrhaften Philanthropie nichts Anderes ist, als — Offenbarung Gottes — als Gottmenschen, denn das eigentliche Wunder ist Offenbarung Gottes — als des Allmächtigen, Allmächtigen, zu welchem auch Jesus, der philanthropische Gottmensch — gebetet. — G.

19) Wo anders ist aber die pinsaun zu suchen, als in der röm. katholischen, wie in jeder von einer Priesterherrschaft beherrschten Glaubensgenossenschaft? Und wo anders ist das Bewahrungsmittel gegen solchen Trug zu finden, als da, wo als Recht anerkannt ist, Alles zu prüfen und nur das als wahr und gut sich Bewährende zu behalten? — G.

20) Hierdurch erklärt sich die Wuth des Hrn. Barons, als seine Unverliebtheit sich durch rein sittliche Glaubenslehre bedroht hielt. G.

und befürchtete. Wie oft bin ich in der Sommernacht auf den Kirchhof hinabgestiegen, in der eiteln Hoffnung, irgend ein Grab sich öffnen zu sehen.“ —

„Dieser Glaube an übernatürliche Erscheinungen sollte mir auf den deutschen Universitäten genommen werden, auf eine Weise, welche meinen Stolz beschämte und meine Eigenliebe demüthigte.“

„Statt mich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, deren wahren Werth ich nicht kannte, suchte ich die Gesellschaft der Männer auf, die hinsichtlich der Geheimnisse der Natur erleuchtet zu sein vorgaben, wie die Rosenkreuzer u. dgl. m.“ — „Meine Kameraden und ich, alle eifrige Adepten, wir fielen in die Hände eines Elenden, der — während er sein Vermögen auf unsere Kosten vergrößerte, — uns Fasten und sonstige Uebungen auferlegte. — Als aber die Todten, mit denen wir Bekanntschaft machen sollten, nicht erschienen, erwachte der Eitel vor solchem Chortanismus in mir. Zweimal in dem Laufe weniger Jahre hatte ich auf das Leben der Seele verzichten müssen; ich beschloß endlich, meine Zweifel über das Christenthum und die Magie damit zu Ende zu bringen, daß ich die Lösung derselben in einer anderen Welt aussuchen ginge... Die Hand Gottes hielt mich am Rande des Abgrundes zurück.“

„Krank an Körper und geistemüde bedurfte ich eine Bewegung, die mich von einem Ende Europas bis ans andere führe. Ich begab mich in die Hauptstadt der christlichen Welt²¹⁾ zu einer Zeit, in welcher Lord Byron noch nicht die erhabenen Worte vernahmen lassen:

„So lang das Coliseum steht, wird Rom auch stehen;

„Wenn aber jenes fällt, wird Rom auch fallen;

„Und wenn erst Rom — dann auch die Welt²²⁾!“ —

— „Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte sich meiner Seele, als ich den Boden der Katone und der Cäsaer betrat, als Regulus, als Brutus sich meinen Blicken zeigte. ... Damals verkehrte ich nur erst noch mit dem Rom des Alterthums; die Vorurtheile meiner protestantischen Erziehung ließen mich mit Zorn auf die Nummernreien des katholischen Roms herabsehen, wie ich sie nannte.“

21) Warum Hr. v. G., statt endlich auf deutscher Universität mit allem Ernste sich der Wissenschaft zu widmen, nach Rom, — nicht mehr der Hauptstadt der christlichen, sondern der römisch-katholischen Welt, — sich begeben, hat er uns zu erklären nicht für rathsam erachtet. G.

22) Rom ist schon längst gefallen und noch steht fest die Welt; denn Rom — ist die päpstliche Welt Herrschaft, und an diese wird selbst in Rom nicht mehr geglaubt. G.

„Es war die Tyrannei Napoleon's, die zu Rom mich gläubig machte²³⁾.“

„Ich befand mich in dieser Stadt zur Zeit der Gefangennehmung des heiligen Vaters... Noch niegeends war mir ein so empörender Mißbrauch der Gewalt gegen die Schwäche vorgekommen. Rom war zum zweitenmale zu Grunde gegangen; — dieser Gedanke der verfinsterten Größe qualte meine Seele.“

„Ich bin in die katholische Kirche auf einem Wege eingedrungen, der sehr vielen Gemüthern völlig fremd ist, nämlich durch die Politik²⁴⁾, durch die Ehrfurcht, welche die Größen der Vergangenheit mir einflößten, zurückgestoßen von dem Protestantismus, wie ich war, durch den völligen Mangel alles historischen Lebenshauches in seinem Schooße, und jegliches großen Lehrsystems. Ich hegte einen tiefen Abscheu vor all' jener theologischen Polemik der Sectirer; denn ich hatte stets bemerkt, daß sie nichts Wesentliches in sich trage, daß sie der Begeisterung ermangle und auf einer Menge von widersprüchlichen Texterklärungen beruhe²⁵⁾. — Die Arbeiten der gelehrten Historiker, der großen Philologen und Theologen der jetzigen protestantischen Kirche waren mir damals unbekannt. Wenn auch die gewissenhaften Anstrengungen und der seltene Scharfsinn derselben zu achten sind, so haben sie doch Alle den gemeinsamen Fehler, daß ihnen Größe und Umfassung (ensemble) mangeln, und daß sie nicht hinlänglich den heiligen Geist erfassen, der die Blätter der Bibel durchweht, wie der Wind einen Wald auf den Gipfeln der Apenninen, dessen Rering er melodisch durchrauscht.“

„Ich habe mich selbst zum Katholiken gemacht, ich allein. Seit jener Zeit, in welcher ich aus Enttäuschung gläubig geworden, habe ich, je weiter ich im Alter fortschritt, um so mehr in meinen katholischen Ueberzeugungen mich ausgebreitet und befestigt. Ich bin um so unerschütterlicher darin verblieben, je mehr ich mich mit profaner Philosophie beschäftigt, nicht um derselben Böses nachzusagen, was leicht

23) Es hat uns nicht gelingen wollen, in diesem Capite einen Sinn zu finden. G.

24) Allerdings ist das eine wunderliche Thür, um in die Kirche dessen einzubringen, der da versichert, sein Reich sei nicht von dieser Welt. G.

25) Worauf beruhte denn von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten die Polemik in der katholischen Kirche? Und worauf beruht namentlich die nie verminderte Polemik für und gegen den Primat, die Unfehlbarkeit und Rechtsvollkommenheit des Papstes, seine Autorität über die Concilien u. s. w., lauter Lebensfragen für die römisch-katholische Kirche? G.

ten Preises geschieht; sondern um alle Anstrengungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des Denkens zu ehren, wobei ich jedoch mich von den Fesseln der Schule befreite.“

„Ich gestehe offenherzig,“ — bemerkt nun Hr. v. E. zum Schlusse seiner wunderlichen Conversationsgeschichte, — „daß die gegen die Philosophen wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Doctrinen gerichteten bannalen Declamationen der religiösen Schriftsteller mich niemals berührt haben²⁶⁾. Die Philosophie, worunter ich weder den Voltairismus, noch den Atheismus begreife, denn das ist bloße Immoralität, bloße Trivollität des Geistes, — die Philosophie schien mir dasjenige zu sein, was am stärksten die Individualität des menschlichen Geistes charakterisirt. Jeder eigentümlich reichbegabte Geist hat seinen eigenen Gesichtspunkt, auf den er sich stellt, um sich in der Welt zu orientiren. Es ist recht und natürlich, daß er diesen Gesichtspunkte systematisiren, daß er ihn generalisiren will, denn das ist die Natur des menschlichen Geistes, der Alles in einem Zusammenhange aufsaßt²⁷⁾. Das Uebel beginnt mit jener wahnsinnigen Ueberzeugung (!), daß der Horizont, in den wir uns stellen, und der die Schranken unseres Verständnisses bildet, zur geistigen Sonne (!) für eine große Masse von Menschen dienen und fähig werden könne, ihre Seelen zu elektrisiren.“

„Die Philosophie ist unsere innerste Individualität (notre individualité la plus intime); die Religion ist der Glaube, durch den wir Menschen sind und uns als solche fühlen, durch den wir in die Bande einer göttlichen Sympathie mit dem menschlichen Geschlechte eintreten, durch den wir zur Gottheit aufstreben (aspirons) in einem majestätischen Uebereinklange (concert) von Gedanken und Gefühlen, die das Herz und den Geist des Menschen bewegen²⁸⁾. Die

26) Diefz zeigt wenig Respekt vor den Notabilitäten seiner neuen Kirche; denn vom Apostel Paulus an bis auf St. Heil. den Papp Gregor XVI. und von Tertullian bis auf Hrn. Grafen Fr. Leop. v. Stolberg sind jene Declamationen stets von denselben wiederholt worden. G.

27) Hiernoch wäre der menschliche Geist seiner Natur nach religiös — und zwar am meisten, wenn er philosophirt; denn Religion in Bezug auf den Geist ist das Innere und immer tiefere Innwerden des wesentlichen Bandes, wodurch Alles zusammenhängt. — G.

28) Auf ähnliche Weise, oder genauer sondernd, hatte schon de Lamennais in seinen *troisièmes mélanges*, die im vorigen Jahre erschienen, zwei allgemeine Grundsätze angenommen: das Einheitsgesetz, das die Pflichten in sich begreift, welche die Menschen unter einander und mit Gott selbst begreift, und das Freiheitsgesetz, mittelst dessen die individuelle und gemeinschaftliche Ent-

Philosophie ist das Begreifen (comprehension); die Religion ist das Leben, die Seele²⁹⁾." —

Gewiß ist, so lange die katholische Kirche besteht, noch niemals eine seltzamere Rechenschaft von dem Uebertitte zu derselben abgelegt worden, als die vorstehende. Hr. v. E. hatte versprochen, in sein Gewissen hinauszutragen, um zu sagen, wie er sich als Christ behauptet habe in dem Laufe eines schon langen Lebens." — Statt dessen erzählt er uns, wie er seine Kindheit in wilder Unabhängigkeit und Träumereien zugebracht, wie er an heidnische Naturbeseelung geglaubt, wie er weder von Pietisten, noch von Rationalisten bekehrt, vielmehr bei seiner Confirmation nicht mehr, — eigentlich noch gar nicht — Christ gewesen, wie er dann sich der Rosenkrenzerei und Magie ergeben, und aus Verdruß über das Mißglücken der Todtenbeschwörungen beinahe sich das Leben genommen, dann für das heidnische Rom in Enthusiasmus gerathen, bis auf einmal ein politischer Gewaltstreich Napoleon's — ihn zum Katholicismus bekehrt!

Kaum aber hat er uns das übermäßig lakonische Bekenntniß abgelegt, daß er „durch die Politik“ — und zwar „aus Entrüstung“ — gläubig — geworden,“ so versichert er uns, daß das Studium der „profanen Philosophie“ ihn „immer mehr in seinen katholischen Ueberzeugungen befestigt,“ ohne jedoch über das „wie“ uns irgend eine Aufklärung zu geben. Was er uns dann zum Schluß über das Wesen der Philosophie und ihr Verhältniß zur Religion offenbart, ist so offenkundig und so durchaus un-katholisch, daß wir die Zeit für verloren achten müßten, die wir darauf verwenden möchten, es im Einzelnen hier nachzuweisen.

Hr. v. E. ist ein feingebildeter, geistreicher und sehr belesener Mann, was seine übrigen Schriften vielfach bezeugen. Aber seine Belehrungsgeschichte liefert, wie die des Herrn Grafen von Stolberg den neuen Beweis, daß poetische Anlagen, Geist und Belesenheit, selbst Reichthamkeit, nicht immer verbunden sind mit hellem Verstande, folgereichigem Denken und gründlichem Forschen, Erwägen und Urtheilen; wohl aber gepaart erscheinen können — mit Aberglauben, Oberflächlichkeit und vornehm ab-sprechendem Dünkel. —

weiterung bewirkt wird. Diesen beiden Gesetzen, meinte er, entsprächen die zwei Rechtskategorien: Gehorsam und Freiheit. G.

29) Wie die Philosophie einmal das Individuelle, das anderemal — das Begreifen sein soll, welches eine Function des Geistes als Allgemeines denkendes ist, — dieß ist selbst eine ebenso unbegreifliche, als — individuelle Philosophie. G.

Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung¹⁾.

Es sind, der gewöhnlichen Annahme zufolge, jetzt gerade achtzehn Jahrhunderte, daß die „Einmütigkeit“ der ersten Christen, die in den ersten Jahren „alle Dinge gemein hatten“ (Ap. Gesch. 2, 44.), dadurch zum erstenmale gestört wurde, daß die Wittwen der griechisch-jüdischen Christen „übersehen wurden in der täglichen Handreichung,“ bei welcher man nur auf die Wittwen der hebräisch-jüdischen Christen Bedacht nahm. (Ap. Gesch. 6, 1.) „Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen“ (2.) und ihre „Rede gefiel der ganzen Menge wohl“ (5.), und die Jünger „erwählten“ Diakonen und „stellten sie vor die Apostel und traten und legten die Hände auf sie,“ und „die Zahl der Jünger mehrte sich sehr zu Jerusalem.“ (5—7.) Vierzehn Jahrhunderte später wurde zu Basel zum letztenmale der vergebliche Versuch gemacht, die Einigkeit zwischen den päpstlich- und den episkopalisch-gefinnten römischen, und zu Florenz die Einigkeit zwischen den römisch- und den griechisch-katholischen Christen wiederherzustellen! — In demselben Jahre aber, in welchem, nun vor gerade vierhundert Jahren, die Basler Synode mit dem Papste zerfiel, und drei Jahre vor der dritten und entscheidenden Spaltung der Christenheit in Päpstlich- und Griechisch-Katholische — wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und hiermit „die Menge der Jünger Christi“ zu einer wahrhaft allgemeinen Synode berufen, und diese Synode *ipso facto* — und wir dürfen hinzusetzen — *ipso jure divino* für alle Zukunft als permanent erklärt.

Es bedarf nun für unsere Leser gewiß keines Erweises, daß gerade der Buchdruck das zweckdienlichste Mittel gewesen, sowohl die allmähliche Verbreitung des historisch-gegebenen Christenthumes, als die Verbreitung seiner humanisirenden Lehren über das ganze Abendland einzuleiten und

¹⁾ Geschrieben im J. 1836.

zu befördern. Wie aber römische Welteroberung und griechische Weltphilosophie und die Weltsprachen beider Nationen erst das jüdische Christenthum zur Religion der alten und der damals neuen nordischen Welt sich verallgemeinern ließen, — zugleich jedoch Veranlassung gaben zurerspaltung der christlichen Kirche in morgen- und abendländische — und zur Zerspaltung in zahlreiche Secten, so hat der Buchdruck — im Vereine mit altrömischer Gesetzgebung und altgriechischer Philosophie, mit den unabstreitbar heilsamen, zunächst auch ähnlichen, theils wirklich, theils nur scheinbar nachtheiligen Folgewirkungen gehabt. Das Abendland hat sich erst in zwei Hälften, dann in viele Bruchtheile gespalten, und der oberirdischen Betrachtung bietet die gesammte Christenheit jetzt nur mehr das edrass traurige, als widerige Bild eines in Infusozien sich auflösenden Organismus dar.

Indessen genügt die von Jedem leicht anzustellende Vergleichung zwischen dem Gesamtzustande der christlichen Völker im neunzehnten Jahrhundert mit dem derselben Völker zu Anfange des fünfzehnten, ja selbst noch des vierzehnten Jahrhunderts, um sich zu überzeugen, daß dieselben seit Erfindung, und vollends seit der Emancipation des Buchdrucks Riesenschritte in der Bildung zur Humanität gethan haben, welche denen in den vier ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung in jeder Beziehung zum Wenigsten gleichzustellen sind.

Allerdings ist die uranfängliche „Einnüchtheit“ nicht mehr in der Weise vorhanden, daß „Alle Alles gemein haben.“ Aber worin bestand die erste Einnüchtheit, und wie lange währte sie? Ueber ungleiche Vertheilung der Unterstügungen wurde schon in den ersten Jahren Klage geführt. Was aber die Lehre betrifft, so bietet die Apostelgeschichte uns nur wenige Glaubenspunkte dar, über welche die Jüdisse sich einverstanden zeigten, wie etwa die, daß der Gott Abraham's, Isaa's und Jakob's³⁾ einen „Propheten erweckt“ aus dem Volke Israels, der, obgleich „ein Mann von Gott,“ „durch welchen Gott Wunder und Zeichen gethan,“ dennoch gekreuzigt⁴⁾, dann aber von Gott auferweckt worden⁵⁾, und nach seiner Auferstehung den heiligen Geist von Gott empfangen und über die Gläubigen ausgegossen⁶⁾, und — wegen dieser Auferstehung

3) Ap. Gesch. 3, 13, 13, 17, 22, 14, 24, 14.

4) Ebendaf. 2, 22, 3, 22, 7, 37, 10, 38, 13, 23.

5) Ebendaf. 1, 3, 8, 22, 2, 33, 3, 13, 15, 26, 4, 10, 5, 30, 10, 40 f. 13, 30 ff. 17, 3, 31.

6) Ebendaf. 1, 4, 5, 8, 2, 4, 10 ff. 24, 32, 36 f. 4, 31, 33, 5, 32, 10, 44.

hung und Ausgießung — als der, von den Israeliten erwartete Messias (Christ) anzuerkennen sei⁶⁾, der wiederkommen würde vom Himmel⁷⁾, um das Reich Israel, als das Reich des Himmels, wieder aufzurichten⁸⁾. — Ob aber das „Evangelium vom Herrn Jesu“ auch anderen Völkern, oder nur den Juden zu predigen, ob das mosaische Disciplinar- und Eultusgesetz beizubehalten sei oder nicht, über dies und gar manches Andere war zunächst kein Einverständnis vorhanden.

Wenn nun im Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten das Anfangs so unscheinbare Senfkorn zu einem mehrere hundert Mill. überschattenden Baume sich ausgebreitet, dann muß die Forderung einer unbedingten Glaubenseinigkeit für eine solche Jüngerschaft ebenso unsatzhaft erscheinen, als die einer unbeschränkten Gütergemeinschaft; und es kann dann nur mit hoher Freude erkannt werden, daß, bei so unendlich mannigfaltiger Entwicklung der Individualitäten, sich doch ein solches Reichthum von Gemeingültigem herauszergengt habe, wie bisher noch nie vorhanden war.

Soll andererseits nach dem ursprünglich aufgestellten Musterbilde noch immer, bei sich erhebendem „Rurmein,“ oder vollends bei ausbrechendem „nicht geringem Ranke“ (Apg. 6, 1. 15, 2.) „die Menge der Jünger zusammenberufen,“ und Etwas beschlossen werden als „gut dünkend den Worten Gottes und den Aposteln, sammt der ganzen Gemeinde“ (Apg. 15, 22.), — wie kann dies, nach so weiter Ausbreitung der Gemeinde, zunächst anders zu Stande kommen, als mittelst des, durch den Buchdruck eröffneten allgemeinen und permanenten Conciliums? Ist aber die Einstimmung nothwendig, ist der Fortbestand dieser wahrhaft ökumenischen Synode eine — aller Willkür schlechthin entzogene — Thatsache, — muß man da nicht auch die Schattenseite bilden, die auch hier das aufgehende Licht begleitet? Darf man Klage führen, wenn Erdbeben dem Frühlinge, wenn Tod der Wiebergeburt, wenn Ausbrüche verborgener Differenzen der Ausgleichung und Versöhnung vorangehen? Oder soll man den transitorischen Untergang des schönen Griechenthums und des großartigen Römerthums im Mittelalter beklagen, obgleich er theils Bedingung, theils Folgewirkung des Christenthums gewesen? Soll man den Zerfall der mittelalterlichen Dome bejammern, obgleich, was zuerst Blüthe des Christbaumes gewesen, später zur harten,

6) Ap. Gesch. 2, 36. 10, 42. 13, 38 f. 17, 3. 18, 28.

7) Aend. 1, 11. 3, 20 f. 17, 31. 24, 25.

8) Aend. 1, 3. 2, 21. 3, 23. 4, 12. 10, 43. 19, 8.

bornigen Kapsel, zur schützenden Burg des in ihr ruhenden, zuletzt zum Kerker, zum Sarge des gereiften Saamens geworden!

Daß die römisch-katholische Kirche, ihres Widerstandes gegen den Geist der Reformation ungeachtet, dennoch von manchen Krankheitskräften durch denselben geheilt worden, wird jetzt selbst von Apologeten jener Kirche zugestanden. Und dennoch wird selbst von ihnen noch immer die Behauptung wiederholt, jener Geist „treibe die Teufel aus durch der Teufel Obersten!“ — Daß die Nationen, bei welchen es den geistlichen und weltlichen Gewaltthätern gelungen, die Reformation zu ersticken in den Flammen der Scheiterhaufen und in Strömen von Blut und von Aethern von hunderttausenden Verbannten und Gemordeten, — daß diese Nationen früher oder später ärger als Barbaren gegen ihre Geistlichen gewüthet und die unerhörtesten Schandthaten verübt, dieß kann auch das blindeste Auge in den Geschichten der neueren Zeiten lesen; und dennoch wird von Häuptern der römisch-katholischen Kirche gegen jeden Reformationsversuch an die alten, unterdrückenden Disciplinargesetze erinnert! — Daß endlich nur die germanischen Volksstämme, in denen das Grundprincip der Reformation, — das Recht der freien Prüfung, — zu seiner Zeit anerkannt worden, auch alle übrige Nationen in humaner Bildung überlegen, dieß wird zum wenigsten in Deutschland nicht mit Erfolg widersprochen werden können; und doch ist gerade jenes Prüfungsrecht die Wurzel, aus welcher zunächst die große Meinungsverschiedenheit entspringt, die jetzt fast unglaublicherweise von Vorstehern reformirter Glaubensgenossenschaften als ein entsetzliches Unglück beklagt wird!

So sehen wir den Geist der neuen Zeit noch auf vielfältige Weise verkannt, und wenn wir den nächsten Gründen dieser Verkenntung nachforschen, so zeigt sich uns, daß sie hervorgeht theils aus Unkenntniß der, allem Werden einwohnenden Entwicklungsgesetze, theils aus Nichtbeachtung des allem Endlichen eigenthümlichen Wesens, wonach alles Dasein und Leben bedingt ist durch den Wechsel von Beschränkung und Einschränkung, von denen jede die andere hervorruft.

Dieses Wesen und jene Gesetze zu erkennen, zu erweisen und die Einsicht in dieselben zu einem Gemeingute der Intelligenzen zu erheben, ist eine der wichtigsten, — wenn nicht die wichtigste aller Aufgaben für die gegenwärtige Zeit. Zu ihrer Lösung aber anzuregen, ist wohl Nichts wirksamer, als sich die Mannigfaltigkeit der Meinungen zu vergegenwärtigen, die sich auf verschiedenartigen Entwicklungsstufen gebildet und, das Recht verläugnend, kraft desselben nicht nur sie, sondern auch die übrigen in das Dasein getreten, — Alleingültigkeit für sich in Anspruch zu nehmen sich vermessen.

Einen Beitrag zu solcher Uebersicht zu geben, sind auch die nachfolgenden Mittheilungen bestimmt, die uns geeignet scheinen, zum Nachdenken aufzufordern sowohl über die Vielspaltigkeit der Gegenwart selbst, als über deren Unterschied von jener „Einmüthigkeit,“ von welcher die Christenheit nun gerade vor achtzehn Jahrhunderten ausgegangen ist.

Wir beginnen mit Angabe des wesentlichen Inhaltes eines päpstlichen Rundschreibens, welches die Hauptmomente der römisch-katholischen Kirchenverfassung darlegt, wie sie schon vor fast vierzehn Jahrhunderten von Leo d. Gr. festgestellt worden, und sich durch ihre vollständige Consequenz bis auf den heutigen Tag, wenn auch jetzt nur noch bei Wenigen, und selbst bei diesen nur mehr als Theorie, vollständig zu behaupten vermocht hat.

1. In der Encyclica, welche der jetzt regierende Papst, Gregor XVI., unterm 17. Mai 1836 an die Bischöfe, Capitel, Pfarrer und den übrigen Clerus der Schweiz erlassen, bemerkt er zuvörderst, daß er, zu Folge des ihm von Gott ertheilten Amtes, besonders dahin seine Sorge und seine Gedanken hinzuwenden habe, „wo das ewige Heil der Schafe und die katholische Religion selbst Gefahr zu laufen scheint.“ Es sei dies namentlich in der Schweiz der Fall; ganz besonders aber veranlasse ihn zu dieser Klage die im Januar v. J. zu Baden, im Canton Aargau, gehaltene Conferenz und die zu Frauenfeld im Druck erschienene Sammlung ihrer Beschlüsse, welche, „der Lehre und Disciplin der katholischen Kirche zuwiderlaufend, und offenbar zum Verderben der Seelen dienend, auf keine Weise gebuldet werden könnten.“

Sofort stellt dann Sr. Heil. die Hauptsätze des Kirchenwesens auf, welches durch jene Beschlüsse gefährdet sei. Diese rein katholischen Lehrsätze sind im Wesentlichen und in wortgetreuer Uebersetzung folgende:

- 1) „Die Kirche hat aus göttlicher Institution die Gewalt nicht nur des Magisteriums, damit sie die Sachen des Glaubens und der Sitten lehre und bestimme, und die heiligen Schriften ohne Gefahr des Irrthumes erkläre, — sondern auch des Regiments (regimini), damit sie die einmal in ihren Schoß aufgenommenen Söhne in der überlieferten Lehre erhalte und bestärke, — Gesetze erlasse über Alles, was zum Heile der Seelen, zur Ausübung des heiligen Amtes und zum Gottesdienste gehört.“
- 2) „Diese Lehr- und Befehl-Gewalt gehört aber in dem, was hinsichtlich der Religion von Christus seiner Braut übertragen worden, nicht nur in der Art den Hirten und Vorstehern derselben zu eigen, daß es auf

freierlei Weise (*nullo pacto*) den Angelegenheiten des bürgerlichen Gemeinweseus zuweilen kann; sondern auch so, daß sie gänzlich frei und auf keine Weise irgend einer weltlichen Herrschaft unterworfen (*obnoxia*) ist; — wie denn auch „die Apostel, nicht in Folge der Einkommung (*en placito*) der laikalischen Gewalt, sondern sogar gegen deren Willen (*en invita*) das Evangelium verkündigt, die Kirche ausgebreitet und die Disciplin festgesetzt haben.“

3) „Diese (Lehrsätze) sind fest, unerschütterlich (*immobilia*), und auf der Uebertretung und der Anticirde der alten Väter, so viel deren waren, beruhend. Denn, „mische dich ja nicht in geistliche Angelegenheiten, schrieb Cyprian, Bischof von Carthago, an den Kaiser Constantin u. s. w.“ — „Auch müssen es die christlichen Fürsten, und waren stolz, es öffentlich zu bekennen, wie z. B. Kaiser Basilius in der achten Synode,“ — der von den Vätern sagte, daß ihnen „auf keine Weise über kirchliche Dinge das Wort zu nehmen erlaubt sei; welche Dinge zu verurtheilen und zu untersuchen den Patriarchen, Bischöfen und Priestern zustehe, die das Amt der Herrschaft empfangen, welche die Macht zu heiligen, zu binden und zu lösen haben, und denen die kirchlichen und himmlischen Schlüssel zu Theil geworden seien.“ . . . —

Von diesen Grundprincipien aus werden sofort die Badener Concilbeschlüsse in allen Punkten verworfen, in welchen der weltlichen Gewalt irgend ein Recht, in irgend eine kirchliche Angelegenheit sich einzumischen, zuerkannt wird. Die Unzulässigkeit solcher Einmischung findet am augenfälligsten in Betreff der Sacramente statt, wie denn Papst Gelasius an Kaiser Anastasius geschrieben: „Du weißt es, daß, obgleich du durch deine Würde dem menschlichen Geschlechte vorgefetzt bist, du doch den Vorgesetzten der göttlichen Dinge frommgeläubig den Nacken zu beugen und bei ihnen die Ursachen (*causas*) deines Heiles zu suchen hast.“ . . . Vollends geduldet (*portenti loco*) seien jene Badener Beschlüsse darin, daß sie der weltlichen Macht Einwirkung hinsichtlich der gemischten Ehen einräumen, was „der katholischen Wahrheit und der kirchlichen Lehre offenbarlich zuwiderlaufe; da selbst diese Ehen — theils wegen der schändlichen (*flagitiosum*) Gemeinschaft in heiligen Dingen, theils wegen schwerer Gefahr der Perversion des katholischen Bekenntnisses und der verderblichen Erziehung der erzielten Kinder — stets verabscheut und immer verboten habe.“ —

Nach diesen Zurückweisungen geht Se. Heil. über zur näheren Bestimmung jener, über alle weltliche erhabenen kirchlichen Gewalt, und wiederholt nun die bekannten Lehren:

1) die geistliche Gewalt der Kirche ist „von Christus einge-
setzt zum Besten der Einheit;

2) „damit diese Einheit statfinde, muß Einer der ganzen Kirche
vorgesetzt sein, der selbe behütet und bewahrt, und alle Glieder dieser
Kirche durch Ein Glaubensbekenntniß verbindet;

3) „damit keine Veranlassung zur Spaltung sei, muß dem sichtbar-
en Körper ein sichtbares Haupt vorgesetzt sein.

4) „Obgleich daher allen Bischöfen, welche der heil. Geist zur Re-
gierung der Kirche Gottes eingesetzt hat, eine gemeinsame Würde, und in
dem, was den Ordo betrifft, eine gemeinsame Gewalt zusteht,“ — „so
hat doch Christus nur dem einzigen Petrus die Schlüssel des Himmel-
reiches verheißen und das Amt, die Schafe und Lämmer zu weiden und zu
berufen übertragen, und wollte, daß zum Besten seiner bis zur Vollen-
dung der Weltzeit (saeculi) ausdauernden Kirche dies den Nachfolgern
Petri zustehe.“

5) „Immer war es aller Katholiken einhelliger und fester Grund-
satz, es sei ein Glaubenssatz (sacri dogma), daß dem römischen
Bischof, des heil. Apostelfürsten Petrus Nachfolger in der gesammten
Kirche der Primat nicht allein der Ehre, sondern auch der Autorität
und Gerichtsbarkeit zustehe; daher ihm auch die Bischöfe unter-
worfen (subjectus) seien.“

6) „Daher auch muß dem heil. Stuhle Petri, nämlich der römi-
schen Kirche, nach des heil. Leo's Ausspruch, die Kirche auf der gan-
zen Erde nothwendig sich anschließen, und als zum Mittelpunkte der ka-
tholischen Einheit und der kirchlichen Gemeinschaft concurriren, so
daß des göttlichen Geheimnisses verlustig geht, wer von des heil. Petrus
Festigkeit abweicht.“ — Wie denn ebenso wohl der h. Hieronymus
bemerkt; „wer außerhalb dieses Hauses das Lamm ist, der ist Gott
fremd (prostranus), und — wer in dieser Arche Noth sich nicht befindet,
wird bei der Sündfluth zu Grunde gehen (peribit)“, — „und wie, wer
mit Christo, so wer mit seinem Stellvertreter nicht sammelt, der zerstreut
durchaus.“

7) „Es sammelt aber nicht mit Christi Stellvertreter, wer dessen
heil. Autorität gefährdet und dessen Rechte verletzt, die derselbe deshalb
besitzt, weil er das Haupt der Kirche und der Mittelpunkt der Einheit ist,
weil ihm der Primat des Ordens (ordinis) und der Gerichtsbarkeit zusteht,
und weil er die volle, ihm göttlich überlieferte Gewalt hat, die allgemeine
Kirche zu weiden, zu regieren und zu bewahren.“

„Welcher Verletzung, fährt Se. Heil. fort, hat man in der Baden-
schen Conferenz sich verzwogen,“ gegen deren Beschlüsse dann unter Ande-

rem auf die bekannte *Constitutio „Auctorem habet“* (von Pius VI. d. d. 28. August 1794) verlesen wird.

Nachdem auf diese Weise das hierarchische System der römisch-katholischen Kirche in Erinnerung gebracht und Kraft desselben demnachst die Badener Conferenzbeschlüsse verworfen worden, bricht Se. Heil. in die Klage aus, daß „die katholische Kirche in diesen allererlebenssten Zeiten beinahe überall von zahllosen Uebeln bedrückt werde,“ — und ruft nun dem schweizerischen Clerus zu: „Euch gebührt es vor Allem, wie eine Mauer daustehen, auf daß kein anderer Grund gelegt werde, als der bereits gelegt ist, und die allerheiligste Hinterlage des Glaubens unverletzt zu erhalten und zu beschützen.“ . . . „Aber noch eine andere Hinterlage, fügt Se. Heil. hinzu, gibt es, welche Ihr kräftigst vertheidigen und unverseht bewahren müßet, nämlich die der heil. Gesetze der Kirche, durch welche sie ihre Disciplin festgesetzt, sowie die — ihrer und dieses apostolischen Stuhles — Rechte, mittelst welcher die Braut Christi wie eine furchtbare (terribilis) Schlachtordnung sich erhebt.“ . . . Darum sollen nun Alle „das Schwert des Geistes, welches das Wort Gottes ist, ziehen;“ darum „Alle zusammenwickeln, damit das gläubige Volk durchaus frei bleibe von aller Anfechtung der eindringenden Uebel und von aller Gefahr der Verwirrung. . . . Arbeiten sollen sie Alle, daß Alle der Macht und Autorität der Kirche immerdar unterthan seien, und daß sie dem (römischen) Lehrstuhle (*cathedrae*), den der Eiferer aufgerichtet als eiserne Säule und als ehrene Mauer wider die Feinde der Religion, von Tag zu Tag stets fester anhängen und ihm vereinbart werden.“

Dieses Rundschreiben, übereinstimmend mit den früheren Erlassen des jetztlebenden Papstes, macht die Behauptungen aller jener deutschen und französischen Neologen zu Schanden, welche von einer allmählichen Umgestaltung des römisch-katholischen Kirchenregimentes träumen, und ihre Träume der leichtgläubigen Welt als Wahrheit darzubieten so vermögen oder so hoffen sind. Das Oberhaupt der Kirche erklärt ausdrücklich, daß nicht nur die Hinterlage des Glaubens, sondern auch die der Disciplin an sich und der kirchlichen und päpstlichen Rechte unverseht zu behaupten sei. Was aber unter dem Disciplinargesetz zu verstehen, gibt Jedem, der nur lesen kann und lesen will, schon gleich die *Constitutio „Auctorem habet“*, auf welche Se. Heil. sich beruft, zu erkennen. Hier, heißt es nämlich unter Anderem: „die Behauptung, es sei ein Mißbrauch der kirchlichen Autorität, wenn man sie über die Grenzen der Lehre auf das Äußerste ausdehnt, und das durch Gewalt erzwängt, was von der Ueberzeugung abhängt, und ferner, daß es gar nicht in ihrem Bereich gehöre, durch äußere Gewalt Unterwerfung gegen ihre Decrete zu fordern, ist keizerlich, — insofern dieser Satz beabsichtigt, daß

die Kirche nicht von Gott die Macht habe, — auch durch Awaqa's scharfe und heilsame Strafen die Widerspenstigen zum Gehorsame zu nöthigen“⁹⁾). Was andererseits unter den kirchlichen und päpstlichen Rechten zu verstehen, davon haben noch die päpstlichen Protestationen gegen den westphälischen Frieden, gegen die Erklärung der galikanischen Gesellschenschaft von 1682 und gegen die Wiener Beschlüsse im Betreff der Kirchengüter und der Berechtigung der anderen Confassioenen satissam zu erkennen gegeben.

Wie es indessen leicht einzusehen ist, daß das von dem jetztlebenden Papste in Erinnerung gebrachte System durchaus identisch mit dem sogenannten mittelalterlichen, und daß es in sich selbst so fehlerhaftig ist, daß nicht die mindeste Veränderung darin vorgenommen werden kann, ohne den Bestand des ganzen Gebäudes zu gefährden, — so muß sich auch jedem unverblendeten Beobachter die Bemerkung ausdrängen, daß dieses System nirgends, selbst in Rom nicht, seine volle Geltung mehr habe, da, um nur des letzteren zu erwähnen, der Papst sonst auf keine Weise den Protestanten eine Capelle in seiner Residenzstadt hätte einräumen und hierdurch die römischen Rechtsläubigen, — wenn es deren noch gibt, — „der Gefahr der Ansteckung“ hätte aussetzen können, tausend anderer Thatsachen zu geschweigen, durch welche in der neueren Zeit die päpstliche Praxis sich immer tiefer in Widersprüche mit der päpstlichen Theorie verwickelt hat.

Wenn nun auch — unseres Wissens — keine einzige zur römisch-katholischen Kirche sich bekennende Regierung die Disciplinargesetze und Rechte dieser Kirche und ihres Oberhauptes jetzt noch vollständig anerkennt und in Ausführung bringt, so finden sich doch noch, wenn auch selten, einzelne Bischöfe, welche sich zur päpstlichen Theorie zu bekennen scheinen, und — der großen Seltenheit halber — mag hier eines, solche Einmüthigkeit andeutenden Actenstückes Erwähnung geschehen.

II. Unter'm 19 Juni v. J. schrieb General Gotsowin, General-director der Commission des öffentlichen Unterrichtes und der Culte in Polen, an den Bischof von Pöblachien, Namens Gulikowski, um ihm sein Bestreben darüber zu äußern, daß derselbe, dem Regierungsbefehle zufolge, das Verbot, gemischte Ehen einzuführen, erneuert, und in seinem Hirtenbriefe vom 14. Mai v. J. die Stelle des heil. Chrysostomus angeführt, worin es heiße: „Wenn Ihe hören werdet: ...gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ dann wendet diesen Grundsatz nur auf dasjenige an, was der Frömmigkeit und der Religion keinen Eintrag thut;

9) G. Hefenschmidt's Bull. II. 579.

denn Alles, was dem Glauben und der Tugend zuwider, ist ein nicht dem Kaiser, sondern dem Satan entrichteter Tribut.“ — Der General erklärt dann, daß „die Regierung sich in solchem Falle unternommen hätte, auf nachdrücklichere Weise einzuschreiten (seoir), um künftig die Bekanntmachung ähnlicher Hirtenbriefe in der Diocese von Pobiadzien zu verhindern.“

Hierauf erwiderte ihm der Bischof unterm 28. Juni v. J.: „Ich habe nichts Anderes auf jene Punkte zur Antwort zu geben, als der Regierung amtlich (officiellement) zu erklären, daß die Fragen dieser Artung nicht zum Bereiche der weltlichen Gewalt gehören; daß das Vornehmen eines römisch-katholischen Bischofes in dieser Beziehung in gar Nichts von der weltlichen Macht abhängig sei; daß nicht der Bischof sich revoltirte, sondern die Regierung, welche offenbar gegen die Privilegien, Verordnungen und die Unabhängigkeit der Kirche handelte, welcher allein unter allen Kirchen der Herr des Universums das Vorrecht gewährt, allmächtig (tout-puissant) auf der Erde zu sein.“ — „Die Regierung, heißt es weiter, kann sich nicht dadurch vertheidigen, daß sie sagt, ihre Verordnungen würden in anderen Diocesen des Königreichs vollzogen; denn wenn auch die Zahl der Hirten dieser Diocesen der aller Bischöfe des alten und gläubigen (fidèle) Potens gleich wäre, so würde dies doch nur wie ein einzelner Strom neben einem ungeheuren Meere sein im Verhältnisse zu der allgemeinen römisch-katholischen Kirche, deren Verordnungen ich mich treulichst zu fügen das Glück habe.“

In Betreff der im Hirtenbriefe angeführten Stelle des Chrysostomus bemerkt Herr Gulkowski: „dieselbe habe keinen anderen Zweck, als den, welchen Gregor XVI. gehabt, als er unterm 9. Juni 1832 an die polnischen Bischöfe sein, auf Befehl der polnischen Regierung in die Zeitungen eingerücktes Rundschreiben erlassen, worin er sagte: „Es ist nur in dem Falle der Noth (pouvoir) ungeheuerlich zu sein (de dévouer) erlaubt, wenn sie Etwas fordern sollte, was dem Befehle Gottes oder dem der Kirche zuwider wäre.“ Ihr in diesem Falle gehorchen, ist also nicht — ihr gehorchen, sondern dem Teufel einen Tribut entrichten.“ . . . Er schließt mit der Erklärung, daß „er eher alle Art von Verfolgung mit Ergebung zu ertragen hoffe, als daß er einen Schritt weit von seinen Pflichten als Hirten der Kirche abweiche“¹⁰⁾.

Gibt sich uns nun in diesem Schreiben ein Bischof zu erkennen, der bereit ist, das Auctorithum für seinen römisch-, d. h. päpstlich-katholischen Glauben zu übernehmen, und seiner Keckheit und seiner Glaubens-

10) In Orléans finden sich beide Schreiben in der Gaz. de France und im Univers religieux vom Februar 1836.

consequenz halber unsere Hochachtung in Anspruch nimmt, so müssen wir doch andererseits auch die Beschränktheit seiner Einsicht bemerken, die ihn behaupten läßt, daß wenn auch in anderen Diöcesen Potens die Bischöfe sich den Machtbefehlen der Regierung fügen, „dies doch nur einem einzelnen Strome zu vergleichen sein würde im Gegensatz zu dem weiten Meere, des kirchlichen Gehorsams in der allgemeinen Kirche.“ Ist es doch eine ungemene Leicht in Erfahrung zu bringende Thatsache, daß die immense Majorität der römisch-katholischen Bischöfe auf dem ganzen Erdenrunde, daß alle Bischöfe in Deutschland, Rußland, Ungarn, Böhmen, Scandinavien, Großbritannien, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal, in der Schweiz und im übergroßten Theile Italiens und Amerika's in der Ausübung ihrer oberhirtlichen Functionen auf vielfache Weise sich theils positive, theils negative Einwirkung der weltlichen Macht gefallen lassen! „Die gesetzgebende Gewalt, bemerkt Walter¹¹⁾, ist ein wesentlicher Bestandtheil der Kirchengewalt,“ und doch „hängt die verbindliche Kraft für die einzelnen Gläubigen von der Promulgation in der Diöcese ab, und dazu muß nach der alten Observanz fast aller Länder auch die weltliche Macht ihre Zustimmung ertheilen“¹²⁾. Wo hat ferner ein Bischof bis auf das Äußerste der Säkularisation der Klöster und der Kirchengüter und so manchen anderen Einschreitungen der weltlichen Macht sich widersetzt? Weßher aber die noch von Gregor XVI. ungelitten Befehle in Betreff der kirchlichen und näher — der päpstlichen Gewalt zu den „unerschütterlichen Glaubenslehren (idei dogm.) der römisch-katholischen Kirche,“ wo findet sich dann jetzt noch die wesentliche Glaubens-Einmüthigkeit zwischen den Mitgliedern dieser Kirche und dem Oberhaupte derselben, von welcher allein doch diese katholische Glaubensgenossenschaft ihren christlichen Eigennamen erhalten? —

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die ganze Stufenleiter zur Anschauung bringen, welche von dem absoluten Glauben des Papstes selbst an seinen ihm angeblich „von Gott verliehenen Primat der Ehre, Autorität und Gerichtsbareit,“ kraft dessen „die Bischöfe ihm unterworfen (subjecti) sind,“ — bis zu dem rationalistischen Bischofe von Straßburg und so manchen, die päpstliche Souveränität und Intoleranz verworfenden Oberbieten hinabreicht. Gesezt aber auch, alle Bischöfe hielten fest an dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, — wo ist die Regierung, die noch den Papst in seiner kirchengesetzlichen Nachvollkommenheit anerkennt; wo ist das Volk, welches sich demselben gläubig unterwirft?

11) Kirchenrechtl. 5te Auflage. S. 326.

12) Ebend. S. 327.

Mögen immerhin einzelne Oberhirten auf der päpstlichen Halbinsel und in der Schweiz ihre Schafe aufwiegen gegen die reformirenden Regierungen. — Mögen hier und dort einzelne päpstlich Rechtgläubige den verfassungsmäßigen Bürgereid verweigern, weil Gewissens-, Cultus- und Pressfreiheit unvereinbar sind mit römisch-katholischer Lehre, Disciplin und Verfassung. — mag immerhin der Verfasser der Curiosa im Weich'schen Katholiken die Toleranz perstificiren und den fanatischen Feuereifer eines Phinees und Samuel präconisiren¹³⁾, so ist doch Nichts gewisser, als die stätig und in mehr als geometrischer Progression zunehmende Meinungsverschiedenheit in der römisch-katholischen Kirche, welche Gregor XVI. noch jüngsthin¹⁴⁾ die Klage abgelehnt hat: „ach, wie unglücklich und Unseren Wünschen entgegengesetzt ist der Zustand der Zeiten! Denn die Uebel, welche gleich bei dem Anbeginne Unseres Pontifikates die Kirche heimgesucht hatten, finden Wir nicht nur in keiner Hinsicht vermindert, sondern auch dergestalt von Tag zu Tag vermehrt, daß sie Uns selbst inmitten der Glückwünschen den Schmerz, von dem Wir verzehrt werden, nicht einhalten lassen,“ weshalb denn die Cardinäle aufgefordert werden, „ihrer Gottesmutter in gemeinsamem Gebete mit Er. Heil. sich demüthig nahek, sie um ihre Hülfe anzusuchen in diesen Tranksalen der Kirche, damit durch sie, die Zerklüftung aller Aereien, die Meinungsapaltungen gehoben, die Wirren geschlichtet, Ruhe und Frieden zurückgeführt werden mögen, und dann die Tochter Sion ablege das schmutzige Trauergewand und anthue das Kleid der Freude.“

38.

Z e i t s i m m e n .

I. Universal-Kirchenzeitung.

„Es ist dringend Zeit,“ meint Herr Dr. Geiznach in der israelitischen Abtheilung der „Unparteiischen Universal-Kirchenzeitung“ (1837. No. 2), — „daß die Juden mit sich selbst über das, was der Talmud für sie ist und sein soll, in's Reine kommen.“ Er selbst

13) Februarheft 1836.

14) E. Allocution im geheimen Conßistorium am 1. Februar 1836.

aber scheint damit bereits völlig in's Reine gekommen zu sein; denn er stellt als Thesen auf: „es habe nie ein authentischer Codex des Talmud existirt; die Mischna und die Gemara seien unvollendete Werke“ u. s. w.

„Der Hauptgewinn der Strauß'schen Schrift,“ so versichert Herr Dr. Stephani in der protestantischen Abtheilung derselben Zeitung „bestehe darin, daß dadurch die protestantisch-theologische Welt sich genöthigt sehe, theils ihren Hieß dem zuzuwenden, was von der protestantischen Kirchenlehre allein vor dem Gerichtshofe historischer Kritik als ewige Wahrheit sicher gestellt werden kann; theils dem zu entlagen, was in der protest. Kirchengymnastik Zerzertes und Unheilbringendes noch aus früheren Zeiten stehen geblieben.“

Herr Dr. Staudenmaier aber behauptet in der katholischen Abtheilung (Neo. 1): „die Haupttendenz der Universal-Kirchenzeitung könne keine andere sein, als: die gegenseitige Theilung der Kirchen zu einander so zu begreifen, wie sie an sich und wie sie in der Gegenwart ist, mit unverwandtem Hinblick darauf, daß wir uns Alle innerlich nach einem kommenden tiefen Frieden sehnen.“

So tritt hier Dr. Creizenach den rabbinischen, talmudistischen Israeliten, Dr. Stephani den streng Schrift- und Symbolgläubigen, Dr. Staudenmaier den flarren Kirchengläubigen entgegen. Zugleich protestirt in einer Anmerkung der Spezialredakteur der protestantischen Abtheilung, Dr. Richter, gegen eine Behauptung des Dr. Stephani, und der kathol. Generaldirektor der Zeitung, Dr. Höninghaus, gegen mehrere Behauptungen des Dr. Staudenmaier. Das in Neo. 2 mitgetheilte Fragment eines Briefes des Königs von Griechenland belobt aber das Unterenehmen des Herausgebers, als hinarbeitend auf „die Eintracht der Völker.“

II. Bischof Neander.

Wie erfahren durch die Rede, welche Dr. Neander, Bischof der evangel. Kirche, k. wickl. Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Predt zu St. Petri, auch Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klasse mit Eichenlaub, am 22. August 1837 im Rittersaale des königl. Schlosses zu Berlin, bei der Feier des Krönungs- und Lebensfestes, gehalten, — nicht nur, was schon oft gesagt worden: „daß es die Bestimmung des Christenthums sei, das ganze Leben mit seiner heiligen Kraft zu durchdringen,“ sondern auch, daß diese Wahrheit „unserm Zeitalter um so nachdrücklicher vorgehalten werden

müsse, je mehr es im Begriffe sei, sich von der Anerkennung derselben zu entbinden."

III. Döllinger's akademische Jeremiade.

Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München am 25. August 1837 zur Feier des Geburts- und Namensfestes des Königs von Bayern — wurde von Herrn Dr. Döllinger mit einer Rede eröffnet, die, mit Bezug auf Guizot's Klagen, sich ebenwohl in sehr — bittere Klagen ergoß. So meinte Hr. Döllinger, „daß — alles und jedes Wissen verknüpfende Band sei gelöst und die einzelnen Zweige der Wissenschaften seien zerissen!... Aber schlimmer noch als die Spaltung der individuellen Gesinnungen, als das zerreißen der Herzen der Gemüther nach jenem, was keinen Bestand hätte noch haben könnte, sei die allgemeine Verbreitung eines eigenthümlichen antihistorischen Sinnes... welcher auch unserer Literatur ihren Charakter einhauche. So hätten wir jetzt statt großer umfassender Werke — rhapsodische Auszüge ohne festen Ausgang und sicheres Ziel... Die Schulen der Gelehrsamkeit — seien dem heintlichen Sekteneiße und selbst der Redlichkeit individueller Beschränktheiten gewichen... Nicht so gar selten müsse ein wichtiger Einfall die Stelle gründlich erforschter Wahrheit vertreten... Das endlich sei der größte Fehler des wissenschaftlichen Treibens unserer Zeit, daß es zuviel vom Treibhause, zu wenig von gesetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freier Natur auf organische Weise emporstrebenden Stammes in und an sich habe.“ — Guttes und Unerfreuliches aus unserer Zeit wußte Hr. Döllinger blutwenig, — ein Heilmittel aber eben so wenig als die Ursache der allgemeinen Krankheit anzugeben. Die ganze Rede war für alles Andere, nur gerade nicht für eine Festsache zu halten.

IV. Friedrich Wilhelm I. von Preußen über Kirchenvereinigung.

In No. 6 der protestantischen Abtheilung der unparteiischen Universal-Kirchenzeitung v. 1837 wird erinnert an ein Schreiben Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen an einen Propst Wolf zu Friedrichsfelde, welcher der, von jenem Könige gebotenen Vereinigung der Lutherischen und Reformirten widerstrebte. In diesem Schreiben heißt es u. a.: „Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen

Religionen ist wahrlich ein Pfaffenargzink: . . . wenn man es examiniert, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken. Nur auf der Kugel da machen sie eine Sauce, eine saurere als die andere, Gott vergeih allen Pfaffen; denn die werden Rechenschaft geben müssen am Gerichte Gottes, daß sie die Schutragen aufwirgen, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. . . . Gott gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie ewig seine Gebote halten, und daß Gott möge zum A — I schicken alle die, welche Uneinigkeit verursachen."

V. Die drei Worte des verwirgten Propstes Hanstein.

Die protestantische Abtheilung der Univ.-Kirchen-Ztg. (v. 24. Septbr 1837) theilt drei merkwürdige, von Berlin aus datirte Briefe des verwirgten Propstes Hanstein mit. Im ersten (v. 30. Jan. 1817) an Dräseke klagt er: „hier bei uns will's gang so scheinen, als sollten Alle die Finsterniß, die Mystik, den blinden Glauben, den Buchstaben des Wortes, des lebendigen, mehr lieben, als das Licht. . .“ Im zweiten (auch v. 1817) klagt er: „es sei gar schwer über Festmaterien heilig und kräftig zu reden, ohne dem Geist der Zeit zu huldigen, der alles daran setzt, die Dogmatik der Väter (!) wieder in Gang und Glauben zu bringen, weil er nicht weiß, was er will“ . . . Im dritten (an Luthers Todestag), wünscht er klagend: „Ach! möchten alle einzelne und zerstreute Männer — ich meine die wahren und rechten, — sich die Hand bieten — um Eins zu sein, wie ein Mann, um zu halten, wie ein großer Pfeiler, den sinkenden Dom der protestantischen Kirche. Dann hätten sie leichtes Spiel gegen den Geist des Tages, der eigentlich ein Nachtgeist ist, aber eben darum ein gewaltiger. Doch, der Herr wird ihn in unsere Hand geben; ich meine in die Hand derer, die mit uns gleich denken, und mit uns drei hohe Worte haben, leuchtend, wie drei Sterne in der Dunkelheit der Welt: Christus — Luther — Bibel! Und diese drei sind Eins!“ —

Denkgläubig: biblische Kirche in Deutschland.

Am 3. Dezbr. 1837 ist zu Speier die Generalsynode der protestantisch-evangelisch-christlichen Kirche des bayerischen Rheinkreises eröffnet worden. Diese Kirche ist im J. 1818 durch die Union zwischen den dortigen Lutheranern und Calvinisten zu Stande gekommen, welche sich darüber einverstanden erklärt haben, daß es zum innersten Wesen des Protestantismus gehöre, stets auf der Bahn möglicher prüfter Wahrheit mit ungezügelter Glaubensfreiheit voranzuschreiten, und, bei aller Achtung für die allgemeinen Symbole und die besonderen symbolischen Bücher, doch keinen anderen Glaubensgrund und keine andere Lehnnorm anzuerkennen, als allein die h. Schrift. Der demnächst von der Generalsynode angenommene und vom Könige genehmigte Katechismus ist im Sinne des Denkgläubens, mit Umgehung aller supernaturalistischen Grundsätze durchgeführt. Für diese Principien haben gleich Anfangs 40,167 selbstständige Kreisbewohner, dagegen nur 539 sich ausgesprochen. Vor vier Jahren hat zwar ein Restaurationsversuch zu Gunsten des sog. Supernaturalismus begonnen, an deren Spitze der Consistorialrath Rust, früher Professor zu Erlangen, sich gestellt; sämtliche Diöcesansynoden haben sich aber dagegen erhoben und die ganze, am 3. Dezbr. eröffnete Generalsynode besteht aus Anhängern der Union. —

P r o p h e z e i h u n g e n .

Aus dem kürzlich erschienenen „Mémoire sur la faculté de prévision par I. P. F. Deleuze“ (nach dessen Tod herausgegeben von Mialle) entnehmen wir folgende Angaben:

In dem Dedikationschreiben vom 14. März 1547, in welchem Nostradamus sein *liber mirabilis* Heinrich II. gewidmet, kündigt derselbe an: der christlichen Kirche stehe eine Verfolgung bevor, größer als die afrikanische, „et durera ceste cy jusqu'à l'an 1792 que l'on cuidera estre une *renovation de siècle*“¹⁾. (Bekanntlich begann die Ära der französischen Republik am 22. September 1792).

Anton Ceuillard, sieur du pavillon, berichtet in seinen 1560 zu Paris gedruckten „Contredits“, zu seiner Zeit sei eine Prophezeiung in Umlauf gewesen, wonach die planetarische Welt, Emblem der politischen Welt, mit einer ungeheuren Revolution bedroht sei, die im J. 1789 beginnen würde, und deren Wirkung 25 Jahre später (also 1814) aufgehoben oder aufgehoben werde. — (S. 104).

Als Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob, kündigte eine Mäuerin, Namens Bernardina Kenzi, an, der Papst werde im nächstfolgenden September sterben, aber die Gläubigen würden dem Verstorbenen nicht, wie gewöhnlich, die Füße küssen, und seine Leiche nicht, wie es herkömmlich war, in der Peterskirche aufgestellt werden. Der Papst, als ihm diese Aussage bekannt geworden, ließ das Mädchen, das übrigens unbefehlten war, am 12. Mai 1774 gefänglich einziehen. Als die Schwestern zu ihr kamen, sagte sie: „Ganganelli leckert mich ein, aber Braschi wird mich freilassen.“ Ganganelli starb am 22. September 1774, und als er eben verschieden war, ging Bern. Kenzi, die im Kloster zu Montefiascone eingesperrt war, zur Superiorin und sagte ihr: „Sie können Ihren Untergebenen die heiligmäßigen Gebete für den h. Vater befehlen; er ist gestorben.“ Cardinal Braschi wurde am 10. October 75 als Pius VI. Papst — B. Kenzi bald darauf der Haft entlassen. — (S. 108).

1) Der Schluß ist hier weggelassen, der so heißt: „après commencer le peuple tomain de se redresser et de chasser quelques obscures ténèbres.“

In den periodischen Blättern des Jahres 1778 erschien ein Gedicht, welches Herrn de Lillie, einem Offizier des Regiments Champagne zugeschrieben wird. Von sämmtlichen in Erfüllung gegangenen Strophen heben wir nur folgende aus:

De même pas marcheront
Noblesse et rôtüre;
Les français retourneront
Au droit de nature;
Adieu parlements et lois,
Adieu ducs, princes et rois, . .

Puis, devenus vertueux,
Par philosophie,
Les français auront des dieux —
A leur fantaisie.
Nous reverrons un ognon,
A Jésus domer le pion ²⁾.

Plus de moines langoureux,
De plaintives nones;
Au lieu d'adresser aux cieux
Matines et nones;
Nous verrons ces malheureux
Danser, abjurant leurs vœux etc. etc. (S. 110 ff.)

Dreizehn Jahre vor dem Ausbruche der Revolution machten folgende Worte des Vater Beauregard, die er in der Notre-dame-Kirche in einer Predigt zur Gemeinde sprach, großes Aufsehen: „Oui, vos temples, seigneur, seront dépouillés et détruits, vos fêtes abolies, votre nom blasphémé, votre culte pros crit. Mais, qu'entends-je? grand Dieu! que vois-je? Aux saints cantiques que faisaient retentir les voûtes sacrées en votre honneur, succèdent des chants lubriques et profanes! et toi, divinité infame du paganisme, impudique Vénus! tu viens ici même prendre audacieusement la place du Dieu vivant, l'asseoir sur le trône du saint des saints, et recevoir l'encens coupable de tes nouveaux adorateurs.“ (S. 112.)

Aus Steinbecks „der Dichter ein Seher“ (S. 597) fügen wir noch hinzu, est, was Schiller 1794 ausgesprochen:

„Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in eine Art Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann er-

2) Im Kalender der Republik von 1793 vertritt u. a. auch die Zwiebel die Stelle eines Heiligen.

scheinen, er mag kommen, woher er will, der sich nicht zum Herrn von Frankreich, sondern auch von einem großen Theile Europa's machen wird;" — dann (von S. 592), was in einem Almanach von 1730 stehen soll (f. Alg. Btg. 1832, Nr. 317, S. 1268):

„Or François, écoutez,
Dans cent ans bien comptez,
Après trois jours de gloire
Vous aurez trois ans de déboire.“

wobei Dr. Steinbeck bemerkt, daß auch der letzte Theil dieser Weissagung in Erfüllung gegangen, indem erst seit 1834 die Unsicherheit in Frankreich ausbrach und der tiefgesunkene Wohlstand sich wieder zu heben begonnen. —

Zum Schlusse führen wir aus der, von Heinrich v. Suloz hinterlassenen, 1809 zu Philadelphia erschienenen Schrift: „*Nunc perminum est*“ — folgendes von Grégoire (Hist. des sect. relig. 1828, Vol. V. p. 104 ff.) Mitgebrachte an:

„*Les Français serviront de levain régénérateur. Ils seront les St. Jean-Baptiste du second avènement du seigneur, c. à d. du Christianisme. Ils prépareront le chemin sans le savoir. Les autres nations de l'Europe s'imaginent que les Français sont les plus corrompus; et c'est le contraire . . .*“ Von 1842 bis 1847 aber „werde man anfangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen.“

41.

Die drei Welttheile der nördlichen Hemisphäre.

Ein merkwürdiges Schauspiel bieten jetzt Asien, Europa und Nordamerika dar. In den Hauptstaaten des Orients, wozu jetzt noch Russland und die Türkei zu zählen sind, — ist geistliches und weltliches Regiment noch ungetrennt. In China herrscht der Kaiser als Sohn des Himmels, im Reiche der Osmanen der Großsultan als Nachfolger der Propheten, in Russland der Czar als das Oberhaupt der griechischen Kirche. In Indien ist der Daimine ein geborner Fürst, der Sudra unwiderbringlich ein Sklave. —

In Europa hingegen ist staatliches und künftliches Wesen einander getreten und durch Entwicklung des allgemeinen, menschlichen Rechts und der Wissenschaft in höherer Vermittlung begriffen.

Nordamerika endlich sehen wir in einem doppelten Widerspruch befangen. Die vereinigten Staaten haben das religiöse Leben sich selbst überlassen, während der Generalcongreß von Mexiko eine Verfassung decretirt hat, deren erster Artikel die Ausübung jedes anderen Aultus, als des römisch - apostolisch - katholischen verbietet. Im entschiedensten Widerspruch aber mit der streng hierarchisch - monarchischen Verfassung dieser Kirche will der 3te Art. der Mexik. Verfassung, daß die Form der Regierung republikanisch, repräsentativ und populär sei. — Ebenso hat der Congreß der Verein - Staaten, im Widerspruch mit den naturrechtlichen Grundlagen ihrer Selbstemanzipation, die Petition von Massachusetts für Abschaffung der Sklaverei mit 121 gegen 95 Stimmen verworfen, wonach für diese Staaten eben so gewiß eine Scheidung der nördlichen freisinnigen von den südlichen slavischen Provinzen voraussehen, wie für Mexiko noch eine Reihe convulsivischer Ausbrüche des Widerspruches zwischen seinen despotischen und republikanischen Elementen.

42.

Divinationen.

a.

Chinesische Messiashoffnung.

Dem Singapore - Chronicle zufolge heißt es im 29ten Hauptstück des Chung - yung, einem moralischen Buche, welches ein Enkel des Confucius (der im 6. Jahrh. v. C. lebte) geschrieben: „Der gute Fürst legt die Grundlage zu seinen Handlungen in sich selbst; er führt in die Mitte seines Volkes die Ehrfurcht vor seinem eignen Beispiele ein; er vervollkommenet sich ohne blindes Vorurtheil nach dem Beispiele der Gründer der drei ersten Dynastien; er bestimmt seine Handlungen unaufhörlich in Uebereinstimmung mit Himmel und Erde; er herrscht über die Seinen und findet keinen Grund zu Zweifel und Unruhe, in dem er zuversichtlich dem

heiligen Mann erwartet, der da kommen wird am Ende von Jahrhunderten.“

b.

Orientalische Präoccupationen.

„Ein immer lebhafteres Vorgefühl der Intervention des Christenthums zur Wiedergeburt der orientalischen Welt,“ schreibt ein französisches Blatt (im J. 1837) „ist seit langer Zeit im Morgenland verbreitet. Man lese nur die Reiseberichte des Herrn v. Lamartine, den Briefwechsel der Herren Michaud und Poujoulat. Die entlegensten Gegenden Afiens sind nicht frei von solchen Präoccupationen. In Merten der Asghanen und der Uebeln des K. K. des Volkhara schreibt Hier. Bunes folgende merkwürdige Zeilen: „Ich habe aus ihren Gesprächen erfahren, daß bei den Muselmännern ein Glaube herrscht an die Zerstörung ihrer Religion durch die Christen. Christus, sagen sie, lebt noch, während Mahomed todt ist.“ (Die Orientalen meinen nämlich, Judas sei durch ein Wunder mit der Gestalt Christi bekleidet und so von den Juden als der Gottmensche gekreuzigt worden). „Sie ziehen aber aus jenem Glauben die seltsame Schlussfolger: „wann J. Christ vom vierten Himmel herabgestiegen, dann wird die ganze Welt Musulman.“ Zu bemerken ist jedoch, daß Musulman, oder vielmehr Muslim (dessen Abwört jenes ist) zu sein, nur bedeutet, seinen Geist den Offenbarungen Gottes unterwerfen; Is lam aber bezeichnet die Volkziehung dieses Aktes.“ —

c.

Kairwan und eine mahomedanische Prophezeiung.

In der im Sommer 1837 erschienenen ersten Lufserung der Reise des evang. Mission. C. F. Ewald von Tunis nach Tripolis lesen wir S. 49 folgendes: „Nur eine Tagreise von Monastir liegt die sehr berühmte Stadt Kairwan, daselbst befindet sich das Grab eines Jünglings des Mahomed's, und die größte und schönste, mit 500 Ornamenten geschmückte Moschee der Verherrl. Dahin wallen die Pilger, denen es nach Mekka zu reisen nicht vergönnt ist. Die Sage behauptet: einst werde Mekka in die Hände der Christen fallen, und dann werde Kairwan der große Wallfahrtsort der Moslemin werden“... Der Ort wird für so heilig gehalten, daß kein Christ ohne ganz besondere Erlaubnis des Bey und dann nur unter Begleitung von mehreren Mameluken diese Stadt betreten darf... In der Kapelle, die über das Grab des Heiligen gebaut ist, wird Tag und Nacht der Koran gelesen.“

d.

Der ewige Christ.

„Der Messiasglaube, so schreibt ein Hr. M. D. in der protestant. Abthlg. der Universal-Kirchenztg. v. 7. Decbr. 1837, das verjüngende Princip des Judenthums ist erloschen, nachdem der wahre Messias erschienen. Es ergiebt seitdem den Juden mit ihrer Hoffnung auf den Messias, wie den Christen mit der auf seine Wiederkunft. Diese Hoffnung,“ (richtiger: Furcht) „befestete die ganze christliche Zeit. Nachdem aber das Mittelalter zu Ende gegangen, haben die Christen, so die neue Zeit nicht begreifen konnten, ihre Hoffnung ebenfalls von der Erde in den Himmel verlegt. Das verjüngende Princip des Christenthums ist ebenfalls erloschen, und es wird einen ewigen Christen“ (richtiger vielleicht: einen ewigen Katholiken) „geben, wie es einen ewigen Juden gab. Die große Hoffnung des Christenthums erscheint, nachdem Christus gesiegt, als entbehrliches Anhängel“ ...

e.

Neue Kirche.

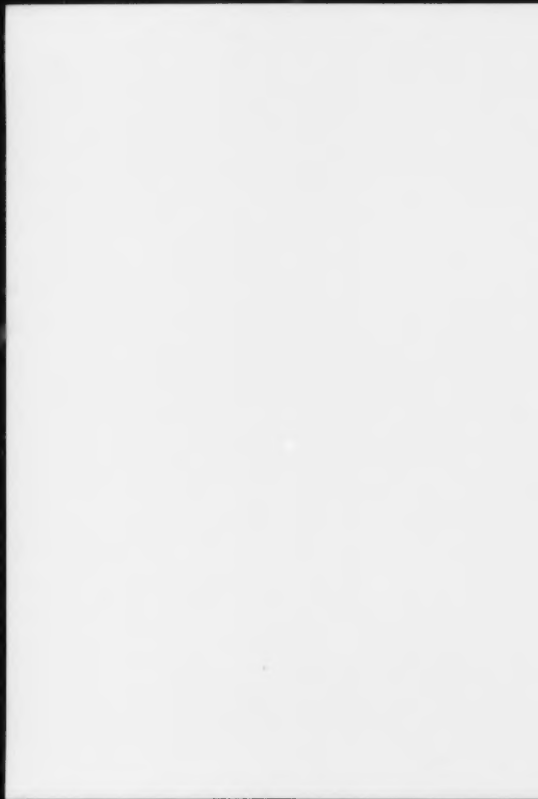
Jetzt, wo mit solcher Bitterkeit über kirchliche Verhältnisse gestritten wird, ist es erfreulich, von Männern, ausgezeichnet durch Einsicht, Erfahrung und berufliche Stellung, Äußerungen zu vernehmen, wie die nachfolgende, welche wir einem Aufsatze des Herrn Generalsuperintendenten Dr. A. G. Bretschneider in der Allg. Kirch. Ztg. (No. 14.) 1838 „über die Zukunft der evangelischen Kirche, besonders in Deutschland,“ — entnehmen. Hier heißt es: „Wir können und müssen hoffen, daß beide Kirchen, die katholische und die evangelische, immer mehr einander näher kommen werden. Nicht etwa, als ob je die eine Kirche die andere in sich aufnehmen könnte; — solche Erwartung wäre eitel; — sondern das wird immer mehr geschehen, daß beide Theile sich in christlicher Liebe vertragen lernen und endlich mehr und mehr in einem Dritten zusammen kommen werden, nämlich in der religiösen Wahrheit. Die Grundlage dazu ist in den beiden Kirchen in dem Christlichen, das ihnen gemein ist, enthalten. Diese4 Dritte, in welchem endlich beide Kirchen aufgehen dürften, ist aber weder die kath. Kirche mit ihren Tridentiner Beschlüssen, noch die evangelische mit ihren zahlreichen symbolischen Büchern, sondern eine neue Gestaltung, welche die göttliche Vorsehung durch den Geist der Wahrheit in's Leben führen wird.“ —

III.

Tabletten

zur

Völker- und Weltkunde.



Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1.

C h i n a.

a.

Das In-Schi.

In der am 6. Februar 1836 gehaltenen Sitzung der kónigl. asiatischen Gesellschaft zu London wurden „Bemerkungen des Rev. G. Gutzlaff zu Canton über ein berühmtes chinesisches Geschichtswerk, „Yih-She“ (In-Schi), welches unter Kana-hi (im 17. Jhdt.) in 50 Bänden erschienen,“ vorgelesen. Diesem Berichte zu Folge ist das In-Schi eine Sammlung der Aussprüche, Maximen und Meinungen der größten Weisen und Staatsmänner von China, von den ältesten Zeiten herab bis zur Chow (t Tscheu-) Dynastie (t im 12. Jhdt. v. C.) und mehr eine Gedanken- als eine Ereigniß-Geschichte. Folgendes ist eine Probe daraus: „Kwan-Tse, ein Philosoph und Staatsmann am Hofe des Tse, gebeten, die Beschaffenheit einer bürlichen Regierung anzugeben, antwortete: Wer wie ein Hirt seines Volkes handeln will, muß Verräthe sammeln zu gehöriger Zeit; denn, wenn ein Land reich an Gütern ist, strömen Fremde herbei und das Volk gewinnt sein Land lieb. Sind die Magazine voll, dann beobachtet man die Regeln des Anstandes (etiquette), und wohl versehen mit Nahrung und Bekleidung, achtet man auf seine Ehre und vermeidet Unanade. Ehren die Obern die Institutionen des Landes, dann sind die Verhältnisse aller Klassen untereinander fest begründet. Werden Gerechtigkeit, Recheidenheit und Anstand beobachtet, dann wird das kónigliche Gesetz zur Wirklichkeit. Wird der öffentliche Geist des Volkes gefördert, dann werden die Satzungen des Reiches beobachtet und das Criminalgesetzbuch kann eingeschränkt werden. Das Volk wird gelehrt und gehorsam, wenn die Verehrung der Götter eingeschleßt und befestigt wird.“

b.

Fo-kue-fi.

Aus Ampère's reichhaltigem Bericht über dieses Werk (v. Aug. 37) schöpfen wir folgende Angaben, die uns besonders beachtenswerth scheinen. Der chinesische Fo-Priester Fa-hian unternahm, im Jahre 499 unfr. Zeitrechnung, aus Glaubenseifer eine Reise durch die westlich von China gelegenen Länder, in denen damals der Buddha- (od. Fo-) Dienst in seiner Blüthe stand. Von ihm hat sich das Werk Fo-kue-ki, d. h. Beschreibung der Buddhist. Reiche erhalten, welches von Hrn. Abel-Remusat übersetzt, von ihm, und nach seinem Tod theilweis von J. Klaproth und von Hrn. Landresse mit Anmerkungen begleitet, von dem letzteren kürzlich herausgegeben worden ist. Fa-hian hat in 16 Jahren eine Strecke von ungefähr 3000 Meilen durchreist, indem er von Nordchina aus, seinen Weg durch die große Sandwüste der Tartarei nehmend, über Kaschmir nach Asabanskan und Persien, und von hier über Indien, Ceilon und Java zurück nach China gepilgert. Sein Reisebericht bringt manche neue Thatfachen. So ersieht man aus demselben, daß die Lehre Buddha's im IV. Jhdte. n. Chr. am rechten Ufer des Indus in Kaschirskan Wurzel gefaßt hatte. Im centralen Indien fand Fa-hian diese Lehre herrschend und blühend. Nicht minder merkwürdig ist, daß auch die Lehre der Tao-si's, bekanntlich eine kurz vor Aun-su-fo's entstandene Sekte der chinesischen Himmelsvernunft, — damals in Indien Aufnahme gefunden. Viel ist bei Fa-hian von Zerlehren die Rede, wie es denn schon zu Buddha's Zeiten 96 lehrerische Sekten gegeben haben soll! Eine Vergleichung indischer, chinesischer, cingalesischer, birmanischer, japanischer, tibetischer und mongolischer Sagen über den Ursprung des Buddhismus macht es höchst wahrscheinlich, daß Buddha um die Mitte des X. Jahrhunderts v. Chr. geboren. Fa-hian's Reisebericht bestätigt diese Annahme; auch erfahren wir durch ihn mit Bestimmtheit, daß die Wiege jener Religion und vermuthlich der Geburtsort des Stifters am Ganag zu suchen ist. — Der Sage nach war Buddha früher gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König (wie Jehovah). In dieser Götterfeligkeit aber überkam ihn die Sehnsucht, das Menschengeschlecht zu retten. Er selbst wählte sich die Mutter aus, die ihn gebären sollte, stieg herab und wurde unseres Gleichen, um uns zu erlösen, d. h. uns aus dem stürmischen Meere des Geburtenwechsels in den Sicherheitshafen ewiger Versunkenheit in Buddha zu befördern. Durch die wahre Lehre kann man

sich nämlich über alle irdischen Leiden und alle Wechsel des Daseins erheben, indem man alle Begierden unterdrückt, und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzenereinheit und hierdurch, — wie auch Seghi's und viele christliche Mystiker lebten, — zur Vergottung, zum Versunkensein in Gott gelangt. So abstrakt übrigens auch die Metaphysik oder reine Dogmatik des Buddhismus, so mannigfaltig und verworren ist seine Mythologie. Unsere Kunde von dieser letztern erhält durch Ka-hian's Reisebericht verzugweise vielfache Bereicherungen. — Alle Länder, wo der Buddhismus Wurzel geschlagen, haben sichtbare Spuren von der einstmaligen Anwesenheit des göttlichen Stifter und seiner Wunder aufzuweisen. Unter anderen zeigte man unserem Pilger den Ort, wo Buddha, auf der Flucht vor seinen Feinden, von einem armen Brahmanen (dessen Kasse bekanntlich die Buddhisten verfolgten) um einem Almosen angesprochen wurde, und, da er selbst, als Pilger, ganz ohne Mittel war, sich binden und dem Könige — seinem Feinde — ausliefern ließ, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfangen, als Almosen dienen könne! — Eine Menge anderer Handlungen, die von ihm erzählt werden, beweisen seine universelle Hingebung, seine unerschöpfliche Liebe zu allen Kreaturen, wie er u. a. sich von einer Tigertatze aufressen läßt, um sie vom Hungertode zu retten! Daher athmet auch die Buddhistische Moral zarte Schonung, die sich auf alle Geschöpfe erstreckt. Durch den Einfluß dieses Religionsystems wurde zu Attila's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Afghanen hausen — die Todesstrafe abgeschafft, und Ka-hian berichtet, daß in der Buddhist. Stadt Magadha öffentliche Hospitäler waren, wo „man die Armen, Waisen und Krüppel mit allem versorgte, was sie bedürften, und wo die Kranken unentgeltlich behandelt und gepflegt wurden.“ — Das hier Angeführte wird hinreichen, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches einen reichen Beitrag liefert zur Kunde des Buddhismus und seiner Geschichte, einer Religion, welche noch gegenwärtig mehr Bekenner zählt, als Mahomed, Christus und Moses. —

c.

Chinesische Tabletten.

Der verstorbene Bischof von Capsa, Hr. Bruquière, zum apostolischen Vikar und zum Vorsteher der katholischen Mission in Corea ernannt, durchkreuzte die Haupttheile des chinesischen Reiches, um an seinen Bestimmungsort zu gelangen. Das Tagebuch, welches er auf dieser Reise geführt, ist im fünfzigsten Hefte der *Annales de la propagation de la foi*, einer

Fortsetzung der bekannten *Lettres édifiantes*, veröffentlicht worden. Das Londoner Athenäum theilt Mehreres aus denselben mit und begleitet es mit einigen interessanten Bemerkungen. Wir entziehen daraus folgende Tabletten:

I.

Die Sträflingen-Kette.

Der Bischof, um ungefährdet China zu durchreisen, mußte Tracht und Gebräuche der Einwohner annehmen. Zuweilen bediente er sich eines Führers, meistens ging er zu Fuß. Als Mandarin verkleidet fuhr er eines Tages auf der Straße der Provinz Chan-si. „Hier begegneten wir,“ schreibt er, „einigen Sträflingen, welche in die Verbannung geführt wurden, zusammengebunden an einer langen Kette. Als sie uns gewahrten, festen die Soldaten, die sie begleiteten, sich auf den Boden; nur einer derselben hielt das Ende der Kette. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Sträflingen und meinen Führern.“ „Wir müssen Geld haben,“ schrien die Verbrecher. „Ihr bekommt keins,“ erwiderten jene. „Dann lassen wir uns von den Räubern eures Wagens überfahren,“ riefen die Befehlshaber, und warfen sich nieder auf die Matte der Landstrecke. „Mäht den Weg,“ schrie der Führer. „Wir wollen nicht. Geht uns Geld, oder wir lassen das Leben hier auf der Stelle.“

Von Worten kam es zu Schlägen. Meine Begleiter zogen sie bei der Kette von den Räubern weg, nicht ohne hierbei einige derbe Stöße zu empfangen. Indessen setzte mein Führer sich tapfer zur Wehre und blieb Meister des Schlachtfeldes. Unglücklicherweise hatten die Sträflinge ihre Weiber bei sich, und diese nahmen ihre Stelle ein und erneuerten den Kampf. In diesem Lande, selbst zur eigenen Verteidigung, an Frauen die Hand zu legen — ist ein Staatsvergehen. Man mußte also seine Aufsicht zu Witten und freundlichen Reden nehmen. Mein Dolmetsch, der sehr bössisch war, hielt an die Frauen eine einschmeichelnde Rede; aber Nichts vermochte sie in ihrem Vorfass wankend zu machen. Sie legten sich unter die Pferde und erklärten, daß sie ohne Geld nicht weichen würden. Wir mußten endlich unterhandeln und um ungefähr sechs Franken freien Durchzug erkaufen. Wir hätten zwar zu einem Mandarin unsere Asflucht nehmen können; aber die Raqsfahrt würde mich unmittelbar der Gefahr, entdeckt zu werden, ausgesetzt haben. Die Soldaten sahen zu, als wenn dieser Streit sie gar nichts anginge. Statt die Frechheit ihrer Gefangenen zu zügeln, blieben sie ruhige Zuschauer, ohne Zweifel, weil sie ihren Antheil an dem Gebe haben sollten. In einigen Bezirken

rauben sie öffentlich, begehen hierbei jedoch selten einen Mord. Ungefähr dreißig Meilen im Perichie von Peking bestand vor einigen Jahren eine Gesellschaft von Räubern. Die Magistrate, welche für die öffentliche Sicherheit sorgen sollten, begünstigten diese Unordnung und haben ihren Antheil am Raube."

II.

Die Pe-Lien-Kiao's.

Als der Bischof sich zu Sewang aufhielt, ließ der Vicekönig, beauftragt durch die Excesse der Pe-Lien-Kiao's, der sa. Verehrer der Lotus-Blume (Nymphaea) eine strenge Untersuchung über diejenigen ergehen, welche im Verdachte standen, sich zum Christenthume zu bekennen, wahrscheinlich in der Meinung, daß zwischen diesen beiden Glauben gemischten irgend eine nähere Beziehung stattfinde. Der arme Bischof war bei dieser Gelegenheit großen Gefahren ausgesetzt, entging ihnen aber mit Hülfe einiger Mandarine, welche die Meinung ihrer Vorgesetzten nicht theilten. Da wir den Namen einer geheimen Gesellschaft genannt haben, welche wahrscheinlich in nicht sehr ferner Zeit die Verfassung des himmlischen Reiches ändern wird, so wollen wir hier den unzureichenden Bericht des Bischofs aus anderen Quellen ergänzen.

Seit der Eroberung von China durch die Mantschu-Tartaren vor zwei Jahrhunderten besteht dort eine starke Partei, welche eifrig darnach trachtet, die alte National-Dynastie wieder herzustellen. Die Mitglieder derselben, von der kaiserlichen Regierung streng überwacht, haben eine geheime Gesellschaft gebildet, der freimaurerischen ähnlich, aber regiert und organisiert wie der Orden der Jesuiten, von denen einem — wie wahrscheinlich früher gesagt wurde, der Plan der ganzen Einrichtung berühren soll. Die Gesellschaft breitete ihre Zweigungen bald in alle Theile des Reichs aus, und die Zahl ihrer Mitglieder soll sich auf einige Millionen belaufen.

Sie sind durch die feierlichsten Eidschwüre zu Verschwiegenheit und wechselseitigem Verstande verpflichtet; sie haben nur ihnen bekannte Zeichen und Pässe, Worte, und eine Gemeinkasse für die Bedürfnisse des Lebens; auch zeichnen sie sich aus durch ihren Gehorsam unter die Befehle ihres unbekannten Herrn. Im J. 1794 haben sie einen sehr nachdrücklichen Versuch gemacht, die herrschende Dynastie zu stürzen, und ihren Bemühungen wurde nicht eher als bis um 1802 ein Ende gemacht. Gelegentliche Aufstände haben seitdem Statt gefunden, aber die Pe-Lien-Kiao's haben ihre Operationen so vorsichtig betrieben, daß allen Bemühun-

gen der kaiserlichen Minister es nicht gelungen, die Leiter zu entdecken. Die wirkliche oder nur vermuthete Verbindung zwischen dieser geheimen Gesellschaft und den Jesuiten war die Ursache von grausamen Verfolgungen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts über die chinesischen Christen verhängt worden sind.

Das Athendium schließt mit folgender Bemerkung: „Der allgemeine Eindruck, den der Reisebericht des Bischofs auf uns gemacht hat, ist, daß die Chinesen unter der tartarischen Herrschaft in der Civilisation zurückgeblieben sind, und daß die Regierung sich in einem Zustande bedauerwürdiger und zunehmender Schwäche befindet. Es liegt zu Tage, daß das Volk aufhört hat, die Gesetze zu achten, welche offen von den Staatsbeamten geringgeschätzt werden. Der Bischof wurde einmal für einen englischen Opium-Schmuggler angesehen und da sein Dolmetsch gerade abwesend war, konnte er den Irrthum nicht berichtigen; aber die Befleckung mit einigen Groschen reichte hin, ihn aus dieser Bedrängniß zu befreien. Das Christenthum, obgleich es proscribirt ist, wird doch öffentlich bekannt, und Verfolgungen treten nur dann ein, wenn ein geiziger Gouverneur eines Vorwandes bedarf, um Geld zu erpressen. Seeräuberet und Schmuggelerei sind anerkannte Erwerbswege, und die Mandarine lassen sich durch einen Antheil am Raube beschwichtigen.“

4.

Chinesische Heilkunde.

Man kann die Chinesen süglich in die erste Classe der antiquirten Nationen stellen. Mehr als irgend ein anderes Volk haften sie slavisch an der Vergangenheit. Auch ihre Medizin ist eine starke Ueberlieferung. Dem Berichte des Missionärs A. Guylaff zu Folge, der zu Anfang 1837 in der königl. asiat. Gesellschaft zu London vorlesen worden, — schreiben die Chinesen die Entstehung ihrer Heilkunde einem ihrer ersten Kaiser zu, der bereits zur mythologischen Person geworden. Für alle Haupttheile der Arzneikunde gibt es eine Menge von Altes her überlieferter Regeln und Gesetze, und in allen von denselben berühmten Punkten dürfen die Ärzte nicht nach eigener Erfahrung handeln, sondern müssen streng den von den Alten aufgestellten Vorschriften folgen. Ist der Arzt von der alten Behandlungsweise abgewichen, so kann ihm, wenn der Patient stirbt, als einem Todtschläger der Proceß gemacht werden. —

Jupiter pluvius in China.

Die Peking'sche Zeitung vom Dezt. 1835 enthält folgendes Ebdikt: „Die winterliche Jahreszeit ist herangekommen, und dennoch ist der Schnee bis jetzt ausgeblieben. Dieser Umstand macht uns große Sorge. Wir befehlen demgemäß, daß man einige Priester von der Sekte Tao nach unserm hocherhabenen Palaste beordere, damit sie in demselben einen Altar errichten und mit aufrichtigem, inbrünstigem Herzen beten. Wir, der Kaiser, werden in eigener Person vor den Altar treten und Weinopfer etc.“ In einer, wenige Tage darauf erschienenen, kaiserlichen Erklärung heißt es: „Am 11. d. M. haben wir — geopfert, und den hohen Himmel — um Erbarmen gesiebt. Noch waren wir nicht mit Beten fertig, als Schnee und Regen in reichem Maße herabfiel. . . . Man schaffe sofort den Altar weg, und lasse die Tao's (so dem Himmel Dank-Hymnen singen . . . Ehret diesen unseren Beschluß mit Furcht und Zittern.“

So steht der chinesische Kaiser in religiöser Beziehung also noch ungefähr auf demselben Punkt, wo schon vor mehr als zwei Jahrtausenden die Römer bei anhaltender Dürre dem Himmel Vater (Jupiter pluvius) durch Lufer ein wasserentlockendes Opfer (aquilicum) darbringen ließen!

I.

Mandarinenherrschaft.

Ein von der *Revue Britannique* bekannt gemachter (v. 14. Apr. 1835 datirter) Brief eines Vorstehers des katholischen Seminars zu Macao (der in China geboren, aber in Europa erzogen und gebildet worden), enthält u. a. Folgendes: „Der gegenwärtige Kaiser, Tao-king gilt für einen guten, weisen und klugen Regenten, aber unter seinen Ministern (den Mandarinern ersten Ranges) findet man nur wenig treue Diener Sr. Majestät. Man kann sie nur mit Lebensgefahr bei dem Kaiser verklagen, weil sie sich mit einander verstehen, um alle Klagen, die gegen sie gerichtet werden, zu nichte zu machen,“ — was ihnen um so leichter, da gewöhnlich keine solche Beschwerde beim Kaiser vorgebracht werden darf, ohne den Angeklagten selbst zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Daher ist es auch in China jetzt sprichwörtlich: „Werdet kein Gelehrter, und wenn ihr einer seid, verklagt die Mandarine nicht;“ und: ein guter Mandarin nimmt selten ein gutes Ende.“ Das Reich ist in 14 Hauptprovinzen getheilt, die unter 7 Generalgouverneur's (Tsong tou) stehen. Diesen sind un-

gefäße 200 Mandarinen untergeben, unter deren Gerichtsbarkeit sich wieder über 100,000 Mandarine III. Ranges befinden. Die vom IV. Range sind nicht zu zählen.

Die Bevölkerung China's kann „ohne Uebertreibung auf 300 Mill. Einw. angesetzt werden. Man zählt darunter kaum 200,000 Christen. Die Europäer haben sich durch ihren vandalösen Lebenswandel so verächtlich gemacht, daß die Einwohner von Kuang-tong sie Fan-kouei (barbarische Teufel) nennen. Die chinesischen Christen heißen Kia-san-kouei (d. h. falsche barbarische Teufel).“ Nur in 5 Provinzen sind Missionäre, — in Allem 12 chinesische und 4 französische Priester; — aber das böse Beispiel der christl. Kaufleute vereitelt alle Bemühungen derselben.

#.

Conservatismus in China.

Wie erfahren durch die Universal-Kirchenzeitung (Hebr. 1837), daß schon seit vierzig Jahren ein kaiserlicher Prinz von China vom Lamaismus (?) zur röm. katholischen Kirche übergetreten sei. Von dem Kaiser in das Innere der Tartarei, tausend Stunden weit von seiner Heimath verbannt, hat er dort 18 Jahre zugebracht in der Gesellschaft eines anderen Glaubensbekennters, eines zu gleicher Strafe verurtheilten chinesischen Priesters. Nach dieser Zeit hat der Fürst die Freiheit erhalten, in seine Heimath zurückzukehren. Allein er hat sich nun zu dem apostol. Vikar von Yan: Si begeben und sich von demselben unter die Zahl seiner Katecheten aufnehmen lassen. Indessen scheint zunächst noch das Princip der Stabilität in diesem streng monarchischen Staate absolute Herrschaft behaupten zu wollen.

Englische Blätter theilen nämlich einen „Befehl des Schatzmeisters Goo und des Oberrichters Wam der Provinz Canton zur strengen Verhütung des Christenthums, zur Beschlagnahme fremder Bücher, zur Verbesserung des menschlichen Herzens und zur Aufrechterhaltung der guten Ordnung,“ — mit, aus welchem wir einige charakteristische Stellen hier mittheilen wollen. „Auf kaiserlichen Befehl, heißt es zum Einang, machen wir dem Volke bekannt, daß zu verschiedenen Zeiten Europäer in das Innere des Reiches eingebracht sind, um das Christenthum zu predigen, im Geheimen Bücher zu drucken, Versammlungen zu halten und eine Anzahl von Personen zu erlösen. Als dies bekannt geworden, wurden die Hauptpersonen sofort hingerichtet, — die dem Christenthum nicht entsagen wollten, in die

Stadt der Muhamedaner verbannt, um daselbst als Sklaven zu dienen.“ (Der China unterwürfige mahomed. Theil der Tartaren ist für Peking, was Sibirien für Petersburg.)

Nachdem dann noch von späteren Belehrungsversuchen gesprochen, und bemerkt, daß im Frühling vorigen J. einige englische Schiffe (am Nord derselben befand sich der Missionär Gutzlaff) längs der Küste von China einige Bücher vertheilt, die zur Verehrung Jesu aufstehen, — und daß zu Macao, ein Mensch, Namens Kine-a-Hi, festgenommen worden, der zum Drucken von (Europ.) Büchern verwendet wurde, heißt es weiter: „Wir haben schon allen Regierungs-Beamten der 2. Ordnung befohlen, daß Jeder, der christliche Bücher hat, dieselben in 6 Monaten an die resp. Bezirksbeamten abliefern soll, wenn er sich nicht strenger Strafe aussetzen will.“ (Hier wiederfährt also den christlichen Chinesen, was den Juden in Rußland, s. Nr.) „Die christl. Religion verbreiten wollen, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist in der That der Kun der (chines.) Moral und des menschlichen Herzens; deshalb ist sie auch zu allen Zeiten verboten worden, und den Lehren unsrer Vorfahren zu Folge, ist die Vergangenheit die Richtschnur für die Zukunft.“ (Also reiner Conservatismus) . . . „Wer sich aus eigenem Antriebe meldet, der soll gut aufgenommen werden. . . Wenn ihr aber, nach Verlauf der bestimmten Zeit (v. 6 Mon.) noch fortsetzt, jene Religion zu bekennen und zu predigen, so werdet ihr mit Strenge verfolgt und verurtheilt werden. Sollen wir dulden, daß in diesen Zeiten des Glücks sich der Irrthum verbreite? . . . Ihr müßt die Sekten vermeiden und der Religion der Kings (der heil. Schriften der Chinesen), unsrer Vorfahren, folgen, damit Friede und Tugend blühen und Ihr gute Unterthanen in diesen glücklichen Zeiten sein mögt. Das ist es, was wir sehr wünschen. Tsou kwang, im 4. Mon. des 16. Jahres.“ —

Bedeutend ist, daß ein russisches Blatt die, dem eben erwähnten Missionär Gutzlaff wegen seiner Verbreitung der Bibel unter den Chinesen deutschen Blättern gespendeten Lobeserhebungen tabelt, und die Frage stellt: „was christliche Regierungen dazu sagen würden, wenn Chinesen die Bücher des Confucius, oder Muhamedaner den Koran in Europa verbreiten wollten?“ Von Weilin aus wird nun zwar im Frankfurter Journal v. 25. Febr. 37 dieser Tadel unpassend abgewiesen: die vom russ. Blatte angeregte Frage scheint uns jedoch hierdurch noch keineswegs erledigt. —

h.

**Die Anglo-Amerikanische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher
Kenntnisse in China.**

Die Metaphysik der chinesischen Weisen besteht durchgängig in einem vagen Kosmosen über ein Absoletes, welches in zwei Umrüste, die männliche und die weibliche, sich spaltet, durch deren harmonische Verbindung alle Dinge und Wesen hienieden entstanden und in unendlichen Zerkümmern sich fortpflanzen. Die Physiker theilen die Naturgegenstände nach äußeren Merkmalen oder gar nach dem zufälligen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, in gewisse Klassen und Ordnungen, ohne den inneren Bau oder die Gesetze seiner Veränderungen zu beachten.

Obne Sinn für Spekulation an sich, haben die Chinesen es dagegen sehr weit gebracht in allen praktischen und technischen Fertigkeiten, in allem formalen, moralischen und geschichtlichen Wissen, und es herrscht dafür ein reger Sinn bei den Beamten wie bei der übrigen Bevölkerung.

Die allgemeine Grundlage bleibt aber das Uralte: *Perkōmm-tche*, das Eigenwillige und die aus dieser Verneigung wesentlich hervorgehende Abneigung vor Allem Fremden, besonders wenn dadurch das Utebestehende bedroht würde. Hieraus erklärt sich, woher die (am 29. Nov. 1834) von mehreren Engländern und Amerikanern in Canton auf des deutschen Missionars Gustaff Vorschlag gegründete Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in China — bis jetzt so wenig Theilnahme gefunden.

Es ist nämlich Thatsache, daß die Endabsicht jener Gesellschaft darauf ausgeht, einen freien Handel (*international intercourse*) mit China zu erzwingen, nöthigenfalls durch Aufwiegelung der Bevölkerung gegen die Staatsregierung in Peking. Thatsache ist es, daß Gungloff und Lindlin, den Gesetzen des Väterlandes zuwider in vielen Häfen gelandet, um Anhänger für ihre Gesellschaft zu werben, und daß Mitglieder dieses Vereins Staatsbeamte mißhandelt, ungesegneten Handel getrieben, und Führer einer ausländischen Religion in Masse unter das gemeinste Volk verbreitet haben. Thatsache ist endlich, daß mehrere jener Mitglieder zu jenen niederräthigen Händlern gehören, welche jährlich für 5 Mill. Ffd. Sterl. Opium gegen die wiederholten Verbote der Staatsregierung einschmuggeln, und dadurch die körperliche und geistige Gesundheit vieler Millionen untergraben. —

Allerdings heißt es in dem Vorworte zu den ersten Berichten der Gesellschaft, die aus Canton nach Europa gekommen: „wir wollen durch

einen freundlichen Austausch der Gedanken, der Wissenschaften und Kenntnisse einen festen Grund legen zu einem wechselseitigen nationalen Verkehr," und „dreihundert und sechzig Millionen unserer Nebenmenschen, durch eine beschränkte Staatsvergrößerung, die durch Unwissenheit aufrecht erhalten wird (upheld by ignorance), ferngehalten von allen Nationen der Erde, erheischen unsere Aufmerksamkeit und die aller Menschen Freunde." Aber Hr. Gustaff gibt an einer anderen Stelle deutlich genug zu verstehen, was der Gesellschaft Zweck und was ihr nur Mittel ist. „Unsere Verbindung mit China, sagt derselbe, gewann seit Kurzem sehr an Ausdehnung; sie wird unter den Auspicien eines freien Handels sich künftig noch mehr erweitern, und alle an dem Meere liegenden Provinzen umfassen. Die blühenden Gegenden um den Jang-tse-kiang bieten für alle merkantilen Unternehmungen eine herrliche Aussicht dar, und auch zur Ausbreitung der Wahrheit wird sich ein herrliches Feld eröffnen." Es dürfte hiernach nicht Wunder nehmen, wenn die Chinesen, falls sie von diesen Spekulationen Kunde erhalten, sich nicht betrogen finden möchten, die Bezeichnungen: „rothhaarige Teufel" für Engländer, „Teufel der Blumenflagge" für Amerikaner und „Nährchen erblühende Teufel" für Missionaire für's Erste noch außer Gebrauch zu setzen. Zwar beabsichtigt die Gesellschaft, durch eine allgemeine Geschichte, eine Geographie und eine Weltkarte die Bewohner des himmlischen Reiches über ihre Weltstellung aufzuklären; diese Werke will sie aber den Verordnungen des Mittelreiches zuwider entwedern in Canton selbst oder auf der nahe dabei vor Anker liegenden Opiumflotte drucken, und den Staatsgesetzen zuwider austheilen lassen. Es kann jedoch einer Gesellschaft von Privaten keinesfalls die Befugniß zuerkannt werden, zu angeblich guten Zwecken sich des anerkannt widerrechtlichen Mittels der Friedensstörung eines gesetzlich geordneten Gemeinwefens zu bedienen. Durch Ergreifung solcher Mittel stellen jene Missionaire sich den früheren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu gleich, welche, um angeblich die Chinesen zu Bürgern des wahrhaften Himmelreiches zu machen, wissentlich die Wahrheit verlegt haben, welche zu verbreiten sie sich den frommen Anschein gegeben. Aber die Nemesis ist nicht ausgeblieben und sie wird auch unfehlbar jene akatholischen Jesuiten ereilen. —

i.

Opium-Einfuhr nach China.

Seit dem Jahre 1818 bis 1828 hat die Einfuhr des Opiums in China in folgender Weise zugenommen:

Eingeführt wurden		Kisten v. 127 Pfd. preuß.		Werth
v. 1. Apr. 1818.	1. Apr. 1819			Piaß.
— 1822 —	1823	4580	5822	4,159,250 —
— 1823 —	1824	7082	8,515,100	7,988,930 —
— 1824 —	1825	8655	7,619,625	8,515,100 —
— 1825 —	1826	9621	7,608,205	7,619,625 —
— 1826 —	1827	9969	9,610,085	7,608,205 —
— 1827 —	1828	9475	10,382,141	9,610,085 —

i.

Opiumwuth und Selbstmorde in China.

„Das himmlische Reich, schreibt die Free-Press von Singapore (Anf. 1838), wird von dem Teufel des Spiels heimgesucht. Man spielt jetzt dort allwärts, in der Stadt und auf dem Lande, an öffentlichen Orten und Privatwohnungen; auf Wagen und Schiffen. Das beliebteste Spiel ist das Huu-Huu, eine Art Lotterie. Es hat bereits Tausende von Familien zu Grunde gerichtet, und, seit es Mode geworden, die Zahl der Selbstmorde wenigstens vervierfacht. Die Chinesinnen sind ihm nicht weniger ergeben, als die Männer, und man hat gesehen, daß sie das nöthigste Hausgeräth und die Kleider ihrer Kinder verkauft, um Geld für dasselbe herbeizuschaffen. Auch im Königreich Siam greift die Spielsucht stark um sich.“ —

i.

Das geheime junge China.

Das „Asiatic Journal“, und aus ihm das Magazin für die Literatur des Auslandes (Nro. 109, v. 1836 unter Rubrik: Politische Faktionen in China) berichtet aus China, daß es dort einige geheime Verbindungen gebe, deren Zweck die Vernichtung der jetztregierenden Mandchu-Dynastie sei. Die Mitglieder derselben nennen sich unter-

einander Brüder. Wer aufgenommen werde, müsse erst den „Gang durch die Brücke,“ d. h. zwischen Schwerdspitzen hindurch machen, und unter dieser Schwertbrücke vor einem Götzenbild den Eid der Verschwiegenheit leisten. Der erste Bruder (der Meister vom Stuhl) schneidet dann einem Hahn den Kopf ab, als wollte er sagen: „So mögen Alle untergehen, die das Geheimniß verrathen.“ Hierauf müsse der Aufzunehmende eine Summe Geldes in die gemeinschaftliche Kasse zahlen. Unter den Zeichen, an denen sie sich erkennen, sei die Dreizahl das Bedeutendste, daher sie auch die Triasgesellschaft genannt werden. Ihr Siegel bestehe in einer fünfeckigen Figur, in welchem gewisse Charaktere von mystischem Sinn eingegraben seien.“

Im folg. J. brachte das Ausland in No. 101 (1837) u. a. Folgendes: „Alle öffentlichen Religionsübungen, welche nicht mit der Staatsreligion zusammenhängen, werden in China von der Regierung mehr oder minder streng verboten und verfolgt; so lange sie aber im Geheimen getrieben werden, tolerirt. . . Daher haben die Sekten dort nothwendig die Tendenz, geheime Verbindungen zu bilden, und zu gleicher Zeit Opposition gegen die Regierung mit ihren Dogmen zu verbinden. . . Alle Sekten, wie verschieden auch ihre Dogmen sein mögen, haben das Gemeinschaftliche, daß sie Verschwörungen gegen die tatarische Dynastie fassen.“

Werkwürdig ist, was der Kaiser selbst in einem Edikt äußerte, welches am 14. Nov. 1834 in der Staatsztg. v. Peking erschien: „Gegenwärtig herrscht eine große Verdorbenheit; die Beamten sind ungetreu, und eine große Masse des Volks ist falsch und voll Trug. Die Beamten sind nachlässig, und das Volk überläßt sich thömerischen Plänen und teuflischen Künsten. Das Band, das Hohe und Niedere zusammenhielt, ist gedehnt, und weder Gewissen noch Scham schützt die Uebelthäter. . . Es ist ein seltsamer Zustand.“ — Später lasen wir in No. 260 des Auslids (1837) in der Vorbemerkung, zu Dr. Milner's Angaben über die San-hoo-y, d. h. die Dreifaltigkeits-Gesellschaft: „die Verbindungen, die von der chines. Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Gesellschaften, die sich, unter verschiedenen mystischen Namen entweder zu religiösen oder weltlichen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden.“ — Im J. 1828 fand ein deutscher Beamter zu Macao eine Schrift folgenden Inhalts:

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmlische Dynastie; tausend Länder sandten ihr Tribut — zehntausend Nationen waren lebenspflichtig.

Aber die Tataren rissen sie durch Betrug an sich — das große Gefühl läßt sich nicht beschwichtigen.

Werth Soldaten, schafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte; hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — Das Mandarischwachsblech laßt uns vertilgen.“

Als der Fintler diese Schrift dem Mandarin des Distriktes überbrachte, bat dieser ihn, die Sache geheim zu halten, weil er sonst schon dafür streng bestraft würde, daß man eine solche Schrift in seinem Bezirke gefunden. —

m.

Ausbreitung der katholischen Religion in China.

Aus No. 248 des Auslandes 1837 schöpfen wir folgende interessante Nachrichten: „Es gibt gegenwärtig katholische Kirchen in allen Provinzen China's, welche an vielen Orten öffentliche Kapellen haben, und ihren Gottesdienst ungehindert verrichten, seitdem die Missionen die Klugheit gehabt, so viel als möglich Priester unter den Chinesen selbst zu bilden. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das eine in Macao für die südlichen Provinzen, das andere in der Tartarei jenseits der chinesischen Mauer, wo die Priester für die nördlichen Provinzen und für Peking erzogen werden. . . In Peking hat sich eine katholische Kirche erhalten, die mehr als 26,000 Christen zählt. . . In vielen Hauptstädten (der Provinzen) ist der christl. Cultus ganz öffentlich: — so lange (nämlich) die Regierung die Anwesenheit von Europäern nicht vermuthet, übt sie die vollkommenste Toleranz gegen die Christen.“ — Da die Gestalt der katholischen Kirche der statarischen Bildung der Chinesen um viele Jahrhunderte näher steht, als der Protestantismus, so ist es wohl begreiflich, wie sie dort leichter Eingang findet, als die protestantische Mission.

n.

Englische Journale in Canton.

Zu Canton erschienen 1837 drei englische Blätter: das älteste, der „Canton register“, ein Wochenblatt, erscheint seit 10 Jahren; „Chinese repository“ ist eine Monatsschrift (von 48 Seiten), welche seit 6 Jahren besteht, und mehr als 700 Abonnenten hat, von denen mehr als $\frac{1}{3}$ in Nordamerika, und an 40 in England; es liefert auch Auszüge aus chinesischen Blättern. Die „Cantonpress“, ein Wochenblatt, erscheint erst seit zwei Jahren, und ist hauptsächlich dem Handel gewidmet.

Japanesische Tablette.

Erdlich, stüch. Was in Japan Rechtens ist, kann man aus einer Zeitschrift sehen, die zu Calcutta von Herrn Nagt en herausgegeben wird. Hier wird uns aus dem J. 1837 eine Geschichte erzählt, die wir, auf das Charakteristische sie beschränkend, im Nachfolgenden mittheilen wollen.

Ein Wucherer, Namens Jemoga-kiuscheru, der zu Esaka wohnte, vermisste eines Tages 400 Kobans. Er warf seinen Verdacht auf einen seiner Diener, einen gewissen Jchubets. Als dieser beharrlich solchen Diebstahl begangen zu haben läugnete, verklagte sein Herr ihn bei dem Gouverneur Matsura-Kavatschi-Mokami, und verlangte, daß der Dieb durch Folter zum Geständniß gebracht und dann mit dem Tode bestraft werde. Aber Jchubets behauptete auch vor der Obrigkeit, daß er unschuldig sei. Der Gouverneur ließ daher den Ankläger vor sich kommen, und fragte ihn, ob er seine Klage durch irgend einen Beweis unterstützen könne. Jemoga erwiderte, daß er zwar keinen Beweis beizubringen habe, er kenne aber den Angeklagten als einen verführten Bösewicht, und sei überzeugt, daß derselbe auch in den stärksten Folterqualen Nichts eingestehen werde. „Beseht Ihr denn darauf,“ sprach der Gouverneur, „daß Jchubets schuldig sei, und seid Ihr bereit, — Ihr und die Leute Eures Hauses, — die Beschuldigung zu unterzeichnen, so soll der Schuldige bestraft werden.“ Der Wucherer, seine Verwandten und seine Dienerschaft unterzeichneten die Klage, die auf Todesstrafe antrug, im 2. Monat des 1. Jahres Gen-bun (1836), und — Jchubets wurde enthauptet. —

Wenige Tage nach dessen Hinrichtung wurde ein Dieb bei dem Tempel des Ten-Ma ergriffen, der, auf die Folter gebracht, auch den Wucherer Jemoga bestohlen zu haben bekannte.

Groß war die Befürzung Kavatschi's! Er ließ Jemoga und seine Leute kommen und sprach die Worte: „Auf Eure Erklärung habe ich einen Unschuldigen hingerichten lassen. Zur Sühnung dieses Mordes sollt ihr alle zu Tode gebracht werden, und ich selbst werde mir den Bauch auf-

schneiden, um mich dafür zu strafen, daß ich in dieser Sache so nachlässig gewesen.

Jemōja und seine Familie waren in Verzeihung, die gegenwärtigen Magistrats- und Offiziere baten um Gnade; — endlich bewilligte der Gouverneur einen Aufschub der Urtheils- Vollstreckung, bis der allerhöchste Wille des Djojun (des Kaisers) ihm bekannt geworden sei.

Sofort berichtete er ausführlich den ganzen Verlauf der Sache nach Jeddo, wo der Kaiser residirt, und erhielt bald darauf folgende Antwort:

„Der Djojun, Beschützer der Religion, dessen Ruhm allverbreitet ist, der an Vortrefflichkeit die Sonne, den Mond, die eben sich erschießende Blüthe des Jasmins u. s. w., u. s. w. übertrifft, dessen Füße einen süßen Duft in die Nasen der Könige aufsteigen lassen, wie der Wohlgeruch der Blumen den Bienen angenehm ist —

„An Matschura • Kawatschi • Mo • Kami, Verwalter von Laka.“

„Indem wir Euch einen Theil unserer Macht, indem wir Euch die Verwaltung eines Theiles des japanischen Reiches anvertraut, mußten wir glauben, daß die unendliche Weisheit, welche bei unsern Urtheilen die Herrschaft führt, stets Euerem Geiste gegenwärtig sein und Euch als Ziel dienen werde, deren strahlender Glanz, Euerem Geist durchdringend, die dichten Wolken des Irrthums und der Unwissenheit zerstreuen würde, welche die Wahrheit den Augen des gemeinen Volkes verbergen.“

„Wir sehen mit Schmerz, daß die Gottheit aus Euerem Rathe gewichen. Damit ein solches Unglück geschehen konnte, müßt Ihr irgend einen großen Irrthum begangen haben, zu dessen Sühnung Ihr den Tod sterben müßt, der den Großwürdenträgern dieses glücklichen Reiches vorbehalten ist. Unser Wille ist daher, daß nach Empfang des Gegenwärtigen, Ihr euch den Bauch mit allen bei solchen Gelegenheiten üblichen Feierschmitten aufschneidet, und daß Ihr alle Eure Güter und Ämter dem Nexten Eurer Ehre hinterlaßt, dem wir ein weises und kluges Benehmen in Ausübung des Amtes anempfehlen, welches er nach Euerem Tode antreten wird. Was den Jemōja betrifft, so ist er hinsichtlich durch den Verlust seines Geldes bestraft; unser Wille ist, daß er nicht weiter hinsichtlich dieser Sache beunruhigt werde. Wir erwarteten von ihm weder die Einsicht, noch die Schärfe des Urtheils, welche das Angehör eines Großwürdenträgers des Reiches sein müssen, und Euch zur Entdeckung der Unschuld des Jhuberts hätten hinführen sollen.“

„Jeddo, den 1ten Monat des ersten Jahres Gen • bun.“

Bei Empfang dieses Befehles ließ der Gouverneur sogleich seinen Ceremonienmeister kommen, und nachdem er mit ihm ein Paar Stunden

in einem besondern Zimmer zugebracht, ließ er auf den folgenden Tag alle seine Verwandten und seine Freunde zu einem glänzenden Mahle einladen.

Zur bestimmten Stunde kamen die Gäste. Kavatschi empfing sie und machte die Honneurs des Hauses mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Als das Mahl geendet, ließ er den Jakti (ein gezohrenes Gerichte) kommen, und zog sich in ein Nebengemach zurück, um die Kleider zu wechseln.

Nach einigen Minuten erschien er wieder mit einem anliegenden Kleide von ganz besonderem Schnitte, welches eigens für solchen Fall gefertigt war; über das Kleid hatte er einen weißen Mantel ohne Wappen geworfen, dessen Gewebe von Hauf war. Jetzt, in Gegenwart seiner Freunde, ließ er sich durch einen Schreiber den Befehl des Drogun vorlesen, richtete dann eine lange Rede an seine Gäste, worauf, das Haupt niederbeugend zum Zeichen der Unterwerfung unter den allerböchsten Willen, er seinen Säbel zog, und sich durch einen Kreuzschnitt den Leib aufschlitzte — unter lautem Beifalle der Zuschauer, die entzückt waren von der Anmuth und edlen Haltung, welche Kavatschi bei dieser solennen Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. —

3.

Siamesische Kindbettquälerei.

Aus dem Tagebuche des Dr. Brandlen, Arzt und protest. Missionärs des amerikanischen Vereins, ist zu ersehen, daß in Siam noch ein unmenschlicher Gebrauch herrscht. Sobald eine Frau, gleichviel welches Ranges und Standes, niedergekommen, wird sie auf eine schmale Bank von hartem Holz gelegt, und mit dem entblößten Rücken der Glut des Feuers ausgesetzt, welches in einer Entfernung von 10—12 Zoll brennt. Nach kurzer Zeit wird sie umgewendet, und so währet diese Mißhandlung bei allmählig verstärktem Feuer — nach der ersten Niederkunft 30 Tage lang; bei den folgenden Kindbetten wird die Zeit auf 25, 20, 18, 15 und 11 Tage abgelüßt! Marafansi, ein siamesischer Chow-Fah (Herr des Himmels, d. h. Fürst) wünschte sehr, daß der bekannte Missionair G. Laff, der gerade zu Bangkok war, als

die Fürstin eines Knaben genas, die Umgebungen derselben überlebte, vom ihrem fürchterlichen Gebrauche abzulassen. Allein die Macht des Vorurtheils widerstand stegreich der Macht der Vernunft und des unverdorbenen Gefühls, — und die arme Fürstin blieb einer Hitze ausgesetzt, welche den Puls gewöhnlich auf 100, zuweilen auf 120 Schläge in der Minute trieb.

4.

B o r n e o .

In dem kürzlich (1837) erschienenen Werke „The Eastern Seas,“ (by Georg Windsor Earl) wird bemerkt, daß Borneo in demselben Verhältniß zu Ostindien (und China) steht, wie Amerika zu Europa. Es wandern nämlich diejenigen dahin aus, die Schutz gegen religiöse Verfolgungen suchen, oder durch Ueberdifferenz verdrängt werden. Auch auf Borneo müssen die Ureinwohner (man faßt die ganz verschiedenartigen Stämme unter dem Kollektivnamen *Daiaks* zusammen) — sich immer weiter in's Innere zurückziehen. Man schätzt jetzt die Zahl der Eingewanderten auf etwas über 200,000 (Chinesen 150,000, — Malaien 50,000, Bugis 10,000, Araber 400, u. s. w.); die der *Daiaks*, die im Bereich der Ansiedlungen wohnen, auf 250,000. Außerdem leben noch drei Stämme in Booten, in denen sie die Küsten, umfahren; diese Stämme heißen *Lanung*, *Orang-Badcha's* und *Orang-Lidong's*. Die *Daiaks* selbst behaupten, im Innern der Insel gebe es auch Wollhaartige und Menschen mit Schweifen, gleich Affen.

5.

M a s s a m i r —

So schreibt Hr. v. Hugel zu Anf. 37. an seine Freunde in der Primath, aus eben diesem zauberischen Hochthale Indiens, — „*Massmir*

trägt das Gepräge der verschiedenartigsten Kulturen, welche im Laufe der Zeiten um den Besitz des reizenden Thales gekämpft und es abwechselnd an sich gerissen haben. Zuerst patriarchalische Verfassung und die Einsalt patriarchalischer Sitten; sodann Herrschaft der rohen Gewalt, der mohamedanischen Eroberer Mittelasiens; diese wiederum vertrieben von den prachtliebenden Kaisern Delhi's, deren üppiger Hofstaat unter diesem gesegneten Himmel einen unerschöpflichen Vorrath des Genusses fand; aber — die rauhen Afghamen verdrängen — die Verweichlichten und nun haufen die rohen Horden der Siek in den Falden der Kaiser. . . Und dennoch vermochte der Drang der Eroberisse, diese Fluth immer neu anstreichender Eroberer, die, kaum zum Besitze gelangt, alsbald neuen Herren weichen, den Grundriss der indischen Bevölkerung in keiner Weise zu verlöschen. Dies ist eben jene geheime Gewalt der Hindu-Religion, die, wo sie einmal mit dem Blut und innern Wesen eines Volkes verwachsen, durch keine Macht, keine noch so tiefgreifende Umwälzung bezwungen wird."

II.

Indien.

1.

Sanskritische Literatur.

Die Arbeiten in den erst in neuester Zeit entdeckten Goldminen dieser Literatur haben im J. 1835 einen so gedeihlichen Fortgang genommen, daß wir uns schon in nächster Zukunft die bedeutendsten Resultate für die allgemeine Kulturgeschichte daraus zu versprechen haben. Ist irgend ein Volk dem deutschen zugleich in durchgreifender Religiosität und in vorherrschender Liebe zur Spekulation zu vergleichen, so sind es unstreitig die Indier. Was aber der Literatur der letzteren einen so hohen Werth gibt, ist das unbestreitbare hohe Alterthum desselben, ihre raunenwürbige Tiefe, ihre Ursprünglichkeit und ihre selbstständige, von äußern Einflüssen durchgängig frei gebildete Entwicklung.

Während nun die asiatischen Gesellschaften in London und Paris und unsere großen Sanskritisten: Bopp, A. v. Schlegel, Po-

len, Franke und v. Dohlen mit rühmlichem Fleiß und Eifer für kritische Herausgabe der Uebersichten und treue Uebersetzung derselben Sorge tragen, ist deutsche Forschung auch bemüht uns das Verständniß jener Werke durch genetische Entwicklung derselben zu eröffnen. Was Windischmann, der Vater, in seiner noch immer schätzbaren Philosophie im Fortzuge der Weltgeschichte erstrebt, dies verspricht sein Sohn Friedrich, ein Jüngling A. W. v. Schlegel's, zu leisten. Von ihm haben wir mit höchstem Interesse eine aus genauer Quellenkunde geschöpfte Uebersicht des Entwicklungsanges der indischen Contemplation und Speculation zu erwarten, welche uns das interessante Phänomen zur Anschauung bringen wird, — wie der menschliche Geist in Indien auf ähnliche Weise bis zu dem großartigen Systeme Sadananda's aufgestiegen, wie in Europa bis zu der Summa Thomas von Aquins, der wahrscheinlich ein Zeitgenosse Sadananda's gewesen. Hoffentlich wird er uns die goldene Kette zeigen, welche die erhabene Lehre der Vedas: „Glückseliges Erkennen ist Brahma,“ verknüpft mit dem tiefsinnigen Ausspruche der Chhandogya (im 8. Cap.) „So groß auf sich beruhend (im Weltall) dort der Aether, so groß ist hier im Herzen auch der Aether; beides ist hier niedergelegt, — der Himmel und die Erde; beide, das Feuer und der Wind; beide, die Sonne und der Mond, der Tag und die Nächte.“ Zeigen wird er uns wohl, einerseits, wie neben den Vedantischen Schulen sich jene sechs anderen gestalten konnten, deren gemeinsamer Lehrsatz war: „Es gibt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht und kein Unrecht; es existirt kein Schöpfer, Erhalter und Zerstörer der Welt; ein anderer Beweis, als die sinnliche Wahrnehmung ist nicht statthaft; es ist kein vom Körper verschiedener Genießer der Früchte“; — andererseits wie jene acht indische Lehren von der Maya sich gebildet, zu der Sadananda sich bekennt, wenn er seine Lehre von Gott und seiner Welt- und Menschwerdung mit dem Sage beschließt: „Alles ist Brahma und trägt nur den Schein des Anderseins,“ und behauptet: „Kein Licht ist allein der Seiende, denkende, seiende Brahma; Nichtig ist das durch die Unwissenheit zum Schein des Dings Erhebene, die Welt. Die Unwissenheit ist aber weder seiend, noch nichtseiend, sondern eben jener leidenschaftliche Wunsch Brahm's, ein Vielfaches zu werden.“ —

1) Aus dem handschriftlich Herrn A. W. v. Schlegel angehörigem philosoph. Gespräch: *Vidvan-moḍa taruṅgī*. —

Vorbrahminischer Götterdienst in Hindostan.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London, welche am 6. Jan. 1838 stattfand, wurde eine Notiz von Dr. Stevenson vorgelesen, aus welchem wir Folgendes entnehmen.

Es war lange die allgemeine Meinung, daß der Brahminismus die ursprüngliche Religion in Indien, und daß sie allverbreitet dort gewesen, bis erst der Buddhismus und dann der Mohammedanismus dort auf gekommen seien. Bei genauerer Nachforschung entdeckt man aber leicht, daß der Brahminismus sich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreitete. Offenbar herrschte dort eine andere Art von Götterdienst unter dem Volke, bevor jener eingeführt wurde, und hat auch jedes bedeutenden Vermischung mit demselben widerstanden. Stevenson's eigene Beobachtungen gingen zwar nicht über die Nabeatten Dekan hinaus; aber er vermuthet, daß ähnliche Thatsachen sich auch in andern Theilen Indiens ermitteln lassen.

Die Brahminen selbst haben eine Uebersetzung, daß sie von den Göttern im Norden des Himalaya ursprünglich hergekommen, was mit dem schöneren Bau und den kräftigeren Gesichtszügen dieser Rasse übereinstimmt. Hr. Stevenson erinnert auch daran, daß die Nihilis, die Kamusis, die Kulis und andere Bergstämme in zeitigen Angelegenheiten keinen Verkehr mit den Brahminen haben, und deren Tagesbeschäftigung nur in bürgerlichen Dingen besteht, auch werden die Götter dieser Volkstämme von den Brahminen nicht anerkannt.

In Dekan wird ein Gott Namens Vetal verehrt, welchem außerordentliche Macht zugeschrieben wird. Sein Bild ist in einem Ring von Steinen aufgestellt, der dem deutschen Kreise nicht unähnlich ist. Manchmal sind auch zwei solche Kreise um dasselbe gezogen. Die Steine sind roth bemalt mit weißen Spitzen, vielleicht um Feuerflammen anzuzeigen. Der Gott selbst ist ein ungestalteter Stein, wie die übrigen, obgleich er zuweilen, jedoch selten, menschenähnliche Gestalt hat, ohne Arme und Beine. Besonders bei Krankheiten wird Vetal verehrt, und Gelübde ihm für den Fall der Genesung dargebracht. Ein Padm ist das gewöhnlich Gelehrte.

— Hr. Stevenson verspricht noch fernere Mittheilungen. —

Nach Verlesung dieser Notiz erhob sich Professor Wilson, und erklärte: er stimme Hrn. Stevenson darin bei, daß der Brahminismus auf die Städte und die Hochstraßen beschränkt sei. Dünke man in abgelegener Theile Hindostan's, so werde man nur wenige Spuren von Wissen,

Reishna, Schiwa und anderen Göttern des indischen Pantheons finden. Doch meint er, Betal sei keine individuelle Gottheit, sondern nur das Anrufungswort für einen Geist oder Dämon. Mannigfaltige Formen des Aberglaubens würden die Betal-Verehrung genannt.

Auch Colonel Bellagb bemerkt, daß seiner Erfahrung nach der Brahminismus im Süden Indiens sich nicht verbreitet. In Nagpur, Kerdisch und in Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, das Uebel zu verdrängen (*propitiating evil*); sie bezogen keinerlei Dank für von der Gottheit empfangenes Gutes; aber sie fürchteten das Uebel, brächten deshalb Dämonen Opfer dar, selbst Thieren, Schlangen, dem Donner, Sturm &c. Er bestätigte übrigens die Bemerkung des Hrn. Wilson, daß Betal nur der Name für Dämon überhaupt. —

c.

Indischer Almanach.

Bei dem Wechsel des Jahres dürfte es nicht unpassend erscheinen, an die Zeitrechnung und den Kalender eines Volkes zu erinnern, welches seiner Sprache, Uebertieferung und Bildung nach unstreitig zu den ältesten der Erde gehört. Der zu Reddia für das ablaufende Jahr erscheinende indische Kalender hängt mit dem Anfang der Welt selbst an. Parvati fragt ihren Gemahl Siva, die dritte Person der indischen Trimurti (Dreieinigkeit): „wie die Welt entstanden sei.“ Siva, der Gott der Zerstörung oder Rückführung zur Urinheit, antwortet, das Universum sei durch der Gottheit Willen zum Dasein gekommen; unerschaffen aber seien der leere Raum, die Weitegenden, das Wasser und die Himmeln. Ein Saamenkorn sei vom Himmel in's Wasser gefallen und zu einem Ei geworden, aus dem die Sonne hervorgegangen; die Sonne aber habe die übrigen Gestirne und alle beweglichen Dinge hervorgebracht. — Dann folgt die Angabe und Beschreibung der vier Weltalter, in deren letztem, dem sündhaften, wir jetzt leben. Vishnu (die zweite Person der Dreieinigkeit) und Bhagavanta sollen jeder noch 904 Jahre auf Erden zu herrschen haben. Indes soll, wie fast in ganz Indien geglaubt wird, der Ganget nur noch 94 Jahre fließen.

Das Hauptinteresse des Kalenders beruht aber in dem astrologischen Theile desselben. Wie die Aegypter, Chaldäer, Griechen, Römer, Älmer und viele andere Völker ihre glücklichen und unglücklichen Tage hätten, wie noch jetzt bei Chinesen und selbst bei vielen Europäern, so herrsche dieser Glaube auch seit unordenlich bei den Indern. Im Jahre 1242 bengalischer Zeitrechnung (1835 der Christl.), gab es 173 Glückstage für

die wichtigsten Verrichtungen im indischen Leben; nämlich: 33 Tage zum Dienste der Planeten, 99 zur Feier von Hochzeiten, 3 zur Heimführung einer Braut, 25 zur Speisung der Kinder mit Reis, 2 zum Anfang des Unterrichts, 5 zur Einleitung eines Brahminen und 6 zu Todtenopfern. —

d.

Drei Mittheilungen aus Indien. 2)

Ein Engländer, der eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht hat, entwarf mir in diesen Tagen ein Bild jenes Landes, welches in der Hauptsache zwar mit dem anderweitig schon bekannten übereinstimmt, einige einzelne Züge jedoch darbietet, die der Mittheilung nicht unwerth erscheint werden dürfen.

• • •

Mein Berichterstatter sah selbst jenen Festzug, auf welchem der Götze Jagannath jährlich einmal aus dem englischen Gebiet in das dänische gefahren wird, um hier drei Tage bei einer verwandten Göttin zu verweilen. Ein Gebäude, so groß, wie ein gewöhnliches, dreistöckiges Haus, ruhte auf achtzehn breiten Säulen. Es war rings mit den unglaublichen Bildern bemalt. Im untersten Stock befand sich der Götze selbst, umgeben von seinen Peisern, im zweiten eine Schaar von Rajahen, im dritten eine Menge lärmender Musikanen. Man brachte drei Elephanten herbei, um sie mit Seilen, so dick, als Schiffstau, an den Wagen zu spannen; aber das Weik gab es nicht zu, sondern zog selbst den Götzen mit seinem beweglichen Tempel fort. Auf diesem Zuge warf jedoch nur ein einziger Hindu sich unter die Säulen. Um die Leiche desselben kümmerte sich Niemand, so daß der englische Offizier, der dort kommandirte, sich veranlaßt fand, sie nach zwei Tagen begraben zu lassen, bevor der Festzug auf demselben Wege zurückkam. —

An den Hugen, eine der Mündungen des heiligen Ganges, wandern noch jetzt zweimal im Jahre viele tausend Männer und Frauen, und noch wenige Jahre vor der Ankunft des Berichterstatters opferten bei dieser Gelegenheit noch viele Eltern ihre Kinder. Sie warteten so weit als thunlich in den Flus und schleuderten das zum Opfer bestimmte Kind den Alligators (den Thieren Pama's, des indischen Pluto's) hin, die sich um diese

2) Geschrieben im September 1836.

Zeit dort einliefen. Jetzt aber hindern englische Schildwachen, die für diese Zeit dahin beordert werden, die Erneuerung solcher geläutlichen Opfer. Doch müssen sie es allerdings geschehen lassen, daß zuweilen noch Erwachene sich selbst jenen heiligen Ungeheuern zum Fraße darbieten.

Das Schauerhafteste aber, dessen unser Reisender sich erinnert, war das Sutti, dessen Zeuge er gewesen. In einem Walde, ungefähr 10 engl. Meilen von Calcutta, sah er einen wohl fünf Schuh hohen Scheiterhaufen errichtet, der über und über mit Ei und geweihter Butter begossen und reichlich mit Weidrauch bestreut war. Ein großer Zug naht sich; Combein, Hörner und ein' andre Art Trommeln machen eine wilde Musik, bei welcher Tänzer und Tänzerinnen durch einander toben. Ihnen folgt die Leiche des Mannes, dessen Wittwe mit ihm verbrannt werden soll; — dann diese selbst von einer großen Volksmenge umgeben. Die Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, die Wittve nimmt Abschied von ihren Verwandten und wird, bei dem Lärm der Instrumente und dem Geschrei des Volkes, die Lebende — zum Todten gebettet. Sofort wird der Heißloß angezündet und eine Flamme lodert empor! — Aber, ach! ein entsetzlicher Schrei wurde vernommen, und vom Scheiterhaufen stürzte wehklagend das arme Weib und suchte Rettung in der Flucht. Unsonst! Brahminen fangen die Flüchtige auf, tragen sie zurück auf den Heißloß; Andere schneiden in der Nähe ein wohl zwanzig Schuh langes, starkes Rohr ab, biegen es quer über die liegende Unglückliche hin, und während sie es nun an beiden Enden nieder halten, wird der Scheiterhaufen vollends in Brand gesetzt, und das Geschrei der Combein und Trommeln überdeckt den letzten Schrei der Verzweiflung! — Die Priester, so wurde später dem Reisenden berichtet, waren von den Verwandten des Verstorbenen reich beschenkt worden, um die Wittve zum FeuerTod zu bereiten, damit sie zugleich in den Besitz der ganzen Hinterlassenschaft des Mannes gelangen möchten!

Zur Zeit, als Lord Wellesley das englische Indien beherrschte, kamen viele, namentlich anabaptistische Missionäre nach Calcutta. Seine Herrlichkeit sah sie als Unruhbestister an und gestattete ihnen nicht, sich dort niederzulassen. Die anabaptistischen Sendlinge begaben sich nach Serampore, wo sie, nach eingeholter Erlaubniß des Königs von Dinemaul, sich ein Collegium bauten, das nicht weniger als 20,000 Pf. St. kostete. Im demselben hatten sie eine Papierfabrik, Schreibzettelerei, Buchdruckerei u. s. w. und von hier aus trieben sie einen einträglichen Handel. Auch erwarb sich eine Sparkasse, die sie errichteten, als sehr ergiebig. Carey und Mathman waren

die Hauptvorleser. Der Letztere, — in England nur Gehülfe eines armen Dorfschullehrers, — bewirthete 1824 seine Gäste in eitel Silber! Um indes auch Schüler für ihr Collegium zu bekommen, sahen die Vorleser sich zuletzt genöthigt, denen, die die Anstalt besuchen wollten, eine monatliche Gratifikation von 4 Rupien (etwa 2 Rthl. Rten.) zu bieten.

Kurz bevor der Berichteslatler nach Europa zurückkehrte, kam ihm ein *Maahin* zur Hand, in welchem jene Missionäre rühmten, daß sie schon 1,700 Eingebornen bekehrt hätten. Als er jedoch bei einer der ersten Magistratspersonen von Serampur darüber Nachfrage hielt, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Zahl der Bekehrten sich in Wahrheit nur auf — sieben — belaufe, und zwar solche, die, wegen schlechter Aufführung aus ihrer Kaste verstoßen, selbst von den Mahomedanern, bei denen sie sich zuerst gemeldet, nicht aufgenommen worden waren. Das Collegge, von London aus zur Rechenschaft über Verwendung der ihm übersendeten Gelder aufgefodert, erklärte, dazu nicht verpflichtet zu sein, da die Vorleser ihr eigenes Vermögen dazu geschossen. — Auf diese Weise emancipirte sich diese Mission. —

Während dieselbe so ansehnlich für ihr zeitliches Wohlergehen forat, arbeitete der edle Brahmine *Ram-Mohun-Roy* an der Bekehrung seiner Landesleute zu dem wahrhaftigen Gott. Nachdem er die heiligen Schriften seines Volkes, der Tibetaner, Parzen, Mahomedaner, Juden und Christen — alle in ihrer Ursprache studirt, schloß er sich den christlichen *Unitariern* an, deren sich mehrere zu Calcutta befanden. Er ließ daselbst dem einzigen Gott einen schönen Tempel bauen, besoldete einige unitarische Geistliche, welche dort den Gottesdienst verrichteten, und versammelte in seiner, diesem gegenüber liegenden Wohnung, Gläubige der verschiedenen Religionen, mit denen er die wichtigsten Glaubenslehren diskutirte. Diese Erörterungen wurden jedoch allmählig so stürmisch, daß *Ram-Mohun-Roy* darauf verzichten mußte, auf diesem Wege eine völlige Einigkeit unter den Verschiedengläubigen herbei zu führen. Von den Brahminen gehaßt, von den nicht-unitarischen Christen, besonders von den Anabaptisten, und — namentlich von Dr. *Marthman* vielfach beschollet, — in keiner der orientalischen Uebersetzungen sein Genügen findend, — segelte er im November 1830 nach England, — besuchte 1832 Frankreich, — kehrte Anfang 1833 nach England zurück, wurde aber zu Wiffel in der Blüthe der Jahre, — er war um 1780 geboren, — in wenigen Tagen von einer Krankheit dahingerafft. Er starb am 18. September 1833. —

Als in Indien im Jahre 1817, — so erzählt uns ein Deutscher, der sich damals dort aufgehalten, — die Cholera, nach längerem anscheinlichen Verschwinden, — wieder heftig zu Robbia, nahe am Ausflusse des Ganges, zum Ausbruch gekommen, bemächtigte sich Aller ein gewaltiges Entsetzen. Da hieß es mit einemmal, zu Paura, ganz nahe bei Calcutta, sei eine Heilige, deren Fürsprache vor jener furchtbaren Krankheit bewahre. Zahlreiche Voten wanderten nach allen Seiten hin, um zu bezeugen, daß alle, die der Heiligen Opfer dargebracht, von der Seuche verschont geblieben seien. Die frohe Botschaft schien sehr Vielen glaubhaft, und bald strömten von allen Seiten Opferer nach Paura. Hier war ein kleiner Tempel errichtet, in welchem ein Weib aus der Brahminenklasse, mit Namen Ula-Bidih, auf einem Kubelkissen saß, stets anscheinlich im Gebete begriffen, umgeben von jungen Brahminen, die ihr dienten und die Opfer der Hülfesuchenden in Empfang nahmen. Nach Vermögen spendeten diese eine oder mehrere Kupien und lehnten dann beruhigt in ihre Heimath. Auf diese Weise von aller Furcht befreit, waren sie eben deshalb auch für die Krankheit weit weniger empfänglich, und so erklärt es sich leicht, wie der Ruf der Heiligen sich bald außerordentlich vermehren mußte. Tausende strömten hinzu, und immer reichlicher regnete das Gold in den Schooß der wunderthätigen Brahminin.

Herr Elliot aber, der englische Polizeipräsident zu Calcutta, sah in seinem Dienstreiter hier nur eine Deutelschneiderei und als der Zulauf täglich wuchs, glaubte er gegen die heilige Steuerernehmerin amtlich einschreiten zu müssen. Er beorderte einige seiner indischen Polizeidiener, die angebliche Wunderthäterin vor sein Gericht zu laden, und sie sofort dahin zu geleiten. Aber die Diener glaubten selbst an Ula-Bidih, — und unterstanden sich kaum, ihr melden zu lassen: „Herr Elliot wünschte mit ihr zu sprechen, und ersuche sie, sich gefälligst zu ihm zu demühen.“ Als sie demungeachtet schnelld von der Heiligen abgefertigt wurden, wagten sie weder, Gewalt zu brauchen, noch am demselben Tage sich ihrem Herrn zu zeigen. Am folgenden Tage hart von ihm angetaßten, gestanden sie, besüchtes zu haben, die Wunderthäterin werde sie tödten durch die Nacht ihres Gebetes, wenn sie Hand an sie zu legen sich vermaßen. Herr Elliot ließ sich hierdurch nicht abschrecken, sondern befahl nun einigen englischen Sergeanten, unverzüglich die Brahminin herbeizuführen.

Viele der Indier, die unter ihm arbeiteten oder eben zugegen waren, dachten nun nicht anders, als daß entweder jene Polizeidiener oder Herr

Elliot plötzlichen Todes versterben würden, und harzten ängstlich des Ausganges dieser Geschichte.

Die Heilige kam, begleitet von den weißen Teufeln³⁾, so nennen hartgläubige Indier häufig die Europäer, — und auf das Höchste stieg bei den gegenwärtigen Indiern die Erwartung der wunderbaren Dinge, die da kommen sollten.

Aber Hr. Elliot fuhr die Kupienfammerin barsch an, und stellte sie zur Rede über ihr ungläubiges Unternehmen. Siehe! da sank die Heilige vor dem gestrengen Herrn auf die Kniee, und — gestehend, daß sie nur durch Armuth zu solchem Beginnen sich habe bewegen lassen, wobei eine große Zahl Brahminen ihr behülflich gewesen, — bat sie, doch anständig mit ihr zu verfahren. Nun ließ zwar der Polizeipräsident sich einlagentmaßen durch ihr Flehen erweichen; um jedoch ihren Landeuteuten vollen Beweis ihrer Ohnmacht zu geben, ließ er die arme Ulia-Bitih auf drei Tage in das Gefängniß abführen.

Hiermit hatte die Wundergeschichte ihr Ende gefunden; aber von nun an wurde die fürchterliche Krankheit von dem Volke Ulia-beram, und von den keiner sprechenden Indiern Ulia-ka-beram⁴⁾ genannt. —

„

Das Haupt-Bußfest der Hindu.

Ein katholischer Missionär schreibt (1837) über das zu Ehren der Göttin Kali zu Calcutta begangene Bußfest, welches das feierlichste im ganzen Jahre ist, u. a. Folgendes: „an verschiedenen Orten, besonders an den Straßenecken und auf den Kreuzgassen bemerkte ich Menschen, die ihre Zungen mit einer langen Eisenstange durchbohrt und diese darin hängen hatten, und nach dem Takte von Instrumenten damit umher tanzten. Andere hatten sich tiefe Wunden in den Seiten und an den Schultern beigebracht, durch welche Schlangen von beträchtlicher Länge gezogen waren, die sich in Ringen um den Körper wanden. Wieder andere ließen sich mehrere an einem Seile befestigte Haken in den Rücken schlagen, und blieben, nachdem sie an diesem in die Höhe gezogen worden, eine Viertelstunde und mehr in der Luft schweben, je nach dem Grade ihrer Bußfertigkeit, wobei sie Klageklänge ausstießen, die als Zeichen der Betrübnis und als Leberstange auf Kali angesehen werden.“ — Auf Nachfrage erfuhr der Missionär, solche Bußer seien alle aus der Hefe des Volkes; die Neue habe jedoch keinen Antheil an den Martern, die sie sich auslegen, sondern

3) Satta Bud'a.

4) Ka-beram bedeutet „die Krankheit.“

die Reichen erkaufen sie zur Verherrlichung des Festes. — Der Missionär beklagt mit Recht diese für Geld übernommenen Aufwendungen. Leider gibt es aber auch in Europa noch Leute in katholischen Ländern, wo Arme für Reiche mühselige Büßungen verrichten.

f.

Abkaffung der englischen Besteuerung indischer Pilger.

In der Versammlung der Inhaber ostindischer Stocks zu Anfang 1837 kam der schon früher angetragte Vorschlag zur Sprache „die bisher von Großbritannien der Abgötterei in Ostindien, wenigstens indirekt, zu Theil gewordene Begünstigung derselben zu entziehen, indem das Einkommen aufgegeben würde, das von den britischen Behörden bis in die neueste Zeit von den Hindu-Pilgern bezogen wurde.“ Herr Ponder bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe hier eine Berechnung der von 1812 bis 1834 an den 4 Haupttempeln erhobenen Pilgersteuer, einschließig der Zahlungen an die Brahminen, Rajahen u. s. w. Im Jaggernaut betrug sie 301,331 Pfd. St., wovon der Regierung ein reiner Gewinn von 118,155 Pfd. blieb; zu Goa die ganze Einnahme in derselben Periode 656,787, der Reinertrag 579,169, zu Allahabad die Einnahme 224,909, der Reinertrag 205,320 Pfd., zu Teipert effele 335,951, letztere 236,457 Pfd. Im Ganzen belief sich also die Einnahme auf 1,518,986 und der Reinertrag auf 1,139,101 Pfund. Außerdem waren die kleinen Tempel im jährlichen Durchschnitt gegen 40,000 Pfd. ab . . . Und noch ist die Steuer nicht abgeseht, und die Betreiber von Pilgern (Pilgrim hunters) sind so thätig wie zuvor, den Tempeln Schlachtopfer zu liefern. Ein Befehl ging zwar von der Direktion der ostindischen Gesellschaft vor drei Jahren nach Indien ab, daß die Steuer nicht mehr erhoben werden sollte, aber noch werden den fanatischen Verehrern in Jaggernaut Einlaßkarten verkauft, die ihnen gestatten, sich dem furchtbaren Wagen zu nahen. Nicht weniger als 30,000 solcher Unglücklichen entrichten noch jährlich diese Steuer, und doppelt soviel werden wegen Armuth unentgeltlich zugelassen . . .“ Die Compagnie beschloß einmüthig — bis auf eine Stimme, — dem Unwesen ein Ende zu machen.

g.

Menschenopfer in Ostindien.

In Gumsar, 60 engl. Meilen nördlich von dem besuchten Wilfabrikant Dischaggenach, hat man 1837 unter den Ahunds weitver-

gewiegte Anstalten zur Darbringung von Menschenopfern entdeckt. Diese werden der Mutti (der Erde) geschlachtet im Klauben, hierdurch eine reiche Ernte zu erzielen. Die Opfer werden mit 60—180 Rupien jedes bezahlt, und den Leuten aus den Kassen der Pān und Hattī abgehambelt, welche sie den übrigen Kassen abstehten. Der englische Commissär für jene Gegend hat 24 solcher zu Opfern bestimmten Kinder, worunter 8 Mädchen und 16 Knaben, gerettet. Die englische Regierung denkt ernstlich daran, dieser schreuslichen Sitte ein Ende zu machen.

h.

Die Ramfauché's in Indien.

Das „Asiatic Journal“ theilt (1836) einen Bericht mit, der über eine Sekte, deren Mitglieder sich Ramfauchi (Gottesknechte, Rama-Freunde) nennen, der asiatischen Gesellschaft von Benares von Capitain Westmacott erstattet worden. Wir entnehmen daraus folgendes: Ramtscharan, der Gründer der genannten Sekte, 1719 in Serisshain geboren, war ein Ramavat-Bairagi (zu vergleichen theils den Stoikern, theils den Bettelmönchen). Dem Götzendienst beharrlich entzogenwirkend, und deshalb von den Brahminen heftig verfolgt, verließ er 1750 seine Heimath, und wanderte umher, bis er 1769 sich zu Schahpura niederließ. Hier legte er den Grund zu einer geläuterten Brahmareligion, dichtete (wie es heißt) 36,250 Sakdo's oder Hymnen, und starb 1798. Ihm folgte Ramdschan, einer seiner 12 Ischeta's (Schüler oder Jünger), welcher 16,000 Hymnen dichtete und 1800 starb, — diesem als dritter Priesterfürst, Dulha Ram, der 10,000 Sakdo's und an 4000 Sakt's (Gedichte zum Lob tugendhafter Hindus, Muhammedaner u. a.) schrieb. Auf Dulha Ram folgte 1834 Ischatra-Das (er dichtete nur 1000 Sakdo's und erlaubte nicht, sie aufzuschreiben), und nach dessen 1831 erfolgten Ableben, wurde Narajan-Das die Würde des Mahants (Oberpriester) ertheilt, der noch jetzt das Oberhaupt der Sekte ist. —

Diese besteht aus Laien (Giribh) — und Priestern (Siddha's, Vollkommene oder Bairagi's, Leidenschaftlose). Die letzteren sind besonders verpflichtet, die h. Schriften zu studiren, und nichts Verdienstliches in ihren eigenen Werken anzuerkennen; Keuschheit, Demuth und Enthaltbarkeit in Allem zu beobachten, wenig zu schlafen und den Körper an Mühseligkeiten und Beschwerden zu gewöhnen, Müßiggang und Nachsicht zu üben, überhaupt alle Leidenschaften zu erlöddern, und allen irdischen Freuden und Genüssen zu entsagen. Die am meisten verabscheuten Ver-

brechen sind: Unenthaltbarkeit und Habsucht. Die Kleidung der Priester wird sehr sauber gehalten und wenigstens jeden dritten Tag gewechselt.

Den Laien ist zur Hauptpflicht gemacht, Wahrheit zu reden, beständig in ihren Neigungen und recht und billig in ihren Handlungen zu sein. Sie dürfen auch nicht um ihrer Todten trauern, weil dies Mangel in Ergebung in den göttlichen Willen zeigt.

Weder Priester noch Laien halten die hindusischen Festtage; aber sie beobachten ein strenges Fasten von Sonnen-Untergang bis Sonnen-Aufgang.

Die Gesamtzahl der Priester, die im Lande umher zerstreut wohnen, soll nicht 800 übersteigen; — die Zahl der Laien in Schahpura, der eigentlichen Metropolis des neuen Glaubens, beläuft sich auf ungefähr 200, von denen nur die kleinere Hälfte dem weiblichen Geschlechte angehört.

Die Glaubenslehre der Ramsanchi's, die sie aus den h. Schriften der atbrahminischen Religion schöpften, ist sehr einfach. Sie glauben an einen allmächtigen Gott, den sie als Urheber des Schaffens, Erhaltens und Vernichtens verehren. Dieses höchste Wesen nennen sie Nam. Er ist ihnen die Quelle alles Guten — und Abwender alles Bösen, und weil seine Beschlüsse unerforschlich, ist Ergebung in dieselbe strenge Pflicht. Die Seele ist ein Ausfluß des göttlichen Geistes, und steigt, nach dem Tode des Leibes, zum Himmel empor.

Die Gottheiten der Hindus werden von den Ramsanchi's nicht anerkannt und keine Art von Bildern oder Symbolen des Abgötterdienstes wird in ihren Tempeln zugelassen. Als Westmacott den jetzt lebenden Priesterfürsten um seine Meinung über den Bilderdienst fragte, antwortete er in Versen:

„Wie das Waschen des Körpers im Dye an dem Baden in allen Flüssen der Erde gleichkommt, da sie doch alle in die große Tiefe fließen; — Wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um Blätter, Blüten und Früchte in's Leben zu rufen und zu erquickend, So besorgt die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit, sich an niedere Gottheiten zu wenden.“ —

i.

Ueber eine Secte von Yogi's in Antich,

die sich Kanphati's nennen, wurde in der Königl. asiat. Gesellschaft zu London am 5. Februar 1838 eine Abhandlung von Lieut. Postans vorgelesen. Diese Yogi's wohnen in einer großen Reihe von Gebäuden nahe

bei Danodhar. Ihr Glaube und ihre Übung besteht darin, allen Personen, welche darum bitten, Nahrung und Obdach zu geben, und zwar ohne Rücksicht auf Kaste oder Secte, und ohne hinsichtlich der Zeit und der Menge eine Grenze zu setzen. Ihre Anzahl ist gering und sie verpflichten sich selbst zur Ehelosigkeit; aber ihre Gaben sind reich und sie haben bedeutende Einkünfte, um ihren Lebensregeln genügen zu können. Der Vorsteher hat eine so hohe Würde, daß er niemand, selbst dem Rajah nicht, den Gruß zu erwidern oder zu antworten braucht. Ihren Namen haben sie von den ungeheuren Ohrringen, die sie tragen, und welche so schwer sind, daß sie ihnen die Ohren fast zerreißen; denn Man heißt Eher, und phati reißen. — Prof. Wilson bemerkte, dieser Orden sei einst sehr mächtig gewesen; wahrscheinlich seien die Ranphat's die Gründer der Hölletempel in jenem Theile von Indien, da alle Figuren in denselben auch solche Ohrringe trugen. Er findet eine große Ähnlichkeit zwischen jenem Orden und den katholischen Mönchen, nur seien in Indien die Mitglieder nicht durch die eiserne Kette des Gelübdes für ihr Lebenlang gebunden.

k.

Ein Aghori.

Ein in Ostindien stationirter britischer Offizier machte, wie im „*Asiatic Journal*“ (1836) berichtet wird, in dem Jahr 1833 einen Ausflug nach dem berühmten Berge Abu, der an der Südgrenze von Dschahpudr liegt. In einer der zahlreichen Höhlen am Fuße jenes Gebirges traf er einen langen, bageren Mann, mit verworrenem, durch lange Vernachlässigung zottig gewordenem Bart- und Kopfhaar, dessen fast entfleischter Körper eine Krulle von Blut, Koth und anderem Schmutze überzog. Aus seinen starren Augen blickte eine dämonische Wildheit; sein ganzes Antlitz war grausenregend. . . Es war ein Aghori oder Agho-capenthi, — einer jener nicht mehr zahlreichen Asceten, die den Maha Dewi in seinen scheuslichsten Formen verehren, und nicht nur Menschenopfer begeben, sondern, auch Menschenfleisch verzehren. In der Höhle dieses Hüfens lag ein ganzer Haufe von Gebeinen, mit sichtbaren Spuren der Zähne, die daran genagt, dabei noch ein Stück von dem Kase eines Hundes. Boden und Wände der Grotte waren mit mannigfaltigem Unrath bedeckt, und in Mitten dieses Wustes lagerte der Aghori auf der Erde nieder. Als nun der Offizier ihn fragte, wer er sei, — erwiderte er: „Ich bin ein Anbeter der schrecklichen Gottheit Kali, die an Blut ihre Freude hat; Blut ist auch meine Lust; allein es war nicht immer so.“

Er erzählte dann, wie er durch das Unglück eines unwillentlichen Brudermordes unter die wilden Bhilts gerathen, und nun, mit diesen taubend und mordend, zufällig auch seinen zweiten Bruder getödtet, wodurch er überzeugt worden sei, daß die Göttin Kali ihn zu einem ihrer Priester erlesen. „So mußte ich,“ schloß er, „in die Einöde, um unter Thieren zu leben und von gleicher Speise, wie diese, mich zu nähren. Kein Band knüpft mich ferner an die Menschheit; dies beweist mir, daß ich ein Erwählter bin. Ich bin stolz auf diese Auszeichnung. Kein Gefüht, keine Leidenschaft nagt an meinem Herzen. Der Abscheu, den ich bei Anderen erzeuge, ist mir willkommen; ich verabscheue die Menschheit; ich gehöre dem Himmel — gehöre Kali an! Ich bin ein Gott — ein Aghori!“ —

I.

Die indischen Frauen.

Das Asiatic-Journal (Dec. 35.) macht die nicht bloß auf Indien passende Bemerkung, daß man die Frauen durchgängig wie niedrere Wesen behandle und doch — wahrhaft himmlische Tugenden von ihnen fordere. Es führt dann Manches zur Würdigung der Frauen im Lande Brahma's an, von dem folgendes eine Stelle hier finden mag:

„Das alte Rom prahlte mit Einer Lucrezia; In die n kann hunderte, ja tausende edler Frauen aufweisen, die es vorzogen, durch Gift, Dolk oder Feuer ihr Dasein zu enden, ehe sie ein Leben führten, auf dem nur ein Schatten von Argwohn ruhte. In der neueren Zeit haben zahlreiche Beispiele gelebt, daß die Frauen Indiens noch denselben Opfer fähig sind, wie vor vielen Jahrhunderten: Dow's Annalen, Herishta's Geschichte und Oberst Tod's Kadischestan sind voll von Handlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinsten Quellen fließen; und dieselben Triebfedern haben noch jetzt ihre ganze Wirkung. . . Fast jede vornehme Familie Hindostan's rühmt sich eines oder mehrerer weiblicher Vorfahren, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Kosten ihres Lebens retteten. Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben diese sich selbst geopfert“. . .

II.

Indisches Schauspiel.

In Calcutta besteht jetzt (1836) außer einem Schauspielhaus, in welchem in englischer, auch ein Privattheater, auf welchem in hindostani-

in Sprache gespielt wird. Das letztere wird von Babu Nabintchandur Bose in seinem eigenen Hause geteilet. Die weiblichen Rollen werden auch von hinduistischen Frauenzimmern gespielt, und die Musiker der Truppe bestehen ebenfalls nur aus Hindu's, meistens Brahminen. Bei einer der letzten Vorstellungen waren über 1000 Zuschauer, — Hindus, Mahomedaner, Europäer u. gegenwärtig; das Schauspiel begann etwas vor Mitternacht und währte bis $6\frac{1}{2}$ Uhr Morgens. Bevor man den Vortrag aufzog, wurde ein Gebet an den Allmächtigen abgelesen, eine hinduistische Bitte, welche bei allen solchen Gelegenheiten beobachtet wird. Auch wird vor jedem Auftritte ein Prolog abgelesen, in welchem der Inhalt der folgenden Scene auseinander gesetzt ist. —

II.

Hindostanische Uebersetzung von Gay's Fabeln.

Raja Kali Krishna Bahadur, Ehrenmitglied der asiatischen Gesellschaft von Paris, hat im J. 1836 zu Calcutta Gay's Fabeln in's Hindostanische übersetzt, und sie mit dem Texte zur Seite im Druck erscheinen lassen. In der dazu geschriebenen Vorrede wird, nach orientalischer Sitte, erst Gott, dann, obgleich Kali Krishna zur brahminischen Religion sich bekennt, Mahomed — gepriesen.

O.

Ein mahomedanischer Protestant.

Der Madras Herald (1836) berichtet Nachfolgendes aus Triplicane in Ostindien: „Die mahomedanische Gemeinde daselbst war im März d. J. zum Freitags-Gebet in der Moschee des Nabob's versammelt, um die Worte des Korans auslegen zu hören. Die Abhaltung des Gottesdienstes hatte man einem wandernden Mulla aus Kabul übertragen, dessen ehrwürdiges Aeußeres ihm den Schein der Heiligkeit gab. Allgemeines Entsetzen aber erregte es, als er seinen Text nicht aus dem Koran, sondern aus einem Auszuge aus der Bibel in persischer Sprache entlehnte, und gegen die Verehrung des Propheten eiferte, der Nichts anderes gewesen sei, als jeder andere Sterbliche. Von allen Seiten ein Schrei des Unwillens, heftige Opposition der übrigen Mulla's, tausend Häufe sich ballend zu nachdrücklicher Widerlegung! Durch Nichts jedoch ließ der Redner in seinem begeisterten Vortrage sich stören, bis der Nabob in's Mittel trat und den Reformator in Sicherheit brachte. Im Palast soll es nun

heftige Controversen gegeben haben: aber der Molla ist unerschütterlich und weigert sich sogar, seiner Sicherheit halber heimlich zu entfliehen.“

7.

Zigeuner.

a.

Menge.

Herr Mich. v. Kogalnitshan, ein junger Moldauer, hat im Sommer 1837 zu Berlin eine „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Zigans“ (Zigeuner) herausgegeben, welcher ein Verzeichniß von 700 Wörtern der Zigeunersprache beigesügt ist. Er gibt zuerst die Literatur seines Gegenstandes, dann die Geschichte dieses seltsamen Volkes, und schließt dessen gegenwärtige Lage. Seinen Angaben nach gibt es jetzt

in der Moldau und Wallachei . . 200,000 Zigeuner,

„ „ Türkei 200,000 —

„ Ungarn 100,000 —

„ Spanien 40,000 —

„ England 10,000

„ Rußland 10,000 —

„ Deutschland, Frankreich u. Italien 40,000 —

In Allem also ungefähr 600,000 Seelen.

b.

Abstammung der Zigeuner.

Herr v. Menzi, Verfasser des großen Werkes über Ozeanien, welches die Gebrüder Dibat 1836 bekannt machten, hat nachgewiesen, daß die Zigeuner aus dem Lande der Nahratten in Indien entspringen, wo er die Tzinquar's gefunden, welches ihr wahrhafter Name ist. Den Beweis hat er durch Vergleichung der Sprachen der Zigeuner in Europa mit der hindostanischen geführt.

Persische Heil- und Giftkunde.

Das Journal de chimie médicale enthält einen Aufsatz über die Arzneikunde in Persien, aus welchem Einiges auch von Nichtmedicinern mit Interesse gelesen werden dürfte.

Die medicinisch-chirurgischen und pharmaceutischen Kenntnisse sind in Persien noch sehr weit zurück. Bei schweren Krankheiten sind die Perser noch auf die Voraussetzungen der Astrologen und auf die mystischen Zaubersprüche ihrer Hakkis oder Aerzte beschränkt. Mit den wunderlichen Lehren von warmen oder kalten Krankheiten, männlichen und weiblichen Arzneien, die sie den Schriften der Araber aus dem 12. und 15. Jahrhundert entnommen, ohne die mindeste Kenntniß von Anatomie, Physiologie und Chemie, weisen sie jeden Versuch, den man zu ihrer Belehrung machen könnte, hartnäckig zurück. Wer sich beim Sciten betreffen ließe, würde als Gottloser, wer chemische Versuche machte, als Zauberer verschrien. —

Außer den Hakkis beschäftigen sich auch die Droguisten oder Apotheker und die Barbiers oder Chirurgen mit der Medicin. Am besten verstehen sich aber die Droguisten auf die Gifte. Auch sind sie durchgängig die passiven Agenten ihrer Fürsten, die sie für ihre Todesstränke gut bezahlen. Ueber die Bereitungsart der Gifte bewahren sie strenges Geheimniß, und nur bei einigen hat man deren Zusammensetzung entdeckt. Eines derselben ist nichts als Diamantenstaub. Zu den fürchterlichsten gehört aber dasjenige, welches aus Euphorbiumsaft, einem giftigen Insect und dem Mulus aus den Eingeweiden eines an Dysenterie gestorbenen Menschen besteht. Auch die Druzen und einige Stämme des Libanons sehen diesen Mulus als ein sehr energisches Gift an. Außer den Giften und einigen getrockneten Heilkräutern führen die Droguisten auch mehrere geheimnißvolle Heil- und Schutzmittel. Die bedeutendsten darunter sind die Bezards oder heiligen

Steine von Mekka. Der Padischah, wie sie ihn nennen, ist der König der Arznenen, der mächtigste Beschützer des Lebens. Ein solcher Stein wird oft mit 3 bis 4000 Franken verkauft. Bei Auslegung derselben auf Scorpionstiche werden die Gebetworte gesprochen: „Bismillah el rahman el rathem, la illa in hulla,“ d. d. „Im Namen des allmächtigen und allbarmerzigen Gottes; es gibt keinen andern Gott, als Gott.“ —

b.

Europäisierung der Parsen zu Bombay.

Die Gueden oder wie sie lieber genannt werden, die Parsen, deren Kecklichkeit und Thätigkeit sprichwörtlich geworden, — sind unter allen Orientalen diejenigen, welche sich am leichtesten an europäische Civilisation gewöhnen und am meisten von ihr angenommen haben, — was eine weitere Verstärkung der Uerwandtschaft parthischer und germanischer Stämme bieten möchte. Die in Bombay wohnenden Gueden haben Journale und öffentliche Vorlesungen, und in ihrem Religionsstreitigkeiten, — bekanntlich sind sie Zrimudjäläubige, — haben sie an die Universität Oxford und an die asiatische Gesellschaft in Paris appellirt. Sie haben lithographische Pressen, durch welche sie erfuhren, daß Professor Niehausen in Kiel und Beurnouf in Paris die Zendavesta (d. d. Schrift der Parsen) herausgeben, veranstalteten sie ihrerseits eine lithographische Ausgabe des Vendidad (einer Abtheilung der Zendavesta) in Bombay. —

c.

Persische Staatszeitung.

Seit dem Mai 1837 erscheint zu Teheran monatlich eine Staatszeitung, auf einem Foliobogen von chinesischem Papier lithographirt und gedruckt. Oben auf der ersten Seite steht ein leeres Schild mit der persischen Krone, als Schutzhalter zwei Löwen, hinter denen die Sonne aufgeht; in einigen Nummern stehen die Löwen auf dem Fische oder Drachen, auf dem, nach mohamedanischer Methe — die Erde ruht. Die erste Seite führt den Titel: „Nachrichten aus den Königräichern des Orients,“ die zweite den: „Nachrichten aus den Königräichern des Occidents.“

Die Circassier,

oder, wie sie selbst sich nennen, die Abigehen, charakterisirt Ritter Taitbout de Martigny in seinen zu London erschienenen „Three voyages in the black sea to the coast of Circassia etc.“ (1837) in folgender Weise: Eine schwärmerische Freiheitsliebe und ein unbeywundlicher Heldemuth macht die Circassier den anangrenzenden Ländern furchtbar. Sehr abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu führen, kennen sie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die Flucht. Sie brechen aus ihren Grenzen, stürzen auf die Nachbarn, verheeren ihr Land, erbeuten ihre Herden und führen die von ihrem Schwerte verschonten Einwohner in die Sklaverei. . . Den ersten Stand machen die Fürsten, den zweiten die Edeln, den dritten die Knechte aus, welche letztere Unterthanen eines Fürsten sind, dessen Befehlungen sie anbauen und dem sie Kriegsdienste leisten. In Kleidung und Lebensweise unterscheiden sich die drei Stände nur wenig von einander. Die Sklaven sind meist Kriegsgefangene; sie werden mild behandelt. . . Ihre Volkssammlungen werden immer in einem Waide gehalten. Den Vorsitz hat der Fürst. Ohne Rücksicht auf Alter und Rang — wird stets denen das Wort gegeben, die sich durch Verdienste oder Wohltredendheit besondere Achtung erworben haben. Hier werden fast alle Rechtsbündel entschieden — nach alten, im höchsten Ansehen stehenden Rechtsgewohnheiten. . . Bücher haben sie nicht (sie sind des Lesens und Schreibens unkundig), aber Gesänge, alte und neue, in denen Tapferkeit und Treue gepriesen, Feigheit und Untreue gezeihet wird. . . Sie verehren ein höchstes Wesen, daneben aber viele Untergottheiten, wie Merissa oder Merime (die Mutter Gottes genannt), welche die Schutzgöttin der Frauen ist. Gebete und Opfer werden durch untadelige Geiste dargebracht; eine besondere Priesterchaft haben sie nicht. Spiel, Tanz und Pferderennen beschließen gewöhnlich den Gottesdienst, der in Thieropfern und einer Art Abendmahl besteht. Vielweiberei ist nicht üblich. Die Erziehung besteht in Leibesübungen, Abhärtung, Anleitung zu Raubzügen und Uebungen des

Urtheils und Vorzug. Im Allgemeinen sind die Circassier mäßig und begnügung und empfangen und geben so gern Geschenke, daß sie nicht leicht vertragen, was ein Anderer zu erhalten wünscht. Uebrigens haben sie auch darin mit den Spartanern Aehnlichkeit, daß das Stehlen bei ihnen gleichsam zu den freien Künsten gehört.

Bemerkenswerth ist, was Platon Cúbow von den Spuren einer alten tscherkessischen Naturreligion berichtet. Er schreibt im 3ten Bande seines 1836 herausgegebenen „Gemäldes des kaukasischen Landes,“ daß unter den Stämmen der Abigben oder Tscherkessen (von tscherk abschneiden und Kos. Kopf), welche in den Tiefthälern und in den Gebirgen haufen, man noch bis auf den heutigen Tag eine heidnische Religion bemerkt, die, obwohl mit muhamedanischen Gebräuchen vermischt, doch noch ganz ihr altes Gepräge zeigt. Die Hauptgottheiten dieser uralten Naturreligion haben folgende Namen: Schible, Gott des Donners, Tlep, Gott des Feuers, Nchitcha, Gott der Wälder, Schutcha, Gott der Reisenden, Sseoseres, Gott des Wassers. Die Feste der Götter werden entweder in heiligen Hainen oder auf den Höhen der Berge gefeiert. Diese Orte sind für jeden unantastbar, und der Verbercher, der eine Zuflucht darin gefunden, ist vor der Blutrache sicher. Als Opfer für den Gott Schible werden Stiere, Schafe und Lchsen geschlachtet.

10.

Die Moschee El Sakrah zu Jerusalem.

Einer der Begleiter des Herzogs von Joinville, der im October 1836 Jerusalem besuchte, beschreibt in der Revue française u. a. die berühmte dortige Moschee, welche der Chalif Omar, des Propheten Schwiegersohn, auf der Stelle erbaut, wo vordem Salomon's Tempel gestanden. Sie gilt bei den Moslemin fast für eben so heilig, als die von Mekka und Medinah, und seit Saladin diente der Todesstrafe kein Christ sie betreten. Ihren Namen El Sakrah führt sie von dem heiligen Steine, der gerade in der Mitte unter der Kuppel aufbewahrt wird. Es heißt, dieses sei der Stein und dies die Stelle, wohin Jacob sein Haupt gelegt, als

ihm der Herr im Traume erschien, ferner, als David seine Völker zählte und Gott deshalb die Pest gesendet, habe der Todesengel, niederfahrend, seinen Fuß auf diesen Stein gesetzt. Die Moslemm behaupten dann noch, in der Nacht, da Muhammed auf der Geißelrute El Borak von Mekka nach Jerusalem geritten, sei der Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde gesprungen.

An den Wänden eines, an die Moschee grenzenden alten Saales sieht man die Spuren eines vermauerten Thores. Es ist das „goldene Thor“ des alten Jerusalem, zu welchem Christus am Tage des Palmenfestes eingezogen. Die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeiung unter ihnen geht, dieses Thor werde die Christen einlassen, wenn sie wiederkommen, Jerusalem zu erobern! — Wo ist ein Ort auf dem ganzen Erdball, an welchen sich großartigere Erinnerungen und Weissagungen anknüpfen? —

11.

Aegypten.

a.

In Aegypten von Aethiopien aus gebildet worden?

Hoekling in seinen „Travels in Ethiopia“ (4^{te} London 1835) hält, wie Pecten und mehrere andere Historiker, „Meroe“ für „die Wiege der Civilisation.“ Der Rezensent dieser Schrift im Octoberheft des „Edinburgh Review“ bestreitet diese Annahme besonders; damit, daß er nachweist, daß die ältesten Bauwerke von Meroe und Aethiopien ägyptischen Ursprungs und die späteren nur Nachahmungen der schon verbesserten ägyptischen Baukunst sind. Die ersteren begleiten den Nil bis hinauf nach Jebel el Burket und gehen bis in die Zeit zwischen 1700 und 1400 v. Ch. zurück. Die Pyramiden Aethiopiens sind aber ganz modern im Vergleich mit den ägyptischen. Die von Meroe oder Assur, auf die Hoekling sich vorzüglich stützt, hält auch Rüppell für jünger als die von Jebel el Burket, und nach Leed Prudhoe wurden dieselben erst in den Jahrhunderten nach 400 v. Ch. erbaut. Die Hieroglyphen auf den

äthiopischen Denkmälern sind aber noch schlechter als die Bildwerke; während die ältesten Hieroglyphen, die man in Aegypten auffinden konnte, schon diese Schriftkunst ganz vollendet zeigen. — Vielleicht ließen Herodot und Kämpell, Hoskins und sein Emdburger Gegner sich durch die Annahme verführen, daß die höchstgelegenen Flußthäler allerdings die Wiegen, aber auch nur die Wiegen der Völker und ihrer Bildung gewesen; daß die kräftigen Naturen der Wiege entsprossen, und daß erst aus Kreuzung verschiedener Stämme in den niedrigeren Ansebenen die Bildung erwachsen sei, die später in die Wiege zurückgebracht worden. —

b.

Aegypten kann man jetzt schon unter die Staaten des Fortschrittes rangiren. Die Regierung legt Rechnung von ihrer Staatshaltung ab, und liefert damit und darin den Beweis, daß sie nach ihrem Vermögen dem höheren Zeitgeist huldige. Das kürzlich vorgelegte Budget vom Mai 1834 bis Mai 1835 bringt u. a. in Ausgabe für Civil- und Militärschulen 2½ Million Piaster, für Erziehung der ägyptischen Bejlas in Frankreich und England 600,000 P., für arabisch-premierschulen 150,000 P., Druck des arabischen Moniteur 175,000 P., französische Druckeret und ägyptischer Moniteur 125,000 P., für Militär-hospitäl 2. 570,000 P., für Brunnen und Baumpflanzungen 1,400,000 P., Dämmung der Nil, öffentliche Arbeiten 10½ Million P. u. (w., für Gehalte der Zehrs und Unterhaltung der Moscheen nur 1,100,000 P. ausgeworfen. (Die Hälfte der Moscheen in Aahico verfallen!)

c.

Aegyptische Tabletten.

(Aus Captain G. M. Scott's „Wanderungen durch Aegypten und Sandia“.)

I. Die Fellah's.

Mohammed = Ali fand die eingeborenen Aegypter in das tiefste Elend, in die tiefste Degradation versunken, als eine Masse von Wesen, die nur durch Gestalt und Sprachfähigkeit als Menschen zu erkennen waren. Hiernach muß man die Urtheile bemessen, die über ihr gefällt wor-

den sind, indem man, was die Aegyptier jetzt sind, mit dem vergleicht, was sie früher waren. Obgleich nun der Weg des ägyptischen Vortritts mit fast unübersehblichen Hindernissen bedeckt schien, so sind doch die Hertschritte, die Statt gefunden haben, bewunderungswürdig groß; denn Mohammed Ali hatte nicht nur die überwältigende Masse religiöser Vorurtheile zu beseitigen, welche die ägyptische Nation niederdrückten, und die Wucht der Ignoranz zu durchbrechen, welche sie in ihre Degradation gerathen hielt, sondern er hatte auch den Widerstand aller jener mächtigen Häuptlinge zu überwinden, deren Interesse es war, ihre Fellohnen in dieser Erniedrigung und Unwissenheit zu erhalten und dem Ansehen des Vicekönigs und des Propheten zu trohnen. . .

Der Widerwille dieser Fellohnen, ihren Geburtsort zu verlassen, ist (sagt) unüberwindlich. Uns Engländern scheint es beinahe unglaublich, daß junge Leute von 18 bis 25 Jahren es als ein Unglück ansehen, ihr väterliches Haus verlassen zu müssen. Und doch ist dies bei ihnen eine allgemeine Klage. Die Hauptursachen hiervon mögen sein, daß sie sich sehr jung verheirathen; die Indolenz, in welcher Menschen aufwachsen, welche ihre Lebensbedürfnisse mit sehr geringer Arbeit und Mühe gewinnen, und der gänzliche Mangel an geistiger Bildung, der sie völlig ignoriren läßt, daß es noch andere Vergnügen in diesem Leben gibt, als der Befriedigung der mit den Thieren gemein'amen Begierden, deren völlige Befriedigung dem guten Muselman als Belohnung im sinnlichen Paradies seines Propheten vorgehalten wird.

Der ägyptische Fellohne sieht einen seiner Stammgenossen, etwa einen Bruder, der sich in demselben Schmutze gewälzt, und mit demselben elenhaften Ungeziefer bedeckt war, wie er selbst, der dieselbe schlechte Nahrung genossen und mit gleichen Lumpen bekleidet war, — er sieht ihn mit Handschellen fortgeschleppt, um Soldat oder Seemann zu werden. Er sieht ihn in wenigen Jahren zurückkehren, — umgestaltet in ein halb-civilisiertes Wesen, versehen mit allen Lebensbedürfnissen, Schmuck in seinem Aussehen, und sich behaglich fühlend in seinem neuen Zustande; und doch wird er ihn nicht beneiden, noch zur Nachahmung durch ihn erregt. Von Patriotismus weiß er Nichts, ausgenommen, daß er lieber von seinem landesmännischen Stolz beherrscht, als von seinem früheren Unterdrücker, dem Türken, getreten werden will. . .

II. Die Eindämmung des Nil's.

Alle Projekte (bubbles) Mohammed Ali's erscheinen als unbedeutend, wenn man sie mit seinem Plane, den Nil einzudämmen, vergleicht. Dieses merkwürdige Unternehmen wurde begonnen auf Anrathen des Re-

Wenten der Saint-Simonistischen Sekte zu Kairo, und der Vater Enfantin geruhte, seine väterliche Fürsorge, als Haupt-Ingenieur und Schachmeister diesem Werke zuzuwenden, unterstützt bei seinen Arbeiten durch einen Herrn Lelan, Bôgling der polytechnischen Schule zu Paris. Die für dieses erschauuliche Werk außerordentliche Stelle findet sich wenige Meilen unter der Theilung des Nil's in den Rosetten- und Damietten-Arm, und die Absicht ging darauf hin, das Wasser zur Höhe von 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand des niedrigen Nil's zu erheben, um eine Wassermasse zu bilden, mittelst welcher jeder Theil des Delta's zu jeder Jahreszeit bewässert werden könne.

Dieses Werk, wie es ursprünglich projektirt worden, war wohl ausführbar, obgleich schwierig genug, um selbst einen Brunel zum Nachdenken aufzufordern, bevor er dasselbe begänne. Aber die ungeheure Ausgabe, welche nöthig gewesen zur Beschaffung des zu den Grundpfählen erforderlichen Holzes veranlaßte das Aufgeben dieses Theiles des Projektes. Der Damm soll nun blos aus Steinen erbaut werden und auf dem sandigen Grunde des Delta's aufliegen. Keiner der Steine, die ich aufgeschäuft sah, war aber länger, als vier Fuß, und die ganze Arbeit sieht einer Spielerei so ähnlich, daß man an der Eitelkeit der Versicherung des cosmopolitischen Vaters zweifeln möchte, der behauptete, daß er nur arbeite „pour l'amour de la famille universelle des hommes.“⁶

Man hat im Sinne, zwei Brücken über die beiden Nilarme und eine mittlere über den Kanal zu bauen, welcher nothwendig, um den Bewässerungsstrom in das Delta zu leiten. Die zwei Hauptbrücken würden ungefähr 5 (engl.) Meilen lang, und diese ganze Strecke würde gedämmt werden müssen, um dem stäten Drange des ungeheuren Wasserschwallers widerstehen zu können. Sollte aber dieses Werk jemals glücklich zu Ende gebracht werden, — was meiner Meinung nach nicht geschehen wird, — dann würde die nothwendige Folge davon sein, daß das ganze Essem von den Kanälen, Dämmen und Schleusen des Delta eine Veränderung erleiden müßte, seine Bewohner aber würden stets der Gefahr ausgesetzt sein, mit sammt ihren Heerden, Feldern und Dattelwäldern und Wohnungen weggeschwemmt zu werden, entweder indem der Strom den Damm durchbräche oder dadurch, daß er sich selbst einen andern Ausweg eroberte.

III. Der freigläubige Böcker.

Kurz vor meiner Ankunft in der Hauptstadt Aegypten's ereignete sich ein Verfall, der einen komischen Beweis lieferte von der Veränderung, die in der letzten Zeit in der öffentlichen Meinung statt gefunden. Ein

levantinischer Kaufmann von Kairo, der wahrscheinlich seinem Patron, dem h. Antonius, eine Ehre anthun und zugleich seinen Freunden ein Festmahl geben wollte, schickte eine Schweinskeule in ein mohamedanisches Backhaus, um dieselbe dort braten zu lassen. Der nicht sehr gläubige Bäcker der Gläubigen trug kein Bedenken, das unreine Fleisch zu den übrigen orthodoxen Gerichten zu stellen, um sie miteinander zu braten. Aber einer der Kunden, ein strengere Beobachter des Korans, als er nach seinem Büßelbraten zu sehen kam, bemerkte mit Entsetzen, wie neben demselben jenes verabscheute Stück Fleisch dampfte und prasselte. Er erhob ein lautes Geschrei über den gottlosen Bäcker, der sofort vor den Hatib Effendi geschleppt und aufgefodert wurde, sich deshalb zu rechtfertigen, daß er auf solche Weise dem Propheten zu wehen sich unterlange. „Hüth dich“, erwiderte der zitternde Bäcker, „ich habe kürzlich verschiedne Veranlassungen in Kairo wahrgenommen, daß ich damit keine Sünde zu begehren laubte. Sehe ich nicht täglich muslimännische Soldaten auf französische Weine equipirt? Wen's halb als Kranken gekleidet? Fränkische Gerichte, ja sogar fränkische Weine genossen? Konnte ich, solcherlei sehend, voraussetzen, daß es eine Sünde sei, wenn ich gestattete, daß ein Stück fränkisches Schwein ruhig neben einem muslimännischen Gerichte brate? Glaube ich doch hiermit nur dem Zeitgeiste gemäß zu handeln!“ — Der mohamedanische Weise fand sich hierdurch nicht wenig betroffen, doch meinte er, daß, wie wahr dies auch Alles sein möchte, der Bäcker doch auch hätte sehen können, wie alle gläubigen Bewohner von Kairo nach dem Geiß des Korans dafür hielten, Schweinefleisch sei Schweinefleisch, und daß die Vorschriften des Propheten befolgt werden müßten. Ein wichtiger Mollah bemerkte dagegen: „Feuer sei ein Reiner aller Dinge,“ worauf nach gekläarter Verachtung entschieden wurde, daß den anderen Gerichten im Backofen durch den Dampf des Schweinebratens kein Schaden geschehen sei, und so wurde der Angeklagte entlassen. Der triumphirende Bäcker künzte sofort an, daß er fränkische und andere Gerichte brate,“ und hatte nun ein sehr einträgliches Geschäft seit der weisen Entscheidung des Richters zu seinen Gunsten. —

IV. Mahomedanische Toleranz.

Abd-el-Kader ben Djelani, von Bagdad, Haupt einer der berühmtesten Familien von Irak-Arabien, als er kürzlich vom Kaiser von Marokko, der eine seiner Töchter zum Weibe genommen, nach seiner Heimath zurückreisend, nach Duleb Chelul bei Algier gekommen, wurde

von vielen dort umherwohnenden Mahomedanern befragt, wie sie es mit dem (ungläubigen) Franzosen zu halten hätten? Abd-el-Kader ben Djelani, so berichtet der „Moniteur algérien“ vom 12. Aug. 37, versicherte: „dieser- nigen verständen schlecht den Koran, die meinten, er gebiete, die Christen auch ohne Grund zu bekriegen. Er las mehrere Stellen daraus vor, welche vielmehr beweisen sollten, die Religion Mahomed's und die christliche Religion seien Schwestern, und diejenigen, welche dieselbe übten, könnten auf gleiche Weise Gnade vor Gott finden.“

12.

Die Kolonien freier Neger in Afrika.

Den neuesten Nachrichten zufolge hatte die, von freien amerikani- schen Negern auf der Westküste gestiftete Kolonie Liberia mit dem Re- gierung von Grand Bassa einen Krieg zu bestehen, der sich mit einem Friedensvertrag endigte, durch welchen der Negerkönig Peter Harris nicht nur freien Verkehr der Kolonie mit dem Innern zugibt, sondern auch Ab- schaffung des Sklavenhandels in seinem eigenen Reiche ver- spricht. — Auch die von den Quäkern (von Pennsylvania) nach dem Ru- ster von Liberia auf derselben Küste in Bassa Cooc errichtete Negerkolo- nie, wo sie Sklaverei, Sklavenhandel und den Gebrauch geistiger Getränke verboten, gewinnt erfreulichen Fortgang. — Es ist zu hoffen, daß Afrika allmählig durch seine eigenen Söhne in den Lebenskreis der Humanität eingeföhrt werde. —

13.

Abbyssinische Bardinnen.

Der erste Band der zu Anfang 1838 erschienenen Reise von Com- bes und Tamisier berichtet über die abyssinischen Frauen u. a. Folgendes:

des: „der Hauptzweck der Courtisanen, welche das Gefolge eines Fürsten schmücken, ist, die Verwaltung eines Dorfes oder einer Provinz von ihm zu erhalten, und wenn sie dies erreicht, ist ihr Ehrgeiz befriedigt. Vergangenheit und Gegenwart bezeugen, daß diese Frauen nicht unvermögend sind, die Zügel der Regierung zu führen. . .“

„Es gibt aber in jener Gegend noch Frauen, deren Rolle etwas Edles und Schönes hat: es sind jene, welche, die Gefahren des Krieges nicht scheuend, sich unter die Kämpfer mischen, und sie nicht nur durch ihre Worte und Gesänge, sondern selbst durch ihr Beispiel ermuntern. Keine That entgeht ihrem durchdringenden Blick; der Feigling sucht vergeblich, ihrer Gegenwart zu entfliehen; im heißsten Gewühle des Kampfes kommen sie herbei, der Tapferkeit der unerschrockensten Krieger Beifall zuzuschauen. Ist der Kampf zu Ende, dann begeben sie sich in das Zelt des Anführers, brandmarken in ihren improvisirten aber kraftvollen Liedern das Benehmen derer, welche dem Anlauf der Feinde nicht auszuhalten gewagt, und stimmen Preisgesänge an, um den Ruhm der tapferen Streiter zu feiern. Das ganze Heer hat eine Art Ehrsucht vor diesen muthigen Frauen, und alle fürchten eben so sehr ihren Tadel, als sie eifersüchtig auf ihre Belobung sind. Der Einfluß, den sie auf die Truppen üben, ist ungefähr derselbe, den die Frauen des Mittelalters auf unsere Ritter hatten, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich weit größeren Gefahren aussetzen.“

14.

T ü r k e i.

a.

Brayer's Charakteristik der Türken.

Die „Nouvelles à Constantinople,“ die 1836 von dem praktischen Arzte Dr. A. Brayer herausgegeben worden, lassen tiefer, als die meisten anderen Reiseberichte, in das Innere des türkischen Lebens und Wesens einschaun. Der Verfasser fand durch seinen ärztlichen Beruf Eingang, wo nicht leicht je ein Fremde hingedrungen sein mag.

Ueber den Charakter jener Nation äußert er im Allgemeinen: „Ich für meinen Theil fand den Türken — die Hülle ausgenommen, wo die Ehre seiner Regierung oder seines Glaubens gefährdet und sein Fanatismus zur Verteidigung beider aufgeregt war, — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mildthätig, asketisch, ohne Prunk und Scheinheiligkeit, und obgleich seiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersglaubigen duldsam. Der Türke ist eheulich im Verlehrs, mag er es nun mit Landsteuern oder mit Fremden zu thun haben; endlich besitzt er die Tugend der Keuschheit in einem Grade, wie vielleicht keine europäische Nation.“ Auch versichert Herr B., daß „in Constantinopel, wo die Häuser kaum verschlossen werden, wo der Krämer am Abend (zum Gebet) fortgeht und seine Bude offen läßt, jährlich kaum sechs Diebstähle begangen werden.“ Hinsichtlich der Vielweiberei bemerkt derselbe, daß „die Ulema, die Beamten an den Ministerien, Alles, was im Dienst der Großen steht, die kleinen Rentiers und alle Gewerbsleute, Schiffer u. s. w. (also mehr als $\frac{3}{4}$ der männlichen Bevölkerung in der Regel nur eine Frau haben.“

Den Einfluß des Korans auf den Charakter der Türken bestimmt Herr B. dahin, daß durch denselben 1) entweder vermindert oder doch unterwürfig gemacht werden: die Neigung zum Zanken, zur List, zum Dunkel; das Gedächtniß der Wälder, der Thatfachen und Törmern; die Leidenschaft des Reisens, der Sinn für Harmonie, Farben und Töne, — für Berechnung und Mechanik, das poetische und mimische Talent u. 2) in den Schranken der Mäßigung werden gehalten: die Liebe zu Kindern, die Gewöhnung an den Ort unseres Aufenthaltes, die Freundschaft, Geselligkeit und Liebe zu irdischem Besitz; endlich: 3) im höchsten Grade ausgebildet werden: die physische Liebe, Sanftmuth, Wohlwollen, Höflichkeit, das Gewissen, Bedachtsamkeit, Beharrlichkeit, das religiöse Gefühl, die Ergebung in das Geschick, Keuschkeit u. Was die letztere betrifft, so bemerkt B. gelegentlich: ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muselmanne eingekauft, die ich von dem plauderhaften und schurkischen Griechen, dem kalten und verstockten Armenier, und dem schmutzigen, schreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Am meisten aber hat man sich vor den verschmitzten und läughaften Franken in Acht zu nehmen.“ —

b.

Osmantische Vorse des letzten Jahrhunderts.

In seinem Bericht über die osmanische Literatur des letzten Jahrhunderts (v. 1836) erwähnt Herr von Hammer der Kallat (b. i. *Samml.*

Werke) des Scheich Rusceni, der im J. 1733 als 17-jähriger Jüngling von Medania nach Constantinopel gekommen, 1774 mit der Stelle des Scheich's Obern des Newmehi-Klosters Hubazi's bekleidet, im J. 1794 starb. Herr v. Hammer versichert, Rusceni's Werke gehörten „unter die ausgezeichnetesten, ethischen und mythischen Leistungen osmanischer Poesie.“ Aus einem Gedichte, worin Rusceni den wahren Soff beschreibt, entnehmen wir folgende Zeilen:

Gott ist, sagt Scheich Ben Soluf,
 Wer nicht König und wer nicht Kamluf,
 Gott ist, wer Unrecht gern vergißt,
 Wer mit allen Menschen freundlich ist.
 — Gott, sagt ein reiner Herzensmann,
 Ist, wer Keindheit rein bewahren kann.
 — Gott ist nicht, wer in sich nicht rein,
 Eigenschaften sucht und nicht das Sein.
 — Gott ist, sagt der Derwisch Rusceni,
 Wer die Namen Gottes kennt, die schönsten,
 Gott ist, wer Gottes Sein und Wesen
 Kennt und Andere dasselbe lehrt,
 Wer gekleidet ist in reine Wollenstoffe (Kuf),
 Diesen nennet, Meiner! einen Gott. —

Als den größten Dichter aber unter denen, welche zu Ende des XVIII. Jahrhunderts unter Selim III. gelebt, bezeichnet unser größter Dramantist — den Scheich der Derwische Ghallibede, der 1757 zu Constantinopel geboren, schon im 24. J. seinen Divan sammelte, und zwei Jahre später sein „schönstes und berühmtestes, romantisches Gedicht: Schönheit und Liebe“ schrieb. Später verfaßte er auch einen Commentar zu einer mystischen Abhandlung unter dem Titel: „Keines Gespäch.“ Er starb schon 1794 auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka. —

Nächst Ghallib ist nur noch der W hebl (begabte) Mohammed zu erwähnen, der seiner Vorliebe für Hyacinthen den Beinamen Sünbul-lüfabe verdankt. Sein Divan, den er 1807 vollendet, besteht außer den gewöhnlichen Vorworten, nämlich: der Anrufung Gottes, dem Lobgesang auf den Propheten, der Himmelfahrtsbeschreibung, dem Lobe des Sultans, dem des Wortes und der Veranlassung des Divans, aus 51 Gheseten, Zuhreimen, Räthseln und einzelnen Versen. Aus dem Lobpreis des Wortes mögen folgende Zeilen hier zur Probe und zum Schlusse stehen.

„Die Kraft der Poesie ist Gottesgabe,
 Sie ist nicht jedes Menschen Gut und Habe...
 Der Dichter wird von Gottes Huld getragen;

Es kann nicht jeder diesen Weg einschlagen. . .
 Es ist der Dichter Preis der Wang der Reiche,
 Sie sorgen, daß die Schönheit nimmer weiche."

c.

Heilwiefende Emirs zu Constantinopel.

Brager, in seinen „Nouvelles années à Constantinople“ (I. 47.) berichtet, daß in der Nähe des Tabaks-Zollhauses zu Constantinopel sich fortwährend einige Emirs aufhalten, Abstammlinge Fatima's, der Tochter Mahomed's, von denen das Volk glaubt, sie hätten die Gabe, durch Bersten, Anhauchen und Streichen mehrere Krankheiten, besonders den dort gewöhnlichen Rothlauf zu heilen. Die Regierung unterstützt diese geistlichen Aerzte mit der Auflage, daß sie von jedem Hülfsuchenden nicht mehr als 5 Paras zur Belohnung annehmen. Brager sah, wie zu einem solchen Emir, der langsam auf einem freien Platz auf und ab ging, eine verschleierte Frau mit einem Kinde kam, und etwa eine Minute lang mit ihm sprach. Nachdem dann der Emir sich gesammelt, sprach er mit etwas tiefer Stimme einige — wahrscheinlich arabische — Gebete, legte die Hand auf den Kopf der Kranken, blies ihr auf die Stellen, und rieb ihr mit dem Daumen der rechten Hand gelinde den Raum zwischen der Nase und der Wangenhervortragung. In 5 Minuten war Alles vorüber. Die Frau zahlte ihre 5 Paras, und nach ihr kamen noch mehrere Personen, Männer, Weiber, alt und jung, und jedesmal fand dieselbe Behandlungsweise statt. —

d.

Politische Frömmigkeit des Oberhauptes der Gläubigen.

Es ist mehrfach auf die Versuche des türkischen Sultans aufmerksam gemacht worden, die eisernen Schranken des Islamisismus, zum Wenigsten den flüchtigen Zaun zu durchbrechen, der den Kern desselben umgibt. Er erfährt nun, was zu seiner Zeit auf seine Weise Joseph II. erfuhr. Nicht so ehrlich, als dieser, aber weislicher, lenkt er ein, bevor er durch Empörung zu spät dazu gezwungen wird. Die voranwidrigen Bilder, die er in öffentlichen Gebäuden hatte aufstellen lassen, verschwinden. Dagegen macht die Tekwimi Wekaji (die türk. Staatskgt.) bekannt: „Se. Hoheit, der Sultan, dem Beispiele seiner erlauchten Vorfahren folgend, und von dem wahrsten Eifer für das Beste der Religion beseelt, befiehlt, daß in den beiden heiligen Städten (Mekka und Medina)

alle einer Ausbesserung bedürftenden Gebäude gehörig hergestellt werde auch lasse er prächtige Tempelvorhänge und zahlreiche Lampen mit silbernen und goldenen Ketten für jene zwei Städte verfertigen; alle dort Imams, Prediger, Muslime und sonstige Religionsdiener, besonders Mollah's, erhalten künftig eine namhafte Besoldungszulage. — Wen wurde auch schon früher im Phönix, wie der Sultan den Keram auf diese Weise in Bezug auf die Pest hatte deuten lassen. Jetzt lesen wir in einer sultanischen Verordnung (die von der türk. Staatsztg. vom 1. § 1837 mitgetheilt wird) unter anderem Folgendes: — „Bekannt ist, das tägliche fünfmalige Gebet eines der Fundamentalgebete unseres festschaffenden Glaubens ist, und das jene, die diese Gebote genau erfüllen in beiden Welten glücklich sind, während deren Uebertreter hier jenseits vielfältiges Elend und Mißgeschick zu gewärtigen haben. Ist demzufolge augenscheinlich, daß die Vernachlässigung dieser und anderer Andachtsübungen von Seiten einiger hirnlosen Menschen, — die die Ursache der Pestseuche und der Feuerbrünste ist, in dieser Hauptstadt und anderen Städten des Islams heimsuchen. Der Wiederbeleber des Glaubens, Vorseher und Staatsgrund unser allergnädigster Herrscher, seit seiner — Thronbesteigung der schärfster unserer seligmachenden Religion ist, so mißbilligt und verdammt die geringste Uebertretung der Glaubenspflichten, und gibt als der das Beispiel der gewissenhaftesten Frömmigkeit, indem er regelmäßig öffentlich den vorgeschriebenen Gebeten beizuwohnt. In Folge dieser fernen Gesinnung“ — befiehlt nun der Sultan, daß alle Personen in ihrer Umgebung in ihre Wohnung mit einem Imam, — Alle Rechtsgelehrten, aber, die sich keinen solchen Seelsorger halten können, in der nächsten Scheue oder dem nächsten Bethaus die vorgeschriebenen Gebete verrichten. Sofort soll dann jeder Muselman, der zur Gebetszeit — ohne gesetzlichen Entschuldigungsgrund — auf der Straße sich befinden läßt, „als ein nachlässiger des Gebetes, — der Obrigkeit überliefert werden, damit ihn zurechtweise und züchtigt.“ Eine fernere großherzogliche Verordnung schärft die Verrichtung der täglichen fünfmaligen Waschungen, als Glaubenspflicht und — aus Gesundheitsrückichten ein. —

c.

Größerrliche Censur.

Daß in Deutschland, — nach dem 4. August 89 in Frankreich ein Fürst unlängst zum voraus sich alle Devotions- und Submissionsfreiheit in den Eingaben seiner Unterthanen verordnet, kann kaum

bescheiden. Daß aber auch der Großkultan keine Schmeicheleien mehr vortragen kann, ist eine Thatsache, bleibender Erinnerung werth. Als ein gelehrter Dervisch dem Haupte aller Gläubigen im Frühling 36 eine von schwülstigen Redensarten strotzende Schrift überreichte, ließ der Großherr ihm zweihundert Piebe auf die Fußsohlen mit dem Bedeuten verabreichen: „Ein Sultan hat andere Dinge zu thun, als deine schlechten Schmeicheleien zu lesen und den Sinn aus deinen Schmeicheleien heraus zu klauen. Bestreife dich einer Karetten und einfacheren Schreibart, oder laß es ganz sein, sonst lasse ich die Hände abhacken.“ —

I.

Erste Zeiten zu Constantinopel.

Aus engl. Blättern erfahren wir, daß im Sommer 1837 zu Constantinopel, nach allem suchtbarem Brauch, vier Frauen aus türkischen Harems wegen geschwätzigen Verkehrs mit Christen — zum Tode verdammt und in den Bosphorus geworfen worden. Nach völlig neuem Brauch dagegen hat die Pforte eine Quarantaine in den Dardanellen errichtet. Noch kündigt die Note, durch welche den fremden Gesandtschaftskanzleien davon Nachricht gegeben wird, noch mit den Worten an: „da mit Erlaubniß des Allerhöchsten die Pest zu Smyrna und dessen Umgebungen ausgebrochen ist.“ In einem Schreiben aus Constantinopel, das die Morningpost liefert, wird übrigens bemerkt, die jetzt oft sich wiederholenden Fehltritte türkischer Frauen und die nicht mehr seltenen Selbstmorde in der Hauptstadt (in den letzten 14 Tagen tödteten sich drei Türesken) — „seien in den Augen der rechtschaffenen Muselmänner ein sicheres Zeichen, daß das Ende der Zeiten nicht mehr ferne.“

II.

Katholisches Auto-da-fé — in Constantinopel.

Ein Rundschreiben des Patriarchen von Constantinopel, welches am 10. Mai 1837, in den Kirchen der Hauptstadt verlesen wurde, verurtheilt unter Androhung der Excommunication und anderer angemessener (!) Strafen, die — Bibel und andere Schriften zu lesen, welche von der Bibelgesellschaft in London gedruckt werden. Noch an demselben Tage begab sich ein erzbischöflicher Commissär in die verschiedenen Pfarreien der Stadt, sammelte alle dergleichen Schriften, und übergab dieselben im erzbischöflichen Palaste dem — Feuer!

Höhere Kultur in Istanbul und Athen.

Wer hätte noch vor zehn Jahren sich träumen lassen, daß man nach so kurzer Zeit angezeigt fände: nicht nur in griechischen Zeitblättern (1837) die Eröffnung einer Universität zu Athen und ein dort erschienenenes Meisterwerk, wie „der alte Liberos“ von Spyridion Valletas, — sondern auch in einer türkisch-französischen Staatszeitung die Errichtung einer Regenschule zu Stambul und die Erscheinung eines Compendiums der Weltgeschichte von Tarass Sade und eines Commentars des Frühlinggartens Dschami's! — Wer weiß, welchen Triumph nach abermals zehn Jahren die Civilisation zu feiern haben wird!

15.

S e l l a s.

Die Dikern (37) sind für Griechenland ein neuer Auferstehungstag. Als die Hörsäle der griechischen Philosophen zu Athen im J. 529 durch das Machtsgebot Kaiser Justinians geschlossen wurden, war der freie Geist der Nation zu Grabe gegangen. Das nach dreizehn Jahrhunderten zur bürgerlichen und politischen Freiheit wiedergeborene Volk ist nun von seinem Regenten mit einer Universität beschenkt worden, deren Vorlesungen zu Dikern eröffnet werden. Von den 31 bis jetzt ernannten Professoren haben die meisten in Deutschland ihre Bildung genossen; vier von ihnen sind Deutsche, nämlich Herr Feder, Anselm, Landerer und Ulrichs; der Erste in der juristischen, die drei Anderen in der Facultät der allgemeinen Wissenschaften. Wir rufen dem akademischen Pöbels von Hellas ein freundiges Zqzw zu.

R u s s l a n d.

a.

Zur neueren Geschichte Rußlands.

Folgende Stelle mag auf die von Herrn Tiran herausgegebene Schrift: „La Russie pendant les guerres de l'empire,“ (1836) aufmerksam machen. „Seitdem der Vertrag von Tilsit unterzeichnet war,“ sagt Herr Tiran, „waren die Ideen von Ummüdigung (revolution) und Jacobinismus ein Gegenstand des Entsetzens für den hohen russischen Adel. Die Mittel der Repression schrieben sich von Paul 1. her; im J. 1798 hatten besondere Ulfasen verboten, Güter's, Fracks und Pantalons zu tragen. Die russische Akademie erlaubte nicht mehr, daß man sich des Wortes Revolution bediente, wenn man vom Umlauf der Sterne sprach, und die Schauspieler mußten statt Freiheit — Erlaubniß sagen.“

b.

Neuere russische Poesie.

In den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes gibt Herr Tieb uns (in No. 71 1836.) die Uebersetzung einiger neueren russischen Dichtungen. Der schwarze Schawl, von Puschkin, scheint uns charakteristisch genug, um zu versuchen, die Hauptzüge dieses Gedichtes hier mit dessen eigenen Worten zu entwerfen:

„Jung und leichtgläubig —
 — Woh einer Weichen ich liebend mich hin —
 — Wand — den Schawl um ihr reizendes Haupt.“

Da verdächt ihm bei'm Nahte ein Jude, seine Geliebte sei ihm untreu.
 Er flüchtet eilends zu ihrem Hause, —

„Ein Fremder umarmt mein Leben, mein Glück;“
 — Sein Haupt rollt zu Boden, von Küßen umlagert.
 Mein Fuß tritt den Feindnam — mein Bußen war toll,“

und auch die Reichen fällt, ein Opfer seiner Rache,

„Dem Haupte der Reiche entziff ich den Schemel,
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stuhl.
Mein Sclav' hat die Reichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Noth.“ —

c.

Zahl der Selbstmörder im westlichen Rußland.

Das Portfolio gibt in einer seiner neuesten Nummern (1836) eine moralische Statistik der westlichen Provinzen des russischen Reiches, welche ungefähr 10 Millionen Einwohner haben. Dieser Uebersicht zu Folge gab es im J. 1821 — 1822 auf 10,593,251 Individuen 1,025 erwiesene, 300 zweifelhafte Selbstmorde und 423 andere Ermordungen. Es kamen also auf 16,000 Einwohner ein Selbstmord, und auf 60,000 einem Todschlag. Dem Geschlecht nach verhielt sich die Zahl der männl. zu der der weibl. Selbstmörder wie $4\frac{1}{2}$ zu 1. Am merkwürdigsten ist das Verhältniß in Bezug auf die Standesunterschiede. Es gehörten nämlich von den Selbstmördern

966	zur Klasse der Bauern und Leibeigenen;	also 1 auf 16,757 $\frac{1}{2}$
192	„ „ Kaufleute	„ 1 — 20,833 $\frac{1}{2}$
113	„ „ Soldaten	„ 1 — 3,009
36	„ „ Adligen	„ 1 — 11,111
8	„ „ Geistlichen	„ 1 — 25,080.

d.

Rußland und Europa.

Der Referent in der russischen Lesebibliothek über das französische Drama „Don Sebastian de Portugal“, welches Graf Alex. Pjotrjtschik zu Petersburg herausgegeben, bemerkte u. a. (wie wir in Nr. 4 von Ost und West 1837 lesen) „nach unserer Meinung sollte sich nie ein Ausländer in die französische Schriftstellerei einlassen, wenn er dieser Sprache auch noch so mächtig wäre... In seinem slavischen Vaterlande französische Dramen u. s. w. herausgeben — heißt, seine Muttersprache herabsetzen, die ganze Welt mit dem Skandale unserer Erziehung bekannt machen und sich mit dieser Lächerlichkeit rühmen. Europa, und besonders den Franzosen gegenüber, sollen wir Russen nur unsere russische Sprache kennen.“ — Uns scheint ein solcher kategorischer Imperativ in doppelter Hinsicht unflathhaft. Für's Erste

hebt — ein bloßes Soll die Thatfache nicht auf, daß die französische Literatur die Arme der russischen war und theilweise noch ist; — für's Andere gegenwärtig einem der Arme noch nicht entwohnten Volke keine so redenshafte Sprache. Erst wenn Rußland sich die Bildung Europa's aneignet, darf es sich den hochcivilisirten Völkern zur Seite, oder, wenn es will, gegen über stellen. Ein Knabe muß nicht schon den Mann spielen wollen, wenn er in der Spott oder Zurechtweisung ernten will. Daß aufstrebende, nach europäischer Bildung trachtende Rußland nimmt unsere lebhafteste Theilnahme in Anspruch; daß gegen Europa sich isolirende, düsterhaftes wird ein Gegenstand des Mitleides.

c.

Russische Knabensoldaten.

Wie in den englischen Fabrikstädten ganze Schaaren Kinder schon zu Fabrikarbeiten angehalten werden, so werden jetzt in den russischen Militärfamilien Jungen von 12 — 17 Jahren militärisch geübt. Nach der am 8. Oct. 37 zu Moskau abgehaltenen großen Parade exercirten 24 Eskadren und 3 Batterien solcher Knaben, — in kurzen Juchten, Röcken, leinenen Pantalons — und Stiefeln, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Lanzen und Kanonen! — Fürwahr sehr ernste Spiele!

d.

Russische Ehepeitsche.

In einem englischen Blatt (Aug. 37) lesen wir: „Wenn ein russisches Mädchen auf dem Punkte steht, sich zu verheirathen, fragt der Vater, mit einer Peitsche bewaffnet, den Bräutigam, ob er diese Jungfrau zum Weibe nehme. Antwortet dieser bejahend, dann gibt der Vater seiner Tochter drei leichte Peitschenhiebe auf den Rücken, indem er zu ihr die Worte sagt: „...dies, mein liebes Kind, sind die letzten Schläge, die du von deinem väterlichen Vater erhältst. Ich übergebe meine Gewalt und — meine Peitsche an deinen Mann; er weiß besser als ich, welchen Gebrauch er davon machen muß.“ Der Bräutigam, der allzumal die Regeln des Anstandes kennt, um die Peitsche unmittelbar anzunehmen, versichert den Vater, seine Tochter werde deren nimmer bedürfen. Aber der Vater dringt auf deren Annahme, und die Peitsche wird dem Bräutigam übergeben.“

Russische Rechtsverlege im Jahr 1833.

Aus dem amtlichen Berichte des Justizministers über die russische Rechtspflege im Jahre 1833 ergab sich, daß von den Criminalhöfen nahe an 52,000 Angeklagte schuldig erklärt worden sind. Unter den vor Gericht Gestellten betrug die Zahl der weiblichen Personen den siebenten Theil der Zahl der männlichen. Im Ganzen kamen zur Verhandlung: 494 Mordthaten, 470 Selbstmorde, 378 Fälle des Strafentauds, 2804 Angegriffenen Personen, 2952 Zuchthäuser, 1839 Brandstiftungen, 656 Fälle von Kirchentaud und 785 von Heberei, 19,748 Diebstähle und Einbrüche, 1900 Betrügereien, 718 Fälle von Fälschung und Fälschung des Eigenthums, 1092 von gewaltthätiger Besitzergreifung, 9737 von Hebstreuel, und 962 von ungesetzlichem Handel. — Im Gouvernement Simbirsk fanden, wie auch in den vorigen Jahren, mehr Hebereien statt, als in allen übrigen Gouvernements zusammengekommen.

k.

Vermehrung der Schulen in Rußland seit 30 Jahren.

Dem Journal von Peterburg (Jah. 37.) zufolge hat die Zahl der Schulen und der Schüler in Rußland in folgendem Verhältnisse zugenommen:

im J. 1804	gab es überh. dort	627 Schulen mit	109,256 Schülern.
„ „ 1824	„ „	2118 „	263,224 „
„ „ 1835	„ „	3978 „	460,095 „

Von den Schulen werden jetzt 2041 auf Kosten des Staates erhalten, der auch 252,311 Freischüler gewährt.

l.

Wohltätige Anstalten in Rußland.

Unter der unmittelbaren Leitung und dem Schutze der jetzigen Kaiserin von Rußland stehen 12 wissenschaftliche und wohltätige Anstalten in Petersburg, Moskau, Pottawa, Simbirsk, Kronstadt, Kiew und Tamboff. Das Gesamtkapital aller 12 Anstalten betrug zu Anfang 1836 4,000,000 Rubel. Die meisten dieser Anstalten sind der Erziehung

Von Töchtern unbemittelter Kellern aus dem Adel- und Bürgerstande gewidmet.

k.

Die russischen Wafrenhiez.

Sparchialberichten zufolge über die Zahl der 1836 in Rußland ge-
borenen Individuen männlichen Geschlechts und griechischer Religion,
erreichten 1467 Männer das Alter von 95 — 100 Jahren,

558	ein	Alter	von	100	—	105	—
100	"	"	"	105	—	110	—
73	"	"	"	110	—	115	—
30	"	"	"	115	—	120	—
31	"	"	"	120	—	125	—
5	"	"	"	125	—	130	—
5	"	"	"	130	—	135	—
1	"	"	"	135	—	140	—
3	"	"	"	140	—	145	—

Einer soll sogar zwischen dem 150 und 155, ein anderer zwischen 160 und
165 Jahren alt geworden sein.

l.

Finländische Literatur.

Von 10 Journalen, die jetzt in Finnland erscheinen, werden 4
in finnischer Sprache redigirt. Zwei derselben erscheinen zu Uleaborg, an
der Grenze Lapplands. Ihr Zweck ist, die mythologischen Uebertieferun-
gen und die Volksdichtungen zu sammeln und nützliche Kenntnisse unter
dem Volke zu verbreiten. Auch die seit fünf Jahren bestehende litera-
risch-finnische Gesellschaft zu Helsingfors, wo seit 1826 eine
Landesuniversität besteht, hat schon viele Volksdichtungen bekanntgemacht,
u. a. „Kalewala, oder alte Karelsche Gesänge,“ ein interessan-
tes epiches Gedicht. Es verherrlicht die Kämpfe der Finnen gegen die
Lappen und besonders die Wunderthaten des Helden des Gedichtes, des
mächtigen Väinämöinen, in welchem die dertigen Weicheten bald ei-
nen zum Halbgott erhabenen Helden, bald einen vom Himmel herabge-
kommenen Gott erkennen wollen. —

Taubstummenunterricht in Böhmen und Oesterreich.

Auf Anordnung des Bischofs von Leitmeritz, in dessen Sprengel man gegen 600 Taubstumme zählt, werden jetzt (1836) in der dortigen theologischen Lehranstalt Vorträge über die Kunst der Taubstummenbildung gehalten, welchen alle Kandidaten der Theologie, wie alle künftigen Schullehrer eine bestimmte Zeit beizuwohnen müssen. Auch die niederösterreichische Landesregierung in ihrem, der Studien-Hof-Commission erstatteten Gutachten über den Vorschlag: den Taubstummenunterricht in der österreichischen Monarchie allgemein einzuführen, ist von der Idee ausgegangen, der Lehmethode eine solche Ausdehnung zu geben, daß alle der Bildung fähige Taubstummen zu geistiger und moralischer Entwicklung und bürgerlicher Brauchbarkeit gebracht werden. Einen sehr werthvollen Beitrag zur Ausführung dieser Pläne hat Hr. P. Esch durch seine, eben mit dem XXIV. Hefte vollendete „Versinnlichte Denk- und Sprachlehre“ geliefert.

Kinders-Bewahr-Anstalten in Böhmen.

Schon bestehen (Mai 1837) mehrere Kinders-Bewahr-Anstalten in Prag, und da diese Institution auch in den übrigen Städten Böhmens Eingang findet, so hat man den Plan gefaßt, für dieselben eine Central-Direction zu bilden, welche für deren Vermehrung und Vervollkommenung Sorge zu tragen haben wird. Daß menschenfreundliche Privatvereine die Initiative zu jener Einrichtung ergriffen, entscheidet der Aufgabe des Jahrhunderts, wonach das Allgemeine durch die freie Gesammung der Einzelnen zu Bestand kommen soll. Anderseits muß aber auch die Staatsregierung, in welcher sich das höchste Streben der

Staatsbürger concentriren soll, den Privatvereinen entgegenkommen, und der Pflicht inne werden, nicht minder für die Kleinen, wie für die großen Kinder zu sorgen.

18.

Moldauische Literatur.

Von Jassy wird unterm 20. November geschrieben: „Zwischen der Moldau und Wallachei findet eine Art von Bildungsseifer suchte statt. Während die Wallachen so große Fortschritte in Künsten und Wissenschaften machen, wollen die Moldauern nicht zurückbleiben. Eine Gesellschaft von jungen Moldauern hat sich gebildet, um eine ausschließlich der Nationalliteratur gewidmete Zeitschrift zu gründen. Eine andere hat die Uebersetzung französischer, deutscher, polnischer u. a. Werke übernommen. Durch Fürsorge des Hospodars ist unser National-Theater wieder hergestellt und das Personal der Schauspieler vervollständigt worden. Auf dem Repertoire stehen mehrere sehr merkwürdige National-Schauspiele, wie: „Stephan, der sechste Fürst der Moldau“ von Remindger und „Michael der Tapfere“, der moldauische Hospodar. Beide sind in einfachem und natürlichem Style geschrieben und athmen durchaus den glühendsten Patriotismus. Im December 1837 sollten sie aufgeführt werden. Schon streben viele Bojaren nach Jassy.“

U N G A R N.

A.

Ungarische Nationalliteratur.

Bekanntlich hat vor zwölf Jahren, um das Aufblühen einer nationalen Literatur zu fördern, sich in Ungarn eine Gelehrten-Gesellschaft gebildet, welche durch des Grafen Eötvös' und anderer Patrioten großmüthige Gaben bald über eine halbe Mill. Gulden zu verfügen hatte. Nun wurden die bisher vernachlässigten magyarischen Schriftsteller zu befreundeten Mitgliedern der Gesellschaft ernannt, ihre Werke auf Kosten der Akademie gedruckt, Preise für philosophische, historische und belletristische Arbeiten ausgesetzt, die ältesten Sprachdenkmale Ungarns und seine Geschichte erforscht, und besonders die dramatischen Dichter ermuntert. Nachrichten aus Ungarn zufolge wurden diese Bestrebungen vom schönsten Erfolge gekrönt, so, daß jetzt schon zahlreiche Werke in ungarischer Sprache auch ohne Unterstützung der Gelehrten-Gesellschaft erscheinen, und der Kreis der Leser sich stetig erweitert.

B.

Nationalmuseum und Nationaltheater in Ungarn.

Der 27te Artikel der Beschlüsse des ungarischen Reichstages (1836) bewilligt eine halbe Million Gulden zur Aufführung eines neuen Gebäudes auf dem Grund und Boden eines Nationalmuseums, welches sowohl hinsichtlich der Bildung der Nation, als wegen der Sammlung und Erhaltung ausgezeichneten Monumente jeder Art alle Beachtung verdient. Schon sind seit dem Reichstage von 1827 viele bedeutende Beiträge, sowohl für das Museum, als für die ungarische Militärakademie eingegangen. — Der 41. Artikel jener Beschlüsse verfügt, daß mittelst patriotischer Beiträge auf dem, vom Reichspalatin hierzu angewiesenen Grund und Boden ein Nationaltheater erbaut werden soll, indem die wohlthätigen Wirkungen eines gut geordneten Theaters auf Entwicklung

der Nationalität, Ausbildung der Sprache, Verfeinerung der Sitten u. s. w. nicht verkannt werden können.

c.

Die ungarische Akademie.

Wir erfahren durch Nr. 3 von „Ost und West“ 1837, daß Nikol. Kevan den Plan zu diesem Gelehrtenverein schon 1784 dem Kaiser Joseph II., aber erfolglos vorgelegt, und dieser Gegenstand von Neuem auf den Landtagen von 1791 und 1808 zur Sprache gekommen. Erst als Stephan von Széchényi 60,000 fl. C. M. als Begründungsfond geschenkt, trat die Akademie in den Jahren 1825 — 1827 in's Leben. Seitdem wurde das Capital durch Beiträge bedeutend vermehrt, und war 1833 schon bis zur Summe von 300,000 fl. erwachsen. Auch schenkten die Grafen Teleky der Akademie ihre Bibliothek von 30,000 Bänden. Als erste literarische Früchte sind die Zeitschrift „Tudománytar“ und ein ungarisches Wörterbuch erschienen. Der Verein beabsichtigt vorzüglich Ausbildung und Bearbeitung der Nationalsprache und Verbreitung der Nationalliteratur. Er wird deshalb sowohl Originalproductionen, als auch Uebersetzungen alter und neuer Classiker fördern, Preisfragen aufgeben, die dramatische Poesie vorzüglich unterstützen, ausgezeichnete Manuscripte zum Druck befördern und reichliche Honorare für dieselben zahlen, erschienene Schriften beurtheilen, und die werthvollen belohnen. Der Schutzherr der Gesellschaft ist der Palatin von Ungarn.

d.

Währungsfreiheit des Adels.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in seinen 1837 erschienenen Memoiren u. a. über Ungarn: „Keine ungarische Stadt wird jemals ein großer Handelsplatz werden können, so lange die Landesgesetze nicht modificirt sein werden. Ohne Credit gibt es keinen au gedeihnten und vortheilhaften Handel; Credit gibt es aber da nicht, wo das Eigenthum unsicher ist und ein Schuldner nicht genöthigt werden kann, seine Schulden zu bezahlen. Dies ist in Ungarn der Fall. Der Gläubiger hat keine andere Bürgschaft als die Moralität des Schuldners; wie kann aber diese ermaßen werden, wenn von Handelspapieren die Rede, die von meistens unbekannten Leuten unterzeichnet sind. — Allerdings haben die Ungarn durchgängig ein Gefühl von den Bedürfnissen des Landes und von den Ver-

Änderungen, welche seine Interessen erbittern; da aber jede dem Ganzen schädliche Aenderung Einzelnen ungünstig ist, so treffen auch die glücklichen Neuerungen auf Widerstand. Man will und man will nicht. . . Man will Wege, als erste Bedingung der Civilisation; da aber die Regierung nicht Geld genug dafür hat, so müßte die Anlage von einer Handelsgesellschaft besorgt und ein Wegzoll zur Erstattung der Kosten errichtet werden. Der ungarische Edelmann aber, der eifrig die Wege wünscht, schaudert vor der Möglichkeit, daß er zu irgend einer Abgabe verpflichtet werden könnte, und so wird er sich dem Wegbau widersetzen. Solange also dieser Vorurtheile, wie das von der Abgabefreiheit des Adels, nicht entwurzelt werden, wird das Land Nationalair bleiben und der Verbesserung nicht theilhaft, für welche es empfänglich.

II.

S i z i l i e n.

Dem National vom 15. August 1837, der eine gehaltvolle Notiz über Syllien mittheilt, entnehmen wir folgende Angaben: „Dieses Land, welches früher 6 Millionen Einwohner hatte, zählt deren jetzt wenig über 1½ Mill. Früher durch seine Schulen berühmt, hat es deren jetzt höchstens nur noch 100, die von Mönchen und Jesuiten geleitet werden, und noch wird dort die Unbeweglichkeit der Erde gelehrt. Die Kunst ist wie das wissenschaftliche Leben erloschen. Dagegen lassen auf ihm 12,000 Mönche, die ihren Reichtum noch durch Betteln vermehren, 20,000 Nonnen, und 20,000 Advokaten, welche die Prozesse verwickeln und die Familien ruiniren.“ Der National erinnert aber auch an folgende Thatfache: „Als die durch England vermittelte Verfassung im J. 1810 an die Stelle der ständischen Einrichtung trat, welche Syllien seit den Königen von Arragonien besessen, existirten noch alle jene Heubaterichte, alle Kassen, welche die großen Herren des Mittelalters dem Volke auferlegten. Die syllischen Großen, um dem Volke die Wohlthätigkeit der neuen Ordnung der Dinge zu Gemüthe zu führen, verzichteten einstimmig auf diese Privilegien, promulgirten das Gesetz, welches dieselben abschaffte, und brachten ohne Mägen das Opfer der sehr bedeutenden Summen, die sie bis dahin bezogen.“

Statistik der italienischen Literatur.

Ein mailändischer Bibliograph theilt (1838) folgende Notizen mit. Im Jahre 1836 erschienen in Italien und dem Auslande 3314 Werke in italienischer Sprache. Von diesen in der Lombardei 788, und zwar 522 in Mailand; im Venetianischen 843, von denen 297 zu Venedig; im Königreich Sardinien 454, wovon 211 zu Turin; im Herzogthum Parma 111, davon 75 zu Parma; im Herzogthum Modena 34 (zu Modena 26); im Herzogthum Lucca — alle zu Lucca selbst — 27; im Großherzogthum Toskana 151, von denen 102 zu Florenz; in den römischen Staaten 300, wovon 125 zu Rom; im Königreich beider Sicilien 356, von denen 260 zu Neapel; im Auslande — und zwar zum größten Theil zu Paris und Lugano — 50. — Dem Inhalte nach lassen die 3314 Schriften sich folgenderge-
 stalt abtheilen: zur Theologie gehören 651; Jurisprudenz 180, wovon 56 in Sicilien publicirte Criminalproceß; Geographie, Ge-
 schichte, Archäologie und Chemie 113; Medicin und Chirurgie 290; Literaturgeschichte 30; Philologie 71; Poesie 435 (!); Theaterstücke 112, wovon 57 libretti; Romane, Erzählungen, Novellen 182; Dissertationen, Thesen, Gelegenheits-
 schriften u. 550. —

Insatzen für Wohlthätigkeit und Primär-Unterricht in Rom.

Morichini, Vicepräsident des apostolischen Hospitiums von Sanct-Michael zu Rom, hat eine historisch-kastalische Abhandlung unter

dem Titel: „*Degli Istituti di pubblica carità e d'istruzione primaria in Roma*“ herausgegeben (Rom 1835), worin er eine ausführliche und zugleich geschichtliche Uebersicht gibt von allen gegenwärtig dort bestehenden Wohlthätigkeitsanstalten. Man ersieht daraus, daß einige dieser Einrichtungen bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichen, zu welcher Zeit im übrigen Europa sich noch nichts Aehnliches zeigte. Die jetzt vorhandenen führen wir, Morichini folgend, unter vier Rubriken auf:

1) Hospitälcr gibt es nicht weniger jetzt zu Rom als 22, bestimmt zur Aufnahme von Kranken, Irren und Genesenden. Acht derselben sind vom Staat, 11 von Privaten gestiftet; zwei vertheilen in dem Hause, was die Kranken an Arzneien, Nahrungsmitteln oder sonst bedürfen; eines bestattet die Todten anständig zur Erde.

Alle diese Anstalten zusammen können mehr als 40,000 Kranke aufnehmen; überall werden Fremde wie Inländer aufgenommen, und insofern verdient die römische Wohlthätigkeit in Wahrheit eine katholische — allgemeine — genannt zu werden.

2) Anstalten für Findlinge, Waisen, Wittwen und Altersschwache. Das erste Haus, welches in Europa geöffnet wurde, um so manche unschuldige Wesen dem Tode zu entreißen, die gleich nach ihrer Geburt ausgelegt werden, war das römische, welches Innocenz III. im Jahre 1198 gestiftet; — zu Paris wurde das erste von Vincenz von Paula 1638, zu London das erste im vorigen Jahrhundert gegründet. — Das römische, jetzt *Pia casa degli Esposti* in S. Spirito in Saonia genannt, nimmt jährlich 800 Kinder auf, die es bis zu ihrer Versorgung ernähret. — Den Waisen und Altersschwachen sind 4 Versorgungshäuser geöffnet, in denen 540 Kinder umsonst aufgenommen werden.

Das bedeutendste unter diesen Hospicien ist das apostolische von St. Michael, welchem Morichini mit ebenso viel Eifer als Einsicht vorsteht. Die Waisenknaben erhalten dort von guten Lehrmeistern Unterricht in dem Gewerbe oder der Kunst, zu welchen sie die meiste Anlage zeigen; Religionsunterricht, Lesen, Schreiben, Rechnen wird dabei nicht vernachlässigt. In derselben Anstalt findet sich auch eine Buchdruckerei; Bobelins-Tapeten werden dort gewirkt, und füglich ist auch eine Schule für angewandte Chemie daselbst errichtet worden. — Bis jetzt die einzige in Rom. In der Abtheilung für die Mädchen werden 240 weibliche Waisen zu guten Haushälterinnen erzogen; in der dritten, für Alte, wird für 400 Männer und Frauen gesorgt, die, je nach Kraft und Geschick, zu mancherlei Dienstleistungen verwendet werden. —

Noch gibt es zu Rom drei Hospicien, die füglich der Aufzucht der

ter genannt wurden. Ungefähr 400 arme Geistliche und Wittwen finden hier Wohnung, Bett und sonst nöthwendige Mobilien.

Endlich zählt man, unter dem Namen *Conservatorio*en, mehr als 20 Häuser, in welche arme, der Verführung ausgelegte oder betruene Mädchen und dem Vagabundenleben entriffene Kinder aufgenommen werden. Wieder andere Asyle sind denen bestimmt, die eine Zuchtstrafe ausgesprochen haben. Sie finden hier Nahrungsmittel, Belehrung und gutes Beispiel.

Anderer von Wohlthätigen gestiftete Häuser sind zur Aufnahme und Verpflegung armer Wittwen bestimmt, wie *la pia casa della Vedova*, die Häuser der *Lauretana*, der *Santa Maria in Trastevere* u. s. w.

Kurz, fast keine Straße ist, nach *Verighini's* Versicherung, wo sich nicht legend eine Wohlthätigkeitsanstalt befindet. —

3) Wohlthätige Veranstellungen für Hausarme. Die den Hausarmen dargebotene Unterstützungen sind a. Darlehen, b. Arbeit, c. unentgeltliche Vertheidigung bei Civilprozeffen, d. Almosen, Nach u. s. w.

In Rom besteht schon seit 3 Jahrhunderten ein Pfandhaus, dessen Statuten im Jahr 1611 vom Cardinal *Borromäus* bekannt gemacht werden. Durch die wohlverstandene Verwaltung *Pius VII.* und seiner Nachfolger ist es jetzt vermögend genug, um 200,000 Pfänder jährlich anzunehmen und 250,000 Thaler in Umlauf zu setzen.

Seit *Innocenz XII.* und *Sixtus V.* und neuerdings wieder seit *Pius XII.* besteht auch eine Commission, welche Arme beiderlei Geschlechtes bei den Nachgrabungen verwendet.

Das von *Clemens XI.* gestiftete, nach *Fontana's* Plan erbaute prächtige *Correctionshaus* kann hinsichtlich der Vertheilung der Arbeiten und der Aufsicht über die Gefangenen als das älteste *Penitenciar-Geängnis* angesehen werden.

Unter dem Namen einer Bruderschaft des heiligen *Jos* (eines englischen Advocaten, dessen Leben den Armen gewidmet war) besteht noch jetzt eine zu gleicher wohlthätigen Thätigkeit gebildete Gesellschaft von Advocaten und Prälaten.

An die Stelle der *regionarie* sind seit 1595 durch die ebrmüthigen Anstrengungen des Spaniers *St. Joseph Calasancto* unentgeltliche *Primarschulen* für die armen Kinder getreten. Gegenwärtig besteht Rom 56 solcher *Scuole pie*, in denen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Italienischen, Französischen und in einigen auch im Lateinischen gegeben wird. —

Zwei Abendschulen sind dem ersten Unterricht der Handwerker, viele andern dem Reil-, sonsunterricht gewidmet.

Im Jahre 1784 war auch eine Taubstummenanstalt nach dem Muster der Anstalt des Abbé de l'Épée errichtet worden. Gegenwärtig ist sie in blühendem Stande.

Nicht zu vergessen sind auch die vielen für Mädchen von barmherzigen Frauen gestifteten Schulen. —

Im Ganzen finden sich zu Rom jetzt 372 Primarschulen, 462 Lehrmeister und 14,099 Schüler und Schülerinnen von den ersten bis zu den Jahren, in denen die Adoleszenz beginnt. —

Die „Bibliothèque universelle“ von Genf bemerkt (im ersten Heft d. J.) in Beziehung auf die Schrift des ehrwürdigen *Mersin*, aus welcher die vorhergehenden Angaben entnommen sind: „On ne peut nier, que nulle part ailleurs plus qu'à Rome, l'ardente charité, la compassion pour l'infortune, n'ont fondé de plus touchantes et de plus grandes institutions. Là, c'est, avant tout, un devoir religieux satisfait, une obéissance dévouée aux paroles de notre sauveur, qui n'oublie pas le verre d'eau froide donné en son nom à l'un d'entre ses petits; le but économique et philosophique ne vient qu'après.“ — So Genf über Rom. Wann aber wird Rom eben so human über Genf sich vernehmen lassen? —

b.

Evangelisches Krankenhaus und evangel. Kinderschule zu Rom.

Die evangelische Gemeinde zu Rom hat auf dem Capitol ein Krankenhaus und eine Kinderschule gegründet. Zu dem ersten sind u. a. aus der Stadt Frankfurt a. M. 1000 fl., und eben so viel vom König von Preußen beigetragen worden. Jeder in Rom sich aufhaltende Fremde evangel. Confession wird darin Aufnahme finden können. Die Kinderschule soll am 1. Jan. 1837 eröffnet werden. Möchten doch die Römer des evangelischen Wortes gedenken: „Werdet wie die Kinder, wenn ihr in das Himmelreich eingehen wollet.“ —

c.

Das Marien-Bild.

Das „Univers“ theilt ein Schreiben von Rom vom 15. Aug. 1837 mit, worin berichtet wird, wie Tags zuvor „das miraculöse Bild der h.

Jungfrau, welches der h. Lukas gemalt, von S. Maria Magliore“ — in vierstundenslanger Procession „An die Jesuitenkirche, welche sich (bedeutungsvoll) in Roms Mittelpunkt befindet, übergeführt worden,“ wo dann der Papst, gerührt von dem Aufseher der Römer, ihnen zugerufen: „Ihr seid das Volk Marien's!“ — wie, hieron begeistert, die Römer Abends die Stadt auf das Prachtigste illuminirt, und der h. Jungfrau viele tausend Altäre auf den Straßen errichtet und davor gesungen, der h. Vater aber „von der Höhe des Quirinals herab — den großen päpstlichen Segen *orbi et urbi* (dem Welttrund und der Stadt) erteilt habe.“ — Es scheint jedoch nicht, daß das Marienvolk durch seine Aufübungen sehr gebessert worden; denn mehrere deutsche Zeitungen bringen eine römische Correspondenz-Nachricht vom 26. v. M., wonach am 24. August gegen das für die Juden eingerichtete Hospital ein lebhafter Angriff geschehen. „Das Volk wollte es in Brand stecken, und wurde nicht eher ruhig, als bis das Militär anrückte und Feuer gab. Sein ganzes Vertrauen zur Befreiung von der Cholera setzt übrigens — neuesten Berichten zufolge — das Marienvolk auf den nächsten Feiertag seiner Königin („*questa è nostra regina*“ — sagen sie), an welchem sie das Herz derselben mit neuen Festlichkeiten zu beflammen gedenken.“

d.

Fortschritte der Civilisation in der Hauptstadt der päpstlichen Christenheit.

Paul II. († 1471) setzte Festspiele zu Rom ein, welche als Nachahmungen athenischer Lustbarkeiten beim Testaceo und im Circus agonalis gefeiert wurden. Zum Theil bestand die Volksbelustigung darin, einmal, daß der niedrigste Pöbel auf armen Juden ritt, die durch Hausschläge und Fußtritte gelenkt und gespoirt wurden, woher sie den Namen *Somari* (Lastthiere) erhielten, der nun schon bald 400 Jahre hindurch ihnen täglich und reichlich zuerkannt wird. Beim Carneval aber waren die vornehmsten Hebräer gehalten, in kostümirten Masken und von einem Schwarme der ausgelesten päpstlichsten und entsetztesten ihrer Landsleute begleitet, dem Wagen des römischen Senatoren bei dem Zuge durch den Corso zu Fuß voranzugehen; worauf junge Juden einen Wettlauf halten mußten, die vorher mit schweren Spisen so angefüllt worden, daß ihnen das Laufen kaum möglich war. — Zwei Jahrhunderte hindurch wurde alljährlich dieser neronische Volkschurz wiederholt!! Erst im Jahr 1638 wagten die römischen Juden, sich an Clemens XI. mit der

Bitte zu wenden, die persönlichen Verhandlungen in Geis tribut zu commutiren, und der allerheiligste Vater geruht zu verfügen, daß sie für den Nachlaß der Leistungen bei dem Carneval 300, und der bei den andern Spielen 551 Scudi und 57 Baj. jährlich zahlen sollten. Und dieses Schmachgeld wurde bezahlt bis zum Jahr 1787, wo die Juden bei Pius VI. um Erlass dieser Abgabe einkamen. Aber die Sache kam nicht zur Entscheidung. Im J. 1808 wurde das Gefuch bei Pius VII. erneuert, der, wie Pius VI., eine Deputation zur Untersuchung anordnete, zugleich für Zahlung des Rückstandes Ausstand bewilligte, ohne jedoch die Sache zur Entscheidung zu bringen. Erst der jetzt regierende sogenannte Nachfolger Christi hat am 27. Juni 1837 den Ausspruch gethan, daß zwar, in Ansehung des erdämlichen Zustandes der päpstlichen Finanzen, die hebräische Ration soerbin für alle Zeit und Dauer den jährlichen Tribut von 551 Scudi 57 Baj. zu bezahlen habe, jedoch ihr großmüthigst die rückständigen, nicht unbedeutenden Zahlungen erlassen sein sollen.

c.

Wiseman's Vorlesungen zu Rom über die Verbindung zwischen Wissenschaft und Offenbarung.

Hr. Ric. Wiseman, Director des englischen Collegiums und Professor an der Universität (d. h. an der Sapienza) zu Rom, hat im Winter 1836 eine Reihe von Vorlesungen vor einem zahlreichen Kreise von Engländern gehalten, die sich bei dem Cardinale Weid versammelten. Diese Vorlesungen sind nun in London unter folgendem Titel erschienen: *Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion* (12 Vorlesungen über die Verbindung zwischen Wissenschaft und offenkbarer Religion), — und Hr. de Genoude läßt sie bereits in's Französische übersetzen, um sie seiner „*Raison de Christianisme*“ beizufügen.

Hr. Wiseman meint, daß es an der Zeit sei, die offenkabarten Wahrheiten mit den durch die Wissenschaft entdeckten zu verknüpfen. Er versucht zu zeigen, daß, wenn die Wissenschaften in ihrem unvollkommenen Zustande dem Unglauben Waffen bieten konnten, sie, nachdem sie sich entwickelt und vervollkommenet, die Wahrheiten unterstützen heißen, die sie Anfangs bekämpfte.

Die I. und II. Vorlesung sind Ethnographie und der vergleichenden Sprachkunde gewidmet. Hinsichtlich der Letzteren spricht er gegen Klaproth sich für die Ansicht W. v. Humboldt's und A. W. v. Schlegel's aus. Auch in Betreff des Ursprungs der Sprache stimmt er der Meinung Hrn. W. v. Humboldt bei, wonach, — da dem Menschen Organe gege-

den, um mittelst jener wahrhaft göttlichen Kraft, welche die menschlichen Fähigkeiten erheischen, Worte auszusprechen, — die Sprache hervorzu-
bracht worden sei.

Ueber die Theilung der ursprünglich einzigen Sprache führt Hr. Dr. Wisl. die Behauptung Hecker's an, welcher die Geschichte von Babel für ein poetisches Fragment im orientalischen Style hält; er meint, die Zerstreuung der Menschen sei gewaltsam und plötzlich geschehen.

Die III. und IV. Vorlsg. beschäftigt sich mit der Naturgeschichte des Menschengeschlechtes. Die verschiedenen Classificationen von Aristoteles an bis auf den heutigen Tag werden besprochen, Camper's und Blumenbach's Ansichten dargelegt. Hr. W. führt die Rassen auf drei zurück: die indisch-europäische, die semitische und die malayische, eine Abtheilung, welcher auch die Haupt-Sprachunterschiede entsprechen. Hinsichtlich der Reger werden viele Beobachtungen mitgetheilt, wonach die Farbe allmählig von einer Nuance zur anderen übergehen kann, ohne daß das Klima großen Antheil daran habe. Die Altamerikaner und Polynesier leitet er von der malayischen Rasse ab.

In der V. und VI. Vorlesung geht Hr. W. zu den eigentlichen Naturwissenschaften über, und erwähnt bei dieser Gelegenheit des wunderlichen Faktums, daß der Tod Christi in Deutschland als ein Fall der legalen Medizin zur Erleuchtung gekommen. Die geologischen Systeme werden demnächst erörtert von dem ältesten an bis auf die neuesten Entdeckungen eines Elie de Beaumont, Delabèche und Lyell.

Bei der Schöpfungsfrage bespricht Hr. W. die Vordarstellung eines chaotischen Zustandes, welchem sowohl die alten Cosmogonien als die Kirchenväter statuten, und während dessen die großen Dislokationen auf unserem Erdball Statt gefunden. „Es hat also, sagt der Hr. Wfr., eine Pause gegeben zwischen dem ersten Fiat der Schöpfung und der Hervorbringung des Lichtes; denn die grammatische Form des Wortes, durch welches der Geist Gottes, die Schöpferkraft, dargestellt wird als auf dem Abgrund ruhend (incubant) und ihm seine Produktionskraft mittheilend, drückt eine ständige und nicht eine vorübergehende Thätigkeit aus.“ Er stützt sich deshalb auf Gerger von Nazlang und Justin d. Märtyrer. Ebenso führt er eine Menge von Autoritäten an, um zu erweisen, daß das Wort „Tag“ in der Genesis eine Periode zu bedeuten habe, was mit der Ansicht von Buckland übereinstimme. So führt bei jedem Hauptpunkte Hr. W. einerseits die neuesten Resultate der wissenschaftlichen Forschungen, welche sich mit der kirklichen Ansicht einigermassen verknüpfen lassen, treulich an, und sucht dann die letztere.

In der VII. Vorlesung verbreitet Hr. W. sich über die Präternsionen

der Indier auf ein unberechenbares Alterthum, und widerlegt Bailly's Behauptungen durch de Laplace und Bentley. Aus Klaproth, der die Streitigkeiten über die Surya-Siddhanta geschlossen, führt er an: „die astronomischen Tafeln der Hindu's, denen man ein außerordentliches Alterthum zugeschrieben, sind erst im VII. Jahrhundert n. C. gefertigt, und demnachst durch Berechnungen auf eine frühere Epoche zurückgeführt worden.“ Weiterhin bemerkt er: die mühsamen Nachforschungen von Jones, Wilsford, Hamilton, Heeren und besonders des Colonel Todd setzen einstimmig den Anfang der indischen Geschichte gegen das J. 2000 v. C. Es ist die Epoche, in welcher sich auch die ersten Spuren der Bildung der Aegypter, Assyrer und Chinesen finden. Klaproth und Abel-Remusat haben ebenwohl das Alterthum der Aemener, Perser und Chinesen in dieselben Grenzen zurückgeführt. —

Die VIII. Vorlesung ist den Aegyptern gewidmet. Hierbei benutzte Hr. W. die Arbeiten Klerks' und de Sacy's über die Inschrift von Rosette, und die Entdeckungen von Young, Champollion und dessen Fortsetzer Rosellini, welcher letztere bewiesen, daß die Reihen der Königsnamen auf den alten Denkmälern weit besser mit den Angaben der h. Schrift, als mit den griechischen Historikern stimmen. Ebenso beweist er, daß Joseph und seine Brüder nur zur Zeit der Herrschaft der Hyerkönige in Aegypten zugelassen werden konnten, und daß erst nach Vertreibung der Hyksos bei Herstellung einer National-Dynastie die Hebräer in Sklaverei gerathen. Der Auszug der Israeliten fand Statt unter Ramses, und während ihrem langen Aufenthalt in der Wüste machte Esosris, des Ramses Sohn, seine Eroberungen. — Auch die berühmten Thierkreise von Denderah und Esneh hat Hr. W. nicht übergangen.

Delalande und Depuis gaben dem ersten ein Alter von 15,000, dem zweiten von 27,000 Jahren. Lefka und Visconti entgegneten, die Tempel, zu denen jene Thierkreise gehörten, wiesen durch ihre Bauart auf das Zeitalter der Ptolemäer. Hr. Lecronne hat in seiner gelehrten Abhandlung diesen Wüthigen Streit mit Hüffe Champollion's zur Entscheidung gebracht. Der Letztere entdeckte im Thierkreis von Esneh den Namen des römischen Kaisers Commodus und bewies, daß die Skulpturen des Tempels aus der Zeit des Kaisers Claudius seien.

Die IX. Vorlesung handelt von den ältesten Wägen, Inschriften und Denkmälern. Hier bemerkt Hr. W. u. a. 1 Kön. 14, 44 und 2 Paralip. 12, 2 heiße es, Sisa, König von Aegypten, habe Roboam angegriffen und die Schätze von Jerusalem fortgeschleppt; nun sehe man aber zu Karnak den Gott Ammon-Ra und Sisa, vor welchen

gefangene Juden, unter denen einer das Gesicht eines Juden habe. Auf dem Schilde desselben habe Champollion den Namen Koboam gelesen. —

In der X. und XI. Vorlesung geht Hr. W. zur orientalischen Literatur über. Er erinnert an die Verdienste von Richardis und Houbigant, von Kennicott und Joh. Bernh. v. Rossi. Kennicott hatte nur 581 hebräische Handschriften des A. Test., de Rossi hat deren 680 verglichen, die sich noch in der Bibliothek von Parma, seiner Vaterstadt, befinden. Unter diesen reichen einige bis ins III. Jhrdt. n. E. hinauf. Die merkwürdigste Handschrift aber ist die, welche Buchanan 1806 von den schwarzen Juden erhalten, die seit unverdenklich in Indien wohnen. Keine dieser Handschriften zeigt eine bedeutende Variante. Bei dieser Gelegenheit würdigt Hr. W. Geisbach's hohe Verdienste. In der XI. der profanen Literatur des Morgenlandes gewidmeten Vorlesg. weist Hr. W. auch auf den Einfluß hin, den die Philosophie des Orients auf die Doktrin der Juden grübt, und bemerkt, daß die jüdischen Lehren zur Erklärung des N. Testaments beitragen können; daß aber der Eifer und Eudam das Nachweil eines Jesuiten von Pondichery ist, welcher mittelst dieser christliche Glaubenslehren unter den Indiern verbreiten wollte.

Aus der japanischen Enzyklopädie wird die Einführung des Lamaismus in Thibet auf Kubilai, Enkel Tschingis-kan's, zurückgeführt. Damals sei dieses Land mit den Nestorianern der Tartarei in Berührung gewesen, und mehrere französische und italienische Missionaire hätten in Gegenwart der tartarischen Fürsten Messe gelesen, woraus sich erkläre, daß der neue Gottesdienst viel von den Christen entliehen.

In der XII. Vorlesg. freut sich Hr. W., die ewigsten Wahrheiten durch die Wissenschaften bestätigt gefunden zu haben, und beruft sich auf die Zeugnisse der ältesten Kirchenväter, um seine Aufforderung an die jungen Geistlichen zu begründen, daß sie durch eifriges Studium sich in den Stand setzen sollten, den Einwürfen der Ungläubigen durch höhere wissenschaftliche Bildung zu begegnen. —

Muß man sich nach solchen Leistungen freuen, daß die wissenschaftliche Erkenntniß selbst von der römischen Sapienza für notwendig anerkannt wird, so darf man hieraus doch keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wissenschaft einen schönen Sieg über einen Glauben zu erringen im Begriffe steht, welcher länger als ein Jahrtausend hindurch die Wissenschaft nur als Sklavin behandelt; denn noch immer lehrt die römisch-katholische Kirche, daß man die Religionslehren anzuerkennen habe, nicht weil sie wissenschaftlich erwiesen oder erweisbar, sondern weil die inspirirte Kirche sie zu glauben gebietet. Noch von de Lammennais wurde von Rom aus gefordert, daß er sich unbedingt der

päpstlichen Doktrin zu unterwerfen habe. Auch Galiläi's Andenken ist noch nicht erloschen. —

f.

Weltbekehrung durch römisch-katholische Metaphysik.

Das *Diario de Roma* berichtet über die Jahresfeier der Akademie für katholischen Glauben, welche am 27. April 1837 stattgefunden. Cardinal Paolo Polidori hielt bei dieser Veranlassung eine Rede über die Nothwendigkeit, der immer zunehmenden Unfrömmigkeit unseres Zeitalters einen Damm zu setzen, und zwar (gerade, wie der von Rom verdamnte Hermèsianismus) mittelst einer durchgreifenden Reform — der philosophischen Studien und namentlich der Metaphysik, (wie darauf schon vielfach in Deutschland, u. a. durch H. v. Baader und Fr. Schlegel, und in Frankreich durch de Meistre u. a. hingewiesen). Er ging die Studien durch, welche die Verblendung des menschlichen Geistes und die Verderbnis des Herzens durchlaufen und verweilte dann (wie längst vor ihm de Lamennais) bei dem neuesten und verderblichsten Ergebniss geistiger Verirrung, der Gleichgültigkeit — und dem Unglauben. Den Grund derselben glaubt er in den in Europa herrschenden vier Hauptsystemen, dem englischen, von Locke, dem schottischen, von Stewart, dem deutschen, von Kant, Fichte und Schelling, und dem französischen Eklekticismus zu finden, (als wenn diese philosophischen Bestrebungen nicht selbst schon aus dem Ungenügen mit der kirchlichen Uebersetzung hervorgegangen wären!) Nachdem er seine Kritik gegen dieselbe vorgebracht, gab er an, wie, seiner Ansicht nach, die ächte, alleinwahre Philosophie beschaffen sein müsse; namentlich habe sie sich als durchaus übereinstimmend mit der Religion (nämlich der römisch-katholischen) als ihrem einzigen Zweck zu erweisen. Er schloß damit, daß Rom, als das Centrum der religiösen Einheit und der Sitz der Unfehlbarkeit, der Ort sei, von dem die nothwendige Reform ausgehen müsse, um sich über den ganzen Erdbreis zu verbreiten. —

Sollte etwa Rom, wie es erst durch Kriegsmacht, bürgerliche Gesetze und Literatur, dann durch die Macht des Glaubens, kirchlicher Gesetze und der Kunst sich Europa unterworfen, auch bestimmt sein, durch eine alle Gegensätze versöhnende Philosophie die gesplitterte Christenheit wieder zu einigen, und so auch durch ein alle denkenden Geister erhellendes, übermüthiges System der Allwissenheit sich als die „ewige Stadt“ zu bewahren? Ein großer, wenn auch nicht unfehlbarer

liger Schritt ist geschehen: Rom selbst fängt zu erkennen an, daß die gesammte *Materia medica* der Kirche nicht hinreicht zur Heilung des tiefen geistigen Leidens der christlichen Welt; daß vielmehr aus weltordnendem göttlich-menschlichem Geiste die noch nicht vorhandene — Universal-arznei an das Licht gebracht werden müsse. Um so mehr ist anderseits der Mangel an Ueberlegung zu beklagen, welcher noch jetzt von Rom als *Centrum religiöser Einheit*, und bei solcher Veranlassung von Rom als Sitz der Unfehlbarkeit sprechen kann. — Als jüdische u. heidnische Theologen die gealterten Religionen durch Mythisirung und Philosophie zu retten und ihnen Allgültigkeit zu verschaffen suchten, war längst ein Geist in der Ausbreitung begriffen, der die alte Welt zu verjüngen bestimmt war, — aus dem selbst, — jenen Theologen unbewußt, ihr Streben nach Verjüngung durch Verallgemeinerung — als herbstliche Blüthe hervortrieb. Der Katholik v. Dr. Weiss meint zwar auch im Waldest d. J. (S. 177.) „Die ganze Menschheit sei immer mehr und mehr von dem wahren Wege des Heils abgekommen, und habe sich hier dem Indifferentismus und dort dem Aneichrianismus in die Arme geworfen.“ Er ist jedoch des Dafürhaltens, „bei solchem heillosen und sarkastischen Treiben müsse jeder Denker von der Nothwendigkeit sich überzeugen, daß der Herr seinen Verheißungen gemäß — einschreiten müsse, indem nur Er allein dem politischen und religiösen Babel unserer Zeit ein Ende zu machen vermöge.“ Ja, Seite 180 erkennt der Katholik bereits „ein bedeutsames Kneifen der Gottheit an der Thüre der irdischen Welt“ in der — „asiatischen Brechruhr.“!!

W.

Q u e l l e

war bis jetzt in Italien nur durch Werther und in neuerer Zeit durch Wilhelm Meister, welche in's Ital. übersetzt worden, bekannt. Erst jetzt scheint auch dort ein lebendigeres Bedürfniß nach tramontaner Literatur zu erwachen. Das Museo drammatico, welches zu Mailand unter Leitung von Giacinto Battaglia erscheint, hat jetzt eine Uebersetzung des Faust und des Götz von Berlichingen geliefert. Auch von den Wahlverwandtschaften ist der erste Band schon übersetzt, und eben dort unter dem komischen Titel *La Scelta dei parenti* (wörtlich: die Auswahl der Verwandten) ausgegeben worden.

h.

Italienische Journalistik.

Der mailänder „Bibliographia italiana“ von 1836 (Nro. 3) zufolge, erschienen damals in Italien 188 politische, literarische und sonstige Journale, und zwar: 1) Auf dem Festland: u. a. in Neapel 27, Mailand 26, Turin 13, Venedig 11, Rom 9, Triest 8, Florenz 7, Genua 5, Modena 4, Pisa 3, Siena 3, Bologna 3, Verona 3, Parma 2, Lucca 2, Perugia 2, Padua 1, Pavia 1, Como 1, Chambero 1, Piacenza 1, Livorno 1; — 2) in Sicilien: in Palermo 13, Messina 4, Catania 3; — 3) in Sardinien: in Cagliari 2. —

i.

Eine eigene Galeerenanstalt für — Geistliche

besteht, — wie Hr. E. Münch, S. 102 seiner römischen Zustände, schreibt, — in Corneto bei Civita Vecchia, die wirklich an die 70 Sträflinge zählt, darunter selbst ein Erzbischof, unter Leo XII. zu ewigem Gefängniß verurtheilt. „Man erzählt,“ sagt Hr. M., „von manchen derselben schauerhafte Verbrechen.“ Zuvor hatte er, mit Bezug auf die römischen Klostergeistlichen, von der römischen Inquisition bemerkt: „da sie in neuester Zeit fast ausschließlich auf geistliche Gerichtsbarkeit sich beschränkend und mit Criminal- und Gewissens-Fällen beschäftigt, die Sachen strenger nimmt, als in früheren Zeiten, so fehlt es nicht an Einthürmungen und selbst heimiichen Hinrichtungen!“ (1) doch „erfreuete die Gerechtigkeit, zu sagen, daß in dieser Beziehung wirklich Fortschritte gemacht worden sind.“ —

23.

Criminalstatistik von Corsika.

Statistischen Tabellen des Hrn. Rebiquet von 1837 zufolge sind in den fünf Jahren von 1832—1836 auf Corsika 338 Personen (wovon unter 17 Frauen) getödtet oder tödtlich verwundet worden, im Durchschnitt

also jährlich 68, während in den 11 vorangehenden Jahren die Durchschnittszahl nur 50 betrug. Tände Gleiches in Frankreich statt, dann würden jährlich 11,012 Menschen gewaltsam ums Leben kommen. Während jener 5 Jahre wurden überdies noch 448 Personen (worumter 30 Frauen) auf nicht tödtliche Weise verwundet. Unter den 338 Getödteten waren 50, unter den 448 Verwundeten 145 mit dem Stile et angegriffen worden.

24.

P o r t u g a l.

a.

Die portugiesische Literatur im Jahre 1833.

Es ist so schwer, genauen Bericht über das literarische Leben auf der pyrenäischen Halbinsel zu erhalten, daß man jeden dazu geleisteten Beitrag dankbar anerkennen muß. Aus demselben Grunde wird es uns wohl auch gestatten sein, aus der schätzbaren Mittheilung über die portugiesische Literatur, den die reichhaltigen *München gelehrte Anzeigen* (von Nro. 110 bis 114. 1836) uns darbieten, eine gedrängte Uebersicht des Bedeutenderen zu geben. Vorzubemerkten ist, daß die Buchhändler in Portugal in keinem geordneten, regelmäßigen Verkehr mit einander stehen, daß mithin das Gerüste fehlt, auf welchem die Literatur sich bewegen könnte. Wie nun einestheils der Mangel solchen Verkehrs nur Folge des mangelnden Lebens, des nicht vorhandenen Bedürfnisses, so wirkt jener Mangel dann auch wieder zurück, und läßt etwa sich ergebende Keime nicht zur Entwicklung kommen. Im tiefsten Grunde aber ist dieser doppelte Mangel wohl aus dem eigenthümlichen Weltverhältniß abzuleiten, welches sowohl Portugal als Spanien bisher in die starren und versteinerten Formen einer ablebenden Kirchenverfassung eingezwängt hat. Diese hemmt, wo sie allein gebietet, jede freie, voraussetzungslose Prüfung, und es ist nicht (wie die *Anzeigen* behaupten) erst seit König Joseph und Pombal, daß die portugiesische Literatur stationair geworden. Gegenwärtig gebe es dort gar keine eigentliche Gelehrte, welche nur der schriftstellerischen Wirksamkeit sich widmeten, was freilich nur Vermägendende könnten,

da nur ausnahmsweise Honorar gezahlt wird. Ebenso gibt es dort keine Literaturzeitung oder wissenschaftliche periodische Schriften, welche schon eine Reihe von Jahren sich erhalten hätten. Doch ist jetzt die periodische Literatur im Verhältniß zur übrigen nicht unbeträchtlich. Es erscheinen nämlich in Lissabon zehn politische Blätter, unter denen *a revista*, *Diário do povo* (Volk's), *Diário dos pobres* (Armen-Zeitung) und *National* die gelesensten sind; sechs literarische oder Unterhaltungs-Journale, die theils monatlich, theils wöchentlich ausgegeben werden; zwei medicinische, ein juristisches, eines für Musik, eines für Erziehung und ein eigenes für Artillerie; — außerdem erscheinen in Oporto der „*Portuense*“ und einige politische und merkantilische Blätter, so wie in den größten Provinzialstädten öffentliche Anzeigebblätter. —

Wie man sich aber in Portugal weit weniger in geselligen Kreisen bewegt, als im nördlichen Europa, so ist auch die Literatur nur selten ein Gegenstand des Gespräches. Zwei gelehrte Gesellschaften, die 1822 in Lissabon gestiftet worden, um Einfluß auf die öffentliche Meinung im Literarischen, Sprachlichen und Politischen zu gewinnen, gingen sehr bald wieder ein, da das Publikum keine Theilnahme bezeugte. — Unser Berichterstatter meint zwar, „die größte Schuld dieser Passivität trage ohne Zweifel die Einrichtung der einzigen Landesuniversität in Coimbra, welche „„noch auf demselben Standpunkt stehe, werauf sie unter Pombal's Ministerium gelangte.““ Bedenkt man aber, daß England von common spirit und Aktivität übersprudelt, während Oxford und Cambridge seit Jahrhunderten stationär sind, und daß in Deutschland gerade von den Universitäten vor drei Jahrhunderten die Reformation, und seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die Regeneration des nationalen Lebens ausgegangen, dann wird man nicht leicht mehr dem Schreiner, der den Sarg verfertigt, das kalte Schweißen des Todten — oder Staatsfächtigen zuschreiben wollen, der darin gebettet ist.

Werkwürdig ist aber, daß an jenem äußersten Thule — der größte Theil der Lehrbücher — bereits aus dem Leben und — der Literatur abgeschiedene Deutsche zu Verfassern hat. So bedient sich die theologische Facultät für die Kirchengeschichte der *Institutiones historiae eccles.* von Dannemann (1788, verbesserte Aufl. von Coimbra 1817); Ergeße und Dogmatik werden nach *Verbert's principia theol. etc.* (von 1757), das Kirchenrecht nach *Meinert's Inst. jur. eccl.* (1782) gelehrt; das Naturrecht nach *Martini de leg. nat.* (1787) und das Civilrecht nach *Heineccius* (n. Aufl. von Coimbra 1816). In der Physiologie endlich wird *Haller*, in der *Materia medica* und *Therapie Cullen*, in der *Chemie Jacquin*, in der *Chirurgie Pienk*, dessen *Institut. chirurg.* schon

1780) erschienen, zu Grunde gelegt. Ueberhaupt aber darf kein Lehrer aus eigener Machtvollkommenheit neuere Lehrbücher einführen. Hinsichtlich der Frequenz der Universität macht sich eine starke Abnahme bemerklich. Zu Anfang dieses Jahrhunderts plühte man 1631 Studierende, und wenn diese Zahl in den Jahren 1817—19 überstiegen wurde, so ist sie dagegen jetzt auf 1000 herabgesunken, was indeß theilweis der Lockung Brasiliens von Portugal zuzuschreiben ist.

Nicht besternd kann es nach allem diesem, wenn die literarische Produktion des vorigen Jahres sehr dürftig gewesen, und der Berichtersatter, dem die Zeitungen von Lissabon und Oporto zu Gebot standen, in denen die Buchhändler ihre Novitäten anzuzeigen pflegen, in allem nur von 70 neuen Schriften Kunde erhalten hat. Dieser portugiesische Reskatalog enthält charakteristisch genug folgende Werke, deren Titel wir in wörtlicher Uebersetzung hier anführen wollen:

1. Theologische Schriften finden sich nur folgende sechs angeprägt:

- 1) Historisch-dogmatisch-kritischer Traktat von den Indulgenzen, nach der wahrhaften Lehre der Kirche, von Palmieris u., übersetzt in's Port. von La Costa Vidigal.
- 2) Anbetungen des heiligen Sacraments und Art, die Messe zu hören.
- 3) Handbuch um gut zu beichten.
- 4) Abhandlung zu Gunsten der Toleranz u., von J. Joze Varella, Generalvikar des Erzb. von Coora.
- 5) Gerechte Vertheidigung der Rechte und Gewalt der Souveraine über die Geistlichen und ihre Güter, gegen die falschen Lehrer und Usurpationen der römischen Kurie, von einem Diakon der port. Kirche. —
- 6) Die Worte eines Gläubigen, aus dem Französischen übersetzt von Castilho. —

II. Zur Jurisprudenz, Verwaltung und Politik gehören 21 Schriften, unter denen wir folgende bemerken:

- 1) Politischer Moralismus Portugals und seine radikalen Heilmittel.
- 2) Die Charte und die Cortes von 1835.
- 3) Geschichte des Penitenziarisystems von Europa und den ver. Staaten Nordamerikas, a. d. Franz.
- 4) Bemerkungen über die Salles d'azyle in Paris von 1826 bis 1835, a. d. Franz., begleitet mit einer Vergleichung derselben mit denen in Lissabon.

Inserefern auch die zwei nachfolgenden unter diese Rubrik gehören, wohin unser Berichterstatter sie verpflanzt, wollen wir dahin gestellt sein lassen :

„Entdeckte Superstitionen, erklärte Wahrheiten und Enttäuschungen für alle Welt;“ —

„Geschichte von Meninos u. In diesem merkwürdigen Werke enthüllen sich die Betrügereien der Mönche (trades) u.“ —

III. Medizin, Naturwissenschaften, Landbau, Technik u. haben einen Zuwachs von 10.

IV. Geographie und Geschichte von 12 Schriften erhalten.
— Von historischen Werken bemerken wir nur :

1) Handbuch der portugiesischen Geschichte vom fernsten Alterthum bis auf unsere Zeit. Mit einem Anhange über den Kampf der Usurpation mit der Legitimität. Von Tiburcio Antonio Graveiro.

2) Geschichte von England, a. d. Engl. —

V. Elementarbücher und Sprache: 6 Schriften.

VI. Die schönen Wissenschaften lieferten 15 Werke, von denen nur 6 Originalarbeiten zu sein scheinen; nämlich:

1) Indlianische Briefe.

2) Poetische Werke von Antonio Felix de Castilho. 14 Vol.

3) Moral- Maximen, Gedichte und Charaden.

4) Liebesbriefe von 2 Liebenden, oder Emilia und Frontino.

5) Balmor, moralische Erzählungen.

6) Demio, Trauerspiel. 3te Ausg.

Die übrigen 9 Schriften sind Uebersetzungen des verlorenen Paradieses von Milton, der Prinzessin von Babelon, des Micromegas, und der Geschichte von Teuni von Voltaire, des Lebens und der Liebe von Heloise und Abälard, des Froschekriegs von Homer, der Cirinna von Frau von Staël, der lebenden Thiere (von Montei) u. s. w.

b.

Portugiesische Volksschulen und Gefängnisse.

Herr v. Schrege bemerkt im ersten Theil seiner Schrift über Portugal (Hambg. 1837, bei Hoffmann und Campe), Pombal sei der Erste gewesen, der hier dem Erziehungswesen seine Aufmerksamkeit gewidmet. „Er entwarf Schulplane, machte Reformen und tief Anstalten in's Leben, die noch hutzutage unverändert dieselben sind, die mit all' dem alten, längst verährten Sauertrig noch prangen, der der Denkweise jener Zeit angemessen, jetzt aber mit den Fortschritten der Wissenschaften und

Civilisation anderer Länder wo nicht im Widerspruch steht, doch als unnütz und hemmend ausgemerzt werden muß . . . Pomal beabsichtigte, daß jede Stadt, selbst das geringste Dorf seine Volksschule haben sollte . . . Leider konnte er seinen Plan nicht ganz in Ausführung bringen; bis zu seinem Abgange waren erst 873 Volksschulen gestiftet, die sich bis jetzt noch nicht vermehrt haben . . . Da nun die Bevölkerung von 3 Millionen Seelen — beinahe in 7000 Pfarren vertheilt ist, so ergibt sich, daß kaum der achte Theil der Bevölkerung lesen und schreiben lernt und Religionsunterricht bekommt . . . „Auf meinen vielfältigen Reisen im Lande habe ich Schullehrer getroffen, die jährlich nur 10,000 Reis (16½ Thlr.) erhalten!“ . . . „Mädchen sind von diesem öffentlichen Unterricht ganz ausgeschlossen, und nur in Lissabon und Porto hat man besondere Mädchenschulen . . . Es ist also etwas ganz Unerhörtes, außer diesen beiden Orten, eine weibliche Person unter den niederen Classen zu finden, welche lesen und schreiben kann!“ — „Seit der neuen Bestallung der Pfr. in Portugal hat man den Anfang gemacht, wenigstens in Lissabon, auf die Erziehung der Kinder armer Eltern Bedacht zu nehmen . . . Ein Frauenverein bildete sich unter den ersten Damen Lissabon's, welcher durch Subscriptionen in den Stand gesetzt wurde, das übliche Werk zu beginnen . . . Bis jetzt sind fünf solcher Anstalten in's Leben getreten.“

Von den portugiesischen Gefängnissen entwirft Hr. v. Schwabe in demselben ersten Theile ein schauerhaftes Bild. Wir hören nur folgende Stellen hier aus: „Nach einem Calcül eines glaubhaften Mannes hatte der eine Kerkermeister des Limseiro vom 13. Decr. 1829 bis 11. Febr. 1830, wo 160 Gefangene den großen Saal bewohnten, 6000 Thaler, und von den Nebenjammern 3000 Thlr. eingenommen, und man kann bestimmt annehmen, daß beide Kerkermeister während der ganzen Miguel'schen Epoche 60- bis 80tausend Thlr. gewonnen haben. Da in diesen Gefängnissen nur das Geld in Betracht kommt, nicht die Art des Verbrechens, so sind auch alle Gefangenen untereinander gemengt . . . In den Encerrios sitzen also die Elendesten, die nichts haben, viele darunter ganz nackend, und hier liegen sie, ohne Unterlage und ohne Bedeckung auf hartem Boden, voller Ungeziefer und bloß durch die thierische Wärme des Nachbarn erwärmt.“ — Eines der schändlichsten Scandale in diesen Gefängnissen ist der öffentliche Verkauf gekohlener Sachen, mit Vorwissen der Autoritäten, welche dieses dulden, ja selbst befördern, da sie auf diese Art viele Sachen wohlfeil erhandeln können . . . „Man spricht zwar jetzt immer von Verbesserungen, von neuen Einrichtungen der Gefängnisse, allein es bleibt nur immer bei schönen Worten, die Thaten bleiben juchaz.“

S p a n i e n.

a.

Allgemeines.

In der Schrift eines Engländers: „Spain as it is,“ wird u. a. bemerkt: „der Spanier, obgleich als Nation europäisch, ist doch als Individuum und Volk mehr als zur Hälfte orientalisches. Die auf das reinere Temperament des Gothen gegroßte Lebhaftigkeit des Arabers hat beide neutralisirt. — So ist der Spanier zu ungeduldig, um zu arbeiten, — zu träge, um zu denken, — zu vereinzelt, um richtig zu urtheilen und zu stolz, um an Verbesserungen zu denken. . . Er begnügt sich mit dem Jetzthum, weil er alt und ehrenwürdig ist, und vergißt, daß die Vergangenheit selbst noch älter und ehrenwürdiger ist.“

„Die jetzt ist Spanien mehr als eine Anhäufung von Ländern, deren jedes seine eigene Hauptstadt hat, denn als ein gebildetes Ganzes anzusehen. Bilbao, Barcelona, Valencia, Granada, Sevilla und Cadix sind eben so sehr von einander, als von Madrid unterschieden; das letztere ist nur als Sitz der Regierung ausgezeichnet.“ —

Mit dem oben Angeedeuteten stimmt, was Barbot (1837) in der *Revue des deux Mondes* in einem trefflichen Artikel über Spanien ausführte. Hier heißt es u. a.: „Wer nur im Mindesten mit der Geschichte von Spanien bekannt ist, wird als evidente Thatsache zugestehen müssen die Herrschaft, welche die historischen Erinnerungen in diesem Lande ausüben, überhaupt die Macht der traditionellen Dinge. Keine ausländische Einrichtung faßt in Spaniens Boden Wurzel; soll sie dort zur Blüthe kommen, so muß sie auf irgend einen alten Stamm gegroßt werden. . . In der Verfassung von 1812, die (ausländischen Journa- listen zufolge) den demokratischen französischen Constitutionen von 1791, 1793 und dem J. III. nachgebildet sein soll, findet sich auch nicht eine einzige Bestimmung von einiger Erheblichkeit, die nicht aus den alten Gesetzbüchern und Fueros Spaniens geschöpft wäre. Dies habe ich (be-

merkt Hr. V.) in meinen „Etudes sur l'histoire des institutions, de la littérature, du théâtre et des beaux-arts en Espagne“ (p. 81 u. ff.) ausführlich nachgewiesen. . . . Jener Constitutions-Entwurf hingegen, den man *statut royal* genannt, war nur ein unglückliches Plagiat aus dem englischen Gesez. Alles in demselben ist neu. . . . — Bei Revision des letzteren hätte man einen ganz fremden Ausgangspunkt gehabt; bei Revision der Constitution von 1812 wird man von einer ganz spanischen Grundlage ausgehen, und ihr Werk wird seine Wurzeln in den ältesten Nationalüberlieferungen haben.“

b.

Ueber Statistik von Spanien.

Ein französisches Tagblatt theilte im Septbr. 1837 einige statistische Angaben über Spanien mit, von denen die bedeutendsten die folgenden sind: Die Bevölkerung Spaniens, die 1803 in 10,351,000, aber 1826 in 13,953,000 Einwohnern bestand, findet sich dort in anderen Verhältnissen vertheilt, als in Frankreich. Man zählt dort zwar 230 Städte, im Durchschnitt von 5000 Seelen; — während aber in Frankreich eine solche Stadt auf 16 □ Meilen, ist in Spanien deren eine nur auf 82 □ Meilen zu rechnen, so daß hier fünfmal weniger Städte als dort. Hieraus erklärt sich, wie bei den politischen Krisen in Spanien der Einfluß der Städte auf das Land wenig bedeutend und von geringer Dauer. Da überdies der Geist der Landbewohner ein anderer als der der Städter, so wird der liberale Schwung, der von diesen ausgeht, bei jenen leicht gelähmt. —

Im Jahre 1803 gehörte noch von 50 Einwohnern einer dem geistlichen Stande; im Jahre 1826 nur noch einer von 91, indem man auf 14 Million Einwohnern 186,498 Geistliche rechnet. In Frankreich hingegen war im Jahr 1829 auf 280 Einwohner nur ein Geistlicher zu zählen. Daß nun der Clerus, der in Spanien 2 bis 3mal zahlreicher als in Frankreich, einen großen Einfluß auf die Landbewohner ausübt, ist auch deshalb leicht einzusehen, weil derselbe außerordentlich reich ist. Noch 1809 schätzte man sein Vermögen auf 3 Milliarden, d. h. auf $\frac{1}{3}$ des gesammten Grund-Capitals Spaniens. Bei den Wahlen auf dem Lande präsidirt aber von Rechtswegen der Pfarrer. —

Zum Adel soll 1803 noch von 7 Einwohnern, dagegen 1834 nur mehr von 34 Einer gehört haben, während in Frankreich selbst im Jahr 1788 nur auf 166 Einwohner ein Adliger zu rechnen gewesen. Doch ist der höhere Adel nicht zahlreich in Spanien; denn es gibt nur etwa

Ein Tausend Herzoge, Marquise, Grafen und Barone, und seit 1750) nur noch 80 Lehnsgüter (fiefs). Die meisten Vorrechte zu Gunsten der adeligen Güter haben längst aufgehört, und so erklärt sich, wie seit Anfang der spanischen Revolution die Häupter der ältesten adeligen Familien in den ersten Reihen der liberalen Partei sich finden können. Da nun auf den großen Grundbesitzungen des hohen Adels zahllose Dienstboten (sie bilden $\frac{1}{37}$ der Bevölkerung) ihr Unterkommen, und ebenwohl die Bettler und Vagabunden (die $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung ausmachen) — Brod finden, so erklärt sich hieraus, warum die Revolution dort nicht gegen den Adel gerichtet ist. — Uebrigens zählt man hier nur 2 Millionen Grundbesitzer, also 1 auf 7 Einwohner, während in Frankreich das Verhältniß wie 1 : 2 ist. Von jenen 2 Millionen absorbiren aber 200,000 Adlige und Geistliche an 25 Millionen Hektaren, also etwas mehr als $\frac{2}{3}$ des bebaueten Bodens, und von dem übrigen Drittel kommt das Meiste auf eine kleine Zahl reicher Bürgerfamilien. Es fehlt deshalb fast ganz jene Classe von kleinen Gutsbesitzern, welche in Frankreich eine so große Rolle spielt und hier eine so tüchtige Bürgerschaft für Erhaltung der Ordnung bietet.

Die Zahl der Klostergeistlichen in Spanien

berief sich den Angaben eines Madrider Correspondenten in den Debats v. 13. März 1837 zufolge:

im Jahr 1797	auf	53,000.
„ „ 1808	„	46,000.
„ „ 1820	„	33,000.
„ „ 1835	„	30,906.

Woher diese rasche Abnahme? Im Anfang flüchteten die Gläubigen, die, vor dem Geiß der Welt sich fürchtend, sich drüßig nach dem Himmel sehnten, aus der Welt und verschlossen sich in die Einsamkeit. Aber die Weltkinder liefen ihnen nach und brachten Geschenke, um Antheil an ihrem Himmelsanspruch zu erkaufen. So wurden die Weltentsagenden zuletzt reicher als die Weltgeistlichen und die weltweltlichen Brüder. Jetzt ist das höchste Streben des Weltgeistes auf verklärende Umgestaltung der Erdenwelt gerichtet; hierzu braucht er die Klostergüter, welche in den letzten Zeiten den Hauptmagnet für die Novizen gebildet.

Die Klöster hatten ursprünglich die Bestimmung, Abtrüßstätten der Selbsttödtung zu sein. Sie wurden zu Ruhestätten

des Selbstgenusses. Sie gefallen jetzt rasch, weil sie zu Anomalien in der neuen Weltökonomie geworden.

d.

T o l e d o.

Aus dem zweiten Artikel von „Spanien im J. 1835, den Charles Didier in der Revue des deux Mondes mitgetheilt, ersieht man, daß der Erzbischof v. Toledo jährlich eine Million Piaster (5 Mill. Frank.) bezog und jeder Canonikus dieser Metropole 60,000 Fr. jährliches Einkommen hatte. Noch jetzt gehört dieser Kirche mehr als die Hälfte der Stadt zu eigen. Das Ceremonienkleid der Madonna del Sagrario, welche dort aufgestellt, ist allein mehrere Millionen werth; es ist ganz mit seinen Perlen gefüllt, von denen einige von außerordentlicher Größe sind. Es soll ein Fabrikat des Himmels — und Geschenk der Engel sein. Von außerordentlichem Werth ist auch das große gothische Tabernakel, in welchem die Hostie am Trohneichnamsest aufgestellt wird. Es ist ganz von vergoldetem Silber und wiegt nicht weniger als 795 Mark; das Okenforium ist von gebiegemem Gold und wiegt 57 Mark. Heinrich Aste, berühmter Goldschmied des XV. Jahrhunderts ist Verfasser dieses Meisterwerks, welches hinsichtlich der Großartigkeit seiner Composition selbst die Arbeiten Cellini's übertrifft. Die Vasculen nicht eingerechnet — finden sich an dreihundert Figuren an demselben. „Die ganze Stadt, bemerkt Didier, ist in ihre Kathedrale absorbiert; — aber von 150,000 Einwohnern, die sie zu den Zeiten ihres Glanzes zählte, bleiben ihr jetzt kaum — 12,000! Für diese hat sie noch 27 Pfarren, und vor der Aufhebung der Klöster hatte sie deren nicht weniger als 38, wovon 15 für Männer und 23 für Frauen. Toledo ist ein großes Kloster und die Kathedrale dessen Kirche.“ — „Es ist die traurigste, grämlichste, ungastlichste Stadt von ganz Spanien. Das Lachen scheint daraus verbannt, und die Langeweile hat ihren Thron dort aufgeschlagen. Auch herrscht dort vielerlei die größte Unwissenheit von ganz Spanien und dies will nicht wenig sagen.“ —

e.

Ein französischer Hirtenbrief gegen die — Karlisten.

Während die N. Würzburger Zeitung seit der Göttinger Katastrophe widerrechtliche Restaurationsversuche in Schutz nimmt, theilt der Würzburger „Herald des Glaubens“ einen Hirtenbrief des Bischofs von Ciudad Rodrigo v. 7. Novbr. 1837 mit, welcher ge-

gen „die blutdürstigen Herden der Rebellion“ gerechtere ist, die unter Don Carlos die spanische Verfassung vernichten möchte. „Ungeheuer!“ heiße es in diesem Schreiben, „Gotteslästerer! Tempelschänder! sie sind es, die sich Vertheidiger der Religion nennen, aber keine haben. . . Sie sind die Barbaren, die keinen andern Gott kennen, als Plünderung, Gotteslästerung, Mord, Schlemmerei, alle Laster des laßterhaftesten Menschen. Ich bin's nicht, der redet; es reden die Dörfschaften, die das Unglück hatten, alle Verwüstungen beweinen zu müssen, welche diese Vandalen ausübten. Villamiel, Arebejo, Eljor, San Martin de Arebejo, Rivasfrias, Casillas . . . was liefern sie euch? Augen, um ein Uebermaß von Elend und Jammer zu beweinen. Eure Hüfe zerstreut, eure Söhne vom Vaterherzen gerissen, um sie in Tod und Verderben zu führen; eure Frauen barbarisch mißhandelt, eure Töchter Opfer viehischer Lust, eure Seelsorger beschimpft, eure Häuser mit Blut besetzt, eure Tempel entweiht.“

f.

Werkwürdige Aeußerungen spanischer Minister.

In der Sitzung der Cortes vom 4. April 1837, in welcher der Art. 11 der Verfassung, die Religion betreffend, verhandelt wurde, meinte der Justiz- (und Cult-) Minister: „Fein sei von mir, Freiheit des Cultus zu verlangen! Nichts von dem! Jeder Spanier muß sich zur katholischen Religion bekennen, aber kein Spanier darf unter dem Vorwande der Religion verfolgt werden. Dies muß erklärt werden; denn die Gesetze gegen Ketzer (d. h. Protestanten u. c.), Juden und Muhammedaner bestehen, und es kann jedem Prälaten einfallen, sie zur Anwendung zu bringen.“ Arguelles, sonst der Gütliche genannt, wollte die Duldung mit Stillschweigen übergangen wissen, schloß aber mit der zweideutigen Erklärung: „Es muß also gesagt werden, daß die Spanier sich zur katholischen Religion bekennen; aber das Wort römisch und apostolisch muß wegleiben; denn die Religion, zu welcher sich die römische Curie bekennt, ist nicht die Religion Jesu Christi, zu welcher ich mich bekenne.“

g.

Der spanische Adel

ist nicht mehr, was er in den Tagen seiner Jugend war, und seine Granden sind noch tiefer herabgekommen, als der große Haufe seiner Varenen. Jene, bei ihren Freirathen auf eine kleine Zahl von Familien be-

scheint, sind — einem unveränderlichen Naturgesetz zufolge — zum größten Theil auch physisch verkümmert. Die Natur duldet keine absolute Isolirung. Nur aus Kreuzung verschiedenartiger Geschlechter entspringt eine kraftvolle Nachkommenschaft. Wie weit aber die spanischen Granden durchgängig zurückgekommen, ist u. a. aus Madrid in 1835, h y n resident officer, zu ersehen. Der Hr. dieser interessanten Schrift bemerkt zugleich, daß der hohe Adel auch in geistiger Beziehung, bei ungeheuren Präensionen, sehr weit hinter der Bildung der gegenwärtigen Zeit zurückgeblieben. Hierzu kömmt, daß, wenn auch überhaupt unter den spanischen Edelleuten noch Manche — Eigner großer Landgüter sind, doch zum Wenigsten neun Zehntel derselben, theils durch Unkenntniß, theils durch den ungeheuren Aufwand, zu welchem Eitelkeit und Herrkommen sie veranlassen, sich gegenwärtig in äußerster Geldverlegenheit befinden. Der Aufwand besteht hauptsächlich in der übertriebenen Anzahl von Hausbedienten, welche die Adligen halten, die noch durch den Gebrauch sehr gesteigert wird, den Dienern, wenn sie alt geworden, Pension und Wohnung in dem eignen Hause anzuweisen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, hat oder hatte der Herzog von Medina Ceeli zweihundert Namen auf dem Verzeichniß seiner theils wirklichen, theils pensionirten Hausdienerschaft. —

h.

Statistik der spanischen Zeitschriften.

Aus den „Mittheilungen aus Spanien“ von Herrn v. Pfeilschifter“ (1837, Liefg. 1. S. 88 ff.) schöpfen wir die nachstehenden Angaben. Nachdem im Jahre 1834 die Presse frei geworden, tauchten in Spanien viele Zeitschriften auf, von denen eine große Anzahl ihr Leben nur auf wenige Monate brachte. Bis zum Anfang 1836 waren von den neu entstandenen Blättern 43 bereits wieder eingegangen, 79 dagegen, mit Einschluß der 49 Amesblätter erblühten sich. Im J. 1836 erschienen dann 26 Zeitschriften und Blätter in Madrid, 6 in Valencia (unter denen eines betitelt: „Satanas“), 5 in Barcelona, 3 in Cadix, je 2 in Granada, Valladolid, Saragossa, auf Mallorca, je eines in Algeciras, Pabajes, Cuenca, Leon, Malaga, auf Menorca, in Murcia, Reus, Santander und Sevilla; — keines in Jerez, Carthagena, Tarragona, Santiago, Corunna, Burgos u. s. w. Eingegangen oder umgeschmeltzen wurden im Laufe des J. 1836 dreißig und drei Zeitschriften, wovon allein 19 in Madrid. Andere wurden angekündigt, ohne jemals zu erscheinen. „In Enate (schreibt Hr. v. P. S. 98) erscheint die Gaceta oficial der Regle-

rung des D. Carlos, ein ziemlich mageres Blatt und nicht geeignet, eine Wirkung auf die Meinung des Volkes auszuüben.“ — In einem *Ma-*
bri der Blatt heist es von Deutschland u. a.: „In diesem Lande der Poe-
sie und des Gedankens ist Alles groß und schön, die phantastische Richtung
der Eöhne des Rheines spiegelt sich auch in ihren öffentlichen Vergnügen
ab etc.“

i.

Entschmückung der Kirchen und Klöster in Spanien.

Der Spätherbst ist für Spanien anebrochen; die letzten Blüthen
und Blätter fallen nieder, und Sturm und Regen treiben sie hier- und
dorthin — sie wieder in Erde aufzulösen, aus der sie zur Sonne sich er-
hoben. So lesen wir, daß aller Schmuck von Gold und Silber, sowie
alle Edelsteine, welche sich in sämtlichen kirchlichen und geistlichen Ge-
bäuden Spaniens befinden, durch ein königl. Dekret vom 13. Oct. 1837,
behuft der Kriegskosten zur Verfügung der Regierung gestellt sind. Noch
aber sehen wir nicht die Anospen, welche die Blätter und Blüthen eines
neuen Frühlings bergen; und doch zweifeln wir nicht daran, daß auch
Spanien ein neuer, schönerer Frühling beschrieben ist; denn der Herr der
Natur ist auch der Lenker der Geschichte, und selbst der *Maître* erinnerte
in Bezug auf die Umwälzung in Frankreich daran: „Que la providence
n'efface que pour écrire.“ Vielleicht auch muß die Kirche in Spanien
im hlaren Gewande Buße thun für alle die früheren Sünden des Hoch-
muths, der Rachsucht und des Götzen- und Weltdienstes, deren sie sich
schuldig gemacht?

26.

F r a n k r e i c h.

a.

Erhaltung und Umgestaltung einer altceltischen Volksage.

Einer alten von Prokop selbst gehörten und in seiner Geschichte der
Gothen (IV. 20) aufbewahrten kritischen Sage zufolge, waren die (celti-

(sehen) Uferbewohner einer Brittien (d. h. England) gegenüber liegenden Insel der Reihe nach verpflichtet, die Seelen überzufahren, und deshalb steuerfrei. Mitten in der Nacht wurde an ihre Thüre geklopft, eine heisse Stimme rief sie zum Geschäfte, — an der Küste fanden sie anscheinlich leere Schiffe, die jedoch während der Fahrt so schwer wurden, daß das Wasser fast bis an den obersten Rand hinaufreichte. Eine Stunde reichte für sie hin, um (Groß-) Brittien zu erreichen, obgleich in ihrem eigenen Schiffe sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dazu brauchten. —

Nun führt *Emil Souvestre* in seinen 1836 erschienenen *derniers Bretons* folgende, wie es heißt, treu aufgefaßte Lokalsage an: „Bei Saint-Gildas werden die Fischer, die lächerlich leben und sich nicht um ihre Seelenheil kümmern, zuweilen des Nachts durch drei Schläge aufgeweckt, indem eine unsichtbare Hand an ihre Thüre klopft. Wie von übernatürlichem Willen getrieben, begeben sie sich an's Ufer, wo sie lange schwarze leerscheinende Schiffe finden, die bis an den Rand in's Wasser gehen. So wie sie dieselben besteigen, zieht sich am Rast von selbst ein großes weißes Segel auf und das Schiff entleert dem Ufer, wie von heftigem Sturme fortgerissen. Die Leute wollen noch wissen, daß diese mit verfluchten Seelen beladenen Schiffe nicht mehr zurückkehren und daß der überfahrende Fischer verdammt ist, mit jenen Seelen die Ozeane zu durchirren, bis zu dem Tage des jüngsten Urtheils.“ — *Souvestre* fügt noch die Bemerkung hinzu: „Die Ceilen glaubten, es seien Geister (geinies), mit allen Elementen, mit allen Theilen der Materie vereint. Einigen dieser Gnomen gaben sie (wie *Augustin. de civ. dei* XV. 23 berichtet) den Namen *Du s*. In einigen Cantonen der Bretagne haben sie noch diesen Namen behalten; man nennt noch jetzt sie *Leus*.“ —

Diese Ansäbrungen werden zugleich zeigen, daß die *derniers Bretons* nicht bloß für die Unterhaltung geschrieben sind, und daß das schöne Frankreich auch gar manchen dunkeln Fleck und manche übergläubige Bewohner hat.

b.

Salles d'Asyle.

Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. *Ceaise* über die *Salles d'Asyle* heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Konventsratsmitglied *Michel Lepelletier* ist, unseres Wissens, der Erste, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahren Grundlagen zu stützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der *Société* die Mitwirkung aller ihrer Vermögen schuldig sind; dann hat die Gesellschaft

ihreſeits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihre Wege zu machen und die Entwicklung ihrer natürlichen und ſittlichen Kräfte zu ſichern. Dieſemnach hatte er ſich einen National-Erziehungsplan entworfen, gemäß deſſen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinſchaftlich erzogen werden ſollten; aber der Konvent ging nicht darauf ein. Auch war Lapeſſetier's Plan unvollständig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht ſorgen konnten, war kein Bedacht genommen. — Erſt gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, dieſem letzteren Mangel abzuheſſen, indem ſie Bewahranſtalten nach dem Muſter der engliſchen errichteten. . . . Als Lord Brougham ſich zum Verfechter von Owen's Lehren machte, bemerkte er beſonders, wie nothwendig es für die Reichen ſei, ſich mit dem Schickſale der Armen zu beſchäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem ſie ſich ſelbſt damit beſchäftigen würden. Auf ähnliche Weiſe äußerte ſich Lambrunſchinkl, der eifrigſte Förderer der Kleinkinderschulen in der Lombardei. In Frankreich haben ebenwohl die Bewahranſtalten beſonders ſeit 1830 ſich zu vermehren angefangen, da man ſeitdem eingesehen, daß man auch dem ſg. Volk ſeinen Antheil zukommen laſſen müſſe. Jetzt kann man jene Anſtalten ſchon als ein National-Inſtitut, oder doch als einen Arim beſelben anſehen, und man kann das Aufkommen und die Ausbreitung dieſer Anſtalte für die biſher ſo ſehr vernachläſſigten armen Kinder als ein ſicheres Zeichen des Aufgangs einer beſſeren Zeit begrüßen. Es iſt dies in Wahrheit eine zweite Himmelfahrt des göttlichen Kinderfreundes, deren Bezeugniſſe nun zum voraus alle myſtiſche oder ſonſtige Verbeugungsverſuche unnöthig machen. Wie ſehr denn auch von eifrigen Biondvöcktern Paris als neues Babel anrühlich gemacht wird, ſo fehlt es doch auch dort nicht an ſolchen, die in die Fußtapfen jenes Kinderfreundes eintreten. Eine im Auguſt 1836 erlaſſene Entſcheidung des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichtes hat für jeden der 12 Bezirke von Paris einen Ausſchuß, und für die ganze Stadt eine Centralcommiſſion beſtellt, um die den kleinen Kindern eröffneten Anſtalte zu dirigiren. Die Centralcommiſſion beſteht aus dem Seine-Präfekten, drei Mitgliedern des Centralauſchusses des Primaunterrichtes, einem Schulinſpektor und vier vom Miniſter zu ernennenden Frauen. Der Ausſchuß beſteht aus dem Maire, dem Pfarrer, dem Friedensrichter und drei von dem Präfekt des Seine-Departement zu ernennenden zur Oberauſicht beſorgenden Frauen (dames inspectrices). Dieſer Ausſchuß ernennt dann noch eine von ihm zu beſtimmende Zahl von aufſehenden Frauen (dames surveillantes), die mit beratthender Stimme den Sitzungen des Aus-

(schusses) beiwohnen können. — Also auch hier erneut sich auf schlaueste Weise das urchristliche Amt der Diakonissinnen. —

c.

Auch die Findelhäuser sind jetzt ein Gegenstand sorgfältiger Forschung und strengster Prüfung. Dr. Bernard Dénouit Nemaité hat kürzlich über diesen Gegenstand eine Schrift herausgegeben (*des hospices d'enfants trouvés, en Europe et principal. en France*), aus welcher zu ersehen, daß die Zahl der Findelkinder in Frankreich, die Kinder im J. 1784 auf 40,000 angeschlagen, 1798 auf 51,000, im J. 1809 auf 69,000 gestiegen und nun rasch: 1815 auf 84,000, 1821 auf 105,000, im J. 1825 auf 117,305, und 1833 auf 127,507 gestiegen, so daß die Ausgabe, die 1818 erst 6,937,783 Frk. betrug, im letzteren Jahre sich auf 10,240,262 gesteigert hatte.

d.

Criminalstatistik Frankreich's.

Dem Bericht des franz. Justizministers über den Zustand der Criminalität in Frankreich im J. 1835 entnehmen wir folgende interessante Angaben.

Im J. 1835 ist gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Persönlichkeit von 1557 auf 1771 gestiegen, während die der Verbrechen gegen das Eigenthum sich von 3568 auf 3457 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4684, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geschlecht. Von den 7221 Angeklagten, waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2297 zwischen 16 und 25, — 2359 zwischen 25 und 35 und 2473 älter als 35; — ferner 4239 ehelos, 2688 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder lesen noch schreiben (!), 2253 konnten es nur unvollkommen, 584 lasen und schreiben sehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechen nur 55 ehelos, so 1834 schon 59, und 60 im J. 1835; konnten aber 1829 und 1830 von 100 Verbrechen 61 nicht lesen noch schreiben, so 1835 nur 56. Völlig müßig waren 1178 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3688, für eigene 2357. — In den 118,225 Zuchtpolizeisachen vom J. 1835 waren 164,886 Personen betheilt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geschlechte angehörten, während im J. 1831 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher ist von 11 von 100 i. J. 1826, im J. 1835 auf 21 von 100 gestiegen,

aber unter 100 Missethigen waren nur 9 Frauen. — Bloße Polizeisachen kamen im J. 1835 105,649 vor, bei denen 150,460 Personen vertheilt; — Selbstmorde — 2305. Unter den Selbstmördern gehörten 521 dem weiblichen Geschlecht; 850 aller dieser Unglücklichen waren 30 — 50, 19 nicht 16, und 31 über 80 J. alt. Im Juli wurden die meisten Selbstmorde (294), im December die wenigsten begangen. —

P.

Selbstmorde in Frankreich.

Von 1827 bis — und mit eingeschlossen 1835 sind in Frankreich 46,288 Individuen zufälligen Todes gestorben, 17,524 durch Selbstmord umgekommen, 413 hingerichtet worden. Im Durchschnitt fanden jährlich 1947 — Selbstmorde statt; im J. 1827 gab es deren 1542 und 2235 im J. 1835; zu Paris allein zählte man von 1831 — 1836 deren 1333, von denen 849 auf das männliche, 484 auf das weibliche Geschlecht kommen. Erstickung durch kohlensaures Gas ist das Tödtungsmittel, dessen sich die meisten beiden Geschlechter bedient haben.

f.

Mißbrauch der geistigen Getränke in Paris.

Charles Dupin hat gefunden, daß in den Spitälern des Seine-Departements bei 1000 durch physische Ursachen Sterbenden, 174 dies durch Mißbrauch von Wein und spirituellen Getränken verschuldet und 309, bei denen dieser Mißbrauch zum wenigsten als sekundäre Ursache anzusehen. Auch bei den 600 Selbstmorden, die jetzt in Paris jährlich statt finden, und bei den 300 Todten, die jährlich die Morgue durchwandern, hat die Trunksucht ihren großen Antheil. — Indessen läßt sich doch seit einigen Jahren eine Sittenbesserung wahrnehmen. Vor 15 Jahren gehörte von denen, die Geld der Sparkasse hinterlegten, kaum $\frac{1}{2}$ theil der arbeitenden Klasse: jetzt gehörte mehr als $\frac{1}{2}$ theil dieser Klasse an. Auch zeigen die minder betrübenden Verhältnisse zwischen den Sterbefällen in eigener Wohnung und denen im Spital die guten Wirkungen dieses zunehmenden Wohlstandes. —

Die Sparkassen in Frankreich.

Im Sommer 1836 hat Hr. Benjamin Delessert die Generalversammlung der Direktoren und Verwalter der Sparkassen von Paris seinen Bericht erstattet. Hiernach haben die Einlagen seit 1831 folgendemgegenstande zugenommen:

1832	beitragen für	2,643,121,
1833	„ „	8,733,340,
1834	„ „	17,239,212,
1835	„ „	23,585,494, und

Im laufenden Jahre sind in den 6 ersten Monaten schon 15 Millionen deponirt worden; am Ende 1835 aber waren die Kassen 38,065,520 an 65,349 Deponenten schußig. Neue Deponenten waren hinzugekommen: 1832 — 8,160, 1833 — 16,891, 1834 — 24,455, und 1835 — 27,365.

Neue Sparkassen aber hatten sich gebildet;

Von 1816 — 1832	nur 17,
im Jahr 1833	allein 9,
„ „ 1834	— 48,
„ „ 1835	— 83,
in den ersten 6 Monaten	
von 1836	.. 45.

In der zweiten Hälfte des J. 1835 zählt man deren überhaupt 204, die durch Königl. Ordonnanzern genehmigt sind; nur in 5 Departementen gibt es deren noch keine; dagegen haben 20 Departemente deren 87. —

Von sämtlichen Departementalkassen waren am 30 Juni 1835 in den öffentlichen Schatz hinterlegt . . . 37,965,446 Franken, von den Pariser Sparkassen . . . 45,633,182 —

83,598,628.

„Während zwölf Restaurationenjahren“ brachte im darauf folgenden Jahre Hr. Dupin „wenigstens 13 Mill. Ersparungen von den arbeitenden Klassen in den Schatz niedergeliefert worden. Noch aber sind nicht sieben Jahre abgelaufen seit Juli 1830, und schon übersteigt die im Staatschatz, in Folge der Ersparnisse und des Zutrauens des franz. Volkes niedergeliegte Betrag die Summe von 100 Mill. Fr.“

h.

Pflugschaaren - Wettkampf in Frankreich.

„Dann werden sie ihre Schwerter in Pflugschaaren umwandeln“ (Jes. 2, 4.) diese Verheißung scheint in Erfüllung gehen zu wollen. Zwischen Blois und Josselin liegt die schöne Halde (lande) von Mivois, atterühmt durch einen Kampf, der zwischen Deutschen und Engländern dort gekämpft worden. Am 16. Mai 1837 strömten wieder tausende von Menschen hier zusammen; wider sollte mit der Schiefe des Eisens ein Kampf hier ausgetragen werden! Aber die Eisen waren Pflugschaaren mannigfacher Gestalt, der Kampf ein Wettkampf in Geschick und in Fertigkeit, zu welchem 150 Ackerbauer sich gemeldet, — und die Zuschauer, die zusammengeströmt, waren Landwirthe, die Jüngern sein wollten des friedlichen Kampfes und des Sieges, der kein Blut, sondern nur fruchtbar vergossenen Schweiß kosten sollte.

i.

Krieger als Weg - Arbeiter.

Im Departement der Loire - Inférieure waren im Jahr 1836 wieder 9000 Soldaten, — als Freiwillige, — mit Weg - Arbeiten beschäftigt, und wenn sich auch herausstellen sollte, daß keine Geldersparniß erzielt würde, so ist doch der moralische Gewinn für die Soldaten wie für den Staat im Ganzen so bedeutend, daß man nur wünschen kann, jenes Beispiel allgemein nachgeahmt zu sehen. Der Krieger adelt die Arbeit und die Arbeit stählt den Krieger. Der Kriegszustand hebt durch freiwillige Uebernahme einer Tagelohnarbeit, wie der Handwerker und Ackerbauer durch seinen Eintritt in die Schaar der Volksmiliznenen (National-Garden), die scharfe Schreibwand auf, die früher beide Stände getrennt, und vom einen bloß Kampfkraftigkeit, vom andern nur Arbeitsfähigkeit, von jeinem nur Muth, von diesem nur Fleiß in Anspruch nahm. — Besonders müssen die Stände sein, aber nicht einander entgegengesetzt; gesondert wie ein Arm von dem anderen, aber zugleich verbunden und vereinigt durch ineinander greifende Bestimmungen, wie die mannigfaltigen Organe in dem einzigen Organismus des Lebens. —

h.

Par Société générale des Naufrages et de l'union des nations,

die unlängst zu Paris gestiftet (S. N. 99.), ist bereits eine höchst erwerthliche Anerkennung ihrer philantropischen Bestrebungen zu Theil geworden. Sadi-Omharek Benhey, Gesandter des Kaisers von Marokko zu London und einer der Präsidenten der allgemeinen Gesellschaft für Schiffbrüchige, hat im Mai. 1836 dem General-Sekretär dieser Gesellschaft, deren Centralbureau zu Paris auf dem Vendôme-Platz ist, den Auszug aus einem Schreiben des Kaisers Muley übersendet, in welchem dieser Monarch, um seine Theilnahme an der Einrichtung der Rettungsanstalten (sauvetages) zu bezeugen, ankündigt, daß er allen seinen Consulen, Gensd'armen und Marinebeamten bei Verlust seiner Gnade befohlen habe, künftighin mit größter Menschlichkeit die Mannschaften der Schiffe aller Nationen zu behandeln, die an den Küsten seines Reiches Schiffbruch leiden würden. —

i.

Französische Journalistik.

In einem französischen Tagblatte (Febr. 1837) finden wir noch einmal der folgende Zeit-Schriften angekündigt: 1) l'Epoque, eine seit 2 Jahren bestehende monatliche Zeitschrift der europäischen und asiatischen Literatur, mit sehr curiousen Artikeln von Chateaubriand, Lamennais, Balzac, Goblerre u. s. f. 2) Le Voyageur oder gewählte Mittheilungen über alles Merkwürdigste (le plus curieux) in allen Ländern in monatlichen Lieferungen. 3) L'interprète des langues modernes, journal anglais, allemand, français, espagnol et italien, mittelst dessen man die Sprache ohne Lehrer lernen kann! 4) L'Echange, Journal des vendeurs et des acheteurs, welches alle Arten von Waaren unterbeingt. 5) Journal de quadrilles et de valses (Musard, Julier, Tolbecque, Strauss, Lanner, Schmitz). 6) La danse, gazette de bal et des salons, dédiée à Marie Taghioni. 4mal monatlich. — Nimmt man hierzu noch die in demselben Blatt angekündigte Bibliothèque de romans modernes, — so kann man aus diesen Angaben mancherlei Schlüsse ziehen.

m.

Pariser Mänonen.

In den Débats vom 11. Juni 1838 stehen folgende merkwürdige Anzeigen in französischer Nachbarschaft, erst: *Consultations magnéto-communabuliques, données par trois somnambules très lucides, au choix des consultants, sous la direction d'un médecin, disciple de Mesmer, de l'ancienne faculté de Paris, de 10 h. du matin à 5 h. du soir, rue Montmartre, 18.* — Dann: *Cols froids — Frigidine — Glacial — Ténéfruid* — pour cols, gilets et casquettes d'été 27 Pl. de la Bourne. Und: par brevet d'invention *Prodigo de Mimir*. Prix du pot, 3 fr. Pommade Mailly, pour faire tenir les cheveux frisés à toutes les températures et leur donner du brillant. Les dames qui s'en sont servi cet hiver n'ont pas été défrisées de la nuit! Les messieurs, en l'employant, recenteront plusieurs jours frisés. On la garantit. (Mailly 149. Rue St. Martin).

n.

Die Pariser Kunstausstellung von den Jahren

	1834:	1835:	1836:	1837:
Gemälde . .	1956.	2175.	1856.	1855.
Sculpturen .	189.	185.	136.	131.
Architekturen	17.	52.	26.	37.
Kupferstiche	84.	96.	61.	61.
Entwürfe	71.	78.	43.	39.
In Ganzen	2314.	2536.	2122.	2130.

o.

Spanien und Frankreich.

In einem französischen Tagblatt vom 8. Sept. 1836 finden wir in zwei Spalten neben einander folgende charakteristische Angaben: „Die Junta von Granada hat (unterm 16. Aug. 1836) einen Beschluß bekannt gemacht,“ in welchem §. 2. „die Zehnten auf die Hälfte reduziert und zur Staats-Abgabe erklärt sind“, §. 6. „Alle Kirchengüter und Renten für die Staatsbedürfnisse verwendet werden sollen“, §. 8. „Alle Stot- und sonstige Gebühren, die von den Bürgern zu entrichten

waren, abgeschafft werden, da dieselben in allen ihren gewöhnlichen geistlichen Bedürfnissen unentgeltlichen Beistand empfangen sollen etc.“ — Aus dem Ami de la Religion wird dagegen angeführt, daß die französischen Bischöfe in ihren Antworten auf das Rundschreiben des Ministers in Betreff der kleinen Seminarien darin übereingekommen, 1) „daß nur die Bischöfe allein über die Fähigkeiten und Eignlichkeit der Vorleser und Lehrer der kl. Seminarien zu urtheilen haben etc.“, kurz, daß dem Staat gar keine Einmischung in diese Angelegenheit gestattet werde; — 2) „daß die kl. Seminarien fortzuehen sollen, geistlich Legate, Schenkungen annehmen zu dürfen, wie die großen Seminarien und andere geistliche und kirchliche Anstalten.“

F

Bischöfliche Collisionen in Paris.

Während der römisch-katholische Erzbischof von Paris, Herr von Quelen, — wegen mißbräuchlicher Protection gegen geistliche Abtretung des Bodens seines ehemaligen Palastes an die Stadt Paris, — in der ersten Märzwoche 1837 von der Staatsregierung vor den Staatrath geladen worden, mußte der sq. „Evêque primat par l'élection du peuple“ der sq. „französisch-katholischen Kirche“, Herr Abbé Châtelet, am 18. März vor dem Civilgerichte von Paris erscheinen, um sich verurtheilen zu lassen, seinem Exhuissier Sigrand die ihm schuldige Geldsumme nebst Interessen zu zahlen. Bis jetzt hat Hr. Châtelet nur eine Quasi-Kirche in der Rue du Faubourg Saint-Martin Nr. 59.

G

Römisch- und französisch-katholische Jastrconferenzen in Paris.

Herr von Ravignan, gegenwärtig der ausgezeichnetste katholische Prediger zu Paris hat in seiner ersten Jastrconferenz zu erweisen gesucht, daß die Philosophie, welche jetzt in der Sorbonne und dem Collège de France docirt wird, sich mit der Religion nicht vertrage. Herr Auzou hat dagegen März 1837 Conferenzen angekündigt über die Mißbräuche der Beichte, den Pharisäismus der römischen Priester, über die von der römischen Kirche verbotenen Vergnügen, über Jesuiten, Clöbat, Romwendigkeit einer Reform, Intoleranz der römischen Kirche u. s. w.

r.

Abbé Kujou und die Jesuiten.

Am 2. Juli 1837 ließ der Polizeipräfekt zu Paris den Abbé Kujou, ersten Pastor der sog. französisch-evangelischen Kirche, rufen, um ihm zu notificiren, daß er die von ihm angekündigte Conferenz gegen die Jesuiten zu unterlassen habe, widrigenfalls seine Kapelle geschlossen würde. Hr. Kujou hielt um 8 Uhr Abends seine Conferenz; am 3. Morgens um 5 Uhr wurden die Pforten der französisch-evangelischen Kirche geschlossen!

s.

Vermehrung und Verminderung der katholischen Kirchen.

Dem Ami de la Religion v. August 1837 zufolge vermehrt sich die Zahl der Katholiken in Schottland, wo dieselben jetzt 24 Kapellen haben, dem Univers zufolge haben dagegen allein die protestantischen Katholiken 13 Kirchen und Kapellen in Paris, — und der Ami de la Religion klagt, daß daselbst noch und nach viele katholische Kirchen untergehen, „bald um Straßen zu eröffnen, bald um Magazine anzulegen, bald um in Häuser und Theater sich umzuwandeln. . . Vor der Revolution befanden sich mehr als 200 Kirchen von Kapellen, Pfarreien, Mönchs- und Nonnenklöster u. s. w. zu Paris. Dreivierteltheile dieser Kirchen sind verschwunden!“

t.

Vermehrung der Irren in Frankreich.

Bei der Verhandlung über einen Gesetzentwurf über die Irren in der französischen Palenkammer (am 7. Febr. 1838) meinte der Vicomte Dubouche: „der Steigtollstus und die Irreligion seien die wirksamsten Ursachen der Vermehrung der Irren. Seit Heinrich VIII., sube er fort, hat die Zahl derselben in England so bedeutend zugenommen, daß es das classische Land der Geisteskranken genannt werden. In Frankreich betraf die Zahl derselben, welchen Hälfte geteilt wurde, im J. 1818 sich auf 5418; jetzt ist sie bis auf 8390 angewachsen und die Zahl der Verwahrlosten ist verhältnißmäßig noch weit bedeutender, so daß man die Gesamtzahl in Frankreich jetzt wohl auf 15,000 anschlagen kann.“

Die Wunden des Jahrhunderts.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 12. März 1838 beschloß ein Herr Teulon seine Rede gegen die von der Regierung beehrten geheimen Fonds mit den denkwürdigen Worten: „M. H. die Regierung und die Gesellschaft befinden sich nicht in einem gewöhnlichen Zustande: die Entmuthigung, der Egoismus und der Zweifel an Allem sind Wunden, welche dieselben verzehren, und vermeint man etwa, sie mit geheimen Fonds zu heilen? — dienten sie aber auch dazu, diese Wunden zu schließen, an welchen das Jahrhundert leidet, so ist doch das Mittel der Moral dem öffentlichen Schaame so sehr zuwider, daß ich Bedenken tragen würde, deren Bewilligung im Antrag zu bringen.“ —

27.

Belgien.

a.

Industrielle Gesellschaften in Belgien seit 1833.

Noch weit energischer als in Frankreich regt sich seit 1830 das industrielle Leben in dem benachbarten Belgien. Hier haben sich allein von 1833 bis 1837 folgende Vereine gestaltet:

I. Drei allgemeine Gesellschaften, nämlich 1) die belgische Bank mit 20 Mill. Fr.; 2) die Rational-Gesellschaft mit 15 Mill. Fr. für Industrie, Schiffbau, Handel nach Außen u.; 3) die Handels-Gesellschaft mit 10 Mill. Fr. für Handel, Bankgeschäfte u. s. w.

II. Folgende zwölf Actienvereine für specielle Zwecke:

1) Unter dem Patronat der alten Bank:

Zwei Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhütten u.	mit	8,800,000 Fr.
Sechs für Kohlenwerke mit		14,730,000 „
Eine für Eisenbahnen mit		3,500,000 „
Eine Maschinenfabrik mit		6,000,000 „

Eine Zuckersiederei mit	4,000,000 „
Eine Teppich-Manufactur mit	1,500,000 „

Zusammen 38,530,000 Fr.

2) Unter dem Patronat der belgischen Bank:

Eichen Actien-Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhüt.	
von w. mit	14,250,000 Fr.
Eine Glasfabrik mit	2,000,000 „

Zusammen 16,250,000 Fr.

3) Unabhängige Unternehmungen, meistens seit 1835:

Eine Gesellschaft für Bearbeitung des Eisens mit	1,200,000 Fr.
2 für Kohlenbergwerke mit	1,560,000 „
7 für Zuckersiedereien mit	4,130,000 „
27 für verschiedene Zwecke, theils industrieller Natur, theils für Localbauten, Bäder u. mit	21,821,000 „
10 Assurance-Gesellschaften mit	71,200,000 „
4 Leihbanken mit	43,000,000 „
eine Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Ausfuhr inländischer Baumwollenfabrikate	3,000,000 „

Zusammen 145,911,000 Fr.

Sammtliche Capitalien dieser verschiedenen, seit 1833 entstandener Gesellschaften belaufen sich also auf 240 bis 250 Mill. Fr. Ueberdies haben seit 1833 noch 25 Gesellschaften von der Regierung nicht die von ihnen gewünschte Autorisation erhalten können.

b.

Ausbreitung des Elementar-Unterrichts in Brabant.

Ein belgisches Blatt gab im Nov. 1836 folgende Notiz über die Fortschritte im öffentlichen Elementar-Unterricht in der Provinz Brabant:

in den Städten: in den Dorfgemeinden:

	Schulen	Schüler	Schulen	Schüler
Im J. 1829 gab es 153 mit	9,209.	326 mit	24,546.	
" " 1883 . . . 147 "	13,561.	475 "	36,450.	
" " 1836 . . . 201 "	16,313.	541 "	46,298.	

Hiernach besteht der Unterschied zwischen 1829, als man die Fortschritte so hoch gepriesen, und 1836 darin, daß jetzt 263 Schulen mit 28,856 Schülern mehr in Brabant sind, als damals, so daß jetzt 1 auf 9 die Schulen besuchen, damals nur 1 auf 17.

Der revolutionäre belgische Klerus.

Da jetzt von katholischer Seite her mehrfach die Mitwirkung des belgischen Klerus bei der Revolution von 1830 in Aberde gestellt wird, so scheint es passend, an frühere Zugeständnisse hier zu erinnern. — In der Schrift: „Die Revolution in Belgien im J. 1830. (Nach den zuverlässigsten Berichten zusammengestellt Stuttgart 1831)“ wird S. 6. behauptet: „es ist jetzt aller Welt klar, daß die Umgestaltung der „Dinge in Belgien von den Priestern ausgegangen, daß die Pfaffen „die Hauptrolle in der Revolution gespielt, daß die belgischen Liberalen „nur das Spielzeug in der Hand derselben waren, und daß Jesuiten „das Volk fanatisirten und die Masse entfesselten.“ In Beziehung auf diese Behauptung wurde in der, von fünf Hermes'schen Professoren zu Bonn im J. 1832 herausgegebenen Zeitschrift für Philos. und kath. Theol. (I. S. 154 ff.) u. a. Folgendes bemerkt: „Mit Einem „Worte, die Revolution in Frankreich und in Belgien war jahrelang und „von Männern desselben Geistes, den übertriebenen Liberalen, planmäßig vorbereitet. Beide Revolutionen hatten denselben Vater, aber eine „andere Mutter. Der Vater war der Ultra-Liberalismus, die Mutter in „Frankreich der crasse Nationalismus, in Belgien aber der crasse „Katholicismus; die Fehler der Regierungen beider Länder befruchteten den Samen Die Revolutionäre dachten, wie es im Prozesse „de Potter's vorkommt: „sind wir nur einmal mit der Regierung fertig, mit den Pfaffen werden wir schon fertig werden.“ . . . Die gesammte katholische Geistlichkeit in Belgien beging (aber) „den sehr großen Fehler und that Unrecht, daß, als ihr der König schon im „Jahre 1829 freundlich die Hand bot und seine früheren harten Maßregeln zurücknahm, sie demselben nicht willfährig entgegen „kam und ihre Opposition aufgab.“ —

„Der Helsen'sche Cultus,“ so versichert der *Courrier de la Meuse* (1837) „macht in Belgien kein besseres Glück, als der Châtel'sche zu Paris. Da Helsen zu Lüttich nicht den Miethzins von 1200 Fr. für sein Gotteshaus bezahlen konnte, so mußte er es unter eine Wagenremise vor dem Schaerbecker Thor verziehen. Da aber der Feß der Neuheit verübert war, so blieben ihm seit mehreren Monaten nur ein Duzend

Zuhörer übrig.“ Nicht mit Unrecht bemerkt hierbei der Courier, die Toleranz sei solcherlei Unternehmungen vererblicher als Verfolgung.

c.

Conflict von Kirche und Loge in Belgien.

Der *Courrier de la Meuse* enthält im Febr. 1838 einen Auffatz über die Freimaurer und die Nothwendigkeit der Aechtung derselben durch die Kirche. In demselben werden die Maurer für schlimmer und verwerflicher, als selbst die Schismaticer und Keger, ja als halbe Atheisten bezeichnet, ganz besonders aus dem Grunde, weil sie nicht an die Ewigkeit der Höllestrafen glaubten, die doch eine der Hauptstützen des wahren Christenthums sei. Zu diesem Journale sollen die Herren van Bommel, d'Huart und Ernst Beiträge liefern. — Von Brüssel wird dagegen berichtet, daß jene erneute Aechtung der Freimaurer mit einemmale wieder die Logen zum Sammelplatz einer energischen Opposition gemacht; daß die Vereinigung der Loge zu Brüssel, welche am 8. Febr. stattgefunden, und sonst vielleicht kaum 50, jetzt an 700 Maurer herbeigeführt und Veranlassung zu einer noch nie erhöhten simultanen Aufnahme von 40 Personen gegeben. — In Löwen, wo die Loge kaum dem Namen nach noch bestand, versammelten die alten Mitglieder sich wieder und neue traten hinzu. In Flandern und im Hennegauischen sollen in mehreren Landgemeinden Logen errichtet werden.

f.

Katholicismus und Pressfreiheit in Belgien.

Wie wenig Katholicismus mit Pressfreiheit sich verträgt, zeigt sich jetzt recht augenscheinlich in Belgien. Die Verfassung sichert allgemeine Pressfreiheit; die orthodoxen Katholiken dagegen wenden Alles auf, nur solche Bücher bei der katholischen Verküderung aufkommen zu lassen, welche die geistliche Censur durchlaufen haben. So berichtet der Conservateur Belge (Sept. 1837), „die dortige Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher gehe fortan unter bischöfliche Leitung über, so, daß künftig kein Buch von jener Gesellschaft ausgegeben werden dürfe, welches nicht die besondere Genehmigung der geistlichen Behörde erhalten.“

Rechtfertigungsschrift des Hrn. v. Bommel, Bischofs zu Lüttich.

Schon seit bald acht Jahren haben die öffentlichen Blätter zahlreiche Beschuldigungen gegen Hrn. v. B. gerichtet, und sein beharrliches Schweigen bekräftigte bei Vielen die Meinung, daß jene Anklagen nicht ungegründet seien. Wahrscheinlich auf höhere Weisung hat Hr. v. B. jetzt im Anfang zu einer Fastenpredigt „über den Supremat des heil. Stuhles“ sich zu rechtfertigen versucht, gegen die doppelte Anklage: „gegen die frühere Regierung der Niederlande conspirirt zu haben, und noch jetzt — gegen die preussische Regierung zu conspiriren.“ Mehrere Behauptungen der Ankläger werden nun allerdings siegreich widerlegt. Unpartheische belgische Blätter bedauern jedoch, daß der Herr Bischof sich über mehrere andere wichtige Punkte nicht erklärt, namentlich über folgende: „Wie oft,“ sagen sie, „hat man nicht in Journalen gesagt, daß man gesehen, wie Hr. v. B. an jenen Versammlungen (Conciliabulen) Theil genommen, welche von den revolutionären Ceriphden in den ersten Tagen der Revolution zu Lüttich gehalten worden. Warum schweigt hierüber der Hr. Bischof? „Man wirft ihm vor, gewisse Hirtendriefe geschrieben zu haben, in denen man weit eher politische und revolutionäre Proclamationen und Wahl-Kundschreiben sehen wollte, als evangelische Mahnungen. Warum hat der Lütticher Predat diese Imputationen nicht von sich abgelehnt? „Ferner sind in Flugschriften, die viel Aufsehen erzeugt haben, wie z. B. in der *Réponse à la lettre pastorale de Mgr. v. Bommel*, in *Eustache Lefranc*, in der *Mission à Tiff* und im *Livre noir*, noch ganz andere Anklagen formulirt, welche den guten Ruf des Hrn. Bischofs gefährden, und den Mißbüigen sehr viel Aergerniß gegeben haben; warum hat Hr. v. B. diese Imputationen nicht von sich abgeschüttelt? Warum endlich hat er solange geschwiegen und tritt erst jetzt mit seiner Vertheidigung hervor, wo man sich versucht finden könnte, anzunehmen, daß er Ereignisse voraussieht, die ihn in eine Stellung versetzen könnten, in welcher er ein großes Interesse haben dürfte, glauben zu machen, daß er niemals den König Wilhelm verrathen, daß er niemals der Sache der Revolution geblieben?“ — So lassen sich belgische Blätter vernehmen. In der Rechtfertigungsschrift des Hrn. v. B. ist uns übrigens besonders eine Stelle bemerkenswerth erschienen, in welcher derselbe über sein Verhältniß zur vorigen Regierung bei deren gewaltsamer Entfernung in folgender Weise sich äußert: „*cependant le gouvernement, deborde de toutes parts, ne put se maintenir, ni faire respecter son autorité. Une*

force morale, résultat de l'union de tous les esprits et de tous les coeurs, neutralisait la force physique, qui était tout entière entre ses mains. L'armée disparut, les autorités disparurent; enfin le trône — disparut lui-même... Was wurde nun meine Pflicht? Hatte mein Bürger-eid mich an die Person des Königs Wilhelm gebunden, wie der Eid der Soldaten, oder nicht vielmehr an die Ordnung der Dinge, deren Haupt der König gewesen und den der Sturmwirbel (tourbillon) der Ereignisse mit sich fortgerissen hatte? Offenbar hatte ich nicht als General oder Adjutant des Königs, sondern als Bischof von Lüttich jenen Eid geleistet, und dieser bürgerliche Eid hatte nicht ausgeschlossen, sondern vielmehr autorisirt und geboten den anderen Eid, der mich auf permanente Weise an den Stuhl, an die Kirche von Lüttich band. Dieses Schwurband, welches den Bischof an seine Kirche, den Oberhirten an seine Herde bindet, kann durch kein menschliches Ereigniß aufgelöst werden.“ — *Avis au lecteur.*

E.

Mittelalterliches Fastenmandat des Bischofs von Lüttich.

Hr. v. Dommel, Bischof von Lüttich, befaßt in seinem Fastenmandat vom J. 1838 seinen Schafen, an jedem Tag, an dem sie von den Fastendispenſen Gebrauch machen, dreimal das Vaterunser und Ave Maria und einmal 4 andere Gebete — (zum Ersatz für das Fasten!) — herzusagen. Doch könnten sie, fügt er hinzu, sich von dieser Verpflichtung freimachen (libérer), wenn sie ein einzigesmal für die ganze Fastenzeit ein Almosen geben, — Wohlhabendere 2 Franken, die übrigen $\frac{1}{2}$ Franken. — Also statt Fasten — Gebet — statt Gebet — Geld! Erst Dispens vom h. Kirchengebet des Fastens, dann Dispens vom dem Ersatzgebet! —

i.

Verdummungsversuche in Belgien.

Der Bischof von Brügge warnte im Mai 1838 in einem Hirtenbrief vor dem Lesen von antikatholischen Büchern und von Zeitungen, die nicht vollkommen orthodox sind, so wie vor den Bibeln, welche die Bibelgesellschaft verlaufen und vertheilen läßt. Das Fastenmandat des Erzbischofs von Mecheln donnert gegen nichtkatholische Lehrer und Erzieher, und der *Courrier de la Meuse* trägt auf Entfernung aller Beamten, die Freimaurer sind, namentlich des Kriegsministers an, weil diese die Militäre verleihe, in den Maurerbund zu treten.

H o l l a n d.

B.

Holländische Literatur.

„Es ist angenehm zu bemerken, schreibt ein Amsterdamer Correspondent der Hannövr. Ztg. im Dyce. 37, welches erge Leben allmählig in der holländischen Literatur erwacht. Das würde in Vereinigung mit Belgien mir geschehen sein; der Einfluß der französischen Sprache nahm überhaupt, fast alle französischen Zeitwörter waren, verholändischt, gebräuchlich, was jetzt schon aufgehört hat . . . Auf den holländ. Landes-Universitäten wird (jedoch) in lateinischer, nur ausnahmsweise in holländischer Mundart docirt; selbst in der vaterländischen Geschichte! . . . Diese Sittē hat die holländische Literatur und Wissenschaft zurückgehalten . . .“ „Die Trennung von Belgien hat Niederland wieder ganz den deutschen Interessen zugeführt. Auch die lebhafteste wissenschaftliche Bearbeitung des vaterländischen Rechtes wird gänzlich einwirken, die Sprache des Volkes allmählig zu der der Gelehrten zu machen, und so eine heimische schon e Literatur vorbereiten helfen.“ Wir können uns dieser Hoffnung nicht hingeben. Holland ist wie die deutsche Schweiz ein Satellit von Deutschland, gerade wie Belgien und die französische Schweiz Satelliten Frankreich's sind. Wünschenswerth ist deshalb vielmehr, daß die holländischen Gelehrten die Resultate ihrer Forschungen entweder in deutscher, oder, wie bisher in lateinischer Sprache mittheilen.

C.

Glaubensdifferenz in Holland.

In Holland nimmt die Separation von der (etablierten) reformirten Kirche noch immer zu, und gibt Veranlassung zu Einstreitungen der Staatsbehörden, welche nicht gestatten, daß mehr als 19 Separirte sich zu kirchlichen Zwecken versammeln. Der schweizerischen evangelischen Kirchenzeitung (v. Eynde. 1837) zufolge haben die holländischen Dissenters sogar durch vielfach erlittene Verfolgungen von Seiten der Gewaltthaber und durch Mißhandlungen von Seiten des Volkes sich

veranlaßt gefunden, ihre Versammlungen auf dem Bughersee zu halten, um hier sich ungestört von ihren Geistlichen predigen und die Sacramente verabreichen zu lassen.

29.

Norwegens Verfassung.

Samuel Laing in seinem gehaltvollen Journal of a residence in Norway during the years 1834, 1835 and 1836 (Lond. Longman and C. 1837) bemerkt u. a. Folgendes über die gegenwärtige norwegische Verfassung: „Wohl schwerlich bietet die Geschichte der Menschheit noch ein anderes Beispiel einer freien Verfassung, die nicht in Kriegen von Trümmern und Umwälzungen aufgerichtet, nicht mit Blut verflutet, sondern aus dem Studierzimmer des Philosophen ruhig in das Leben eingeführt, und ohne alle Veränderung allen Endzwecken einer guten Regierung so entsprechend gefunden worden. Der Grund dieser ausserordentlichen Sonderbarkeit liegt darin, daß alle wesentlichen Elemente der Freiheit bereits im Lande vorhanden waren. . . Im ganzen Zustand des Volkes, des Eigenthums, der bürgerlichen und religiösen Einrichtungen war Nichts, was sich nicht für eine freie Verfassung eignete, in welcher die gesetzgebende Gewalt dem Volke angehörte. Alles war schon in alten Zeiten vom Volke ausgegangen, und da keine besondere Klasse des Gemeinwezens übermäßig mit Vorrechten, mit der Gewalt, oder ausschließlich mit Eigenthum bekleidet, so waren jene Einrichtungen im Laufe der Zeiten unverletzt geblieben. Die neue Verfassung war nur der Ueberbau auf ein Gebäude, dessen Fundamente acht Jahrhunderte früher von den Vorfahren der jetzigen Generation gelegt und auf welche die Grundmauern von ihnen aufgeführt worden waren.

Gegenwärtig kann jeder geborene Norweger, der ein liegendes Gut von 150 Thlr. Werth hat und 25 Jahr alt ist, an den Urwahlen Theil nehmen, und wenn er 30 Jahr alt und nicht Staats- oder Hofbeamter ist, gewählt werden. Hundert Urwähler wählen Einen Wahlmann, und die Wahlmänner jedes Distrikts die bestimmte Zahl Abgeordnete zum Storting, der dann aus sich selbst ein Viertel seiner Mitglieder aus-

wählt, die als Lagthing das Oberhaus ausmachen zu den übrigen Rerthingmitgliedern, welche das Unterhaus bilden. —

30.

S c h w e d e n.

a.

Bibliographische Statistik Schwedens.

In Schweden sind herausgekommen:

im Jahre 1829 . . .	742	Schriften in 7056 Bogen.
„ — 1830 . . .	766	— „ 5404 —
„ — 1831 . . .	838	— „ 5667 —
„ — 1832 . . .	933	— „ 5926 —
„ — 1833 . . .	941	— „ 6025 —
„ — 1834 . . .	943	— „ 7433 —
„ — 1835 . . .	799	— „ 7392 —

Bei weitem die meisten Schriften gehörten folgenden Jähren an, nämlich den

	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
schönen Wissensch. . .	108.	132.	110.	173.	158.	152.	150.
Theologie	119.	122.	140.	129.	122.	123.	124.
Staatswissenschaft . .	102.	77.	77.	102.	116.	157.	97.
Geschichte	65.	85.	82.	94.	106.	74.	64.

Die wenigsten:

der Philosophie	7.	11.	9.	2.	7.	6.	2.
-------------------------	----	-----	----	----	----	----	----

Im Jahre 1836 sind bis zu Ende September von Romanen, Novellen, satirischen Schriften 42 Werke erschienen, von denen 25 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen; Zeitschriften 14; Zeitungen 16 in Stockholm und 69 in Provinzialstädten.

b.

Schwedische Journalistik.

Nach No. 1 und 2 der Svensk Bibliographie erschienen 1837 in Schweden 102 Zeitungen und Zeitschriften, wovon in Stockholm 27,

Gothenburg 8, Upsala 5, Christianstadt 5, Kolmar 4, Lund 4, Nor-
wping 4, in 6 Städten in jeder 3, in 8 in jeder 2 und in 11 in jeder 1.

c.

Zur Statistik der Ehen und Geburten in Schweden.

Nach Forcell's Statistik von Schweden, die er aus amtlichen Urkunden geschöpft, hätte das Verhältniß der ehelichen und außerehelichen Kinder seit 1775 sich in Schweden in folgender Weise verändert:

Von 1775—1795 wie 27 zu 1.

„ 1795—1800 „ 26 „ „

„ 1800—1805 „ 17 „ „

„ 1805—1810 „ 15 „ „

„ 1810—1820 „ 14 „ „

„ 1820—1825 „ 18 ³/₄ „ „

„ 1825—1830 „ 16 „ „

Das Athenäum findet die Erklärung nicht unwahrscheinlich, wonach die Verschlimmerung vorzüglich der Conscription zugeschrieben wird, da durch dieselbe die Landjugend mit der Verderbnis der Garnisonen bekannt wird, daher auch längere Friedensjahre ein günstigeres Verhältniß herbeigeführt haben. Uebrigens sollen in Schweden jährlich 24,000 Jungfrauen in den Stand der alten Jungfrauen übertreten.

31.

Dänemark und Jöland.

n.

Dänische Criminalstatistik.

Die Kopenhagener Collegial-Zeitung enthält in einer der letzten Nummern des Mai 1836 eine Uebersicht über die Wirksamkeit der Criminalgerichte des Königreichs Dänemark im Jahr 1834. Hiernach waren in diesem Jahre angeklagt 1806 Individuen (also 1 von 678 Einwohner). Urtheil ward gefällt in 1585 Sachen; freigesprochen wurden 287, verurtheilt 1298 Individuen, von denen 925 männlichen,

372 weiblichen Geschlecht. Von 1157 Individuen waren 222 unter 20 Jahren, 650 zwischen 20 u. 40 und 285 über 40 Jahre. — Von den 1298 Beurtheilungen fielen 1004 auf Vergehen gegen das Eigenthum.

B.

I s l a n d.

X. Marmier ist von seiner wissenschaftlichen Expedition nach Island in sein Vaterland zurückgekommen, und theilt die Ergebnisse derselben, in einer Reihe von Briefen, in der *Revue des deux mondes* mit. Dem dritten dieser Briefe (in d. R. d. d. m. vom 15. October 1836) zufolge, welcher sich über den öffentlichen Unterricht in Island verbreitet, gibt es in Island keine Elementarschulen; der erste Unterricht wird patriarchalisch im Hause abgehalten, Waisen und Kinder ununterrichteter Eltern theilen denselben in wohlhabenden Familien, der Geistliche leitet denselben und die erste Prüfung wird am Confirmationstage gehalten.

Die Buchdruckerkunst wurde 1530 in Island durch den Bischof Gudbrande eingeführt, die erste Druckerei daseibst war zu Holum. Gegenwärtig werden in Island nur Schul- und Gebetbücher und einige Poesien gedruckt.

Die Bibliothek von Reykjavik wurde 1821 von Professor Rase aus Copenhagen gegründet, ganz Island hat dazu beigetragen und erhält fortwährend den Fond für deren Ausdehnung, sie zählt circa 8000 Bde.

Die literarische Gesellschaft Islands datirt vom Jahre 1816, sie hat zwei Abtheilungen, die von Copenhagen und die von Reykjavik, ihr Zweck ist: den Geschmack an der Literatur in Island fortzupflanzen und in der Landessprache die nöthigsten Bücher drucken zu lassen; sie erhält vom dänischen Gouvernement jährlich 600 Rr. Zuschuß, gegenwärtig gibt sie eine Monatsschrift: *Sunnar Posturinn* für das Volk heraus, die 1100 Abonnenten hat.

In Reikiavik ist eine Unterrichtsanstalt, eine Art von Seminar, wo vom 1. October bis 1. Juni (täglich acht Stunden) Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Dänisch, Geographie, Geschichte, Arithmetik und Theologie vorgetragen werden; von vier dabei angestellten Professoren hat der bestbezahlte 400 Species (2400 Rr.) jährlich; die übrigen 1800 Rr., einer derselben, Herr Schieping, arbeitet seit 20 Jahren an einem isländisch-lateinischen Wörterbuch, ein Anderer, Herr Egilsson, bereitet gegenwärtig eine neue Ausgabe der *Edda* von Sturteson vor, nebst einer lateinischen Uebersetzung. Die Studienzeit

zu Befessnacht dauert 5—6 Jahre; Jütlinge, welche sich der Medicin und Jurisprudenz widmen, müssen dann die Copenhagener Universität besuchen, dort bewohnen dieselben ein eigenes von Christian VI. gegründetes Haus, und erhalten bei genügendem Examen eine monatliche Gratification von 30—40 Rr.

32.

I r l a n d.

a.

Irische Bettler.¹⁾

Wenn man auf der „smaragdnen Insel“ an's Land steigt, dann sind Bettler die ersten, die den Fremdling begrüßen. „Gott segne Eure Ehre! Seid willkommen dem Lande! Geseget sei der Tag Eurer Ankunft!“ Dies sind die Grüße, mit denen der Ankömmling von den Bettlern empfangen wird. Aber die erschreckende Anzahl der Bedürftigen stößt nicht das gute Vernehmen, in welchem sie untereinander stehen, und es ist sogar ein charakteristischer Zug des irischen Volkes, daß der Arme mit einer gewissen Ehrlichkeit die Rechte eines Unglücklicheren anerkennt.

„Auf dem Punkte, die Stadt Cork zu verlassen,“ schreibt Herr Ritchie, „sah ich in einem Augenblicke meinen Wagen von einem Haufen Unglücklicher umzingelt, die mich um Mitleid ansahen. Eine Frau tief herbei. Ihr Leidensbericht war noch betrübender, als der ihrer zahlreichen Unglücksgenossen. Ihr Mann war eben gestorben, und sie hatte die Kinder bei dem Verstorbenen zurückgelassen, um zu suchen, wo sie etwas Brod für sie erhalten könne.“

„Ist es auch wahr?“ fragte ich einen der Umstehenden.

„Es ist nur zu wahr!“ rief der ganze au gehungerte Haufe, der mich umgab, und alle traten auf einmal zurück, wie um zu zeigen, daß sie die Rechte eines Elendes anerkannten, welches noch größer war als dasjenige, welches sie drückte. —

1) Aus Reich Ritchie's Ireland pittoresq. and romant. (Lond. 1837)

„Bei einer andern Gelegenheit warf ich ein Geldstück unter einen Bettlerhaufen, mit dem Blicke die Unglückliche bezeichnend, welcher ich dasselbe bestimmte. Das Geld fiel in den Hüfen einer Frau, die es aufhob, während jene Andere ihre Hand vorstreckte, um mit bittendem Ausdruck dasselbe in Anspruch zu nehmen.

„Plut über dich!“ rief ihre Armuthsgenossin entrüstet ihr zu: „gläubst du denn, daß ich das Geld habe für mich behalten wollen, da ich doch gesehen, daß der Herr es dir bestimmt hatte!“

„Manchmal beagnügen sich die Bedürftigen damit, sich in ihren Pumpen den Vorübergehenden zur Schau zu stellen, ohne auf andere Weise ihr Mitleid anzusprechen.

„Eines Tages ging ich an einem Manne vorüber, der am Rande der Landstraße saß, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt. Die ganze Gestalt trug das Gepräge eines so unglücklichen Elendes, wie es mir selbst in Irland noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Kleidungsstücke zerfielen in Fäden; sein Antlitz war bleich und verßört, und doch, als ich vorüberging, sprach er mich mit keinem Worte um Almosen an. Ich verfolgte meinen Weg, war aber kaum einige Schritte weiter gegangen, als mein Gewissen mir meine Gleichgültigkeit vorwarf. Ich wandte mich zurück: „wenn Ihr in der Noth seid,“ sagte ich etwas ungehalten, „warum fordert Ihr nicht eine Gabe?“

„Was thue ich denn, wenn ich nicht bittle?“ erwiderte er.

„Aber Ihr habt kein Wort gesprochen!“

„Wie! spotten Sie denn über mich, mein Herr? Sehen Sie,“ fügte er hinzu, indem er ein Stück eines ehemaligen Rockes empor hob, „sehen Sie, mein Fleisch und meine Knochen, schreien sie nicht Hunger durch die Löcher meiner Kleider? Sieht man das Elend nicht in meinen eingefurchten Wangen, in meinen hohlen Augen? Sagen Sie mir, sind das nicht eben so viele Munde, welche um Erbarmen flehen?“

b.

Irische Heirathen.¹⁾

„Bei der Verheirathung wird von den Irländern der finanzielle Punkt als die Hauptsache angesehen, und es hat dies den Nutzen, daß dadurch eine Veranlassung zur Sparsamkeit gegeben ist. Ein in günstige Verhältnisse versetzter Pächter versagt sich oft gewisse Genuße, um eine

1) Aus Mittheil's Ireland etc.

Heirathsgabe für seine Tochter zu erlöbigen, die ohne dieselbe kein gutes Unterkommen finden würde. Ich habe oft von jungen Mädchen, die in der Stadt dienen, sagen hören, daß sie noch nicht daran denken könnten, einen Mann zu bekommen, da sie noch nicht so viel erspart hätten, um ein Schwein zu kaufen. Ist es nicht zu vermuthen, daß die er Gedanke sie erst von dem Ankauf eines Bandes oder sonstigen Nützlichen abgehalten?

„Als ich durch einen stunden Flecken zwischen Clonmel und Aikenham kam, sah ich an dem Gestümmel, welches dort herrschte, daß etwas Unge-
wöhnliches vorgehe. Ich blieb stehen vor einer Hütte, in welche einzu-
dringen ein hübscher, aber von bestigem Born ergriffener junger Mensch
sich vergeblich bemühte. Ich sah einen der Zuschauer um Erklärung
dieser Scene.

„Zwei junge Leute,“ so erzählte man mir. „sollten an diesem
Tage getraut werden. Die Braut war 16, der Bräutigam 19 Jahr alt,
und sie paßten eben so gut ihrem Vermögen als ihrem Alter nach zuein-
ander. Der Geliebte besaß ein Schwein und eine Hütte, die Schöne —
einen Tisch, eine Decke, einen Schmel und einen eisernen Topf. Alles
war in der besten Ordnung; die jungen Eheleute sollten bei dem Vater
des Mädchens wohnen, bis die Wohnung des neuen Ehepaares soweit
hergestellt, daß der Regen nicht mehr eindringen könne. Man hatte die
Stolgebühren für den Pfarrer geliehen; die beiden Familien hatten so
viel zusammengekauft, um einen hinlänglichen Vorrath von Whiskey zu
kaufen, und der Glückstag war endlich für die Liebenden angesetzt.

„Aber ach! war jemals das Loos der wahren Liebe mit Arde ge-
seant? Am Vorabend der Trauung entzündete des Bräutigams —
Schwein.

„Dieses betrübende Ereigniß (melancholic accident) veränderte
völlig die Lage der Dinge. Der Verlobungsvertrag sprach es nicht aus:
„daß Patrick die Schilach,“ sondern, „daß Patrick, der Besizer einer Hütte
und eines Schweines, Schilach, die Ehegattin eines Schmel, eines
Tisches, eines eisernen Topfes und einer Decke zur Frau bekommen sollte.“
Nun aber Patrick's Schwein nicht mehr lebte, und Patrick kein Schwein
sonst besaß, war er nicht mehr der Patrick des Vertrages und sollte deshalb
Schilach nicht mehr zur Frau bekommen. Der Vater der Braut war
unerbittlich; die Freunde des Bräutigams sammelten mit ihm, aber san-
den das Benehmen des Vaters der strengen Gerechtigkeit gemäß. Patrick
und Schilach waren die einzigen Unglücklichen.“

„In dem Augenblicke, wo ich vorüber kam, suchte Patrick in das
Haus seiner Geliebten Eingang zu gewinnen, um seine Rechte geltend zu
machen. Er forderte die Brüder seiner Schönen zum Kampfe heraus;

er schrie: „Donner und Lort! Blut und Donner!“ und mengte den Donner in alle Acten von Hütchen. Sein Benehmen wurde von allem Umstehenden heftig getadelt, und man fand es befreumdlich, um nicht zu sagen — anstößig, daß Schliach in der Hütte weinte, wo ihre Mutter sie bewachte.

„Hier, ich muß es zum Voraus bemerken, endet der romantische Theil meines Berichtes, und der Leser wird vielleicht mit Bedauern vernehmen, was ich als Historiker nicht zu verschweigen verpflichtet bin, daß nämlich, wenn Patrik eingewilligt hätte, auf einen Theil der Morgengabe seiner Zukünftigen zu verzichten, er ohne Mühe seine Braut erhalten haben würde. Was die Verzeiwung der Schliach betrifft, so ist zu melden, daß sie aufhörte, als ihr ein angemessenes Ehebündniß in Aussicht gestellt worden. Ein junger Mensch, der ein lebendiges Schwein besaß, bot sich dar, die Erbin zu heirathen, die er niemals gesehen, und mit großer Freude wurde sein Antrag von Schliach und ihren Eltern angenommen.“ —

1

c.

Dr. Crofts, der Abbé Ghâtel von Irland.

Kirche und Staat sind so eng in einander verwebt und so wesentlich aufeinander bezogen, daß keine Veränderung oder Störung in dem einen vorgehen kann, ohne sofort eine analoge Störung oder Aenderung in dem andern hervorzurufen, wenn nicht schon ursprünglich die Bewegungen in beiden aus einer gemeinsamen Ursache entspringen. So verhalten Kirche und Staat sich auf ähnliche Weise zu einander, wie Nerven und Blut-umlaufsystem im animalischen Organismus. So stieß die reformatorische Bewegung in der Kirche zu Anfang des XVI. Jahrhunderts eine revolutionaire in der weltlichen Gesellschaft, so die bürgerliche Reformation in England in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ein radikal-revolutionäres Stürmen im kirchlichen Gebiete hervor. Aehnliche Erscheinungen wiederholten sich zu den Zeiten der Revolution von 89 und der Restauration von 1814, und die Julirevolution sah einerseits den Salnfeimismus, andererseits die reformatorischen Unternehmungen des Lamennais und des Abbé Ghâtel sich hervorathun. Zu gewärtigen war schon längst, daß auch in Irland sich der politischen Bewegung eine religiöse oder kirchliche anschließen werde. Aber sie wurde dadurch zurückgehalten, daß alle Kräfte sich zunächst auf Erreichung der unentbehrlichsten Bürgerrechte concentrirten. Kaum liegt sich indeß durch D'Connell's herkulische Ar-

breiten die Schale des irdelichen Sieges auf ihre Seite, und schon erhebt sich ein Dr. Er ot t y, und erklärt (unterm 5. Juni 1835), — wie Cht tel in Frankreich, — „seine Absicht sei nicht, eine neue Religion zu gründen, sondern die menschlichen Neuerungen und Zusätze zu entfernen, und die alte Religion Jesu Christi neu in's Leben zu rufen.“ — Und, dieser Absicht Folge gebend, reformirt er das Missale, freiet die Messe in englischer Sprache; aber nicht mehr als Sühnopfer, sondern, — wie er schreibt, — „zum Andenken an Tod und Leiden Jesu Christi und zum Dank für die durch sein Verdienst erworbenen Wohlthaten.“ Das Volk zu Rier soll höchlich davon erbaut worden sein. —

33.

S c o t t l a n d.

a.

Der Moderator der schottischen Kirche.

Unsere Zeit ist reich an den pikantesten Contrasten. Aus dem „Diaris romano“ kam uns die Kunde, in einer am 22. Aug. 1837 vom Cardinal Odescalchi, Generalvikar des Papstes erlassenen Bekanntmachung — werde „den Gläubigen kund gethan, daß auf Befehl S. H. so eben zur öffentlichen Verherrlichung ausgesetzt wurden: die Häupter der heil. Petrus und Paulus in der Laterankirche, das h. Angesicht und der h. Ring des Apostelfürsten in der Vatikanische u. s. w. u. s. w. so wie alle die ausgezeichnetesten und wunderkrftigsten Bildnisse der Mater Sanctissima; für jeden Besuch — ertheilt der h. Vater vollen Ablass, ohne dabel hinsichtlich der Art des Besuches etwas vorzuschreiben, damit Jedermann diesen geistlichen Schatz einzeln für sich oder allein mit seiner Familie gewinnen könne.“ — An demselben Tage brachte die allgemeine Zeitung von London folgende Correspondenznachricht vom 28. Aug. 1837: „der Moderator der schottischen Kirche, (Präsident der presbyterianischen Generalsynode), Dr. Hartree, ist, weil er bei der letzten Wahl als entschiedener Verteidiger eines Loccandidaten aufgetreten, — von seiner eigenen Gemeinde im Bildniß — verbrannt worden.“

h.

Glasgow. — Dr. Cieland verlas im Decbr. 1837 eine statistische Notiz über Glasgow in der statist. Sektion der sechsten Versammlung der britischen Association zu Bristol, wonach in jener Stadt im J. 1831 nur ein Kirchen sitz auf 2 $\frac{7}{10}$ Personen kam, die zu einem solchen berechtigt sind. Um diesem Mangel zu begegnen, sind zwar binnen zwei Jahren 24,000 Pfd. zusammengebracht worden; — doch fehlten im vor. J. noch 61,594 Sitz, wozu es noch 61 Kirchen bedurfte!

In welcher Weise der Handelsverkehr dieser Stadt in den letzten 25 Jahren zugenommen, ergibt sich daraus, daß die Einnahme der Zollgebühren sich belief für das vorhergehende Jahr

am 5. Januar 1812 auf . . .	3,124 Pfd.
„ „ — 1813 „ . . .	7,511 —
„ „ — 1820 „ . . .	11,000 —
„ „ — 1823 „ . . .	22,728 —
„ „ — 1825 „ . . .	41,154 —
„ „ — 1826 „ . . .	78,958 —
„ „ — 1833 „ . . .	97,041 —
„ „ — 1834 „ . . .	166,913 —
„ „ — 1835 „ . . .	270,667 —
„ „ — 1836 „ . . .	314,701 —

Landkutschen wurden in Schottland erst 1678 eingeführt. Zu Glasgow reisten im J. 1835 mit 61 Landkutschen 458,232 Personen; mit 37 Dampfboten 579,050; mit Schneuboten auf mehreren Kanälen 431,035, und auf 2 Eisenbahnen 118,882; im Allem also 1,587,198 Personen.

Die Bevölkerung belief sich im J. 1500 auf 4500, im J. 1740 auf 17,034, im J. 1831 auf 202,426 Seelen.

Die Briefpost, welche im J. 1709 für ganz Schottland keine 2000 Pfd. eintrug, nahm zu Glasgow allein im

Jahr 1781 ein: . . .	4,341 Pfd.
— 1810 „ . . .	27,598 —
— 1815 „ . . .	35,784 —
— 1835 „ . . .	39,954 —

Die erste im westlichen Theile von Schottland gedruckte Zeitung war der Glasgow-Courant, welcher im J. 1715 erschien, und dreimal in der Woche ausgegeben wurde. Seitdem wurden 18 Versuche gemacht,

nach andere Zeitungen für die Stadt zu begründen; 10 dieser Blätter haben sich erhalten.

Was die *E r g i e h u n g* betrifft, so erstreckt sich die Reformation bis 1620 das schottische Parlament häufig Beschlüsse zur Förderung des Unterrichtes; allein dieselben scheinen bei den damaligen Presbyterianern zu Glasgow wenig Gewicht gehabt zu haben; denn das Presbyterium klagte am 18. Juli 1604 bei dem Magistrate über die große Anzahl der Schulen; es meinte „die Grammatikschule und die des John Buchanan genügen.“ Im J. 1816 gab es, außer der Universität und 13 Erziehungsanstalten, 144 Schulen daselbst. Die erste Sonntagschule wurde 1786 errichtet. Im J. 1820 gab es deren 106.

Theatralische Vorstellungen scheinen zu Glasgow von der Reformation an bis zum J. 1750 nicht gestattet gewesen zu sein, in welchem Jahre ein Tanzmeister seinen Saal dazu hergab. Zwei Jahre später wurde ein Theater erbaut, aber sehr bald darauf von einem Theile der Congregation demolirt, welche den berühmten Georg Whitfield predigen gehört: das Theater sei des Teufels Haus. Das gemeine Volk war so sehr gegen theatralische Belustigungen eingenommen, daß die Anzüge mit militärischer Begleitung nach dem Schauspielhause gebracht werden mußten. Noch 1762 verweigerte der Magistrate die Erlaubniß zum Aufbau eines Theaters. Als demnächst im J. 1764 ein solches zu Grahamton erbaut worden, zündete der Pöbel es bei der ersten Vorstellung an und verbrannte es mit sammt den Dekorationen. Im J. 1782 wieder aufgebaut, wurde es im April desselben J. nächtlich wieder abgebrannt. Erst seit Anfang 1785 hat sich ein Theater in der Stadt selbst erhalten.

34.

E n g l a n d.

a.

Allgemeines.

Wie viel auch über England schon geschrieben, so findet man doch noch manches Neue in den 1836 erschienenen *Observations recueillies en Angleterre en 1835* von C. G. Simon. So

ersehen wir daraus, daß (nach Stow) noch im J. 1598 „die schönen Frauen von London um keinen Preis in ein Haus eintreten mochten, in welchem man sich der Stein kohlten bediente, noch ein Gericht berühren, welches bei diesem gehäffigen Brandstoff zubereitet.“ Elisabeth verbot sogar, während der Sitzungen des Parlaments Steinkohlen zu brennen, „aus Furcht, die Gesundheit ihrer Ritter aus den Grafschaften möchte dadurch leiden.“ — Auch die öffentlichen Wagen konnten sich nur mit Mühe dort naturalisiren; denn noch im J. 1635 entschied der König mit seinem Rath in der Stenenkammer, die Hialer seien ein öffentlicher Uebelstand, „da sie den Preis des Heu's und Stroh's beträchtlich erhöhten.“ — Die Landstraßen aber waren noch 1746 in so schlechtem Zustand, daß der Herzog von Sommerset seinen Vasallen von Pettworth (Sussex) den Befehl sandte, ihm auf der Straße nach London mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihm aus den Morastlöchern herauszuhelfen. — Von den Collegien berichtet Hr. Simon, daß in den meisten derselben noch die alte Unsitte, die er Faggismus (Faggiame) nennt, herrsche, wonach ältere Studenten ihrer jüngeren Mitschüler in unbeschränkter Abhängigkeit halten, so daß der Jüngere, der sog. Fag, jenem die Kleider und Schuhe reinigen, im Winter sogar zuweilen sich einige Minuten in das eiskalte Bett seines Tyrannen legen muß, um dasselbe zu wärmen. — Uebrigens verliert Pabbage, die Zahl der jungen Leute, die sich den höheren Wissenschaften widmen, habe sich seit 100 Jahren in England im Verhältniß von 1000 zu 10 vermindert. — Der zweite Band jenes Werkes ist der Darstellung der Industrie und der allmählig eingeführten Verbesserungen in derselben gewidmet. —

h.

Die Associationen in England und Schottland.

Unstreitig ist Großbritannien unter allen Staaten, die Vereinten von Nordamerika nicht ausgeschlossen, derjenige, in welchem der individuellen Freiheit der weiteste Spielraum gesichert ward. Es ist daher auch vom höchsten Interesse zu beobachten, auf welche Weise diese Freiheit benützt wird. Die Vereinigung zu Gesellschaften der mannigfaltigsten Art ist in dieser Beziehung die wichtigste und beachtenswertheste Erscheinung. Wir erlauben uns deshalb aus den Bemerkungen über die Associationen in England, welche ein Londoner Correspondent der allgem. Zeitung in der auß. Zeit. v. 17. u. 18. Nov. 1836 mitgetheilt, das Erheblichste hier zusammen zu stellen.

Im Allgemeinen ist der Associationsgeist noch immer im Wachsen, und die Zunahme der verschiedenartigen gelehrten Gesellschaften und ihrer Thätigkeiten allgemein erfreulich; doch reduzieren in manchen Fällen die effektiven Mitglieder sich auf weniger als ein Duzend; die übrigen Hunderte beschränken sich fast auf Entrichtung ihres jährlichen Beitrages von einigen Pfunden, stolz darauf, ihren Namen die Anfangsbuchstaben der Titel der Gesellschaften nachsehen zu dürfen.

Von den religiösen Vereinen, zu denen die Bibelfellowships, die Societät „zur Verbreitung christlicher Erkenntniß,“ und die sogenannten indischen Missionsgesellschaften zu rechnen, dienen namentlich die beiden letzteren durch ihre oft sehr fanatischen Umtriebe gegen die Katholiken zu nichts weniger, als zur Beförderung des inneren Friedens. Die sehr zahlreichen und mannigfachen, eigentlich wohlthätigen Gesellschaften hingegen verdienen nicht bloß gebildet, sondern auch geachtet und gefördert zu werden. Sie finden sich hier häufiger, als in irgend einem anderen Lande, und übernehmen in vielen Beziehungen die Leistungen, denen früher sich die Klöster unterzogen. So gibt es z. B. über ganz England Privathospitäler, von denen sog. Dispensaries (Krankenhäuser) unterhalten, Aerzte besoldet und für Heilung und Pflege armer Kranker gesorgt wird. Andere stiften und erhalten Anstalten für Taubstumme, unbemittelte Blinde und ähnliche Unglückliche. Wieder andere bezwecken Verminderung der Laster und eröffnen namentlich Asyle für reuige Helden.

„Alle diese Vereine,“ bemerkt der Berichtsfasser, „haben ihre Mitglieder beinahe ausschließlich unter den höhern und mittleren Ständen.“

Unter den arbeitenden Klassen aber gibt es viele Gesellschaften, deren Mitglieder sich wechselseitig mittelst wöchentliches Beiträge und nach Maßgabe derselben gegen mancherlei Nothfälle sichern.

Am meisten haben sich in den letzten zehn Jahren die Compagnien vermehrt, welche nach und nach fast für alle mögliche Art kommerzieller und industrieller Unternehmungen sich gebildet. Gewöhnlich wird fast keine Speculation von einigem Belang anders als auf Aktien betrieben. Auf Aktien werden Eisenbahnen angelegt, Kanäle gegraben, Brücken, Häuser, Kirchen gebaut, Städte mit Gaslicht, Trinkwasser — und Kloaken versehen; Museen, selbst Universitäten (London) angelegt, Häuser und Mobilien, Geld und Leben versichert! Auf Aktien steigt Heren's Ballon in die Luft, segelt und dampft man über alle Meere, und fast alle Lebensnahrung und Nothdurst wird irgendwie durch dieselbe vermittelt. Die Totalsumme der hierfür aufgewendeten Nationalbeiträge übersteigt wahrschein-

sich die Masse alles in Europa vorhandenen gepulverten Geldes. Eben damit ist aber auch dem Schwindelgeiste Thor und Thüre geöffnet. Dennoch sind die Vortheile, die für England aus den Aktienverbindungen erwachsen, überwiegend; namentlich wird ein bedeutender Theil fast aller Stände für Erhaltung der Ruhe und Ordnung interessiert, und hiermit die Gefährlichkeit mancher politischer Associationen um Vieles vermindert.

Von diesen letzteren sind die sogenannten conservativen, im Ganzen genommen, die unbedeutendsten, „seitdem sie mehr um Namen und Personen, als um Sachen und Principien streiten, und sich in stetem Widerspruch mit sich selbst und ihren Grundsätzen befinden. Die consequenten Conservativen fangen an, selten zu werden, und machen den erpedienten Platz.“ Wohl gibt es noch conservative Handwerker, und meistens gehören dieselben zu der ehestenfesten Klasse. „Aber eben so gewiß ist es auch, daß die große Mehrzahl der eigentlichen arbeitenden Klasse dem Radikalismus verfallen ist,“ wogegen die Tories ihre Stärke noch bei den Ackerbauern, und besonders in den höheren Regionen finden. Eigentliche Whigvereine sind unter den niederen Klassen selten. Am thätigsten in Errichtung politischer Associationen sind jedenfalls die Radikalen gewesen, und als sie eine Zeitlang mit den Whigs verdrängt, haben sie demnächst zahlreiche Rekruten aus dem Whiglager mitgenommen. Abgesehen von Irland, sind es besonders die größeren Städte Englands und Schottlands, in denen sich eine Menge von radikalen und halbradikalen Verbindungen zu verschiedenartigen politischen Endzwecken gebildet hat.“ Diese liefern denn auch den reichlichsten Beitrag, wenn nicht an Geld, so doch an Mitgliedern, zu den Comités „für Unterstützung fremder Flüchtlinge,“ und es gibt solcher Committee's in London gerade so viel, als verunglückte Revolutionen in Europa. Es genügt, im Namen der Freiheit conspirirt oder complottirt zu haben, um die Theilnahme dieser Ausschüsse anzusprechen zu dürfen.

Zuletzt ist noch einer Klasse von Associationen zu erwähnen, die zwar völlig gesetzwidrig sind, aber bereits „großen Einfluß auf die industriellen Verhältnisse an sich geübt haben.“ Es sind dies die sogenannten Arbeitervereine, die sich bei sämmtlichen Industrie-Unternehmungen organisiert haben, um den Meistern, Fabrikanten, Weinbesitzern u. d. Befehle vorzuschreiben, und jeden nicht zu ihnen gehörigen Arbeiter zu hindern, auf Bedingungen einzugehen, die nicht von ihnen gut geheißen sind.“ Sie nennen sich Unionisten, und „bilden überall die Mehrzahl. Alle Mitglieder haben wöchentlich Steuer zu entrichten,

deren Betrag in einer Bank oder Sparkasse niedergelegt wird, um im Falle eines Sturzes mit den Meistern diesen beharrlichen und nachdrücklichen Widerstand leisten zu können.“

„Auf ähnliche Weise verfahren sich auch die Italiener und Andere, die in ihrem Gewerbe häufig gegen die Gesetze verstoßen, mit Fonds, um furchtlos sündigen zu können, und bilden so den Uebergang zu den Bettler- und Diebs-Associationen, die namentlich in London eben so geheime Republiken gebildet, wie die Steinkohlenarbeiter, die den blühenden Boden Englands unterwühlen, große unterirdische Städte errichten und bevölkern.

So hat uns der Berichtsteller

„Mit bedächtig'er Schnelle

Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle“

geführt, und wir müssen es nun dem Scharfsinn unserer Leser überlassen, den Weg zu erspähen, der aus der Unterwelt wieder empor führt zur lichten und lebenspendenden Sonne, aus dem Reiche der Finsterniß, in welchem sich Verbrecher verbünden, zu dem Reiche der Wahrheit und Liebe, welches die wissenschaftlichen und wohltätigen Vereine zu begründen und auszuweiten streben. —

c.

Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums.

Vom 25. April bis zum 6. Juni 1836 haben in London nicht weniger als 44 Jahresfeiern von Gesellschaften stattgefunden, welche sich die Verbreitung des Christenthums zum Endzweck ihrer Bestrebungen gesetzt haben. Vergleicht man die Zustände der christlichen Völker mit denen der übrigen Erdbewohner, so kann man sich nur freuen, daß so viele Tausende zusammenwirken, um Millionen weit entfernter Menschen mit einer Religion bekannt zu machen, die solche Früchte trägt. Die Beisteuern sämmtlicher zu dem angegebenen Zwecke in England bestehender Gesellschaften belaufen sich wenigstens auf 7 Millionen Gulden. Nimmt man hierzu noch ungefähr 5 Millionen, welche zu gleichem Zwecke vom übrigen Europa und von Amerika beizutragen werden, so ergibt sich uns eine Summe von circa 12 Millionen, welche allein von evangelisch-christlichen Vereinen zur Humanisirung nicht-christlicher Völker jährlich verwendet wird.

Die protestantische Association zu London.

Von London aus wird berichtet, daß zu Anfang Juni 1837. die dortige protestantische Association in einer Versammlung von ungefähr 100 Personen eine Petition an das Parlament um Ausschließung der Katholiken aus demselben zu richten beschloßen, worin es unter andern heißt: „Die Zulassung von Katholiken zu politischer Gewalt in einem christlichen Staate ist eine direkte Verletzung des Verbandes, der zwischen demselben und dem moralischen Völker des Weltalls besteht, eine Verdrößerung der Nation mit dem Sünden dienste, und kommt der Anerkennung der Unzulässigen gleich, daß die Religion mit der persönlichen Verdienlichkeit zur Civilverwaltung in einem solchen Staate Nichts zu schaffen habe.“ In schönster Harmonie hiermit steht, daß kürzlich ein presbyterianischer Geistlicher in Londonberry verhaftet worden, weil er gegen die Suprematie des Königs in geistlichen Angelegenheiten gepredigt.

Actiengesellschaften in England.

Im J. 1835 haben sich in London nicht weniger als 119 Actiengesellschaften gebildet, welche ein Capital von 56,845,000 Pf. St. zusammengebracht. Unter diesen Gesellschaften haben 85 für Anlage von Eisenbahnen 34,040,000 Pf. zusammengeschossen. In einer Liverpooler Zeit. wurden im Mai 1836. sogar an einem Tage nicht weniger als 14 neue Actien Compagnien angekündigt, deren Capitalien sich zusammen auf 5,840,000 Pf. belaufen, nämlich 1 Apotheker-, 1 Transport-, 1 Bau-, 1 Salz-, 1 irländische Bank-, 1 Zuckerraffinerungs-, 1 Lohgerber-, 1 Seifen-, 1 Baumwollen-, 1 Destillir-, 1 wallische Palet-, 1 Wädderei- und 1 Güterkaufs-Compagnie. —

Privat-Compagniebanken endlich gab es am 21ten März dieses Jahres in England und Wales 61, die mit Zuzählung ihrer Zweigbankcomptoirs an 472 Orten etablirt sind und zusammen 15,673 Actiönäre zählten. Im Jahr 1826 wurden solche Privatbanken 3 gegründet, 1827 — 4, 1829 — 6, 1830 — 1, 1831 — 8, 1832 — 7, 1833 — 10, 1834 — 10, 1835 — 8 und 1836 bis zum 21ten März 4, vom 31ten März bis zum 12ten dieses Monats 5, unter welchen

letzteren eine mit 24 Breitengraden und 2,051 Actionairen. — Es schlingen und verschlingen sich zahllose goldene Fäden durch das eminent industrielle Land. — Nimmt man hinzu, daß auch in den gebildeten Staaten des Continents sich die Actiengesellschaften in mehr als geometrischer Proportion vermehren, und daß die Staatsschulden über ganz Europa, und einen großen Theil von Amerika Personen gleichberechtigter Gläubiger verbreitet haben, dann muß man staunen über die großartigen Beanstaltungen der Providenz, welche — nach Vico's genialer Ansicht, — nicht auf Unterdrückung oder Abdrückung der Natur ausseht, sondern auf Leitung und Verwendung der Leidenschaften und Selbstliebe zur Gründung immer größerer Gemeinwesen und eben dadurch zu allmählicher, von Innen heraus bewirkter Läuterung der selbstlichen Natürlichkeit zur freien Humanität.

f.

Die Sparkassen in England.

Dem Parlament vorgelegten Uebersichten nach sind im Juni 1837 — seit Errichtung der Sparkassen in England, also seit 1817, in dieselben 20,760,228 Pfd. eingelegt und nur 5,641,338 zurückgezahlt worden, so daß 15,111,890 Pfd. darin verbleiben. —

g.

Großbritannische Versicherungsgesellschaften.

Der uralte Seelenwanderungs Glaube der Juden hat Hospitaller für — Thiere, und ihr ebenfalls sehr alter Glaube an Wallfahrts-Heilighümer hat Caravanseral's erbaut. Erst das Christenthum und der Wohlfahrtsmedanismus haben Armen- und Krankenhäuser errichtet, und wenn nur der Mosaismus sich des Jubeljahres als eines Gesetzes rühmen kann, so hat nur Christus, — Alles Eigenthum freiwillig den Armen zu geben — zur höchsten Tugend erhoben. Aber das Christenthum konnte die menschliche Natur nicht völlig umändern, wenn es auch durch stetes Verhalten göttlichen Vorbildes und durch Verheißung künftigen Lohnes unermesslichen Segen verbreitet. Selbst Mönche, bei welchen nur das Gedächtniß lebenslänglicher Armuth zur Aufnahme befähigte, mußten dieses Gedächtniß zu umgehen, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war überall der katholische, und noch zu Anfang des jetzigen, der spanische und anglikanische Clerus mit Reichthümern überladen, von denen immer nur

einige Profamen auf die Armen und Unglücklichen herabzusehen. Erst dem keineswegs christlichen Handel haben wir die Entsehung, nur dem selbstlich berechnenden Verstand die rasche Ausbreitung der Versicherungsgesellschaften zu verdanken, die zu den wohlthätigsten Erfindungen der neueren Zeit zu rechnen sind. Unsäglich vielem und tiefem Elend, und eben dadurch unsäglich vielen Vergehen wird durch diese Anstalten vorgebeugt und Millionen sind durch sie von quälenden Besorgnissen befreit, die früher bei jedem Sturm, bei jedem Feuerlärm ergittern mußten. Je zahlreicher nun diese Gesellschaften werden, um so geringer wird die für jedes Mitglied zu ertragende Last, um so lockender wird der Eintritt in dieselbe, um so augensälliger die Unvernunft, nicht in sie einzutreten. Es ist daher mit Gewißheit vorauszusehen, daß früher oder später dasjenige, was jetzt nur Privatgeschäft ist, eben so eine allgemeine, eine Staats-Angelegenheit werden wird, wie die Privatrache allmählig in die öffentliche Gerechtigkeit, wie der von Einzelnen gewährte Schutz in staatspolitische Fürsorge übergegangen ist. Haben im J. 1834 die Asscuranzgesellschaften Großbritanniens schon für 578 Millionen Pf. Sterl. Güter versichert, was bereits die Hälfte des gesammten Güterwerthes betragen soll, — so dürfte es bald der immensen Mehrheit der Nation einleuchten, daß es am förderlichsten wäre, wenn die Asscctanz der Staatsverwaltung einverleibt und für die Versicherung, wie früher für den Handel, für den öffentlichen Unterricht u. s. w. ein besonderes Ministerium gebildet würde. —

h.

Die Dampfmaschinen in England.

In England befinden sich jetzt (Jan. 1837) 15,000 Dampfmaschinen in Thätigkeit. Eine derselben in Kornwallis hat die Stärke von 1000 Pferden. Im Durchschnitte jede derselben nur der Stärke von 25 Pferden gleichgestellt, bieten sie zusammen die von 375,000 Pferden. Nach Watt's Berechnung die Stärke eines Pferdes der von 5½ Mann gleichstellend, ergeben die Dampfmaschinen fast 2,000,000 Menschen. Da nun jedes Pferd jährlich 2 acres Landes verzehrt, so bleiben also 750,000 acres den Einwohnern zur Verfügung.

i.

Zunahme der Bevölkerung und Veränderung des Verhältnisses der Stände zu einander in Großbritannien.

G. A. Porter, der an der Spitze des statistischen Departements im englischen Handelsbureau steht, hat 1837 in Druck gegeben: *The progress of the nation in its various social and economical relations*. Hiernach betrug die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts circa 905,368 oder $17\frac{1}{2}\%$, — in der zweiten Hälfte aber 3,147,494 oder $52\frac{1}{10}\%$ Procent; — ferner betrug diese Zunahme in den drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts circa 1,950,590 oder $27\frac{1}{10}\%$, — dagegen in den drei ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts 5,024,207 oder $51\frac{1}{2}\%$ Procent.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Stände zu einander hat folgende sehr bedeutende Veränderung stattgefunden. Es kamen auf je 1000 Personen in Großbritannien

	im J. 1811:	im J. 1831:
für den Landbau	352.	282.
für Handel und Manufacturen	444.	520.
für andere Beschäftigungen	204.	298.

Es haben sich also in kurzer Zeit die constitutiven Elemente des Staatsorganismus sehr bedeutend verändert, und es dürfte diesem nach nicht Wunder nehmen, wenn auch die Formen der Verfassung in Kürzem eine Veränderung erlitten.

k.

Zur Statistik der englischen Tagblätter.

Einer dem Unterhause vorgelegten Berechnung zufolge wurden in jedem der fünf Monate, vom 30. Juni bis zum 1. December 1837, gestempelt:

von den Times . . .	210 bis 370,000 Exemplare,
von Morning-Herald 160	204,000
„ Morn.-Chronicle 160	200,000
„ Standard 86	123,000
„ Globe 72	90,000
„ Weekly-Messenger 60	80,000
„ Morning-Post . . 56	77,000
„ Sun 66	76,000

vom Observer . . .	15 bis	60,000 Exemplar.
„ Courier . . .	30 „	40,000 „
„ Examiner . . .	18 „	21,000 „
„ Age . . .	10 „	11,000 „
„ Spectator . . .	9 „	10,000 „

L.

Zur kirchlichen Statistik von London.

Aus der Schrift: „The state of the Metropolis“ (1836) entnehmen wir folgende Angaben: „Die Bevölkerung von London, die 1811 erst 1,016,014, betrug nach der Volkszählung von 1831 bereits 1,517,941. Aber nur für die City-Bewohner (c. 57,800) ist hinlänglich für Kirchensitze gesorgt; für die übrigen gab es deren im Jahre 1815 in den Pfarrkirchen nur 110,000, in den Kapellen 30,000. Seitdem sind, durch Erbauung von 64 neuen Kirchen, noch 108,000 dazu gekommen. Rechnet man hierzu noch 142,000 Sitze in den 178 Kapellen der Dissenters, die (von 200 im J. 1827 vorhandenen) als evangelisch angesehen werden können; so ergibt sich, daß die Totalsumme aller, die bei jedem evangel. Gottesdienste in der Hauptstadt Englands anwesend sein können, 390,400 beträgt. — Im Durchschnitt wohnen aber dem Gottesdienste der herrschenden Kirche sonntäglich nur c. 250,000, dem der Dissenters 106,000 bei; im Ganzen nimmt also nur etwas über ein Fünftel der Bevölkerung am evang. Gottesdienste sonntäglich Theil. Rechnet man dazu die $\frac{1}{3}$ der Kirchenbesuchenden Familien, welche unabweisliche Abhaltungen haben, ferner 300,000 gelegentliche Kirchengänger, und 75,000 Katholiken und Unitarier; so ergibt sich, daß höchstens 945,000 Einwohner den christlichen Gottesdienst ergebt oder unregelmäßig, über 500,000, die ihn gar nicht besuchen. —

III.

„Ueber Armuth, Armenwesen und Armengesetze“ in England enthält das dritte Heft der hist. polit. Blätter für das katholische Deutschland (1838) einige interessante Angaben. Durch die Armenunterstützungsacte unter Elisabeth (v. 1601), wurde die Ausführung des Grundsatzes gezwungener allgemeiner Unterstützung gerechtfertigt. Die Ausgaben für das Armenwesen, die man für 1680 auf 16 Millionen Franken angeschlagen, stiegen fortwährend bis 1750 und erreichten

1800), bei einer nur um das Doppelte vermehrten Bevölkerung, das Fünftache. Seitdem sind sie von 95 Millionen im unglücklichen Jahre 1817 auf 195 Millionen gestiegen; dann nahmen sie bis 1823 zwar wieder ab, obgleich sie immer noch nach Abzug der Nationalschuld die Hälfte der gesammten Staatsausgabe betrugen. Von 1823 an nahmen sie jedoch wieder zu, und erreichten die Höhe von 201,178,346 Franken, also das $\frac{1}{2}$ des reinen Einkommens des Grundbesitzes verschlangen, während sie 1820 nur $\frac{1}{3}$ in Anspruch genommen. Die Parlamentsacte v. 14. August 1834 hat aber den Grundsatz sanctionirt, daß der arbeitsfähige Arbeiter in der Regel nur Unterstützung gegen Arbeit in Arbeitshäusern erhalten soll. Dies hat einen bedeutenden Minderaufwand in den Kosten zur Folge gehabt. —

n.

Criminalstatistik Großbritanniens von 1833.

Der Denkschrift des Esq. Samuel Redgrave zufolge, die von demselben am 20. Juni 1836 in der statistischen Gesellschaft zu London vorgelesen worden, beläuft die Gesamtzahl derer, welche wegen Vergehen im v. J. vor den Rissen von England und Wales gestanden, sich auf 20,731, wonach, wenn die gesammte Bevölkerung gehalten, sich ein Verhältniß von 1 : 631 ergebe. Am Ungünstigsten stellt sich das Verhältniß für Stadt und Grafschaft Bristol mit 1 : 272, und für Middlesex mit 1 : 395; dagegen für Wales am günstigsten mit 1 : 2345. — Von sämtlichen Angeklagten wurden 14,729 verurtheilt, und zwar 523 zum Tode, 3629 zur Transportation, 9915 zum Gefängniß. — Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geschlechts; 346 groß J. und darunter alt 2010 unter 16 und über 12; 6147 über 16 und unter 21 J. — Von sämtlichen Angeklagten konnten 7070 weder lesen noch schreiben, 4321 nur lesen. — Es wird nun zwar bemerkt, daß die Zahl der Verbrecher seit 30 Jahren (mit Ausnahme des J. 1833, wo sie sich um $\frac{1}{2}$ vermindert) stets zugenommen habe; da aber nicht ersicht, ob hierbei auf die Zunahme der Bevölkerung Rücksicht genommen, so muß die Bedeutung der letzteren Angabe zunächst dahin gestellt bleiben.

Herr Poisson hat in der Sitzung der Academie der Wissenschaften zu Paris ein Werk überreicht: „Sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile“ 1837. Er führt darin an, daß in England von 1805 — 1831 die Zahl der vor den Geschworenengericht:

ten Angehörigen sich stätig vermehrt hat, und zwar so, daß für England und Wales allein die mittlere Zahl derselben jährlich in den

7 ersten Jahren	ungefähr 5000,
zweiten 7 „	— 6000,
dritten 7 „	— 9000,
vierten 7 „	— 13,000 gewesen,
aber im Jahr 1832	auf 21,000 gestiegen.

Wie können noch hinzufügen:

daß sie im Jahr 1834	auf 22,245 sich vermehrt,
dann aber . . . 1835 „	20,942 „ —
und 1836 „	20,713 herabgesunken ist.

Verurtheit wurden, nach Hrn. Poisson

in der ersten Periode	etwas weniger als 60 von 100,
„ „ zweiten — „	mehr „ 63 „ „
„ „ dritten — „	weniger „ 68 „ „
„ „ vierten — „	„ „ „ 70 „ „

Hinzufügen ist, daß verurtheilt wurden

im Jahr 1834	713 bis 1000,
„ „ 1835	703 „ „
„ „ 1836	718 „ „

a.

Das Schulwesen in Liverpool.

Nach dem Bericht, den ein von der britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften gewählter Ausschuss im J. 1836 über den Zustand des Unterrichtswesens in Liverpool erstattet hat, ergibt sich: 1) Daß in dieser Stadt 33,183 von beidem Geschlecht Schülern besuchen. 2) Daß hiervon 6000 entweder unter 5 oder über 15 Jahre alt sind. Da man nun die Gesamtzahl der Kinder zwischen 5 bis 15 Jahren auf 57,000 anschlagen kann, so folgt, daß mehr als 30,000 Kinder dieses Alters gar keine Schule besuchen. — 3) Von den andern 33,185 oder besuchen 17,815 Tag- oder Abendschulen, 11,649 Werk- oder Sonntagschulen, 3719 nur allein die letzteren! — 4) In 36 Schulen, die auf Herabwohl aufgenommen, empfangen von 1563 Schülern: 1016 Unterricht nur im Lesen, 299 im Lesen und Schreiben, 238 in beiden und im Rechnen, nur 10 in Lesen, Schreiben, Rechnen und noch anderen Gegenständen! — 5) Mehr als ein Drittel sämtlicher Schulen sind von christlicher Milderthätigkeit gestiftet und erhalten. — 6) Den Schullehrern und Lehrerinnen fehlen häufig sowohl die materiellen als die geistigen Mittel,

ihrem Berufe zu genügen, wie denn das Amt eines Schulmeisters durchgängig nur von Weibern übernommen wird, die auf keine andere Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen können. — 7) Sehr häufig wurde ein Mangel an Zucht und Gehorsam unter den Kindern, und an Achtung und Ehrfurcht vor ihren Lehrern, überhaupt aber die völlige Abwesenheit eines gleichförmigen Unterrichts-Systems bemerkt. —

In welchem brünnernwerthen Zustande sich viele dieser Schulen befinden, davon mag folgende Beschreibung einer derselben Beispiel geben: „In einer Dachkammer, zu welcher drei dunkle, zerbrochene Treppen hinauf führten, befand sich eine gewöhnliche Werktagsschule mit 40 Kindern in einem Raume, der 10 Fuß Länge bei 9 Fuß Breite hatte. Auf einer Stange, die mit einem Winkel dieses Behälters ein Dreieck bildete, saßen ein Hahn und zwei Hühner. Unter einem trümmernhaften Bette stand ein Hundestühlchen, in welchem drei Dachshunde lagen, deren Gebrüll, vereint mit dem Lärm der Kinder und dem Gekacker des Federviehs bei dem Eintritt eines Fremden fast taub machten. An dem einzigen Fenster dieser Kammer saß der Schulmeister und versperrte so drei Viertel des Lichts, welches hätte eindringen können, den Eingang!“

P.

Frauen-Verkauf in England.

In den zahllosen Unbereislichkeiten, die sich dem Auge des Natur- und Geschichtsforschers in jedem Momente darbieten, gehört wohl auch die Thatsache, daß gerade bei dem Volke, welches die Würde der Frauen inniger und allgemeiner anerkennt, als alle anderen Völker, noch eine Barbarei gebildet wird, welche sich — unseres Wissens — bei keinem anderen Volke vorfindet. Noch am 19. Nov. 1836 brachte ein Engländer seine Frau auf dem Markte in Halifax zum Verkaufe. „Obgleich,“ dem Herald zu Folge, der diese Thatsache berichtet, „5 Schillings bis jetzt als der Preis einer zum Verkauf ausgestellten Frau angesehen worden, so hat der Ehemann doch durch vieles Anpreisen sein Ehegsgeld zu 20 Schillingen an den Mann gebracht.“ — Man irrte aber, wenn man meint, ein solcher Verkauf finde nur in den untersten Ständen des Volkes Statt. Ein geborner Engländer, welchem Schreiber dieses den Bericht des Herald mitgetheilt, erzählte ihm Folgendes: „Im J. 1814 mußte ich einen halben Tag zu Wandsford in Somersetshire verweilen, da ich auf der Morgenröthe keinen Platz mehr fand, um meine Reise fortzusetzen. Eben lag ich im Gasthose, der auf dem Markte liegt, die Tagesblätter, als der Wirth, auf mich zuwendend, mich an das Fenster treten ließ, wenn ich eines mied.

würdigen Schauspielers Zeuge sein wollte. Die Neugierde machte mich folgen. Ich sah hinaus. Eben war ein Wagen angekommen, aus welchem erst ein Herr, dann eine reich gekleidete, mit einem durchsichtigen Schleier verhüllte Dame stiegen. Der Herr fasste einen seidenen Strick, den das Frauengimmer um den Hals trug, und der unter dem Schleier hervorragte. In demselben Augenblicke kam ein zweiter Wagen, ein Cabriolet mit zwei Pferden, an, aus welchem ein fashionabler junger Mann herabsprang, mit seinem Bedienten zu jenem anderen Fremden trat, und sofort demselben einen Schilling in die offene Hand legte, worauf dieser ihm den Strick überhandigte, an dem er seine bisherige Frau gehalten. Hiermit war diese von ihm geschieden und die Frau des Käufers geworden. Sie zog alsbald den Strick unter ihrem Schleier zurück, und das neue Ehepaar begab sich mit dem Verkäufer in den Gasthof, wo sie alle Drei mit einander in geheimer Heiterkeit einige Erfrischungen zu sich nahmen. Besonders die junge, nun entseelte Dame schien sehr frohlich zu sein, und als ich zufällig in ihr Gespräch hineingezogen worden, lud der neue Herrmann mich ein, ihn bei Gelegenheit auf seinem 11 Meilen von Blandford entfernten Landgute zu besuchen.“

4.

Englische Schriften gegen Erbschaftsrecht und für eine Frauenkammer.

Die *Revue britannique* (März 1838) zeigt an, daß kürzlich in England ein Werk „über die Nachteile des Erbschaftsrechtes“ erschienen, in jenem Lande, „wo dieses Recht noch Allen (?) eine heilige Putschlade, ein unantastbares Recht bedünke!“ Noch merkwürdiger aber ist ein eben dort von Hrn. J. Bernard herausgegebenes Werk über die „Theorie der Verfassung.“ Er verlangt, daß das Volk endlich einen Dictator ermächtigt, den Thron sammt den beiden Häusern umzumodeln (remodeler). Bei dieser Gelegenheit soll als vierter Zweig der gesetzgebenden Gewalt eine „Frauenkammer“ errichtet werden. „Man würde hierdurch dem Mißstand einer aus Männern und Frauen componirten Kammer entgegen, und kein Parlamentsakt würde fortan gültig sein, wenn er nicht nach einander von den drei Kammern notirt und von der Krone genehmigt wäre.“ — Hr. Bernard schließt sich auf diese Weise den „Sermons“ der Frau Dauria und den *memoires à consulter* von Mad. Peutelet de Mauchamps würdig an.

Posteuer Journal-Statistik für 1837.

Ein englisches Blatt gibt folgende Uebersicht der Hauptjournale von London während des ersten Vierteljahres 1837:

I. Tagblätter. Exemplare werden täglich verkauft

vom Courier (wigh)	1422.
„ Constitutionnel (radic.)	743.
„ Globe et Traveller (wigh-minist.)	2753.
„ Morning-Advertiser (rad.) . . .	1870.
„ Morning-Chronicle (wigh-minist.)	7389.
„ Morning-Herald (tory)	6753.
„ Morning-Post (tory)	2428.
„ Standard (tory)	3552.
„ Sun (rad.)	2629.
„ Times (tory)	10565.
„ True-sun (rad.)	1565.

II. Wochenblätter. Wöchentlich werden abgesetzt

Exemplare vom Atlas	2308.
„ Bell's Weekly Messenger	15308.
„ Bell's New Week. Mess.	4923.
„ Champion Herald	6957.
„ Court Journal	1906.
„ Carlton Chronicle	1039.
„ Examiner	4040.
„ John Bull	4230.
„ London Mercury	6661.
„ London Dispatch	8234.
„ News and Sunday Herald	2400.
„ Observer	8451.
„ Patriot	4654.
„ Satirist	3823.
„ Spectator	2770.
„ Sunday Times	10070.
„ Weekly Chronicle	48846.
„ Weekly Dispatch	47307.
„ Weekly True sun	12923.

Außerdem erscheinen noch dreimal wöchentlich und geben Exemplare aus:

„ Evening Chronicle	1538.
„ Evening Mail	2179.
„ St. James's Chronicle	4564.

B.

M'Culloch über Großbritannien.

M'Culloch's Statistischer Bericht über das britische Reich.

(A statistical Account of the British Empire; exhibiting its Extent, physical capacities, population, Industry, and Civil and religious Institutions. By J. R. M'Culloch, Esq. assisted by numerous Contributors. 2 vols. London. C. Knight et Comp.)

Dieses kürzlich erschienene Werk wird von sachkundigen Engländern als die beste statistische Arbeit über das britische Reich gerühmt, welche bis jetzt noch zu Tag gekommen ist. Da überdies die Authentizität der mitgetheilten Angaben ausdrücklich anerkannt wird, so dürfen einige aus denselben geschöpfte Uebersichten unsern Lesern wohl nicht unwillkommen sein.

Was zunächst die Sterblichkeit in England betrifft, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

In den 5 mit 1800 endenden Jahren starb jährlich 1 von 48	
„ „ „ „ 1810 — — — — 1 „ 49	
„ „ „ „ 1820 — — — — 1 „ 55	
„ „ „ „ 1830 — — — — 1 „ 51	

„Da indeß,“ fügt M'Culloch hinzu, „die Bevölkerung durch zahlreichere Geburten sich vermehrt, so können die angeführten Verhältniszahlen nicht völlig zur Bezeichnung des Mortalitäts-Verhältnisses gebraucht werden. Doch ist kein Zweifel, daß seit dem amerikanischen Kriege die Sterblichkeit sich in England vermindert hat. Die Zahl der jährlichen Begräbnisse in dem ganzen Zeitraume von 1780 bis 1815 hat sich nicht bedeutend vermehrt, obgleich die Bevölkerung um 3,300,000 zugenommen hat. Auch hat Ainsliff berechnet, daß die wahrscheinliche Lebensfrist für Männer, die jährliche Pensionen bezogen, im Jahre 1795 nur 89,34 Jahre, im Jahre 1830 hingegen für Männer aus der ganzen Masse der Bevölkerung 39,65 Jahre war.

„Diese wundervolle Verbesserung,“ bemerkt nun Herr M'Culloch, „muß ohne Zweifel mehreren Ursachen zugeschrieben werden: theils der Aus-

erkrankung von Clumpen und Meadern, wodurch akute und Marschfieber aus mehreren Gegenden völlig vertrieben worden sind; theils den Verbesserungen in der Tracht, Kleidung und Wohnung und anderen Bedürfnissen der Masse des Volkes; theils auch der größeren Vorkerrschaft der Keimlichkeit; theils endlich und seit 1800 vielleicht vorzugsweise den Entdeckungen in der Arznei-Wissenschaft und der Ausbreitung der Blattern.“

Hinsichtlich der Gütervertheilung beruft McCulloch sich auf die zuverlässigen Berechnungen Dr. Beeke's, wonach die Gesamtzahl der Landeigenthümer in England und Wales sich nur auf 200,000 beläuft. Da nun der gesammte Zinsbetrag (the gross rental) des Königreichs jährlich auf 30 Millionen Pfd. St. anzuschlagen sei, so kämen im Durchschnitt auf jeden Landeigenthümer (landlord) nur 150 Pfd.; da aber einige weit mehr beziehen, so sei es, daß ein großer Theil derselben viel weniger Einkommen habe. Daher komme es denn, daß wenige ein mühevoller Leben führen und zu größerer Einschnürung genöthigt sind, als die Eigner oder Inhaber kleiner Landparzellen.

Von den 280,000 Individuen, welche Kapitalien in der Staatskasse haben, ist es nur der 60ste Theil derselben, deren Dividende 300 Pfd. übersteigt; nur 600 haben Dividenden, die 2000 Pfd. übersteigen.

Der Ackerbau muß sehr bedeutende Fortschritte gemacht haben; denn von 1820 bis 1830 hat die Getreide-Einfuhr gar nicht oder sehr wenig zugenommen, obgleich die Bevölkerung in diesen 10 Jahren von 14,391,000 auf 16,537,000 gestiegen. Werthwüchsig ist, daß, während 1760 in England und Wales noch 888,000 Einwohner sich von Kossagen nähren, jetzt alle bis ungefähr auf 20,000 sich von Walzen nähren. Ähnliche Verbesserungen haben hinsichtlich anderer Nahrungsmittel statt gefunden.

Es hat u. a. die Consumtion von Fleisch sich in der Hauptstadt verdoppelt im Vergleiche zu dem Verbrauche desselben in den Jahren von 1740—1750. Noch bedeutender ist die Vermehrung dieser Consumtion in Schottland seit 1770.

In Irland hat sich freilich der Zustand der arbeitenden Klasse, also der armen Masse des Volkes, in materieller Hinsicht um Nichts seit den Zeiten Cromwell's verbessert; indessen hat der Mittelstand in den letzten 50 Jahren zugenommen und auch seinen vollen Antheil an den Verbesserungen erhalten, deren sich alle Volksklassen in England und Schottland erfreuen.

Der gesammte Ackerbauertrag von England und Wales wird auf 152,000,000 Pfd., von Schottland auf ungefähr 23,000,000, von Irland auf 45,000,000 Pfd. angeschlagen. Nach Abzug der Kosten für

Einsaat, Pferde u. s. w. kommen in England und Schottland ungefähr 8 Pfd. (genau $1\frac{3}{4}$) auf jeden Einwohner für seine jährliche Consumption, in Irland ungefähr 4 Pfd. 3 C.

35.

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

a.

Charakteristik Amerika's von einem Amerikaner.

Genimore Cooper in seiner 1836 erschienenen Schrift: *A residence in France* — sagt von seinem Vaterland: „Amerika ist ein Land, wo das Eingeständniß irgend eines ziemlich schmutzigen und gemeinen Motiv's fast unerlässlich scheint, wenn man nur sicher leben will . . . Ich glaube, es läßt sich kein anderes Volk finden, die ganz ungebildeten und die völlig entarteten ausgenommen, das sich so leicht herumzuziehen und durch Schmeicheleien betöben läßt, als die große Masse unseres eignen. In Amerika sympathisirt Jeder mit dem, der das Geldschneiden versteht; denn dies ist das allgemeine Gewerbe und berührt eine Seite, die ihrer Schwingungen durch die ganze Republik fortsetzt; nur Wenige aber wissen die Feinden desjenigen zu würdigen, der sein Geld mit Geschmack, Eleganz und Vernunft auszugeben versteht . . . Prunksucht und Pracht auf Kosten der Behaglichkeit und Angemessenheit sind bei uns ein vorherrschendes Uebel . . . Wenn es die Berechtigung des Schöpfers gilt, scheint ein Jeder sich gern — in eine Ruhfschale vertriehen zu wollen; aber wenn es sich um Essen und Trinken handelt, ist das Zeit Part Banu's nicht gering . . . Weit, gewaltig weit sind die gebildeten Klassen Amerika's in ihren Ansichten noch hinter dem Wohlstand des Landes zurück . . . Ich kenne kein Land, das innerhalb der letzten 5 Jahre in Ansichten so sehr zurückgeschritten ist, als das unsrige.“ —

b.

Bevölkerungszunahme.

Die Volkszahl der 6 größten Handelsstädte in den vereinigten Staaten Nordamerica's ist in 46 Jahren, von 1790 bis 1836 folgendermaßen gewachsen:

in New-York	von 33,000 auf 270,000,
„ Philadelphia	„ 42,500 „ 200,000,
„ Baltimore	„ 13,500 „ 92,000,
„ Boston	„ 18,000 „ 78,500,
„ New-Orleans	„ 6,500 „ 60,000,
„ Charleston	„ 16,500 „ 34,500,

Im Ganzen 130,000 „ 735,000.

In ähnlichem Maße wächst die Bevölkerung des ganzen Landes. Statt der 3 Millionen schuldenbelasteter Einwohner der ersten 13 Staaten leben jetzt 15 Mill. in 24 schuldenfreien Staaten. —

c.

Banken, Sparkassen &c.

Dem True-Bun entnehmen wir folgende Angaben: „In sämtlichen vereinigten Staaten Nordamerica's gibt es jetzt (1837) im Ganzen 657 Banken und 148 Hülfsbanken, deren Gesammkapital sich auf nahe an 380 Mill. Doll. beläuft; — im Staate New-York — 101 Banken mit einem Kapital von 37,601,460 Doll., 17 Sparkassen-Anstalten, mit einer Hinterlage von 4,845,349 Doll., ferner besitzt der Staat New-York jetzt 11 Eisenbahnen (für 233 Meilen Weges), und 102 Dampfschiffe für den Hafen von New-York. Zeitblätter gibt es 256 in diesem Staate, wovon 62 in der Stadt New-York. Endlich gibt es in dieser letzteren 15 Feuer-Versicherungs-Compagnien mit einem Kapital von 5½ Mill. Doll., denen mit Nichtem 6 Feuer-Versicherungsgesellschaften mit mehr als 4 Mill. Kapital sich anschließen werden.

d.

Religionsparteien in Nordamerika.

Der allgemeinen Kirchenzeitung vom 2. Septbr. 1837 zufolge, wä-
re die Bevölkerung der ver. Staaten Nordamerica's unter die verschiedenen
Confessionen folgendermaßen vertheilt:

I. Katholiken:

Methodisten	5,000,000.
Presbyterianer	2,175,000.
Congregationisten	1,400,000.
Episkopale	600,000.
Universalisten	600,000.
Lutheraner	540,000.
Reformirte	450,000.
Christkianer	300,000.
Quäker	220,000.
Unitarier	180,000.
Anabaptisten	48,300.
Renneristen	12,000.
Shakers	9000.
Mährische Brüder	5000.
Swedenborgianer	4000.

11,538,300.

II. Katholiken 800,000

Hiernach läßt sich würdigen, was Herr Ed. Seiber in der gleichzeitig erschienenen Schrift: „Ein Blick auf die ver. Staaten Nordamerikas“ behauptet: „die Anzahl der Katholiken ist so groß, daß sie, mit dem Präsidenten Jackson an ihrer Spitze, um den vorzüglichsten Einfluß im Staate mit den Presbyterianern in Kampf treten können und wirklich treten;“ — und — „die Lutheraner leuchten an Ansehen und Mehrzahl vor den übrigen Parteien hervor.“ — Beiden Behauptungen widersprechen auch auf das Entschiedenste die Befunde des wohlunterrichteten Michel Chevalier. Zu bemerken ist übrigens, daß die Hauptkirchenformen, welche in Europa noch die weltlich herrschenden sind, auf der Nordhälfte des neuen Welttheiles eben so zu bloßen Sekten und zwar in die Reihe der Schwächeren herabgesetzt erscheinen, wie die zwei Haupt-Religionsgestalten Westasiens, der Mosaismus und dessen Reformation, der Mohamedanismus in Europa auch nur eine untergeordnete Stellung einnehmen.

c.

Die Schulanstalten im Staate New-York.

Dem für das Jahr 1835 erstatteten Berichte des Gouverneurs des Staates New-York (welcher 2 Million. Einwohner zählt) entnehmen wir folgende Angaben: Von den 538,398 Kindern zwischen

5 bis 16 Jahren, die im Staate leben, sind 532,167 unterrichtet und hierzu vom Gemeinwesen 313,376 Doll. verwendet worden. Da die Einwohner noch überdies 423,643 D. als Schulschuld ic. bezahlen, so hat die Gesamtausgabe für die Schulen 739,020 D. betragen. — Das Kapital der Elementarschul-Fonds beträgt jetzt 1,917,494 D. und das des Fonds für höhere Schulen ic. 267,142. — Der Staat New-York erhält durch die Vertheilung der überschüssigen Einnahme des Bundes über 5 Million. D. Die jährliche Einnahme von diesem Ueberschusse beträgt 300,000 D., welche der Gouverneur den bisherigen Bewilligungen des Staates für Elementar- und höhere Schulen und für Schullehrer, Stipendien beizufügen vorschlägt. . . Die im vorhergehenden Jahre angeordnete geologische, mineralogische und botanische Untersuchung des Staates hat begonnen, und die Berichte der dazu angestellten Gelehrten werden in der nächsten Sitzung der gesetzgebenden Versammlung erstattet. —

f.

Ueberbildung der Kinder in Nordamerika und Nordeuropa.

Ueberließ man früher die Kinder mehr sich selbst oder dem Gesinde, so hatte dies manche nachtheilige Folgen; früh eingewurzelte Unarten waren später schwer auszurotten, der Kernjaher wurden viele. Aber die Kinder wurden durchgängig kräftige Naturen, wie wir noch jetzt an unsern Großvatern sehen. Das Leben ging überhaupt einen langsameren Gang; man nahm sich zu allem Zeit, weil die Ziele des Sterbens näher gesteckt waren; man lernte mäßig, weil überhaupt nur mäßige Forderungen an jeden gemacht wurden. Dies Alles ist allmählig anders geworden. Die Wissens-Waffe häuften sich in's Ungeheure; das Begehren wird immer unmäßiger, die Zeit wird zu kurz, das Leben ein Drängen, ein Jagen, bei welchem jeder zu spät zu kommen meint. Dazu noch die Ueberschätzung der blos geistigen Bildung, und es erklärt sich einigermaßen, wie jetzt so allgemein die Kinder viel zu frühe zu geistigen Beschäftigungen angehalten werden, damit sie möglichst viel lernen und möglichst bald ausgeteert haben mögen, um zeitlich genug in die Rennbahn des Lebens eintreten zu können!

Aber die schlimmen Folgen dieser Uebertreibung lassen sich schon zu sehr merken, da nicht selten der Fall eintritt, daß Kinder, die geistig angestrengt worden, wenn das Gehirn noch in erster Entwicklung begriffen, für ihre übrige Lebenszeit geschwächt und abgestumpft sind.

Darüber sind schon manche Klagen in Deutschland, und Anfang 1836 auch in der *Revue Britannique* in Beziehung auf Frankreich und England laut geworden, und es dürfte die Zeit nicht ferne sein, wo man allgemeiner die

Unentbehrlichkeit der Gymnastik und Diktat einsehen wird. — Da zu welchem Extrem aber in jener Beziehung sogar in der sonst so praktisch-verständigen neuen Welt man gerathen, ist aus einer Abhandlung des Dr. *Righam* zu entnehmen, welcher berichtet, daß unter den Kinderscheitern in den vereinigten Staaten Nordamerikas es deren gebe, welche besonders für Kinder von zwei bis drei Jahren bestimmt seien und unter denen sich sogar Handbücher der Botanik, der Sternkunde u. s. w. finden. Er selbst habe in vielen Familien Kinder unter drei Jahren gesehen, welche große Gedichte und Reiselisten auswendig lernen und 6 Stunden täglich in der Schule zubringen mußten. Kaum zu Hause, mußten sie wieder Privatlunden nehmen, Magazine u. d. g. lesen, und so treibe man es mit ihnen fort, bis ihr Nervensystem ruiniert sei, und dann frühe schon Hypochondrie, Verdauungsbeschwerde und sonstige Krankheiten ihr Dasein verklümmen. Doch soll, nach Dr. *Dr.'s* Bericht, schon 1809 bei Philadelphia eine *Mamul labor academy* errichtet worden sein, in welcher die Ausbildung des Körpers und des Geistes gleichmäßig berücksichtigt werde, und gegenwärtig mache bereits eine Rückkehr zu verständigen Erziehungsmaximen sich allgemeiner bemerklich. —

k.

Barbari in Nordamerika.

Ein gewisser *Cobb* verspricht im „*Spectator*“, einem Zeitblatt aus Nord-Carolina, unter'm 2. Decbr. 1836, 200 Dollars Belohnung demjenigen, der zwei signalisirte Negerclaven, die ihm entflohen, entweder ihm ausliefere, oder sie in ein Gefängniß bringen oder sie todschießen würde, „im letzteren Fall aber,“ heißt es in der Anzeige, „müßte ich selbst sie tödten sehen.“ — Solche Anzeigen wiederholen sich oft in amerikanischen Wktern, und geben auf das Schmerzlichste zu erkennen, in welche tiefe Ohnmacht sowohl das Christenthum als die Rechtsbildung in jenen Staaten gesunken!

h.

Slaverrei in Nordamerika.

Am 26. Decbr. 1837 wurde im Congresse der Verein. Staaten der Antrag der Deputirten der südlichen Staaten: „alle Petitionen und Resolutionen um Abschaffung der Slaverrei im Bezirk von Columbia, so wie um Abschaffung der Slaverrei und des Sklavenhandels in anderen Staaten ohne Berücksichtigung und Erörterung auf den Tisch des

Hauses niederzulegen" — mit 135 Stimmen gegen 60 angenommen! — Von ungefähr 13 Millionen Einwohnern der Ver. Staaten sind noch 2 Millionen — Sklaven; namentlich in Südkarolina von 584,000 E. nicht weniger als 315,000 und in Georgia von 517,000 E. 218,000 Sklaven. —

In Virginien und Südkarolina waren zu Anfang 1837 Versammlungen gehalten worden, in denen man die Gesezmäßigkeit, ja Gottgefälligkeit der Sklaverei zu beweisen suchte. Man berief sich auf die Autorität der „guten alten Sklavhalter und Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob," und auf den Apostel Paulus, der einen entlaufenen Sklaven zu seinem Herrn, Philemon, zurückgeschickt, und einen brüderlichen Brief an diesen „Sklavhalter" geschrieben. Wer gegen die Sklaverei predige, behauptete man, der dünke sich weiser als die Schrift, und giebe die „Träumereien der Menschen" dem „untrüglichen Worte Gottes" vor. — Möchte es der evangelischen Kirchenzeitung gefallen, diese Schriftgläubigen eines Besseren zu belehren!

I.

Nordamerikanische Bücherproduktion.

Der New York Bookseller's Advertiser 1836 gibt uns nachfolgende Uebersicht:

Bedruckt wurden in den vereinigten Staaten Nordamerika's im Jahre 1833 . 306 amerikanische 409 ausländische also 715 überhaupt
Orig.-Werke, Schriften,

"	"	1834 . 406	—	—	216	—	622	—
"	"	1835 . 318	—	—	229	—	547	—

Die im vorigen Jahre erschienenen Werke lassen sich, ihrem Inhalt und Ursprung nach, rubriciren wie folgt:

Theologie (Gotttheit) . 20 amer. Orig. 22 ausl. 42 in Summa.
Religion und häusliche

Pflichten	15	"	"	13	"	28	"	—
Ethik und Politif . . .	6	"	"	3	"	9	"	—
Gesetzkunde	9	"	"	3	"	12	"	—
Statistik und Handel . .	9	"	"	2	"	11	"	—
Reisen	12	"	"	11	"	23	"	—
Geschichte	4	"	"	8	"	12	"	—
Biographie	19	"	"	11	"	30	"	—
Medizin und Chirurgie . .	6	"	"	5	"	11	"	—

Wissenschaften u. Künste	15	amer.	Orig.	8	ausf.	23	in Summa.
Novellen u. Erzählungen	51	"	"	33	"	64	"
Poesie	7	"	"	12	"	19	"
Erziehung	60	"	"	15	"	75	"
Kinderschriften . . .	22	"	"	17	"	39	"
Jahresschriften . . .	10	"	"	—	"	10	"
Vermischte Schriften .	24	"	"	15	"	34	"
	268.			173.		449.	

k.

Die Presse in den vereinigten Staaten.

Aus Michel Chevalier's „Lettres sur l'Amérique du Nord“ (1837) die bereits in zweiter Ausgabe erschienen, schöpfen wir folgende Angaben. Im Jahre 1834 gab es in den V. St. 1265 Zeitungen (s. American almanac, 1835, p. 252), ohne 130 bis 140 periodische Schriften mitzuzählen, die ausschließlich mit Religion, Literatur, Medicin, Jurisprudenz oder Ackerbau sich beschäftigen. Jedes Dorf hat seine Zeitung, die ein- oder zweimal wöchentlich erscheint. Tagblätter gibt es wenige. Im Jahre 1834 zählte man deren nur 90. Nur wenige derselben haben über 2000, keines über 4000 Abonnenten, die meisten Zeitungen haben deren nur 350 bis 500. Durchgängig enthalten sie nur Anzeigen. Die Berücksichtigung der Presse läßt nur wenige zu Einfluß kommen, der über den nächsten Kreis hinausreichte. Zu New-York liest man nur New-Yorker, zu New Orleans kaum andere Blätter, als die von New-Orleans. Nur der Globe und der National-Intelligencer von Washington sind sehr verbreitet. Auch stehen die Zeitungsschreiber durchgängig in geringem Ansehen; nur der Rédacteur des American (von New-York) und der der National-Gazette (von Philadelphia), die Herren Ch. King und R. Walsh und wenige andere sind in dieser Beziehung auszunehmen. Und dennoch bilden, wie Herr Chev. versichert, die Zeitungen und Zeitschriften den beträchtlichsten Theil der nordamerikanischen Literatur. Der American almanac berechnet die Zahl der Zeitungs-Exemplare, welche im J. 1834 in den V. St. in Umlauf gesetzt worden, auf 70 bis 80 Millionen. Hinzuzufügen wäre die Exemplarenzahl für Zeitschriften, die sehr beträchtlich ist. Die Hauptzeitschrift der Methodisten wird in 32,000 Exemplaren ausgegeben.

Nordamerikanische Opposition gegen den Nachdruck.

Das North-American Review macht im Frühling 1837 auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch ausländischen Schriftstellern Schutz gegen Nachdruck zu verleihen. Es meint: „ein amerik. Buchhändler werde jetzt kein Narr sein, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu zahlen, dessen Absatz ohnehin noch zweifelhaft, während er für gar Nichts das neueste Werk eines populären englischen Schriftstellers erhalten könne, von dem er sicher, eine Auflage zu verkaufen!“ „In unserem ganzen Lande“ — so versichert der Revisirer, „gibt es kaum ein Duzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden.“ ... Nebenbei macht er noch auf den Mißstand aufmerksam, daß jetzt das Land mit den schlechtesten und incorrectesten Ausgaben überschwemmt werde, da jeder Nachdrucker dem anderen vorauskommen wolle.

Ein neuer angezeigter nordamerikanischer Auswuchs.

Die Nordamerikaner haben mit dem Schwerte die Engländer zur Anerkennung ihrer Selbstständigkeit genöthigt; jetzt scheinen sie mit der Feder auch einen literarischen Eigennamen erobern zu wollen. Noch ist überall von den transatlantischen Skizzen die Rede, und kaum erst hat das Athenäum dem trefflichen Channing gehuldigt, so bringt es schon das Werk eines (ungenannten) Amerikaners, die „Incidents of travel in Egypt, Arabia Petraea and the holy Land“ (2 voll. New-York 1837) zur Anzeige, mit dem Bemerkn: „these are two very pleasant volumes,“ und mit der Versicherung: „in dem ganzen Werke findet sich nicht ein einziges langweiliges Blatt.“ Es fügt dann noch hinzu: „in der That sind die Beschreibungen so geistvoll, und eine so lebendige Kraft und Wahrheit herrscht in der Erzählung, daß, indem man dieses Buch liest, man den Verfasser auf seiner Reise zu begleiten glaubt, und allmählig etwas wie persönliche Theilnahme an seinen Abentheuern gewinnt.“ Von den interessanten aus dieser Reise mitgetheilten Stellen mögen folgende hier zur Probe dienen: „Nach dem Frühstück besieg ich ein Dromedary und ritt an die Stelle, wo das alte Heliopolis lag, nahe bei dem Dorfe Matatea, ungefähr vier Meilen von Kairo, am Rande des reichen Landes von Oasen. Strabo besuchte diese Ruinen dreißig Jahre vor Christi-

und beschreibt sie fast gerade so, wie wir sie jetzt noch sehen. Ein großes Sonnentempel stand ehemals dort. Herodot und Plato studirten Philosophie in den Schulen von Heliopolis; ein barbarischer Perser stürzte seine Tempel, ein fanatischer Araber verbrannte ihre Bücher, und ein einziger Obelisk, 67 Fuß hoch über ein Feld sich erhebend, welches bis an seinen Sockel beackert und bearbeitet ist, steht noch dort, ein wehmuthserregendes Denkmal früherer Größe und ewigen Ruhmes.“ Demnächst erzählt der Wfr., daß er zu Kairo eingetroffen, als eben dort die Caravane von Pilgrimen gelagert, welche im Begriffe stand, nach Mekka zu ziehen. „Sie bestand aus mehr als dreißigtausend Wallfahrern, welche von den Ufern des caspischen Meeres, den äußersten Grenzen Persiens und Afrika's nach vielhundertjähriger Wohnheite zusammengeströmt, um von Kairo aus ihre Wüthige Pilgerschaft anzutreten. . . Weitbin über die sandige Umgegend waren jene Wallfahrer mit vielleicht 20,000 Kameelen und Dromedaren gelagert, Männer, Frauen und Kinder, Thiere und Gespöcke, Alles durch einander in buntem Gewirre. Einige hatten ihre Zelte noch nicht aufgeschlagen, einige rauchten, andere kochten sich Kaffee, einige aßen, andere jauchzten oder fluchten, andere verrichteten knieend ihr Gebet, wieder andere bereiteten sich, dem Strome sich anzuschließen, der schon mehrere Meilen weit in die Wüste sich fortwälzte. . . Der Gegenstand des allgemeinen Interesses war aber die große Kiste, welche die Gebeine und den Schmuck für das Grab des Propheten enthielt. Das Kameel, welches diese geheiligte Last trägt, ist mit Fahnen und reichen Decken geschmückt, und wird mit frommer Sorgfalt gepflegt. Hat es seine Reise vollbracht, dann darf keine gemeine Last mehr ihm aufgeladen werden. Es lebt und frucht gerhet von allen guten Muselmännern.“

n.

Nordamerikanischer Frauen-Convent für Emancipation der Sklaven.

Ein englisches Tagblatt bringt uns einen Auszug aus einem gedruckten Bericht über den Convent, welcher von New Yorker Frauen zur Abschaffung der Sklaverei abgehalten worden ist. Wir theilen das Wichtigste aus diesem in jeder Beziehung denkwürdigen Actenstück mit. Die Versammlung fand am 9. Mai 1837 und an den drei folgenden Tagen Statt. Sie wurde in aller Form von 71 abgeordneten Frauen der Staaten von New-Hampshire, Massachusetts, Rhode-Island, New-York, Jersey, Pennsylvanien und vom Ohio constituit. Hundert und drei Frauen

der Staaten von Süd-Carolina und Connecticut wurden zu correspondirenden Mitgliedern ernannt, und es scheint, daß fast alle sich zu der allgemeinen Sitzung eingefunden haben. Die größte Ordnung herrschte in der Versammlung; die Beschlüsse wurden mit Ruhe und Würde gefaßt, und alle Anwesenden zeigten sich von dem religiösen Gefühle durchdrungen, welches diesem Frauenvereine seine Entstehung gegeben.

Gleich durch einen der ersten Beschlüsse wurde der Frage die richtige Stellung gegeben. „Wie sehr wir uns auch freuen, erklärten nämlich die Frauen des Convents, daß in der Behandlung unserer verelendeten Brüder und Schwestern eine Milderung eingetreten, so dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß die Hauptfrage nicht die Behandlung, sondern das Princip selbst betrifft. Es kann nämlich auf keine Weise irgend ein Compromiß stattfinden über ein die geheiligten Rechte der Menschheit verletzendes Herkommen, so lange noch ein Mensch als Eigenthum eines anderen Menschen angesehen werden kann.“

Mehrere Beschlüsse wurden dann gefaßt, in denen die Widerseßlichkeit der Staaten des Nordens gegen die Discussion dieser Frage mit Recht aus Handelsinteressen abgeleitet wird. Die Mitschuld dieser Staaten wurde als „*Rationalverbrechen*“ gebrandmarkt.

Daß hierbei diese Frauen von dem Beruf, in dem sie handelten, und von dessen Würde tief durchdrungen waren, zeigt sich u. a. in dem Beschlusse derselben, in welchem sie Folgendes erklärten: „da gewisse Rechte und Pflichten allen moralischen Wesen gemeinschaftlich zustehen, so ist für das Weib nun die Zeit gekommen, sich frei in dem Kreise zu bewegen, den die Vorsehung ihr angewiesen, und nicht mehr innerhalb der Schranken sich halten zu lassen, welche durch verderbte Gewohnheiten und eine falsche Anwendung der h. Schrift um sie gezogen worden. Es ist vielmehr Recht, wie Pflicht des Weibes, die Sache der Unterdrückten in unserem Lande zu vertreten, und Alles, was in ihrer Gewalt steht — mit Stimme, Feder, Geldmitteln und der Macht ihres Beispiels — zu thun, um das abscheuliche System der amerikanischen Sklaverei zu vernichten. . . Der Convent glaubt fest, daß das Vorhandensein eines unmenschlichen Vorurtheils gegen die farbige Bevölkerung die Hauptursache der amerikanischen Sklaverei ist. Je näher wir nun den Druck sehen, in welchem unsere Brüder und Schwestern schwachen, um so tiefer sind wir von der Grausamkeit dieses widerchristlichen Vorurtheils überzeugt, welches sie an den Boden unserer sog. freien Staaten schmiebet, ihnen alle Quellen des Unterrichtes und der evangelischen Moral verschließt, und sie in den Ketten der Abgitterei geknallt hält. Es ist daher eine feierliche Pflicht für jede Amerikanerin, für Abschaffung dieses sündentheilichen Uebels zu beten,

und an die Grundzüge der christlichen Gleichheit zu appelliren, indem sie zu gleichen Gebeten, wie zu gleichen Rechten diejenigen beruft, die ebenso wenig um der Farbe ihrer Haut, als um der verschiedenen Haar- oder Augenfarbe willen davon ausgeschlossen sein sollen. Es ist daher Pflicht jedes Abolitionisten, Alles aufzubieten, um Tages-, Abend- und Sonntagschulen zu gründen und zu erhalten, die Allen, ohne Unterschied der Farbe, geöffnet seien, die Farbigen zum Lernen zu ermuntern und die Lehrer in ihrem schönen und edeln Berufe zu unterstützen. Wir werden allen unsern Einfluß gebrauchen, um die Emancipation unserer farbigen Freunde zu bewerkstelligen, und so lange es noch in unseren Kirchen Bänke gibt, auf denen sie allein sitzen sollen, werden wir uns auf diese Bänke setzen und an der Seite unserer unglücklichen Geschwister für deren Befreiung zu unserem gemeinsamen Vater die inbrünstigsten Gebete richten."

o.

Deutsche Redlichkeit in Nordamerika.

Von Washington aus wird unterm 9. Oct. 1837 geschrieben: „Der Präsident erklärte mir vorgestern, daß er den Einfluß der Deutschen (Bürger der Ver. Staaten in die öffentlichen Angelegenheiten dieses Landes) für ein Werk der Vorsetzung halte, welches bestimmte sei, deutsche Redlichkeit jüdischem Bösen und Linderpiel entgegenzusetzen.“ „Ich vertraue,“ schreibt General Jackson an den Herausgeber des Washington-Globe, „auf die Unbestechlichkeit der Deutschen; sie hat uns den ersten Sieg über die Bank ersiechten helfen; sie wird uns auch jetzt retten... Die nächste Präsidentenwahl wird wohl von den Deutschen entschieden werden.“

p.

Theaterbelästigungen zu Cincinnati.

Unter der lächerlichen Ueberschrift: *Mœurs républicaines*, liefert das Journal de Francfort vom 21. März 1838 folgenden Artikel: „Nachfolgendes ist das Programm einer zum Benehñ der Wittib Carl, Schauspielerin am Theater zu Cincinnati in den Ver. Staaten, gegebenen Vorstellung: „Jeder Zuschauer wird beim Eintritt einen köstlichen Kuchen erhalten, gefertigt aus Vorschufmehl, Mandeln und Honig. Diejenigen, welche Durst haben sollten, finden im Joyer Vorbezug

Wein, um sich zu erfrischen. Die Familienmütter, welche der Vorstellung mit wenigstens drei Kindern beizohnen, erhalten eine Eintrittskarte für den Sonntag im Garten des Ermo. Die Familienväter, welche mit gleicher Anzahl von Kindern kommen, erhalten eine Pflanze mit dem Bildniß Washingtons, des Stiefers der Union. Nichts ist versäumt worden, damit die Stücke, welche gegeben werden, dem Geschmacke des Publikums entsprechen. Man gibt die Details davon nicht, um die Zuschauer um so besser zu überraschen. Nach Allem diesem gibt es eine große Landbauschene, die vorzüglich den Pächtern der Indiana, des Ohio und des Kentucky gewidmet ist, bestehend in der Ausstellung eines prächtigen Parks, begleitet von einem Korb, welche in einer Lotterie ausgespielt werden. Die Loose werden von Mistress Carr, im Costüm des Plutus, gezogen. Man wird von dem Korb nichts zu fürchten haben, wenn es von seiner Mutter entfernt wird; es ist schon seit mehreren Tagen entwöhnt."

q.

Toleranz in der alten und der neuen Welt.

In einem englischen und einem deutschen Blatte (April 1837) wird die religiöse Duldbarkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerikas gerühmt, und beispielsweise bemerkt, der bisherige Präsident (Jackson) sei Presbyterianer, der neu erwählte (van Buren) Baptist, der Oberichter (Taney) Katholik, der Gerichts-Assessor (Stoery) Unitarier, sein College (Wheat) Methodist. Dagegen machen der Courier Belge und die Gazette de France in einem entgegengesetzten Sinne den Umstand bemerkt, daß der König von Belgien der protestantischen, der Kronprinz der katholischen und der jetzige Bürgermeister von Brüssel der israelitischen Religion angehört.

r.

Auswanderungen nach Nordamerika.

Dem Morning-Chronicle zufolge kamen Auswanderer an:

Im Jahr 1829 zu Quebec 13,355, zu New-York 15,064.

" — 1830 " — 24,391, " — 36,224.

" — 1831 " — 49,250, " — 31,739.

" — 1832 " — 51,422, " — 48,589.

" — 1833 " — 22,062, " — 41,702.

" — 1834 " — 30,217, " — 48,110.

Im Jahr 1835 zu Lurebeck 11,580, zu New-York 35,302.
 „ — 1836 „ — 27,513, „ — 60,541.

36.

M e r i k o .

a.

Das Land.

In einem Briefe über Meriko, den der geistvolle Michel Chevalier in den Debats v. August 1837 hat abdrucken lassen, sagt er u. a. von jenem Lande: „Es ist wahrhaft ein irdisches Paradies, wo alle Jahreszeiten in einen ewigen Lenz zusammenfließen, alle Culturen sich vermischen; — ein herrliches Land, das just halbwegs von zwei Enden, dem westlichen und dem östlichen des alten Festlandes liegt. Wenn die Welt je in ein Reich vereinigt werden sollte, — und Gott weiß, ob die Eisenbahnen und die Dampfboote nicht unseren Enkeln diese unermessliche Umgestaltung vorbereiten, — so müßte Meriko die Hauptstadt sein. Von da sendete der Gebieter der Welt seine Decrete in 20 Tagen nach New-York, Buenos-Aires und Chili, in 30 Tagen nach Paris, Madrid und London, und in 40 Tagen nach Constantinogel, Alexandrien und Petersburg, in 50 Tagen nach Calcutta und Peking!“ . . . Nicht unbemerkt können wir lassen, daß derselbe Gedanke von einem einzigen Weltreich, in welchem die Hauptstadt durch ein allgemeines Telegraphensystem mit allen übrigen Ländern in lebendigen Verkehr gesetzt würde, schon in dem Tagblatte des Menschheitslebens ausgesprochen, welches der verehrte Dr. A. E. F. Krause im J. 1811 zu Dresden herausgegeben.

b.

Fanatismus.

Der fanatische Haß, den noch bis auf die neueren Zeiten die Geistlichen in Spanien ihren Reichskindern gegen alle Andersgläubigen einzu-

pejgen suchten, hat sich dort schon theilweis auf den Alerus selbst zurückgewendet. In Mexiko aber, welches seine Bildung, d. h. seinen Nationalismus, von Spanien aus erhalten, steht derselbe noch in furchtbarer Blüthe. Die *Revue des deux mondes* theilt darüber im ersten Heft v. Aug. 1836 die zuverlässigen Berichte eines Reisenden mit, welche Schauder und Entsetzen erregen. Von Vielem nur Ein Beispiel. Noch im Jahr 1833 wiegelte ein Mönch 2 bis 3000 Leprosen auf, und führte sie nach einem Pachthof bei Puebla, wo eine französische Familie wohnte, die wie den Einwohnern den mindesten Grund zur Klage gegeben. Alle Mitalieder der Familie, 9 an der Zahl, wurden ermordet, die Hausfrau, von Stichen durchbohrt, noch lebend, an dem Schweife eines Pferdes davon geschleift; selbst die Diener des Hauses, die Mexikaner waren, wurden ermordet, zur Strafe, „weil sie bei Juden gedient hätten.“

c.

Sittenverderbniß.

„Die Sitten,“ schreibt Michel Chevalier von Mexiko aus (1837), sind, äußerlicher Weise, hier nicht völlig so verderbt, als zu Lima und in Brasilien. Die Ausschweifung nimmt sich zum Wenigsten die Mühe, sich zu verbergen. Uebrigens schwinden Ehrlichkeit und Zartgefühl immer mehr. Ehre ist ein Wort, welches bald nur noch bei Spielschulden einen Sinn haben wird. . . Der Eid ist eine Nullität; die Freimuth ein Betrug, die Gerechtigkeit eine Räuberei. Der Diebstahl ist in die National sitten übergegangen; vornehme Damen erbeuteln, wie man sagt, in der Kunst, in den Magazinen ein Haistruch oder einen Schloß zu eskamotiren. (Aehnliches wurde kürzlich von römischen Damen berichtet.) Die Frauen der niederen Stände ahmen das Beispiel der Vornehmen nach. Es gibt Läden weiten Ranges in Mexiko, deren Eigenthümer den Werth des jährlich Entwendeten auf 10,000 Franken anschlagen.“ Auch herrscht noch immer hier eine ungeheure Spielsucht. „Man hat mir einen Pfarrer genannt, der jedes Jahr nach Sankt Augustin bei Mexiko mit einer Summe von 80,000 Franken kommt. Er reitet an das Fenster eines Spielhauses, reißt, ohne abzustiegen, seinen Mantel mit Geld hinein, um ihn auf Eine Karte setzen zu lassen. Ob er verliere oder gewinne — ohne sein Gesicht zu verändern — reitet er sofort nach seinem Dorfe zurück.“ —

N e u g r a n a d a.

Die *Voce della verità* des Herzogthums Modena enthält einen vom 10. Jan. 1837 aus St. Pierre datirten Brief vom Abbate Gallucci, Secretär des päpstlichen Internuncius Saluzzi zu Neugranada, worin es u. a. heist: „Unsere heilige Religion, welche von Tag zu Tag in Europa mehr in Abnahme geräth, vermöge der verderblichen Grundsätze unseres Jahrhunderts, flüchtet sich in die verborgensten Winkel des Erdkreises. . . Zu St. Pierre — konnte der Bischof nicht ohne Gened'americo-Gesorte ausgehen, weil das Volk sich haufenweise zur Benediction herandrängte. . . Alle Offiziere des Kaiserreichs, decorirt als Ehrenlieutenants und Bataillonchefs, sah man zuerst niederknien vor dem Gefalbten des Herrn, den Segen begehren und ehefürchtvoll den heiligen Ring küssen. . . Wir sind ständig von einer unendlichen Menschenmenge umlagert, welche theils den Segen, theils die Weihe der Rosenkränze und der heiligen Medaillen begehren.“

Die I n d i e n.

a.

Das Volk.

Von den zwei Millionen Ureinwohnern, welche die Theile von Nordamerika inne gehabt, die jetzt zu den Vereinigten Staaten, zu Englands nördl. und Rußlands weßt. Besitzungen gehören, — sind mehrere Stämme ganz

verschwunden, überhaupt aber nur noch an 313,000 übrig. Zu diesen gehören die *Trofsen*, die früher vom Staate Georgia wie wilde Thiere geholt, erst seit 1827 zur Ruhe gelangt sind. Damals überstieg die Seelenzahl derselben nicht 13,000. Seitdem aber hat sich das Christenthum unter ihnen ausgebreitet, und für ihre bürgerliche Einrichtung haben sie die Vereinigten Staaten zum Muster genommen. Schon haben sie auch 22 Schulen, worin die Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen Unterricht erhalten, und eine Regierungsbuchdruckerei, in welcher die Evangelien und einige Erbauungs- und Unterrichtsbücher, so wie eine Zeitung in der *Schickles*-Sprache mit Schriftzeichen gedruckt werden, die ein Eingeborner verfertigt hat.

Die Zahl der Einwohner, die 1832 auf 15,000 angewachsen, betrug sich 1834 bereits auf nahe an 18,000, welche 80,000 Stück Hausvieh, 3000 Pflüge, 2500 Spinnräder und 120 große Meiereien besaßen. Bis jetzt sind sie der einzige Stamm der Ureinwohner, welcher seine Selbstständigkeit behauptend, in die europäisch-amerikanische Civilisation eingetreten ist.

b.

Zwei Kapitel aus der Genesis der Trofsen ¹⁾.

1. Die Erschaffung des Weibes.

Did Soul, ein *Tschipewogan*, der in seinen jungen Tagen ein berühmter Krieger gewesen, erzählte uns, was in seinem Stamme in Betreff der Schöpfung sich als Ueberlieferung erhalten. Es war dies im Wesentlichen Folgendes: Der Indier wollte sich nicht herausnehmen, eine Meinung darüber zu äußern, auf welche Weise der Mensch zuerst in die Welt gekommen sei; sondern begann damit, daß er bemerkte, „der Mensch sei zum erstenmal in's Dasein getreten während der Sommermonate, in welchen die Beeren in Ueberfluß vorhanden, die allein ihm zur Nahrung gedient. Als aber der Winter hereinbrach,“ fuhr Did Soul fort, „wurde der Schnee ihm so hinderlich, daß er in seiner Noth auf den Gedanken kam, sich Schneeschuhe zu machen. Nach einiger Zeit waren die biesenen Formen fertig; da er sie aber nicht zusammenfügen konnte, — denn das

1) Aus den 1836 erschienenen *Narrative of a Journey to the shores of the Arctic Ocean in 1833* — 4 — 5, under the command of Captain Back, R. N. von Richard King, M. R. C. S. etc. Chirurg und Naturforscher bei der Expedition. 2 Voll.

ist Frauenarbeit, — so blieben sie unvollendet in seiner Hütte liegen. Dieemannach wurde seine Arbeit immer mühsamer, und mit jedem Tage die Erwerbung der Lebensmittel ungewisser. Eines Tages, als er zu seiner Hütte zurückkehrte, kam ihm ein Geräusch zu seinen Ohren, gleich, als ob Jemand an den Schneeschuben arbeitete, und als er näher hinzutrat, floh ein Rebhuhn aus der Oeffnung am Giebel der Hütte, worauf er jedoch damals nicht weiter achtete.

Am folgenden Tage machte er einen neuen Ausflug, um zu jagen, und als er zurückgeblieben, bis es beinahe dunkel geworden, fiel es ihm bei seiner Rückkehr gewaltig auf, als er dicke Rauchwolken aus seiner Hütte aufsteigen sah. Er eilte zu ihr hin, und sah abermals ein Rebhuhn daraus fortfliegen; und als er eintrat, fand er seine Schneeschuhe mehr als halb fertig gefädelt und sorgfältig neben einer Feuer gestellt, welches in der Mitte der Hütte emporloderte. Er muthmasste nun, daß das Rebhuhn dies Alles bewerkstelligt habe, obgleich er nicht errathen konnte, auf welche Weise es geschehen, und so beschloß er, sich desselben zu bemächtigen, wenn es nur irgend möglich wäre. In dieser Absicht bedeckte er sorgfältig die obere Oeffnung seiner Hütte, als er nach einigen Tagen wieder auf die Jagd gehen mußte, und der Gedanke stieg in ihm auf, daß, wenn er früher als gewöhnlich zurückkehre, es ihm vielleicht gelingen werde, das Rebhuhn zu überraschen und zu fangen.

Mit großer Behutsamkeit schlich er daher bei seiner Rückkehr an die Hütte heran, und so gelang es ihm, dem Rebhuhn die Flucht abzuschneiden. Er trat ein, und siehe! mit einemmal verwandelte das Vöglein sich in ein junges Weib, — und — gar bald wurde die Welt dann bevölkert.“

II. Die Verwirrung der Sprachen.

„Mehrere Generationen nach der Schöpfung gab es nur eine einzige Sprache; aber ein unglücklicher Zufall störete dieses schöne Einverständniß. Mehrere Kinder kamen zusammen, und als sie alle Spiele, die sie kannten, erschöpft hatten, wußten sie nicht, wie sie sich noch ferner kurzweilen sollten. Da sie schon öfter die Freude gesehen und an ihr Theil genommen, die ihre Eltern hatten, wenn sie die auf der Jagd gefangenen Thiere getödtet und vertheilt, so kamen sie überein, dies in ihrem Spiel nachzuahmen. Sofort wurde einer der Knaben ebenso aufgeknüpft, wie man die Kennthiere aufzuknüpfen pflegte, wenn sie in einer Schlinge gefangen worden, und als er zu athmen aufhört, zerschnitt man ihn in mehrere Stücke. Jeder der Spielgenossen lief nun mit seinem Antheil zu der Hütte seiner Eltern und erzählte, welches lustiges Spiel sie gespielt. Die entsetzliche Geschichte erschreckte aber dermaßen die Eltern, daß sie nicht

nur auf das Neueste in Verwirrung geriethen, sondern auch unfähig wurden, sich noch ferner einander zu verstehen. Die Folge hiervon war, daß sie sofort auswanderten in weit von einander entlegene Gegenden."

Irotesisches Zeitblatt.

Seit dem J. 1836 gibt ein Iroteser für seine Stammgenossen ein Zeitblatt unter dem Titel: „Irotesischer Phönix“ heraus, welches theils in der Landes-, theils in englischer Sprache geschrieben wird. Da man zu verstehen gab, der Herausgeber habe weiße Gehüllen, widersprach er in seinem Blatte durch folgende Erklärung: „Kein Weißer nimmt Theil an der Leitung dieses Journals; Niemand, weder ein Weißer noch ein Rothe, hat, außer dem ersichtlichen Herausgeber, seit dem Beginne des Phönix auch nur eine halbe Spalte der Artikel geschrieben, die unter dem Namen des Herausgebers erschienen sind.“ —

39.

Die Arrawaks in Guyana.

Dieser aus 27 Familien, oder richtiger Sippschaften bestehende Volksstamm wird uns durch „die brittischen Colonien von Montgomery Martin“ (Leipzig, 1835) jetzt erst näher bekannt. — Die Arrawaks sind selten über 5' 4" hoch; das Auge ist aufwärts nach den Schläfen hin geschnitten, die Stirne sehr flach. Ihr Geruchssinn ist so fein, daß sie die Spur jedes lebenden Wesens durch Verischen der Straßen, welche dasselbe betreten, auffinden können. Frauen darf jeder nehmen, so viele er ernähren kann. Der Häuptling hat über die Dienstleistungen der Familien seiner Frauen zu verfügen; dagegen muß er auch ihr Anführer in allen Kriegen sein, und wenn Mangel an Nahrungsmitteln entsteht oder Krankheiten wüthen, nehmen die Familienmitglieder ohne weiteres ihre Zuflucht zu ihm, und bleiben erst so lange bei ihm, bis sein ganzer Vorrath aufgebraucht ist. Das Wiedervergeltungsrecht wird auch bei ihnen mit furchtbarer Strenge geübt. Gegen Fremde sind sie argwöhnisch und abstoßend; — so wie sie aber in ihrer Muttersprache angeredet

werden, verwandelt sich der Krawohn in Zutrauen, und wenn sie mit Europäern in Familienverbindung treten, zeigen sie die seltenste Treue und Ergebenheit. — Jedes Kind erhält von einem *pe i-man* oder Zauberer, gegen ein demselben zu leistendes Geschenk, seinen Namen, und die Wichtigkeit der dabei ausgesprochenen Zauberformeln steht mit der Größe des Geschenkes in gleichem Verhältniß. Wer keinen Namen erhalten, fällt, theem Glauben zufolge, der ersten Krankheit oder sonstigen Gefährde zum Opfer; daher auch nur die ärmsten — namenlos sind.

40.

B o o t h i a.

Hauptmann Koss gibt uns in einem von Sir John Ross herausgegebenen „Appendix to the Narrative of a second Voyage in search of a North-West Passage etc.“ (1836) mehrere Nachrichten von den Einwohnern von Boothia, die deshalb besondere Aufmerksamkeit verdienen, weil dieser Volksstamm vielleicht einer der isolirtesten unter allen jemals entdeckten ist, da sie weder mit Europäern, noch selbst mit den übrigen Eskimo's oder sonstigen nomadischen Stämmen Nordamerica's bekannt geworden.

„Ehelosigkeit,“ so berichtet Herr Koss, „ist völlig unbekannt bei ihnen. Sie konnten gar nicht einmal glauben, daß einer von uns ohne Weib lebe. . . Da es aber mehr Frauen gibt, als Männer, so ist es bei ihnen herkömmlich, daß die überschüssigen Frauen den besten Jägern zu Theil werden, da sie am besten im Stande sind, selbe zu ernähren. Doch fanden wir nicht, daß Einer mehr als zwei Frauen hatte. Die erste oder älteste hat das Regiment. . . Die Jungfrau wählt, sobald sie mannbar ist; doch wird der Vertrag zwischen den Eltern der künftigen Eheleute geschlossen. Die Trauung besteht in nichts Anderem als darin, daß die Jungfrau sich in die Hütte ihres Zukünftigen begibt. Verpflegung und Tausch, sowohl der Männer, als der Frauen findet hier, wie bei allen übrigen Eskimo's Statt. Ebenso zeigen auch die Boothier große Liebe zu ihren Kindern. Sie behandeln dieselben mit großer Milde, und ernten dafür zärtliche Abhängigkeit und willigen Gehorsam. — Gebietendes Ansehen scheint Keiner über die Uebrigen zu besitzen; — was sie unternehmen,

thun sie in Gemeinsamkeit. Krieg ist ihnen unbekannt. Mordthaten sind selten; die Strafe dafür besteht darin, daß der Todschädiger zu immerwährendender Einsamkeit dadurch verurtheilt wird, daß alle ihn vermeiden. Als man fragte, warum sie nicht den Mörder tödteten, wurde erwidert: „dadurch würde man sich selbst gleich schlecht machen, der Verlust des weiten Lebens das erste nicht herstellen, und der Lebende für gleich schuldig gehalten werden.“

41.

Die Sandwichinseln.

Das reichhaltige Ausland berichtete im August 1837 über die Zeitung der Sandwichs-Inseln, „dieses Blatt wird sehr gut redigirt und ist von hohem Interesse. Man findet in ihm — auch Auszüge aus den Journalen von Siam, Canton, Calcutta, Singapore, Californien, — aus europäischen und amerikanischen Blättern.“ Hätte Cook sich Solches vor sechzig Jahren wohl träumen lassen! Dem Bericht des Auslandes zu Folge beschäftigt die Erziehung die Aufmerksamkeit aller Klassen in Honolulu; die Zeitung ist mit Artikeln über diesen Gegenstand gefüllt, und eine Schule wird jetzt dort erbaut, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten sollen. Die Kaufleute haben Geschenke hierzu gemacht, die Handwerker wollen ohne Lohn arbeiten. Die Stadt hat auch einen Hilfsverein für arme kranke Matrosen...“ Zum Verkauf werden übrigens u. a. auch angebotenen Pariser Damenschuhe, Köllnisches Wasser, und d. gl. m.

In einem anderen Blatte lasen wir Folgendes:

Der Botanist Deppe, ein geborner Preusse, hat auf den Sandwichs-Inseln die freundlichste Aufnahme gefunden. Im Audienzsaal des jungen gekrönten Königs wurde er durch die Bildnisse des Königs von Preussen und des Marschalls Vorwärts überrascht, die mit mehreren anderen die Wände schmückten. Hr. Deppe hat von dort einen, auf jenen Inseln selbst gefertigten Atlas mitgebracht, auf dessen Karten die Namen nach der Aussprache der Sandwicher angegeben sind; dann auch eine Elementar-Encyclopädie, welche mit schönen Holzschnitten geziert, unter denen

auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer zu Lahn gedruckten Zeitung ist u. a. auch von Göthe und Winkelmann die Rede.

42.

A u s t r a l i e n .

„Das Festland Australien, eine geographische Monographie — nach den Quellen dargestellt von C. G. Meinicke —,“ welche kürzlich in Pörglau erschienen, ist, der Versicherung Kitterer's in der Preuß. Staatsztg. nach „ein, mit seltenem Fleiß und gründlicher Kritik bearbeitetes, mit vielen eigenthümlichen Ansichten durchflochtenes Werk.“ — Aus den von Hrn. M. gesammelten Thatsachen geht hervor, daß das Klima von Australien wegen der Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur und der Trockenheit und Dursstfeigkeit der Temperatur eines der gesundensten der Erde sei. Die mittlere Temperatur in Sidney ist im Frühling 18,6 c., im Sommer 22,3, im Herbst 17,6, im Winter 12,6. — Fast allen Reisenden ist die Einförmigkeit der dortigen Vegetation aufgefallen. Zwar zählt Brown dort 420 Pflanzenarten (von denen $\frac{2}{3}$ Australien eigenthümlich sind); aber die Hälfte aller Arten gehört allein 11 Familien an; das Geschlecht *Eucalyptus* bildet in Ost-Australien mindestens $\frac{1}{3}$ aller Wälder, und diesem und dem *Acacia*-Geschlecht gebört mehr als die Hälfte aller Pflanzen-Individuen des ganzen Landes an. Dazu kommt, daß die Blätter der vorherrschenden Pflanzen vertikal stehend und auf beiden Seiten gleiche Hautdrüsen haben, des Glanzes und der Weiche des nördlichen Laubes ermangeln. Auch die Blumen sind zwar schön, aber einseitig und auffallend duftlos. Merkwürdig ist, daß obwohl dies Land so reich an schön gezeichneten, als es arm an Singvögeln ist. Mit dem Reichthum an Vögeln contrastirt die Armuth an Säugethieren und die Einförmigkeit in deren Bildung; fast alle sind Beutethiere. Sehr rasch verbreiten sich aber die von den anderen Welttheilen eingeführten Pflanzen und Thiere. —

Zweiter Welttheil.

Der Glebe bemerkt: ein neuer Welttheil bilde sich fast unter unsern Augen; der friedliche Ocean ist auf einer Fläche von fast 50 Graden der Länge auf ebenso viele der Breite mit Inseln übersät. Jede derselben scheint den Mittelpunkt zu bilden für Korallenbänke, die sich aus dem Meer emporbäumen. Die Vereinigung weniger solcher Bänke nimmt bald die Gestalt einer kleinen Insel an, und so wie das Meer sie verlassen, überzieht sie eine reiche Vegetation. Die Natur scheint in jenen Gegenden ganz besonders lebensfähig zu sein. Vom südlichen Theile Neu-Island's bis zum Norden der Sandwichsinseln heben sich Meilen langer Korallenbänke, und wo diese zu langsam wachsen, scheint die Natur noch durch vulkanische Thätigkeit nachhelfen zu wollen.

Allgemeines.

a.

Die Bevölkerung der Erde nach den verschiedenen Religionen

wurde folgendergestalt angegeben:	von Hassel (im J. 1817)	—	von Walbi (im J. 1829)
Christen mit allen ihren Ver- zweigungen	254,000,000	—	260,000,000
Buddhisten	315,977,000	—	170,000,000
Mahomedaner	120,105,000	—	96,000,000
Wahmisten	110,353,000	—	60,000,000

	von Haffel (im J. 1817)	—	von Balbi (im J. 1829)
Juden	3,930,000	—	4,000,000
Alle übrigen Religiö- sen	134,490,000	—	147,000,000
	967,855,000		737,000,000

h.

Beitrag zur Statistik des Welt Handels.

Wie es den Menschen erhebt, wenn er sich bewußt wird, Mitglied einer großen Nation zu sein, so erweitert sich auch seine Brust, wenn ihm der großartige Verkehr zur Anschauung kömmt, in welchen sein Volk, — ja sein Welttheil mit andern Welttheilen verflochten ist; wenn er wahrnehmen kann, daß dieser Verkehr sich stätig erweitert und beschleunigt. Es ist ihm dann, als höre er die Pulse des großen Lebens schlagen, welches die einzelnen durch Gebirge, durch Wüsten und Meere von einander geschiedenen Völker in einen einzigen menschheitlichen Organismus zu verketten strebt! Darum nimmt der Phönicier auch von profaischen Zahlen Notiz, wo dieselben die Steigerung gemeinsamen Lebens und Gedeihens zur Anschauung bringen.

Fänden wir daher in der schätzbaren allg. Geschichte und Statist. der europ. Civilisation von J. Schön, daß in Europa eingeführt wurden:

im Jahr 1750 . . .	60 Mill. Pfd. Kaffee,
„ — 1788 . . .	150 — „ —
„ — 1813 . . .	158 — „ —
„ — 1750 . . .	145 — „ Zucker,
„ — 1788 . . .	480 — „ —
„ — 1813 . . .	658 — „ —

Dann lesen wir mit hohem Interesse, wenn unterm 13. d. M. von Bremen her berichtet wird, daß im vergangenen Jahre in Europa eingeführt wurden: 217 und eine halb Mill. Pfd. Kaffee und 913 und eine halbe Mill. Pfund Zucker; wonach also die Einfuhr von 1788 bis 1836 sich um 67 und eine halbe Mill. Pfd. Kaffee und 433 Mill. Pfd. Zucker vermehrt hat. —

c.

Finanzielle Lage von Europa.

Aus einer Arbeit des Hrn. Fréder. Favot, welche der Temps vom 14. Oct. 1836 mittheilt, entnehmen wir folgende allgemein interessante Angaben:

Die Masse der ausgegebenen und eingeschriebenen Schulden der großen Staaten Europas übersteigt 37 Milliarden Franken. In dem Schulbergister finden wir Großbritannien mit 21 Milliarden notirt, Holland und Belgien mit 4, ebenso Frankreich; Spanien ebenfalls mit 4, (wovon jedoch nur 2 Interess. zahlen.) u. s. w.

Das Münzkapital der vornehmsten Staaten wurde noch vor einiger Zeit auf 5 Milliarden angeschlagen; gegenwärtig ist das Maximum des baaren Geldes nur 4 Milliarden, womit der Kurs von 37 Milliarden öffentlicher Fonds und 20 Milliarden von Bank-Actien und Scheinen, Kanal-, Eisenbahn-Actien u. s. w. und alles umlaufende Handelspapier aufrecht zu erhalten sind. Die furchtbare finanzielle Krise von 1825 war durch Entwerthung einer Milliarde herbeigeführt, die von 1816—1825 in England für das span. Amerika angetrieben. Jetzt stehen $4\frac{1}{2}$ Mill. in Gefahr durch die span. und portug. Irrungen, — und es könnte dies wohl jene von Napoleon auf St. Helena prophezeite „*Conflagration des crédits publics*“ zur Folge haben. —

d.

Sterblichkeit in den Hauptstädten Europa's und Nordamerika's.

Nach Dr. John Hogg's „London wie es ist.“ beträgt die jährliche Sterblichkeit:

In London	1 auf 40	In Philadelphia	1 auf 31.
• Petersburg	1 • 37	• Neapel	1 • 28.
• New-York	1 • 35	• Brüssel	1 • 25.
• Berlin	1 • 34	• Amsterdam	1 • 24.
• Paris	1 • 32	• Wien	1 • 22 $\frac{1}{2}$.

Von allen Ländern Europa's soll Sizilien das ungesundeste Klima und die größte, — England überhaupt genommen — die geringste Sterblichkeit haben.

Zunahme des Pauperismus in den mehrsten civilisirten Staaten Europa's.

Aus Naville's sehr zu empfehlendem, reichhaltigen Werk *de la charité légale* 1836 (2 voll.) erfahren wir, daß zu Kopenhagen die für die Armen erhobene Steuer sich in 4 Jahren verdoppelt hat. Zu Stockholm, wo man vor hundert Jahren 930 Arme zählte, gibt es deren jetzt an 15,000! Zu Berlin hat seit 1815 die Ausgabe für die Bedürftigen sich vervierfacht; und daß auch in anderen deutschen Staaten noch viel Elend zu finden, wird durch die große Anzahl der Auswanderer wahrscheinlich; in die 7 Häfen der V. Staaten von N. Am. sind im Jahr 1834 deren 31,000 angekommen. Zu Venedig lebt eine Hälfte der Stadt von den Unterstützungen der Anderen. Von 100 Einwohnern mußte Holland im J. 1822 neun, jetzt muß es zwölf unterstützen. In Belgien gehört mehr als $\frac{1}{2}$ der Bevölkerung zur Klasse der Bedürftigen. Auch in der Schweiz vermehrt sich die Anzahl derselben; in einigen Cantonen werden von 100 Einwohnern 25 unterstützt. Am meisten jedoch leidet England durch den Pauperismus. Die Armentaxe absorbiert jetzt $\frac{1}{2}$ des reinen Einkommens der liegenden Güter; per Kopf hat sie seit 1780 sich verdoppelt und ungefähr $\frac{1}{2}$ der Nation nimmt die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch! — Diesen Angaben kann man die erfreuliche aus Hen. v. Villeneuve-Bargemont's *Economie politique chrétienne* geschöpfte beifügen, daß in Frankreich, wo, nach des berühmten Bauban's Denkschrift v. 1698, unter Ludwig dem Großen — ein Zehntel der Nation „wirklich bettelte,“ gegenwärtig von einer verdoppelten Bevölkerung nur mehr ein zwanzigstel derselben zu den Bedürftigen gehört, im Ganzen also ungefähr 1,600,000 Individuen, in welcher Zahl jedoch circa 540,000 Hündlinge und die, fast alle in öffentliche Anstalten aufgenommene Geberchlichen und Viele nur theilweiser Unterstützung Bedürftige gehören. — Auch ergibt sich aus amtlichen Berichten, daß in den franzöf. Adressbüchern von 1813 bis auf 1835 die Zahl der Bedürftigen sich von 103,000 auf 62,539 vermindert hat.

Nach Hen. de Villeneuve-Bargemont findet näher folgende Vertheilung derselben Statt:

	Bevölkerung.	Mann	Verhältniß der Arm. zur Bevölkerung
England hat	23,400,000	— c. 3,900,000	— $\frac{1}{6}$
Deutschland	—	— 680,000	— $\frac{1}{25}$
Österreich	— 32,000,000	— 1,285,000	— $\frac{1}{25}$

	Bevölkerung.	Arme.	Verhältniß der Arm zur Bevölkerung.
Dänemark	.....	—	$\frac{1}{35}$
Spanien	13,900,000 — c. 450,000 (?)	—	$\frac{1}{30}$
Frankreich	32,000,000 — „ 1,600,000	—	$\frac{1}{20}$
Italien	19,044,000 — „ 750,000	—	$\frac{1}{25}$
Belgien	.....	—	$\frac{1}{20}$
Holland	.....	—	$\frac{1}{20}$
Portugal	3,530,000 — „ 141,000	—	$\frac{1}{25}$
Preußen	12,700,000 — „ 425,000	—	$\frac{1}{30}$
Russl.	52,500,000 — „ 525,000	—	$\frac{1}{100}$
Schweden	3,866,000 — „ 154,000	—	$\frac{1}{25}$
Schweiz	1,724,000 — „ 17,000	—	$\frac{1}{100}$
Ganz Europa:	226,445,200 — „ 10,897,333,	—	$\frac{1}{20}$

f.

Criminalstatistik.

Nach den Berechnungen des Colonel Forcell in seinem 1837 erschienenen Werke über Schweden lände hinsichtlich der Verbrecher folgenden Verhältniß in Beziehung auf die Bevölkerung statt:

In den Ver. Staaten v. Nordamerika wie eine zu 3,500 Einw.

„ Wales	.....	2,520	—
„ Dänemark	.....	1,700	—
„ Schweden	.....	1,600	—
„ Schottland	.....	1,130	—
„ England	.....	740	—
„ Irland	.....	490	—
„ Neu Süd-Wallis	.....	22	—

g.

Zur Statistik der Tagblätter.

Es gab zu Ende 1835 27 Zeitungen für Ost- und 20 für West-Indien. Von den ersteren hat, nach der Versicherung des Major Head, die Gazette de l'Inde 568 und der Bengal Hurkara 954 Abonnenten. China hat nur ein Journal, das Canton-Register, dagegen Australien 17. Zu Constantinopel erscheint jetzt, neben dem, mit Anfang 1832 hervorgetretenen *Moniteur ottoman*, noch ein zweites offizielles Blatt in türkischer

Sprache, der: „Takimi Wechali,“ d. h. Darstellung der Ereignisse. Die Leitung desselben ist den Händen des Reichs-Historiographen Essad Effendi anvertraut. Da nun die Zeit ihrer siebenmal sieben Meilenstiefel angezogen, um die Nemesis im Triumphe durch das allgemeine Witzsal hinzutragen, so mag es für die *Diamantis* jetzt schon hinreichen, wenn ihnen auch nur die — deutlich und vernehmlich genug — sprechenden Ereignisse dargestellt werden. Für die gesprächigen und von uralterse sehr neugierigen Griechen gab es nur erst 4 Journale: Die Epoche, die Ephemeriden, den Excitator und das Journal de Smyrne; — jetzt sind noch die türkisch-griechischen Kreitschen Ephemeriden auf Candia hinzugekommen. —

h.

Verminderung der Hinrichtungen — und Mordthaten.

Es zeigt sich in der neuesten Zeit bei den gebildeten Völkern Europa's eine merkwürdige Verminderung der Anwendung der Todesstrafe.

In Preussen, wo nur mehr Mord mit dem Tode bestraft wird, wurden in den letzten 15 Jahren:

Von 1820—1825	von 60 zum Tod Verurtheilten	47	hingerichtet,
• 1825—1830	• 50 • •	—	26 —
• 1830—1835	• 43 • •	—	16 —

In England fanden (nach den dem Parlament vorgelegten Akten) in den letzten 21 Jahren Hinrichtungen statt:

in den ersten 7 Jahren	649, von denen	141	für Mord,
• • zweiten •	— 484, • •	113 •	—
• • letzten •	— 335, • •	105 •	—

In Belgien wurden, nach der der Deputirtenkammer mitgetheilten Uebersicht, hingerichtet:

Im Jahr 1814	• 235 Verbrecher, von denen	150	für Mord.
• • 1814 • •	71 — • •	64 •	—
• • 1824 • •	23 von 38 wegen Mord Verurtheilten,		
• • 1834 • •	Keiner von 20 • •	—	

Es hat also überall, mit Verminderung der Hinrichtungen auch die Zahl der Mordthaten abgenommen.

i.

Religiöse Konflikte vom Athos bis zu den Säulen des Herkules.

Nach öffentlichen Blättern sind jetzt (Oct. 1836) amerikanisch-protestantische Missionarien im Conflict mit den griechischen Katho-

ten des neuen Hellas; — in Ungarn breiten sich die Calvinisten so stark aus, daß katholische Bischöfe und sonstige Vorgesetzte der Kirche bedeutende Summen zur Eindämmung dieser Strömung zusammenhießen. In Oesterreich und Baiern wird hin und her über die Nothwendigkeit und Umwälzbarkeit, die Jesuiten wieder einzuführen geredet und geschrieben. Das übrige Deutschland hat mit Muckern und Nationalisten, mit Hengstenberg und Strauß vollauf zu thun. In Frankreich unterdrückt die Juliregierung die Iulikirche des Abbe Châtel, während in der gebildeten Pariser Welt die Mode, kirchgläubig zu scheinen, schon wieder im Abkommen ist. Aus Spanien endlich wird berichtet, daß am 7. Sept. 1836 ein Geistlicher in der Madrider Akademie des Kirchenrechts öffentlich den Satz vertheidigt hat: „Es ist mit der Heiligkeit, welche der Priesterstand erheischt, nicht unvereinbar, daß die Geistlichen verheirathet seien.“ —

k.

Wagzahl der Zeitungen auf dem Erdball.

Dem Journal gén. de la littérat. de France zufolge (dessen Genauigkeit hinsichtlich des Auslandes wir jedoch keineswegs verbürgen) gab es Ende 1836 in England 274 Zeitungen, in Frankreich 234, in Belgien 62, in Preußen 288, in den anderen deutschen Staaten 305, in Oesterreich 82, in Holland 150, in der Schweiz 36, — dagegen in Rußland und Polen zusammen genommen nur 84, in Portugal 17, in Spanien 12 (?) u. s. w. überhaupt,

in Europa ..	2148 Zeitungen
„ Amerika ..	1138 —
„ Asien ...	27 —
„ Afrika ...	12 —
„ Australien	9 —
In allem also	3334. —

l.

Monumente Europa's.

Meherren Zeitungen zufolge arbeiten die Herren Doktoren Perz und Böhmert sehr fleißig an den *Monumentis Germaniae*. Gleiche gelehrte Mühigkeit macht sich jetzt in Frankreich, Belgien, Scandinavien, Böhmen, Ungarn und selbst in Rußland bemerklich. Dauen etwa diese Länder sich selbst schon ihre Denkmäler, in der

Abnung völligen Hinscheidens, oder tragen sie nur Narben und Ge-
würge zum Wiedergeburtsggrab zusammen, im Vorgefühl, daß ihrer
Phönix-Periode abgelaufen, und ein neuer Weltlauf beginne?

m.

Europa's Kosmopolitismus.

Sehr schön heißt es in einem Aufsatze, „die fünf Welttheile“
überschrieben, den die außerordentl. Beil. zur allg. Bey. v. 4. Januar 1837
bringt: „Ist es nicht ein erschütterlicher Anblick, jetzt die mannigfaltigen Völ-
ker, die über unseren Planeten, wie Bienen in dem wundervollen Baume,
wohnen, alle zu einer höheren, geistigern Regsamkeit erwacht, in Kultur
und Sitte, in Glauben und Künsten, bald rascher, bald langsamer, aber
doch immer und überall vorwärts schreiten zu sehen? Und wer hat fast in
alle Winkel und abgelegene Eilande des unendlichen Weltmeeres dieses
neue, höhere Streben getragen, wer bringt rastlos die promethäische Fackel
zu den jugendlich frischen Bewohnern der Südsee, zu den dumpf hin-
starrenden, alterkranken Urbewohnern Amerikas, zu den beweglichen, sinn-
vollen Malaien, zu den körperlich unerschöpfsten Aethiopiern? Es ist Eu-
ropa, das mitten aus den Kämpfen und Kümmernissen seiner Civilisa-
tion so schöne, so heilige Entwürfe und Keime für die Fremde empor heb-
t. Europa ist ein Bürger der fernsten Zone, ein Bürger der Zeiten,
die da kommen sollen.“

IV.

Artistisches, Sociales
und
Religiöses.



Artistisches, Sociales und Religiöses.

I.

Die Kunstausstellungen in Frankfurt a. M.

2.

Im Sommer 1836.

Wenn die Kinder am Christabend erst von dem Glanze der mannigfaltigsten Liebesgaben sich hinreißen und auf eine Weile fesseln lassen, dann aber, wenn sie Alles beschaut, berührt, vielleicht auch ein Stückchen genoscht, — mit einemmale sich erinnern, wer ihnen dies Alles mit gar manchen Mühen bereitet, und nun zu Eltern und Verwandten hinein, im leuchtenden Auge den Dank darzubringen für so viele Arbeit — und Liebe, — so wollen wir uns nicht durch die Kleinen beschämen lassen, sondern auch, nachdem wir die reiche Ausstellung durchwandert, jenen trefflichen Herrunden der Kunst und der Künstler, der Kunstliebhaber und sonstigen Schaulustigen, — die mit so mancherlei Aufopferungen und vieler Hesi bereitet, unseren herzlichsten Dank dafür darbringen, — und ganz besonders dem zeitlichen Sekretär des Kunstvereins, Herrn John, der sich so bereitwillig des größten Theiles der vielfachen Mühewaltung unterzogen. — Dem Künstler ist das Ausbilden des Schönen, Wunderbaren, welches ihm von höherer Hand dargeboten wird, — der unabwehrliche Beruf, das dringendste unabwiesliche Bedürfnis seines Lebens. Aber das Bilden ist nur die erste Hälfte seines

künstlerischen Daseins, welches seine Ergänzung erst darin findet, daß das Kunstwerk — als solches, als gelungen, — zur Anerkennung kommt, daß es erkannt und von Anderen des Schönen, Vollkommenen genossen wird. Diese Ergänzung ist aber um so vollständiger und befriedigender, je größer die Zahl der Genießenden, der Bewunderer, der Verehrer. So findet die Kunst, die aus der Bewunderung des — mit leiblichen oder geistigen Augen — Geschautes entspringt, ihren ersten Schluß- und Ruhepunkt selbst wieder in der Bewunderung; denn ein weiterer, noch schärferer, noch höhere Befriedigung gemäßernder Kreislauf eröffnet sich erst da, wo die genießende Bewunderung des Betrachteten eines Kunstwerks diesen selbst zu künstlerischem Willen begeistern, und so der erste Ruhepunkt zur Geburtsstätte, zum Lebenspunkt eines zweiten Kunstgebildes wird. —

Jene erste, wesentlichste Ergänzung seines Daseins wurde ursprünglich dem Künstler dadurch zu Theil, daß ihre Werke in Tempeln und Kirchen, oder sonstigen öffentlichen Gebäuden dem Staunen der Menge, der denke ihnen geführten Würdigung der Eingeweihten dargeboten wurden. Aber wie das geistige Leben der Menschen über die ausschließliche Verehrung vorweltlicher Göttergestalten und über die Sehnsucht nach künstlicher Welt, so ging auch die Kunst über die ausschließliche Bewunderung und Darstellung des Heiligen (im engeren Sinne des Wortes) hinaus, wie jenes zur Vertiefung in die Gegenwart und zum Genuß des Natürlichen, so die Kunst zur Darstellung der unmittelbar vorhandenen Natur (Stilleben, Landschaft, Portrait, Genrebild) und der profanen Geschichte. Ist doch wirklich jedes Ereigniß der göttlich-schaffenden Natur, jedes, irgend ein göttliches Moment des menschlichen Wesens offenbarendes Ereigniß, — eben als dieser eigenbühnliche Ausdruck oder Reflex des Göttlichen — ein würdiger Gegenstand der bewundernden Betrachtung, — wie jeder Versuch, das Geschaute und vollends das Schöne, Wunderbare, oder Erhabene nachzubilden und darzustellen selbst wieder ein Ereigniß des Ueberweltlichen, Ueberseelichen, Allgemeinen, des wahrhaft Göttlichen in dem menschlichen Willen ist! — Für dieses alles aber, was außerhalb des kirchlich-heiligen Gebietes lag, war zunächst in der neueren Zeit noch keine Stätte der Veröffentlichung erbaut, und als das mit Allgewalt wieder aufstehende (s. heidnische) Element des Lebens sich in der Folge in den Hallen und Museen seine eigenen Tempel erbaute, wurde die Aufnahme in dieselben nur den seltenen Virtuosen, und auch dieses meistens nur nach ihrem Tode eröffnet. So fehlte den Künstlern durchgängig die andere Hälfte ihres Künstlerdaseins, für welche die Hoff-

nung unvergänglichen Ruhmes — bei der Nach-Welt — doch keinen hinreichenden Ersatz darbieten konnte. Ueberdies blieb es — zum wenigsten für die gewöhnliche Vorstellung, — dem bloßen Zufall überlassen, ob junge Künstler überhaupt bekannt, ob ihnen die Mittel zur Fortbildung zu Theil würden. — Indessen beachte das üppige, ruhm-süchtige, prunkliebende Zeitalter Ludwig's XIV. die Kunstliebhaberei an die Tagesordnung. Die Helden wollten ihre Schlachten, die andern Notabilitäten ihre Personen auf der Leinwand verewigt sehen, die Genüßler sich am Anblick üppiger Scenen weiden, andere auf den Hügel der Kunst sich in den Aether der Bezeichnung erheben, und durch Begünstigung derselben an dem Ruhme der Künstler ihren Antheil haben. So kamen schon damals in der glänzenden Gesellschaft unserer schauspielersischen Nachbarn — Kunstausstellungen zu Stande, durch welche die französischen Vater bereits ein großes Publikum gewannen. — Wie aber in der so guten, alten Zeit das Leben durchweg seinen Impuls, seine Richtung und Haltung von oben herab empfing, von der Willkür der Nachthaber, von der Kunst und Laune der Herren, so hießen auch solche Ausstellungen nur glückliche Zufälle, und die Kunst im Dienst der Gnade.

Die Revolution, die man nach der vorkämpfenden Nation — die französische zu nennen pflegt, die aber schon jetzt eine nicht mehr bloß europäische ist, beachte auch in den eben besprochenen Verhältnissen einen radikalen Umschwung zu Stande. Essentielle und freie Concurrenz wurden allgemeine Bedürfnisse; mit der bürgerlichen Gesellschaft wurden auch Kunst und Wissenschaft emancipirt; — die Kräfte des Himmels bewegten sich, und neue Offenbarungen des Göttlichen in fast allen Kreisen des Daseins eröffneten eine neue Zeit. Namentlich in unserem heiligen Deutschland erhielt die bildende Kunst von der Philosophie und der ihr engverbündeten Poesie eine neue Weihe; — sie wurde in der That zu einer religiösen Angelegenheit der Gebildeten. Wie nun überhaupt die allgemeine Meinung an die Stelle der traditionellen Autorität auf den Thron gesessen, so sang jetzt das Leben von der lebendigen Mitte der Gesellschaft, von der Klasse der Gebildeten aus sich zu gestalten an, und was früher durch einzelne Nachthaber, das wurde nunmehr durch freie Vereine bewirkt; daher das nächste Jahrhundert das gegenwärtige vielleicht das Jahrhundert der Vereine — und der Versöhnung — nennen wird.

Aus dieser allgemeinen Tendenz der neuesten Zeit sind auch die Kunstvereine hervorgegangen, und wenn wir die Hieroglyphen der Gegenwart zu deuten wagen, so möchten wir als das nächste Ziel derselben

einem Verein dieser Vereine, d. h. eine organische Verketzung derselben bezeichnen.

Verweilen wir aber zunächst bei der Gegenwart, so können wir uns über das ständige Gedeihen dieser gewinnmäßigen Veranstaltung erfreuen, und deren Förderung allen Freunden einer fortwährenden Bildung auf das angelegentlichste empfehlen. Der Allem erfreulich ist, daß durch solche Ausstellungen die Künstler die nothwendige Ergänzung ihres künstlerischen Lebens, die Kunst selbst, das göttliche Schöne einen neuen Tempel, das Publikum einen reinen, erheben, über das Nützliche erhebenden Genuß gewinnen. Indem aber zur Mannigfaltigkeit zur Vergleichung dargeboten wird, ist den Betrachtenden auch eine Gelegenheit eröffnet, ihr Urtheil über die verschiedenen Leistungen zu bilden. Sowohl das Urtheil der Menge, als die lautwerdende Kritik der Kunstgenossen und Kenner kann dann rückwärts die Ansichten der Künstler befeuern und leutern, und so, durch wechselseitigen Austausch der Werke und Urtheile der Kunst Sinn — und Künstler Sinn sich immer mehr bilden und steigern.

Indeß bedürfen die Künstler auch durchgängig finanzieller Unterstützung, und so hat die Ausstellung ihren Werke ebenfalls die Bestimmung, deren Verkauf auf alle Weise zu erleichtern. Dies mögen dann besonders die mit geistlichen Gütern Gesegneten bedenken, und hierbei erwägen, daß sie dem Künstler, der sein Leben der Darstellung des Anmutigen, Schönen, Erhabenen, Heiligen, kurz der Offenbarung des sichtbaren Göttlichen in seiner reichen Farbenrede widmet, auch nach Kräften ihre Dankbarkeit zu erweisen verpflichtet sind. Ist ihnen die Gabe des künstlerischen Schaffens verlag, so sind sie hienach mit den Mitteln, dieses Schaffen zu fördern bezagt, und auch die Dankbarkeit, auch die Förderung des Guten und Schönen — ist eine Offenbarung des Göttlichen im Menschen. Mögen sie daher einen Theil der Kunst, die sie den flüchtigen Kunstleistungen der Bühne und der Kunst schenken, den bleibenden Werken der bildenden Künste zuwenden, und dabei erwägen, daß das Scherstein, welches sie zur Unterstüßung der Künstler beitragen, zugleich der allgemeinen Bildung, und namentlich der Ausbildung des Schönheitsglaubens ihrer Mitbürger zugewendet ist. — Die Künstler aber mögen bedenken, daß die Theilnahme an ihren Leistungen nur erst im Aufstehen ist, und daß sie durch möglichst billige Preisbestimmung dem werdenden Kunstpublikum freundlich entgegenkommen müssen, wenn die Ausstellungen sich eines bleibenden Erfolges erfreuen sollen.

Überlassen wir nun, (Scheidend), und manchen Liebgewonnenen die

bilden ein Lebenswohl — vielleicht auf immer — zuflüchtend, noch einmal die ganze schwerigsame, und mitunter doch so bereite Versammlung, so können wir nicht bergen, daß dieselbe — im Ganzen genommen — einen ähnlichen Eindruck in uns zurückgelassen, wie wenn wir einen ganzen Stoß der neuesten Erzeugnisse der sogenannten schönen Literatur nacheinander durchblättern. Hier wie dort — überhaupt eine lebhaftere Regsamkeit nach allen Seiten hin, bei mehreren — Einzelnes recht Gelungenes; aber nur bei sehr wenigen geniale Originalität, bei den wenigsten durchgängige Annäherung zum Vollendeten; — bei den meisten hingegen theilweise Vernachlässigung, bei Einigen sogar fast absichtliche Vernachlässigung wesentlicher Momente eines Kunstwerkes überhaupt und eines Kunstgemäldes insbesondere. Namentlich ist bei sehr Vielen eine Eile, eine Hast der Ausführung zu bemerken, durch welche die Werke der Menschenhand, so weit hinter den Werken der Natur zurückbleiben, deren zeitlich mannigfach getrübbte Erscheinung sie doch durch concentrirte Schönheit, durch gezielte Vollendung überbieten sollten. Die Natur eilet aber in allen ihren Gestalten gleich gegenwärtig und wirksam; sie führt Jedes in seiner Art und nach seiner Bestimmung mit gleicher Sorgfalt aus; sie überreilt Nichts, sondern wirkt stätig und gelassen, als die Ermüde für ewige, ihrer Werke sich erfreuende Götter. In dieser vollen Hingabe an den Gegenstand, in dieser stätigen Treue bei der Arbeit kann der Mensch, und muß er der verborgenen Werberin der Tiefe nach-eifern, will er überhaupt eine Stelle in den heiligen Reiben der wahrhaftesten Künstler verdienen. Aber die Eilefertigkeit, die seit dem letzten großen Umschwung der Dinge sich aller Gemüther bemächtigt hat, und sie zum Schnell-Lesen und Schreiben, zum Schnell-Zahlen und überhaupt zum Schnell-Leben hintreibt, scheint auch in die Werkstätten der Maler eingedrungen zu sein und auch diese zum Schnell-Malen und Schnell-Fertigmachen zu flachen. So kommt es denn, daß zwar Viertertheil, aber wenig Gehaltvolles, Durchgebildetes produziert wird, und daß wir nur wenigen Werken begegnen, an denen nicht sofort selbst die Laie diese oder jene Mängel zu bemerken und zu rügen sich veranlaßt fänden. Allerdings macht derselbe Mißstand sich auch in der schönen Literatur bemerklich, und wir glauben keinen gegründeten Widerspruch zu erfahren, wenn wir behaupten, daß er größtentheils aus der einseitigen Opposition der Romantik gegen das Antike, der Humoresk gegen das Classische entspringen. Die Goethe, Schiller, Wieland, — aus hoher Verehrung für die ruhige Vollendung des Antiken, auch selbst ihre Werke in jeder Beziehung zu vollenden streben, so begann dagegen mit Tieck, Friedrich Schlegel, Jean Paul, eine gewisse Nonchalance, eine theilweise

Vernachlässigung der Form, die selbst jetzt noch bei poetischen Notabilitäten, wie Rückert und Leopold Scherer, sich mitunter schmerzlich verspüren läßt. Das Gefühlvolle, Geistreiche, Bedeutsame sollte genügen, wenn es auch in lauter Schale dargeboten wurde, als wenn die Seele eine vollkommene wäre, welche nicht ihre ganze Erscheinung durchdringt, und ihre Leblichkeit zum vollständigen Ausdruck und Ausdruck ihrer inneren Vollkommenheit macht. Auch die bildenden Künstler wurden theilweise von jenem romantischen Rausche ergriffen, und wenn nur tiefe Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand geschrieben waren, so kümmerte man sich wenig um die Correctheit der Zeichnung, um die Tüchtigkeit der Färbung und die Schönheit des Colocits. Und doch ist gerade die Form im weitesten Sinne des Wortes, die von so Manchem gering geschätzt wird, genau betrachtet das Wichtigste von jedem Kunstwerk, da sich gerade in ihr die Allgegenwart des schaffenden Geistes bezeugt.

Was namentlich die Malerei betrifft, so dürfte es doch wohl Jedem einleuchten, daß vor Allem Wichtigkeit der Zeichnung eben so notwendig bei ihr vorausgesetzt wird, wie die Correctheit der Sprache und der Versifikation bei der Poesie. Ein Gleiches ist von der eigentlichen Composition, von der anmuthigen, verständigen, sinnvollen Anordnung und Gruppierung zu sagen. Durch sie erst können Zeichnungen und Dichtungen überhaupt zu Kunstwerken werden. Wie dann aber das sprachrichtige, wohlcomponirte Gedicht erst dadurch wirklich zu einem poetischen Kunstwerk wird, daß die Sprache sich zur Musik verliert, und Melodie und Harmonie das Ganze beherrschen, — so wird die correcte, wohlgeordnete Zeichnung erst dadurch zu einem wahrhaften Gemälde, daß die Farbe sich zum lebendigen Scheine der naturgemäßen Wirklichkeit verliert, und über das Ganze sich der Zauber eines schönen Colocits verbreitet.

Erst wenn diesen Forderungen ein Genüge geleistet, kann von den höheren Aufgaben der Kunst die Rede sein; erst wenn die Schwierigkeiten des Technischen überwunden sind, kann die Verwirklichung bestimmter Ideale zur Sprache kommen. Bei Werken, die der Kindheit der bildenden Kunst angehören, stört uns mancher Mangel nicht, wenn die technische Ausführung noch zurückbleibt hinter der mächtig hervordringenden Empfindung. Nachdem aber die Kunst sich des Technischen bereits vollkommen bemächtigt, würde es ein Anzeichen kindisch werdenden Alters sein, wenn man wieder zu jener ersten Dürftigkeit zurückkehren wollte. Die wahre Rückkehr — in die Kindheit, welche den Himmel der Kunst eröffnet, ist nicht, Kinder zu werden am Verstandniß, sondern offen zu werden für alles Tüchtige und Treffliche, was uns dar-

geboten wird, und, wie Kinder, nur dasjenige zu produziren, wozu die Macht des Genius treibt. So können die großen, naiven Meister des 14. und 15. und theilweis noch des 16. Jahrhunderts nur dadurch — ihrer würdig — nachgeahmt werden, daß man, wie sie, von dem lebendigen Geiste des Jahrhunderts sich durchdringen und bewegen läßt, und, wie sie, zur Produktion der Phantasiebilder, die aus der Vermählung des allgemeinen und des individuellen Geistes an das Licht des Bewußtseins kommen, sich aller der Kunstmittel bemächtigt und bedient, die bereits von den Vorfahren und Zeitgenossen aufgefunden worden.

In beiden Beziehungen scheint uns — von den Kunstakademien, die vorzugsweise die diesjährige Ausstellung mit ihren Sendungen geschmückt haben, — die Düsseldorfer Schule von dem Geiste der großen Meister jener früheren Jahrhunderte am innigsten durchdrungen zu sein.

Einerseits hat nämlich die eigenthümlichste Tendenz der neuesten Zeit, die wesentlich eine allumfassende, man kann sagen, eine encyclopädische ist, auch in jener Schule eine thatsächliche Anerkennung gefunden. Jede Kunstbestrebung des Jahrhunderts ist dort durch tüchtige Arbeiter vertreten; jedem Bedürfnis des vielgestaltigen Publikums wird durch mannigfaltige Leistungen begegnet. Wir erinnern hier nur aus der diesjährigen Ausstellung an Deger's Maria für das Heiligthum, an Steinbrück's Genoueva für das Historische, an den Knaben vom Berge von Müller, und das wunderliebliche Bauernmädchen von J. Becker als Genrebilder, an Lessing und Poser für die Landschaft, an Achenbach's Marinen und an Schartmann's Frühstück als Sittenleben.

Man sieht aus vielen Arbeiten, daß keine der Sphären, in welche der Künstlergeist im Verlauf seiner bisherigen Entwicklung eingegangen, hier ausgeschlossen ist, vielmehr, nach den vernünftigen neueren Erziehungsprincipien, jedem werdenden Künstler die Bahn einzuschlagen vergönnt wird, auf welche sein Genius ihn treibt, auf welcher allein er darum auch Treffliches zu leisten vermag.

Andererseits beweisen die zur Ausstellung gekommenen Werke jener Schule, daß durchgängig von einem gründlichen, eifrigen Naturstudium ausgegangen, daß die treueste Sorgfalt auf alles Technische verwendet, und alle Elemente jedes Bildes mit gleicher Liebe behandelt und ausgeführt werden. Uebereall gewahrt man, daß die wesentliche Bestimmung jedes Gemäldes, als Gemäldes — (im Unterschied von Zeichnung und Skulptur) — nämlich schöne, ergreifende Anschaulichkeit wirklicher oder möglicher Gestaltung in ihrer

wahrhaften Färbung und Bedeutung — als diejenige Aufgabe fest im Auge gehalten wird, welche nothwendig gelöst werden muß, um den Ideen-schaffenden Genius in Besitz der Mittel zur Verwirklichung seiner Ideale zu setzen. Und auch hierbei läßt sich jene Freisinnigkeit der leitenden Meister nicht verkennen, welche sich darauf beschränkt, die Abhänge für die Aufgabe zu begreifen, ohne ihr individuelles Geschick bei Lösung derselben in eine einzige Methode einzubannen.

Darum sprechen uns auch die Werke dieser Schule durchgängig so lebendig an, weil Jugend und Freiheit, weil individuelle Tüchtigkeit und ein aufsteigendes Leben von Innen heraus uns entgegen athmen.

Daß übrigens die innigste Vertiefung in die Natur, selbst in die Beschaffenheit unbedeutender Moose und scheinbaren Gefrines und jeder sonstigen Außerlichkeit, den Künstler vom Aufsturz zum Tabor der geistigsten, noch darstellbaren Empfindungen nicht zurückhält, davon haben nicht nur die größten alten Meister, ein van Eyck und Hemling, ein Dürer und Schoreel, Giesole, Leonardo und so viele andere uns die vollste Gewissheit gegeben; — auch noch in unserer Ausstellung haben das meisterhafte Bild von Deger und dessen, leider! erst wenige Tage vor dem Schluß ausgestellte Zeichnung, „die Himmelfahrt Christi“, den Beweis geliefert, daß die Freude an der Gegenwart nicht unvereinbar ist mit einem Aufschwung in den Keiter der Religion, daß vielmehr gerade die Kunst berufen ist, die Vermählung Himmels und der Erde zu beseligender Anschauung zu bringen. Mußten wir uns doch nicht zu erinnern, eine schönere Perle in reinem Golde gefaßt gesehen zu haben, als Deger's Christuskind im weichen Moose gebettet, — das vom Himmel herabgestürgene, zur Bedürftigkeit sich herablassende Kind Gottes, umfassen von dem aus der Nacht und der Starchheit des Hellsens sich losringenden, zum Lichte, zum Leben und zur Freiheit emporstrebenden Stoffe! — Auch möchten wohl mehrere Apostel auf jener Zeichnung dem Geistigsten und Tiefstempfundenen anzureihen sein, was uns in den Zeichnungen Overbeck's so übermächtig ergreift.

Wenn wir uns aber über die Bestrebungen der Düsseldorfer Schule, ferne sie uns aus den eingesendeten Bildern erkennbar geworden, mit einiger Ausführllichkeit verbreiten haben, so wurden wir hierzu theils durch die Dankbarkeit bestimmt, zu welcher der reiche, durch ihre Leistungen gewährte Genuss uns verpflichtet, theils durch den, von vielen Seiten her vernommenen, auch von uns gehegten Wunsch, daß in den ange deuteten Beziehungen die sehr achtbaren Bestrebungen der hiesigen Schule sich durch die ihrer nieder rheinischen Schwester vervollständigen lassen möchten!

Daß junge Künstler sich vorzüglich der Darstellung religiöser Gegenstände widmen, kann, an und für sich genommen, nur als eine höchst erfreuliche Thatsache anerkannt werden. Religion ist das Band der Welt, gewiebt ist alles, was zu ihrer Verehrung, zu ihrer Verherrlichung dient. Zweierlei scheint uns aber hierbei einer besondern Erwähnung werth.

Er's Erste ist doch wohl nicht in Abrede zu stellen, daß die Religion innerhalb der Sphäre der Kunst — auch an alle wesentlichen Voraussetzungen und Bedingungen derselben gebunden. Der Geist ist allerdings das Leben und das Lebende; aber um lebendige Gestalten und Werke hervorzubringen, bedarf er der Materialien; er muß Fleisch werden und es nicht für eine Selbsterniedrigung halten, sich neben untergeordnete Lebendigkeiten in die Krippe legen zu lassen. Allerdings soll er von einer Jungfrau, er soll von einer keuschen Künstlerin geboren werden; aber er muß doch als ganzer, wirklicher Mensch in das Leben treten und darf an einer marklosen Scheingestalt sich nicht genügen lassen. Diese effektive Incarnation nun, und die des Geistes würdige Vollendung der landschaftlichen und sonstigen Umgebungen und Beiwerke sind es, die wir noch bei den meisten Bildern der hiesigen Schule vermissen, wenn wir auch den auf das Höchste gerichteten Sinn, den sie ahnden lassen, und in der edeln Madonna und dem lieblichen Christkinds von S. Petrus viel Anmuth der Formen und ein warmes, gediegenes Colorit mit Jeruben anerkennen. —

Demnachst scheint uns in Bezug auf das Religiöse die Thatsache eine besondere Berücksichtigung zu erheischen, — daß die Weltansicht, von welcher die ältesten christlichen Maler ausgegangen, immer weiter gegen diejenige in den Hintergrund tritt, welche besonders seit dem Wiederaufleben der classischen Welt, seit der tieferen Erforschung der Natur, seit der Entstehung der Geschichtswissenschaft und dem Aufkommen der Ideen von fortschreitender Entwicklung und harmonischer Weltgestaltung sich zu bilden begonnen. Zur Zeit jener Maler war die Welt noch in den härtesten, schroffsten Gegensätzen und Widersprüchen befangen. Kirche und Staat, Natur und Gnade, Glaube und Wissenschaft, — dann wieder Heiliges und Profanes, Diesseits und Jenseits, Himmel und Hölle, Aszeticismus und Weltgenuß, — und wie sich die eigenthümlichen Elemente des Mittelalters noch weiter bestimmen lassen, — alle diese Vorstellungen schwebten dem Geiste der Gläubigen theils als unversöhnbare Gegensätze vor, und wie die Philosophie eine Eclaire der Theologie, so war die bildende Kunst lange nur eine Maad der Kirche — und beschränkt — und ausschließend, — wie diese.

— Ist aber die Menge der vielsprachigen Menschen das grüne Laub

an dem Stamme der socialen Ordnung, so sind die Künstler die kranken Blätter seiner Blüthen, — in Wahrheit aber das durch höhere Regisierung metamorphosirte grüne Laub selbst. Wie nun die gesammte sociale Ordnung eine andere geworden, so treibt jetzt der Baum des Lebens auch andere Laub- und Blüthenblätter, und wer nur irgend mit dem Contrapunkt der Geschichte vertraut worden, erkennt auch die innere Nothwendigkeit jener Erweiterung des Kunstgebietes, welche schon mit dem Eintritte der Reformation ihren Anfang genommen. Und gerade weil jetzt Religion nicht mehr als das besondere Band zwischen Auserwählten mit einer eifersüchtigen, über alle anderen ewig zühnenden Gottheit, sondern als das alldurchdringende, all einigende Band der Welt, und jede absolute Ausschließung aus der Göttergemeinschaft vielmehr als irrelevant betrachtet wird, konnte auch die Kunst nicht in ihrer anfänglichen Beschränktheit beharren; sondern mußte alles Sich-Behalten, Darstellbare irgendwie in den Kreis ihres verklärenden Gestaltens hineinziehen. Hieraus erklärt sich denn auch jene erschlebene, wenn auch bei den meisten nur instinctive Ungunst, welcher jede absolut ausschließende und in so fern nur negative Bestrebung bezeugt, und die bei manchem sogar sich bis zu gereizter Verleennung des Positiven, Nichtbaren in jener Absonderung fortreißen läßt.

Indeß möchte hinsichtlich der leicht wahrnehmbaren unangünstigen Stimmung, welche ausschließlich auf Darstellung kirchlich-religiöser Gegenstände gerichtete Kunstbestrebungen bezeugen, auch noch der Umstand nicht unberücksichtigt zu lassen sein, daß nicht leicht mehr ein irgendwie bedeutsamer Moment aus jener Sphäre aufzufinden sein dürfte, für welchen nicht bereits vollendete Darstellungen dem Gedächtniß des Betrachters vorschweben, so, daß neueste Darstellungen durchsinnig nur als mehr oder minder gelungene Annäherungen zu jenen Meisterwerken zur Vorstellung kommen, während die Gebiete der historischen, der Genie-, der landschaftlichen und Portrait-Malerei ihrer Natur nach unerschöpflich sind und deshalb die Darstellungen aus denselben auf ein immer gleiches, lebendiges Interesse zu zählen befugt sind. Eine Fülle vollendeter Gestaltungen dämpft aber nicht nur die Theilnahme der Betrachter für nur annäherungsweise gelungene Werke, sondern sie lähmt auch immer mehr oder minder den Bildungstrieb des Künstlers. Wendet sich dieser aber einem noch nicht von der Kunst wiedergeborenen Gegenstande zu, dann kann der Genius seine Schwingen völlig frei entfalten, und aus der Regisierung und Seligkeit der ersten Umarmung entspringt dann auch ein begeistertes, hochbegehrtes Kind der Liebe, wie uns auf der diesjähri-

gen Ausstellung in dem „heftigen Bauernmädchen“ von August von der Emde (in Cassel) zur Anschauung gebracht werden ist.

Indem wir hiermit im Allgemeinen und Rechenhaft zu geben versucht von den Eindrücken, welche die Leistungen der beiden vorerwähnten Schulen auf uns und andere gemacht haben, bedarf es wohl keiner besonderen Versicherung, daß wir mit diesen Andeutungen nur einige allgemeine Gesichtspunkte bezeichnen wollten, von denen aus auch dem bloßen Kunstfreund seine Ansichten auszusprechen vergönnt sein dürfte. Indem die Künstler das Bedürfnis fühlten, ihre Werke der Öffentlichkeit zu übergeben, räumen sie eben damit auch dem hg. Laien die Befugnis ein, die Gedanken und Empfindungen laut werden zu lassen, welche, durch jene anregt, nun auf ihre Weise zu den Künstlern zurückzukehren, um durch wechselseitigen Austausch das Einverständnis herbeizuführen, welches, als die Krone alles Schaffens und Sprechens, aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen stets von beiden Seiten im Auge behalten — und mit allen Kräften erstrebt werden muß. Haben doch auch in dieser Beziehung sich die Zeiten gewaltig verändert! Muß jetzt die Gottesgelahrtheit von ihrem himmelstarken Throne herabsteigen, um sich vor ihren Kindern zu rechtfertigen; erkennt auch die höchste weltliche Macht die Nothwendigkeit, die allgemeine Zustimmung für ihre Gesetze und Verordnungen zu gewinnen; — sübt endlich sogar die Philosophie das Bedürfnis, aus ihrer spekulativen Abstraktion sich zur Gemeinverständlichkeit herabzulassen, — wie könnte da die Kunst sich der lebendigen Wechselwirkung mit dem Publikum entziehen und dieses nur zu einem dummen Gaffen und Staunen verurtheilen wollen? — Wohl bescheiden wir uns dagegen, daß ein Endurtheil nur durch solche Erörterungen vorbereitet werden kann, an denen auch die Künstler selbst Theil genommen haben, wie denn die vorstehenden Bemerkungen auch nur zu solchen Erörterungen die Veranlassung bieten wollten. —

Ueber die von München eingesendeten Arbeiten haben wir dem Hauptberichte unseres Freundes nichts hinzuzufügen, da zwar einige derselben, wie namentlich die Leistungen von Stange, Dürk, Kimmüller, Wapz, Pöhl, Ebert und Schnitzler, ein lobliches Streben bezeugen, — die Mehrzahl aber kaum der Mittelmäßigkeit sich nähert, und von einer Schule hierbei nicht die Rede sein kann, indem die Notabilitäten der Akademie die Ausstellung mit Werken ihrer Hand zu bereichern verschmäht haben. Mit Bedauern vernahmen wir übrigens, daß diese Akademie in dem vorigen Jahre sich ein königliches Dekret erwirkt haben soll, wonach ihr eine Art von Monopol in Bezug auf alle auf öffentliche Kosten zu erzielenden Kunstwerke zugetheilt worden sei. —

Möge dort, wie überall, die Ueberzeugung immer tiefer Wur-
 zeln schlagen, daß in der Kunst, wie in allen übrigen Sphären des mensch-
 lichen Daseins und Wirkens, das Heideitüme und Aübe-lickende nur aus
 dem Boden freier Gemein-*samkeit* erwachsen und erblühen kann,
 wenn auch immer und überall — so Wachstum, wie Blüthe — durch
 die göttliche *Einsatz* genialer Geister und den erweckenden, belebenden
 Sonnenschein des Weltgeistes bedingt ist. —

h.

Im Herbst 1836.

(Morgenstern, Schadow, Esling.)

Es ist eine dankenswerthe Einrichtung, daß in den Sälen des hie-
 sigen Stidel'schen Museums die Gemälde aufgestellt werden, welche der
 hiesige Kunstverein zur Verloosung ankauft, und diejenigen, welche von
 Künstlern zur Beschauung dargeboten werden. Hierdurch knüpft sich ein
 schöner Band von einer größeren Kunstausstellung zur anderen, und den
 Kunstfreunden ist Gelegenheit gegeben, das Dargebrachte mit Ruhe zu stu-
 diren. So ist kürzlich (Septbr. 1836) eine Reihe von Bildern zur Aus-
 stellung gekommen, über welche zu berichten wir uns durch den reichen Ge-
 nuß verpflichtet fühlen, den uns mehrere derselben gewährt haben.

Unter den Landschaften, welche von Morgenstern (Sohn),
 Chemant, Rafinsky, Junk, Heerdt und Weber eingeliefert
 worden, verdienen besonders die drei erstgenannten ausgezeichnet zu
 werden. Die beiden zuerst und die beiden zuletzt aufgeführten jungen
 Künstler sind geborene Frankfurter. Morgenstern hat seine erste
 künstlerische Bildung seinem als Gemälde-Hersteller hochverdienten und
 weitberühmten Vater zu danken; seine weitere Ausbildung aber der Mün-
 chener Schule und den eigenen Studien der tocoler und italienischen Na-
 tur. Der letzteren verdanken wir zwei wohlgezeichnete Ansichten von Capri
 und eine wirklich meisterhafte Ansicht von Livoli. Sowohl diese, als jene
 zeugen von tüchtigem Naturstudium und sowohl Anordnung als Ausfüh-
 rung bewähren den denkenden Künstler. Besonders das zuletzt erwähnte
 Bild verdient die rühmlichste Anerkennung. Ein altrömischer Tempel ist
 zum Mittelpunkt desselben genommen. Zwischen diesem und einer an-
 muthigen Gruppe von Laubbäumen auf der linken Seite des Betrachtens
 schimmert im sanften Schein der Morgen-*sonne* der Staubbüsch eines
 Wasserfalles; auf der anderen Seite bilden Ruinen und Gestrüch einen
 wohlgefälligen Uebergang in die ferne Ebene. Ueber das Ganze breitet
 sich ein heiterer, milder Frühlingebüsch. Wie fleißig dann auch das Ein-

zeln ausgeführt ist, so anspruchslos stimmt doch Alles zu einem harmonischen Ganzen zusammen, welches einen eben so wohlthätigen und befreienden Eindruck hervorbringt, als eine der schönsten Symphonien von Haydn. Möge der hoffnungsvolle Künstler auf diesem Wege zur idyllischen Landschaft fortwandeln, von dessen Ziele ihm die, bis jetzt noch unübertroffenen Meisterwerke Claude Lorrain's entgegenleuchten. Unfrei-
tig war dieser als Maler — auf dem naturweltlichen, was Raphael auf dem weltgeschichtlichen Gebiete. Wie dieser die höchsten Momente der Geschichte, so faßte jener die der Naturwelt auf; wie Raphael das göttliche Menschengestalt annehmen ließ, so verklärte Claude die Natur zur göttlichen Freundin des Menschen. Bei großem Reichthum die edelste Simplicität, bei sorglicher Berücksichtigung des Einzelnen vollendete Harmonie des Ganzen, bei vorwaltender Echtheit des Gedankens stets die höchste Anmuth der Formen, — dies die verwandtschaftlichen Züge in den Werken der beiden göttlichen Meister, welche wir von angehenden Malern ebenso eifrig studirt sehen möchten, als die Werke Plato's und Homer's von angehenden Philosophen und Poeten. Bei den Niederländern über-
wog das Studium der natürlichen Trübseligkeit; die Italiener ließen vorliebig einer Gattung zugewandt, die wir die antike nennen möchten, insofern das Natürliche mehr auf abstrakte Weise aufzufasse wurde. Eine geraume Zeit begnügte man sich dann damit, nicht die Natur selbst, sondern nur die Werke der älteren großen Maler zu studiren und nachzuahmen. Die neueste Zeit hat sich wieder zur Natur selbst mit begeistertem Liebe hingewandt; ihre höchste Aufgabe aber in der Kunst, wie in allen übrigen Sphären des Wirkens und Schaffens, besteht in der innigsten Vermählung von Geist, Gefühl und Natur. So genügt auch bei landschaftlichen Darstellungen nicht mehr ein reines Copiren der unmit-
telbaren Wirklichkeit, noch ein Verwenden des oberflächlich aufgefaßten landschaftlichen Stoffes zur Darstellung irgend eines poetischen Gedankens. Vielmehr soll die künstlerische Idee den Stoff eben so vollkommen beherrschen, wie dieser völlig naturgemäß aufgefaßt werden muß.

Betreten wir den großen Saal, in welchem auf der einen Seite das Altarbild von Director Schadow, auf der andern ein historisches Bild von Lessing aufgestellt sind, von denen das erstere für die katholische Kirche zu Düren, das letztere der Kunstsammlung des Kronprinzen von Preußen bestimmt ist; so muß uns vor Allem erfreuen, hier von Neuem einen Beweis zu erhalten, welch' reiches und lebendiges Kunstleben in unserer Zeit erwacht und namentlich auf der Düsseldorfer Akademie zur Entfaltung gekommen ist. Können wir dann jenem Altarbild einen nur sehr

bedingten Beifall zollen, so kann dies doch auf keine Weise die Achtung schmälern, die wie Hrn. Schadow als Porträtmaler und besonders als Direktor einer Akademie zollen, welche schon mehr als einen Meister unter ihren Schülern zählt. Das Altarbild imponirt gleich bei dem ersten Anblick durch die Einfachheit seiner Composition und das Plastische seiner lebensgroßen Gestalten. Maria, am Fuße des Kreuzes sitzend, schaut wehmüthig auf ihren Sohn, dessen Leichnam in ihrem Schooße ruht. Ein wenig weiter nach dem Hintergrund stehen auf beiden Seiten des Kreuzes zwei beflügelte Engel in reichen Mesgewändern, von denen der eine Kugel und Lanze, der andere eine Ruthe und die Dornenkrone in Händen hält. Eine einfache Landschaft im Hintergrund entspricht dem hohen Ernste des dargestellten Momentes. Erwägt man nun, daß dieses Bild bestimmt ist, den Hauptaltar einer katholischen Kirche zu schmücken, dann kann man nicht bezweifeln, daß es einen tiefen Eindruck auf die der Messe beiwohnende Gemeinde machen wird. Die Messe ist selbst die geheimnißvolle Wiederholung des bitteren Leidens und Sterbens des Gottmenschen, an welchem hier der Himmel in den Engeln, die Menschheit durch die jungfräuliche Mutter Theil nehmen, für welches diese durch ihr abgeklärtes Antlitz, jene durch Vorhaltung der Leidensinstrumente die Theilnahme der Gemeinde erwecken wollen. Daß aber die Engel mit dem Mesarwande bekleidet erscheinen, mag wohl andeuten sollen, daß der opfernde Priester als Mittler zwischen den Gläubigen und dem Heiland rein und mitleidend und mitleidend sein soll, wie ein Engel.

Wißt sich von diesem Gesichtspunkte aus die Erfindung des Bildes verstehen und rechtfertigen, so dürfte doch von dem rein künstlerischen Standpunkte aus gar Manches dagegen einzuwenden sein. Vor Allem vermißt man darin die innere Einheit, das lebendige Band, welches die Hauptmomente zu einem untrennbaren Ganzen verknüpft. Die Engel stehen in keiner direkten Beziehung zu den beiden Hauptfiguren, denn sie wollen nur den Betrachter an ein überstandenes Leiden erinnern. Die Mutter des Heilandes aber ist ganz in das Anschauen ihres Sohnes versenkt, und scheint von der Gegenwart der Engel Nichts zu wissen. Diese endlich, indem sie zur Gemeinde gewendet sind, nehmen nicht wahrnehmbar Theil an dem Schmerze der Mutter. Wie nun die Engel, so weisen selbst auch die Beiwerte über das Bild hinaus, da man sowohl das Kreuz als die Lanze nur Stückweise sieht. — Was die Anordnung und Zeichnung betrifft, so sind die Engel durch die breiten schweren Gewänder zu schwerfällig geworden, ihre Stellung ist zu gleichförmig, der zur Rechten des Betrachters stehende scheint sogar den Schwerpunkt verlieren zu wollen. Dem Leichnam des Herrn aber muß man eine andere Lage wäh-

sehen, welche die Muskeln des Halses weniger stark hervortreten ließe. Am wenigsten dürfte man sich hinsichtlich des Ausdrucks befriedigt finden. Den Engeln fehlt in den Zügen sowohl das Ueberirdische, als das Irdische; Maria scheint eher leidensmüde, als in Schmerz verfallen, und die Züge ihres Sohnes zeigen nicht jene Verklärung, die nach dem Tode die Spuren des Leidens in heilige Befriedigung auflöst. — Müssen wir dann hinsichtlich der Ausführung die kräftige Haltung des Ganzen und den Fleiß bei den Details rühmen, so vermessen wir doch die Verschmelzung der einzelnen Partien zu einem harmonischen Ganzen, das Anstich der Mutter ist zu flach, der Leichnam einer trübten Marmorstatue ähnlich. Meisterhaft sind dagegen mehrere Partien der Gewänder ausgeführt, und die Köpfe der beiden Engel, obgleich einander zu ähnlich, sind doch gar lieblich anzusehen.

Können wir diesemnach bei dem Anblick dieses Bildes uns nicht einer ungetrübten Freude überlassen, so finden wir uns auf das Reichlichste dafür durch ein Meisterwerk von Lessing entschädigt, welcher Herrn Schadow seine künstlerische Bildung verdankt, und uns die Treflichkeit der Leitung verbürgt, unter welcher sein reicher Genius einen so hohen Aufschwung genommen. Unstreitig gehlet das historische Bild, über welches wir nun zu berichten haben, in jeder Beziehung zu dem ausgezeichneten Werken der neueren Kunst, und der erdliche Beifall, der ihm geworden, bekräftigt von Neuem, daß wahrhafte Kunstwerke, wie die schöne, wie die erhabene Natur, auch solche zu freudiger Bewunderung hineissen können, die noch nicht in die Reflexion des Schönen und Erhabenen eingetreten werden.

Zum nähern Verständniß unseres Bildes dürften jedoch einige einleitende Worte zweckdienlich sein.

Schon im ersten Jahrhundert hatten selbst hochgestellte Geistliche über das Sittenverderbniß Klage geführt, welches im katholischen Klerus eingedrungen war. Im folgenden Jahrhundert erneuerten die frommen Waldenser diese Klage, und machten auf den Widerspruch aufmerksam, den sie wahrzunehmen glaubten zwischen den Lehren, Geboten und Muthsbildern der apostolischen, und den Glaubenssätzen, Berechnungen und Geistlichen der mittelalterlichen Kirche. Von den Gewaltthabern der letzteren verfolgt, hatten sich mehrere jener ersten Protestanten und Reformatoren nach Deutschland und Böhmen geflüchtet. Wie aber die Ursache zur Klage, so mehrten sich auch fortwährend die Aufforderungen zu einer kirchlichen Umgestaltung, und als Herrschsucht, Simonie, Heirathszug und Ausschweifungen in der Welt- und Klostergeistlichkeit überhand genommen, wurde immer allgemeiner das Verlangen nach einer Reforma-

sion der Kirche in Haupt und Gliedern laut. Der erste gewaltige Anstoß dazu ging von den neu gestifteten Universitäten aus. Das Wycliffite im XIV. Jahrh. zu Oxford, das wurde zu Anfang des folgenden Jahrh. von Hus auf der Prager Universität gelehrt. Die h. Schrift, als die höchste, einzig heilige Norm des gesammten kirchlichen Wesens, sollte auch von den Laien in ihrer Muttersprache gelesen, der Klerus zur apostolischen Reinheit und Einfachheit zurückgeführt werden. Diese Lehren fanden lebhaften Beifall sowohl bei Frommen, als bei denen, welche in der Reformation der Geistlichkeit ein Linderungsmittel zeitlichen Druckes und Elendes erkannten. In dieser Zeit, es war im Jahr 1413, kam ein Waldenser, Namens Peter von Dresden, der seiner Glaubensmeinungen wegen aus Sachsen verjagt worden, nach Prag, und brachte hier zuerst den frommen Pfarrer Jakob von Misa, auch Jakobell genannt, auf den Gedanken, die Kirche habe geirrt, als sie den Laien den Kelch entzog; denn nach Joh. 6, 53 sei dessen Genuß eine Bedingung des ewigen Lebens. Jakobell fand diese Ansicht durch die Kirchenväter bestätigt, schlug Thesen darüber an, predigte gegen Entziehung des Kelches, und schon waren die Gemüther so vorbereitet, daß nach kaum zwei Jahren, aller Bannfluch und Interdikte ungeachtet, fast in ganz Prag das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genossen wurde. — Aber Hus, der diese Herstellung der ächtesten Kirchenobservanz gebilligt, wurde des kaiserlichen Geleitbriefes ungeachtet 1415, und Hieronymus von Prag im folgenden Jahre verbrannt. Die Ketzner Kirchenversammlung, Papst, Welt- und Klostersgeistliche, der Kaiser, der König und manche vom hohen Adel in Böhmen suchten mit äußerster Gewalt die beginnende Reformation zu unterdrücken. Hierdurch wurde der Zorn über die Mißbräuche der Kirche und die Encasung des Klerus bis zum Fanatismus gesteigert, und Tausende versammelten sich auf einem Berge im Böhmer Kreis, den sie später den Tabor nannten, und „ließen sich dort gegen die Simonie, den Heiz, die Ueppigkeit und Laster der Geistlichen predigen, zugleich auch die Communion unter beiden Gestalten reichen;“ — der Kelch aber, dessen Genuß sich die Geistlichen als Vorrecht angeeignet, wurde als das heilige Zeichen der Rückkehr zur evangelischen Freiheit und Gleichheit — gleichsam zum Eucharum der neuen Glaubensheiden. Je grausamer sie dann verfolgt wurden, um so heftiger entbrannte ihr Fanatismus, und es standen (um 1420) Propheten auf, die eine baldige Wiederkunft Christi zum Gericht verkündigten, und die neuen Altgläubigen für berufen erklärten, dem göttlichen Rächter durch Ausrottung seiner Feinde den Weg zu bereiten. Besonders Wenzeslaus Coranda war es nun, der die Zerstörung der Klöster als ein gottgefälliges Strafwerk betrieb, wobei denn die Fanatiker bald vor

dem Angriff, bald unmittelbar nach vollbrachter Vermählung das Abendmahl zu empfangen pflegten.

Den letzteren Moment scheint *Lessing* zur Darstellung gewöhnt zu haben. Noch rauchen und glimmen im Hintergrunde die Trümmer großer, wahrscheinlich klösterlicher Gebäude, — vielleicht die von Königsstuhl, eine Stunde von Prag, — und Bewaffnete zu Pferd und zu Fuß ziehen von dort nach dem waldigen Vorberggrunde. Zwischen uralten Eichen und entlaubten Buchen tritt hier mit stiegender Haare, in wilder Begeisterung ein Priester, — vielleicht *Coranda*, — den Kelch mit gestreckter Rechten empohaltend, hervor — in die Mitte der Gläubigen, die um die kleine Anhöhe, auf welcher der Priester herankömmt, versammelt sind. Wie die Hussiten die brüderliche Gleichheit der ersten apostolischen Gemeinden wieder einzuführen trachteten, und selbst den Kindern das Abendmahl reichen zu müssen glaubten, so sehen wir hier auch alle Stände und Alter vereinigt, von dem reichbekleideten jungen Rittermann, — etwa *Nicolaus* von Huf oder Hussiney, — an, der in Andacht versunken auf der linken Seite des Geistlichen kniet, bis herab zu dem, von tiefer Zerknirschung gebeugten, bloßarmigen Fleischer und einem rohen, kaltrausamen Hirten oder Jägermann, der, an eine alte Eiche gelehnt, gleichgültig in die feierliche Scene hineinschaut; — ebenso von dem ehrwürdigen Greisen, der knieend beide Arme nach dem Kelche ausbreitet, bis zu dem jungen halbknieenden Mädchen, dessen Rechte auf dem Nacken eines neben ihr stehenden lieblichen Knaben ruht. So sind uns in nicht mehr als neunzehn Figuren alle Stände und Alter, und diese wieder in vielen Abflussungen der Erregung und Theilnahme dargestellt. Wenn uns dann bei dem hohen Reichthum dieser Darstellung, noch ein Wunsch gestattet wäre, so könnte es nur der sein, daß namentlich die auf der rechten Seite des Betrachters, meistens aufrecht stehenden oder knieenden Figuren in Haltung und Ausdruck eine lebhaftere, der stürmischen Begeisterung des Priesters entsprechende Theilnahme zeigten. Die ganze Scene würde hierdurch allgemein verständlicher, da es jetzt noch vielen Betrachtern zweifelhaft geblieben, ob der Priester als Prediger oder als Spender des Abendmahles auftritt. Abgesehen von dieser Bedenlichkeit ist nur eine Stimme über die ausgezeichnete Vollendung dieses Bildes, und Künstler und Kunstfreunde bewundern eben so einstimmig die wunderbare Naturwahrheit in allen Details, sowohl der Figuren als der Landschaft, wie die gaudische Harmonie, die über das Ganze ergossen, die einzelnen Partien zu einem lebendigen Gedichte verschmilzt. In Allem erkennt man den genialen Meister, — in der Reinheit und Anmuth der Zeichnung, in der kräftigen, lebensvollen Färbung, in dem sprechenden Ausdruck der Figuren. Und

so hat der Künstler mit eben so freier und kühner, als fleißiger und sorgfältiger Hand uns ein Werk hingeraubert, auf welches Deutschland stolz sein kann, für welches wir dem jungen, hoffnungstreuen Meister, wie demjenigen zum freudigsten Danke verpflichtet sind, unter dessen Leitung jener zum Meister gereift.

c.

Im Sommer 1837.

(„Heinrich IV., König der Deutschen, als Kaiser zu Canossa,“
von Begas).

Zur Ausschmückung des Rittersaales einer alten Burg am Rheine, — deren Besitzer Herr von Bethmann-Holweg, — hat Herr Begas von Köln ein höchst schätzenswerthes Bild gemalt, welches auf einige Tage im hiesigen Städel'schen Museum den Kunstfreunden zur Anschauung dargeboten ist. Uns theilend, dieselben hiervon in Kenntniß zu setzen, glauben wir in Kürze das Geschichtliche in Erinnerung bringen zu müssen, welches den Stoff zu der hier dargestellten Scene gegeben.

Ehesucht, Willkür und Weltlust waren herrschend geworden im elften Jahrhundert sowohl unter den Geistlichen, als unter den Laien, so daß jene von diesen sich oft selbst nicht einmal der Tracht nach unterschieden. Häßlich verkauften Kirchendämmer, Bischöfe kämpften mit dem Schwerte gegen weltliche Fürsten; in Deutschland mißbrauchte Heinrich III. die kaiserliche Gewalt gegen die Großen des Reiches, in Italien setzte er die drei Päpste ab, die um die Statthaltertschaft Christi streiten. Insbesondere war Hildebrand, der Sohn des Zimmermannes Bonizo zu Soane in Toskana, Mönch und bald darauf Erzieher Heinrich's, des Sohnes des Kaisers, geworden. Und dem Kaiser träumte: „Hildebrand sitze mit seinem Sohnelein am Tische, und mit Hünern an seinem Kopfe, die hoch bis zum Himmel reichten, schleuderte er den jungen Heinrich in den Roth.“ Nur auf Verwendung der Kaiserin soll ihr Gemahl den Entschluß aufgegeben haben, den verhängnisvollen Mönch Hungers sterben zu lassen.

Schon in den nächst darauf folgenden Jahren wurde Hildebrand der einflußreichste Rathgeber des Papstes, — sein Tod im Jahre 1056, fünfzehnjährig, als Heinrich IV., König der Deutschen. Während aber dieser durch Gewaltthatigkeiten und Ausschweifungen die Zukunftslosigkeit noch steigerte, die in Kirche und Reich einzerrissen war, arbeitete der Zimmermannssohn von Soane, gleich streng gegen sich, wie gegen Andere¹⁾,

1) Deshals nannte der fromme und gelehrte Cardinal Dominani ihn seinen „heiligen Tyrannen,“ ja sogar seinen „heiligen Satan.“

an einer durchgreifenden *R e f o r m a t i o n* der gesammten abendländischen Kirche. Mit asyctischer Begeisterung strebte er das altpäpstliche Ideal möglichst zu verwirklichen, wonach der Geistliche, von der Familie abgeschieden, durch Selbstbeherrschung die Herrschaft über die Gemeinde, und die kirchliche Hierarchie, von der weltlichen Gewalt völlig emancipirt, durch strenge Disziplin unter dem Statthalter Christi, die Souveränität über die irdischen Gewalthaber erlangen sollte.

Sein Streben fand Anerkennung bei den eminentesten Geistesgenossen seiner Zeit, weil er die dominirenden Ideen der Kirche zu einem großen architektonischen Ganzen vereinigte; seiner übertragenden Geistes- und Willensstärke wurde im Jahre 1073 die päpstliche Krone zuerkannt.

Als nun Heinrich IV. sowohl die weltlichen als die kirchlichen Gesetze mit Füßen trat; und die furchtbar von ihm mißhandelten Sachsen das Oberhaupt der Christenheit um Hülfe anflehten, zumal „das römische Kaiserthum ein ewiges Lehn von Rom se.“, forderte Gregor VII. den übermüthigen König zum Gehorsam auf und beschloß ihn, sich zu verantworten, vor einer römischen Kirchenversammlung.

Wer den Bischof von Rom für den höchsten irdischen Stellvertreter Christi, für das Oberhaupt der Kirche halten muß, dem die höchste Binde- und Lösegewalt verliehen, der muß auch, ob Kaiser, Bischof oder weltlicher Standes er sei, ihm unbedenklich gehorchen, wenn er als Oberhirt ihn zur Verantwortung zieht. Abt Heinrich wogte seinem geistlichen Oberherrscher, briefe eine Synode nach Worms, und vermaß sich, die hier ausgesprochene Absetzung des Papstes, demselben durch einen Abgesandten in der gerade zu Rom versammelten Synode vorlesen zu lassen.

Gregor, auf das Beispiel des h. Androsius, Gregor's des Großen und des Papstes Zacharias sich stützend, sprach in Uebereinstimmung mit der Synode — den Bannfluch über den kirchlichen Empörer, unterzeichnet ihm die Regierung und entband alle Untertanen desselben des ihm geleisteten Eides.

Kast alle Reichsfürsten sagten von dem Gehannten sich los und beschloßen auf dem Fürstentag zu Tribur, sich einen andern König zu wählen, falls Heinrich nicht binnen Jahresfrist sich von dem Banne befreie. Zugleich luden sie den Papst zu einem in Augsburg zu haltenden Fürstentage ein, auf welchem alle Anzweiflungen geschlichtet werden sollten.

Wirklich begab Gregor, des harten Winters ungeachtet, sich auf den Weg nach Augsburg, erfuhr aber zu Verceili, daß Heinrich, der, von Allem verlassen, sich zur Kirchenuße entschlossen, bereits in der Nähe anlangt sei. Abt Mathilde, die fromme Markgräfin von Toskana,

mühsamte dem blutdürstigen Kön'g, und bewog den Papst, sich auf ihr starkbefestigtes Schloß nach Canossa zu begeben.

Hierhin folgte ihm Heinrich, nur begleitet von seiner Gemahlin, seinem Sohnein und einem Manne von mittelmäßiger Herkunft, und ließ dem Papste sein Gesuch um Lösung des Bannspruches vorlegen. Gregor wollte erst auf dem Fürstentage zu Augsburg seinen Entscheidungsspruch thun, und obgleich, da der jährige Banntag drängte, Heinrich sich zu jeder Genuathuung bereit erklärte, und Mathilde und ihre Mutter, die Markgräfin Adelheid von Eusa, und Hugo, Abt von Clugny und Pathe Heinrich's und viele Andere den Papst mit Fürbitten bestürmten, so widerstand derselbe doch lange, weil er an der Aufrichtigkeit des Königs zweifelte, und gestattete zuletzt, wie wohl ungern, daß derselbe Buße thue für die dem apostolischen Stuhle zugesügte Verleumdung. Er selbst that demnächst den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands den weiteren Verlauf in folgender Weise kund: „Drei Tage lang, nach Ablegung alles königlichen Schmuckes, elendiglich (miserabiliter), nämlich baarfuß und in Wölle gekleidet, vor der Pforte stehend, ließ der König nicht eher ab, mit vielen Thränen um die Hülfe und Tröstung des apostolischen Erbarmens zu stehen, bis daß er alle Anwesende, die das Geschrei vernahmen, zu solchem Mitleid und Erbarmen bewegte, daß sie mit vielen Bitten und Thränen für ihn steheten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unseres Sinnes staunten, einige sogar ausriefen, es walte in uns nicht sowohl der Ernst apostolischer Strenge, als gewissermaßen die Grausamkeit tyrannischer Wildheit²⁾. Endlich, von der Beharrlichkeit seiner Reue und durch so vieles Flehen aller Anwesenden überwunden, haben wir ihn, nach Lösung des Bannspruches, in die Gnade der Gemeinschaft und dem Schooß der heiligen Mutter, der Kirche, wieder aufgenommen, nachdem er zuvor die vorgeschriebene Büßschaft geteistet,“ — daß er nämlich an einem von dem Papste zu bestimmenden Tage sich vor ein Fürstengericht stellen werde, wo dann, falls er sich von den Verwürfen reinige, er, nach des Papstes Spruch das Königthum behalten, im Gegenfall es ruhig aufgeben sollte. —

Dies ist, soweit sich mit Zuverlässigkeit ermitteln ließ, der Verlauf des denkwürdigen Ereignisses, dessen wichtigstes Moment darzustellen — dem Künstler, dessen Bild wir nun zu beschreiben haben, aufgegeben war.

²⁾ Sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem Greg. P. VII. Epist. I. IV. ep. 12. ad Germanos in Concil. ed. Harduin Paris 1714. T. VI. P. 1 col. 1356.

Wahrscheinlich dazu bestimmt durch die Architektur der alten Burg, in welcher das Gemälde aufgestellt werden soll, hat Herr Degas demselben die Form gegeben, welche die Fenster vieler rheinischen Ritterburgen aus der Uebergangszeit haben, an denen über zwei niedrigeren halben Seitenbögen sich der fast hufeisenförmige mittlere Bogen erhebt. Der Blick des Betrachtenden wird aber gleich auf den hüßenden *Ani*g hingezogen, der in der Mitte des Bildes, baarsüßig, in weißgrauem Büßergewande, mit ungeordnetem, starkem Haupthaare, wie mit verhaltenem Geulle zur Erde schauend, mit der linken Seite sich an die Pforte eines mit kleineren Säulen verzierten Gebäudes lehnt, als hätte er unmutig, daß ihm dieselbe geöffnet werde.

Ueber der Pforte steht auf einem Altare, rechts *Gera*er, in weißem Hausgewande mit rothsammetnem Krage und alchfarbiger Kappe, ein blühender *Heis*, mit reich herabwallendem Harte, nicht unähnlich einem Hohenpriester aus altrömischer Königszeit. Mit zusammengezogenen Augenbraunen vor sich hin, wie nach fernem geistigen Ziele hinschauend, drückt er die geschlossene Rechte auf seine Brust, womit angedeutet werden soll, daß er seiner festen Ueberzeugung nach der Fürbitte der Gräfin *Ma*thilde nicht nachgeben könne, die neben ihm auf der anderen Seite des Altars, mit geneigtem Haupte zu ihm aufblickend, auf die Liebenden hindeutet, welche auf beiden Seiten der Schlosspforte den Vordergrund des Bildes einnehmen. Dicht hinter dem Papste ragt rechts der Kopf des Kreuzträgers hervor; links steht mit unbedecktem Haupte ein Ritter, vielleicht der Hauptmann der Leibwache der Gräfin; denn hinter ihm gewahrt man noch einige mit Lanzen bewaffnete Krieger.

Unter dem Altare, im Vordergrund knien, stehend, zwei weibliche Figuren, von denen die eine auf der linken Seite höherem, die andere auf der rechten Seite niedrerem Stande anzugehören scheint. Neben der letzteren sitzt auf einem Säulencapitol ein junger Geistlicher, etwa des Königs Kaplan, der dieselbe über die Nothwendigkeit der Kirchenbuße zu bedeuten scheint, während hinter ihm ein *Edelmann* die Rechte zum Papste emporhebend um Erbarmen für den Büßenden steht. Näher der Mauer des Schlosses sitzt auf derselben Seite, mit schwarz umflortem Haupthaare, in tiefem Schmerze versunken, eine edle weibliche Gestalt, wahrscheinlich die Gemahlin *Heinrich's*, und über ihr schaut mit dem Ausdruck des innigsten Mitleidens ein schöner Knabe, wohl des Königs Sohn, zum Büßenden empor.

Auf der anderen Seite steht hinter der Knieenden Jungfrau ein *Bauersmann*, in kurzem braunen Wamme, mit umgehängter Hirtenstange, der mit erhobenen Armen den Lächerlichen der Gidubigen um

Gebarmen für den tiefgedemüthigten Fürsten anruft; hinter ihm nachdenklich theilnehmend, ein ällicher Mann, der den *Lehrstaud* zu repräsentiren scheint. Den Schluß dieser Gruppe bildet nach der Mitte zu ein anmuthiger Knabe, der, nahe an der Pforte stehend, zum König aufschaut, — auf der anderen Seite ein liebliches, kleines Mädchen, welches, an die kniende Jungfrau sich anschließend, recht kindlich Theil nimmt an der allgemeinen, aber von ihm noch nicht verstandenen Betrübniß.

So sind um den büßenden König, der die Mitte des Bildes einnimmt, die Figuren in drei Gruppen geordnet, rechts und links die Flehenden und still Trauernden, auf dem Altare der Papst und die fürbittende Gelübte und deren Gefolge.

Bevor wir jedoch über die Conception des Bildes selbst uns einige Bemerkungen erlauben, drängt es uns, der Meisterhaftigkeit zu hulldigen, mit welcher dasselbe ausgeführt worden. Vor Allem des ausgezeichnetesten Lobes werth, und als ein wesentlicher Fortschritt in der neueren Kunstbildung zu preisen ist das reizende Colorit, die zugleich gediegene und sanfter Färbung und Beleuchtung des Ganzen, die Harmonie, die, wie ein milder Zauber, über dasselbe ausgegossen, an die besten Werke der Italiener erinnert. Licht und Schatten schmelzen wunderbar ineinander, und obgleich alle einzelnen Parteen sich klar und plastisch von einander absondern, macht sich nirgends ein scharfer Umriss bemerklich. Diearnation athmet ein warmes künstlerisch verklärtes Leben; überall in schönem Einklange mit der milden Betonung der übrigen Umgebung. Mit gleicher Zersüßlichkeit sind die Gewandungen überall angelegt und ausgeführt, und die Säulen, wie alles sonstige architektonische Beiwerk verrathen zugleich das sorgfältigste Studium und den höheren, harmonisirenden Sinn eines denkenden Künstlers. Ebenso geschmackvoll und verständig ist durchgängig die Zeichnung, deren Anmuth nur durch die etwas starre Haltung des Papstes und die starke Rückbeugung des Kopfes bei den zwei Hauptfiguren beider Seitengruppen in Etwas gemindert wird.

Diese Rückbeugung ist allerdings hinlänglich motivirt durch die Anordnung des Ganzen; gerade hinsichtlich dieser aber sind uns Bedenkligkeiten aufgestiegen, die zu beseitigen uns nicht hat gelingen wollen. Dadurch, daß Heinrich eine erhöhte Stellung in der Mitte des Bildes gegeben, ist der Papst und seine Umgebung zu weit in die Höhe gerückt worden, so daß sein Haupt bis nahe an die äußerste Wölbung des mittleren Bogens emporkragt. Diese Gruppe, die unbestreitbar, wenn nicht die mußte, so doch jedenfalls eine gleiche Aufmerksamkeit ansprechen mußte, wie der büßende König und die beiden Seitengruppen, erscheint schon durch die Ferne, in welche sie gehoben, als die minder bedeutende und unwill-

kühlich wird der Blick stets auf Heinrich, als die Hauptfigur zurückgeleitet. Gregor hingegen, der doch hier als das Oberhaupt der Christenheit und nach damaliger Vorstellung der Gläubigen, als derjenige zur Anschauung kommen sollte, dem die zur Wiedertunft Christi, als dem Stellvertreter desselben, das Reichthum über die ganze Erde anvertraut war. — Gregor erscheint selbst in der oberen Gruppe nicht in der ihm zukommenden Majestät, da er nur die eine Seite des Thrones einnimmt, deren andere Hälfte der für diese Scene, wie überhaupt für ihre Annehmlichkeit wohl zu weitlich geschmückten Heiligin Mathilde eingenimmt worden. Eben so wenig können wir es billigen, daß Gregor, der ein asketisch-strenge Leben geführt, und den annalistischen Uebertreibungen nach ein von geistiger und fleischer Arbeit und Hassen abgezeichnetes Aussehen hatte, mit blühender Gesichtsfarbe, und, von den Medaillen abweichend, statt mit kurzem, mit langem Bart, und Mathilde, die in Gregor den Nachfolger Petri verehrt, mit stark entblößtem Nacken dargestellt, anderseits es auf keine Weise andeutet worden, daß Heinrich seine Buße bei strenger Winterszeit gethan. Am Wenigsten endlich scheint uns die Auffassungswiese des Momentes gelungen, der in der Geschichte des Mittelalters unstreitig eine andere Bedeutung anspriecht, als diejenige, welche hier zur Anschauung gebracht worden.

Gregor VII. war der erste Papst, welchem die Idee einer christlich-katholischen Theokratie nicht nur zur Klare, vollständig ausgebildeten Vorstellung gekommen, sondern auch zum unabänderlichen, höchsten Princip seines ganzen Dachtens und Thutens geworden. Ihm gegenüber trat die Willkür und der Uebermuth des höchsten weltlichen Fürsten, der, selbstherrlich, sich „von Gottes Gnaden König der Deutschen“ nannte, aber durch den allgemein herrschenden Glauben an die geistliche, und zuhöchst an die päpstliche unumschränkte Münd- und Lebensgewalt sich genöthigt fand, in äußerster Demüthigung das Oberhaupt der Kirche als seinen Oberherrn anzuerkennen. Dieser Moment, in welchem geschichtlich die Papstgewalt ihren Culminationspunkt erliegen, erlebte, den Papst auch zum beherrschenden Mittelpunkt der Darstellung zu machen, was nur dadurch geschehen konnte, daß der Moment zur Anschauung gebracht wurde, in welchem Gregor den, durch strenge Nüchternheit, gedemüthigten und erschöpften König von dem fürchterlichen Mannfluche löste, den, aller Fürbitten ungeachtet, der Papst drei volle Tage hindurch zu lösen sich geweigert. In dem Bilde hingegen ist die Hülfe zum Hauptmotiv geworden, und — der Geschichte zuwider — der Papst während des Königs Buße in dessen Nähe gebend, den doch erst am vierten Tage Gregor vor sich erscheinen lassen, um ihn mit der Kirche zu versöhnen.

Wie der Sklave frei wird, wenn er freien Boden berührt, wie dem zum Tod Verurtheilten Begnadigung zu Theil wird, wenn er dem Hüßten, in Rom sogar, wenn er einem Kardinal begegnet, so ziemt sich, wo die Geschichte nicht ausdrücklich das Gegentheil berichtet, einem zum flechtlichen Tod Verdamnten den P a p s t nur als begnadigend gegenüber zu stellen.

Welche Ansicht man indeß hinsichtlich der Auffassungsweise jenes Momentes auch hegen möge, so wird doch gewiß jeder Kunstfreund nur ungern von einem Bilde scheiden, welches des Trefflichen, selbst des Vollendeten so Vieles ihm darbietet, und, dem einstimmigen Urtheile der Künstler zufolge, die sich um dasselbe versammelt, namentlich durch Collet und Zeichnung jedenfalls dem Vortrefflichen zur Seite gestellt zu werden verdient, was die neuere Zeit hervorgehoben hat.

d.

Bollenberger, Stange, Zwengauer.

Andacht und Liebe haben die christliche Malerei in's Dasein gerufen. Man wollte Andern, man wollte sich selbst den Hellsand, die jungfräuliche Mutter, und alle die Heiligen vergegenwärtigen, die, alles Irdische, alles Endliche der Liebe zu Gott und den Menschen aufopfernd, diesem ~~ebendamit~~ Unendlichen offenbart, das Bewußtsein unendlicher ~~Wesimuna~~ verliehen, sie zur Nachfolge begeistert, und Gefühle der Verehrung und des Dankes in ihren Herzen erweckt hatten, die in der Wortsprache keinen zureichenden Ausdruck mehr fanden. Aber alles Innere strebt nach Offenbarung; das Geistige will als Allgemeines anerkannt werden, das Gefühlig bedarf der Mittheilung an Andere und ihres Mitgefühls. Verehrung und Liebe sind Genüsse, die erst dadurch zu ihrer Fülle gelangen, daß immer Mehreren an denselben Theil geacht wird. Ist nun in der christlichen Andacht und Liebe der Gegenstand ein unendlicher, so lassen auch die von ihm erweckten Gefühle sich nur annäherungsweise ausdrücken. Nicht mehr genügt das nur leise andeutende, durch bestimmendes Denken vermittelte Wort. Die Seele, die Empfindung und Begeisterung die aus dem Antlitz des Heiligen hervorleuchtend, in das Gemüth des Gläubigen einstrahlen, werden, aus diesem zurückstrahlend, zum Bilde; die Liebe, der Geist, die von jenem in die Menschheit eingeliebt und eingesprochen werden, brachen als Gesang aus dem überfüllten Herzen hervor, zurückstrebend in das Herz, aus welchem sie entstanden.

So ist die christliche Malerei und Musik nur das Singen; Unendliches, Unausprechliches zur Anschauung, zur Vernehmung zu bringen, daher auch jene in ihrer Blüthenzeit vorzugeweise Geist und Em-

rschöpfung athmet, wie sie auf unbeschreibliche Weise im Knetliß sich kund thun. Alles Uebrige, wie es dem Wesen nach eine untergeordnete Bedeutung anspricht, wurde deshalb auch lange minder beachtet. Wie aber der Gläubige, wenn ihm erst das Allerheiligste gegenwärtig geworden, nach und nach alles Schönste und Beste der Schöpfung zur Ausschmückung des Altars und seines Tempels versammelt, Nichts geringschätzend, was zu dessen Verherrlichung zu dienen vermag, so haben auch die christlichen Künstler demnachst sich bestrebt, Alles die Heiligen Umgebende möglichst zu vollenden, der unschuldigen Naturwelt hierin nachfolgend, welche zwar ihrer Würthen am reichlichsten ausstattet, aber auch die Zweige und Blätter kunstreich gestaltet, über denen jene sich zur Sonne erheben.

Diese innige Gegenwart des künstlerischen Gemüthes in seinem Werke, diese Hingebung der Liebe an ihren Gegenstand, welche gleichsam selbst Himmel und Erde, Baum, Pflanze, Gewand und Stein wird, um den Geliebten zu schmücken, die Treue und Ausdauer bei Vollbringung des Werkes, die sich in so manchen Kunstgebilden der altitalienischen und altdeutschen (vorzüglich der niederländischen) Schulen kund geben, — sie sind es, die denselben eine ewige Jugend, eine stets sich erneuende Anerkennung und Wirkamkeit verbürgen.

Wie nun die unmittelbare Anschauung des Obelichen und die ursprünglich göttlich-menschliche Liebe das Christenthum, wie die höchsten Typen des Gottmenschlischen einen Himmel voll heiliger, — wie diese heilige Welt dann ein Paradies voll naiver Kunstblüthen in's Dasein gerufen, so haben wiederholt auch diese ursprünglichen Kunstwerke wieder künstlerische Gemüther begeistert, und sie angeregt, die Anbacht und Liebe auszusprechen, die durch das Anschauen jener erweckt worden.

Als reinen, kindlich unbefangenen Widerklang dieser Art bietet ein kleiner Tabernackel sich uns dar, der jetzt in dem hiesigen Eitel'schen Museum aufgestellt ist, und in mehr als einer Beziehung die innige Anerkennung verdient, die ihm bereits reichlich zu Theil geworden ist.

Heer Wallenberg von Anspach, dem wir diese ungemein seltliche Arbeit verdanken, — bis vor wenigen Jahren zur Maurergunst gehörend, war, zuerst von Liebe zu den Denkmälern der altdeutschen (s. g. gothischen) Baukunst ergriffen, dann zu München veranlaßt worden, sich der Malerei zu widmen. Seit zwei Jahren unter Leitung des Directors des hiesigen Kunstinstituts, des Herrn Weitz, arbeitend, hat er in jenem Tabernackel uns das zweite von ihm vollendete Werk dargeboten. Auf dem mittleren Bildchen sehen wir in einer gar lieblichen Landschaft die heilige Rothburga, welche ihre in der Ferne liegende prächtige Burg verlassen, um den sie umringenden Bedürftigen ihre Gaben zu spenden.

Auf den beiden Seitenbühnen stehen Heilige, auf dem rechten Äligel Kausikus von Paula und Benedikt, auf dem linken Alonius und Joseph. Den Tabernackel selbst und seine Verzierungen hat der Künstler im reinsten sq. gothischen Style gearbeitet, und wie jedes Detail mit lebenswürdiger Sorgfalt ausgeführt, so sind auch die einzelnen Parteen wieder zu einem sehr anmuthigen, harmonischen Ganzen vereinigt, — Alles friedlich und anspruchslos, wie der junge Künstler selbst. Mußte es uns freuen, in dem gleichzeitig ausgestellten großen Bilde von Regas eine seltene Meisterschaft in Colorit und Zeichnung bewundern zu können, — die reife Frucht zugleich eines reichen eigenthümlichen Talentes und mannichfacher Studien in Paris (bei David), dann in Italien und Berlin, — so versenkten wir doch nicht minder gern uns in jene alterthümliche Stillseligkeit, die aus jenem Tabernackel, wie mit ein Paar treuen blauen Augen, uns an eine alte, unvergängliche Liebe zu erinnern scheint. Auch hier thut eine Meisterschaft sich kund, — die Meisterschaft eines tiefen, liebinnigen Gemüthes, welches durch frommen Fleiß, Geduld und Demuth die Schwierigkeiten überwindet, und Gediegenes und Liebliches hervorbringt, weil gediegener Ernst und Liebe in ihm walten.

Noch mehrere andere Bilder finden sich jetzt in der Nähe des kunstreichen Tabernackels aufgestellt. Nur zwei jedoch möchten hier besonders zu erwähnen sein, insofern auch sie von eigenthümlicher Meisterschaft Zeugniß geben, während die übrigen von Pose, Kunstige und einigen Andern den Ansprüchen nicht genügen, zu denen frühere, treffliche Arbeiten dieser Künstler uns berechtigt haben.

Herr Stange von München aber hat uns einen Sonnenschein zur Anschauung gebracht, der um so dankbarere Anerkennung gebietet, je schwieriger es ist, die glänzenden Nuancen jenes Phänomens darzustellen. Wir finden uns hier in eine wildeinsame, felsigte Berggegend versetzt, über welcher die nachmittägliche Sonne durch leichten Dufte und Wolkenstriebe strahlt. Ein Fuchs, der aus einer in der Mitte sich aufthürmenden Felsengruppe hervorschießt, stört nicht, sondern bezeugt vielmehr die Einsamkeit, in welcher hier der Sonnengott der Mutter Erde naht, als wollte er auch in den Felsen durch den erwärmten Dufte Leben zünden, der in mannichfaltigem Glanze das Tagsgestirn umschwebt. Nachdem auf diese Weise Herr Stange uns gezeigt, daß er der Sonne und ihres wonnigen Lichtanlanges Meister ist, bleibt uns nur noch zu wünschen, daß er in künftigen Bildern sie auch in reicher Landschaft scheinen lassen möge, da erst in solcher sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart.

Das andere Bild, welches unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist eine große Landschaft von Herrn Zwegauer, welcher uns von waldbedeckter Ber-

gehöbe in eine weite, von Bergeshängen begrenzte Ferne hinabsehen läßt. Schon längst ist die herrliche Sonne hinter den Wolkenschichten hinabgesunken, die ihr ermattender Strahl nicht mehr zu überwältigen vermochte. Nur ein geistlicher Schimmer, der über dem grauen Wolkenzuge sich in die kühle Luft verliert, erinnert noch an den schwindenden Tag. In dem Thale aber, welches ein Fluß durchflängelt, und über den fernem Gebirgen lagern schon kalte, nächtliche Nebelgespinne, während im dämmernden Vordergrunde einige Landbewohner ihrem Wohnorte zufliehen. Der hier dargestellte, eigenthümlich poetische Naturmoment ist glücklich aufgefaßt, und wenn auch die Ausführung im Einzelnen bei näherer Betrachtung nicht jene Gelegenhcit, jene mäßige Plastizität zu erkennen gibt, ohne welche kein Kunstwerk als vollendet anzusehen, so ist doch in der harmonischen Haltung des Ganzen, in der kühnen und doch treuen Auffassung der reichen, landschaftlichen Scene eine gewisse Meisterhaftigkeit nicht zu verkennen. Ein großer Naturgedanke ist zur Anschauung gebracht, und Alles auf den Gesamteffekt berechnet, den es auf diejenigen nicht verfehlen wird, welche nicht mit einseitigen, ausschließenden Präensionen und vorurtheilichen Meinungen den Werken der Künstler sich hingeben. Und wird die hier dargebotene Aussicht in einen kühlen Herbstabend ebenso als ein Erlebnis in Erinnerung bleiben, wie die treffliche Landschaft von Junt von Herforden, die vor Kurzem hier ausgestellt gewesen, und gleichmäßig durch sorgfältige Ausführung, Lebendigkeit, Wärme und harmonische Färbung einen neuen, erfreulichen Beweis des ächten Talentes dieses Künstlers geliefert. . .

(„Die Brandung“

von Schenck).

Die Natur bleibt ewig jung und ihre Reize üben immer und überall einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth des Menschen, wenn sich sein inneres Auge erschlossen, wenn er aus dem Alpdrücken der Noth und der Bedürfnisse zum sinnigen, beschaulichen Leben erwacht. Der Chinese weidet sich an der Blüthe seiner Pflaumenbäume; der Osmane genießt, ruhend auf grünendem Hügel, der Heiterkeit des Meeres, wie der Vertone sich erlumend in die schäumende Brandung an seinen Felsenküsten versenkt; den Schweizer, wie den Hochländer, wie den Norweger helmt es magisch nach ihren Hochthälern und Fjorden. Ebenso hallt aus den Poesien

aller Zeiten der Preisgesang der Natur-Schönheiten und Echtheiten wieder, aus dem Schi-ling, wie aus dem Mahabarath und der Gita-Govinda, aus den Psalmen, wie aus Theokrit, aus Virgil, wie aus den Liedern der Minne, aus Lissan und Lasso, aus Milton, Klopstock und viel tausend andern Dichtern!

Wie aber erst in der neueren Zeit, durch tieferes Schauen und Forschen, die Natur in ihr wahres Recht eingesetzt worden, so hat auch in der Poesie, wie in der bildenden Kunst erst in den letzten Jahrhunderten die künstlerische Darstellung der äußeren Natur eine selbstzweckliche Bedeutung gewonnen, und die selbstständigen Naturschilderungen oder Dichtungen sowohl in der Malerei als in der Poesie sind recht eigentlich als Kinder des der Neuzeit angehörigen, innigeren, geistigeren Umgangs des Menschen mit der Natur anzusehen. Man hatte sich so weit in das Uebernatürliche verlassen und theilweis an Widernatürliches verloren, daß ein rechter Heißhunger nach der Natur sich entzündet, und auch die Kunst, die stets der lebenvollste Ausdruck des innigsten Dichtens und Trachtens ist, sich von phantastischer Darstellung des Himmels und der Höhe zu sorgfältiger Nachbildung selbst der gemeinsten, unmittelbaren Wirklichkeiten hinwandte. Die Niederländer sind in dieser Richtung bis zum Äußersten der Darstellbarkeit vorgeedrungen, während die poetische Natur Italiens und der Italiener diese letzteren die künstlerische Grenze nur ausnahmsweise hat überschreiten lassen. Je inniger indess Geist und Gemüth der Menschen sich der Natur hingaben, um so lebhafter trat ihnen aus derselben von allen Seiten das Bedeutungsvolle, Gemüthliche, Geistige entgegen; je tiefer der ideale Zusammenhang im Universum grabnet, empfunden, erkannt wird, um so mehr strebt auch der künstlerische Genius, denselben in seinen Erzeugnissen zu veranschaulichen. Die möglichst treue Darstellung des Wirklichen wird eben damit zum bloßen Mittel herabgesetzt zur Veranschaulichung reicher, poetischer Daseins- und Lebensmomente, und die Wissenschaft im Technische erscheint nur mehr als unentbehrliche Voraussetzung zur gezielten Veranschaulichung poetischer Ideen.

Wenn nun in neuester Zeit, wo das Schreibwasser der Kritik über die gesammte Vergangenheit mit ihren ächten und falschen Kleinodien ergossen, wo die ganze historische Glaubenswelt in das Prüfungs- und Verurtheilungsfeuer des allgemeinen Geistes gestürzt worden, wenn jetzt so viele künstlerische Bestrebungen der Gegenwart und namentlich der unendlich mannigfaltigen Natur zugewendet, so ist dies vor Allem als ein geschehentliches, notwendiges Ereigniß anzuerkennen und zu würdigen; dann auch ist der frohen Hoffnung Raum zu geben, daß nun ebenwohl

diese Seite des Daseins ihre volle Berechtigung von der Kunst empfangen werde. Und schon haben wir, um nur des Nächststen zu gedenken, in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre eine Reihe von Bildern hier aufgestellt gesehen, die uns jene Hoffnung als wohlbegründet darzuthun haben. Wir nennen zuerst den genialen Lessing, dessen landschaftliche Darstellungen wie aus dem tüchtigen Boden der Naturwahrheit erblühende romantische Dichtungen nennen möchten, ebenso ausgezeichnet durch technische Vollendung als durch poetische Bedeutsamkeit. Ihm, dem kräftigen, originellen Sohne des Nordens schlossen zu beiden Seiten sich der sanfte Pose mit seinem anmuthigen Bilde und der gemüthreiche Kunk von Herforden mit seinen landschaftlichen Idyllen an, während vom Süden herauf wie durch die großartigen Leistungen des leider so frühe dahingeschiedenen Fries in eine sonnigere, lebenvollere Zone hingezaubert wurden, in welcher überall die Poesie der Geschichte durch ihre Denkmale mit der hochpoetischen Natur zu wetteifern scheint. Ihm folgten — auf der einen Seite, vom Himmelslichte begeistert, der treffliche Stange mit seinen plastischen Hymnen auf die Sonne, auf der andern der jugendfrische Morgensen, dessen Ansichten von Livori und Capri uns fast wie eigene Erlebnisse gegenwärtig bleiben werden.

Noch war des Meeres Majestät uns nicht zur Anschauung gebracht worden. Einige kleine Seestücke von Achendach von Düsseldorf ließen zwar Vieles für die Zukunft hoffen; aber es waren eben nur schöne Hoffnungen. So schön indeß die Hoffnungen auch waren, so hat dieser junge Künstler sie dennoch sehr weit übertroffen durch das große Bild³⁾, welches er, — fast unglaublich, — in wenigen Monaten vollendet und heute im Städel'schen Museum den Künstlern und Kunstfreunden zu überragendem Genuße dargeboten hat.

Schon entfernt sich grollend das Unwetter mit seinem nachtrauen Wolkenheer; denn vergeblich hat es gegen die stolzen Heilmassen getobt, die sich auf der rechten Seite des Bildes emporhürmen, und den Vordergrund bilden zu den Gebirgen, die auf dieser Seite das Meer fernab begrenzen. Aber die hohe See ist zurückgeblieben, und während wähe sie eben auf ungeheurer Woge ein verwüthetes Schiff fast senkrecht in die Höhe, um es bei dem nächsten Wellenwurf an dem felsigen Gestade zu zermalmen. Während dann auf der linken Seite die aufschäumenden Wogen sich in die wetternde, nächtliche Ferne verlieren, bescheint durch gerissene Wolken das Tageslicht auf der entgegenstehenden Seite die Wuth

3) Es mißt über 12 Fuß in der Breite bei ungefähr 8 in der Höhe. 4

des empfinden Elementes, dessen Sturmfluth, an dem Felsenufer gebrochen, zum Himmel aufsteigt, und, wie vor Inzornim schäumend, theils abprallend in weißem Gischte zurückwürgt, theils über die abgerissenen, abgerundeten Felsenstücke eilend herabstürzt, um bald mit verheerender Gewalt den feindlichen Ansturz zu erneuen.

Dies die Hauptmomente eines Bildes, in welchem der entstehende Sturm sowohl in den Formen und Tönen der Verdüsterung, als in Bewegung und Beleuchtung des Meeres zu ergreifender Darstellung gebracht worden ist. Gleich bewundernswürdig ist der Reichthum der Details und ihre Zusammenstimmung zu einem harmonischen Ganzen; gleich bewundernswürdig die *Naturnähe* in Färbung und Zeichnung der Felsen, des Wassers, der Wolken, und die *Kühnheit*, *Sicherheit* und *Leichtigkeit* in der Behandlung und Ausführung. Man sieht dem Heldenhauptern an, daß sie verwittern, die vom Meer übersprudelten Felsstücke sind wirklich naß; die Wassenhaftigkeit der Wogen mit ihren halbdurchleuchtigen Spitzen, das Blendende des zurückprallenden Gisches, die *Kühnheit* des Wasserstaubes, der von der gegeneinander schlagenden Brandung aufsteigt, endlich die *Schwere* der fortziehenden niederen, und, die *Leichtigkeit* der zerfliegenden höheren Wolkenpartien, dies Alles bezeugt sowohl die fleißigen Studien als die genial reproduzierende Phantasie des Künstlers.

Nachdem wir hiermit der freudigen Bewunderung ihren freien Lauf gelassen, mit welcher das großartige Werk uns erfüllt, wird der treffliche Künstler uns vielleicht auch einige Bemerkungen gestatten, zu denen uns dasselbe veranlaßt. Ist *Anschaulichkeit* und *Geschlossenheit* des Dargestellten eine der Hauptbedingungen eines Werkes der bildenden Kunst, dann ist auch die Forderung gerecht, daß, wo ein Kampf dargestellt wird, die feindlichen Mächte gleichmäßig zur *Anschauung* gebracht werden. Es scheint uns daher wünschenswerth, daß, wenn das Meer in furchtbarester Aufregung wüthet, auch das Toben des Lustgottes *vergegenwärtigt* wird, durch welches dasselbe in Aufruhe versetzt worden. So scheint in dem dargestellten Bilde die Wuth der Brandung einen noch wirklich rasenden Wellensturm zu erheischen, dessen finstere Heeremacht zugleich den sternenbesetzten Felsenmassen und der licht aufschäumenden Brandung gegenüber seinen Zorn auslasse. Erst hierdurch würde das Rasen des Meeres *anschaulich* motivirt, der Gesamteffekt erhöhet und die Betrachtung durch den verhängnißmäßigen Gegensatz in gleichschwebende Bewegung versetzt. Das *Poetische* des Momentes aber würde um vieles gesteigert worden sein, wenn uns nicht blos ein trümmerhaftes Schiff, welches für sich allein keine Theilnahme erwecken kann, sondern auch eine theils sich an das Schiff anklammernde, theils mit den Wogen ringende Mannschaft darge-

stellt wäre. Auch die Natur für sich allein hat ihre Poesie; aber unser innerste Seele wird nur dann ergriffen, wenn der Mensch den lebendigen Mittelpunkt des Naturgedichtes bildet.

Hinsichtlich der Ausführung des Bildes möchte zu erinnern sein, daß der Künstler, der, unserm Wissen sich bisher nur in Darstellungen von mittlerem Umfang versucht, uns noch nicht völlig der Behandlungsweise sich bemächtigt zu haben scheint, welche einem so großen Bilde in der angemessenen Entfernung seine vollständige Wirkung sichert. Um die einzelnen Partien in ihrer Vollendung zu genießen, muß man zu nahe stehen, um zugleich das Bild im Ganzen gehörig zu übersehen, und doch ist der Totaleffekt nothwendig die Hauptsache. Tritt man aber in die hierzu erforderliche Ferne, dann sprechen die verschiedenen Partien nicht alle sich gleich verständlich aus. Nicht unberührt dürfen wir endlich lassen, daß die Kreuzgel, die einzigen lebendigen Geschöpfe in diesem Bilde, obgleich die sehr plastisch hingestellten Felsen im Vordergrund umflatternd, doch kaum durch ein paar Pinselstriche angedeutet, den Künstler nicht erkennen lassen, der das Wasser in allen seinen Details so meisterhaft ausgeführt hat. Die Natur vollendet alle ihre Werke mit gleicher Sorgfalt; in dieser Beziehung muß allerdings Nachahmung der Natur ein Princip, — wenn auch nicht das einzige, noch das höchste, für den Künstler sein.

Dies und mehrere kleinere und zu Gesichte gekommene, allzu flüchtig, fast nachlässig hingeworfene Bilder des Herrn Achembach veranlassen uns zum Schlusse, den Wunsch auszusprechen, daß der geniale Künstler, dem wir einen so hohen Genuß verdanken, durch die Leichtigkeit, mit welcher er so Treffliches auf die Leinwand zu zaubern vermag, sich nicht von eifrigem Ueberdenken seines Stoffes, von sorgfältiger Ausführung aller Theile und von gründlicher Erwägung des hervorzubringenden Gesamteffektes ablenken und abhalten lasse. Wem so viel verbleiben, von dem wird auch viel gefordert; wer noch so jung schon so Ungewöhnliches geleistet, der hat sich zu dem Höchsten verpflichtet. —

(Die Auffindung des Kreuzes und der heil. Laurentius)

von Settegast von Götting.

Noch braust das Meer, noch stürmen die Wolken, noch fließt grimmig die Brandung ihre schneeweißen Zähne, und schauernd sehen wir das verflümmelte Schiff, — eben noch die stolze Wasserburg und der Triumphwagen des kunstreichen Menschen, — durch den Kampf wilder

Naturmächte unvermuthlicher Zerschmetterung Preis gegeben. Küstwache ein treffendes Bild des römischen Staatschiffes, als am Ende der alten Zeit, dahingeschleudert auf der kahlen See der Leidenschaften und Suchten, nachdem im Welterkane Rast und Steuerriudel gebrochen, es schrittete an den kahlen Felsenmännern des Nothens!

Aber schon war auf fernem Küste ein anderes, herrlicheres Schiff von der Hand der Liebe gebaut, — das Schiff der Kirche, — bemastet mit dem heiligen Kreuze des freien, aufopfernden Gehorsams. Und auf dem Schiffe stand dornengekrönt ein göttlicher Steuermann, der dem Sturme Schweigen gebot, und befriendend über die empörten Wogen das milde Del seiner frohen Vorherrschaft goß. Und, siehe! die Seekranken genasen bei der Berührung des Kreuzes, und die Felsenmänner neigten ihre Heldenstirne vor den Boten des Friedens, die unerschrocken das wilde Meer der Wölker durchfuhren!

Was so einfließ die Muse der Geschichte mit diamantnem Geißel in ihre ewigen Tafeln verzeichnet, das hat, merkwürdig genug, durch ein schönes Zusammentreffen und die Muse der bildenden Kunst hier jetzt zur Anschauung gebracht. Der gewaltigen Brandung Achenbach's gegenüber ist der Garten zu einer Kreuzfindung und der heilige Lubentius, deutsche Heiden belehrend, (beide von Settegast von Coblenz) — aufgestellt. Jener soll als Altarbild al fresco in der Kreuzkirche zu Thatschenbreitslein aufgeführt werden; der h. Lubentius ist ein bereits vollendetes Oelgemälde für den Hauptaltar der Kirche zu Koblenz an der Mosel. Zur Anfertigung des Garten's ist Herr Settegast, ein Abolung des Direktors der hiesigen Akademie, des Herrn Veit, durch den Düsseldorf'ser Kunstverein beauftragt worden, der, seinen überalen Statuten zu Folge, wenn eine Gemeinde den dritten Theil des Kostenbetrags für ein Kirchengemälde zu zahlen sich bereit erklärt, die anderen zwei Dritttheile beizutragen beschloffen. Wir freuen uns, in den beiden ausgestellten Arbeiten des Hrn. Settegast die Hoffnung bestätigt zu finden, zu denen das schöne, im vorigen Jahre hier ausgestellte Madonnenbildchen desselben zu berechnen schien.

Die Kreuzfindung, eine reiche, im Ganzen verständig geordnete Komposition von achtzehn mehr als lebensgroßen Figuren, stellt, der Legende zu Folge³⁾, — den Moment dar, wo das auf Antreiben der Kaiserin Helena, Konstantin's Mutter, zu Jerusalem ausgegabene Kreuz

3) Der Kirchengeschichtsschreiber Gusebuis, der Zeitgenosse der Kaiserin Helena, gedenkt dieses Ereignisses nicht, erst nach der Mitte des IV. Jahrhunderts weiß der h. Cyrillus davon zu erzählen.

Christi, bei welchem auch die der beiden Schächer aufgefunden worden, sich als das des Heilandes dadurch bewährt, daß eine Lebte durch Verührung mit demselben dem Leben wieder gegeben worden. Die Wiederbelebte, neben dem heilenden Kreuze von der Bahre aufgerichtet, und innig dankend zum Himmel emporschauend, bildet mit Recht den Mittelpunkt der ganzen Darstellung. Auf der linken Seite kniet im Vordergrund die Kaiserin, in verehrende Anschauung des aufgefundenen Schönes versunken, eine edle, trefflich drappirte Gestalt. Hinter ihr steht, das Kreuz berührend, der h. Marius, Bischof von Jerusalem, sich hinwendend zu den auf der anderen Seite sich herandrängenden Gläubigen — und Ungläubigen, wohl um ihnen die weitüberwindende Macht des Kreuzes zu verkünden. Das Ganze ist ernst und würdig gehalten, die Zeichnung frei und bis auf wenigstens leicht zu befeitigendes, rein, die Gruppierung durchgängig befriedigend. Nur auf der rechten Seite wünschten wir die Scene ebenso beruhigend abgeschlossen zu sehen, wie auf der linken Seite, was noch leicht dadurch zu bewirken wäre, daß zwei nur theilweis sichtbare Figuren durch eine mehr der Mitte angenäherte ersetzt würde. Auch läßt eine kleine, ebenfalls aufgestellte colorirte Zeichnung derselben Composition mit Grund erwarten, daß bei der Ausführung die Köpfe noch an Ausdruck gewinnen werden. Ob nicht die Composition mehr Einheit erhalten haben würde, wenn der Moment aufgefaßt worden, wo eben die Lebte, durch Verührung mit dem Kreuze erweckt, in den Umgebenden die mannigfaltigen Empfindungen der Freude, des Staunens, der gläubigen Zuversicht, der Ueberraschung hervorgerufen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Der junge Künstler hat Erstaunliches geleistet, und wird gewiß noch seinem Meister und seiner Vaterstadt zum Ruhme gereichen.

Wir können dies um so zuversichtlicher hoffen, wenn wir die Fortschritte gewahren, die das bereits vollendete Altarbild hinsichtlich des Technischen zu erkennen gibt. Das Gewand des heiligen Eudentius und die Bibel, die er hält, sind trefflich gemalt, und die Carnation des halbbedeckten, altgermanischen Ehepaars, welches vor dem lathesisirenden Heiligen kniet, ist warm und kräftig, und läßt Gediegenes für das auszuführende Hercebild erwarten.

Wir begleiten den hoffnungsvollen Künstler mit unseren besten Wünschen zu seiner ersten, entfernt von seinem verehrten Meister zu vollendenden Arbeit.

Der Dom von Cöln.

Als Conrad von Hochsteden, Erzbischof von Cöln, im Jahre 1248 den Miesendau jenes Domes begannen, der seines Gleichen nicht hat auf der weiten Erde, war fast ganz Europa zu einer einzigen Kirche, zu einer großen, streng ineinandergefüigten Pyramide erwachsen, deren dreifache Krone, dem allgemeinen Glauben nach, über die irdischen Wolken hinaus — in den Himmel emporragte. Alle gläubigen Völker waren Ein Volk geworden, das Volk der katholischen Christenheit. Geschieden waren sie zwar noch in allen natürlichen und in den meisten weltlichen Begrenzungen; aber im Kirchlichen, Geistlichen verband sie Ein Glaube, Eine Verfassung, Eine geheiligte Sprache, Ein Gesetz, Eine Wissenschaft und Eine Kunst, — in den Kreuzzügen sogar Eine That, wie für die großen Kirchenbauten Ein großer Werkmeisterbund. Und nicht nur zur Eroberung des heiligen Grabes flossen ungeheure Geldsummen aus allen Ländern der Christenheit zusammen; auch zur Erbauung großer Gotteshäuser (domus dei) wurden Beiträge aus fernem Gegenden dargeboten. So sind noch Urkunden vorhanden, welche erweisen, daß England sehr bedeutende Beisteuern zum Aufbau des Cölner Domes geliefert. Auf diese Weise konnten von 1248 bis 1323 jährlich ungefähr dreihundert Arbeiter zur Ausführung jenes wundervollen Baustiftes angestellt bleiben, von welchem vor wenigen Jahren durch glückliche Fügung ein kostbares Fragment in einer Bauernhütte, des Obenmaltes nieder aufgefunden worden. Leider wurde in jenen 76 Jahren nur der Chor vollendet, während von dem übrigen Gedäude die Säulen des Schiffes nur bis zur Höhe von ungefähr 40 Fuß, und einer der beiden Thürme bis zur Höhe von etwa 160 Fuß, also nur bis zu einem Drittheile der ihm bestimmten Höhe sich erhoben! Leider! denn die Zeit der höchsten Blüthe der abendländischen Kirche lief schon mit dem XIII. Jahrhundert zu Ende! Die stolze Pyramide der päpstlichen Weithererschaft

harß entzwei von der Spitze bis zum tiefsten Fundamente — um nie mehr ihre alte Herrlichkeit wiederzugewinnen, sondern um allmählig zur Dammbrücke für einen die ganze Menschheit überschattenden Lebensbaum zu verwittern.

Zuerst spaltete sich die päpstliche Krone; dann erhob das Reichsschwert des Kaisers sich gegen das geistliche Gewaltschwert des Papstes. Der freie Geist empörte sich gegen grausamen Glaubenszwang; durch die ganze Christenheit hallte ein lauter Schrei um unverweilte Reformation der Kirche! Und immer tiefer drang die Spaltung von dem Haupte der Christenheit bis in ihr Herz, bis in ihr innerstes Mark. Siebzig Jahre währte das päpstliche Schisma; die weltlichen Fürsten mußten Selbstherrscher werden, da das geistliche Oberhaupt in sich selbst uneinig geworden; mit ihnen sonderten sich die Nationen aus der zur bloßen Form gewordenen Kirchengemeinschaft; — überall Zwiespalt, überall Haß und Kampf auf Tod und Leben, überall Scheiterhaufen für Tempel, für Brüder und Schwestern des freien Geistes, für heidnischmüthige Keger wie für schuldlose Juden!

Eine solche Zeit gestattete keine großen gemeinsamen Werke. Der religiöse Geist zog sich zurück in sein Allerheiligstes, in das geheimnißvolle Innerste, aus welchem nur vereinzelte Blüten schwärmerischer Mystik hervortrieben; die künstlerische Phantasie flüchtete sich in die stille Auenwelt der Färben; der Thätendurst drang hinaus über die Grenzen der bekannten Welt. Aber der Gölnische Dom blieb unvollendet — auf lange Zeiten hin ein erhabenes Denkmal zugleich des großartigsten Menschenvereines, den bis dahin die Geschichte gesehen, und der Vergänglichkeit auch der reichsten Lebensgestaltung, wenn sie zum Aecker geworden für den auf- und fortstrebenden unendlichen Geist! Wie Petrarca jenen erhabenen Torso im J. 1350 gesehen und beschrieben, so findet er sich noch abgebildet in der Nürnberger Chronik, welche im J. 1493 erschien. Selbst als der Gipfel eines Strebepfeilers des Chores (um 1435) zusammengesürzt, wurde nicht einmal ein Versuch zu dessen Herstellung gemacht. Erst 100 Jahre später (im J. 1736) wurden die Flügel mit einem hölzernen Dache versehen; aber während vollen fünf Jahrb. — von 1324 — 1824 — wurde nicht ein einziger Stein dem herrlichen Bauwerke hinzugefügt.

Alles war indessen anders geworden! Das Erzbisthum Göln — einem protestantischen Königreich einverleibt; die römisch-katholische Kirche, nun selbst ein welthistorischer Torso, wie der Gölnische Dom, in zahllose mehr oder minder widerwärtige Kirchen sich spaltend, während weit über diesen Trümmern der ausschließenden Christenheit schon der goldene Baum der Humanität seine immergrünen Zweige hinaustreibt! Er-

loschen ist der letzte Scheiterhaufen der Glaubensdogmatik, ein neuer, schmerzlicher Geist weht über dem europäischen Völkermeer, ein Geist der Veredlung, der Freiheit und friedlicher Gesinnung gemeinsamen Wissens, *Wissens und Wirkens!* Während katholische Völker ihre Kirchen verwüsten, ihre Heiligenbilder vertreiben, werden diese von Protestanten gekauft, werden protestantische Kirchen mit neuen Kunstwerken geschmückt. Zum Danke für geleistete Hülfe ertheilen aller-katholische Könige mächtige gewordenen Juden katholische Lebenskreuze, und solche Juden erbauen armen christlichen Gemeinden neue Kirchen. Im reinigenden Lichte immer weiter greifender Vessentlichkeit erhebt ein allgemeiner Glaube sich über störenden Meinungsdivergenzen, bildet sich die Ueberzeugung von einem allgemeinen menschlichen Recht, arbeitet die Wissenschaft an einem unverwüsthchen Salomonischen Tempel, und für alle Menschenwohl und Menschenwürde fördernden Bestrebungen bilden sich freie Vereine aus Mitgliedern der verschiedensten Völk- und Kirchengenossenschaften.

Die Blüthe dieser Zeit ist der freie Geist, der allem Mächtigen, allem Schönen, Gutem, Wahren und Rechten, allem Icht Menschlichen in Gegenwart und Vergangenheit sich zuwendet und es freudig sich anzu eignen strebt.

Dieser Geist nun ist es, der auch die idealische Erhabenheit des Cölnischen Domes zu Anerkennung gebracht, und zuerst die Erhaltung des unvergleichlichen Werks beschlossen, demnächst sogar auf dessen Ausbau Bedacht genommen hat, nicht abgesehen durch die sehr großen Schwierigkeiten, die beidem entgegenstanden und auch jetzt noch nicht als völlig überwunden anzusehen sind.

Eine neue Rationische Schule bildete sich seit J. 1829 zu Cöln; die alte Domgruft in den Steinbrüchen des Drachenfels wurde wieder eröffnet, und elf ungeheure Strebepfeiler, welche das Dach des Chores stützen, wurden mit allem jenseitigen Schnitzwerk, von ungefähr 800 Arbeitern in kaum acht Jahren völlig erneuert. Nahe an 100,000 fl. sind zu diesem Zwecke verwendet, und hiervon mehr als die Hälfte von S. M., dem König von Preußen huldreichst vermilligt worden. Würde nun in gleicher Weise fortgearbeitet, dann könnte binnen 70—80 Jahren das herrliche Gebäude vollendet werden. Eine Hauptschwierigkeit ist bereits überwunden, denn schon sind Arbeiter gefunden, welche sogar in derselben Zeit noch einmal so viel zu leisten vermögen als die Arbeiter bei Wiederaufnahme des Werkes, und dem jungen Architekten Namens Zwerner, der das Unternehmen leitet, fehlt es weder an Kunstseifer, noch an dem er-

erforderlichen Talent und Geschick, um das Begonnene seiner Vollendung entgegenzuführen.

Auch die andere Hauptschwierigkeit, die sich der Ausführung dieses Planes entgegenstellt, möchte nicht unüberwindlich sein. Schon ist in einem Scherzlichen „über den Dom in Köln“ (1837) auf den Wunsch eines Gutachtens des kunstverständigen Bau-Inspectors de La: mit von Seiten der völlige Ausbau des Domes in Aussicht gestellt worden, wenn jährlich 50,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Jetzt bringt uns auch eines der letzten Hefen des *Londoner Athenäums*¹⁾ einen Correspondenzartikel von Köln, in welchem Europa zu Beiträgen Behufs jenes Ausbaues aufgefordert wird. Gerne übertragen wir daraus folgende Stelle: „Köln, gewissermaßen Mittelpunkt zwischen Frankreich, Holland, Deutschland und Belgien, mit England und dem Norden durch den größten Strom von Norddeutschland verbunden, so reich an Allem, was Freunden der Kunst und des Alterthums werth ist, sollte es nicht hoffen dürfen, daß Europa zu einem Werke beitragen werde, welches ihm angehört? Würde es nicht eben so weise als edel sein, eine praktische Schule für gothische (altdeutsche) Architektur aufzumuntern und wieder zu beleben, ähnlich derjenigen, die dort im vierzehnten Jahrhundert bestand? . . . Mögen Alle beitragen: der Gläubige für den Glauben, der Kunstliebhaber für die Kunst, der Freund jeder Verbesserung um dieses willen, und wenn ein Heiß uns Alle durchdringt, — dann werden Kriege den Ausbau der Kölner Kathedrale nicht unterbrechen, die Zeit wird ihn nicht in Stocken geraten lassen, und, wie die Dinge jetzt stehen, so braucht Europa wohl nur Kunde hiervon zu erhalten, um durch bereitwilliges Entgegenkommen das Gelingen jenes Unternehmens zu sichern.“

Daß nun der großartige, in sich vollendete Entwurf eines Werkes altdeutscher Baukunst zur völligen Ausführung gebracht werde, dies wird gewiß Jedem, der nur irgendwie Sinn hat für das Schöne und Erhabene, als etwas höchst Wünschenswerthes erscheinen, selbst wenn es erst kommenden Geschlechtern verordnet sein sollte, sich des Anblicks des Vollendeten zu erfreuen. Der Kostenbetrag aber ist unbedeutend, wenn alle gebildeten Völker, wenn o: Europa's dazu beitragen wollten, und man die erforderliche Summe mit den ungeheuren Summen vergleicht, welche für andere Zwecke verwendet werden. Der einzige, einigermaßen schätzbare Einwand möchte nur etwa darin bestehen, daß man es unpassend finde, auf allgerneinsame Kosten die Kirche einer Confession zu vollenden, welche sich so scharf, so feindlich allen anderen Glaubensgenossenschaften

1) Nr. 2099. v. 29. Juli 1857.

gegenüberstellt. Aber ist, bei dem raschen Entwicklungsgange der neuesten Zeit, bei dem allgewaltigen Durchbruch eines allvernehmenden Geistes nicht mit Zuversicht zu erwarten, daß, noch bevor jenes alterthümliche Haus des Herrn vollendet, sich auch die bis jetzt noch getrennten Kinder des Herrn zu einer neuen, seiner würdigen Gemeinde vereinigt haben werden? Oder hat der Eifer, mit welchem auf dem Gebiete der Forschung und der Wissenschaft jetzt für und gegen die Unterscheidungslehren zwischen den verschiedenartigsten Gläubigen und Denkern gekämpft wird, eine andere Bedeutung für die Zukunft, als daß alle — bewußt oder unbewußt — nach allgemeiner Einverständigung ringen? Auch die eingesponnene Raupe gernaagt die kunstreiche Hülle, durch welche sie sich von der übrigen Welt abgeschieden; aber sie greift ihr eigenes Werk nur, um an dem Lichte der Sonne die prächtigen Flügel zu entfalten, die sie im Verborgenen sich gehalten, und, ungehemmt ihre Flügel schwingend, in die bunte Schaar ihrer Geschwister sich zu mischen, die ein gleicher Liebeszug zu gleichem Selbstbefriedigung getrieben! —

3.

Einige Worte über ein Denkmal für Göthe ¹⁾.

Aus göttlichem Urquell bricht das Gute, Schöne, Wahre an's Licht, selbst leuchtend, erleuchtend, lichterfüllend im Schooß der geheimnißvollen Nacht, in die es einstrahlt. Und zurückstrahlt aus dem empfangenden Herzen, aus der erglühenden Seele, aus dem durchleuchtenden Geiste — Bewunderung, Freude und Dank. Das Gute, das Schöne, das Wahre wird erkannt als unseres Selbstes weisenhafte Erfüllung; dies Erkennen geißelt Wonne, die Wonne erregt Liebe, die Liebe Erkenntlichkeit in den Tiefen des Herzens. Und das Kind der Liebe ist deren lebendiges Bezeugniß, die Erkenntlichkeit ist ein Zurückstrahlen der Liebe, ein Widerscheinen des Erkannten, ein Bezeigen der empfangenen Wonne, ein inniges, glühendes Widerbelegungsstreben. Und wie das Erkennen das Streben, so weckt dieses das Können, das Können wird zur That, die That ein Zurückströmen zum Urquell, ein widerwärtiges Widergegenwärtigen der ursprüng-

¹⁾ Geschichte zu Frankfurt a. M. im Juli 1837.

lichen Liebe. Das Gute, Schöne, Wahre wird anerkannt, — als das, was es ist, als das ewig Währende, als das Befriedigende, als Selbstzweck.

Darmit vollendet sich das Leben, schließt sich der in sich zurücklaufende Kreis des Schaffens und Liebend und Genießend.

So stimmt die Herrlichkeit der Schöpfung in Hymnen des Preises und Dankes zurück in den Schöpfer. So strebt der Künstler durch Nachbildung des Schönen und Erhabenen das Entzücken zurückzustrahlen, das er empfunden, und den Ausdruck seiner Begeisterung legt er dankend auf den Altar der ewigschaffenden Liebe!

Daß er sein überschwellendes Herz leicht machen, daß er in Wort, Ton, Farbe sagen konnte, was er vernommen und geschaut, was er geliebt und genossen, daß er seiner flüchtigen Gefühls- und Gedankenwelt eine bleibende Gestalt geben, daß er, wie ein Gott seine Geschöpfe, diese Gestalt an den gemeinsamen lichten Tag bringen durste, dies ist selbst ja die Krone der ihm verliehenen Gaben.

Dem Guten, Schönen, Wahren aus verborgener Tiefe in's Dasein zu rufen vergnügt ist, der wird in der Schaffungsstille der Ebenbildlichkeit Gottes bewußt. Dem Göttlichen sich hingebend, hat er Göttliches empfangen; Göttliches offenbarend, hat er selbst ein göttliches Dasein gewonnen; die irdische Verengung abstreifend, ist er für Viele zu einer lichten Sonne geworden.

Das aber ist die Macht des Guten, Schönen und Wahren, dieser dreifaltigen Offenbarung der Allsonne, daß die Menschen, sobald ihr innerer Auge sich erschlossen, zu ihm hingezogen werden, und, wie die Wandersonne lichterfüllend das Gestrüß des Tages, so, nach Setztheit verlangend, die Sonne der Ewigkeit umkreisen. Wie es dann ein seliges Bedürfniß wahrhaft durchlauchtiger Majestät ist, sich ihren Umgebungen huldvoll zu erweisen, so ist es ein heiliges Bedürfnis des Erleuchteten, dem Spender des Lichtes zu huldigen. Weil aber Geben seliger ist, denn Nehmen, darum ist jenes an sich kein Verdienst, und die Huldigung des Empfangenden kein Lohn, womit dieser Jenem vergeltet.

Jenes war, nach einem schönen Worte unseres Mäcst, nur ein „selig-geschehen“; die Huldigung spricht im Grunde nichts Anderes aus, als daß der Empfangende nicht ein todt, selbstloses Gefäß, sondern als erkennend die Herrlichkeit der Gabe, und anerkennend die Huld des Gebers, gleiches Wesens mit diesem, freiwillig dahinnehme, was jener in Freiheit gesendet. Nur der Mensch beugt das Knie vor der Gottheit, weil nur Er zu ihrem Ebenbilde geschaffen, weil nur Er das Göttliche ahndet, empfindet, erkennt. Und solches Knien ist keine Erniedrigung, son-

den eine Erhebung, ein Reichen zugleich der Hingebung an das Höhere und des selbst-geistigen Aufschwungs zum Unendlichen; kein Diegß, den der Mensch der Gottheit erweist, sondern ein williges Aufgeben der Herrschaft, ein Eingeben des Gemüthes in das Unbefehlteste durch freies Aufheben der beiderseitigen, jüdisch-ethnischen Selbstständigkeit. So kommt der Mensch durch Verehrung des Göttlichen selbst erst wahrhaft zu Ehren, indem er das Ehrwürdige als sein wahres Wesen anerkennt, und das Maß unserer Ehrenhaftigkeit wird bestimmt durch den Gegenstand unserer Verehrung und das Maß der ihm dargebrachten Huldigung.

Diese allgemeinen Andeutungen, so einfach sie sind — und so natürlich sie sich darbieten, scheinen uns doch notwendig zur Einleitung Desjenigen, was wir zu berichten und zu bemerken haben über das Wesen einiger dieser Verehrer Göthe's, demselben in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen.

Überall, wo die göttliche Pflanze der Menschheit in genialen Menschen zur Blüthe gekommen, sei es nun, daß ein Genius als Staatsrathgeber, Befehlshaber, Held, oder als Religionsstifter, Heiland, Märtyrer, oder als Künstler, Erfinder, Wahrheitsforscher göttliches Wesen zur Offenbarung gebracht, überall hat sich auch, je nach der Empfänglichkeit der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen, der Drang gezeigt, das Gedächtniß jener Menschen zu verewigen. Wie sie selbst unsterblich sich durch das Göttliche, in dessen Dienst sie gelebt, zu dessen Organen sie geworden, so sollte auch ihre irdische Gestalt, als geahnt durch den sie befeuernden Genius, an der Unsterblichkeit Theil nehmen, die jenen zuerkannt werden mußte. Was der Genius Mensch geworden, und hatte er sein Göttliches den Menschen zu eigen gegeben, so sollte er auch sichtbarer Weise unter ihnen wohnen bleiben — als die Persönlichung ihres höchsten Gesammstrebens, ihres Wünschens und Wollens, ihres Dichtens und Trachtens. Strebt der Mensch einerseits nach Vergeistigung alles Sichtbaren, so drängt es ihn anderseits nicht minder nach Verkörperung, nach Verwirklichung des Geistigen. Wir sehnen uns denjenigen von Antlitz zu Antlitz zu schauen, dessen Werke oder Thaten, dessen geistiges Erbildt uns schon angereizt haben. Es drängt uns, unseren Angehörigen denjenigen zu zeigen, dem wir selbst den Genuß des Guten, Schönen, Wahren verdanken, den wir als die Ergänzung unseres besetzten Seins vermissen müssen.

Diesem irdischen Sehnen und Streben verdankt die bildende Kunst ihr Entstehen und ihre Blüthe, und auch dadurch bewährt sich das Volk der Hellenen und die römisch-germanische Rasse, — als die Blüthe, jenes der alten, diese der mittelaltigen Welt, daß in Wei-

den jenes Streben volle Befriedigung gewonnen. Das Göttliche menschwerdend und sich individualisirend — hat durch die lebende Verkörperung auch in dieser Sphäre seinen Triumph über die irdische Vergänglichkeit errufen. Die ganze Persönlichkeit des Menschen, oder, mit Einem Worte, die Individualität, hat aber namentlich durch das Christenthum eine unendliche Bedeutung dadurch empfangen, daß jeder einzelne Mensch als geschaffen, als nach dem Bilde Gottes geschaffen, als Tempel des göttlichen Geistes und als bestimmt zu ewiger Fortdauer, nicht nur seinem Wesen, sondern auch seiner verkörperten Leiblichkeit nach. Bedeutsam genug sollte, der Legende zufolge, selbst schon einer der Evangelisten die Mutter des Heilandes in einem Gemälde abgebildet haben. In der Selbstopotheose selbstsüchtiger Imperatoren war die alte Welt und ihre Kunst zu Grunde gegangen; die Selbstopferung sich herablassender Liebe und willigen Gehorsams — und deren Verherrlichung durch die begeisterte Liebe der Gläubigen eröffnete eine neue Zeit und eine neue Kunst. In der Art und Weise aber, wie das Göttliche sich nun offenbart hatte, — sowohl durch Selbstkruzigung als durch Kreuzgenossen der irdischen Leiblichkeit, — und in der Ueberschwinglichkeit solcher vergeistigenden Offenbarung lag es gegeben, daß die aus ihr sich entwickelnde kirchliche Kunst, so lange keine anderweitigen Bildungselemente hinzutraten, sich auf Darstellnng der wesentlichen Momente jener Offenbarung beschränkte, — daß sogar ein engherziger Verstand, abfallend von der allgemeinen Kirche, gegen jede bildliche Darstellung als gegen eine Verfeinerung des Geistigen eifern und häßmen konnte.

Aber auch in der Kirche selbst befestigte die zunehmende Angst um das Heil der Seele und die Geringschätzung des furchtbaren jüngsten Gerichtes auf lange hin die Schranken der neuen Kunst.

Als die zurückgekehrten Manifestationen des Göttlichen in der klassischen Welt wieder zur Anerkennung kamen und Natur und Wirklichkeit ihre göttlichen Rechte wieder geltend machten, entsprang aus der in's Unendliche sich erweiternden Weltansicht auch ein in alle Reize des Daseins einbeengendes Kunststreben. Nicht bloß in dem Kirchlich-Heiligen, auch in dem Weltlich-Großen, Schönen und Anmuthigen, auch im Natürlich-Perfektenen wurde der Abglanz oder Widerschein des Göttlichen erkannt, und wie der Geist nach der einen Seite hin Universalität anstrebte, so gewann auf der andern Seite auch das Particulare seine volle Bedeutung in dem Nichts ausschließenden Allgemeinen.

Diese universale Tendenz, oder, wenn man lieber will, dieses Streben nach gediegener Universalität, zugleich ein Zurückgehen

in das Ueweltliche, ein Vertiefen in die Gegenwart und ein freudiges Erhoffen einer schmerzlosen, von den Menschen selbst auf der Erde zu gestalten- den Zukunft, ist die eigenthümliche Signatur des dritten Zeitalters, welches aus einzelnen Lebensströmen schon im XIV. Jahrhundert sich entsaf- tend, im vorigen Jahrhundert das Bewußtsein seiner selbst gewonnen, und in Herder und Göthe zum erstenmal zur Blüthe gekommen.

Aus einer und derselben Wurzel, dem Herzen des deutschen Volkes, re- wachsen, spricht sich in ihnen die doppelte Bewegung, die Esstole und Diastole dieses Herzens auf das vollkommenste aus. Während in Herder das religiöse Gefühl, aus der Tiefe eines liebinnigen Gemüthes, in das Göttliche aufsteigend, alles Einzelne auf ein Allgemeines, alles Allgemeine auf das Eine Unendliche bezieht, senkt in Göthe ein gewaltiger Geist sich aus dem freien Aether in die mannigfaltige Wirklichkeit herab, um das End- liche durch künstlerische Gestaltung in seiner wesentlichen Eigenthümlich- keit zu vollenden. Jener erhaben in seinem unendlichen Streben, dieser schön in seinem stets gemessenen Schaffen und Wirken, Jener, ein Welt- hierophant, die Harmonien des Universums regitirend, während dieser, ein Weltkünstler, sich den Kosmos aneignend, ihn frei in Kunstgebilden reproduirt, repräsentiren Beide auf eminente Weise zugleich ihre Zeit und ihr Volk, und verkünden — als *Dioskuren* — den Ausgang eines neuen, bestiebenden Tages.

Jünger als Beide, aber Beide ergänzend, philosophisch, musikalisch, und aufsteigend wie Herder, poetisch, klassisch, und genial wie Höpke, wurde Schiller, Beide vermittelnd, der tritt in dem heiligen Bunde, und das deutsche Volk *akklimirte* dem herrlichen Dreigestirn, welches durch Geist, Phantasie und Gemüth die Hülle seines Inneren offenbarte.

Indessen war gerade durch die selbstständige Entwicklung der einzel- nen deutschen Stämme und deren reiche Individualisirung das politi- sche und stichtische Leben des Volkes seiner Einheit verlustig gegangen, und theilweis eine Beute des Nachbarvolkes geworden, welches, auf Kosten des individuellen und partikularen Lebens zu einer übermächtigen politischen Einheit erwachsen. Da wurde durch den Druck von Außen das deutsche Volk inthronisirt veranlaßt; der Geist sammelte sich aus seinen mannig- fachen Bestrebungen, ein glühendes Vaterlandgefühl, ein kräftiges Frei- heitsstreben erwachte, und aus dem Kampfe mit den Fremden entstand das siegreiche Volk als politisch freie Nation. Wer aber wird nicht freudig anerkennen wollen, wie mächtig anregend und belebend die Strahlen jenes poe- tisch - philosophisch - religiösen Dreigestirnes hierzu mitgewirkt, wie Vieles wir dem Walten jener drei Genien bei unserer Niedergeburt verdanken!

Zunächst war jedoch nur das Bewußtsein und die allgemeinste Form der nationalen Einheit gewonnen; die vom fremden Joch befreiten Staaten rangen nun auch nach innerer, staatsbürgerlicher Wiedergeburt, und dieses neue politische Leben, die theologischen Zerwürfisse und die wissenschaftlichen Bestrebungen absorbirten eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Energie der Nation.

Es dürfte sich erklären lassen, daß man, der Gegenwart und nächsten Zukunft zugewandt, nicht zum energischen Bewußtsein kam, was das Vaterland jenen drei hochbegabten Geistern verdankte. Zwar sprachen schon bald nach Gestaltung des deutschen Bundes einige Verehrer Göthe's, die sich am Orte der Repräsentation der Bundesfürsten zusammengesunden, den Wunsch aus, daß die deutsche Nation durch ein Denkmal die Verehrung und den Dank bezeuge, die sie dem Dichtersfürsten schulde. Abgesehen aber davon, daß dieser selbst dem wohlgemeinten Vorhaben bei seinen Lebzeiten keine Folge zu geben bat, würde es auch damals noch wohl schwerlich die verdiente Theilnahme gefunden haben. Göthe ist kein Dichter für die Menge; er selbst liebte sich die

Stille Himmelsorgel,

Wo nur dem Dichter eines Freunds blüht.

Selbst unter den sog. Gebildeten wurde und wird noch seine Größe nicht allgemein erkannt. Seine genialsten Werke, die ganze Blüthe der höchsten, universalen Bildung, werden eben darum auch nicht von der Alltagsbildung verstanden. Es kann deshalb auch keinesweges bestreudt, daß das von Bettine Brentano schon vor längerer Zeit erfundene, von ihr und dem jüngeren Wichmann modellierte Denkmal, welches Göthe selbst „ein verkürztes Erzeugniß der Liebe des Kindes, eine Apotheose seiner Begeistertung und seines Ruhmes“ nannte, — dennoch, obgleich in der Hauptsache wohl kaum zu übertreffen, in Göthe's und Bettinen's Vaterstadt nicht zur Ausführung kam, und demnachst nur allein dem begeisterten Kinde zur Veranlassung wurde, die deutsche Nation zur Mitwirkung bei dessen Ausführung aufzufordern.

Indessen hat die Nation ihren politischen Bestrebungen, soweit als ihre staatsrechtliche Bildung eben reichte, im Wesentlichen ein Genügen gethan; die theologischen Diskussionen haben sich auf die Höhen der Wissenschaft zurückgezogen, für das allgemeinere und tiefere Verständnis des großen Dichters ist Vieles geschehen, und unter der schützenden Palme eines andauernden Friedens treiben zwischen den blühenden Ähren der Industrie auch die blühende Kunst immer reichlichere Blüten: Aehren.

Wie nun dem ungeheuren Aufschwung, den die deutsche Nation gemeinsam mit Frankreich und England in den letzten fünfzig Jahren ge-

genommen, ein — fast feierlicher Moment tiefen Bedinnens und älteligen den Zurückschauens auf die Vergangenheit gefolgt, so ist auch bei mähliglich das Bedürfnis rege geworden, durch Errichtung von Denkmälern den Genien die gebührende Verehrung zu bewähren, deren Werken wir vorzüglich jenen Aufschwung verdanken. So wurden dem herrlichen Luther und den Erfindern der Buchdruckerkunst, so dem Entdecker des Erdumlaufes, und den Helden des Befreiungskrieges, Statuen errichtet; so hat ein kunstfertiger König allen großen Deutschen ein Bathaus erbaut, und Schiller und Beethoven, Dürer und Mozart werden mit Ähnlichem das deutsche Pantheon schmücken. Und wie in Deutschland, so werden in Frankreich und Belgien mit liberaler Plane entworfen und Veranstellungen getroffen, das Andenken an große Dahingeschiedene durch Monumente zu feiern. Selbst das industriöse, politische abtrende England will durch eine colossale Statue Shakespear's sich seines größten Dichters würdig erweisen, und sogar in dem gedrückten Italien hat sich eine Gesellschaft gebildet, um durch die Nachsamen seiner unsterblichen Sängler der Welt zu zeigen, daß die Nachkommen des göttlichen Dante und Petrarca's, Ariosto's und Tasso's selbst im Unglück noch alte Dankeschulden abzutragen bereit sind, selbst bei politischer Erniedrigung den Sinn für das Hohe bewahrt haben!

Auf diese Weise ist es für die gebildeten Nationen Europa's vortreflich zu einem Ehrenpunkt geworden, durch monumentale Vergewärtigung ihrer unsterblichen Vorfahren sich deren Werth zu bewähren, und es darguthun, daß wenn die Zeitgenossen auch nicht selten ihre großen Meister verkannt oder selbst sie niederbeugender Bedrückung Freigabe geben ließen, doch das Rechte der Nachwelt unverloren bleibt, und gerade jetzt eine Zeit weltgeschichtlicher Gerechtigkeit herangekommen, welche nicht nur unverdiente Kronen zu zerbrechen, sondern auch unvergängliche Reize „Verdiensten jeder Art“ zu flechten weiß.

Wenn nun schon längst der größte unter den neueren Dichtern Albioms unserm Völkchen gebührt als „dem ersten der lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat“), wenn dieses Welt dichters Werke der poetischen Ehre unseres Volkes in zwei Welttheilen Anerkennung verschafft haben, wenn sein Hauß, als der genialste Nest des großen Ueberaus vom Mittelalter zur Neuzeit, schon jetzt gleiche welthistorische Bedeutung gewonnen, wie außer ihm nur Dante und Homer, — dann ist es

2) Bei Widmung des Carcanopols im J. 1811.

doch wohl zu einer Ehrensache für die deutsche Nation geworden, dem schon gekrönten König ihres Parnasses auch durch Errichtung eines nationalen Denkmals die ihm gebührende Huldigung darzubringen. Daß jetzt, wie schon in öffentlichen Blättern gemeldet worden, der in der Geburtsstadt des deutschen Dichtersfürsten bestehende Kunstverein den Plan gefaßt, demselben ein vaterländisches Monument zu errichten, und bereits eine, die Ausführung dieses Vorhabens sichernde Summe, — zuverlässigem Berichte zufolge im Betrag von 20,000 Gulden, — zusammengebracht, — ist allerdings erfreulich, und dem Selbstgeföhle der, mit Reichthümern gesegneten alten Kaiserkrönungsstadt entsprechend. Doch glauben wir nur den zahlreichen Verehrern des großen Dichters das Wort von den Lippen zu nehmen, wenn wir den Wunsch hier aussprechen, daß der Plan zu einem bios frankfurterischen Denkmal zu dem eines nationaldeutschen erweitert werden möge. Auch dürfen wir dem Zweifel nicht Raum geben, daß der hiesige Kunstverein sich nicht bereitwillig finden lassen werde, jenem Wunsche zu entsprechen, wenn derselbe, was wir zuversichtlich erwarten, baldigst reichliche Befestigung fände. Hierzu würde aber wohl hinreichen, wenn sofort in allen bedeutenderen Städten sich *Gedehvereine* constituiren und alsbald jenen Kunstverein von ihrem Zusammenritte Kunde geben wollten. Es könnte dann eine Zeitschrift für Sammlung von Unterschriften und für Einsendung von Plänen für das Monument anberaunt und demnächst ein, dem Gesamtbeitrage der unterschriebenen Beiträge angemessener Plan zur Ausführung gebracht werden.

Hat, unter Voraussetzung, daß das Denkmal nur ein frankfurterisches werde, der Kunstverein sich darauf beschränken zu müssen geglaubt, auf öffentlichem Platz eine Statue des gefeierten Dichters zu errichten, — so könnte, bei bedeutend vermehrten Mitteln, der von Vielen gebilligte, und gewiß der Größe und Eigenthümlichkeit des Dichters angemessene Plan eines *gedeh'schen Museum's* verwirklicht werden, in welchem nicht nur die majestätische Gestalt des Verehrten an geeigneter Stelle thronen, sondern auch der reiche Kreis seiner poetischen Schöpfungen und seines wissenschaftlichen Wirkens von den ausgezeichnetsten deutschen Künstlern in Herxergemälden und Basreliefs zu verherrlichender Anschauung gebracht würde.

Wäre hiermit dem *Genius Gedeh's* ein seiner würdigen Tempel erbaut, so könnten zur Einweihung desselben sich Abgesandte aller Gdethevereine und wer sonst daran Theil nehmen möchte, sich hier versammeln, und die feierliche Krönung des Dichtersfürsten würde den wirklichen Anfang der neuen Ära bezeichnen, in welcher die deutsche Nation ihre Ein-

heit und Einigkeit durch freie Anerkennung ihrer geistig höchsten Tugenden bekräftigte. Für das Bild eines neuen römischen Kaisers bietet der Kronungssaal im hiesigen Römer keinen Raum mehr dar; würdig erdöfnete Göthe's Statue die Reihe geistiger Majestäten in einem national-deutschen Museum. —

4.

**Denkmal für Hermann,
den Befreier Deutschlands¹⁾.**

„Der treffliche deutsche Bildhauer, Ernst Bandel,“ so lesen wir im Correspondenten v. u. f. Deutschland, „ist jetzt beschäftigt, dem Helden, der nach dem Zeugniß des edlen Römers in keinem Krieger erlag, der den Anfängen der vaterländischen Geschichte so viel echten Glanz gibt, dem Cheruskersfürsten Hermann, ein würdiges Denkmal zu setzen. Auf dem Teut, dem höchsten Punkte des Leutoburger Waldes, in welchem Hermann den Deutschen die Freiheit erkämpfte, soll sich sein in Kupfer getriebenes colossales Standbild erheben, das ihn darstellt, wie er nach dem Siege, auf seinem Blumenschild ruhend und das Angesicht gegen den Rhein gekehrt, wohin die Römer flohen, mit der freien Rechten das Schwert gen Himmel hebt, und mit dem linken Arme auf einem römischen Legionsadler und Ruthenbündel ruht. Der Künstler macht sein Werk, in welchem er nunmehr in der Blüthe der Manneskunst den liebsten Traum seiner Jünglingsjahre verwirklicht, dem Vaterlande zum Geschenk. — Zur Deckung der Auslagen läßt er das Wort in Gips und Erz, in Kupferstich und Steindruck vervielfältigen, und Jeder, der zu den Kosten beigetragen hat, erhält nach Wunsch und Maß des Meisters eine Nachbildung.“ —

Wer aber, für den Recht, Ehre, Freiheit, Vaterland noch etwas mehr als bloße Worte, für den sie vielmehr die heiligsten Hüter dieser Erde sind, wer wird nicht freudig sein Scherflein zur Gedächtnißfeier unseres ersten Helden liefern, dem die Deutschen damals ihre Frei-

1) Geschrieben im Nov. 1837.

heit, dem wir zu danken haben, „daß wir noch Deutsche sind.“ Er war es, der den Tod nicht scheute, um die Kuthen auf dem Haupte des Unterdrückten zu zerbrechen, welcher die freien deutschen Männer zu stummen Dienern und Steuerpflichtigen der herrschsüchtigen und geldgierigen Römer herabwürdigten wollte! Er war es, der den Deutschen mit der Freiheit auch das Ehregefühl rettete, welches sie, wie Tacitus berichtet, um keinen Preis das einmal gegebene Wort vertreiben ließ. Daß aber unserer Väter Freiheit wohl solchen Kampfes werth gewesen, dafür möge hier das Zeugniß eines unserer ehrenwerthesten Geschichtschreiber stehen, der ein Jahrzehend vor Ausbruch des großen Weltereignisses in Deutschland gelebet und geschrieben, welches man die französische Umwälzung zu nennen pflegt, obgleich es nur ein Versuch gewesen, die dort, wie hier uralte Freiheit zu restauriren. „Sachen von Wichtigkeit,“ schrieb Michael Jannasch Schmidt, hochfürstlich Würzburgischer geistlicher Rath und ordentlicher Lehrer der Geschichte auf der Universität zu Würzburg im Jahre 1778 in seiner Geschichte der Deutschen (I. 34), „Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Versammlung des Volkes ausgemacht. . . Der König, Kurfürst oder sonst ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entschied. Das Volk gab selbst Befehle und gehorchte selbst. So groß auch die Veränderungen sind,“ fügt Schmidt hinzu, „die die deutschen Nationen sowohl in als außer Deutschland erlitten haben, so ist doch kaum eine einzige, bei der man nicht Spuren dieser uraltheutschen Regierungsplanen antreffe.“

Dies war die Freiheit, für die vor achtzehnhundert Jahren Hermann, der Oberuslufürst, gekämpft. Wer dürfte, ohne seinen deutschen Namen zu verläugnen und sich der Freiheit unwerth zu erweisen, dem deutschen Künstler dem Vortrag für das Denkmal des deutschen Helden wohl versagen?

Erinnerungen zum Jahreswechsel.

Von 1837 auf 1838.

Wenn die Sonne wieder aufleuchtet zur Verjüngung der erstarrten Natur, wenn zwischen den abgefallenen Blättern des vergangenen Jahres schon duftende Weissen und über der bereisten jungen Saat die ersten Zeichen des Nahen des Frühlings verkünden, dann sendet der aufsteigende Winter noch zuweilen aus dem finstern Norden

„Schau' dir Nörigen Eises!“

und in der Tag- und Nachtstille scheinen die Mächte des Todes sich wieder die alte Herrschaft erklimmen zu wollen. Dann hört man wohl den Dichter klagen:

„Es gibt so lange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weiten
Gespinnstlich zeigen thut.

Es scheiden wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Mächte decken
Die Erde pentersdunke!“

Und wie in der Natur und in dem Leben des einzelnen Menschen, so gibt es auch in der Geschichte der Menschheit — „so lange Zeiten,

„Wo alles sich von weiten
Gespinnstlich zeigen thut!“

Es sind die Zeiten, in denen das winterliche Princip der Krystallisation seine letzten Kräfte aufbietet, sich der lebendigen Macht des organisirenden Lebens zu erwehren, und die ersten Blüthen des Freiheitslebens in harter Gestalt zu wandeln, die ersten jubelnden Stimmen des Lebens mit Sturmgewalt in das gepreßte Herz zurückzubringen.

In solchen Zeiten, in denen kalte Nebelmassen sich von den Höhen herabsenken, und dem Auge nicht mehr gestatten wollen, in das verheißene, schon so nahe gelaubte Land der göttlichen Freiheit zu schauen, wendet der Blick sich ängstlich nach Innen, in die verewigte Welt der Vergangenheit, und forscher nach, ob er Trost finde für die gegenwärtige Bedrängniß, ob der verheißende Gott ein Gott der Wahrheit und des Lebens sei, oder ein trübselndes Gespenst.

Und, siehe! an den goldenen Pforten des Aufgangs, auf der Schwelle, die aus der dichterischen Sage der Vorwelt in die Geschichte der menschlichen Kultur herüberleitet, begrüßt uns mit strahlendem Haupte der unsterbliche Befreier und Gesetzgeber eines geknechteten Volkes. Er richtet die Unterdrückten aus dem Staube des Sklavendienstes zu dem Ewigen empor, und, vertrauend der Verheißung der Freiheit, führt er sie durch die Schrecken der Wüste zum geliebten Lande, unerschüttert durch den Wankeimuth, durch die Verzweiflung der Befreiten. Es war der erste Sieg des fortschreitenden Lebens über erschütternde Naturgewalt, der gottvertrauenden Freiheit über menschliche Zwangsherrschaft, des Glaubens an die bessere Zukunft über das furchtsame Ableben an schmachvoller Gegenwart!

Und der Glaube ist nicht zu Schanden geworden; der Sieg des unerschrockenen Volkstreundes über Pharaos Starrsinn und die höfischen Gauner hat Millionen zu heldenmüthiger Ausdauer begeistern, und des Siegers Preis durchschallt alle Völker der Erde; denn nicht für seinen eignen Ruhm und für Selbstherrlichkeit hat er gekämpft; sondern Gott gab er die Ehre, und sein Volk sollte nicht einem gebrechlichen Menschen, sondern nur dem Ewigen und seinem heiligen Befehl unterthan sein!

Aber ein anderer Name, der Name eines jugendlichen Helden gefestigt sich dem des heldenmüthigen Propheten und wie die beiden großen Himmelsgeister unserer Erde niemals untergehen, so wird überall, wo wahrhaft menschliche Bildung Raum gewonnen, mit Moses auch Achilles genannt werden. Freiwillig zog er in den tödtlichen Kampf, weil ihm der Tod für das Recht, für die Ehre seines Volkes vorzüglicher schien, als ein langes nur selbstlichem Genuß geweihtes Leben. Eines fremden Herrschers Sohn hatte, das heiligste Gastecht verlegend, das edle Sparta beraubt. Aber die griechischen Fürsten und Helden führten in dem Einen sich Ate verlegt, zum Ehrenkampf führt sie Agamemnon, zum Siege Achilles; der Räuber wurde, wie seiner Mutter getödtet, zur Jactat, welche Troja in Brand steckte, Achilles zum Leitstern für die Jugend seines Vaterlandes.

Und noch nach Jahrtausenden schauen wir bewundernd empor, wie zu Moses, dem erhabenen Propheten, Befreier und Gesetzverkünder, so

zu Achilleus, dem schönsten Helden und Kämpfer für die Unverletzbarkeit des Rechts, für die Ehrenhaftigkeit seines Volkes.

Doch schon steigen neue Gestirne am fernem Horizont der Geschichte vor uns auf, herrlichen und unaussprechlichen Glanzes! Dort der große Gesetzgeber Lacedämon's, der durch freiwilligen Tod die Spartaner geleitet, das freihaitverbürgende Staatsgesetz höher zu achten, als das Leben, wie Leonidas und seine dreihundert Kampfgenosien es der Nachwelt bezeugt! Hier, der edelste Weile und Fürst Athens, der schöne Sittlichkeit lehrte und übte, und, der adeltichen Vorsehung vertrauend, die Pflicht, — der heiligen Stimme des Gewissens, der allgemein erkennbaren Wahrheit — zu gehorchen, aber auch in Allem, was der sittlichen Ueberzeugung nicht widerspricht, dem bestehenden Gesetz sich zu unterwerfen, — mit dem Tode besiegte.

Ist Lykurg uns das Vorbild eines heldenmüthigen Gesetzgebers geworden, so leuchtet Sokrates als Muster zugleich eines gewissenhaften Staatsbürgers und eines sittlichschönen, gottgläubigen Menschen uns vor. Sie sind die Ehre, die höchsten Glanzpunkte Griechenland's, lichtstrahlend, erhebend und kräftigend bis in die fernste Nachwelt.

Und wie nun, der trübten Gegenwart entrückt, des Heistes Blick in der Ferne lichtübersendend emporsteigt von Stern zu Stern, da glänzen auch von Rom uns hehre Gestirne entgegen, und die Namen Lucius Junius Brutus und Regulus sind es, die vor Allen hervorstrahlen. Brutus, das Heil der Familie, die Wohlfahrt des Vaterlandes in der unverbrüchlichen Herrschaft des Gesetzes erkennend, selbst das Vatergefühl der heiligeren Bürgerpflicht zum Opfer darbringend! Regulus, die Ehre Roms, seine eigene Ehre bedingt erkennend, durch Heilhaltung des Wortes, wahr es auch Fremden, wahr es Todfeinden gegeben, wenn der höchste Gott, der über allen Völkern thront, über der Unverbrüchlichkeit des Schwures wacht, Regulus, wie Sokrates, ein Mäurer des Gewissens, wie dieser ein Stolz der Menschheit!

Durch solche Männer, solche Thaten, ist Rom groß geworden, nicht durch Schweres Gewalt, welche die Menschen zu Sklaven erniedrigt, sondern durch die Macht der Sittlichkeit und der Gewissenhaftigkeit, dieser allgemeinen Religion, — die sie zu freien Bürgern, zu Freunden der Gottheit erhebt.

Daß aber kein Mensch den andern verknecchten dürfe, wenn aus, zu Gottes Ebenbildern geschaffen, selbst Gott nicht aus slavischer Furcht, sondern aus Dankbarkeit und Liebe, nach bestem Glauben und Gewissen zu gehorchen haben, und daß der Mensch nur insoweit den weltlichen Nachbarn zu Gehorsam verpflichtet, als es mit den ewigen Ge-
22

ten vereinbar, welche Allen als göttlich erkennbar sind, — dies hat uns jener Morgenstern aus Israel verkündet, der über der alten Welt aufgehend, für alle Zeiten im Zenith der Geschichte gefestigt geblieben!

Doch, siehe! wie aus Hellas einst Achilleus, so erhebt sich nun Hermann aus Deutschland, und stellt uns im heldenmüthigen Kampfe für die Freiheit der Germanen — ein ewig leuchtendes Vorbild dar.

Und wie oft dann auch wieder menschlicher Dünkel und priesterliche Herrschsucht die Gewissen in Banden zu schlagen, wie oft Willkür und Habsucht vermeintlich bevorrechteter Geschlechter ihre Mitmenschen zu selbstlosen Dienern ihrer Launen und Gelfüße zu entwürdigen getrachtet, dennoch hat jedes Jahrhundert seine Glaubens-, seine Freiheitshelden gezugelt, welche den Tod am Kreuze und den Tod im Schwertkampfe nicht gescheut, um, wie Christus, der Wahrheit, wie Hermann, der Freiheit ein glorreiches Zeugniß zu geben, um, wie Christus, die Heiligkeit der Pflicht und des Gewissens, um, wie Hermann die Heiligkeit des Rechts durch die schmerzlichsten Opfer zu besiegeln.

Und nicht umsonst habt ihr gelitten, ihr zahllosen Blutzeugen des göttlichen Heilandes und Befreiers, nicht umsonst habt ihr gekämpft und geblutet, ihr zahllosen Märtyrer des Rechtes und der Freiheit! In den Flammen, die eurer sterbliche Hülle verzehet, sind auch die Bande geschmolzen, in denen die Seelen eurer Brüder geschmachtet; in dem Kampfe, der die Blüthe eurer Jugend zerknirrt, sind auch die Ketten zerbrochen, die eure Kinder an das Sklavensoch gefesselt. Heuget euch, ihr Opfer des Wahnes, der Herrschsucht und des Eigennutzes, die ihr euch selbst auf den Altären der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe dargestellt habt; der Rauch eures Opfers ist zum Himmel aufgestiegen, ein süßer Wohlgeruch dem Ewigen, der auch sein Liebste euch zum Heile geopfert; ihr seid mit dem Gottes- und Freiheitshelden der Vorwelt die ewigen Hohenpriester der Menschheit geworden; eure Sterne durchleuchten auch die dichtesten Wolkeln, erhellten auch die schwärzeste Nacht. Zerbrochen ist zum Anderrmale und auf immer der Kecker, den Rom den Söhnen des Nordens erbaut; in Feindesarmen fallen ringsum die Zwinger, in denen der Freigebohrne zum Leibeigenen, zum Hofgesinde, zur rechtlosen Dienerschaft eines unbeschränkten Despoten erniedrigt worden.

So drängt sich Stern an Stern am Firmament der Geschichte, und sendet seine Strahlen herab in die aufstrebende Gegenwart. Immer heller strahlt das Licht in die entweichende Nacht, und öffnet der Menschheit die Augen, und zeigt ihr mit Flammenschrift das göttliche Recht und die göttliche Pflicht als ihre wahren Herrscher, als ihre wahren Befreier.

Und, siehe! schon lösen befreite Völker die Ketten der Sklaven, schon neigen sich edle Fürsten vor der Majestät des Herricht verbürgenden Gesetzes, schon wehet die Fahne des ewigen Rechtes und der Menschlichkeit auf den Höhen zweier Welttheile!

Das ist der „Wunderflamme“, aus dem, wenn auch noch hier und dort

„Die sichern Stützen schwanken,“ —

das ist der Wunderflamme,

„Aus dem geht eine Flamme,
Und hebt den schweren Traum;
Ein Engel steht dich wieder
Gerettet auf dem Strand,
Und schaukt voll Freuden nieder
In das gelobte Land!“

Am letzten Tage des Jahres 1837.

6.

Colonisation.

Nur wer Rechte gibt, kann dieselben nöthigenfalls beschließen oder nehmen.

Dass die Kinder und nächsten Angehörigen den Mitbesitz oder doch Mitgenuss der Güter ihrer Eltern haben, dies gibt nicht der Staat, sondern die Natur, die sie gleichsam hineinwachsen lässt, wie die höheren Zweige vermittelst des Stammes an der Wurzel Theil nehmen, die einen bestimmten Erdraum einnimmt.

Der Fortbesitz, nach Abscheiden eines Familiengliedes, ist also eine von der Natur festgestellte Thatsache. Die Kinder nehmen Theil, weil sie bedürftig sind, und sie behalten, eben weil natürlicher Weise der Mensch fortwährend dasjenige will, was zu seiner Erhaltung, und — falls diese gesichert, — was zu seinem Wohlbehagen dient.

Da aber die Beschränktheit des Bodens und die endlose Vermehrung der Gattung den Fall nothwendig herbeiführen, dass Neugeborene, wie die Saamen einer Pflanze, den Boden, auf den sie fallen, schon ganz

von anderen Pfändlingen eingenommen finden, — so entsteht die Frage, wie für sie geforgt werden müsse? Denn auch diese haben ein *Naturrecht*, da zu sein — und sich im Dasein zu erhalten, wie ihre Eltern zunächst den Naturtrieb haben, für die Erhaltung ihrer Zeuglinge zu sorgen, ja sogar das eigene Dasein für das des Erzeugten in Gefahr zu setzen; daher bean auch das elterliche Recht der Fürsorge für ihre Kinder ein noch höheres ist, als das der blos selbstischen Selbsterhaltung. Wie deshalb der Vater seiner selbst nicht schont, so schont er auch, wo es das Leben seines Kindes gilt, nicht des fremden Besitztumes; und es kann ihm nicht, bei anderen dasjenige zu respectiren, zugemuthet werden, was von diesen bei ihm nicht respectirt wird. Er soll das fremde Eigenthum achten! Dazu muß er zum wenigsten da sein; denn das Eigenthum ist nur geheiligt dadurch, daß das Leben des Menschen heilig ist, daß dieses Heilige sich in die Sache fortsetzt. — Diese Collision fordert eine Lösung.

Es muß eine Einrichtung bestehen, wodurch der Noth begegnet wird, welche Eifen bricht. Wer nur so viel hat, als er selbst bedarf, hat weniger zu fürchten, als wer Ueberschuß besitzt; — jener wird nur vom Hunger des Einzelnen, dieser auch von der fürsorgenden Liebe der Eltern bedroht. Alle aber sind theilhaftig; denn die äußerste Noth kennt kein anderes Gesetz, als ihr eigenes.

Sicherheit des Besitzes ist also erster Heilsesatz. Sie ist aber nicht unmittelbar vorhanden, und nur ein Gemeinwesen kann sie gewähren. Dieses kann nun, wie sich von selbst versteht, keine Bedingungen stellen, welche den Zweck selbst aufheben; sondern nur solche, welche dessen Wirklichkeit möglichst gewähren.

Die Familie ist vernünftigerweise Mitglied eines Gemeinwesens, damit sie sicher da sei. Damit dies möglich sei, muß ihr Noth vorbeugt werden, welche zur Verletzung des Eigenthums berechtigen könnte. Das *Naturrecht* da zu sein und sich zu erhalten, muß respectirt und gewährleistet sein, damit das Vernunftrecht, — in seinem Besitze sicher zu sein, — zur Wirklichkeit kommen könne. Das Letztere hängt erst an, ein mögliches Recht zu werden, wo das erstere befriedigt ist.

Das Recht des Neuangekommenen auf der Erde ist aber nicht gerade ein Recht auf dieses oder jenes Daseinsmittel, sondern auf Mittel überhaupt. Andererseits erstreckt sich natürlicherweise die vom Gemeinwesen gewährte Sicherheit nur soweit, als für die Noth der Neuangekommenen geforgt ist. Dafür also zu sorgen, ist vernünftig und nothwendig.

Es führt dies die dritte Frage herbei, wie für die Bedürftigen zu sorgen ist. Offenbar doch wohl auf die Weise, auf welche

am besten sowohl für die Bedürftigen, als für die Sorgenden selbst gesorgt wird.

Dies führt dann weiter zur Frage, was das Wesen des Menschen, was seine Bestimmung sei. Das Alterthum in seinem kräftigen Natur-Sinn hat nicht gefragt; sondern Colonien gestiftet. Das Mittelalter hat auch nicht gefragt; sondern, in seinem Dürste nach dem Jenseitigen, Himmel, — Klöster, Hospitälter und Armenhäuser gestiftet. Aber freilich hatte der Natureinfluss des Alterthums sich auch mit der Sklaverei vertragen und Helotenjagen nicht verhindert. Die Selbsttödtung des Mittelalters dagegen hat die Erschlaffung und Versumpfung ganzer Nationen herbeigeführt. Wer die Nothdurst des Lebens an der Klosterpforte empfängt, wird leicht sich an der mühetosen, stillen Freude des bloßen Daseins genügen lassen, und auf das Wollen verzichten, weil der Stachel fehlt.

Die neuere Zeit soll und will Alles mit Bewußtsein und aus vernünftiger Einsicht thun. Der natürliche Verstand des selbstischen Alterthums soll von christlicher Liebe beherrscht, die mittelalterliche, — nicht minder selbstische, Himmelbegierde soll vernünftig, soll reine Liebe werden. Die Fortschritte des Handels und der Erdkunde, die Erweiterung der gesammten Erkenntniß und des Gefühls — kommen dieser Aufgabe entgegen. Wie das Volk sich zur Christenheit, so das diese sich zur Menschheit erweitert; — die Heimath ist zum Vaterland, dieses zur Erde erwachsen. Als das Beste für jeden Menschen — als solchen — ist erkannt, daß er freihändig und selbstthätig zur möglichst reichlichen Entwicklung aller seiner Kräfte und Anlagen gelange. So lange mithin noch ungebauter Boden auf Erden vorhanden ist, muß vor Allem dieser in Besitz genommen, und hierdurch Jedem die Möglichkeit gegeben werden, ein ganzer Mensch zu werden. Colonisation ist mithin das erste, dringendste Bedürfniß jedes bürgerlichen Gemeinwesens, in welchem der Anbau des Bodens bereits keiner neuen Arbeiter mehr bedarf.

Wollte man jeden Eigenthümer auf dasjenige beschränken, was gerade zu seiner Selbsterhaltung unentbehrlich ist, so würde hiermit diesem die Möglichkeit zu sehr vielen höheren Wirksamkeit genommen, und so der selbst sich nie in der Lage finden, das höchste Menschenrecht, das Recht, wohlthun zu können, ausüben. Der Arme hingegen, dem ein gleich dünftiger Antheil am Boden ertheilt wurde, wäre eben damit auch nur ärmlich bedacht. Statt daß er als Colonist Schöpfer eines neuen Gemeinwesens werden könnte, wäre er auf die armselige Selbsterhaltung beschränkt.

Die Vorzüglichkeit der Colonisation vor den bloßen Armen-
anstalten und der Armen-taxe kann daher nur von Solchen bestritten
werden, welche an einer abstrakten Vorstellung vom Vaterland fest-
kleben. Wer das Vaterland wahrhaft liebt, der wird nöthigenfalls gerne
auswandern, wo dem Vaterland hierdurch Glück und Glanz gesichert
wird.

* Damit aber Colonisation zur Liebespflicht für den Auswan-
dernden werde, muß das Vaterland auch väterlich für ihn sorgen. Das
Gemeinwesen muß die Auswandernden nicht dem Zufall überlassen, son-
dern sie mit elterlicher Fürsorge begleiten.

Da die Auswandernden den Zurückbleibenden ein großes Opfer
bringen, so ist es für diese eine heilige Pflicht, ihnen dieses zu vergelten.
Damit die Zurückbleibenden ihren Ueberfluß ruhig genießen können, sollen
sie auch von dem vorsorgenden Gemeinwesen angehalten werden, so viel
von ihrem Ueberfluß abzugeben, als zur Ausstattung der Auswanderer
nöthig ist. Da nur auf diese Weise der Besitz Aller gesichert wird, so hat
das Gemeinwesen das Recht, Alles hierzu Nöthige von den Besitzern in
Anspruch zu nehmen.

Das Gemeinwesen gibt das Recht auf ungestörten Besitz auch des-
sen, was nicht unmittelbar, was nicht mit dem eigenen Ardeem des Eigen-
thums vertheidigt werden kann; es hat also auch das Recht, das Eigen-
thum nur so weit als unbedingt gelten zu lassen, als es sich mit der Sicher-
heit des Uebrigen vereinigen läßt. . . „Sorgen wir (aber) nicht dafür,
„sagte Sokrates zu Philipp¹⁾, daß diesen Leuten Unterhalt gegeben
„wird, indem man Colonien aus ihnen anlegt, so werden sie sich in große
„Schaaften zusammenrotten, und den Hellenen suchbarer als den Bat-
„baren werden.“

1) Isocr. ad Phil. Op. p. 106.

Epilog zur Cholera).

Die Cholera hat im vorigen Jahre, und zwar in Deutschland — und namentlich in Bayern, ihre stärksten Gegner gefunden und die heilsamsten Reaktionen hervorgerufen. Hand in Hand ist die Staatsgewalt mit der Wissenschaft und der tapfern Selbsthingebung vieler Edlen ihr entgegengetritten, und zu hoffen ist, daß die Propherlaris, oder, was dasselbe sagt, die Vorhut dieser Verbündeten gegen jenen unsichtbaren Lamerlan — oder Egel — oder wie sonst noch die großen Geister der Menschheit geheißen, in eine dauernde Vorseorge des Himmels wesens übergehen wird gegen die noch größern Uebel, die der Feindin in das Land einzubrechen gestatten. — Diese von der Cholera vorausgefundenen Uebel sind die eigentlichen Verräther des Vaterlandes, die die feine Feindin anlocken, herüberlocken und ihr die geheimen Pforten öffnen zu mörderischem Ueberfall. Gegen sie muß die Wachsamkeit der Hirten angewendet bleiben, und wenn es dann allmählig gelingt, diese einheimischen Uebel zu heilen, dann wird auch hierbei sich die schöne Verheißung: „Den Guten zu eret Alles,“ erfüllen. Fragt man aber, welches die Uebel sind, die der fremden Krankheit auch in unser Vaterland einzubrechen und so gewaltige Verwüstungen anzurichten gestatten? so ist leichter der Anfang als das Ende der Antwort zu finden.

Es wäre ein Unternehmen, des Schweifens der Edelften werth, — einmal ernstlich und gründlich und ausführlich jene Frage zu beantworten. Die Frage selbst verdiente von Akademikern, und, wo diese zu tief in bloße Gleichgültigkeit eingetroffen, von der Staatsregierung als Preisfrage aufgestellt zu werden. Noch besser vielleicht wäre es, wenn die Frage in mehrere Fragen zertheilt, zugleich auch an die betreffenden Fakultäten der Landesuniversitäten, — an die medizinische, theologische, staatswissenschaftliche und philosophische Abtheilungen derselben zur Be-

1) Geschrieben im Februar 1837.

antwortung übersendend, und demnächst ein Bericht über die eingegangenen Abhandlungen und Gutachten erstatten würde. Der Angabe der Uebel und Missethände wären aber ebenwohl Vorschläge zu deren Beseitigung beizufügen, und aus solcher genauen Erforschung des Nationalgeistesens würde sich gewiß manches Ersparniß entwickeln.

So dürfte sich vielleicht vor Allem als das Nothwendigste herausstellen, die Aerzte zur Abfassung einer populären Diktetik zu veranlassen und die ausgezeichnetesten Erziehungskundigen aufzufordern, sich mit den Aerzten über eine populäre Pädagogik zu vereinigen und mit ihnen zu erwägen, was in allen Schulen für die noch immer zu wenig beachtete Gymnastik zu thun sei? Es dürfte sich aber auch als nothwendig erweisen, alle Menschenfreunde zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen aufzufordern, die ihr Augenmerk nicht blos auf die Mäßigung im Genuß, sondern auch auf Ermäßigung des Kleideraufwandes zu richten hätten, da gerade dieser Letztere so viele Familien des Mittelstandes und der unteren Volksklassen der Mittel zu gebrüchlicher Lebensnahrung und zur nothwendigen Gesundheitspflege beraubt, sie in Schulden, Kummer und Sorgen stürzt, hierdurch Geist und Seele schwächt, und Angst und Furcht, den mächtigsten Verbündeten der Cholera, die geheimen Pforten des Gemüths öffnet.

Und nicht nur für das praktische Leben, auch für die Theorie, für die lebendige Erkenntniß, für die Lebenswissenschaft, für Geschichte und Theologie würde sich solche Anregung gewiß höchst förderlich erweisen, da hierdurch unfehlbar zu Tag käme, wie alles Wissen, wie das ganze Leben, wie das Wohl der Einzelnen, der Familien, des Staates, der Völker im innigsten Zusammenhange, in organischer Wechselwirkung stehen. Das wahrhaft, — das gediegene Allgemeine in allen Sphären des Daseins würde sich als die höhere Macht kund geben, welcher die Einzelnen willig zu ihrem Besten zu folgen haben, wenn sie nicht durch Schaden gezwungen und durch Gewalt genöthigt werden sollen, in den heiligen Weltethismus, in die unverbrüchliche Weltharmonie einzustimmen. —

Religiöse Tendenz der neuesten Zeit.

Eine Skizze.

Das unterscheidet die Zeitalter, daß eine Tendenz hervortritt, die allmählig durch alle Lebenskreise hindurch zittert und gleichsam der *Spiritus rector* der Bewegung wird. Der schöpferische, gestaltende Geist ist zugleich der scharfe, scheidende, ausschließende; denn alles Lebendige ist individuell. So geht das Ausscheiden und Befordern der Geister fort, bis so viele Einzelne, jeder mit der Präension der Allgemeinheit, sich gegenüber stehen, daß sie der Abtrennung ihres Wahns innere werden.

In früheren Zeiten gestalteten sich Naturvölker, — dann Esenbarungskirchen, — jene alle Anderen als Barbaren, diese alle Anderen als Gottlose, Ungläubige, Satansbrut ausschließend. Das vielfach gelästerte XVIII. Jahrhundert hat einen neuen Ton angegeben.

Die Völker, als große Individuen, berührten sich noch im XVII. Jahrhundert (seit Richelieu) fast nur durch die geheimen Kabinette der Fürsten; die verschiedenen christlichen Kirchen wurden durch die Pöten vertreten, und ihr Haß gegeneinander genährt.

Aber die Kreuzzüge, die Universitäten, der Handel, die Reformation, die Erbfolge und Eroberungskriege, die schönen Künste, die Wissenschaften — hatten die Menschen einander immer näher gebracht, und immer tiefer sie das Bedürfnis eines allgemeinsamen Bandes empfinden lassen.

So sind sich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts immer weiter greifende Versuche gefolgt, die Menschen miteinander zu verbinden. Zu unterscheiden aber sind solche Unionsversuche im Anfang der Kirchenbildung von denen zu Ende eines besonderen Kirchenlebens.

Der anfängliche Versuch, das Christenthum mit dem reinen Judenthum zu verbinden, führte zunächst zur Verkleinerung des letzteren.

Zwischen Beide schob sich der Mahomedismus. Mit der ökumenischen Synode zu Florenz (1436), wo die römisch-katholische Kirche

archie den letzten verunglückten Versuch machte, die Griechen zu absorbiren, — fing auch Rom an, völlig zu versteinern, und als die Refor-
mation hervortrat, sank der Katholicismus, wie anderthalb Jahrtausend
früher der Mosaismus — in das Reich der welthistorischen — Schatten.

Immer weiter ging nun Alles auseinander. Die concentri-
sche Bewegung begann erst leitende Tendenz zu werden im Anfang
des vorigen Jahrhunderts. Mosanus, — de Polkum, — Claude,
— Bossuet, — bezeichnen das Ende der absorbirenden Tendenz.
Mehr aber als alle Merikalistische Theologen — wirkten hochgebildete Laien,
wie Waple († 1706), Thomastius († 1728), Locke († 1704),
Leibniz († 1716) und Montesquieu († 1754) zur Eröffnung ei-
nes neuen Zeitalters. Wir würden auch Vico nennen; aber er war sei-
ner Zeit zu weit vorangeilt, und blieb von derselben fast gänzlich unbeachtet.

Jene Männer stimmten die Geister für die großen Zeiten, die da
kommen sollten.

Während nun Frankreich die Kronen Europa's zusammenzog,
um sie zu einer einzigen Krone zu verschlingen, — bemächtigte England
sich des Handels der Welt, und zog die sangenden Vögel zusammen.

Die Idee des Gemeinmenschlichen wurde jetzt eine Macht,
welche in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zur Herrschaft strebte.

Und es war nicht ein Abstrakt-Katholisches, sondern ein wirklich,
Gebirgen-Algemeines, welches die Besonderheiten in sich hegte. Nord-
amerika wurde frei Kraft des allgemeinen Rechtes der Beson-
derheit. Und Kraft dieses Allgemeinen erfassen sich jetzt die Völ-
ker, als Nationen der einen menschlichen Universalität. Wie aber
zuerst das Recht derselben sich geltend gemacht, so will jetzt auch das Recht
als Pflicht, als ein Moment der allgemeinen Religion zur Anerken-
nung kommen. —

In der ersten Freude des Wiedersehens nach langer, langer Tren-
nung, waren die Confessionen sich einander tiefgrübeln in die Arme gesun-
ken. Aber die lange Trennung hatte Unterschiede befestigt, die nach dem
ersten Willkommen sich bemerklich machten — und nun erst nach und
nach ausgeglichen werden müssen. Und kaum fingen sich einzelne Par-
teien einander zu verständigen an, so drängten sich schon wieder neuau-
stommende Brüder hinzu, und wollten auch Theil nehmen am großen Wie-
dervereinigungsgefesse. Und die Völker hatten in freudig bebender Erwar-
tung, bis das Wort laut wich, bei dessen Klang auch noch der entfernteste
Bruder sich auf den Weg macht zum Hause des Vaters der Menschen.

Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen.

Die zweite Lieferung des 3. Bandes der „Revue Germanique“ enthält (Seite 131—157) eine Abhandlung von Richard, die uns interessant genug scheint, um unsere Leser mit den Hauptmomenten derselben bekannt zu machen. Die eigenen Worte des Verfassers haben wir durch Gänsefüßchen („) ausgezeichnet, und hier und dort, zur Behauptung des Zusammenhangs, einige ergänzende Bemerkungen eingeschaltet. —

„Mit Leibniz und Wolf beginnt in Deutschland die Herrschaft des Theismus.“ Mit Friedrich II. bestieg er den preussischen Thron. Die Anerkennung vollkommenen Gewissens zwang ihn das Verzicht des Glaubens an einen gütigen Gott aller Menschen. Durch Gewährung derselben eröffnete der große König eine neue Zeit. Hätte aber die Reformation das Papstthum gerichtet, so stand doch noch die Bibel als souveraine Gebieterin aufrecht, und auf ihr ruhten die kirchlichen Symbole, die mit dem Theismus unvereinbar waren. Sollte dieser siegen, so mußte zuvor die unbeschränkte, despotische Autorität jenes Gesetzbuches auf ein den höheren Geistesbedürfnissen entsprechendes Maß zurückgeführt werden. An Vorarbeiten mancherlei Art fehlte es nicht. Engländer, Holländer und Franzosen waren vorgegangen. Die Deutschen folgten mit schwerem Geschnitz. „Ernesti in Leipzig (1759) und Michaelis in Göttingen (1765) brachten die grammatisch-historische Erklärung der heil. Schriften auf die Bahn,“ und sie suchten in diesen nicht die Bestätigung der Symbole, sondern vielmehr Zeugnisse für eine im Durchbruch begriffene allgemeine Religion. Semler in Halle (1761) drang muthig in die alte Festung ein, und stürzte die Hauptstütze der positiven Uebersetzung über den Haufen. Lessing, Hand in Hand mit dem Wolfenbüttler Fragmentisten popularisirte den theologischen Freiheitskampf. Der Pfarrer Hoyer in Hamburg erhob sich zur Gegenwehr, und rief den weltlichen Arm und die kirchliche Disziplin zu

Hülfe; aber Deutschland glaubte lieber mit Lessing an die fortschreitende Vervollkommenung des Menschengeschlechts, als mit den kirchlichen Zeloten an ein zunehmendes Verberben und an das Nahen des letzten Gerichtes. Vergeblich führte Professor Piderit von Cassel (1777) bei dem *corpus evangelicorum* zu Regensburg Klage über Semler und die Berliner Prediger Spalding und Teller als Begünstiger eines „antichristlichen Theismus.“ Piderit wurde abgesetzt und der Nationalismus befestigte sich immer weiter aus.

Was Prediger für Männer, was Universitätslehrer für Jünglinge, das that Basedow für die zartere Jugend. Er humanisirte die aristisch-mystische Religion der mittelalterlichen Kirche. In gleichem Geiste, wie Basedow in seinem Philanthropin bei Dessau, wirkten Salgmann zu Schnepfenthal und Campe zu Hamburg. Glas, Weder, Lossius und viele Andere unterstützten sie durch ihre Schriften für die Jugend. „Sie alle gingen von der mehr oder weniger klaren Ueberzeugung aus, daß der christliche Theismus und dessen stieliche Entfaltung im Familienleben der erste Fortschritt sind, den der Geist des Jahrhunderts fordert, der erste Schritt zur Emancipation der Intelligenz und zur Vervollkommenung der bürgerlichen Einrichtungen.“

Nicht wenig trug zu dieser inneren Umgestaltung des deutschen Volkes die rastlose Thätigkeit Nicolai's bei, der, im Verein mit Lessing, Mendelssohn und mehreren anderen geistreichen Männern, 1757 die Bibliothek der schönen Wissenschaften stiftete, einer Zeitschrift, die sich 1765 zu einer Allgemeinen deutschen Bibliothek erweiterte. Jede Entdeckung, jede kühne Ansicht fand hier ihre Tribüne, von welcher abwechselnd Protestanten und Katholiken zu dem deutschen Volke sprachen. War auch die Polemik dieser Redner mitunter bald der Form, bald dem Inhalt nach zu tadeln, so hat sie doch unstreitig großen Nutzen gestiftet, und als bei dem Tode des Darmstädter Hofpredigers Starck im Jahre 1816 dessen heimlicher Katholicismus zu Tage kam, zeigte sich, daß die Verdächtigungen der allgemeinen Bibl., die schon 1786 jenen Geistlichen der Heuchelei angeklagt, nicht alle ungegründet waren.

Indessen hatte Semler noch ein anderes Princip in die Theologie eingeführt, welches sich in der Folge sehr förderlich erwies. Wohl gelang es der grammatisch-historischen Interpretation, manche kirchliche Glaubenssätze als Verwendungen der heiligen Schrift zu beseitigen. Andere Kirchenlehren aber, die nicht minder unvereinbar waren mit den Forderungen des Zeitgeistes, fanden sich so ungewandig in den heil. Aekunden ausgesprochen, daß die neue Ergeese ihnen nichts anhaben konnte. Der Protestantismus, in so fern er nur das Aechtheitenthum herstellen, die katho-

liche Kirche nach dem neuen Testament reformiren wollte, reichste hier nicht aus. In dieser Bedrängniß half Semler sich dadurch, daß er den Grundsatz aufstellte: „man müsse das Wesen des Christenthums von der Form desselben unterscheiden,“ und diesen Grundsatz selbst auf den apostolischen Ausspruch stützte: „prüfet Alles, und das Gute behaltet.“ So durchforschte man nun das Alerthum, sammelte Notizen, verglich, unterschied, und häufte Hypothesen und Kritiken. „Döderlein, Less, Töllner, durchberchen in ihren Handbüchern der Dogmatik die orthodoxe Einhalt des lutherischen Systems,“ und die Opposition gegen die alten Symbole kam an die Tagesordnung, wobei man aber, ohne dessen inne zu werden, sich selbst immer tiefer in Widersprüche verwickelte.

Die Uebersetzung des „Zenob-Kreia,“ die 1771 erschien, brachte ein neues Axiom in diese Mährung. Vieles, was man bisher für spe-
ziell-biblische Offenbarung gehalten, fand sich in dem Aleren Partus-
mus wieder, und triumphirend wies der Rationalismus nach, daß „die
Glaubenslehren von den Engeln und Dämonen, von Auferstehung des
Fleisches, vom jüngsten Gericht und dem tausendjährigen Reich“ nicht we-
sentlich christlich, sondern schon in den joroastischen Uebersetzungen ent-
halten seien.

„Die nächste Folge hiervon war, daß man den wesentlichen Unter-
schied geltend machte zwischen der inneren, unvergänglichen moralischen
Wahrheit des Christenthums und seiner geschichtlichen Umhüllung,“
welcher letzteren man nur eine örtliche, zeitliche, überhaupt also nur eine
transitorische Bedeutung zuerkannte. Nur wenige allgemeine Glaubens-
lehren, wie namentlich „die von der Einheit Gottes, der Nothwendigkeit
der Tugend zur Seligkeit, der Unsterblichkeit der Seele und der moralischen
Freiheit,“ wurden noch als das Wesentliche der Offenbarung angesehen.

Herder's poetisches Gemüth eröffnete zwar eine halbungsvolle Op-
position gegen die Einseitigkeit jenes abstrakten Rationalismus, fand aber
in dem Königsberger Philosophen einen übermächtigen Gegner. Kant's
Kriticismus pulverisirte den damaligen philosophischen Dogmatismus, und
reduzirte das gewisse Wissen seiner forschenden Zeitgenossen auf das un-
bedingte, gebietende Pflichtgefühl, welchem ohne Rücksicht auf den Ur-
sprung seiner Gebote und ohne Hinsicht auf Vergeltung zu gehorchen sei,
— inconsequent nur darin, daß er den Glauben an Gott gerade aus der
Nothwendigkeit solcher Vergeltung hervorziehen ließ.

„Dennoch wurde „Moral und nichts als Moral“ wäh-
rend mehr als 15 Jahren die Lösung der rationalistischen Platte und Pro-
fessoren in Deutschland. Die heil. Schrift sollte durchaus mit den Ver-
schriften der natürlichen und praktischen Religion in Einklang gebracht

werden, der Glaube nur Werth haben, inwieweit er den Menschen zur Erfüllung seiner Pflichten antreibe. Aus der Heilung des Aussätzigen wurde die Pflicht, sich die Pocken einimpfen zu lassen, aus dem Gleichniß vom Sämann ein Beweggrund zum Anbau der Aunkeirüben abgeleitet.“ Nur Neinhard und Zölliker machten unter den Predigern eine rühmliche Ausnahme.

Indessen wurde doch bald das Ungenügende dieser Auffassungsweise des Christenthums und der Religion überhaupt empfunden. Gründliche Geschichts- und Sprachforschungen häuften reichlichen Stoff; große Dichter erweiterten den Gesichtskreis, und die 1785 gegründete allgemeine Literaturzeitung erleichterte die Discussion. Im Gegensatz zur kantischen Abstraktion erhob sich die sentimentale Musik eines Jung-Stilling, Swedborg und Lavater, und die Religions-Edikte Friedrich Wilhelm II. versuchten sogar, die ältere Orthodoxie zu repristiniren. Selbst Kant war schwach genug, in seiner Schrift: „die Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft“ (1793) den Beweis zu versuchen, „daß jeder Glaubensartikel der evangelischen Kirche einen vernünftigen Sinn darbiete.“

Dies Alles vermochte jedoch nicht, die fortschreitende Entwicklung des religiösen Lebens zu hemmen. „Was die Franzosen im vorigen Jahrhundert dunkel geahndet, nämlich das Verhältniß eines nationalen Glaubens mit den socialen Interessen, — das haben die Deutschen in dieser Epoche vollbracht. Scheinen die fünfzig Jahre unserer Revolution uns der Lösung dieses Problems, welches unstreitig eine der Lebensbedingungen einer wiedergeborenen Gesellschaft ist, noch nicht nahe gebracht haben, so können wir doch gewiß sein, daß Deutschland nicht darum verlegen sein wird, auf seine Nationalfabrik den Wahlspruch seines religiösen Glaubens neben sein politisches Symbol einzuschreiben.“

10.

Die religiösen Interessen der Zeit.

Der katholische Doctor und Professor Staudenmaier, ein Jünger Möhler's, hat in der Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie von Dr. J. H. Fichte (I. 1. 1837) sich

über „die religiösen Interessen der Zeit“ vernahmen lassen. Er meint: „die verfeinerte Sinnlichkeit sei der Haus- und Zerkirchliche, dem an der Stelle des wahren Gottes, wie er durch Christus erkennbar geworden, Opfer gesendet und Weidmuth gesteuert werde“ (47). Diese „eigen nützige Sinnlichkeit, um sich in jeder Weise geltend zu machen, bediene sich des Unsinns, und zwar auf den Gebieten des Industriellen und Commerziellen, des Mathematischen und Mechanischen, des Aesthetischen, Nectischen und Geselligen.“ Er fragt dann „mit und durch welche Mittel die Richtung der Zeit zum Sinnlichen hin so unterbrochen und abgelenkt werden könne, daß die unsichtbare Weltordnung, für welche der Sinn ohnehin immer mehr zu verschwinden scheine, (1) wieder, wie die tiefere Grundlage, so das höhere Ziel des Lebens werde“ (52). „Die rein apriorische Philosophie unserer Zeit und die mythische Theologie, meint Hr. Staudenmaier, seien nicht im Stande, dem Hauptgebrechen der Zeit zu Hülfe zu kommen“ (58). „Das Christenthum,“ (welches das römische, griechische, anglikanische, kalikanische, Möller'sche, Hermes'sche, Hegel'sche, Wollf'sche oder welches sonst?) „sei es, durch welches im Erkennen und Leben das Sinnliche und Unsinns in ihr wahres Verhältniß zum Ueber sinnlichen komme“ (66).

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Sinnlichkeit jetzt vorherrschender ist, als in früheren Jahrhunderten, und ob das Trachten, das gegenwärtige Leben auf gemeinnützige Weise in den angegebenen Sphären auszubilden, eigen nütziger ist, als das in früheren Jahrhunderten vorherrschende Trachten der Einzelnen nach ewiger Glückseligkeit. Aber die Frage wird erlaubt sein, ob das Christenthum, welches doch schon vor dieser angeblich so tief erkrankten Zeit da war, ein Hebrechen zu heilen vermöge, welches ja gerade die Oberhand über das schon vorhandene Christenthum gewonnen? Zu fragen ist, ob jemals „die unsichtbare Weltordnung,“ welche Grundlage und Ziel des Lebens gewesen, wie der diese Bedeutung gewinnen könne, da gerade das Unzulängliche derselben die Gemüther auf die Gegenwart hingewendet hat?

Statt eine Antwort hierauf zu versuchen, wollen wir lieber die Stelle anführen, mit welcher Hr. Staudenmaier seine Bemerkungen beendigt und theilweise sie selbst damit — befristet. — „So ist,“ heist es S. 66, „der wahre Quell des Lebens überall und immer das Göttliche in demselben, und dieser göttliche Quell ist auch das innere Prinzip und der ewig schöpferische Geist einer freudig fortschreitenden, überall sich erfüllenden, trostreichen Geschichte, einer Geschichte, die auf der göttlichen That der Erschaffung ruhet, die überall

Versöhnung offenbart, und deren fortschreitende Versöhnung die fortschreitende Entwicklung ist, einer Geschichte endlich, deren Zukunft lebendig schon in die Gegenwart hereingreift, weil die Gegenwart in dem göttlichen Princip ruhend, mit diesem göttlichen Princip auch die Quelle und die Kraft der künftigen allgemeinen Verklärung in ihrem Schooße trägt.“ —

Das lautet freilich heiterer und versöhnender, als die letzte bis jetzt laut gewordene Aeußerung des kirchlichen Oberhauptes des Hrn. Doktors und Professors Staudenmaier. —

II.

Religiöse Journalistik.

Die Geschichte der Religion zeigt uns dieselbe Entwicklungsform, die wir überall wahrnehmen, wo das Leben seinen vollständigen Verlauf gewinnt. Erst sucht der Mensch Gestalt und Bestand für sich selbst zu gewinnen; dann strebt er, seine Herrschaft über die Außenwelt auszubreiten, deren Widerstand ihn erst zur Selbstbeschränkung, zuletzt zur Ausgleichung und zur Vereinigung mit Anderen zu einer höheren Lebensgestaltung — veranlaßt oder nöthigt. Auf gleiche Weise war und blieb lange die erste Religion nur Stammes- oder Volksreligion. Erst die altperssische und buddhistische, später und nur vorübergehend — die jüdische, dann die christliche, und in ihrer Jugend — die mahomedanische — suchten Propheten zu machen und dachten daran, weltbeherrschend zu werden. Nur in der christlichen Kirche ist dieser Gedanke lebendig geblieben. Nachdem sie aber Europa halb mit dem Kreuze, halb mit dem Schwerte, und Amerika fast nur mit dem letzteren sich unterworfen, hat sich ihre Gewalt an dem Freiheitsstreben des germanischen Geistes gebrochen. Mögen immerhin die ersten Reformatoren nur daran gedacht haben, das ursprüngliche Christenthum zu restauriren, sie mußten doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, die Glaubenslehre, die von den ersten Christen unmittelbar als höhere Offenbarungen aufgenommen worden, — je nach ihren individuellen, menschlichen Einsichten, nach ihrem eigenen Wissen und Gewissen zu deuten; sie mußten gegen das herrschsüchtige Rom die Befugniß geltend machen, ihres eigenen Glaubens zu leben;

sie mußten gegen die Brandfackeln der kirchlichen Inquisition zur weit hin leuchtenden Geistesfackel der Belehrung und Ueberredung greifen, und an die vorhandene Bildung, an den natürlichen, gemeinen Menschenverstand appelliren. Das höhere Sterben suchte und fand ein neues, gewaltiges Organ an der Druckpresse, und die bleischweren geschriebenen Wundbullen der alten Kirche erlagen dem gestülpten und geistbeflügelnden Druckbildern, in denen sich zuerst, wenn zunächst auch nur dürftig — der göttliche Keim der Humanität entfaltete. Wahrscheinlich war es aber, an das allen Menschen ein- geborene, an die freie Zustimmung des denkenden Geistes und des fühlenden Herzens zu appelliren. So war die Reformation im Grunde, — obgleich noch nicht im Bewußtsein — eine Emancipation des allgemein-menschlichen Wesens von päpsterschaftlicher Vormundschaft: — sie war, wenn auch bloß erst faktisch, doch bereits eine Anerkennung der Religion als einer durch freie Geistesthätigkeit vermittelbaren allgemeinen Angelegenheit der Menschheit. Wirklich kam sie in Deutschland damit zu Bestand, daß sämmtliche, sowohl weltliche als geistliche „Theologen, Kirchen- und Schuldiener,“ die sich von der päpstlichen Gewalttherrschaft los sagten, — das von den weltlichen Gewaltherrn genehmigte Concordienbuch unterschrieben, womit also die kirchliche Gemeinschaft thatsächlich als eine rein freireligiöse Angelegenheit anerkannt wurde.

Wenn dann auch die neu entstandenen Glaubensgenossenschaften, dem allgemeinen Entwicklungsgezet nach, selbst wieder zuerst sich scharf abgefordert, dann, mitunter sogar mit der Schärfe des Schwertes — nach Ausbreitung gestrebt, so blieb fortan doch das Streben vorherrschend, nur mittelst geistiger Waffen, also auf dem Wege freier Ueberzeugung, zur Welttherrschaft zu gelangen.

Auch begannen schon im XVII. Jahrhundert wehligemeinte Versuche, eine friedliche Ausgleichung zwischen den verschiedenen Kirchen zu bewirken. Da sie aber alle noch mehr oder weniger von Voraussetzungen ausgingen, welche eine freie, allgemeine Einverständigung unmöglich machten, so dienten jene Versuche nur dazu, die Differenzen — zum wenigsten theoretisch — noch schärfer auszuspielen. — Wie in der jede Gedankenmittheilung aus dem Bedürfnisse hervorsteht, eine geistige Gemeinsamkeit zu erzeugen, so bleibt sie auch dann nicht ohne Folgen, wenn sie zunächst nur einen Widerspruch hervorruft. Der Gegensatz — als Meinung oder Ueberzeugung von unseres Gleichen uns entgegenstehend, — hat eine ganz andere Gewalt, als wenn er nur von uns selbst gedacht wird. Als der wirkliche Widerspruch eines denkenden, selbstständigen

Ebenwefens treibt er uns vielmehr zu dem Versuche an, ihn durch Ueberzeugung zu überwinden. Wir suchen deshalb den eigenen Gedanken zu rechtfertigen, zu begründen, den fremden zu entzünden; und da alle einzelnen Gedanken zuletzt auf wenige mehr oder weniger allgemein gewisse Sätze zurückweisen, so führt der Gedankenkampf eine immer größere Wahrscheinlichkeit, ja Dinglichkeit des Einverständnisses herbei. Die Wahrheit, wie das Licht, übt eine auf die Dauer unwiderstehliche Macht; denn wie dieses der Blick, so ist jene das Wort der göttlichen Liebe.

Auch in den theologischen, kirchlichen Diskussionen hat sich diese Macht bewährt, und je weiter die Parteien sich von einander zu entfernen schienen, um so tiefer hat sich das Bedürfnis der Einverständigung fühlbar gemacht, um so näher sind die Streitenden dem tiefsten und innigsten Gewissenspunkte gekommen, in welchem sie sich vereinigen erkennen müssen.

Schon ist man auf diesem Wege der Erörterung thatsächlich an dem Einigungspunkte angekommen, auf welchem die Verschiedenheit der Meinungen die Nothwendigkeit anerkennen, ihre Ansichten, Glaubensmeinungen und Grundsätze zu rechtfertigen, d. h. entweder sie an Gewisses, an allgemein Zugestandenes anzuknüpfen, oder sie als Moment eines Systems, eines gegliederten Ganzen — aufzuweisen.

Aus diesem, freilich mitunter egoistischen Bedürfnisse, sich selbst für seine geistige Individualität den Charakter der Allgemeinheit, der Gemeingütigkeit zu vindiciren, so wie aus dem höheren, philanthropischen Drange, zu einer beseligenden Geistesvereinigung hinzuführen, gewinnt erst die stätige Vermehrung der öffentlichen Blätter ihre volle Bedeutung. Immer tiefer fühlt der Einzelne sein Ungenügen; immer tiefer kommt ihm zum Bewußtsein, daß er Werth und Würde nur durch Theilnahme am Allgemeinen, durch Einleben in immer weitere Lebenskreise, durch Verklärung des Selbstes zum wissenden und willigen Organe der göttlichen Weltordnung gewinnt. Die erstwesentliche Bedingung hierzu ist aber, daß diese Weltordnung in ihren allgemeinsten Grundzügen entdeckt und ausgesprochen werde, wozu der Weg nur durch die freieste und allgemeinste wechselseitige Mittheilung der Gedanken, Wünsche, Hoffnungen, Bedürfnisse und Gefühle angebahnt werden kann. Dazu ist nun das große Weltgespräch eröffnet, in welches sich zu mischen selbst diejenigen sich gedrängt fühlen, welche überzeugt zu sein behaupten, daß die Wahrheit, deren die Menschheit zu ihrem ewigen Heile bedürfe, schon längst vollständig ausgesprochen, und daß die Anerkennung oder vielmehr die gläubige Annahme derselben, auf die es allein noch ankomme,

nicht durch menschliche Geistesthätigkeit, sondern durch übernatürliche, überemenschliche Einwirkung bedingt sei.

Wirklich sehen wir seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die Anzahl der Tagblätter und Zeitschriften jeder Art und namentlich auch, — besonders seit Anfang des dritten Decenniums dieses Jahrhunderts, — die wichtigsten Zeitblätter in mehr als geometrischer Progression sich vermehren, nicht nur auf Seiten derer, welche freie Forschung als ein göttliches Menschenrecht in Anspruch nehmen, sondern auch auf der entgegengesetzten Seite, auf welcher dieses Recht ganz oder theilweise in Abrede gestellt wird. Es ist dies eine Thatfache von welthistorischer Bedeutung, welcher die andere parallel läuft, daß in noch stärkerer Progression sich die Zahl der Vereine und Gesellschaften zu den mannigfaltigsten Zwecken vermehrt. Näher betrachtet ist die zuerst angeführte Thatfache selbst nur ein Moment der zuletzt erwähnten, da durchgängig die Zeitblätter nur durch einen Verein von Schriftstellern zu Stande kommen und nur als Organen von Gesellschaften eine allgemeinere Bedeutung aussprechen und Dauer gewinnen können. Im Ganzen genommen, gehört diese Thatfache zu den eigentümlichsten Erscheinungen der neuesten Zeit und eben sowohl zu den großartigsten, erhabensten und hoffnungsvollsten der ganzen uns bekannten Geschichte. Es ist der Anfang einer Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft aus dem Elemente der Freiheit, in welcher das Recht der Individualität sich mit dem Rechte des Allgemeinen auf das Innigste zu versöhnen strebt: es ist die Grundlegung zu einem Baue, dessen Pracht und Mächtigkeit wir nur erst dunkel zu ahnen vermögen, da die Arbeit, von dem Einzelnen ausgehend, — von Innen nach Außen fortschreitend, auf naturgemäße Weise zu immer reicheren, organischen Anskleisungen, Vertiefungen und Systematisirungen hingeführt werden wird. Auch wäre es in jeder Beziehung erfreulich und förderlich, wenn sich ein Verein bildete, der sich zur Aufgabe stellte, eine vollständige Statistik der bis hiehin erschienenen Zeitschriften und entstandenen Vereine zu liefern, und in einer eigenen Zeitschrift ein Archiv der Humanität zu begründen, in welchem jene Statistik fortgesetzt würde.

Wohnten die vorstehenden Zeilen recht bald Veranlassung zur Ertüchtung eines solchen Vereines und Archives geben!

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts.

Man hat in neuester Zeit, und wohl nicht ganz mit Unrecht, behauptet, alle Zustände, welche die Menschheit von Ursprung an durchlaufen — oder vielmehr durchschlichen, finden sich noch jetzt durch irgend ein Volk oder einen Stamm repräsentirt. Gewiß ist, daß der Herr Himmels und der Erde kein Feind der Einförmigkeit, und das Weltall nur dadurch ein schönes, ein Kosmos ist, daß die göttliche Einheit desselben die Einigkeit einer unendlichen Mannigfaltigkeit ist.

Eine göttliche Idee durchwaltet das Ganze; aber sie offenbart ihren unerschöpflichen Reichthum zugleich in einer unendlichen Fülle von Gestaltungen, und in einer unabsehblichen Reihenfolge von Metamorphosen.

Auch die Zustände, welche unser Planet, welche unser Sonnen-, unser Milchstraßensystem durchwandert, sind nur für dieses zu einer weltgeschichtlichen Vergangenheit geworden; die neueren Astronomen ahnen ihre Gegenwart in anderen Planeten, Sonnen und Milchstraßen.

Auf ähnliche Weise scheint es sich mit dem Menschen, mit Völkern und Nationen zu verhalten, und wenn man einen Blick auf unser jetziges Europa wirft, sieht man auch hier neben einander, was die Geschichte seit dem Anfange des Mittelalters nach einander in Ausführung gebracht.

Während in Piemont und Sardinien im Grunde noch der päpstliche Klerus das weltliche Feudalsystem beherrscht, und in Ungarn sich noch starke Spuren des alten Hausrechtes zeigen, sind Portugal und Spanien theilweis in das Zeitalter der Reformation eingetreten, welche auch zuerst gegen das Außersich und Höchste der mittelalterlichen Kirche sich empört; gegen die Geldabgaben an Rom, gegen die päpstliche Souveränität und gegen das Klosterwesen, die höchste Blüthe der katholischen

Amerik. In Großbritannien wiederholt sich jetzt im Wesentlichen, was im 17. Jahrhunderte auf dem Continente sich begeben: König und Völkertum bekämpfen die feudale Aristokratie, die Dissenters verfechten die protestantische Religionsfreiheit gegen die halbkatholische Staatskirche, die Irländer ihre Nationalität gegen das rohe Eroberungsrecht. Ebenso fehlt es im übrigen Europa nicht an Repräsentanten des politischen Absolutismus aus Ludwigs XIV. Zeiten, und an Gestaltungen, welche an die Tendenzen Joseph's II. erinnern. Theilweis steht selbst Frankreich noch auf einem Standpunkte, über welchen Deutschland sich größtentheils erheben; denn als zwei völlig disparate Systeme befinden sich dort außer einander das Staatswesen und die Kirche, zu welcher, jedoch in unendlichen Nuancen und Abstufungen, die Uebermehrheit der Franzosen noch gehört.

Nur die echt germanischen Völker haben sich theilweis auf die Höhe der Zeitbildung erheben, und nur die deutschredenden Stämme arbeiten an gründlicher Lösung der höchsten Frage der neuesten Zeit. Wied nämlich, was zum Wenigsten im gebildeten Deutschland keinem Widerspruch mehr begegnen dürfte, — wie das äußere, weltliche, irdische Dasein durch das Innerste, Ueberweltliche, Ewige bestimmt, gestaltet das innerste Leben sich aus ständiger Einigung neu auftauchenden Ideen und Realitäten mit der überkommenen Wirklichkeit, dann möchte wohl auch nicht in Abrede zu stellen sein, daß die höchste Aufgabe der Gegenwart darin bestche, die christliche Weltanschauung, wie sie bis auf die neuere Zeit die Oberherrschende behauptet hat, mit allen Ideen und Realitäten in Ausgleichung zu bringen, welche durch Wiederauflebung des gesunkenen Alterthumes und durch Entdeckung von mehr als nur einer neuen Welt in die europäische Bildung eingetreten sind.

Solche Ausgleichung, wenn sie eine wahrhafte, gründliche, lebendige sein soll, setzt aber die gründlichste Erkenntniß der Differenzen voraus. Sollten wir nun die Glieder des Gegensatzes mit zwei Worten zu bezeichnen haben, so würden wir, älterer Sprachweise uns anstehend, sie als Weltweisheit und Gottesgelahrtheit bestimmen; diese als die Kunde von demjenigen, was als göttliche Offenbarung überliefert; jene als die Wissenschaft, welche alle übrige, nicht durch Offenbarung bedingte Erkenntniß, in höchster Fassung also die Philosophie der Natur, der geschichtlichen und der gegenwärtigen Menschheit befaßt.

Es ist nun schon mehrfach auf die höchst merkwürdige Thatsache hingedeutet worden, daß die deutsche Philosophie analoge Studien, wie das politische Leben in Frankreich durchlaufen. Weit bedeutsamer ist aber die Art und Weise, wie in Deutschland seit dem Ausbruche der Regeneration in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Weltweisheit

und Gottesgelahrtheit einerseits sich immer tiefer gegen einander differenzirt, andererseits auch immer inniger sich zu einigen Versuchen haben.

Die Darstellung dieser aus- und einkreisenden Bewegung, welche in Wahrheit den Herzschlag des deutschen Lebens bildet, wäre unstreitig eine der gediesten und zeitgemähesten Verrichtungen für die geistigen Eminenzen unseres Volkes; wir können hier nur durch einige flüchtige Andeutungen auf die Thatfache, deren wir gedacht haben, hinweisen.

Erinnern wir zuvor an den wichtigen Umstand, daß, während — nach Abschluß der mittelalterlichen Offenbarungsüberlieferung zu Trident — die Weltweisheit in Italien, Frankreich, und überwiegend auch in England sich fortwährend nur theils neben der Gottesgelahrtheit, theils im Widerspruche mit ihr entwickelte, in Deutschland dagegen sie vielfach, wie u. a. sie in J. Böhme, Leibniz, Swedenborg u. A. sich auf das Innigste mit der Offenbarungstheorie zu vereinigen getrachtet. Auch ist nicht zu übersehen, daß andererseits die Gottesgelahrtheit nirgends gründlicher bearbeitet und sich reichlicher entwickelt hat, als eben auch in Deutschland.

Was nun in den zwei Jahrhunderten nach vollzogener Spaltung der katholischen Kirche in Deutschland nur in wenigen der eminentesten, man möchte sagen, prophetischen Geistern als Strebenziel aufgetaucht, das sehen wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Kant, Herder und Lessing gleichsam an die Tagesordnung gebracht.

Auf der einen Seite wird das überlieferte Christenthum immer tiefer, auf der andern werden alle übrigen Gebiete des menschlichen Wissens mit unvergleichlichem Fleiße durchforscht. Scheinen dann Wissenschaft und Offenbarung in die entschiedenste Spannung gegen einander gerathen zu wollen, sofernt ist sowohl die höchste Wissenschaft selbst, die Philosophie — als die Theologie — bestrebt, eine wechselseitige Ausgleichung zu finden. So giebt Kant, als Repräsentant der Wissenschaft, das Christenthum in der Kreis seiner philosophischen Forschung, und Herder, der hochgebildete Theolog, verschmilzt die Wissenschaft mit der christlichen Gottesgelahrtheit. Was aber auf den Höhen der Bildung von diesen Heroen des vorigen Jahrhunderts vollbracht, dies gibt alsbald den Ton an in den untergeordneten Gebieten, und in die Herrschaft über die Gemüther theilt sich das Kant'sche und das Herder'sche Christenthum.

Von Neuem und noch tiefer differenzirt sich dann das geistige Leben durch Fichte's gigantische Bestrebungen, während auch die übrigen Wissenschaften einen außerordentlichen Aufschwung nahmen, und die Theologen sich immer tiefer in die Offenbarungsurkunden hincinnühten.

Sichte selbst aber versucht machtvoller, als je zuvor geschehen, in seinen „Grundzügen“ die durch ihn gesteigerte Spannung zu lösen, indem er die christliche Offenbarung und die Weltwissenschaft als Hauptmomente, und deren Versöhnung als Ziel der Entwicklung des Menschengeschlechtes aufstellt. Andererseits drängt sich der Offenbarungsglaube durch Reinhard, Jakobi und viele Andere — der Philosophie entgegen, während die gelehrten Forschungen der Theologen den Weg zum richtigen Verständnisse der Offenbarungsurkunden bereiten.

Schon war indeß durch Schelling's Lehre vom Absoluten und seine Naturphilosophie eine neue, noch tiefere Differenz zum Ausbruche gekommen, da jene Lehre mit Ideen hervortrat, welche zwei Jahrhunderte früher den kühnen Jordano Bruno zu Rom auf den Scheiterhaufen geführt. Jetzt dagegen sehen wir alsbald ausgezeichnete Theologen, wie Daud, Schleiermacher und Zimmer den Versuch wagen, das Christenthum innerhalb des Absoluten zu construiren, während geistreiche Anhänger des berühmten Philosophen, wie Sturzmann und J. J. Wagner jene Differenz durch neue Constructionen der Weltgeschichte zu lösen unternehmen.

Wie aber sieht Kant's subjectiven Idealismus und dessen „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ zum Ausbruche hingeführt, so war es Hegel, welcher Schelling's Lehre vom Absoluten zum absoluten Idealismus steigerte und hiermit thatkräftig, wenn auch nicht einseitig — die Weltwissenschaft in die äußerste Spannung gegen die traditionelle Gottesgelehrtheit versetzte, da diese, von einer vorwiegenden Vereinnahmung des Bösen ausgehend, auch nur eine theilweise Vermittelung gestattete, und somit in einen absoluten Dualismus auslief.

Darüber war man in der theologischen Facultät theilweise zum Bewußtsein darüber gelangt, daß das Christenthum, welches man in neuester Zeit in den Offenbarungsurkunden zu entdecken glaubte, in grundwesentlichen Beziehungen widersprüchlich demjenigen entgegengesetzt sei, welches bisher als das echte von der Kirche überliefert worden. Wie nun die sogenannten Nationalisten ihre neuere Auffassung der Offenbarung, so erklärten dagegen die sogenannten Supernaturalisten die alte symbolische Auffassung desselben für die unbedingt wahre, und es ergab sich hieraus für die Philosophie die Aufgabe, diesen Widerspruch wissenschaftlich aufzulösen.

Hegel's Enzyklopädie schien hierzu die geeignete Formel darzubieten und es wurden nun nach zwei verschiedenen Seiten hin Versuche angestellt, die Gottesgelehrtheit mit der Wissenschaft zu versöhnen. Martineau trat zuerst mit einer Dogmatik hervor, in welcher zum we-

wenigsten der Kraftaufwand zu bekennen, mit welchem der so spröde und widerspenstige Stoff der lutherischen Dogmatik scheinbar flüssig gemacht und in die Formeln Hegel'scher Dialektik eingegossen wurde. Der Inhalt sollte derselbe bleiben, und nur dessen Form zu einer rein wissenschaftlichen gesteigert werden. Andererseits wandte das Ausgleichungsstreben sich zu den Urkunden der Offenbarung, um diesen Stoff auf dem Wege der Kritik dem absoluten Idealismus genießbar zu machen. Baur suchte sich des alten, Strauss sich des neuen Testaments zu bemächtigen, beide zugleich philosophisch gebildet und ausgerüstet mit allen Hülfsmitteln, welche die moderne Gottesgelahrtheit nach und nach aufgebracht. Das ungeheure Aufsehen, welches besonders der Idealisierungsversuch des zuletzt Genannten erregt, und die Zurüstungen, welche von so vielen Seiten gegen ihn für nöthig erachtet werden, beweisen, daß hiermit die Lebensfrage des Jahrhunderts zur Verhandlung gekommen, die einmal zur Beantwortung hingestellt, unausbleiblich in Nähe zu einer Entscheidung hinführen muß.

Die Lösung, welche Strauss nach Hegel'schen Principien versucht, ist aber, um das zu Anfang erwähnte Gleichniß wieder aufzunehmen, wie die Juli-Revolution in der französischen Staatswelt, auch nur eine amphibologische Revolution der deutschen Geisteswelt. Wie jene es nur zur ephemeren Abfindung einer Quasi-Legitimität mit einer Quasi-Republik gebracht hat, so ist es in Deutschland nur erst zur äußerlichen Copulation einer quasi-philosophischen Dogmatik mit einer quasi-gläubigen Philosophie gekommen, deren Ergebnisse eine quasi-christliche Wissenschaft und ein quasi-wissenschaftliches Christenthum sind. Wie dort, so werden auch hier veraltete Dinge mit neuen Namen und neue Dinge, mit alten Namen belegt, ohne daß Form und Inhalt sich lebendig durchdringen.

Aber auch darin behauptet unser heiliges Deutschland seine geistige Superiorität über das Nachbarland, daß, wie es früher keine *Septembre*-triseure producirt, so jetzt auch der Versuchung zu *Septembrade*-sorgen siegreich widerstanden, und dem wissenschaftlichen Kampf der Principien volle Freiheit gelassen werden. Ein zweiter Samael, hat Noanah den gottvertrauenden Rath gegeben, das Werk des wissenschaftlichen Geistes nicht mit irdischer Gewalt zu dämpfen, und wenn dessen Feinde noch kürzlich wieder Tholuck mit dem Antrage hervorgetreten sich nicht scheut, die Discussion über theologische Fragen so lange in eine todte Sprache zu bannen, bis die Theologen zu einem Abschlusse darüber gekommen. so ist doch keineswegs zu befürchten, daß demselben irgendwo Gehör gegeben werde, da eine solche Bannung zu sehr sowohl dem

Geiste der Zeit im Allgemeinen, als insbesondere dem eben Geiste deutscher Nation widersprechen würde.

Zu hoffen ist vielmehr, daß ebenso, wie zur Zeit der Reformation Europa durch freisinnige Könige und hochgebildete Laien vor ägyptischer Verfinsternung und chinesischer Verbannung gerettet worden, auch jetzt wieder süeliche Herfindung und weltliche Wissenschaft einen Fortschritt herbeiführen werden, der, wie er vor der Reformation Jahrhunderte lang vergeblich von der priesterlichen Hierarchie gefordert wurde, auch jetzt nicht von denen zu erwarten steht, welche, wie Naccheneke¹⁾ und Tholoz, den verfallenen Ehren der Theologie eine specielle Mission und ein Entscheidungsrecht in göttlichen Dingen anrohren.

Soviel hat sich nimmehr bereits herausgestellt, daß Uebereinstimmung und freie Forschung, Offenbarung und Wissenschaft, Theologie und Philosophie nicht mehr von einander lassen können, daß ihre Einigung von beiden Seiten immer angelegentlichst erstrebt wird, bis jetzt aber weder in der tausendpaltigen theologischen Facultät, noch in der scheinbar einmigen und, der Versicherung nach, zum verbindlichen Abschlusse gekommenen neuesten philosophischen Schule zu finden ist. Wie hier das Wissen vielfach nur ein Scheinwissen, so ist dort der Glaube wesentlich nur ein Scheinglaube; auf beiden Seiten aber wird noch übermäßig mit Worten ein ebenso verderbliches als verwirrendes Spiel getrieben, und nur die Zurecht gibt Trost, daß aus dem heissen Kampfe der Parteien das Licht der verbindenden Wahrheit scheinend hervorspringen werde, und daß die Leidenschaftlichkeit, mit welcher aus den Sieg gekämpft wird, doch vorherrschend nur aus dem tiefgefühlten Bedürfnisse der Einigung und Liebe entspringt.

13.

Die Emancipation des Geistes.

Die Naturforschung ist aufzubrechen über die kirchliche Schöpfungstradition hinaus in die unterirdischen Archive unsers Planeten, und über unser traditionelles Sonnensystem hinaus in die Unendlichkeit zahlloser Weltkreisläufe! Die Geschichtsforschung hat die engen Grenzen der kirchlichen Uebereinstimmung überschritten, und vertieft sich in die äl-

1) G. dessen Dogmatik. 2. Aufl. 1827. S. 13, 14.

den Urfunden aller Völker, um das Wort des gemeinsamen Anfangs zu finden, welches — allen vorhandenen Beschränkungen der Menschheit ihre Rechte gewährend — zugleich alle ausschließlichen Positionen derselben entferne. Ebenso ist die Forschung in allen übrigen Sphären — des Rechts, der Religion, der Kunst und selbst der Philosophie — über den besondern Kreis hinausgedrungen, in welchem die denkenden, wirkenden und schaffenden Geister Jahrhunderte, — Tausende hindurch gleichsam gebannt und verhaftet waren.

Auf diese Weise hat für die Forschung, die von dem Höhepunkt der Gegenwart aus nach allen Richtungen in das Unendliche vordringt, — jegliche theoretische Autorität ihre absolute Ansehen verloren, und alles Vorhandene, alle Voraussetzungen und Verurtheile werden zur Verantwortung gezogen vor den Richterstuhl der erlöseten allgemeinen Geiserversammlung.

Diese durchgreifende Emanzipation des Geistes vollbringt sich aber nicht durch einen einzigen Akt, sondern durch einen Prozeß, dessen Hauptmomente sich etwa in folgender Weise bezeichnen lassen möchten. Zuerst erfaßt der Geist sich in seiner reinen Innerlichkeit und Unbeschränktheit, und reißt sich los von dem Gezußande, in welchem er bisher sein Dasein gehabt, der aber, seinen gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, zum Kerker für ihn geworden. Vor Allem nach Nicht-Gebundenheit strebend — löst er alles Hemmende von sich, — das Wesenhafte mit dem Zufälligen, das Währende mit dem Epheueren; denn beide scheinen ihm zunächst untrennbar verbunden, weil beide mit gleicher Gewalt festgehalten werden. Er will vor Allem frei sein, sich frei fühlen, sich frei wissen, und läßt sich eine Weile an dieser Gewißheit genügen.

Indessen gibt es auch weibliche Geister, welche stets eines bestimmten objektiven Halters bedürfen, und dasjenige in Schutz nehmen, was die nach Freiheit Sterbenden leidenschaftlich von sich gelassen haben. Da nun diese Letzteren sich nicht mehr gedrückt, nicht mehr gekesselt fühlen, fangen sie das von sich Gekessene auch unbefangener zu berückichtigen an. Zugleich trat sich in ihnen das Bedürfnis nach einem objektiven Spielraume der Freiheit, nach Erfüllung der leeren Selbstgewißheit. Sie suchen jetzt den erst ganz verworrenen Gegenstand zu erkennen, ihn auf freie Weise sich anzueignen, indem sie ihn cubia prüfen, in seine verschiedenartigen Elemente auflösen und das als wahr- und nothwendig Befundene zum Aufbau einer frei-geistigen Welt verwenden. Wie sie zuvor sich von der unmittelbaren Gebundenheit an das Objekt, so haben sie sich nun von der Beschränktheit ihrer inhaltslosen, bloß subjektiven Freiheit eman-

cipit. Gegen das bloß verneinende, weglumende Freiheitsstreben konnte sich das bloß gläubige Festhalten am Vorhandenen behaupten. Wendet jenes hingegen mit achtender Vereinnung auf das Ueberlieferte sich zurück, dann muß auch der Glaube von seiner Eigenheit ablassen, und, eingehend auf die schonende Kritik des Gegners, erhebt auch der früher nur Gläubige sich unbemerkt zu der Festinnigkeit des forschenden Geistes.

Dieser erkennt das Wesenhafte in den Gegenständen des Glaubens, es unterscheidend von den Gestaltungen, in welche es zunächst sich ausgeföhrt; das gläubige Gewüch aber erkennt das Recht des Geistes an, das Wissen von seinen Erscheinungen zu unterscheiden und das, was ihm als Wahr gelten soll, an dem zu prüfen, was ihm das Gewisse ist, an dem, was er nicht abhängen kann.

Es war der Gläubige emancipirt von seiner Gefangenheit in dem Objecte seines Glaubens, und der Jünger von seiner anfänglichen Befangenheit in vereingeter, gehaltloser Selbstverlorenheit. Gemeinsam vollbringen sie erst das Werk der wahren Befreiung.

14.

Die drei Worte des Lebens¹⁾.

Befragen wir Natur und Geschichte, die Kunst und das Leben, fragen wir Himmel und Erde, — drei Worte sind es, die an Gegenwart und Gegenwart, die von Außen und Innen, aus allen Zonen und Höhen und Tiefen und entgegenstehen — als wissenschaftender, weiterhaltender, weitervollender Dreiklang. Sie sind es, die das Dasein begründen, die Alles Leben erwecken, es schmücken und heilen, — und ohne sie würde das Weltall im Nichts zerfallen. Auf sie deutet hin jene älteste philosophische Weisheit, welche von der Harmonie das Universum erbauen läßt, durch Vereinigung der Einheit und der Entzweiung, oder, wie man feierlich sagen wollte, durch die Vermählung von *Eos* und *Eos*. Auf sie auch deutet hin jene drei Saiten, die ursprünglich des Musen-Meeres Keiser trug; auf sie endlich, jene geheimnißvolle Dreiecksform, von welcher alle Lebnichtungen ausgehen, um nach den mannigfaltigsten Ausbreitungen immer von Neuem in ihren himmeltiefen Schoß sich zu versenken!

1) Vorgelesen im Museum zu Frankfurt a. M. am 19. Febr. 1836.

Wie nun jeder Theoklang selbst wieder von einem Grundtone ausgeht, der, um die Sprache des Musikers zu reden, sich als Gegenlag der Quinte verbodert, um mit ihm durch die sanfte Terz zum vollen Theoklang zu verschmelzen. — so hätten auch wir nach dem Grundton des Universums, nach dem ersten Worte des unendlichen Theoklangs zu fragen, — wenn die Frage nicht ein Zweifel schiene an dem, den mit zahllosen Stimmen das Universum verkündet! Ruft nicht ein Himmel dem andern, eine Ewigkeit der andern den Namen des Allmächtigen zu, und nennen ihn nicht — aller Erden „alle Heizen unter dem himmlischen Tage?“ — Ist Er nicht das einzige Selbstwort, ohne welches kein anderes weder ausgesprochen, noch verstanden werden kann? Das Alpha und Omega des ewigen Weltgesprächs — die Wurzel und Krone jenes ewig grünen Weltbaumes, der seine gewaltigen Äste in das Unermessliche ausbreitet, dessen Zweige wir Wälder nennen, dessen Wälder wir Sonnensysteme nennen? —

Das Uswort — das Allerhöchste — ertönt, und Entzücken durchschauert das Weltall! Paradiese entlocken dem Abgrund, es kreisen harmonisch die Sphären, und aus der ganzen Schöpfung hallt der Name des Allmächtigen wieder!

Er ist es, zu dem das leuchtende Auge des Menschen emporschaut, zu dem er die lebende Stimme erhebt, den er anruft, dem er Altes baut, dem er Blumen und Früchte, dem er die Erfindung seiner Sprache darbringt, zu dem er die Wellen des Weidrauchs und die reinen Flammen des Dankes und der Anbetung aufsteigen läßt! Er ist es, zu dem er emporspringen möchte, auf den höchsten Höhen der Berge; dem zu Eüra er Reisen in Tempel verwandelt, dem zu Theben und Babylon, auf Elephanten und Stien, zu Ephesus und Palenka er die tiefsten Bauten emporthümt! Er ist es, den er in tausend und aber tausend Gestalten sich zu vergegenwärtigen strebt, von dem geheimnißvollen Steine der Indier und Aethiops an bis zu dem Palat-Rama von Tibet, von der unseligen Heime bis zu des Phobus Jupiter, von dem Fetisch des Kogers bis zu der allwissenden Hestia, von der beschützten Weisheit auf den höchsten Berggipfel bis zu dem Bilde der Götter, wie er die Kindheit sanft und am Abend seine Arme der Menschheit entgegenbreitet! —

Und immer und überall ist es dasselbe erhe Welt, dem alle Anie sich beugen, dem alle Götter sich weihen, — ob es nundschangti in China, ob in Indien Brahm, oder Buddha in Tibet, Natagai bei den Mongolen, oder Aneph in Aegypten, ob Jehova oder Bel, ob es Zeus, Juvavpater oder Allvater, ob es Eros in Neffis oder in Peru Pachacamac ausgesprochen werde! Wie das Eine Licht sich

in tausend Färbungen spiegelt, wie die erste Einheit in allen Zahlen sich wiederholt. — So ist es das erste Wort, das in allen Sprachen, in jeder auf andere Weise wiederholt; — denn überall ist es der Ausdruck des höchsten Gedankens, wie der tiefsten, unvergänglichen Empfindung! Es ist der Grund von aller Hymnen und Psalmen, von den Hymnen der Weisheit und Zerkowitsch's bis zu dem Befreiungsanfangs Israels, von den Jubelliedern der Mäntren bis zu Klopstock's und Lamartine's Harmonien; es durchgittert die Saiten der Davidischen Harfe und der Leier des Lyphus, und hallt wieder im rauschenden Klang der Corneten, wie in dem Schall der Posaunen, und dem gewaltigen Donner der Orgel; — in den Klagen Palästina's und in Durantes Magnificat, wie in den himmlischen Chören von Bach und von Händel!

Von Ihm auch, den das erste Wort uns verkündet, nur von Ihm wurden alle größten Dichter begeistert, von Mosca und Walmiki bis auf Homer und Hesiod, von Zerkowitsch bis auf Dschelaleddin Rumi, von Jesaias bis auf Dante und Milton! Und dasselbe erste Wort ist es, welches alle tiefen Denker, alle wahrhaften Philosophen zu erfassen, zu verstehen und in harmonische Systeme zu übertragen gestrebt; welches Pythagoras, den Erhabenen, — und den schönen Plato, welches den heiligen Plotin und Proclus, und wie die edlen Geister alle heißen — zu Priestern im Tempel der Wahrheit geweiht; — welches, — wie das Morgenroth auf den Gipfeln der Alpen, — auf der Ebene jener Offenbarungen und Gesetzbücher glänzt, die aus den Nebeln der Vergangenheit emporragen über die zahllosen Geschlechter der Menschen, und Familien und Staaten und Reichen gegründet, und Stämme und Völker und ganze Welttheile um sich her zu Gemeinden versammelt, in Kraft und zur Verherrlichung jenes unermesslichen Wortes.

Aber nicht nur die Dichter und Philosophen, nicht nur die Offenbarer, Propheten und Priester sind Verkündiger dieses Wortes; aus dem Tiefinnersten jedes Menschen drückt es hervor, — wie der Rausch aus den Wolken, wie ein Silberflut aus dem glühenden Metall!

Ist es doch unwillkürlich der höchste Ausruf der Bewunderung und des Entzückens, wie das tiefste Stöhnen der Angst und der Nothdurft im Abgrund des Schmerzes! Sei es, daß die Sonne vor uns aufsteht über zahllosen, — still anbetenden Kriechern, und umtauscht von dem schmetternden Jubel der Vögel; sei es, daß in der Schweigendheit der Mitternacht der Himmel, mit seinen unzähligen Sternen, uns andrängt, und Sonnen, zu Lichtflämmchen schwindend, — die Majestät des Himmels verkünden! Sei es auch, daß Okeanos wüthen, und Kamine nieder-

denken, daß Vulkane sich emporren und zerschmetternde Flüge auf die bedrückte Erde herabschleusen?

Und immer dasselbe Wort, derselbe Name entseigt unserm Herzen, unsrer Seele, wenn die Wunder der Kunst uns bezaubern, entzücken, überwältigen, und wenn, Auge in Auge strahlend, und Seele in Seele sich versenkend und verlierend, Gefühl um Gefühl, und Geist um Geist und Himmel um Himmel sich tauschen; — aber auch, wenn, von allen, auch dem Einzige liebsten, verlassen, verlassen und gekränkt, das Herz das Unseligste leidet, — ja selbst noch, wenn durch eigene Schuld der Mensch, in sich selber zerrissen, um Hülfe zu Demjenigen schreit, den sein Verbrechen verläugnet! —

Doch, wo finde ich Worte genug, jenes erste Wort, jenen Namen des Allerheiligsten genugsam zu preisen, den alle Weiten in alle Ewigkeit nicht zu vollenden vermögen; mit dem wir Ruhe im Sturme — und Frieden im Kampfe, mit dem wir Heiterkeit im Leid, im Untergang Zuversicht, und im Tode unselbstliche Hoffnungen haben; — mit dem die Natur zur Offenbarung unendlicher Schönheit, die Menschheit zur eintrachtigen Gemeinde und das Leben auf Erden zur offenen Pforte des Himmels wird; — ohne den aber das Weltall in Atome zerfällt, die Geschichte zum Wahnsinn, die Poesie zur Täuschung, das Erhabenste zur Lüge, die Erde zum Irrenhaus und die Zukunft zum abgrundtiefen Abgrund wird; — ohne den die Natur ein sich selbst verschlingendes Ungeheuer, die Menschheit zur Nöckerzunge und die gestirnte blaue Himmelsdecke zu einem großen Leichentuche würde über dem Grabe alles Glaubens, aller Liebe und Hoffnung! —

Soll ich jetzt ihn noch nennen, jenen Namen, der in leuchtenden Hieroglyphen am Himmel verzeichnet, aus allen Geschöpfen der Erde widerhallt, der ein Flügelstrahl dem Verbrecher, aber ein Lichtstrahl dem Gerechten und ein Sonnenstrahl dem Heilfertigen, — wie die Sonne den Erdkreis — einzig das Universum verlicht! —

Wenn Er aber, wenn Gott, der Allmächtige, das erste Wort alles Daseins und Lebens, — wie lauter das zweite im unendlichen Dreiklang? Ich frage rings umher in dem bunten Kreise der Lebendigen, und — wie mit Einer Stimme — antworten Alle mir — Freiheit! Ja, sie ist es, nach der Alles Leben sich sehnet, ohne die selbst Gott nicht, der Allmächtige, wäre! Denn, wie die Heise der Hüften durch die Größe seiner Unterthanen, wie die Erhabenheit des Bekrönten durch Erhebung, durch Herabsetzung des Würdigen, so erweist sich die Allmacht des Schöpfers erst durch die Freiheit seiner Geschöpfe. Sie ist das „Werde!“ das von Ewigkeit zu Ewigkeit der Allmächtige spricht; auf

dessen Klang Millionen Welten dahinkrollen, und der Mensch sich aus dem Staube emporrichtet.

Wie Gott sich durch Stetes Erschaffen verkündet, so strebt jedes Geschöpf, die ihm verliehenen Kräfte zu üben, und so ist freie Kraftbethätigung des Erschaffenen der erste Abglanz, der erste Wiberhall der göttlichen Allmacht! Ohne sie wäre der Ewig ewig einsam in sich; — und nicht spielte die Weisheit an den Stufen seines Thrones, hätte sie nicht Freiheit zur Morgengabe empfangen.

Und was ist es Anderes, als Freiheit, was in dem Herzen des Frühling sich regt, was durch Keimen und Sprengen, was blüthend und blüthend, was bewegend und steigend und jubelnd sich kund thut? Hinaus und empor sterbet Alles, der eignen Kraft sich in Freiheit zu freuen. Nur in der Freiheit ist Freude, nur in ihr geübt das Leben, nur durch sie wird der Mensch zu der Krone der Schöpfung. Frei wachend erwacht er zum menschlichen Dasein; frei wachend, genießt er die Welt. Seine Naturtriebe beherrschend, erlingt er mit der Freiheit den Frieden; frei liehend schwelgt in Wonnen sein Herz, und nur in Freiheit dem Allmächtigen gehorchend, erstiegt er den Himmel und verküßt sich zum Ebenbilde Gottes! — So erwacht die Natur in dem Menschen zum Gefühl, zum Bewußtsein der Freiheit; so erzählt die Geschichte die stätig fortschreitende Befreiung des Menschen. Heros bezingt die knirschende Gewalt; Befehlgeber stillen das befreiende Recht, und von der klanischen Furcht vor dem eisernen Schicksal befreien uns Propheten und Weise. Um der Freiheit willen verläßt Israel das reiche Aegypten und setzt Moysen in die steinige Wüste; von ihr begeistert kämpft Hellas zu Marathon und stirbt Leonidas, „wie das Gesetz es befahl.“ Mit Sokrates leert sie den Giftbecher und wählet mit Sato den Tod. Mit Hermanns Schwert schlägt sie Vacus und seine Legionen, und gewählet deutsche Frauen im Tode den Sieg.

Und wie Freiheitsmuth den römischen Weltcepter zerbricht, so entseßet des erhabenen Pulvers freies Gehorsam den inneren Menschen und das freiwillig getragene Kreuz wird zum ewig grünen Baume der Freiheit; denn frei ist, wer Gott dient, — und des Terannens spottet, wer den Tod nicht mehr fürchtet. Und von Triumph zu Triumph — zieht sie durch die Tausenderte hin, löst die Ketten des Sklaven, befreit Bürger und Nationen, und pflanzt ihre Siegesfahne in zwei Welttheilen auf! Sie erbaunt nun Staaten, sie verbündet Fürsten und Völker. Sie bezingt die Elemente, und macht dem Menschen die Natur und den Zufall unterwerflich, — und Freiheit, volle Freiheit, in allen Kreisen des Daseins und Wirkens, im Wissen und Streben, im Handel und Wan-

del, in Staat und Gesellschaft und Kirche — ist das Sterbziel der Menschheit, ist das Lösungswort des Jahrhunderts, und wie Gott, das erste, so ist Freiheit das zweite Wort unsers Lebens!

Aber frei will auch der Despot, frei der Weiterbereiter herrschen; frei möchte Jeder seine Kräfte bethätigen, seine Wünsche befriedigen, und wie Jeder, ein Sohn des Unendlichen, — auch Unendliches anstreben, so durchkreuzen, beedigen, bekämpfen sich die Wünsche, die Kräfte und Strebungen der Menschen, und das allgemeine Ringen nach Freiheit füllt mit Hader und Streit, füllt mit Kriegen und Klagen, füllt mit Druck und mit Elend die Erde, und mit jenem bezaubernden Worte läßt zugleich ein bezeugender, ungeheurer Mistklang durch die göttliche Welt! Was ist es nun, was der Freiheit ihr Maß, was ihr erst Werth, was ihr Würde verleiht? Was versöhnet den Streit, was löst den Mistklang, was vereinigt mit der Allmacht des Schöpfers die Freiheit des Menschen, was ist das dritte, das höchste, allbefriedigende Wort?

Wohl erkenn's der Verstand, daß, wenn Gott, freie Wesen erschaffend, gerade durch Selbstbeschränkung seine Allmacht bezugte, — auch der Mensch, um ein Ebenbild Gottes zu werden, seine eigene Ungebundenheit binden, seine Unbeschränktheit beschränken, daß er, wie Gott, das freie Dasein aller seiner Mitgeschöpfe wollen, daß er Gottes Willen zu dem seinigen machen müsse. Aber was ist es, was ihm Kraft gibt, über sich selbst zu triumphiren, was ihn sich selbst zu vergessen, sich hinzugeben, sich aufzuopfern antreibt?

Daß Gott der Allmächtige sei, das war des Menschen urrester Gedanke! daß seiner Brust ein eigener Wille einwohne, das war seine erste Erfahrung, als von der verbotenen Frucht er gekostet. Als er aber aus dem Paradiese vertrieben, was gab seinem Leben noch Reiz, und als der Bruder den Bruder erschlugen, was drängte das Weib, dem Mörder in das Elend zu folgen? Was löst die Mutter an der Wiege des Säuglings machen, und, ihn zu retten, dem Löwen entgegen sich stürzen? Was schwellt mit Entzücken des Jünglings Brust, daß sein Stolz vor der Schönheit sich neigt? daß in der Hülle der Kraft er vor der schwachen Jungfrau sich beugt? Was stählt seinen Muth, daß für Weib und für Kind er in die Feinde sich stürzt? was gibt dem Weib den noch größeren Muth und die Geduld und die Ausdauer, die tausend Mühen des Lebens zu tragen? Was vereinet die Herzen, knüpft Eben, webt der Freundschaft beglückendes Band, läßt aus dem Kinde die Eltern an, weiht Eltern und Jüngeln zu Priestern der Gerechtigkeit und befeligt und heiligt Alles Leben auf Erden?

Und als der Mensch, seiner Freiheit mißbrauchend, sich in Selbst-

sucht verloren, was hielt den Vernichtungsbüß des Allmächtigen zurück? Was bewog ihn, nachzusehen dem Verlorenen, und ihn zurückzusehen, zurückzubitten zu dem harrenden Vater? Was ließ den Gesendeten-berichten auf die gewaltsame Beherrschung der Welt, um alle Schmach und allen Schmerz zu erdulden, und für alles Wohlbuh den Kreuztod zu erndten?

Und was war es dann, was Unzählige zu gleichem Tode begeistert, was der Armen, der Waisen, der Unterdrückten sich annahm, was Hunderttausende antiebt, den Sklaven ihre Ketten abzunehmen, um sie selbst zu tragen, was sie hinaustrieb in die Fremde, zu den wilden Natursöhnen, um dem Erhabesten, dem Heiligsten — Brüder zu werden? Was ist es, was jene blühende Jungfrauen begeistert, auf alle Weltläust verzichtend, ihr ganzes Leben dem Dienste der Kranken, der Verpesteten zu weihen? —

Was ist es anders, als die Liebe, als das dritte, das heiligste Wort des Lebens, das den Dreiklang vollendet, das Himmel und Erde, das Allmacht und Freiheit, das Gott und den Menschen vereint, und das noch das Universum durchhaucht, wenn die Weissagungen vergangen, wenn alle sondernden Sprachen verstummen und im Anschauen des Unendlichen alle endliche Erkenntniß verschwunden!

Denn sie ist ja der höchste Name des Allmächtigen selbst; sie ist Schöpfungsthat, Selbsthingabe; sie ist Begehrungswunsch, sie auch Befestigung. Sie ist die Schönheit, die himmlische, vollendete, die, in sich harmonisch, alle Herzen und Geister harmonisch stimmt, und sie hinreißt in den Einklang der Welt; — die von Sonnen und Sternen herab auf die Erde strahlt und von der Erde emporsteigt in dem Dufte der Blumen, in dem Jubelgesang des Frühlings und in den Flammen der Altäre; die vom Himmel in Strömen des Segens und der Begeistigung herabthaut und in Gebeten und Hymnen wieder einkehrt in die himmlische Heimath. So ist sie zugleich das letzte und das erste Wort des Lebens, zugleich Irdisch und Dreiklang; denn nur die Liebe ist allmächtig, nur die Allmacht schafft Freiheit, nur der Freie kann lieben, wie nur die Liebe befreit, und so können auch wir unseren Vortrag nur mit den Worten jenes, von Gott, Freiheit und Liebe begeisterten Sängers schließen:

„Die Lieb ist allen eingegraben,
Das Gut für ihrem Zweck zu haben;
Da kommt auch Alles wieder an,
Weil anderwärts nichts dauern kann,
Als wenn's zu dem kann wiederkommen,
- Wo es sein Wesen hergenommen.“



Conversationslexikon
der neuesten
Literatur,
Völker- und Staatsgeschichte.

CE 4 m

Ein unentbehrlicher

Supplementband zu jedem Conversationslexikon.

Bearbeitet von

einer Gesellschaft deutscher Gelehrten.

First Set, Pages 1-9.

Preis: Auf Druckpapier 6 fl. auf feinem Velinpapier 9 fl.

Subjects

Abbas Mirza. — Abb. et. Ruler. — Abegg. — v. Abet. — Abercromb.
Abet. — Abam. K. — Adam, G. N. — Adel. — Adler. — Adelf.
Adrian. — Aegypfen. — Aegize. — Aethiop. — Aghanißon.
Afrifa. — Aftelut. — Aarab. — Agha. — Agam. — Agoub.
Aguaba. — Aftelut. — Aftinauer. — Amon. — Amonier. — Amon.
Abercht. — Alexander Karl. — Aigier. — Aibaub. — Aibert. — Aiarb.
Aileit. — Aimenauer. — Aimbauer. — Aiope. — Aifen. — Ait-
teuflein. — Aitextbauereifchaft.

Das **Conversationslexikon der neuesten Literatur, Völker- und Staatsgeschichte** entwickelt in kurzen und fröhlichen Zügen den inneren Zustand der einzelnen Staaten und ihre Beziehungen zu einander; dasselbe giebt einen vollständigen Abriss von der gesammten sowohl physischen als geistigen Kultur, von allen Wissenschaften und Künsten und stellt eine Gallerie von Lebensbeschreibungen aller unserer verdienstvollen Zeitgenossen, der Gelehrten, Künstler, Dichter, Fürsten, Staatsmänner und Beamteten auf. Durch die Einschränkung auf den wichtigsten und interessantesten Zeitraum der neuesten Geschichte, gemengt das Conversationslexikon den Vortheil und Nutzen, die Mittel in allen Beziehungen schätzen zu können, so daß es in Rücksicht auf die Kenntniß der neuesten Zustände recht eigentlich als ein Hilfs- und Handbuch für jeden Gebildeten und als ein unentbehrliches Supplementband zu jedem ähnlichen Werke, sowie zugleich als Ersatz derjenigen Werke betrachtet werden darf, die jährlich als Annalen, Chroniken, Jahrbücher u. dgl. in nicht geringe Anzahl gedruckt, selten ein treues Charaktergemälde der Zeit liefern. Für die schätzbare Ausführung und Vollendung des Werkes im Druck darf der Name des Verlegers als Bürgschaft gelten.

Monatlich erscheint 1 Heft von 8-9 Bogen in 4. und kostet in Um-
schlag broschiert 6 Mk.

Zwanzig Hefte werden das Ganze bilden.

Otto Sigand.

